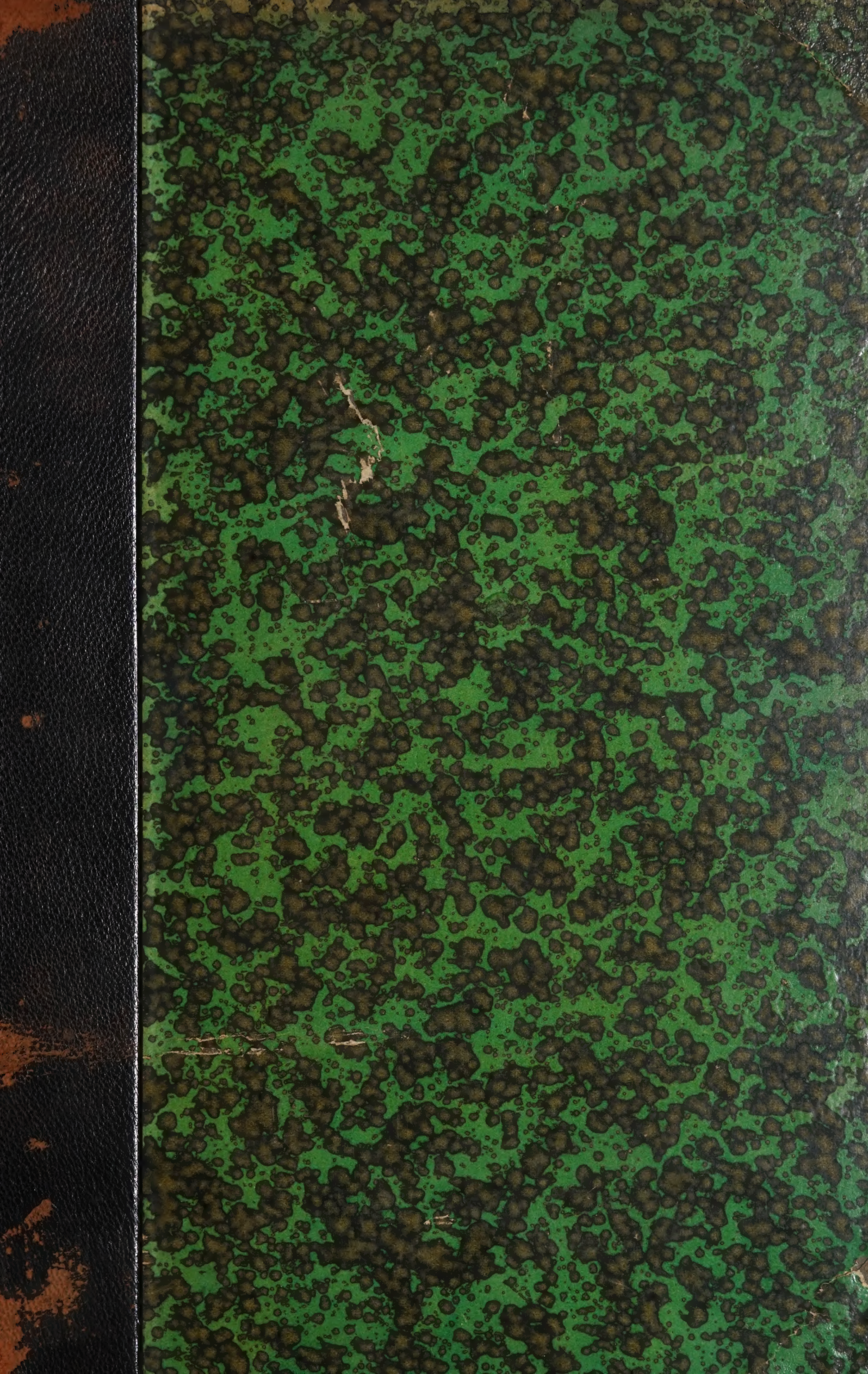
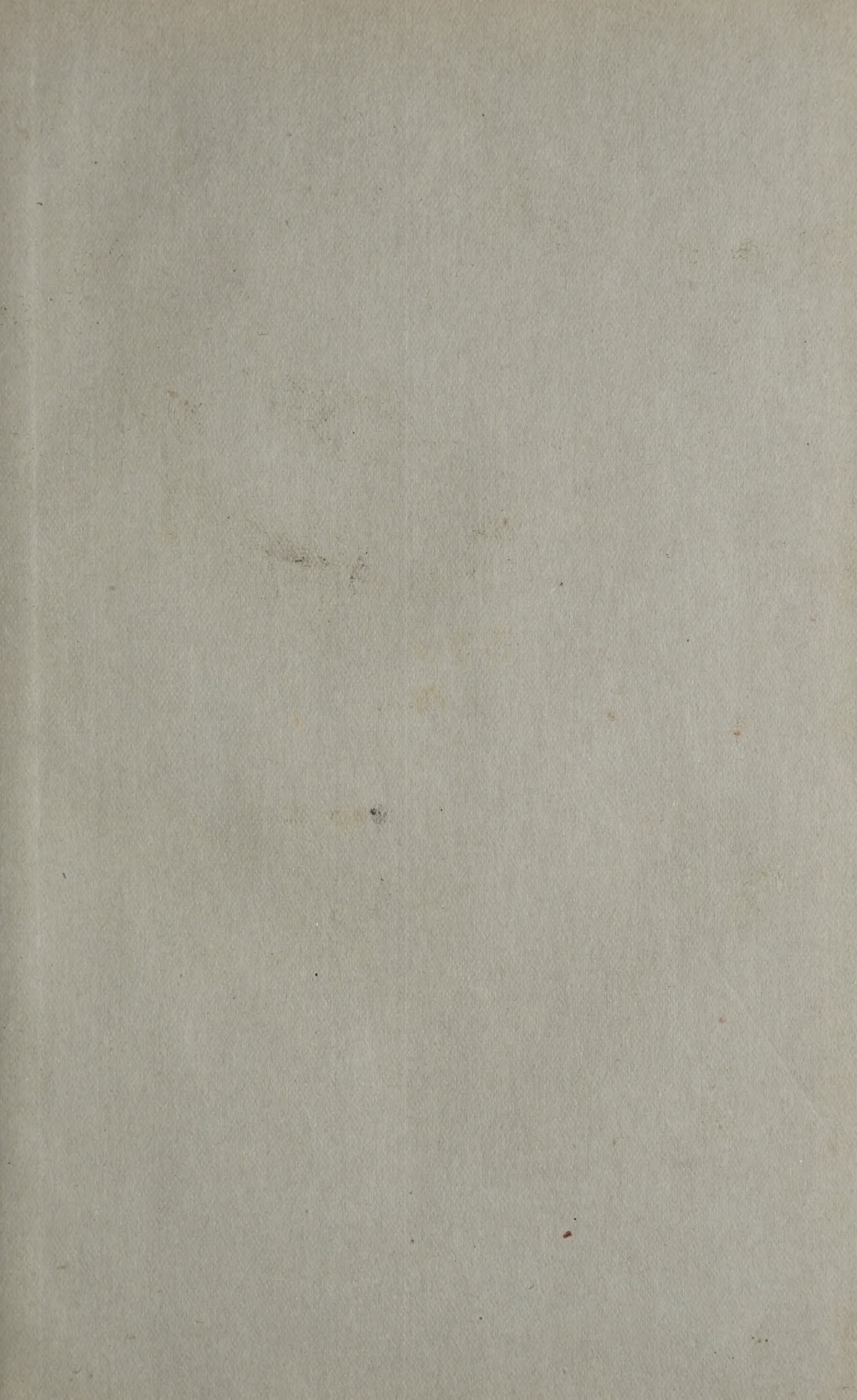
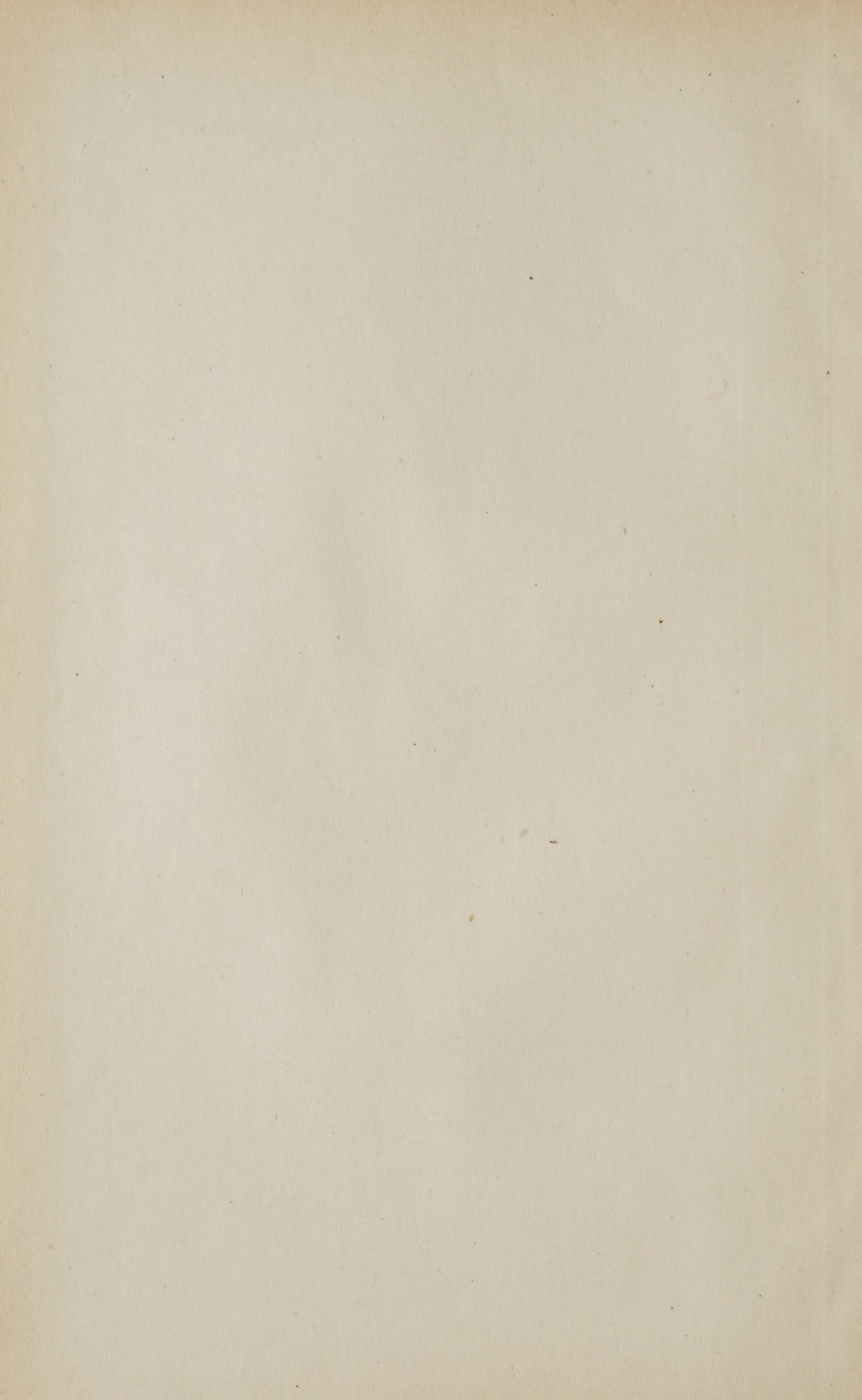






Die Neue Zeit.

Revue des geistigen und öffentlichen Lebens.

Unter ständiger Mitarbeiterschaft

von

Aug. Bebel, Ed. Bernstein, Paul Lafargue, Wilh. Liebknecht, Fr. Mehring, F. A. Sorge u. A.

redigirt

von

Karl Kautsky.

Vierzehnter Jahrgang. Erster Band.



Stuttgart.

Verlag von J. H. W. Dietz.

1896.

Druck von J. H. W. Dietz in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

(A. bedeutet Artikel, N. Notiz, R. Rezension, die Zahlen geben die Seiten an.)

I. Zeitgeschichte und soziale Zustände.

(Siehe auch II. und VI.)

1. Afrika.

2. Amerika.

3. Belgien.

4. Deutschland.

5. England.

6. Holland.

7. Oesterreich.

8. Rußland.

9. Schweiz.

II. Sozialismus und politische Oekonomie.

(Siehe auch I., III. und VI.)

1. Allgemeines, Statistik.

2. Geschichte des Sozialismus.



Nr. 1. XIV. Jahrgang, I. Band. 1895-96.

Der Fall Hammerstein.

⤢ Berlin, 25. September 1895.

Es wird nachgerade die höchste Zeit, daß der Fall Hammerstein, der in der Tagespresse eine so ausgiebige Erörterung erfährt, auch an dieser Stelle beleuchtet wird. Freilich gehorchen wir dabei mehr der Pflicht eines gewissenhaften Wochenchronisten, als der Neigung, uns mit einer Sache zu befassen, die weder nach der persönlichen, noch nach der politischen Seite hin das Gewicht hat, zu dem sie aufzubauschen so viele brave Menschen sich bemühen. Die persönliche wie die politische Seite des Falles Hammerstein hat nur die Bedeutung, alte und längst bekannte Erfahrungen von Neuem zu bestätigen.

Nach der persönlichen Seite hin ist der Fall Hammerstein einer jener nachgerade unzähligen Skandale, welche die unaufhaltsame Zersetzung der bürgerlichen Gesellschaft bekunden und in allen bürgerlichen Parteien gleichmäßig vorkommen. Der Fall Hammerstein ist weder ein Ausnahmefall, noch auch nur ein besonderer Originalfall, sondern ein fast sklavischer Abklatsch eines anderen Falles, der vor genau zehn Jahren einem derjenigen Blätter passirte, die jetzt jeden Morgen und jeden Abend heftig erröthen aus Scham darüber, daß die deutsche Erde einen Hammerstein so lange getragen hat, ohne ihn zu verschlingen. Der damalige Chefredakteur dieses Blattes, Ehemann, Landwehroffizier, Reichstagsabgeordneter, ganz wie Hammerstein, führte einen sehr ausgelassenen Lebenswandel, und man wird es nicht als einen grundsätzlichen Unterschied betrachten wollen, daß seine Lieblingsmätresse nicht Flora Gaß, sondern Anna Krause hieß. Er beging Untreue, Unterschlagung, beispielsweise an einem Fonds, der als Erziehungsgelder für die Waisen eines polnischen Parteigenossen gesammelt war, kurzum so ziemlich alles, was dem Freiherrn v. Hammerstein zur Last gelegt wird. Der Mann hatte aber das Glück, rechtzeitig zu sterben. Er ist in allen Ehren beerdigt worden; an seinem Sarge rief Herr Virchow dem erprobten Vorkämpfer für Freiheit und Sittlichkeit bewegte Worte nach, und kein Zweifel, daß der berühmte Gelehrte und unberühmte Politiker nicht wußte, wem er das Grablied sang! Herr Lenzmann aber verhieß an demselben Sarge mit theurem Schwur, den Fußstapfen des Verstorbenen zu folgen und „sei es durch Ströme von Blut", derweil Abkommandirungs-Hermes, der stets die Latrinen der freisinnigen Tugend zu fegen hat, mit den Dietrichen eines herbeigeholten Schlossers den Schreibtisch des

todten Freundes erbrach, um, was sich an verrätherischen Spuren darin fand, unter unsauberen Kalauern zu vernichten.

Dank dieser umsichtigen Strategie gelang es, den Skandal zu vertuschen, und wer menschliche Dinge menschlich beurtheilt, wird darüber nicht viele Worte verlieren. Die bürgerliche Gesellschaft stolpert in solchen Skandalen ihrem Untergange entgegen, und wen gerade das Loos trifft, unter den Auserwählten der Berufene zu sein, der hat ein begreifliches Verlangen, diese Auszeichnung schamhaft zu verbergen. Was aber wirklich originell an dem Fall Hammerstein ist, was selbst den seligen Ben Akiba stutzig machen könnte, das ist der heldenmüthige Vorkampf, den gerade die Leidtragenden jenes früheren Falles augenblicklich für Tugend und Sittlichkeit gegen den „noch niemals dagewesenen Fall" Hammerstein führen. Besonders das Blatt, in dessen Hause das Skelett steht, wälzt jeden Abend und jeden Morgen wahre Chimborassos sittlicher Empörung heran, an deren steiler Höhe wir immer nur wieder mit schwindelndem Staunen emporblicken können. Wir sind viel zu bescheiden, um mit dieser erlesenen Tugend einen aussichtslosen Wettkampf zu beginnen, und so lassen wir die persönliche Seite des Falles Hammerstein auf sich beruhen.

Um Einiges interessanter ist allerdings seine politische Seite. Zu ihrer richtigen Beurtheilung muß vor allen Dingen festgehalten werden, daß der Sturz Hammersteins eine konservative Intrigue war. Die in solchen Sachen geübten Intriguanten hatten sich als ihr Werkzeug den richtigen Mann erkoren, den hiesigen Korrespondenten der „Frankfurter Zeitung", der, unbeschwert durch irgend welche politische Ueberzeugungen, auf den Vordertreppen aller offiziösen und den Hintertreppen aller offiziellen Bureaus heimisch und deshalb vortrefflich dazu geeignet ist, in demokratischer Entrüstung über konservative Vorder- und Hintertreppenpolitik zu machen. Bei diesem kundigen Mann mag sich erkundigen, wer Näheres über die *Personen* der Intriguanten wissen will. Was ihre *Zwecke* waren, liegt dagegen klar auf der Hand. Hammerstein vertrat in der „Kreuzzeitung" mit ebenso großer Geschicklichkeit wie Rücksichtslosigkeit die Interessen des historischen Junkerthums, der halb bankerotten Krautjunker, die als Klasse durch die ökonomische Entwicklung unaufhaltsam vernichtet werden, mit blinder Gier ihre Rettung vom Staate verlangen, von ebenso blinder Wuth gegen das sie entwurzelnde Kapital überfließen und dies sie unmittelbar bedrohende Kapital weit ingrimmiger hassen, als sogar das Proletariat, das sie auf dem platten Lande noch unter ihrer Fuchtel halten. Aus dem Untergrunde dieser Krautjunker hat sich innerhalb der konservativen Partei aber längst eine Aristokratie von Großgrundbesitzern herausgehoben, die mit der Großindustrie eine viel größere Interessengemeinschaft haben, als mit den Krautjunkern, von deren Verschluckung sie sich zum Theil selbst mästen. Diese Aristokratie hat allen feudalen Mucken entsagt, sie ist vollständig verbürgerlicht, sie treibt auf ihren Latifundien selbst die mannigfaltigste Industrie. Sie will gemeinsame Sache mit der Großindustrie machen, um die Massen des Volkes desto gründlicher ausbeuten und knebeln zu können. Sie will politisch die Wiederherstellung des Kartells, und weil die Krautjunker sich mit Händen und Füßen dagegen sträuben in dem sehr sicheren Klasseninstinkte, daß sie dabei keine Seide spinnen würden, deshalb mußte ihr geschicktester und rücksichtslosester Führer über die Klinge springen.

Ohne besondere Prophetengabe konnte man vorhersagen, daß die Intrigue scheitern mußte. Die Idee, eine politische Partei durch die moralische Diskreditirung ihres Führers, eine Klassenbewegung durch eine Intrigue lahmlegen zu wollen, gehört in ein Lustspiel von Scribe, aber nicht in die moderne Politik.

Ueberraschend konnte es höchstens kommen, daß sie so schnell gescheitert ist. Das lag zunächst an der Tölpelhaftigkeit der nationalliberalen Mitspieler. Wollten sie den Fall Hammerstein richtig ausnützen, so mußten sie ihn, unter obligater Entrüstung natürlich, aber doch mit möglichster Schonung der konservativen Partei behandeln. Aber der nationalliberalen Partei ist die Heuchelei nun einmal zur zweiten Natur geworden, und da in ihrer eigenen Mitte so viele Verbrecher aus den Gründerjahren noch ungehangen umherlaufen, so hat sie ein begreifliches Bedürfniß, in der fremden Sünde ihre eigene Tugend zu spiegeln. Die Art, wie sie den Fall Hammerstein ausschlachtete, mußte vielleicht selbst den Urhebern der Intrigue und jedenfalls jedem nicht eingeweihten konservativen Politiker ein gelindes Grauen vor dem Gedanken einflößen, mit einer so angenehmen Nachbarin in neue Kartellbeziehungen zu treten. Es ist wahr: allmälig dämmert einigen nationalliberalen Schlauköpfen eine Ahnung von dem auf, was sie angerichtet haben, und die „Nationalliberale Korrespondenz" beeifert sich, die Thorheiten, die „ein Theil" der nationalliberalen Presse begangen hat, wie sie sich allzu euphemistisch ausdrückt, durch aufrichtige Kundgebungen der Reue wieder gut zu machen. Aber nun ist es zu spät. Jetzt haben die Junker schon wieder Oberwasser, und daß sie es haben, daran trägt die freisinnige Partei einen guten Theil der Schuld.

Man muß die ganze Illusionsfähigkeit dieser Partei kennen, um es überhaupt für denkbar zu halten, daß sie den Ton der Lärmglocke, der von kartelllustigen Händen gegen Hammerstein geschwungen wurde, mißverstand als einen Hahnenschrei, der sie aus langer Nacht zum Tage des Sieges erweckte. Man reibt sich die Augen, wenn man in freisinnigen Blättern den Zaunpfahl winken sieht: der Fall Hammerstein zeige, wie verhängnißvoll die junkerliche Umgebung des Monarchen für die Monarchie sei, und wie sehr es im monarchischen Interesse liege, daß der König ehrliche, freie, gesinnungstüchtige Männer aus dem Volke zu seinem täglichen Umgange wähle. Bilden sich diese trefflichen Politiker denn wirklich ein, daß ein preußischer König, selbst den unwahrscheinlichen Fall gesetzt, daß er die Itzenplitze und Zitzewitze von seinem Hof verjagen und Herrn Eugen Richter zum Zeremonienmeister oder Herrn Rudolf Mosse zum Kammerherrn ernennen wolle, überhaupt die Macht dazu habe? Ja, er hat die Macht noch weniger als den Willen. Manchem preußischen König ist die junkerliche Vormundschaft schon lästig gefallen, und der eine oder der andere hat auch den Versuch gemacht, sich ihr zu entziehen, aber bei jedem dieser Versuche hat sich herausgestellt, daß die Feindschaft der Könige den Junkern lange nicht so unbequem wurde, wie den Königen die Feindschaft der Junker. Und das ist auch ganz selbstverständlich in einem scheinkonstitutionellen Staate, in dessen Armee und Bureaukratie das Krautjunkerthum noch immer das Heft in der Hand hat.

Hängen somit die höfischen Trauben für die freisinnigen Füchse viel zu hoch und stärkt jedes unzeitige Schielen nach ihnen nur den höfischen Einfluß der Itzenplitze und Zitzewitze, so hat es die freisinnige Presse auch glücklich verstanden, sich durch ihre Behandlung des Falles Hammerstein die „öffentliche Meinung" des Philisters, die wenigstens für sie noch etwas bedeutet, nach und nach abwendig zu machen. In ganz Deutschland giebt es, vielleicht mit Ausnahme einzelner antisemitischer Blätter, keine Gruppe der Presse, die gegen ihr mißliebige und — wohlgemerkt — ungefährlich gewordene Persönlichkeiten eine so gehässige und hämische, jedes gentlemanliken Zuges bare Kampfweise zu führen pflegt, wie die hiesige Freisinnspresse. Meisterin in der Kunst des Todtschweigens oder Sichtodtstellens vor Persönlichkeiten, welche sie fürchtet, überschlägt sie sich in kindisch-kleinlicher Rachsucht, wenn sie über einen am Boden liegenden Gegner

ohne Gefahr herfallen kann. Während sie der Katze, welche die berühmte Kamel-Inschrift eingekratzt hat, nicht die Schelle anzuhängen wagt, tobt sie, als hänge das Heil der Welt davon ab, daß Hammerstein im Auslande ergriffen wird und in den Mauern des Zuchthauses Wolle spinnen muß. Allerdings sucht sie ihren Henkersgelüsten ein prinzipielles Mäntelchen umzuhängen, indem sie sagt, man dürfe die großen Diebe nicht laufen lassen und die kleinen Diebe hängen. Indessen diese Praxis ist nun einmal eine unveräußerliche Eigenschaft ihres geliebten Klassenstaats und der Philister entsinnt sich recht gut, daß sich kein Blättlein in dem freisinnigen Blätterwalde regte, als der Staatsanwalt seine Pflicht vergaß gegenüber den großen Dieben von liberalen Gründern, die ihn, nämlich den Philister, bis auf die nackte Haut geschoren hatten.

Genug, wenn es an sich schon sinnlos war, von der Intrigue, die Hammerstein stürzte, eine zerschmetternde Niederlage des preußischen Krautjunkerthums zu erwarten, so hat die nationalliberale und die freisinnige Partei das Mögliche gethan, alles Ueble abzuwenden, was dem preußischen Krautjunkerthum aus dem Sturze Hammersteins etwa noch erwachsen konnte. Die „Kreuz-Zeitung" hat sich von der ersten Verblüffung längst erholt, und die „Konservative Korrespondenz", die im ersten Schrecken Stöcker halb absägte, verklebt eifrig den Riß und erklärt sich solidarisch mit dem theuren Gottesmanne. Gehen noch ein paar Wochen weiter ins Land, so wird das Krautjunkerthum wieder so kreuzfidel sein, wie ihm sein unaufhaltsam fortschreitender Bankerott nur immer gestattet. Die politische Seite des Falles Hammerstein ist wohl um einiges interessanter, als seine persönliche Seite, aber irgend welchen Einfluß auf den großen Gang der Dinge kann auch sie nicht haben.

Für die sozialdemokratische Partei ist der Fall Hammerstein ein passendes Objekt, die Korruption, nicht dieser oder jener bürgerlichen Partei, sondern der bürgerlichen Gesellschaft zu erläutern, und für sie ist er ferner ein trefflicher Zankapfel, um ihn in die Schaar der braven Patrioten zu werfen, die eben zum Heldenkampfe gegen die Rotte aufmarschiren sollte. Beides ist mit gutem Nutzen geschehen und das ganze Spektakelstück ist aufgeführt worden zum Gaudium und Triumph der Sozialdemokratie. Aber eben deshalb mischt sie sich nicht in den Hader selbst ein. Sie hat so wenig zu thun mit den großindustriell-agrarischen Kliquen, wie mit dem Krautjunkerthum, deren Meinungsverschiedenheit nicht darin besteht, *ob*, sondern vielmehr nur *wie* die Arbeiterklasse am gründlichsten geplündert und am sichersten geknebelt werde. Sie hat aber auch nichts zu thun mit dem Sittlichkeitsgetute der liberalen Biedermänner, deren gleich würdigen Vätern und Großvätern schon Heinrich Heine das treffende Wort entgegenwarf: Mag tuten, wer will, für den deutschen Janhagel!

Fr. Engels' letzte Arbeit: Ergänzung und Nachtrag zum dritten Buch des „Kapital".

Vorbemerkung. Im Nachstehenden übergeben wir der Oeffentlichkeit das letzte Stück Arbeit, das Friedrich Engels vor seinem Tode verfaßt hat. Wie aus dem vom 21. Mai ds. Js. datirten Briefe Engels' an Karl Kautsky hervorgeht, der in Nr. 47 des XIII. Jahrgangs der „Neuen Zeit" veröffentlicht wurde, waren der Aufsatz und die geplanten Fortsetzungen desselben von Engels zur Veröffentlichung in dieser Zeitschrift bestimmt, und die literarischen Willens-

vollstrecker des Verstorbenen haben es daher als ihre Pflicht betrachtet, sobald als thunlich in diesem Sinne zu verfahren. Allerdings ist der Aufsatz nicht ganz abgeschlossen und vielleicht auch in dieser Form nicht die letzte Reinschrift, die ihm Engels gegeben hätte. Aber so wie er ist, ist er jedenfalls für die Ueberlebenden druckreif. Abgefaßt gerade in der Zeit, wo Engels weit, weit größere physische Schmerzen litt, wie in den Tagen unmittelbar vor seinem Tode; wo er, von wüthendem Kopfschmerz geplagt, Nächte lang nicht schlafen, ja nicht einmal liegen konnte; wo er, der sonst nie klagte und selbst seine intimsten Freunde nie merken lassen wollte, daß er litt, oft mitten in der Unterhaltung abbrechen und sich zurückziehen mußte, weil die Pein unerträglich wurde — in dieser Zeit entstanden, zeigt der Aufsatz eine Klarheit und Frische, die alles vermuthen lassen, nur nicht, daß ihn ein fünfundsiebzigjähriger, mit dem Tode kämpfender Mensch geschrieben.

Soweit er geht, bedarf er natürlich keines Kommentars. Und wo er abbricht, da ist der weitere Weg so deutlich vorgezeichnet, da ist der Gegenstand, um den es sich handelt, so zur Genüge klargestellt, daß eine blos erklärende Ergänzung ebenfalls überflüssig ist. Was da noch hinzuzusetzen wäre, könnten nur Thatsachen sein, für deren Auffindung und Erklärung die Methode vorgezeichnet ist, und alles Weitere findet der Leser in den betreffenden Kapiteln des dritten Bandes des „Kapital", wobei wir insbesondere auf den vierten Abschnitt und das letzte Kapitel desselben: „Geschichtliches über das Kaufmannskapital" verweisen. Wer den Engelsschen Aufsatz gelesen, für den wird dieser Abschnitt erhöhtes Interesse haben und das ganze Marxsche Werk um so verständlicher sein. Die letzte Gabe, die uns Engels geschenkt, ist ein Nachwort zum „Kapital", das nach Ansicht des Schreibers dieser Zeilen später dem Werk einverleibt werden sollte.

Aus dem vorerwähnten Briefe an Kautsky wissen die Leser, welches der zweite Punkt war, mit Bezug auf den Engels, wie er in der einleitenden Bemerkung sagt, im gegenwärtigen Moment eine Ergänzung zum „Kapital" für zeitgemäß hielt: „die sehr bedeutend veränderte Rolle der Börse, seit Marx 1865 darüber schrieb." Aus mündlichen Unterhaltungen, die ich mit Engels darüber hatte, kann ich noch hinzufügen, daß es u. a. das sogenannte Termingeschäft war, das er genauer vorzunehmen gedachte und daß, so weit entfernt seine Kritik von kleinbürgerlich-reaktionärer Heulmeierei ausgefallen wäre, die Börse sich nicht über zärtliche Behandlung zu beklagen gehabt hätte. Er sprach davon, wie diese Zukunftskäufe und -Verkäufe, die in der bürgerlichen Wirthschaft in gewissen Zweigen und innerhalb gewisser Grenzen eine nothwendige Einrichtung gewesen sind, sich von der bloßen Gelegenheit zum Schwindel zum „reinen" Schwindel, dem Schwindel ohne auch nur den Schein und Schimmer der rechtfertigenden Grundlage, entwickelt haben. Es ist ganz außer Zweifel, daß er darüber etwas zu sagen hatte, was bisher noch nicht gesagt worden, denn sonst hätte er nicht andere Arbeiten zurückgestellt, um diese Frage zu behandeln; aber das hat er nun mit sich hinweggenommen. Wohl ließe sich aus den Aufklärungen, die er bei Gelegenheit, wo es sich um praktische Stellungnahme zur Börse handelte, den mit ihm korrespondirenden Genossen brieflich zu Theil werden ließ, ein reicher Artikel zusammenstellen, aber inwieweit derselbe Ersatz für die von Engels geplante Abhandlung bieten würde, muß dahingestellt bleiben. In einem solchen, an den Schreiber dieses gerichteten Briefe nennt Engels im Frühjahr 1883 die Börse die „Spitze des kapitalistischen Erwerbs, wo sich das Eigenthum ganz direkt in Diebstahl auflöst".

Noch einmal sei festgestellt, daß der Aufsatz, den wir hiermit dem Druck übergeben, bis auf den Buchstaben herab von Engels selbst herrührt. Auch nicht ein Wort ist von dritter Hand nachträglich geändert oder hinzugesetzt worden.

E. B.

* * *

Vorausschickend schreibt Engels, als Einleitung zu der ganzen Serie der geplanten Artikel:

Das dritte Buch des „Kapital", seitdem es der öffentlichen Beurtheilung unterliegt, erfährt bereits mehrfache und verschiedenartige Deutungen. Das war nicht anders zu erwarten. Bei der Herausgabe kam es mir vor allem darauf an, einen möglichst authentischen Text herzustellen, die von Marx neugewonnenen Resultate möglichst in Marx' eigenen Worten vorzuführen, mich selbst nur einzumischen, wo es absolut unvermeidlich war, und auch da dem Leser keinen Zweifel darüber zu lassen, wer zu ihm spricht. Man hat das getadelt, man hat gemeint, ich hätte das mir vorliegende Material in ein systematisch ausgearbeitetes Buch umwandeln sollen, en faire un livre, wie die Franzosen sagen, mit anderen Worten: die Authentizität des Textes der Bequemlichkeit des Lesers opfern. So hatte ich meine Aufgabe aber nicht aufgefaßt. Zu einer solchen Umarbeitung fehlte mir alle Berechtigung; ein Mann wie Marx hat den Anspruch, selbst gehört zu werden, seine wissenschaftlichen Darstellungen in der vollen Echtheit seiner eigenen Darstellung der Nachwelt zu überliefern. Ferner fehlte mir alle Lust dazu, mich derart, wie ich das ansehen mußte, an dem Nachlaß eines so überlegenen Mannes zu vergreifen, es hätte mich Treubruch gedünkt. Und drittens wäre es rein nutzlos gewesen. Für die Leute, die nicht lesen können oder wollen, die schon beim ersten Buch sich mehr Mühe gegeben, es falsch zu verstehen, als nöthig war, es richtig zu verstehen — für diese Leute sich irgendwie in Unkosten setzen, ist überhaupt zwecklos. Für diejenigen aber, denen es um wirkliches Verständniß zu thun ist, war gerade die Urschrift selbst das Wichtigste; für sie hätte meine Umarbeitung höchstens den Werth eines Kommentars gehabt, und obendrein des Kommentars zu etwas Unveröffentlichtem und Unzugänglichem. Bei der ersten Kontroverse mußte der Urtext ja doch herbeigezogen werden, und bei der zweiten und dritten wurde seine Herausgabe in extenso unumgänglich.

Solche Kontroversen sind nun selbstverständlich bei einem Werk, das so viel Neues und dies nur in rasch hingeworfener und theilweise lückenhafter erster Bearbeitung bringt. Und hier kann mein Eingreifen allerdings von Nutzen sein, um Schwierigkeiten des Verständnisses zu beseitigen, um wichtige Gesichtspunkte, deren Bedeutung im Text nicht schlagend genug hervortritt, mehr in den Vordergrund zu rücken und um einzelne wichtigere Ergänzungen des 1865 geschriebenen Textes auf den Stand der Dinge von 1895 nachzutragen. In der That liegen bereits zwei Punkte vor, über die eine kurze Auseinandersetzung mir nöthig scheint.

1. Werthgesetz und Profitrate.

Es war zu erwarten, daß die Lösung des scheinbaren Widerspruchs zwischen diesen beiden Faktoren ebenso sehr nach, wie vor der Veröffentlichung des Marxschen Textes zu Debatten führen werde. Gar Mancher hatte sich auf ein vollständiges Wunder gefaßt gemacht und findet sich enttäuscht, weil er statt des erwarteten Hokuspokus eine einfach-rationelle, prosaisch-nüchterne Vermittlung des Gegensatzes vor sich sieht. Am freudigsten enttäuscht ist natürlich der bekannte illustre Loria. Der hat endlich den archimedischen Hebelpunkt gefunden, von dem aus sogar ein Wichtelmännchen seines Kalibers den festgefügten Marxschen

Riesenbau in die Luft heben und zersprengen kann. Was, ruft er entrüstet aus, das soll eine Lösung sein? Das ist ja eine pure Mystifikation! Die Oekonomen, wenn sie von Werth sprechen, so sprechen sie von dem Werth, der thatsächlich im Austausch sich feststellt. „Aber sich mit einem Werth beschäftigen, zu dem die Waaren weder verkauft werden, noch je verkauft werden können (nè possono vendersi mai), das hat kein Oekonom, der eine Spur von Verstand besitzt, je gethan, noch wird er es thun.... Wenn Marx behauptet, der Werth, zu dem die Waaren nie verkauft werden, sei bestimmt im Verhältniß der in ihnen enthaltenen Arbeit, was thut er da anders, als in verkehrter Form den Satz der orthodoxen Oekonomen wiederholen: daß der Werth, zu dem die Waaren verkauft werden, nicht im Verhältniß steht zu der auf sie verwandten Arbeit?... Es hilft auch nichts, wenn Marx sagt, trotz der Abweichung der Einzelpreise von den Einzelwerthen falle der Totalpreis der sämmtlichen Waaren stets zusammen mit ihrem Totalwerth, oder mit der in der Totalmenge der Waaren enthaltenen Arbeitsquantität. Denn da der Werth nichts anderes ist als das Verhältniß, worin eine Waare mit einer anderen sich austauscht, ist schon die bloße Vorstellung eines Totalwerths eine Absurdität, ein Unsinn ... eine contradictio in adjecto." Gleich am Anfang des Werkes sage Marx, der Austausch könne zwei Waaren nur gleichsetzen kraft eines in ihnen enthaltenen gleichartigen und gleich großen Elements, nämlich der in ihnen enthaltenen gleich großen Arbeitsmenge. Und jetzt verleugne er sich selbst aufs Feierlichste, indem er versichere, die Waaren tauschten sich aus in einem ganz anderen Verhältniß, als in dem der in ihnen enthaltenen Arbeitsmenge. „Wann gab es je eine so vollkommene Reduktion ad absurdum, einen größeren theoretischen Bankerott? Wann ist jemals ein wissenschaftlicher Selbstmord mit größerem Pomp und mit mehr Feierlichkeit begangen worden? („Nuova Antologia", 1. Februar 1895, S. 478, 479.)

Man sieht, unser Loria ist überglücklich. Hat er nicht recht gehabt, Marx als seinesgleichen, als ordinären Charlatan zu traktiren? Da seht ihr's — Marx moquirt sich über sein Publikum ganz wie Loria, er lebt von Mystifikationen ganz wie der kleinste italienische Professor der Oekonomie. Aber während Dulcamara sich das erlauben darf, weil er sein Handwerk versteht, verfällt der plumpe Nordländer Marx in lauter Ungeschicklichkeiten, macht Unsinn und Absurdität, so daß ihm schließlich nichts übrig bleibt als feierlicher Selbstmord.

Sparen wir uns für später die Behauptung auf, daß die Waaren nie zu den durch die Arbeit bestimmten Werthen verkauft worden sind, noch je dazu verkauft werden können. Halten wir uns hier nur an die Versicherung des Herrn Loria, daß „der Werth nichts anderes ist als das Verhältniß, worin eine Waare mit einer anderen sich austauscht, und daß hiernach schon die bloße Vorstellung eines Totalwerthes der Waaren eine Absurdität, ein Unsinn 2c. ist". Das Verhältniß, worin zwei Waaren sich austauschen, ihr Werth, ist also etwas rein Zufälliges, den Waaren von außen Angeflogenes, der heute so, morgen so sein kann. Ob ein Meterzentner Weizen sich gegen ein Gramm oder gegen ein Kilogramm Gold austauscht, hängt nicht im Mindesten von Bedingungen ab, die diesem Weizen oder Gold inhärent sind, sondern von ihnen beiden total fremden Umständen. Denn sonst müßten diese Bedingungen sich auch im Austausch geltend machen, ihn im Ganzen und Großen beherrschen, und auch abgesehen vom Austausch eine selbständige Existenz haben, so daß von einem Gesammtwerth der Waaren die Rede sein könnte. Das ist Unsinn, sagt der illustre Loria. In welchem Verhältniß immer zwei Waaren sich austauschen mögen, das ist ihr Werth, und damit holla. Der Werth ist also identisch mit dem Preis, und jede

Waare hat so viel Werthe, als sie Preise erzielen kann. Und der Preis wird bestimmt durch Nachfrage und Angebot, und wer noch weiter fragt, der ist ein Narr, wenn er auf Antwort wartet.

Die Sache hat aber doch einen kleinen Haken. Im Normalzustand decken sich Nachfrage und Angebot. Theilen wir also sämmtliche in der Welt vorhandenen Waaren in zwei Hälften, in die Gruppe der Nachfrage und die gleich große des Angebots. Nehmen wir an, jede repräsentire einen Preis von 1000 Milliarden Mark, Franken, Pfund Sterling oder was immer. Das macht zusammen nach Adam Riese einen Preis oder Werth von 2000 Milliarden. Unsinn, absurd, sagt Herr Loria. Die beiden Gruppen mögen zusammen einen Preis von 2000 Milliarden repräsentiren. Aber mit dem Werth ist das anders. Sagen wir Preis, so sind 1000 + 1000 = 2000. Sagen wir aber Werth, so sind 1000 + 1000 = 0. Wenigstens in diesem Fall, wo es sich um die Gesammtheit der Waaren handelt. Denn hier ist die Waare eines jeden von beiden nur 1000 Milliarden werth, weil jeder von beiden diese Summen für die Waare des Anderen geben will und kann. Vereinigen wir aber die Gesammtheit der Waaren Beider in der Hand eines Dritten, so hat der Erste keinen Werth mehr in der Hand, der Andere auch nicht, und der Dritte erst recht nicht — am End hat Keiner nix. Und wir bewundern abermals die Ueberlegenheit, womit unser südländischer Cagliostro den Werthbegriff dermaßen vermöbelt hat, daß aber auch nicht die geringste Spur mehr von ihm übrig geblieben ist. Es ist dies die Vollendung der Vulgärökonomie.*

---

* Derselbe „durch seinen Ruhm bekannte“ Herr (um mit Heine zu reden) hat sich etwas später auch gemüßigt gesehen, auf meine Vorrede zum dritten Band zu antworten — nachdem nämlich dieselbe im ersten Heft der „Rassegna“ von 1895 italienisch erschienen war. Die Antwort steht in der „Riforma sociale“ vom 25. Februar 1895. Nachdem er mich zuerst mit den bei ihm unvermeidlichen und eben deshalb doppelt widerlichen Lobhudeleien überschüttet, erklärt er, es sei ihm nicht eingefallen, Marx' Verdienste um die materialistische Geschichtsauffassung für sich eskamotiren zu wollen. Er habe sie schon 1883 anerkannt, nämlich ganz beiläufig in einem Revue-Artikel. Dafür aber verschweigt er dies um so hartnäckiger da, wohin es gehört, nämlich in seinem betreffenden Buch, wo Marx erst S. 129 genannt wird, und zwar blos bei Gelegenheit des kleinen Grundeigenthums in Frankreich. Und jetzt erklärt er kühnlich, Marx sei gar nicht der Urheber dieser Theorie; wenn nicht bereits Aristoteles sie angedeutet, so habe Harrington sie doch schon 1656 unzweifelhaft proklamirt, und sie sei entwickelt worden von einer Plejade von Geschichtschreibern, Politikern, Juristen und Oekonomen lange vor Marx. Was alles in der französischen Ausgabe des Loriaschen Werkes zu lesen. Kurz, der vollendete Plagiator. Nachdem ich ihm fernere Großprahlerei mit Entlehnungen von Marx unmöglich gemacht, behauptet er kecklich, Marx schmücke sich auch mit fremden Federn, genau so wie er selbst. — Von meinen anderen Angriffen nimmt er noch den auf, daß nach Loria Marx nie vorgehabt habe, einen zweiten oder gar dritten Band des „Kapital“ zu schreiben. „Und jetzt antwortet Engels triumphirend, indem er mir den zweiten und dritten Band entgegenwirft . . . vortrefflich! und ich freue mich so sehr über diese Bände, denen ich so viel intellektuelle Genüsse verdanke, daß nie mir ein Sieg so lieb war, wie heute diese Niederlage mir lieb ist — wenn es in der That eine Niederlage ist. Aber ist sie es in der That? Ist es wirklich wahr, daß Marx geschrieben hat, mit der Absicht der Veröffentlichung, dieses Gemenge von zusammenhangslosen Noten, die Engels mit pietätvoller Freundschaft zusammengestellt hat? Ist es wirklich erlaubt anzunehmen, daß Marx . . . diesen Schriftseiten die Krönung seines Werkes und seines Systems anvertraut hat? Ist es in der That gewiß, daß Marx jenes Kapitel über die Durchschnittsprofitrate veröffentlicht haben würde, worin die seit so viel Jahren versprochene Lösung sich reduzirte auf die trostloseste Mystifikation, auf das vulgärste Phrasenspiel? Es ist mindestens erlaubt, daran zu zweifeln. . . . Das beweist, so scheint mir, daß

In Brauns „Archiv für soziale Gesetzgebung", VII, Heft 4, giebt Werner Sombart eine in ihrer Gesammtheit vortreffliche Darstellung der Umrisse des Marxschen Systems. Es ist das erste Mal, daß ein deutscher Universitätsprofessor es fertig bringt, im Ganzen und Großen in Marx' Schriften das zu sehen, was Marx wirklich gesagt hat, daß er erklärt, die Kritik des Marxschen Systems könne nicht in einer Widerlegung bestehen — „mit der mag sich der politische Streber befassen" — sondern nur in einer Weiterentwicklung. Auch Sombart, wie sich versteht, beschäftigt sich mit unserem Thema. Er untersucht die Frage, welche Bedeutung der Werth im Marxschen System hat, und kommt zu folgenden Resultaten: Der Werth tritt in dem Austausch der kapitalistisch produzirten Waaren nicht in die Erscheinung; er lebt nicht im Bewußtsein der kapitalistischen Produktionsagenten; er ist keine empirische, sondern eine gedankliche, eine logische Thatsache; der Werthbegriff in materieller Bestimmtheit bei Marx ist nichts anderes als der ökonomische Ausdruck für die Thatsache der gesellschaftlichen Produktivkraft der Arbeit als Grundlage des wirthschaftlichen Daseins; das Werthgesetz beherrscht die wirthschaftlichen Vorgänge in einer kapitalistischen Wirthschaftsordnung in letzter Instanz, und hat für diese Wirthschaftsordnung ganz allgemein den Inhalt: der Werth der Waaren ist die spezifisch historische Form, in der sich die in letzter Instanz alle wirthschaftlichen Vorgänge beherrschende Produktivkraft der Arbeit bestimmend durchsetzt. — Soweit Sombart; es läßt sich gegen diese Auffassung der Bedeutung des Werthgesetzes für die kapitalistische Produktionsform nicht sagen, daß sie unrichtig ist. Wohl aber scheint sie mir zu weit gefaßt, einer engeren, präziseren Fassung fähig; sie erschöpft nach meiner Ansicht keineswegs die ganze Bedeutung des Werthgesetzes für die von diesem Gesetz beherrschten ökonomischen Entwicklungsstufen der Gesellschaft.

Marx nach Herausgabe seines prachtvollen (splendido) Buches nicht vorhatte, ihm einen Nachfolger zu geben, oder doch seinen Erben, und außerhalb seiner eigenen Verantwortlichkeit, die Vollendung des Riesenwerkes überlassen wollte."

So steht's geschrieben S. 267. Heine konnte von seinem deutschen Philisterpublikum nicht verächtlicher sprechen als in den Worten: der Autor gewöhnt sich zuletzt an sein Publikum, als wäre es ein vernünftiges Wesen. Für was muß erst der illustre Loria sein Publikum ansehen?

Zum Schluß eine neue Tracht Lobsprüche, die auf mich Unglücklichen niederrasselt. Dabei vergleicht sich unser Sganorell mit Bileam, der gekommen sei zu fluchen, aber dessen Lippen wider Willen „Worte des Segens und der Liebe" hervorsprudelten. Der gute Bileam zeichnete sich namentlich dadurch aus, daß er einen Esel ritt, der gescheidter war als sein Herr. Diesmal hat Bileam offenbar seinen Esel zu Hause gelassen.

Zusatznote des Herausgebers. Was die Loriasche Entdeckung betrifft, daß Harrington schon 1656 die materialistische Geschichtstheorie proklamirt habe, so sei dazu die Bemerkung gestattet, daß Harrington unzweifelhaft zu den Vorläufern dieser Theorie gehört und ihr sogar in späteren Schriften noch viel näher gekommen ist, als in der 1656 publizirten „Oceana", daß er aber bei alledem eben nur ein Vorläufer ist, genau wie u. A. Macchiavelli, auf dessen Schultern er selbst wieder steht, und Vico, der nach ihm kam. Seine Theorie war, daß die politische Herrschaft sich nach der Vertheilung des Eigenthums richte; wo das Schwergewicht des Eigenthums, da sei auch die politische Macht. Auf Grund dieser Theorie kommt er zu sehr genialen Schlüssen, aber u. a. auch zu dem groben Irrthum, es genügte die Festsetzung einer Maximalgrenze des von einer Person zu eignenden Besitzes — wobei ihm immer der Grundbesitz als das Eigenthum par excellence vorschwebt — um einer bestimmten Gesellschaftsform ewige Dauer zu sichern. Dieser und andere Böcke Harringtons sind im siebzehnten Jahrhundert sehr begreiflich, aber man sieht, welch großer Weg noch zwischen Harrington und Marx-Engels liegt. Herr Professor Loria scheint Eigenthum und Produktionsverhältnisse für identisch zu halten.

In Brauns „Sozialpolitischem Zentralblatt“ vom 25. Februar 1895, Nr. 22, findet sich ein ebenfalls vortrefflicher Artikel über den dritten Band des „Kapital“ von Konrad Schmidt. Besonders hervorzuheben ist hier der Nachweis, wie die Marxsche Ableitung des Durchschnittsprofits vom Mehrwerth zum ersten Male eine Antwort auf die, von der bisherigen Oekonomie nicht einmal aufgeworfene Frage giebt, wie denn die Höhe dieser Durchschnittsprofitrate bestimmt werde und wie es komme, daß sie sage 10 oder 15 Prozent ist, und nicht 50 oder 100 Prozent. Seitdem wir wissen, daß der vom industriellen Kapitalisten in erster Hand angeeignete Mehrwerth die einzige und ausschließliche Quelle ist, aus der Profit und Grundrente fließen, löst sich diese Frage von selbst. Dieser Theil des Schmidtschen Aufsatzes könnte direkt für Oekonomen à la Loria geschrieben sein, wäre es nicht vergebliche Mühe, denen die Augen zu öffnen, die nicht sehen wollen.

Auch Schmidt hat seine formellen Bedenken bezüglich des Werthgesetzes. Er nennt es eine wissenschaftliche, zur Erklärung des thatsächlichen Austauschprozesses aufgestellte Hypothese, die sich auch den ihr scheinbar ganz widersprechenden Erscheinungen der Konkurrenzpreise gegenüber als der nothwendige theoretische Ausgangspunkt, als lichtbringend und unumgänglich bewähre; ohne das Werthgesetz hört auch nach seiner Ansicht jede theoretische Einsicht in das ökonomische Getriebe der kapitalistischen Wirklichkeit auf. Und in einem Privatbriefe, den er mir anzuführen gestattet, erklärt Schmidt das Werthgesetz innerhalb der kapitalistischen Produktionsform geradezu für eine, wenn auch theoretisch nothwendige Fiktion. — Diese Auffassung trifft aber nach meiner Ansicht durchaus nicht zu. Das Werthgesetz hat für die kapitalistische Produktion eine weit größere und bestimmtere Bedeutung als die einer bloßen Hypothese, geschweige einer wenn auch nothwendigen Fiktion.

Bei Sombart sowohl wie bei Schmidt — den illustren Loria ziehe ich nur herbei als erheiternde vulgärökonomische Folie — wird nicht genügend berücksichtigt, daß es sich hier nicht nur um einen rein logischen Prozeß handelt, sondern um einen historischen Prozeß und dessen erklärende Rückspiegelung im Gedanken, die logische Verfolgung seiner inneren Zusammenhänge.

Die entscheidende Stelle findet sich bei Marx III, I, S. 154: „Die ganze Schwierigkeit kommt dadurch hinein, daß die Waaren nicht einfach als Waaren ausgetauscht werden, sondern als Produkte von Kapitalen, die im Verhältniß zu ihrer Größe oder bei gleicher Größe gleiche Theilnahme an der Gesammtmasse des Mehrwerths beanspruchen.“ Zur Illustration dieses Unterschiedes wird nun unterstellt, die Arbeiter seien im Besitz ihrer Produktionsmittel, arbeiteten im Durchschnitt gleich lange Zeit und mit gleicher Intensität, und tauschten ihre Waaren direkt miteinander aus. Dann hätten zwei Arbeiter in einem Tage ihrem Produkt gleich viel Neuwerth durch ihre Arbeit zugesetzt, aber das Produkt eines jeden hätte verschiedenen Werth je nach der in den Produktionsmitteln früher schon verkörperten Arbeit. Dieser letztere Werththeil würde das konstante Kapital der kapitalistischen Wirthschaft repräsentiren, der auf die Lebensmittel des Arbeiters verwandte Theil des neu zugesetzten Werths das variable Kapital, der dann noch übrige Theil des Neuwerths den Mehrwerth, der hier also dem Arbeiter gehörte. Beide Arbeiter erhielten also, nach Abzug des Ersatzes für den von ihnen nur vorgeschossenen „konstanten“ Werththeil, gleiche Werthe; das Verhältniß des den Mehrwerth repräsentirenden Theils zu dem Werth der Produktionsmittel — was der kapitalistischen Profitrate entspräche — wäre aber bei beiden verschieden. Da aber jeder von ihnen den

Werth der Produktionsmittel im Austausch ersetzt erhält, wäre dies ein völlig gleichgiltiger Umstand. „Der Austausch von Waaren zu ihren Werthen, oder annähernd zu ihren Werthen, erfordert also eine viel niedrigere Stufe, als der Austausch zu Produktionspreisen, wozu eine bestimmte Höhe kapitalistischer Entwicklung nöthig ist. . . . Abgesehen von der Beherrschung der Preise und der Preisbewegung durch das Werthgesetz, ist es also durchaus sachgemäß, die Werthe der Waaren nicht nur theoretisch, sondern auch historisch als das Prius der Produktionspreise zu betrachten. Es gilt dies für Zustände, wo dem Arbeiter die Produktionsmittel gehören, und dieser Zustand findet sich, in der alten wie in der modernen Welt, beim selbstarbeitenden grundbesitzenden Bauer und beim Handwerker. Es stimmt dies auch mit unserer früher ausgesprochenen Ansicht, daß die Entwicklung der Produkte zu Waaren entspringt durch den Austausch zwischen verschiedenen Gemeinwesen, nicht zwischen den Gliedern einer und derselben Gemeinde. Wie für diesen ursprünglichen Zustand, so gilt es für die späteren Zustände, die auf Sklaverei und Leibeigenschaft gegründet sind, und für die Zunftorganisation des Handwerks, so lange die in jedem Produktionszweig festgelegten Produktionsmittel nur mit Schwierigkeit aus der einen Sphäre in die andere übertragbar sind, und die verschiedenen Sphären sich daher zu einander verhalten wie fremde Länder oder kommunistische Gemeinwesen“ (Marx III, I, S. 156).

Wäre Marx dazu gekommen, das dritte Buch nochmals durchzuarbeiten, er hätte ohne Zweifel diese Stelle bedeutend weiter ausgeführt. So wie sie dasteht, giebt sie nur den skizzirten Umriß von dem, was über den Fragepunkt zu sagen ist. Gehen wir also etwas näher darauf ein. (Schluß folgt.)

Der bevorstehende Parteitag zu Breslau.

Von A. Bebel.

Der am 6. Oktober zu Breslau beginnende Parteitag der deutschen Sozialdemokratie tritt zum Theil unter ähnlichen Verhältnissen zusammen, wie der vorjährige Parteitag zu Frankfurt a. M.

Wie damals in einem großen Theil der bürgerlichen Presse das Geschrei nach strafgesetzlichen und polizeilichen Maßregeln gegen die Sozialdemokratie sich erhoben hatte, zu dem das Attentat auf Carnot den gesuchten Vorwand bot, so jetzt wieder aus Anlaß der Haltung der Partei und ihrer Preßorgane gegen die Jubiläumsfeiern in Erinnerung an die Ereignisse des deutsch-französischen Krieges.

Und wie damals auf der Tagesordnung des Frankfurter Parteitags den wichtigsten Berathungsgegenstand die Verhandlung über die Agrarfrage bildete, die leider einen Verlauf nahm, der sehr wenig den von uns in unserem damaligen Artikel* ausgesprochenen Hoffnungen auf eine gründliche und sachgemäße Berathung entsprach, so steht jetzt abermals die Agrarfrage in Gestalt des Programmentwurfs, den die vom Frankfurter Parteitag gewählte Agrarkommission in Vorschlag bringt, als wichtigster Berathungsgegenstand auf der Tagesordnung des Breslauer Parteitags.

Das Geschrei nach schärferen Zwangsgesetzen gegen die Sozialdemokratie, das nach dem vorjährigen Parteitag immer lauter und lauter wurde, hatte

* „Der bevorstehende Parteitag der deutschen Sozialdemokratie.“ XIII. Jahrgang, Band I, Nr. 3.

bekanntlich jene Umsturzvorlage zur Folge, die durch die späteren Verhandlungen des Reichstags ihr wohlverdientes Schicksal fand. Das Geschrei, das diesmal wieder sich erhoben hat, wird, davon sind wir überzeugt, von dem gleich ungünstigen Erfolge begleitet sein. Man kann keine Zwangs- und Ausnahmegesetze rechtfertigen, sobald selbst die scheinbar ausreichenden Gründe fehlen. Was immer die Sozialdemokratie bei den herrschenden Klassen auf dem Kerbholze hat, zur Rechtfertigung von Maßregeln, wie sie in erster Linie unsere Großbourgeoisie verlangt, reicht es nicht aus. Da müßten neue, recht schwere „Sünden“ zu den alten hinzukommen. Auch sind die Zeiten vorbei, wo man dem deutschen Volke ein X für ein U vormachen und eine Scheidung zwischen ihr und den großen Volksmassen konstruiren konnte. Die Sozialdemokratie ist mittlerweile nicht blos zu einem nothwendigen, sondern zum wichtigsten Faktor unseres öffentlichen Lebens geworden, der zugestandenermaßen, wir erinnern nur an das bekannte Wort Caprivis, die ganze innere und äußere Politik beherrscht. Einen solchen Faktor beseitigen oder unterdrücken wollen, hieße Erschütterungen herbeiführen, die alles in Frage stellten und namentlich im Auslande mit Genugthuung begrüßt würden.

Ob man sich das an unseren maßgebenden Stellen klar gemacht hat, wissen wir nicht. Mit der stärksten Partei Deutschlands, die in den Massen so feste Wurzeln gefaßt hat, wie keine andere Partei — denn alle anderen Parteien werden durch die Entwicklung geschwächt und schließlich gänzlich aufgelöst, nur die unsere bleibt bestehen und wächst — springt man nicht wie mit einer Rotte Buben um, die man nach Belieben züchtigen kann, so groß die Versuchung für Manchen dazu sein mag, der nicht ahnt, mit wem er es zu thun hat. Schließlich kann Deutschland sogar leichter ohne Kaiser und Fürsten bestehen, als ohne Sozialdemokraten, obgleich auch das Mancher nicht begreift.

Item. Die Anklagen unserer Feinde beunruhigen uns nicht. Wir sind mit so Vielen und so Vielem fertig geworden, wir werden auch weiter fertig werden mit dem, was noch kommt. Tragen wir Sorge, unseren Feinden kein Wasser auf ihre Mühlen zu liefern. Aber tragen wir auch Sorge, uns selbst gegenüber nicht wieder einen Fehler zu machen, wie wir ihn schon einmal gemacht haben.

Ein solcher grober Fehler war die Art, wie der vorjährige Frankfurter Parteitag die Agrarfrage behandelte, über die er die Verhandlungen schloß, noch ehe sie eigentlich begonnen hatten. Mit Hurrahoch verschluckte damals die große Majorität die Kamele, welche die Referenten ihr eingaben, und dieselbe Majorität ist jetzt entsetzt über die Mücken, die ihre Agrarkommission seigt. Die lautesten Rufer im Streit sind heute zum großen Theil dieselben Personen, die vor einem Jahre den Referenten gegenüber sich an Beifallsbezeugungen nicht genug thun konnten und eine Art Parteihochverrath darin sahen, als der Schreiber dieses einige Monate später unverhohlen seine Meinung äußerte über das Uebersknieбrechen der wichtigsten Frage, die es augenblicklich für die Partei giebt.

Und wie voriges Jahr das Ueberskniebrechen bei der Agrarfrage Sitte war, so scheint, nach zahlreichen Aeußerungen zu schließen, auch jetzt wieder ein Theil der Genossen, weil er glaubt, für sich mit dem Urtheil über das Agrarprogramm fertig zu sein, das Ueberskniebrechen betreiben zu wollen.

Man hüte sich vor diesem zweiten Fehler, der den ersten vergrößern würde. Man mag das Agrarprogramm verurtheilen, so scharf man will — und wir sind keine blinden Verehrer desselben — aber so einfach sind die von ihm aufgestellten Punkte nicht abgethan, als dies nach dem Urtheil der Mehrzahl, die

sich darüber geäußert hat, der Fall zu sein scheint. Wir haben, als Mitglied der Kommission, aus den Verhandlungen derselben viel gelernt, und wir taxiren unsere Genossen nicht so hoch an Alter und Weisheit, um anzunehmen, daß sie aus einer gründlichen Verhandlung über den Programmentwurf nicht auch noch manches lernen könnten. Hätte also die ganze Debatte kein anderes Resultat, als daß wir gegenseitig von einander lernten, so wäre dieses „des Schweißes der Edlen werth".

Eine gründliche Aussprache ist also nothwendig; sie abermals verhindern, bedeutete einen Mißgriff der allerschwersten Art. Einen Mißgriff, der sich noch schwerer rächen würde, als sich der vorjährige gerächt hat. Die Agrarfrage ist unter allen praktischen Fragen, welche die Gegenwart beschäftigen, die allerwichtigste. In keinem anderen Gewerbe werden auch nur annähernd so viel Personen beschäftigt, als in der Landwirthschaft. Ferner ist die Frage, wie unser Grund und Boden bewirthschaftet und ausgebeutet wird, eine Frage, die das Lebensinteresse der ganzen Bevölkerung, insbesondere der industriellen Arbeiterklasse berührt. Eine Frage, die nicht damit abgethan ist, daß man sich gegen den Antrag Kanitz, den Bimetallismus, die Lebensmittelzölle und -Steuern, die Zucker- und Branntweinprämien erklärt und im Uebrigen die Dinge gehen läßt, wie sie wollen. Des Weiteren entsteht auch die Frage: ob nicht schon unter den gegenwärtigen Verhältnissen Maßregeln möglich sind, welche unserem Endziel in der Grund- und Bodenfrage — Uebergang des Grund und Bodens in das Eigenthum der Gesellschaft — vorzuarbeiten vermögen. Denn daß Maßregeln acceptirt werden sollten, die den bestehenden Zustand konserviren, ist ausgeschlossen. Ob ein Theil der gemachten Vorschläge der Kommission diese Wirkung haben, wie ihre Gegner behaupten, muß Gegenstand sachgemäßer Prüfung und Auseinandersetzung sein. Liest man freilich einen Theil der über die Vorschläge gefällten Urtheile, so müßte man zu dem Glauben kommen, der Frankfurter Parteitag habe neben seinen sonstigen Fehlern auch noch den begangen, in die Agrarkommission die fünfzehn unwissendsten, einfältigsten und konservativsten Genossen zu wählen, die in der ganzen Partei aufzutreiben waren.

Für uns hat diese Art der Beurtheilung, für so falsch wir sie halten, etwas außerordentlich Herzerfrischendes gehabt, weil wir daraus ersahen, wie die Genossen so ganz ohne Ansehen der Person ihre Meinung sagen. Eine Partei, in der das möglich ist und ruhig ertragen wird, ist unruinirbar. Die Partei ist als Partei für sogenannte „Stegmüllereien" nicht zu haben. Das ist das erfreulichste Resultat, das die Debatte über das Agrarprogramm in der Parteipresse und in den Versammlungen gehabt hat. —

Ein anderer wichtiger Punkt, der den Breslauer Parteitag beschäftigen wird, ist das Schwitzsystem in Verbindung mit der Hausindustrie und dem nothwendigen Arbeiterschutz. Unbestreitbar bilden Schwitzsystem und Hausindustrie mit die wundesten Punkte in dem an wunden Punkten so reichen kapitalistischen Lohn- und Ausbeutungssystem, dessen allerwundester Punkt allerdings ist, daß überhaupt das System existirt. Die zu behandelnde Frage ist ebenso schwierig wie brennend; sie berührt viele hunderttausend Existenzen, für welche heute mit der Beseitigung des Uebels sehr häufig die Existenzfrage verknüpft ist. Dieses letztere ist auch der Punkt, an dem die Vertheidiger des Systems einsetzen, welche die scheußlichste Form der Arbeits- und Ausbeutungsweise damit zu rechtfertigen suchen, daß andernfalls zahlreiche Existenzen vernichtet würden. Der Parteitag wird auch diese Frage nicht übers Knie brechen dürfen. Ein befriedigender Ver-

lauf der Verhandlungen ist aber um so wahrscheinlicher, weil unter den Delegirten es an Sachverständigen auf diesem Gebiet nicht fehlt.

Die übrigen Punkte der Tagesordnung sind alte Bekannte, die sich auf jedem Parteitag wieder einstellen; sie betreffen die Verwaltung, die innere Gestaltung der Partei und ihre agitatorische Thätigkeit nach außen.

Dagegen tritt ein Moment diesmal vor dem Parteitag nicht in die Erscheinung, das sonst sich regelmäßig einzustellen pflegte. Das Unkengeschrei unserer Gegner, das vor jedem Parteitag sich erhob und eine Spaltung der Partei in Aussicht stellte, weil man sie wünschte. Dieses Unkengeschrei ist heuer so gut wie verstummt. Und doch hätte die Art, wie hier und da das Agrarprogramm diskutirt wurde, mindestens so viel Stoff für eine solche Behauptung geliefert, wie frühere Vorgänge anderer Art.

Die Gegner sind allmälig ernüchtert worden, es dämmert ihnen langsam das Bewußtsein, daß sie es in der Sozialdemokratie mit einer Erscheinung zu thun haben, die von der Stimmung und Anschauung von Personen und ebenso von Meinungsverschiedenheiten über einzelne Fragen unabhängig ist. Die Partei hat frühzeitig ihren Gründer Ferdinand Lassalle verloren, sie hat dann in der schlimmsten Zeit des Sozialistengesetzes den Verlust ihres größten Theoretikers, den Tod von Karl Marx, ertragen müssen, und sie ist im Augenblick gezwungen, sich mit dem Tode von Friedrich Engels abzufinden, der zugleich ein großer Theoretiker und Praktiker war und der praktisch tiefer in das geistige Leben der Partei eingegriffen hat, wie einer der anderen unserer großen Todten zuvor. Und die Partei marschirt dennoch vorwärts, sie marschirt rascher vorwärts, denn je. Das kann auch unseren Gegnern nicht verborgen bleiben. Daher die Resignation, die sie zu üben gezwungen sind.

Mag der Parteitag zu Breslau bringen, was er will, er kann nur ein neuer Mark- und Merkstein sein in der Entwicklung der Partei, eine der Etappen zu unserem einstigen Siege.

Heine an Marx.

Bereits in einem früheren Jahrgang hatten wir unseren Lesern die Veröffentlichung eines bisher ungedruckten Briefes von H. Heine an K. Marx in Aussicht gestellt, waren aber bisher nicht in der Lage, unser Versprechen erfüllen zu können. Denn Engels hielt es für nothwendig, eine Einleitung zu dem Briefe zu schreiben, in der er das Verhältniß zwischen Heine und Marx auseinandersetzte. Aber dringendere Arbeiten kamen dazwischen und schoben die Abfassung dieser Einleitung immer weiter zurück, bis sich der Mund für immer schloß, der uns in diesem und manchem wichtigeren Punkte noch so vieles zu sagen hatte und sagen wollte.

Einem Abdruck des Briefes steht jetzt — leider — nichts mehr im Wege. Wir veröffentlichen ihn in diesem Hefte in Facsimile, und fügen hier zur Erleichterung des Lesens die Transscription bei. Der Brief lautet:

Hamburg, den 21. Sept. 1844.

Liebster Marx! Ich leide wieder an meinem fatalen Augenübel, und nur mit Mühe kritzle ich Ihnen diese Zeilen. Indessen, was ich Ihnen wichtiges zu sagen, kann ich Ihnen Anfangs nächsten Monats mündlich sagen, denn ich bereite mich zur Abreise, beängstigt durch einen Wink von Oben — ich habe nicht Lust, auf mich fahnden zu lassen, meine Beine haben kein Talent, eiserne Ringe zu

tragen, wie Weitling sie trug. Er zeigte mir die Spuren. Man vermuthet bey mir größere Theilname am Vorwärts als ich mich deren rühmen kann, und ehrlich gestanden, das Blatt beurkundet die größte Meisterschaft im Aufreitzen und Compromittiren. Was soll das geben, sogar Mäurer ist debordirt! — Mündlich mehr hierüber. Wenn nur keine Perfidien in Paris ausgesponnen werden. Mein Buch ist gedruckt, wird aber erst in 10 bis 14 Tagen hier ausgegeben, damit nicht gleich Lärm geschlagen wird. Die Aushängebogen des politischen Theils, namentlich wo mein großes Gedicht, schicke ich Ihnen heute unter Kreuzkouvert in dreyfacher Absicht. Nemlich, erstens damit Sie sich damit amüsiren, zweitens damit schon gleich Anstalten treffen können, für das Buch in der deutschen Presse zu wirken, und drittens, damit Sie, wenn Sie es rathsam erachten, im Vorwärts das Erste aus dem neuen Gedichte abdrucken lassen können.

Ich glaube, bis zu Ende des 16ten Capitels des großen Gedichts, ist alles geeignet zum Wiederabdruck, nur müssen Sie Sorgen tragen, daß die Parthie, worin Cöllen behandelt ist, nemlich die Capitel 4, 5, 6 und 7 nicht getrennt gedruckt wird, sondern in dieselbe Nummer kommt. Dasselbe ist der Fall mit der Parthie, die den alten Rothbart betrifft, nemlich die Capitel 14, 15 und 16, die zusammen in derselben Nummer abgedruckt werden müssen. Schreiben Sie, ich bitte, zu diesen Auszügen ein einleitendes Wort. Den Anfang des Buchs bringe ich Ihnen nach Paris mit, der nur aus Romanzen und Balladen besteht, die Ihrer Frau gefallen werden. (Sie herzlich von mir zu grüßen ist meine freundlichste Bitte; ich freue mich darauf, sie bald wieder zu sehen. Ich hoffe, der nächste Winter wird minder melancholisch für uns seyn, wie der vorige.)

Von dem großen Gedichte macht jetzt Campe noch einen besonderen Abdruck, worin die Censur einige Stelle gestrichen, wozu ich aber eine Vorrede geschrieben, die sehr unumwunden; den Nationalen habe ich darinn aufs Entschiedenste den Fedehandschuh zugeworfen. Ich schicke Ihnen dieselbe nachträglich, sobald sie gedruckt. Schreiben Sie doch an Heß (dessen Adresse ich nicht weiß), daß er am Rhein, sobald ihm mein Buch zu Gesicht kommt, alles was er vermag, in der Presse dafür thue, ob die Bären drüber herfallen. Ich bitte, nehmen Sie auch Jungh in Anspruch für einen Hülfsartikel. — Für den Fall, daß Sie die requirirten Einleitungsworte zum Vorwärts mit Ihrem Namen unterzeichnen, können Sie sagen, daß ich Ihnen die frischen Bogen gleich zugesanndt. Sie verstehen die Distinkzion, warum ich in anderer Weise dieser Bemerkung gern überhoben wäre. Ich bitte Sie, suchen Sie Weil zu sehen und ihm in meinem Namen zu sagen, daß ich seinen Brief, der an den unrechten Henri Heine (es giebt deren viele hier) gerieth, erst dieser Tage erhielt. Ich werde ihn in 14 Tagen persönlich wiedersehen, er solle unterdessen keine Zeile über mich drucken lassen, am allerwenigsten in Bezug auf mein neues Gedicht. Ich würde ihm, wenn meine Augen es erlauben, vielleicht noch vor meiner Abreise schreiben. Freundliche Grüße an Bernays. — Ich bin froh, daß ich fortkomme. Meine Frau hab ich schon vorher nach Frankreich zu ihrer Mutter geschickt, die am Tode darniederliegt. — Leben Sie wohl, theurer Freund, und entschuldigen Sie mein verworrenes Gekritzel. Ich kann nicht überlesen, was ich geschrieben — aber wir brauchen ja wenige Zeichen, um uns zu verstehen!

Herzinnigst

H. Heine.

Eines Kommentars bedürfen diese Zeilen kaum. Marx war im Herbst 1843 mit seiner jungen Frau nach Paris gekommen, um Oekonomie, französische Geschichte und französischen Sozialismus zu studiren, gleichzeitig aber auch an dem Kampf gegen das herrschende System in Deutschland nach Kräften mitzuarbeiten. Er gab mit Ruge die deutsch-französischen Jahrbücher heraus und trat mit den bedeutendsten Mitgliedern der deutschen Emigration in Verkehr, darunter Heine, den wir auch unter den Mitarbeitern der deutsch-französischen Jahrbücher finden.

Im Anfang des Jahres 1844 erschien das erste und letzte Heft der Jahrbücher, die wegen der Schwierigkeiten der Verbreitung in Deutschland und der prinzipiellen Gegensätze zwischen den beiden Redakteuren aufhörten. Publikationsorgan der Mitarbeiter der Jahrbücher wurde nun der Börnsteinsche „Vorwärts“, von dem Heine in seinem Brief spricht und der unseren Lesern in unserer Kontroverse mit Professor G. Adler erst jüngst vorgeführt wurde.

Das „neue große Gedicht“, von dem der Hauptinhalt des Briefes handelt, ist „Deutschland, ein Wintermärchen“, das Heine im Januar 1844 in Paris schrieb und im September mit seinen „Neuen Gedichten“ in Hamburg bei Campe erscheinen ließ. Die Vorrede Heines zu „Deutschland“ ist aus Hamburg, den 17. September, datirt; er war dort während des Herbstes mit seiner Frau Mathilde bei seinen Verwandten zu Besuch.

Kaum anderswo hat Heine sich so sozialistisch ausgesprochen, wie in „Deutschland“, wo er bekanntlich „Ein neues Lied, ein besseres Lied“ dichten und hier auf Erden schon das Himmelreich errichten will.

„Den Himmel überlassen wir
Den Engeln und den Spatzen.“*

Heine kannte den Sozialismus sehr gut. Er hatte Fourier noch persönlich gesehen. In seinen Berichten über „Französische Zustände“ schreibt er einmal (15. Juni 1843): „Ja, Pierre Leroux ist arm, wie Saint Simon und Fourier es waren, und die providentielle Armuth dieser großen Sozialisten war es, wodurch die Welt bereichert wurde, bereichert mit einem Schatze von Gedanken, die uns neue Welten des Genusses und des Glückes eröffnen.... Auch Fourier mußte zu den Almosen der Freunde seine Zuflucht nehmen, und wie oft sah ich ihn in seinem grauen, abgeschabten Rocke längs den Pfeilern des Palais Royal hastig dahinschreiten, die beiden Taschen schwer belastet, so daß aus der einen der Hals einer Flasche und aus der anderen ein langes Brot hervorguckten. Einer meiner Freunde, der ihn mir zuerst zeigte, machte mich aufmerksam auf die Dürftigkeit des Mannes, der seine Getränke beim Weinschank und sein Brot beim Bäcker selber holen mußte.“

Die St. Simonisten lernte er persönlich kennen, Versammlungen in der Salle Taitbout besuchte er häufig; auch mit anderen Sozialisten, so mit Louis Blanc, trat Heine in Verkehr. Und er studirte den Sozialismus auch theoretisch.

Es scheint jedoch nicht, als sei der Sozialismus das Bindeglied zwischen Marx und Heine gewesen. Das freundschaftliche Verhältniß zwischen Beiden war ein höchst herzliches, wie uns Eleanor Marx-Aveling aus ihren Erinnerungen

---

* Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, daß die Kommunisten als „Rotte“ von Heine schon vor circa einem halben Jahrhundert besungen wurden. Schon damals schrieb er in den „Wanderratten“ von ihnen:

„Die radikale Rotte
Weiß nichts von einem Gotte,
Sie lassen nicht taufen ihre Brut,
Die Weiber sind Gemeindegut.“

Aber er schrieb auch weiter:

„Nicht Glockengeläute, nicht Pfaffengebete,
Nicht hochwohlweise Staatsdekrete,
Auch nicht Kanonen, viel Hundertpfünder,
Sie helfen Euch heute, ihr lieben Kinder.“

an die Erzählungen ihrer Eltern mittheilt. Aber in diesen Erzählungen über Heine spielte die Politik keine Rolle. Eine viel größere die Dichtkunst und das Familienleben.

Es gab eine Zeit, wo Heine tagaus tagein bei Marxens vorsprach, um ihnen seine Verse vorzulesen und das Urtheil der beiden jungen Leute einzuholen. Ein Gedichtchen von acht Zeilen konnten Heine und Marx zusammen unzählige Male durchgehen, beständig das eine oder andere Wort diskutirend und so lange arbeitend und feilend, bis alles glatt und jede Spur von Arbeit und Feile aus dem Gedicht beseitigt war.

Dabei hieß es aber sehr geduldig sein, denn Heine war krankhaft empfindlich für jede Kritik. Er kam mitunter buchstäblich weinend zu Marx, weil irgend ein obskurer Literat in einem Blatt ihn angegriffen. Marx wußte sich dann nicht anders zu helfen, als ihn zu seiner Frau zu schicken, deren Witz und Liebenswürdigkeit den verzweifelnden Poeten bald zur Raison brachte.

Aber nicht immer kam Heine Hilfe suchend, mitunter auch Hilfe bringend. Ein Fall wurde in der Marxschen Familie besonders gut in Erinnerung gehalten.

Die kleine Jenny Marx, ein Säugling von einigen Monaten, wurde eines Tages von heftigen Krämpfen befallen, die das Kind zu tödten drohten. Marx, seine Frau und ihre getreue Gehilfin und Freundin, Helene Demuth, standen verzweifelnd und rathlos um die Kleine herum. Da kam Heine, sah sie an und sagte: „Das Kind muß in ein Bad." Mit eigener Hand richtete er das Bad her, legte das Kind hinein und rettete, wie Marx sagte, Jennys Leben.

Heine als praktischer Kinderwärter — dies Bild dürfte Manchen überraschen.

Marx war ein großer Verehrer Heines. Er liebte den Dichter ebenso sehr wie seine Werke und urtheilte auf das Nachsichtigste über seine politischen Schwächen. Dichter, erklärte er, seien sonderbare Käuze, die man ihre Wege wandeln lassen müsse. Man dürfe sie nicht mit dem Maßstabe gewöhnlicher oder selbst ungewöhnlicher Menschen messen.

Bald nach der Abfassung des vorliegenden Briefes wurde Marx auf Veranlassung der preußischen Regierung aus Frankreich ausgewiesen (Anfang 1845). Vorübergehend hielt sich dann Marx wieder 1848, nach der Februarrevolution bis zum April, in Paris auf, und 1849, nach der Unterdrückung der „Neuen Rheinischen Zeitung" (19. Mai), um aber schon im folgenden Monat von der französischen Regierung vor die Wahl gestellt zu werden, sich interniren zu lassen oder Frankreich den Rücken zu kehren. Natürlich wählte er das Letztere.

Aber in dieser kurzen Zeit, die erfüllt war von der lebhaftesten Thätigkeit, nahm Marx den Verkehr mit dem bereits schwerkranken Dichter wieder auf und fand noch eine Gelegenheit, ihm seine Sympathien zu beweisen.

Nach der Februarrevolution wurde eine Reihe von Dokumenten aus den Archiven der Regierung Louis Philipps veröffentlicht. Da zeigte sich's, daß Heine von dem Ministerium Guizot eine Pension bezogen habe, welche Thatsache von der Augsburger „Allgemeinen Zeitung", derselben, deren Berichterstatter Heine gewesen, sofort zu der Anklage zugespitzt wurde, Heine habe sich von Guizot bestechen lassen.

In dieser Angelegenheit stellte Marx sich vollkommen auf Seite Heines, wie unser Dichter in seiner „Retrospektiven Aufklärung" (August 1854) selbst mittheilt: „Ich erinnere mich, als damals mehre meiner Landsleute, darunter der Entschiedenste und Geistreichste, Dr. Marx, zu mir kamen, um ihren Unwillen über die verleumderischen Artikel der ‚Allgemeinen Zeitung' auszusprechen, riethen sie mir, kein Wort darauf zu antworten, indem sie selbst bereits in deutschen Blättern sich dahin geäußert hätten, daß ich die empfangene Pension gewiß nur

in der Absicht angenommen, um meine ärmeren Parteigenossen thätiger unterstützen zu können. Solches sagten mir sowohl der ehemalige Herausgeber der ‚Neuen Rheinischen Zeitung‘ als auch die Freunde, welche seinen Generalstab bildeten.“

Man sieht, die Kommunisten waren die treuesten Freunde des großen Dichters. Sie hatten aber auch einige Ursache dazu. In der Vorrede zu der Sammlung seiner Berichte aus Paris an die Augsburger „Allgemeine Zeitung“, die er unter dem Titel „Französische Zustände“ herausgab, spricht er auch von seinem Verhältniß zu den Kommunisten. Da heißt es:

„Wenn die Republikaner schon dem Korrespondenten der ‚Augsburger Zeitung‘ einen sehr mißlichen Stoff boten, war das in noch höherem Grade der Fall mit den Sozialisten, oder, um das Ungeheuer bei seinem wahren Namen zu nennen, den Kommunisten. Und doch gelang es mir, dies Thema in der ‚Augsburger Zeitung‘ zu besprechen. Viele Briefe wurden von der Redaktion jenes Journals unterdrückt, welche sich des alten Sprichworts erinnerte: ‚Man soll den Teufel nicht an die Wand malen.‘ Aber sie konnte nicht all meine Mittheilungen abweisen und, wie gesagt, ich fand Mittel, in ihren weisen Kolumnen einen Gegenstand zu behandeln, dessen furchtbare Bedeutung jener Epoche gänzlich unbekannt war. Ich malte den Teufel an die Wand meiner Zeitung, oder, wie sich eine geistreiche Persönlichkeit ausdrückte, ich schrieb ihm eine gute Reklame. Die Kommunisten, welche isolirt in allen Ländern verbreitet waren und eines klaren Bewußtseins ihrer gemeinsamen Tendenzen entbehrten, erfuhren durch die ‚Augsburger Zeitung‘, daß sie wirklich existirten, sie lernten auch bei dieser Gelegenheit ihren wahren Namen kennen, der mehr als einem dieser armen Findelkinder der alten Gesellschaft völlig unbekannt war. Durch die ‚Augsburger Zeitung‘ erhielten die zerstreuten Gemeinden der Kommunisten authentische Berichte über das unaufhörliche Fortschreiten ihrer großen Sache; sie erfuhren zu ihrem großen Erstaunen, daß sie nicht im Entferntesten eine schwache, kleine Gesellschaft, sondern die stärkste aller Parteien; daß ihr Tag allerdings noch nicht gekommen, aber daß ein ruhiges Warten kein Zeitverlust sei für Leute, denen die Zukunft gehört. Dies Geständniß, daß die Zukunft den Kommunisten gehört — ich machte es in einem Ton der Besorgniß und höchsten Angst, und ach! das war keineswegs eine Maske. In der That, nur mit Schrecken und Schaudern denke ich an die Epoche, wo diese finsteren Bilderstürmer zur Herrschaft gelangen werden; mit ihren schwieligen Händen werden sie alle Marmorstatuen der Schönheit zerbrechen, die meinem Herzen so theuer sind; sie werden all jenes phantastische Spielzeug und Flitterwerk der Kunst zertrümmern, das der Poet so sehr geliebt; sie werden meine Lorbeerhaine fällen und dort Kartoffeln pflanzen; die Lilien, welche nicht spinnen noch arbeiten und doch so herrlich gekleidet sind, wie König Salomon in all seiner Pracht, sie werden dann ausgerauft aus dem Boden der Gesellschaft, falls sie nicht etwa die Spindel zur Hand nehmen wollen; die Rosen, diese müßigen Bräute der Nachtigallen, wird das gleiche Loos ereilen, die Nachtigallen, diese unnützen Sänger, werden fortgejagt, und ach! mein Buch der Lieder wird dem Gewürzkrämer dienen, um daraus Düten zu drehen, in die er Kaffee schütten wird oder Schnupftabak für die alten Weiber der Zukunft. Ach! ich sehe dies alles voraus und mich beschleicht unsägliche Trauer, wenn ich an den Untergang denke, mit dem das siegreiche Proletariat meine Verse bedroht, die ins Grab sinken werden mit der ganzen alten romantischen Welt. Und dennoch, ich bekenne es offen, übt dieser Kommunismus, der all meinen Interessen und Neigungen so feindlich ist, einen Zauber auf meine Seele, dessen ich mich nicht erwehren kann.“

Ich glaube bis zu
großen Gedichte, ist al
druckt, nur müssen
Hartheim worin Cöllen
Capitel 4, 5, 6 und 7
sondern in dieselbe
ist der Stelle mit de
Rothbart betrifft., u
16 die zusammen i
werden müssen. Sch
Auszügen ein einle
der Schrift bringe ich
nur und Romanzen
Ihrer Frau gefalle
Mir zu grüßen ist
Frau. mich darauf
Ich hoffe, der nächste
lich für und
Von dem großen
einen besonderen A
Stellen gestrichen, wo
bleiben die

Hamburg den 21 Sept. 1844.

Liebster Marx! Ich leide wieder an meinem fatalen Augenübel, und nur mit Mühe kritzle ich Ihnen diese Zeilen. Indessen, was ich Ihnen wichtiges zu sagen, kann ich Ihnen Anfangs nächsten Monats mündlich sagen, denn ich bereite mich zur Abreise, beängstigt durch einen Wink von Oben — ich habe nicht Lust auf mich fahnden zu lassen, meine Beine haben kein Talent eiserne Ringe zu tragen, wie Weitling sie trug. Er zeigte mir die Spuren. Man vermuthet bey mir größere ~~Theilnahme~~ Theilnahme am Vorwärts als ich mich dessen rühmen kann und ehrlich gestanden das Blatt beurkundet die größte Meisterschaft im Aufreitzen und Compromittiren. Was soll das geben, sogar Mäurer ist debordirt! — Mündlich mehr hierüber. Wenn nur keine Verfolgungen in Paris ausgesprochen werden.

Mein Buch ist gedruckt, wird aber erst in 10 bis 14 Tagen hier ausgegeben, damit nicht gleich Lärm geschlagen wird. Die Aushängebogen des politischen Theils, namentlich wo mein großes Gedicht, schicke ich Ihnen heute unter Kreuzcouvert, in dreyfacher Absicht. Nämlich, erstens damit Sie sich damit amüsiren, zweitens ~~Sie~~ damit Sie schon gleich Anstalten treffen können für das Buch in der deutschen Presse zu wirken, und drittens damit Sie, wenn Sie es rathsam erachten, im Vorwärts das Beste aus dem neuen Gedichte abdrucken lassen können.

Ich glaube bis zu Ende des 16ten Capitels des großen Gedichts, ist alles geeignet zum Wiederabdruck, nur müssen Sie Sorge tragen daß die Parthie worin Cölln behandelt ist, nemlich die Capitel 4, 5, 6 und 7 nicht getrennt gedruckt wird sondern in dieselbe Nummer kommt. Dasselbe ist der Fall mit der Parthie, die den alten Rothbart betrifft, nemlich die Capitel 14, 15 und 16 die zusammen in derselben Nummer abgedruckt werden müssen. Schreiben Sie, ich bitte, zu diesen Auszügen ein einleitendes Wort. Den Anfang des Buchs bringe ich Ihnen nach Paris mit, der nur aus Romanzen und Balladen besteht, die Ihrer Frau gefallen werden. (Sie herzlich von mir zu grüßen ist meine freundlichste Bitte; ich freue mich darauf sie bald wieder zu sehen. Ich hoffe, der nächste Winter wird minder melancholisch für uns seyn, wie der vorige.)

Von dem großen Gedichte macht jetzt Campe einen besondern Abdruck, worin die Censur einige Stellen gestrichen, wozu ich aber eine Vorrede geschrieben, die Sie sehr amüsiren wird; den Nazionalen habe ich darin aufs Entschiedenste den Fehdehandschuh zugeworfen. Ich schicke Ihnen dieselbe nachträglich sobald sie gedruckt. Werden Sie schreiben, sagen Sie's an Heß (dessen Addresse ich nicht weiß) daß er am Rhein, sobald ihm mein Buch zu Gesicht kommt, alles

...ende des 16ten Capitels des
...ders geeignet zum Wiederab-
...die Sorgen tragen daß die
behandelt sind ist, nemlich die
...nicht getrennt gedrückt wird
...Nummer kommt. Desselben
...Furcht, die den alten
...nemlich die Capitel 14, 15 und
derselben Nummer abgedruckt
...lieben Sie, ich bitte, zu diesem
...standes Wort. Der Anfang
...Herrn mich Kanis mich, der
...und Balladen besetzt, die
...worden. (Sie sprachen von
...meine freundlichste Bitte, ich
...Sie bald wieder zu sehen.
...Winter wird wieder unbehag-
...wie der vorige.)
...Gedichte macht jetzt Lange um-
...Abdruck, worin die Capitel einge-
...ich aber eine Menge einge-
...ein umwenden. Den ... ge

was er neulich in der Presse dafür that, eh die Bogen drüber gefallen. Ich bitte nehmen Sie auch gleich in Anspruch für einen Hülfsartikel. – Für den Fall, daß Sie die requirirten Einleitungsworte zum Vorwärts mit Ihrem Namen unterzeichnen, können Sie sagen, daß ich Ihnen die ~~Aushänge~~ frischen Bogen gleich zugesandt. Sie verstehen die Distinktion, warum ich in anderer ~~der~~ Weise dieser Bemerkung gern überhoben wäre. – ~~Grüßen Sie~~ Ich bitte Sie, suchen Sie Weil zu sehen und ihm in meinem Namen zu sagen, daß ich seinen Brief, der unterzeichnet Henri Heine (er giebt deren viele [sic]) gemacht, erst dieser Tage erhielt. Ich werde ihn in 14 Tagen persönlich wiedersehen, er solle unterdessen keine Zeile über mich drucken lassen, am allerwenigsten in Bezug auf mein neues Gedicht. Ich würde ihm, wenn meine Augen es erlaubten, vielleicht noch vor meiner Abreise schreiben. Freundliche Grüße an Bernays. –

Ich bin froh daß ich fortkomme. Meine Frau hab ich schon vorher nach Frankreich zu ihrer Mutter geschickt, die am Tode darniederliegt. – Leben Sie wohl theurer Freund und entschuldigen Sie mein verworrenes Gekritzel. Ich kann nicht ~~wieder~~ überlesen was ich geschrieben – aber wir brauchen ja wenig Zeichen um uns zu verstehen!

Herzinnigst

H. Heine.

Poeta vates — aber hier hat sich der Dichter nicht als Seher bewährt. Wohl versucht man heute, Heines Lorbeerhaine zu fällen. Aber nicht siegreiche Proletarier sind es, sondern deren Gegner, die „Edelsten und Besten" der deutschen Nation. Wohl giebt es Leute, denen Heines Werke nur zum Dütendrehen gut sind, aber es sind nicht Gewürzkrämer, sondern bekannte deutsche Dichter. Wohl wären Heines Verse mit dem Untergang bedroht, wenn manche der heutigen Strömungen siegten — aber das Proletariat hütet sie und wahrt sie und sichert ihnen die Unsterblichkeit. Die schwieligen Hände zerbrechen nicht die Marmorstatuen der Schönheit, sie bereiten eine neue Epoche der Kunst vor, welche die Schönheit zum Gemeingut Aller macht.

Arbeiterschutz und Bauernschutz.

Von Karl Kautsky.

Man hat der Idee des Arbeiterschutzes die des Bauernschutzes gegenüber gestellt und erklärt, dieser entspringe demselben Prinzip, wie jener, dem Streben nach Hebung der Widerstandskraft und Kampffähigkeit der arbeitenden Klassen in der heutigen Gesellschaft, und wie die Verfechtung des Arbeiterschutzes die Wurzel unserer Macht in der Arbeiterschaft bilde, so würde die Verfechtung des Bauernschutzes die Wurzel unserer Macht in der Bauernschaft werden.

Das ist sicher ein geistreicher, glänzender Vergleich, aber er verliert an Glanz, wenn man ihn näher betrachtet.

Zunächst möchten wir bestreiten, daß die bisherigen Erfolge der Sozialdemokratie in erster Linie ihrer Verfechtung der Arbeiterschutzgesetze zuzuschreiben seien. Das dürfte schon folgende Erwägung klar machen: Wir haben nicht wenige Kleinbürger in unseren Reihen. Können diese durch die Idee des Arbeiterschutzes, etwa des Achtstundentages, für uns gewonnen worden sein? Sie haben davon keinen direkten Nutzen, eher eine Erschwerung ihrer Existenz zu erwarten. Was kann sie also anziehen? Einmal die Erkenntniß, daß unsere Partei die rücksichtsloseste, entschiedenste Vertreterin der Rechte und Interessen der Gesammtheit der Staatsbürger und der Konsumenten ist gegenüber den herrschenden Klassen, dann aber die Erkenntniß der Hoffnungslosigkeit ihrer Lage in der gegenwärtigen Gesellschaft, die Erkenntniß, daß nur die Ersetzung dieser Gesellschaftsform durch eine höhere ihnen Heil bringen kann. Was die Kleinbürger zu uns bringt, ist die *rücksichtslose, entschiedene Opposition* und der *revolutionäre Charakter* unserer Partei.

Gilt das aber schon für das Kleinbürgerthum, so jedenfalls noch mehr für das Proletariat, dessen Lebensverhältnisse es von vornherein zu rücksichtsloser, entschiedener Opposition und revolutionärem Denken geneigter machen als das Kleinbürgerthum.

Damit, daß wir die Bedeutung des Arbeiterschutzes für die Erfolge unserer Partei in zweite Linie setzen, wollen wir indeß natürlich nicht gesagt haben, daß das Eintreten für denselben bedeutungslos sei. Im Gegentheil, der Kampf dafür gehört zu dem Wesen unserer Partei.

Verhält sich's aber ebenso mit dem Bauernschutz?

Wenn wir für den Arbeiterschutz eintreten, stellen wir uns damit in Gegensatz zu allen anderen Parteien. Denn wenn auch einige derselben den Arbeiterschutz auf ihre Fahnen geschrieben haben, so geschah es nur unwillig, unter dem Druck der Konkurrenz der Sozialdemokratie, schwächlich und ohne Ernst. Im Kampf für einen einschneidenden Arbeiterschutz, vor Allem für den Achtstundentag, hat die Sozialdemokratie alle anderen Parteien gegen sich. Wer einen derartigen Arbeiterschutz will, muß naturnothwendig unsere Partei unterstützen.

Anders steht es mit dem *Bauernschutz*. Diesen verlangen *alle anderen Parteien*; auf diesem Gebiete treten wir nicht in *Gegensatz*, sondern in Kon-

kurrenz mit den Parteien, die das Bestehende erhalten wollen, und in eine Konkurrenz, bei der wir weniger bieten können, als manche unserer Gegner, weil wir Rücksichten auf das Proletariat zu nehmen haben, welche diese nicht binden. Wir brauchen auf diesen Gedanken nicht weiter einzugehen, den wir schon im vorigen Jahrgang, II. Bd., S. 618 ff., entwickelt haben.

Unsere Situation bei der Vertretung des Bauernschutzes ist also eine ganz andere, wie bei der Vertretung des Arbeiterschutzes. Hier sind wir alleinige Verfechter einer den Gegnern verhaßten Sache, dort lassen wir uns in ein Wettrennen zum gleichen Ziel mit dem sonstigen Gegner ein, den weder theoretische Skrupel noch Rücksichten auf die arbeitenden Klassen belasten.

Glaubt man wirklich, der Erfolg werde hier wie dort der gleiche sein?

Indessen ist der Erfolg nicht der entscheidende Maßstab in einer Frage, wie die vorliegende, wenn er auch selbstverständlich nicht gleichgiltig ist.

Viel wesentlicher ist ein anderer Unterschied zwischen Arbeiterschutz und Bauernschutz.

Was erstrebt der erstere? Den wirthschaftlichen Schutz des Arbeiters durch den Staat? Keinesfalls. Wir erklären das staatliche Eingreifen in das ökonomische Getriebe zu Gunsten der wirthschaftlichen Existenz des Arbeiters für vergeblich, ja gefährlich, so lange der Kapitalismus in Staat und Gesellschaft herrscht, die Produktionsmittel Privateigenthum der Kapitalisten sind. Die deutsche Sozialdemokratie hat es daher stets verschmäht, eine wohlfeile Popularität einzuheimsen durch die Ausstellung von Forderungen zum Schutz der ökonomischen Existenz des Arbeiters. Sie hütet sich, den staatlich garantirten Minimallohn und das Recht auf Arbeit im „Rahmen der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung" zu verlangen, und sie hat die Forderung der staatlichen Unterstützung von Produktivgenossenschaften fallen gelassen, so bestechend diese Forderungen auch aussehen und so agitatorisch wirksam sie sein würden.

Was durch den Arbeiterschutz gegen die Verheerungen des Kapitalismus geschützt werden soll und kann, ist die physische und geistige Persönlichkeit des Arbeiters. Der Achtstundentag, das Verbot der Kinderarbeit 2c. sollen die körperliche und geistige Verkrüpplung des Arbeiters hindern, sollen ihn physisch und geistig kampffähig erhalten oder, wo seine Kampffähigkeit verloren gegangen ist, sie wieder herstellen. Darin besteht die Aufgabe des Arbeiterschutzes in erster Linie. Es ist ganz verkehrt, ein ökonomisches Moment, die Verringerung der Reservearmee, bei dem Eintreten für den Arbeiterschutz in den Vordergrund zu schieben. Die industrielle Reservearmee wird durch die Einführung des Arbeiterschutzes im Ganzen und Großen nicht verringert.

Was will dagegen der Bauernschutz? Bedeutet derselbe etwa den Schutz der physischen und geistigen Persönlichkeit des Bauern? Verlangt man etwa die Ausdehnung der Arbeiterschutzgesetze auf die Bauernfamilien, wie man sie auf die Hausindustrie ausdehnen will? Will man dem Bauer verbieten, seine Kinder zu schinden, seinem Weibe gefährliche Arbeiten zuzuweisen und sich selbst bis zu völliger Erschöpfung abzurackern? Will man für seine Wohnungen ein Minimum an Luftraum und Reinlichkeit vorschreiben u. s. w.? Einen solchen Bauernschutz ließen wir uns wohl gefallen. Ob er bei den Bauern sehr agitatorisch wirken würde, ist eine andere Frage. Aber das verstehen auch die Vertreter des Bauernschutzes gar nicht darunter. Was sie fordern, ist nicht Schutz der physischen und geistigen Persönlichkeit des Bauern, sondern Schutz seiner ökonomischen Existenz. Was wir für das Proletariat nicht thun können, soll für die Bauernschaft gethan werden. Wir weigern uns, für den Proletarier der Industrie den staatlich festgesetzten Minimallohn, das Recht auf Arbeit und staatlich unterstützte Produktivgenossenschaften in das Programm unserer Forderungen an die bestehende Gesellschaft zu setzen, sollen aber kein Bedenken tragen, demselben Programm die staatliche Unterstützung von Produktivgenossenschaften der Kleinbauern, ja die Unterstützung einzelner bäuerlicher Wirthschaften und die Verstaatlichung der Hypothekenschulden durch den heutigen Staat einzuverleiben.

Wodurch wird aber die ökonomische Existenz der Bauernschaft bedroht? Offenbar durch die Entwicklung der ökonomischen Verhältnisse, die in allen Ländern der modernen Produktionsweise denselben gesetzmäßigen Gang geht. Oder will man bestreiten, daß die ökonomische Entwicklung zum Ruin der Bauernwirthschaft führt? Aber wenn das nicht der Fall, wozu und wogegen soll diese geschützt werden? Wenn der Bauernschutz einen Sinn haben soll, dann kann er nichts anderes bedeuten als ein Entgegenstemmen gegen die ökonomische Entwicklung.

Eine einschneidende Arbeiterschutzgesetzgebung ist das beste Mittel, um Betriebe aus dem Wege zu räumen, die nicht auf der Höhe der Zeit stehen und ihre technischen und sonstigen Mängel durch übermäßige Arbeiterschinderei wett zu machen suchen. Sie ist aber auch das wirksamste Mittel, das Proletariat physisch und geistig zu heben, ihm Widerstandskraft und Kampffähigkeit zu verleihen. Durch jede dieser Wirkungen fördert sie den gesellschaftlichen Fortschritt, erweist sie sich als revolutionär.

Der Bauernschutz dagegen bedeutet von vornherein das Streben, die ökonomische Entwicklung aufzuhalten und eine Betriebsform zu schützen, die sich nur noch dadurch über dem Wasser erhält, daß ihre Arbeiter sich übermenschlich plagen und untermenschlich leben. Aber eben deswegen schließt der Schutz des Bauern als Landwirth auch nothwendig den Verzicht auf den Schutz des Bauern als Arbeiter (in seinem eigenen Betrieb, nicht als Lohnarbeiter) ein. Denn den Bauer als Arbeiter schützen, hieße den Bauer als Landwirth ruiniren. Der süddeutsche Entwurf eines Agrarprogramms fordert denn auch mit der ihm eigenen Offenherzigkeit ausdrücklich, daß nur der größere Grundbesitz unter die Bestimmungen des gewerblichen Arbeiterschutzes fallen solle. Die Ausdehnung derselben auf die bäuerliche Familie wäre eben unvereinbar mit der Idee des Bauernschutzes.

Also nichts irriger, als aus dem bloßen Gleichklang der Endsilbe zu schließen, der Bauernschutz bedeute die Uebertragung der Idee des Arbeiterschutzes von der Industrie auf die Landwirthschaft. Der Bauernschutz ist vielmehr in Wirklichkeit das gerade Gegentheil des Arbeiterschutzes und mit diesem völlig unvereinbar. Indem er eine überlebte Betriebsform schützt, welche die in ihr Beschäftigten zu Barbaren degradirt, erweist er sich nicht nur nicht als revolutionär, sondern direkt als reaktionär.

Die Gemeinderathswahlen in Wien.

Von Dr. W. Ellenbogen.

Wien, 20. September 1895.

Auch Oesterreich hat endlich seine Individualität gefunden: den Antisemitismus als kommunales Verwaltungsprinzip! Wir haben aufgehört unsere Politik vom Ausland zu beziehen, wir gehen unsere eigenen Wege. Ueberall geht's gegenwärtig dem Liberalismus an den Kragen; aber wenn er in England durch den Konservatismus, in Belgien durch das Pfaffenthum aufs Haupt geschlagen wird: wir Wiener, mir san mir, wir haben unseren Antisemitismus, er ist unsere Erlösung von dem Uebel.

Es ist uns tragikomisch Ernst um dieses Wort. Es ist spezifisch österreichisch, daß gesunde politische Zustände nur eingeleitet werden können durch den Sieg des Unsinns. Der Unsinn muß in Oesterreich erst als Regierungsprinzip erprobt werden, bevor die öffentliche Meinung zur Erkenntniß gelangt, daß er ein unsinniges Regierungsprinzip ist. Die öffentliche Meinung in Oesterreich verfügt über kein theoretisches Urtheil, die einzige Disziplin, aus welcher man hier lernt, öffentliche Schäden zu beseitigen, ist sozusagen die experimentelle politische Pathologie.

Das haben die Wiener Gemeinderathswahlen aus dem dritten Wahlkörper, der die kleinsten Steuerträger umfaßt, am 17. September wieder einmal erwiesen. Es war eine furchtbare Niederlage, die der österreichische Liberalismus erlitten hat, nicht ein einziges von den 46 Mandaten vermochte er zu erobern, was um so

bemerkenswerther ist, als die Wahlbetheiligung diesmal eine enorme, bisher in Wien und Oesterreich ungekannte war. Es haben sich im Ganzen 42843 Wähler d. i. nahezu 79 Prozent an der Urne eingefunden, in manchen Bezirken war die Betheiligung über 80 Prozent gestiegen (am stärksten im XIV. Bezirk = 86,4 Prozent). Von den Stimmen entfielen 10901 (25 Prozent) auf liberale, 31189 Stimmen (73 Prozent) auf antisemitische Kandidaten, so daß die letzteren gegenüber den Liberalen die dreifache Stimmenzahl auf sich vereinigten, während sie bei der letzten allgemeinen Wahl (1891) blos 57 Prozent der Stimmen erlangt hatten. Das Allerauffallendste aber ist die Thatsache, daß sogar die bisherigen Hochburgen des Liberalismus, der II. und vor allem der I. Bezirk (ersterer schon bei der partiellen Wahl im März dieses Jahres) in die Hände der Antisemiten übergegangen sind.

An der totalen Diskreditirung des Liberalismus vor der Bevölkerung, wie sie aus diesen Thatsachen erhellt, ist an sich nichts Auffallendes. Sie war den Eingeweihten längst klar; Verfasser dieses hat vor zwei Jahren in dieser Zeitschrift* sie vorausgesagt, und sie hat blos noch der Bestätigung durch die Wahlziffern bedurft. Die liberale Partei hat durch eine beispiellose politische Tartüfferie, durch ein endloses Gewebe von Volksbetrug in allen Formen sich selbst den Boden unter den Füßen weggezogen. Ihr Schicksal war einfach selbstverständlich, und es hätte nicht erst der Koalitionsära bedurft, um ihren völligen Untergang heranreifen zu machen.

Aber das nach außen Merkwürdige, das Oesterreichische an der Sache ist ihre Ueberwindung gerade durch eine politisch so gehaltlose Richtung, wie der Antisemitismus.

In allen kapitalistischen Ländern wird der moderne ökonomische Kampf gegen das Kapital vom Proletariat geführt, die Kleinbürger stehen entweder, wenn sie selbst intellektuell und die Produktionsformen genügend kapitalistisch entwickelt sind, auf Seite des Proletariats und lassen dieses den Kampf führen, oder im Gegenfalle auf Seite des Kapitals, immer aber spielen sie blos eine sekundäre Rolle. Anders in Oesterreich. Das Kleinbürgerthum kämpft hier seinen Kampf selbständig, es ist noch eine ausgeprägte Schichte; es kämpft gleichzeitig gegen oben und gegen unten.

Die erste und vornehmste Ursache hiervon sind die politischen Zustände Oesterreichs, deren Ausdruck die Rechtlosigkeit des Proletariats ist. Es ist bezeichnend, daß auch in Oesterreich historisch als erster Gegner des Großkapitals das Proletariat aufgetreten ist und daß sich der „Sozialismus des dummen Kerls" erst aus dem Sozialismus der Arbeiterschaft entwickelt hat; es ist weiter bezeichnend, daß die Schlagworte des heutigen Antisemitismus, soweit sie überhaupt Sinn und agitatorische Kraft besitzen, dem Wörterbuch der Sozialdemokratie entlehnt sind, und es ist vor allem bezeichnend, daß der eigentliche Aufschwung des Antisemitismus erst datirt von dem kräftigen Einsetzen der Arbeiterbewegung, die das politische Leben in Oesterreich gewissermaßen erst erzeugt und mit Temperament und Interesse versehen hat. Die Arbeiterschaft aber konnte eben dem politischen Organismus nur das Bewußtsein der Gegensätze und der politischen Nothwendigkeiten einhauchen, ihre Rechtlosigkeit verhinderte sie unmittelbar praktisch anders als durch Demonstrationen zu wirken. So mußte das stimmrechtlose Proletariat die Führung des Kampfes mit dem Stimmzettel, dieses praktischsten aller politischen Kämpfe, dem wahlberechtigten Kleinbürgerthum überlassen, und daß dieses Kleinbürgerthum die Macht des Stimmzettels erkannt und auszuüben begonnen hat, ist eben in erster Linie Verdienst der organisirten Arbeiterschaft.

Aber es war eben auch der „dumme Kerl", der da gegen das Großkapital zu kämpfen begann. Das seit Schiller berüchtigte Phäakenthum an der Donau ist unfähig, unmittelbar in das Verständniß großer Fragen einzutreten, der Wiener Kleinbürger ist im Allgemeinen roh, ungebildet und beschränkt. Es ist ihm unmöglich, „das" Kapital als treibende Macht zu erkennen, er sieht nur den Exporteur, den Konfektionär, den Schuhfabrikanten u. s. w. Und da diese Vertreter des Großkapitals,

---

* XII. Jahrg., I. Bd., S. 88.

die mit ihm in unmittelbare Berührung treten, in der Regel Juden sind, so zieht seine beschränkte Induktion natürlich den Schluß: das Kapital ist der Jud. Die täglich schwieriger werdenden Erwerbsverhältnisse erzeugen in ihm die nöthige Erbitterung, die ihn bei seiner Urtheilslosigkeit dem Alkohol und jeder, auch der bornirtesten Agitation in die Arme treibt, wenn diese nur den einfachen Zweck des Schimpfens erfüllt und seinem naiven Verstand Versprechungen, und seien es die tollsten, vorgaukelt. Es ist somit klar, daß das Wiener Kleinbürgerthum ein fruchtbarer Boden für die sinnloseste Demagogie sein muß. Und da auf der anderen Seite die Geschichte der Liberalen nichts als ein langes Sündenregister ist, so vermögen selbst Individuen wie Schneider sich leicht ihnen gegenüber als Tugendbolde und Retter des kleinen Mannes aufzuspielen. Ist doch die Erbitterung in den kleinbürgerlichen Schichten gegen den Liberalismus so tiefgehend, daß selbst die kleinen Juden mit den Antisemiten gestimmt haben, eine Thatsache, ohne welche der antisemitische Sieg in dem II. Bezirk der Leopoldstadt, dem „Judenviertel“, gar nicht zu erklären wäre.

Wurzelt der Antisemitismus in den ökonomischen Verhältnissen, so wird er von verschiedenen Seiten aus politischen Gründen geflissentlich genährt, oder, was dem gleichkommt, wohlwollend geduldet. Diese verschiedenen Seiten sind der Feudalismus und Klerikalismus. Ingrimmig sehen sich die österreichischen Tories gezwungen, ihren politischen Einfluß mit jüdischen Finanzparvenus zu theilen, weil die wirthschaftliche Macht in immer stärkerem Grade dem Kapital in die Hände fällt und sie selbst auf dem Markt von demselben immer abhängiger werden. Auch liegt es in ihrem Interesse, die öffentliche Aufmerksamkeit von den schändlichen Arbeiterverhältnissen im Großgrundbesitz auf die sozialen Zustände in der Großindustrie abzulenken. Je lauter das Geschrei über das jüdische Kapital, desto ungestörter können sie daheim im Trüben fischen. Der Klerikalismus hingegen seufzt nach der Wiedergewinnung der ihm durch den Liberalismus in den sechziger und siebziger Jahren entrissenen Macht, und er hat eine feine Nase für den reaktionären Zug, der im Antisemitismus steckt. Darum hat auch keine österreichische Regierung jemals sich ernstlich gegen den Antisemitismus gewendet, ja dem alten Schlaukopf Taaffe munkelt man ein sehr behagliches Wohlwollen gegenüber dieser dem Liberalismus feindlichen Bewegung nach. Und die dunkeln Gerüchte, die von reichlichen finanziellen Unterstützungen der Antisemiten in der Wahlbewegung durch reiche kirchliche Würdenträger und Aristokraten schwätzen, dürften umsoweniger aus der Luft gegriffen sein, als Prinz Liechtenstein ja persönlich das Beispiel großer Erfolge der adeligen Agitation unter dem „Volke“ giebt und erst unlängst durch seine Phrase vom „Erbführerthum“ den Herren den Mund ordentlich wässern gemacht hat.

Alle diese Gründe erklären denn auch den eigenthümlichen Charakter der ganzen Wahlbewegung. Bis auf die starke Betheiligung an der Wahl selbst steht sie in jeder Hinsicht auf dem denkbar niedrigsten Niveau. Von sachlichen Erörterungen keine Spur, kommunale Fragen in Erwägung zu ziehen, fällt Niemandem ein, das einzige Argument gegen die Gegner bestand auf beiden Seiten im Hinauswurf aus dem Versammlungslokal, und Herr Lueger hat unlängst die dem Charakter der Agitation wohl am meisten angepaßte Form gefunden, seiner Ueberzeugung Ausdruck zu geben, als er seine Zuhörer aufforderte, zum Zeichen der Verachtung vor seinem Konkurrenten um die Bürgermeisterwürde, Dr. Richter, — auszuspucken, was denn auch die ganze Versammlung sofort in feierlichstem Unisono that. Zeichnen sich die Antisemiten durch persönliche Gassenbüberei aus, so betreiben die Liberalen die Wahlkorruption im Großen, und die „Arbeiterzeitung“ war zweimal in der Lage, Erpressungszirkulare dieser famosen Herren der „Freiheit und des Forschritts“ zu veröffentlichen. Es ist denn auch ein charakteristisches Zeichen der Wahlbewegung, daß alle Männer von einiger Bedeutung und Einsicht sich ängstlich von dem ganzen Getriebe fernhalten, daß Kandidaten auf beiden Seiten zum Kandidiren geradezu bestochen werden mußten, daß in Folge dessen die unfähigsten und zum Theil unsaubersten Elemente zu Vertretern gemacht worden sind, und wir glauben schließlich

die Wahlbewegung am treffendsten durch die Konstatirung der Thatsache zu kennzeichnen, daß beide Parteien ihre Wählerversammlungen nur unter dem selbstangerufenen Schutze der Polizei (!) abzuhalten wagten.

Das sind die erhebenden Formen, unter denen sich ein Wahlkampf zwischen österreichischen Bürgern abspielt — so kämpft das Kleinbürgerthum gegen das Großkapital. Es war selbstverständlich, daß die Arbeiterschaft, ohne den Finger zu rühren, dem Froschmäusekrieg zusah.

Und nun? In dem Augenblicke, da wir dies schreiben, sind die Wahlen aus dem zweiten und dritten Wahlkörper noch nicht vollzogen, es unterliegt aber keinem Zweifel, daß die Antisemiten mit einer starken, formell arbeitsfähigen Majorität in das Wiener Rathhaus einziehen werden.* Die Niederlage hat den Liberalen den Kopf völlig verdreht, und ihre Organe überbieten einander in den unglaublichsten Forderungen an die Regierung, unter denen die der Neuauflösung des Gemeinderaths obenan steht. Die stolzen Automisten verlangen die weitere Fortführung der Gemeindegeschäfte durch den kaiserlichen Kommissär! Das sind dieselben Herren, die, als Lueger seinerzeit durch Nichtannahme der Bürgermeisterwahl die Auflösung des Gemeinderaths und Einsetzung des Kommissärs herbeigeführt hatte, ein wahres Zetermordio über dieses Attentat auf die Freiheit der Gemeinde geschrieen hatten. Es ist dabei völlig unverständlich, was sie von einer Neuwahl erwarten. Möglich, daß sie durch Abstinenz bei der Bürgermeisterwahl die Auflösung erzwingen, vorausgesetzt, daß sie die nöthige Zahl von 47 Mandaten erlangen, was aber dann folgen soll, darüber sind sie sich offenbar selbst völlig unklar.

Ein erheblich besseres Wahlresultat, eine Majorität, können sie unter keinen Umständen erwarten, selbst wenn die Regierung sie unterstützen sollte, trotzdem Herr Badeni, der kommende Ministerpräsident, das Wahlenmachen bekanntlich aus dem ff versteht.

Aber Herr Badeni wird sich das sehr wohl überlegen. Denn einmal geht das Wahlenmachen mit Dragonern, Gendarmen und Bezirkspaschas in Wien denn doch nicht so leicht, wie weit hinten in Galizien. Dann aber fehlt jeder denkbare Anlaß für den Ministerpräsidenten, sich zu Gunsten der Liberalen zu blamiren. Die Liberalen, mit ihren 110 Mandaten die numerisch stärkste Partei im Parlament, waren wenigstens theoretisch ein unbequemer, ein zum Mindesten nicht zu übersehender Faktor für jede Regierung. Praktisch freilich waren sie seit jeher Mameluken, in allem und jedem zum Handkuß und zum Apportiren jeder freiheitsfeindlichen parlamentarischen Leistung bereit. Badeni, dem diplomatische Fähigkeiten nachgerühmt werden, hat schon jetzt ein Zeichen von richtiger Beurtheilung der Lage gegeben, einmal, indem er sein Ministerium ohne Rücksicht auf das kraftlose Parlament bildete, andererseits, indem er offiziös verkündigen ließ, daß er die Durchführung der ihm gestellten Aufgaben als eine „unbedingte Naturnothwendigkeit“ betrachte, deren Unterstützung er keiner Partei als ein besonderes Verdienst anrechnen könne, woraus hervorgeht, daß er die Bedientenseelen des österreichischen Abgeordnetenhauses kühl, nach ihrem Werthe bemißt. Und nun sollte ein Badeni, der dem Parlament seine Verachtung in brutaler Schlachzizenmanier zu verstehen giebt, eine verhaßte Partei, die stärkste Gegnerin der Wahlreform, die zu schaffen dem Kaiser gegenüber sein Ehrgeiz sein muß, in dem Augenblick stützen, wo sie elendiglich an ihren eigenen Sünden zu Grunde geht? In Oesterreich ist zwar bekanntlich nichts unmöglich, aber eine solche widersinnige Politik ist selbst trotz des auf Badenis Frau so einflußreichen Hausjuden von dem „kommenden Mann“ doch nicht zu erwarten. Schon seit dem Ausfall der Märzwahlen in den Gemeinderath wurden die Liberalen nicht mehr als „koalitionsfähig“ betrachtet. Nach der jetzt noch weit entscheidenderen Niederlage, nach den unzähligen Mißtrauensvoten in der Provinz, nach den zahlreichen

* Die Wahlen im zweiten Wahlkörper sind ebenfalls für die Antisemiten günstig ausgefallen. Ueber die aus dem ersten Wahlkörper sind zur Stunde, da diese Zeilen in Druck gehen, die Nachrichten noch ausständig. D. Red.

freiwilligen Mandatsverzichten, die alle den völligen Niedergang der Liberalen auch außerhalb Wiens bekunden, kann mit ihnen einfach nicht weiter gerechnet werden. Der geheimen Sympathie der Feudalklerikalen erfreuen sich die Antisemiten ohnehin, mit dem störenden Zusatz der „sozialrevolutionären Elemente“ wird doch die „starke Hand“ Badenis voraussichtlich leicht fertig werden — von dieser Seite droht also den Antisemiten keine eminente Gefahr, der Uebernahme der Stadtgeschäfte durch sie steht nichts Wesentliches im Wege.

Eine andere Frage freilich ist, was sie mit der Kommune anfangen, wie sie „regieren“ werden. Wir sprechen nicht von der persönlichen Unfähigkeit der Herren Gemeinderäthe; so schlecht und recht wie unter den Liberalen wird das Gemeinwesen auch unter Dr. Lueger oder Dr. Porzer verwaltet werden, und der Magistrat bleibt ja derselbe. Die Frage ist, was sie mit ihrem sogenannten „Programm“ anfangen werden. Sie waren bisher Opposition, sie haben von der Negation gelebt und sich an ihr übernommen. Jetzt aber gilt's ein positives Programm. Kleinbürgerlich die Kommune verwalten? Das geht, von seiner absoluten Hirnverbranntheit abgesehen, schon darum nicht, weil die rein negative Politik des Antisemitismus allen möglichen, sogar kapitalistischen Elementen freien Zutritt in die „Partei“ gewährt hat. Auf die Juden schimpfen, das trifft schließlich Jeder, wenn's sein muß, sogar der Jud selbst. Unter den Antisemiten sind „mehrfach verstockte“ Hausherren, Fabrikanten, Rentiers ꝛc. zu finden. Und das alles soll nun antikapitalistisch regieren! Nun aber kommen die großen kommunalen Geschäfte, Gas, Pferdebahn, Stadtbahn ꝛc., die nach kleinbürgerlichen Gesichtspunkten gar nicht betrieben werden können. Es ist lächerlich zu glauben, daß das Malkontententhum auch nur im Geringsten werde beseitigt werden, im Gegentheil, schon die Wahlagitation hat das Wühlen der allergemeinsten Streberei unter den korruptionsfeindlichen Herren aufgedeckt. Die hohle Demagogie der Lueger wird selbstverständlich nicht im Stande sein, für immer das Ausbrechen persönlichen und allgemeinen Unwillens durch die Autorität seiner „allverehrten Person“ zu verhindern, die satten Elemente werden sich naturgemäß von den unbefriedigten, die konservativen von den „sozialrevolutionären“ trennen, und das Erklimmen der höchsten Machtstufe bedeutet für den Antisemitismus somit das Betreten der ersten Stufe seines Untergangs, seine innere Nichtigkeit, seine Absurdidät wird ganz von selbst sich erweisen. Wir sehen dabei von den vielen politischen Differenzen, deren Keime schon heute im Antisemitismus gelegen sind, gänzlich ab.

Andererseits wird aber Herr Dr. Lueger, das einzige hervorragende Talent seiner Partei — denn der noch neben ihm nennenswerthe Dr. Porzer ist ein völliger Klerikaler —, dessen Wille denn auch geradezu eine Offenbarung für seine Partei ist, schon in seinem eigenen Interesse und um die Wiederkehr des Liberalismus zu verhindern, eine entschieden radikale Politik befolgen, vor allem für die wesentliche Erweiterung des Reichsraths- und Gemeindewahlrechts bis zum allgemeinen Wahlrecht hin eintreten müssen. Eine solche radikale Politik im Zusammenhalt mit dem Zerfall der antisemitischen Partei bereitet den Boden für die Sozialdemokratie am besten vor, und es hat diese somit allen Grund, den Sieg des Antisemitismus als einen für sie sehr wesentlichen Fortschritt zu begrüßen, wenn sie auch aus Reinlichkeitsrücksichten im Wahlkampf nichts gethan hat, was sie etwa zu einer Bundesgenossin der Herren Antisemiten stempeln könnte. Von der antisemitischen Verwaltung selbst haben die Arbeiter wenig oder gar nichts Besseres für sich zu erhoffen: es sind Besitzende, und zwar rohe, brutale Besitzende, die jetzt die Stadt beherrschen werden, die sich von den früheren Stadtgewaltigen höchstens durch die größere Volksthümlichkeit in den Umgangsformen unterscheiden. Es ist eine Roßkur, die der gesellschaftliche Organismus jetzt durchmacht, aber die Herrschaft der Antisemiten wird, anders freilich als diese selbst wollen und glauben, zu seiner Gesundung führen.

Literarische Rundschau.

Lohn- und Arbeitsverhältnisse der Bäckereiarbeiter Leipzigs. Ergebniß statistischer Erhebungen, veröffentlicht von der statistischen Kommission der Bäcker Leipzigs. Leipzig 1894, Kommissionsverlag der „Leipziger Volkszeitung". 40 S. 8°.

Die gräßlichen sanitären Zustände im Bäckereigewerbe und die elende Lage der in den Bäckereien beschäftigten Arbeiter waren schon öfters Gegenstand sozialpolitischer Studien. Auch sind seinerzeit in diesen Blättern einige der diesbezüglichen Veröffentlichungen bereits eingehend besprochen worden. Wir wollen uns deshalb im Folgenden möglichst kurz fassen und in erster Linie auf einige Mängel der vorliegenden Arbeit hinweisen. Als ein solcher Mangel muß z. B. die Nichtberücksichtigung der Gesammtzahl der in den untersuchten Bäckereien beschäftigten Arbeiter bei Berechnung der Durchschnittsdauer der Arbeitslosigkeit gelten (S. 12). Des Weiteren konnten die Verfasser alle die Sterbeziffer betreffenden Ausführungen auf S. 34 weglassen. Dadurch hätten sie u. A. die früher übliche Verwechslung der durchschnittlichen Lebensdauer mit dem Durchschnittsalter der Gestorbenen vermieden (Anmerkung zur S. 34). Ebenso müßte auf S. 37 — will man in Bezug auf die relative Häufigkeit der Geschlechtskrankheiten bei den Bäckern zu positiven Schlußfolgerungen gelangen — der Altersaufbau, sowie der Familienstand berücksichtigt werden.

Sehr charakteristisch sind die Schilderungen der sanitären Zustände in den Bäckereien Leipzigs. Auch hier wie anderswo werden die meisten Betriebe nur trocken gereinigt. Besondere Ventilation ist in *keinem* der untersuchten Betriebe vorhanden, Spucknäpfe befinden sich nur in **einem** Betriebe, obwohl ein großer Theil der Arbeiter mit Schwindsucht behaftet ist. Ebenso fehlt es in *allen* untersuchten Betrieben — einen Großbetrieb ausgenommen — an besonderen Waschräumen; Handtücher, die in jeder Bäckerei in genügender Anzahl vorhanden sein müßten, da ein öfteres Reinigen der Arbeiter doch unbedingt erforderlich ist, gab es in 35 von den 170 untersuchten Betrieben nur eins und weniger pro Woche für den einzelnen Arbeiter. In 168 Betrieben von den 170 waren die Arbeiter in Kost und Logis beim Meister. *Nicht ein einziger* der Wohn- oder richtiger Schlafräume der Gehilfen war aber *heizbar*. In einem Betriebe entfielen auf einen Bewohner nur 2½ Kubikmeter Luftraum, in einem anderen 4½ Kubikmeter. In 10 Betrieben mußten je 2 Arbeiter ein Bett benutzen; in 5 Betrieben wurde der Schlafraum theils zum Aufbewahren von Rohmaterial, theils zur Aufstellung von fertigen Waaren benutzt. Die Bettwäsche wurde gewechselt in 98 Betrieben alle Monate, in 46 alle zwei, in 18 alle drei, in 4 alle sechs Monate; in einem Betrieb war sie seit *elf Monaten, in einem anderen bereits seit einem Jahre nicht gewechselt worden*. Die tägliche Arbeitszeit betrug in 106 Betrieben mit 235 Arbeitern 12 Stunden und weniger, in 42 Betrieben mit 101 Arbeitern 13 bis 14 Stunden, in 14 Betrieben mit 41 Arbeitern 15 bis 16, in 8 Betrieben mit 22 Arbeitern 17 bis 18 Stunden. In 8 Betrieben war die Arbeitszeit der Lehrlinge *länger* als die der Gesellen. Sonntagsarbeit bestand in sämmtlichen Betrieben. In 51 war sie kürzer als an Wochentagen, in 26 Betrieben dagegen *länger*. Ueberarbeit vor Festen ist überall vorhanden und erstreckt sich nach mitgetheilten Schätzungen — genau konnte sie nicht ermittelt werden, weil ein großer Theil der Befragten sich nur kürzere Zeit im betreffenden Geschäfte befand — bis auf circa 30 Tage im Jahre. In den meisten Geschäften ist von eigentlicher Ruhe in den letzten Tagen vor Festen keine Rede, trotzdem arbeitslose Gehilfen, die aushilfsweise eingestellt werden könnten, stets in Masse vorhanden sind u. dgl. m.

Läßt die Enquete in methodologischer Hinsicht Einiges zu wünschen übrig, so legt sie doch — angesichts der kolossalen Schwierigkeiten, die bei ihrer Ausführung überwunden werden mußten — ein glänzendes Zeugniß von dem sozialpolitischen Verständniß der deutschen Arbeiterschaft im Allgemeinen und der Leipziger Bäcker im Besonderen ab. Dr. J. Schmidt.

Notizen.

Aufruf. Die Unterzeichneten, denen Friedrich Engels seinen brieflichen und literarischen Nachlaß testamentarisch anvertraut hat, richten hiermit an alle diejenigen, welche Briefe aus der Feder von Engels im Besitz haben, die Bitte, ihnen dieselben entweder im Original zu leihen oder abschriftlich zur Verfügung zu stellen.

Es handelt sich darum, diese Briefe, von denen eine Anzahl einen hohen zeitgeschichtlichen Werth hat, zusammenzustellen und aus ihnen, resp. mit ihrer zweckentsprechenden Veröffentlichung das Bild der außerordentlichen Eigenschaften und Bethätigungen des Verstorbenen zu vervollständigen, den Schatz von Belehrung und Anregung, den sie enthalten, auch weiteren Kreisen zugängig zu machen.

Selbstverständlich bleibt es den Eigenthümern der Briefe überlassen, Stellen, deren Veröffentlichung ihnen aus persönlichen Gründen nicht wünschbar erscheint, von derselben auszuschließen und wird allen derartigen Vorbehalten gewissenhaft Rechnung getragen werden.

Berlin und London, September 1895.

A. Bebel, Berlin W., Gr. Görschenstr. 40.
Ed. Bernstein, London W. C., Red Lion Square 29.

Heizung mittels Elektrizität. Ein Gebiet, auf welchem die Elektrizität bisher noch nicht zur Verwendung gekommen ist, ist das der Heizung.

Ein Versuch, der kürzlich in einem kleinen Theater Londons in dieser Hinsicht gemacht wurde, scheint jedoch in der That Hoffnung auf eine derartige Anwendung der Elektrizität erwecken zu können.

Das Prinzip der elektrischen Heizung ist auf den Umstand gegründet, daß ein elektrischer Strom in dem von ihm durchflossenen Drahte zum Theil in Wärme umgesetzt wird, und zwar ist die erzeugte Wärmemenge um so größer, je größer der sogenannte „Widerstand“ des Drahtes ist. Dieser Widerstand ist abhängig von der Natur, der Länge und dem Durchmesser des Drahtes.

Zwanzig Kästen, welche in ihrem Innern derartige „Widerstände“ bergen und die in ihnen erzeugte Wärme durch Strahlung ausgeben, wurden nun an verschiedenen Stellen des Theaterraumes in die Wände eingelassen; den Strom lieferte ein in der Nähe befindliches Elektrizitätswerk.

Jeder Apparat wurde mit einer eigenen Leitung versehen, so daß je nach Bedarf eine größere oder kleinere Anzahl der Apparate in Anwendung kommen kann. Wird die Stromleitung geschlossen, so steigt die Temperatur der Apparate sofort auf 60°, und bei Benutzung sämmtlicher Apparate erhält der Theaterraum in kurzer Zeit vollkommen gleichmäßig die Temperatur von 15°.

Ueberraschend ist der niedrige Preis dieser neuen Heizungsmethode. Für das allerdings kleine Theater belaufen sich die Kosten auf 3 Mark für die Stunde. Bislang war es gerade der Umstand, daß man die elektrische Heizung für zu kostspielig ansah, welcher jeden Gedanken daran unterdrückte.

Ziehen wir neben der Billigkeit noch die Bequemlichkeit dieser Heizungsmethode gegenüber allen anderen in Betracht, so dürfte wohl dieser erste Versuch nicht vereinzelt bleiben. F. H.

Der Einfluß des Volumens eines Körpers auf die Schätzung seines Gewichts. Es ist eine alte Erfahrungsthatsache, daß das Gewicht eines Körpers, durch Heben mit der Hand geschätzt, um so größer erscheint, je kleiner das Volumen des Körpers ist; jedoch mangelte es bisher an eingehenderen Untersuchungen derselben.

Neuerdings hat nun Herr Flournoy einige Versuche hierüber angestellt, über welche wir im Folgenden kurz berichten wollen.

Er verschaffte sich zehn verschiedene Gegenstände, welche alle das gleiche Gewicht von 112 Gramm, aber verschiedenen Rauminhalt hatten; der kleinste war ein bleigefülltes Etui von 10 Kubikzentimeter Inhalt, der größte ein leerer Kasten von etwas mehr als 2 Kubikdezimeter Inhalt.

Diese Gegenstände wurden einer Anzahl Personen zur Schätzung ihres Gewichts vorgelegt.

In der ersten Reihe von Versuchen konnten die Personen die Gegenstände ganz nach Belieben heben. Es ergab sich, daß nur einer unter 50 allen Körpern das gleiche Gewicht zusprach, während alle Uebrigen die Gewichte für sehr verschieden hielten, und zwar wurde der Kasten von 2 Kubikdezimeter in 42 Fällen für den leichtesten, das Etui in 45 Fällen für den schwersten Körper gehalten. Das Gewicht wurde also umgekehrt proportional dem Volumen der Körper geschätzt.

Hierauf wurden die Gegenstände mit Knöpfen versehen, an welchen die Versuchspersonen beim Heben anfaßten. Die 31 Personen, welche bei dieser Versuchsreihe zur Verwendung kamen, ergaben das gleiche Resultat, wie die 50 Personen der ersten Versuchsreihe, woraus also hervorgeht, daß der Unterschied der Betastung keinen Einfluß auf die Schätzung des Gewichts ausübt.

Als nunmehr die Gegenstände bei geschlossenen Augen (an den Knöpfen) gehoben wurden, erschienen alle — was ja vorauszusehen war — von gleichem Gewicht.

Aus weiteren Messungen ergab sich noch, daß der scheinbare Defekt des Gewichts des Kastens, verglichen mit dem Gewicht des Etuis, die Hälfte desselben betrug. Diese Illusion verblieb stets, auch wenn der Versuchsperson die Gleichheit der Gewichte bekannt war, und zeigte sich in gleicher Weise bei Kindern wie bei Erwachsenen. F. H.

Gold- und Silberproduktion in den Vereinigten Staaten. Nach amtlichen Berichten, die vom Münzdirektor zu Washington kürzlich veröffentlicht wurden, betrug im Jahre 1894 die Goldproduktion der Welt rund 172 000 000 Dollars gegen 155 521 000 Dollars im Jahre 1893. Die Silberproduktion betrug 195 000 000 Dollars gegen 208 371 000 Dollars im Jahre 1893. Die Goldproduktion der Vereinigten Staaten belief sich auf 39 500 000 Dollars gegen 35 955 000 Dollars im Jahre 1893. Die Silberausbeute betrug 65 969 926 Dollars gegen 77 575 700 Dollars im Jahre 1893.

Unter den Gold produzirenden Staaten der Union nimmt Kalifornien die erste Stelle ein mit 13 570 397 Dollars, dann kommt Colorado mit 9 491 514 Dollars. Montana steht an dritter Stelle mit 3 651 410 Dollars, Süd-Dakota an vierter Stelle mit 3 299 100 Dollars. Dann folgen Idaho, Arizona, Oregon, Nevada, Alaska, Utah und Neu-Mexiko.

Während die Goldausbeute der Vereinigten Staaten nur um ca. 3 500 000 Dollars gestiegen ist, machte sie in den anderen Ländern der Welt größere Fortschritte. So stieg die Goldproduktion Südafrikas von 29 305 800 Dollars im Jahre 1893 auf 38 950 000 Dollars im Jahre 1894; in Australien von 35 688 600 Dollars in 1893 auf 41 000 000 Dollars im Jahre 1894. Ueber die Goldausbeute Rußlands im Jahre 1894 liegen noch keine Zahlen vor, aber es wird allgemein auf eine bedeutende Zunahme gerechnet. Indien zeigt nur eine geringe Zunahme. — Die Goldproduktion der Welt stieg im letzten Jahre um 17 000 000 Dollars, rund 70 000 000 Mark.

In der Silberproduktion der Vereinigten Staaten nimmt Colorado die erste Stelle ein mit 30 101 203 Dollars, dann kommt Montana mit 16 575 458 Dollars, Utah mit 7 617 812, Idaho mit 4 251 860, Arizona mit 1 483 254, Nevada mit 1 338 377 Dollars; es folgen sodann Kalifornien, Texas, Neu-Mexiko, Washington, Süd-Dakota, Michigan, Oregon, Alaska. In den übrigen Staaten der Union ist die Silberproduktion eine verhältnißmäßig unbedeutende. —mb.

Feuilleton.

Kindesrecht.

Von Elise Langer.

I.

Der Licht- und Seifenfabrikant Anton Gottlieb Starke, dessen Geschäft jedes Kind am Orte kannte, gab zur Einweihung seines neuen Hauses ein großes Fest. Trotz des unfreundlichen Herbstwetters stand die Straße voll Menschen, die nach der strahlenden Helle im ersten Stock schauten und die Gäste zu Fuß und Wagen ankommen sahen. Auch aus den Fenstern der Nachbarhäuser reckten sich überall Köpfe heraus, denn wie hätte man gleichgiltig bleiben können bei einem Ereigniß, das sozusagen das Tipferl auf dem i des Starkeschen Emporkommens bildete. Erinnerten sich doch die älteren Leute noch alle des kleinen Anfangs in dem kleinen Hause, in dem die junge Frau Starke Schulter an Schulter mit ihrem Manne gearbeitet hatte, sie in dem kleinen, häßlichen Laden vorn in der Hausflur, er hinten in seiner Siederei.

Sie hatten schlecht und recht gelebt, ihre Kinder, zwei Mädchen und einen Sohn, der jetzt schon Theilnehmer der Firma war, nach besten Kräften erzogen und von früh bis spät geschafft. Allmälig hatte das Geschäft sich ausgebreitet, weit über die Grenzen der Provinzialstadt hinaus. Aber die Starkes waren immer schlicht und einfach geblieben, sogar als sie sich zu den für das Geschäft nothwendigen Pferden eine Kutsche angeschafft hatten. Wenn Frau Starke am Sonntag Nachmittag in ihrem besten Staat mit Mann und Kindern in ihre Equipage stieg, dann hatte sie allen Nachbarn, die an ihren Fenstern dem wichtigen Akte zuschauten, freundlichst zugenickt, auch wohl diesen oder jenen vorher zum Mitfahren eingeladen. Man gönnte ihr daher ihren aufblühenden Wohlstand, ja man war gewissermaßen stolz darauf. Hatte man doch selbst seine Dreier und Groschen dazu beigetragen.

Dennoch rief es ein allgemeines Kopfschütteln hervor, als es eines Tages hieß: Der Starke baut. Er hat den Gasthof zum Weißen Roß nebenan gekauft, reißt diesen und sein eigenes Haus nieder und führt auf dem erweiterten Grundstück einen Neubau auf. Man prophezeite alles mögliche Unheil aus diesem gewagten Schritt, denn man erachtete Bauen und Hazardspielen für eins. Allein der Bau verlief ohne alle Fährlichkeiten sowohl für das Geschäft, wie für die Bauleute und die Familie, und das heutige Fest bildete in Wirklichkeit die Krönung des Gebäudes.

„Ja, die Starkes, die haben in allem Glück“, hieß es unter den Leuten. „Geld wie Heu, ein Haus wie ein Palast, die Töchter gut verheirathet! Nur der Sohn — ja ja, der Sohn — da sitzt der Haken!“

Der „Sohn“ war ein beliebtes Thema, besonders unter den Frauen, und auch heute steckten die größere und kleinere Gruppen bildenden Zuschauerinnen tuschelnd die Köpfe zusammen und eine wußte immer mehr als die andere über den jungen Starke zu berichten.

„Er läßt nicht von der Person, Gott bewahre. Wenn die Alten sich das einbilden, dann irren sie sich gründlich.“

„Er kann auch nicht von ihr los.“

„Er kann nicht? Warum nicht?“

„Sie hat ihm was eingegeben.“

„Ach, gehen Sie!“

„Ja ja, diese Personen verstehen sich darauf. Sie haben allerlei Mittelchen, um den Mann an sich zu fesseln. Sie geben ihm zum Beispiel Brot zu essen, das sie auf der Herzgrube getragen haben.“

„Pfui Teufel!“

„Da sind ja aber die Starkes zu beklagen. Sie wünschen so sehr, daß der Sohn sich verheirathet. Und darum haben sie die Nichte aus Berlin kommen lassen, angeblich um das Fest zu verherrlichen, aber man weiß schon, worauf es abgesehen ist. Sie soll hübsch und schwer reich sein.“

„Und warum heirathet er denn nicht die Andere?“

„Die Person heirathen? Herr du meine Güte! Gewollt hat er es. Schon damals, als das Verhältniß anfing. War ein Bursche von zweiundzwanzig Jahren. Aber da ist er schön angekommen bei den Alten. Sind zwar auch nur aus niederem Stand. Frau Starkes Eltern hatten einen kleinen Bierausschank und der alte Vater Starke war sein Lebtag Seifensiedergeselle. Erst die Söhne, dieser und der Berliner, haben sich selbständig gemacht. Na, da wollen sie nun auch eine feine Braut für den Sohn haben.“

„Was ist denn die Andere für eine?“

„Ein gewesenes Fabrikmädchen und nicht mal hübsch. Unbegreiflich, was er an ihr find't.“

„Kinder sollen auch da sein.“

„Na, ob! Ein ganzer Haufen. Es ist ein regelrechter Hausstand.“

„Da wird die Kousine einen schweren Stand haben.“

„Wer weiß! Reich und hübsch, wie sie sein soll!“

Während solche und ähnliche Gespräche auf der Straße geführt wurden, füllte sich oben der Saal mit Gästen. Es war eine bunte Gesellschaft, die sich dort zusammenfand. Fast alle Stände waren vertreten. Die alten Starkes hatten ihren schlichten Umgang aus ihren weniger glänzenden Tagen beibehalten, die Töchter aber, die eine gute Erziehung genossen, einen Verkehr aus bürgerlichen Kreisen ins Haus gebracht und sich auch mit Männern dieser Kreise verheirathet. Die eine hatte einen Holzhändler, die andere einen Steuerbeamten heimgeführt, und beide waren heute mit ihrer Sippe anwesend.

Aber obgleich in der Gesellschaft manches reizende Mädchen und manche anmuthige Frau sich befanden, so wurden sie doch von Fräulein Eva Starke, der Berliner Nichte des Hausherrn, in Schatten gestellt. Nicht als ob die junge Dame schöner und reicher geputzt gewesen wäre. Ein blaßgelbes Kreppkleid mit Fichu und Aermeln aus Seidentüll, in dem knapp frisirten schwarzen Haar eine blitzende Nadel, das war alles. Aber die Anmuth und der Chic, mit dem sie das trug, die Gewandtheit und Sicherheit ihres Benehmens machten, daß sich die einheimischen Damen ihr gegenüber gedrückt und befangen fühlten.

Man besprach flüsternd Evas Erscheinung, fand ihre Einfachheit gesucht, ihre Augen zu schwarz, ihr Näschen zu breit, ihre Lippen zu voll, ihre Unterhaltung zu munter, und als sie nun mit dem Sohn des Hauses zum Tanze antrat, da gab es ein Winken und Zublinzeln und Raunen, das nur um eine Stufe höher stand, als die unten von den Klatschweibern geführten Gespräche.

Eva und Gustav Starke waren beides große, schlanke Gestalten und gaben ein schönes Paar ab. Nicht daß der junge Mann sein Bäschen im Entferntesten an Grazie und Gewandtheit erreichte. Er war im Gegentheil eher schüchtern und unbeholfen, jedoch nur in Gesellschaft von Leuten, die seinem ehrlichen, allem Schein abholden Wesen zuwider waren. Zu diesen gehörten auch seine beiden Schwäger, welche, der eine ein Stadtbureaukrat, der andere ein mammon=

dienerischer Protze, die Abneigung des jungen Starke redlich erwiderten und den „plebejischen Schwager", wie sie ihn nannten, der zur Sozialdemokratie hielt, sehr über die Achsel angesehen haben würden, wenn er nicht zufällig Geld besessen hätte. Seinen beiden Schwestern, Minna und Lenchen, war Gustav, so lange sie zu Hause waren, ein guter, liebevoller Bruder gewesen, jetzt aber hatte sich das geschwisterliche Verhältniß ein wenig abgekühlt.

Nach all diesem war es erklärlich, daß Gustav das heutige Fest, bei dem er als Haussohn noch dazu die Honneurs machen sollte, keineswegs nach seinem Geschmack gefunden hatte, und zwar um so weniger, als auch die fremde Kousine aus Berlin erwartet worden war. Sie war den Abend vorher angekommen und von ihm und dem Vater am Bahnhof empfangen worden. Herr Starke hatte das Mädchen als Kind gekannt, als er einmal bei seinem Bruder in Berlin zum Besuch gewesen. Er war seitdem nicht müde geworden, von dem klugen kleinen Ding zu erzählen, denn das gewitzte Großstadtkind, das sich mit sieben Jahren in jeder Lage zu helfen wußte, hatte ihm mächtig imponirt. Hundertmal hatte Gustav die Geschichte anhören müssen, wie die Kleine, als Herr Starke sie einmal nach der Schule begleitet, vor einem Konditorladen plötzlich gerufen hätte: „Ach, Onkel, ich habe mein Frühstück vergessen!" und als er sich erboten, zurückzugehen, um es zu holen, ihn ausgelacht und gemeint hätte, es wäre doch viel einfacher, etwas beim Konditor zu kaufen. „Schlau und praktisch, schlau und praktisch!" hatte Herr Starke, Thränen lachend, regelmäßig seine Erzählung geschlossen. Auf den geradsinnigen Gustav hatte diese „Schlauheit" aber nie einen sehr guten Eindruck gemacht, und so hatte er dem Besuch der großstädtischen Kousine mit um so ungünstigeren Vorurtheilen entgegengesehen, als er die geheime Absicht der Eltern, zwischen ihm und Eva eine Heirath zu Stande zu bringen, nur zu wohl durchschaute.

Indessen hatte sich begeben, worauf er nicht im Mindesten gefaßt gewesen: die hübsche, schlanke Brünette, die ihn sofort ganz kameradschaftlich mit einem kräftigen Handschlag begrüßte, hatte ihn auf den ersten Blick für sich eingenommen und bereits auf der Heimfahrt völlig erobert. Es ging sich auch mit ihr wunderbar leicht um. Da war nichts von Geziertheit und Befangenheit. Sie plauderte und fragte und schien mit ihrer neuen Umgebung gleich so völlig vertraut, daß Gustav bald alles Eckige und alle Zurückhaltung ihr gegenüber verlor. Anders erging es den Eltern. Herr Starke staunte nur immer über die schöne, elegante, junge Dame, die sich aus dem Kinde von damals entwickelt hatte, und hörte ihrem Geplauder in stummer Bewunderung zu, während seine Frau, an die kleinbürgerlichen Umgangsformen gewöhnt, sich von dem sicheren und ungenirten Auftreten der Nichte förmlich eingeschüchtert fühlte. Die Art, wie diese beim Abendbrot, zu dem man sich gleich nach der Begrüßung gesetzt hatte, „ungenöthigt" zulangte, ohne den sorgfältig zubereiteten Speisen besondere Beachtung zu schenken, und nachdem sie sich gesättigt, entschieden alles Weitere ablehnte, und wie sie dann nach einer Weile, das muntere Gespräch mit Gustav abbrechend, um Erlaubniß bat, sich auf ihr Zimmer zurückziehen zu dürfen, alles dies flößte der Hausfrau ein gewisses Unbehagen ein.

Gustav aber sah dem Feste jetzt mit viel größerem Vertrauen entgegen. Am folgenden Vormittag wollte Eva bei den Vorbereitungen zu demselben behilflich sein, allein sie merkte bald, daß sie die Tante nur dadurch nervös machte, die gewöhnt war, alles selbst zu thun, und den Kopf voller Sorgen hatte, so daß, wenn sie aus Höflichkeit lächelte, sich ihr gutes altes Gesicht zu einer Grimasse verzog. Zum ersten Mal in ihrem Leben hatte sie eine Kochfrau

genommen, die sie nun schalten und walten lassen mußte, während sie sah, wie verschwenderisch diese mit den theuren Materialien umging. Es war genug, um eine sparsame Hausfrau aus dem Häuschen zu bringen.

Eva beschränkte sich daher darauf, Gustav bei den letzten Anordnungen in den Gesellschaftsräumen mit Rath und That beizustehen, was diesen in die heiterste Laune versetzte. Er bewahrte sie auch während des ganzen Abends, tanzte mit allen Damen, alten und jungen, versorgte die alten Herren am Spieltisch mit Getränken, plauderte in den Pausen mit den Musikanten, denen er ebenfalls Wein zutrug, und ging der Mutter zur Hand, die mit gerötheten Bäckchen unaufhörlich zwischen Küche und Speisezimmer in Bewegung war. Erst nachdem das Essen vorüber war, bei dem alles glatt von statten ging, kam etwas Ruhe über die gute Frau; der schönste Moment des Abends war für sie aber der, als der letzte Geigenstrich erklang, der Kotillon sich auflöste und die Gäste Abschied nahmen. Nachdem sich die Räume geleert und Gatte, Sohn und Nichte sich auf ihre Zimmer begeben hatten, da half sie noch mit rechter Lust den Mägden beim Aufräumen, verwahrte das Silberzeug, verkorkte angebrochene Weinflaschen und schloß die Speisereste weg, wie sie es als gute deutsche Hausfrau gewöhnt war.

Unterdessen hatte sich der Eheherr zu Bette gelegt, allein er schlief noch nicht, als seine Gattin hereintrat. Auch er war von dem Trubel des Tages aufgeregt. Die Hände über der Bettdecke gefaltet und die Daumen umeinanderdrehend, hing er, zum Betthimmel aufsehend, still seinen Betrachtungen nach.

„Na, Frau, was krabbelst Du noch herum?“ redete er die Eintretende an. „Ich denke, Du kannst müde genug sein, um auf Deinen Lorbeeren zu ruhen. Du hast Deine Sache sehr gut gemacht; beim Bruder in Berlin kann's auch nicht höher hergehen. Die Eva wird nichts vermißt haben.“

„Ach ja, es war ja soweit recht schön, aber am schönsten ist es doch, daß es vorbei ist“, sagte Frau Starke, indem sie sich ihrer Staatsrobe entledigte und in ihr Nachtzeug fuhr, das noch dieselbe schlichte Form und Schmucklosigkeit wie zur Zeit ihrer Verheirathung zeigte.

Herr Starke ließ ein behagliches Grunzen hören, das die letzte Bemerkung seiner Gattin deutlich bestätigte.

„Wie gefällt Dir denn nun die Nichte?“ fragte diese, ihr spärliches Haar unter die Nachthaube streichend. „Wir haben doch noch gar nicht ordentlich darüber reden können.“

„Na, wie wird sie mir gefallen! Gut! Ist doch ein hübsches, strammes Mädel.“

„Das wohl. Aber meinst Du, daß sie eine passende Frau für Gustav ist? Du glaubst gar nicht, wie fein sie alles hat. Gestern Abend, als ich ihr beim Auspacken half — da hättest Du nur sehen sollen! Diese Kleider und Stickereien und Geschichten! Alles pickfein!“

„Um so besser. Da wird auch die Aussteuer darnach sein.“

„Sie hat aber auch sonst so was — so was Ueberlegenes, so jung sie ist. Man fühlt sich ganz dumm neben ihr.“

„Das macht, sie ist Großstädterin. Ich habe Dir doch erzählt, in Berlin sind schon die Kinder klüger und pfiffiger, als hier die Großen. Aber dem Gustav scheint das nicht zu mißfallen. Hast nicht gesehen, wie sich die Beiden schon angefreundet haben? Ha, laß nur gut sein. Wir sind auch nicht auf den Kopf gefallen. Ich glaube, er beißt an. Aber nun geh' schlafen, Alte. Wir haben beide die Ruh verdient.“

Ohne etwas zu erwidern, legte sich Frau Starke zu Bette, und in der nächsten Sekunde verlöschte das letzte Licht in dem neuen Hause. (Fortsetzung folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.



Nr. 2. XIV. Jahrgang, I. Band. 1895-96.

Mumien.

✗ Berlin, 2. Oktober 1895.

Die Wogen der patriotischen Empörung haben sich geglättet. Die bürgerlichen Blätter aller möglichen Richtungen sind darin einig, daß dem Reichstage weder ein neues Sozialistengesetz noch eine neue Umsturzvorlage zugehen wird. Mit seinem Fehderufe an die vaterlandslose Rotte hat der Kaiser nur das Volk zum geistigen und sittlichen Kampfe gegen die Sozialdemokratie erwecken wollen. Nichts also von Gewalt, nichts vom hauenden Säbel und der schießenden Flinte, nichts von Polizei und Staatsanwalt! Zwar stimmt die neue Mär noch nicht recht zu der polizeilichen und staatsanwaltlichen Praxis, zu den Anklagen wegen Majestätsbeleidigung, und nicht allein wegen Beleidigung lebender, sondern auch verstorbener Majestäten, zu den Untersuchungshaften, die auf Grund dieser hinfälligen Anklagen und auf Grund eben so hinfälligen Fluchtverdachts über so viele Redakteure sozialdemokratischer Zeitungen verhängt worden sind. Indessen das ist vielleicht nur ein Rest der alten, schlechten Praxis, die mit „Jämmerlichkeiten", wie Professor Delbrück sich ausdrückt, die gewaltigste Kulturbewegung des Jahrhunderts knebeln wollte. Die Herolde der bürgerlichen Klassen rufen von dem „falschen Kartell" zu dem „wahren Kartell"; die Mumien rüsten sich zum Kampfe gegen die Männer.

Die Mumien, sagen wir, denn wenn wir von dem bürgerlichen Geisteskampfe gegen die Sozialdemokratie hören, weht es uns immer an wie Grabesduft. Ueberblicken wir alles, was seit fünf Jahren, seit dem Erlöschen des Sozialistengesetzes an geistigen und sittlichen Waffen gegen die revolutionäre Arbeiterbewegung geschwungen worden ist, so glauben wir ohne Uebertreibung sagen zu dürfen, daß sich auch nicht ein Schrotkügelchen darunter befindet, was nicht schon vor fünfzig Jahren erfolglos verpufft worden wäre. Alle die Redensarten, womit die Sozialdemokratie heute „geistig" überwunden wird, waren damals schon im Schwange, oft selbst wörtlich und immer nach ihrem Sinne, soweit sie überhaupt beanspruchen können, einen Sinn zu haben. Wir wollen nicht untersuchen, wieweit sie damals wenigstens neu und nicht auch schon Import aus der Fremde waren; es kostet uns keine Ueberwindung, den bürgerlichen Klassen den Ruhm zu lassen, wenigstens einmal diese seltsamen Krüppel von Geisteskindern selbständig in die Welt gesetzt zu haben. Was aber erstaunlich

ist und in aller Geistesgeschichte nicht leicht seines Gleichen hat, das ist die mumienhafte Erstarrung, womit die herrschenden Klassen in Deutschland trotz aller ungeheuren Umwälzungen der letzten fünfzig Jahre genau dieselben Schlagworte gegen die klassenbewußten Arbeiter ins Feld führen, wie Anno dazumal.

Bleiben wir zunächst bei den kleinen Geschossen dieses Geisteskampfs, wie sie etwa Mumie Eugen Richter aus Kugelspritzen abfeuert: bei der Stiefelwichsfrage, dem Vorwurfe des „Theilens", der wehmüthigen Klage über den Mangel eines ausgearbeiteten Planes, nach dem der Zukunftsstaat einzurichten sei. Im „Deutschen Bürgerbuche" für 1846 schrieb Moses Heß: „Mit welchen Gegnern sind wir doch zu kämpfen verdammt! Neulich noch, als bei Gelegenheit der schlesischen Arbeiteraufstände von der Gleichheit der Menschen die Rede war, erhob sich ein Commis-voyageur von seinem Sitze an der table d'hôte und warf mir siegesgewiß die Frage entgegen: Wer soll denn meine Stiefel wichsen, wenn alle Menschen gleiches Glück haben? Ich sagte ihm: Wenn Sie Ihre Stiefel durchaus gewichst haben wollen und es findet sich Niemand, der es Ihnen vorthun mag, dann müssen Sie es selber thun; das Unglück wäre nicht so groß, wie manches andere." Dieser ungeduldige Moses Heß! Er fühlt sich schon „verdammt", wenn im Jahre des Heils 1846 ein Handlungsbeflissener ihm an der Wirthshaustafel die Stiefelwichsfrage als durchschlagenden Einwand gegen den Sozialismus vorhält; als was müssen wir uns aber erst fühlen, wenn wir dieselbe Frage mit den gewichtigsten Häuptern des Freisinns diskutiren müssen! Heß mußte sich auch schon mit dem Vorwurfe des „Theilens" herumschlagen; er schrieb in einer Abhandlung aus dem Jahre 1844: „Beruhigt euch, ihr schmutzigen Seelen, die ihr unfähig seid, euch zur großen Idee des Sozialismus zu erheben! Wir wollen nicht theilen, wir wollen vereinigen. Die wesentliche Einheit der menschlichen Interessen kann am wenigsten durch eine neue ‚Vertheilung der Güter' ins Leben gerufen werden, die der alten Lüge nur neue Nahrung geben würde." Und die Forderung, einen bis auf die letzten Schindeln des Daches ausgebildeten Zukunftsstaats-Plan vorzulegen, beleuchtete Marx schon 1842 in der „Rheinischen Zeitung" mit den Worten: „Wirft sie — die ‚Augsburger Allgemeine Zeitung' — uns vor, daß wir nicht sofort ein probates Rezept verschrieben und einen sonnenklaren Bericht über die unmaßgebliche Lösung des Problems dem überraschten Leser in die Tasche spielten? Wir besitzen nicht die Kunst, mit einer Phrase Probleme zu bändigen, an deren Bezwingung zwei Völker arbeiten." Marx war damals noch orthodoxer Hegelianer und nahm eine sehr kritische Stellung zum Kommunismus ein. Aber er gebrauchte seine fünf Sinne zu dem Zwecke, zu dem sie ihm von der Natur verliehen waren und so konnte er schon die Taktik, welche die Mumien Bachem, Richter u. s. w. fünfzig Jahre später in der Zukunftsstaats-Debatte befolgen sollten, an dem Beispiele der Augsburgerin vorahnend schildern: „Sie ist impertinent im Fliehen. Sie reißt aus vor verfänglichen Zeiterscheinungen und glaubt, der Staub, den sie beim Ausreißen hinter sich aufwirbelt, sowie die ängstlichen Schmähworte, welche sie auf der Flucht zwischen den Zähnen hinmurmelt, blendeten und verwirrten die unbequeme Zeiterscheinung wie den bequemen Leser."

Gehen wir zu Anderem über. Die ganze offizielle „Sozialreform" ist eine Mumie aus den vierziger Jahren. Nach den schlesischen Weberaufständen konstituirten sich die herrschenden Klassen unter schmetternden Posaunenstößen der Reklame als Zentralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen: Kranken- und Sterbeladen, Unterstützungs- und Pensionskassen, Schulen für die Kinder

der Arbeiter, Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse durch Schriften und mündlichen Vortrag, Arbeitsnachweis, Organisation der Arbeit; alles das und wie viel anderes schwirrte hoffnungsvoll durcheinander. Was daraus geworden ist, zeigt der Zentralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen, der heute noch wie ein Veilchen im Verborgenen blüht und seine Thätigkeit darin erschöpft, dem Klassenkampfe des Proletariats in allerlei Blättchen und Traktätchen zwar nicht Steine, aber doch Strohhalme in den Weg zu werfen. Was Mumie Windthorst gegen die Betheiligung der Arbeiter bei der Verwaltung der Versicherungsgesetze sagte, das hat der Berliner Bürgermeister Naunyn schon in den vierziger Jahren gegen die Betheiligung der Arbeiter an der Verwaltung des Zentralvereins gesagt, indem er ausführte, der Verein würde dadurch zu einem Jakobinerklub und zum Tummelplatz kommunistischer Debatten werden. Was Mumie Berlepsch im vorigen Winter über die Nothwendigkeit, die „Sozialreform“ zu sistiren, ausführte, das hat in den vierziger Jahren schon der Oberpräsident der Mark Brandenburg ausgeführt, indem er den Zentralverein beschwor, doch nur hübsch eine Spielerei der „gebildeten Klassen“ zu bleiben, denn er dürfe nicht die Gefahr verkennen, welche aus einem zu starken Hinzutreten der „ungebildeten Klasse“ erwachse, wodurch überspannte und maßlose Hoffnungen erregt würden. Was Mumie Stumm über sein patriarchalisches Unternehmerthum darzustellen beliebt, das hat schon in den vierziger Jahren Ludolf Camphausen dargelegt, indem er schrieb, man dürfe das Elend der arbeitenden Klassen nur so weit einschränken, daß diese Klassen nicht zu neuen Ansprüchen angeregt, zu neuen Bedürfnissen erweckt, mit ihrem Zustande unzufriedener, zur Arbeit unwilliger gemacht würden. Und so mit Grazie ins Endlose. Man stöbere in den Reden und Schriften der Garde umher, welche die kapitalistische Gesellschaftsordnung vertheidigt, und man wird auch nicht ein armseliges Schlagwörtchen finden, das in den vierziger Jahren nicht bereits ebenso — oder höchstens ehrlicher und kürzer und offener — bis zur Bewußtlosigkeit abgedroschen worden wäre.

In der That ehrlicher und kürzer und offener! Nehmen wir beispielsweise einen einzigen Satz aus dem „Rheinischen Beobachter“, einem offiziösen Organ, das in Köln erschien und besonders zur Nasführung der rheinischen Arbeiter bestimmt war, so springen daraus gleich zwei so dicke Mumien, wie Bismarck und Stöcker, hervor. Wir lesen da in Nummer 206 vom 25. Juli 1847: „Der Kommunismus ist gar nicht von den Kommunisten erfunden worden, sondern schon im Allgemeinen Landrechte ausgesprochen, er hat schon die Weihe des Christenthums für sich.“ Ein Menschenalter später plapperte Bismarck von dem Rechte auf Arbeit, das im Landrecht enthalten sei, und Stöcker zog mit seinem christlichen Sozialismus als funkelnagelneuer Entdeckung auf den Markt. Aus dem kleinen Schwindel des vormärzlichen Offiziösen kochten sie breite, breite Bettelsuppen, die richtigen Mumien, die richtigen Gespenster.

Der vormärzliche Offiziöse war gewiß kein besonders geistreicher Kopf; er schwatzte im Grunde auch nur nach, was er von dem Jungen England und einem Theile der französischen Legitimisten gelernt hatte, aber er mochte sich immerhin einbilden, für die noch sehr unerfahrenen Fischlein des deutschen Proletariats einen sehr blinkenden Köder an seinen Angelhaken gesteckt zu haben. Jedoch ihm fast auf dem Fuße folgte das Kommunistische Manifest. Darin hieß es von den Junkern: „Den proletarischen Bettelsack schwenkten sie als Fahne in der Hand, um das Volk hinter sich her zu versammeln. So oft es ihnen aber folgte, erblickte es auf ihrem Hintern die alten feudalen Wappen und verlief sich mit lautem und unehrerbietigem Gelächter“, und von den Pfaffen:

„Wie der Pfaffe immer Hand in Hand ging mit den Feudalen, so der pfäffische Sozialismus mit dem feudalistischen. . . . Der christliche Sozialismus ist nur das Weihwasser, womit der Pfaffe den Aerger des Aristokraten einsegnet.“ Das war den deutschen Arbeitern seitdem in Fleisch und Blut übergegangen, und es gehörte die Kopflosigkeit von Gespenstern dazu, nun doch noch mit dem absolutistisch-feudalen Landrechte, das nicht einmal den ordinärsten Liberalismus kennt, als einem Evangelium sozialistischen Heils angezogen zu kommen oder mit den faden Traktätchen der Inneren Mission die hellen Köpfe der Arbeiter verdunkeln zu wollen. Es wäre wider die menschliche Natur gegangen, wenn Bismarck oder Stöcker unter den Arbeitern auch nur Einen Proselyten gemacht hätten.

Im schroffen Gegensatze zu dieser mumienhaften Verwesung der herrschenden Klassen steht der ungeheure Fortschritt, den die arbeitenden Klassen in den letzten fünfzig Jahren gemacht haben. Um diesen Fortschritt zu erkennen, braucht man nur die armen schlesischen Weber, die ihren schändlichen Ausbeutern entweder die Häuser zertrümmerten oder aber ihnen gegen ein Viergroschenstück nebst einer Scheibe Speck ein Lebehoch ausbrachten, mit der heutigen Sozialdemokratie zu vergleichen. Auch diesem gewaltigen und unaufhaltsamen Aufschwunge einer gemißhandelten und unterdrückten Klasse mag man wenig in der Geschichte zur Seite stellen können. Aber dafür haben die herrschenden Klassen kein Auge, eben weil sie Mumien geworden sind und kraftstrotzendes Werden nicht mehr erkennen, geschweige denn verstehen können. Im günstigsten Falle sehen sie eine Krankheit, wo neues Leben in vollen Pulsen schlägt.

Der Kriegsruf des Kaisers, der das Volk aufbietet gegen die vaterlandslose Rotte, wird deshalb keine Erfolge haben, die sich in irgend welchem Betrachte des Wortes sehen lassen können. Höchstens wird das alte Heer der invaliden Schlagworte noch einmal aufmarschiren und dann auseinander fließen, wie flüchtiger Schaum an einem Felsen zerstiebt. Irgend einen neuen Gedanken, der gegen die geistige Wehr des Sozialismus ins Feld geführt werden könnte, produzirt die bürgerliche Welt in allen ihren Schattirungen nicht mehr und kann sie auch nicht mehr produziren. Sie kann nicht mehr zu einer Möglichkeit oder gar Wirklichkeit machen, was sich seit fünfzig Jahren für sie als eine Unmöglichkeit erwiesen hat. Weshalb gerade in Deutschland, das sich einst des theoretischen Sinnes seiner bürgerlichen Klassen mit so großem Stolz rühmte und in gewissem Sinn auch mit Recht rühmen durfte, die geistige Impotenz dieser Klassen einen so hohen Grad erreicht hat, das ist eine Frage, deren richtige Beantwortung eine weitläufigere Untersuchung erheischt, als hier angestellt werden kann. Die Thatsache selbst aber steht fest, und kein Kaiser kann aus dem Boden stampfen, was nicht darinnen ist. Wo nichts ist, hat nach einem alten guten Wort auch der Kaiser sein Recht verloren.

Wie mit dem geistigen Kampfe gegen die Sozialdemokratie, so auch mit dem sittlichen. Moralpredigten haben im Klassenkampfe nichts zu suchen und zudem ist die bürgerliche Moral nicht die proletarische, und die proletarische Moral nicht die bürgerliche. Aber selbst wenn die bürgerliche Moral die alleinige Moral wäre, so zeigt die ununterbrochene Kette von Skandalen, die sich seit langen Jahren durch die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft schlingt, daß diese Moral auch zur Mumie geworden ist, woran die Würmer nagen.

Fr. Engels' letzte Arbeit: Ergänzung und Nachtrag zum dritten Buch des „Kapital".

(Schluß.)

Wir Alle wissen, daß in den Anfängen der Gesellschaft die Produkte von den Produzenten selbst verbraucht werden, und daß diese Produzenten in mehr oder minder kommunistisch organisirten Gemeinden naturwüchsig organisirt sind; daß der Austausch des Ueberschusses dieser Produkte mit Fremden, der die Verwandlung der Produkte in Waaren einleitet, späteren Datums ist, zuerst nur zwischen einzelnen stammesfremden Gemeinden stattfindet, später aber auch innerhalb der Gemeinde zur Geltung kommt und wesentlich zu deren Auflösung in größere oder kleinere Familiengruppen beiträgt. Aber selbst nach dieser Auflösung bleiben die austauschenden Familienhäupter arbeitende Bauern, die fast ihren ganzen Bedarf mit Hilfe ihrer Familie auf dem eigenen Hofe produziren und nur einen geringen Theil der benöthigten Gegenstände gegen überschüssiges eigenes Produkt von außen eintauschen. Die Familie treibt nicht blos Ackerbau und Viehzucht, sie verarbeitet auch deren Produkte zu fertigen Verbrauchsartikeln, mahlt stellenweise noch selbst mit der Handmühle, bäckt Brot, spinnt, färbt, verwebt Flachs und Wolle, gerbt Leder, errichtet und reparirt hölzerne Gebäude, stellt Werkzeuge und Geräthe her, schreinert und schmiedet nicht selten; so daß die Familie oder Familiengruppe in der Hauptsache sich selbst genügt.

Das Wenige nun, was eine solche Familie von Anderen einzutauschen oder zu kaufen hat, bestand selbst bis in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland vorwiegend aus Gegenständen handwerksmäßiger Produktion, also aus solchen Dingen, deren Herstellungsart dem Bauer keineswegs fremd war, und die er nur deshalb nicht selbst produzirte, weil ihm entweder der Rohstoff nicht zugänglich, oder der gekaufte Artikel viel besser oder sehr viel wohlfeiler war. Dem Bauer des Mittelalters war also die für die Herstellung der von ihm eingetauschten Gegenstände erforderliche Arbeitszeit ziemlich genau bekannt. Der Schmied, der Wagner des Dorfes arbeiteten ja unter seinen Augen, ebenso der Schneider und Schuhmacher, der noch zu meiner Jugendzeit bei unseren rheinischen Bauern der Reihe nach einkehrte und die selbstverfertigten Stoffe zu Kleidern und Schuhen verarbeitete. Der Bauer sowohl wie die Leute, von denen er kaufte, waren selbst Arbeiter, die ausgetauschten Artikel waren die eigenen Produkte eines Jeden. Was hatten sie bei der Herstellung dieser Produkte aufgewandt? Arbeit und nur Arbeit: für den Ersatz der Werkzeuge, für Erzeugung des Rohstoffes, für seine Verarbeitung haben sie nichts ausgegeben, als ihre eigene Arbeitskraft; wie also können sie diese ihre Produkte mit denen anderer arbeitenden Produzenten austauschen anders als im Verhältniß der darauf verwandten Arbeit? Da war nicht nur die auf diese Produkte verwandte Arbeitszeit der einzige geeignete Maßstab für die quantitative Bestimmung der auszutauschenden Größen; da war überhaupt kein anderer möglich. Oder glaubt man, der Bauer und der Handwerker seien so dumm gewesen, das Produkt zehnstündiger Arbeitszeit des Einen für das einer einzigen Arbeitsstunde des Anderen hinzugeben? Für die ganze Periode der bäuerlichen Naturalwirthschaft ist kein anderer Austausch möglich, als derjenige, wo die ausgetauschten Waarenquanta die Tendenz haben, sich mehr und mehr nach den in ihnen verkörperten Arbeitsmengen abzumessen. Von dem Augenblick an, wo das Geld in diese Wirthschaftsweise eindringt, wird die Tendenz der Anpassung an das Werthgesetz (in

der Marxschen Formulirung, nota bene!) einerseits noch ausgesprochener, andererseits aber wird sie auch schon durch die Eingriffe des Wucherkapitals und der fiskalischen Aussaugung durchbrochen, die Perioden, für die die Preise im Durchschnitt sich den Werthen bis auf eine zu vernachlässigende Größe nähern, werden schon länger.

Das Gleiche gilt für den Austausch zwischen Bauernprodukten und denen der städtischen Handwerker. Anfangs findet dieser direkt statt, ohne Vermittlung des Kaufmanns, an den Markttagen der Städte, wo der Bauer verkauft und seine Einkäufe macht. Auch hier sind nicht nur dem Bauer die Arbeitsbedingungen des Handwerkers bekannt, sondern dem Handwerker auch die des Bauern. Denn er ist selbst noch ein Stück Bauer, er hat nicht nur Küchen- und Obstgarten, sondern auch sehr oft ein Stückchen Feld, eine oder zwei Kühe, Schweine, Federvieh u. s. w. Die Leute im Mittelalter waren so im Stande, jeder dem Anderen die Produktionskosten an Rohstoff, Hilfsstoff, Arbeitszeit mit ziemlicher Genauigkeit nachzurechnen — wenigstens was Artikel täglichen, allgemeinen Gebrauches betraf.

Wie war aber für diesen Austausch nach dem Maßstabe des Arbeitsquantums dies letztere, wenn auch nur indirekt und relativ, zu berechnen für Produkte, die eine längere, in unregelmäßigen Zwischenräumen unterbrochene, in ihrem Ertrag unsichere Arbeit erheischten, z. B. Korn oder Vieh? Und das obendrein bei Leuten, die nicht rechnen konnten? Offenbar nur durch einen langwierigen, oft im Dunkeln hin- und hertastenden Prozeß der Annäherung im Zickzack, wobei man, wie sonst auch, erst durch den Schaden klug wurde. Aber die Nothwendigkeit für Jeden, im Ganzen und Großen auf seine Kosten zu kommen, half immer wieder in die korrekte Richtung, und die geringe Anzahl der in den Verkehr kommenden Arten von Gegenständen, sowie die oft während Jahrhunderten stabile Art ihrer Produktion erleichterte die Erreichung des Ziels. Und daß es keineswegs so lange dauerte, bis die relative Werthgröße dieser Produkte ziemlich annähernd festgestellt war, beweist allein die Thatsache, daß die Waare, bei der dies wegen der langen Produktionszeit des einzelnen Stückes am schwierigsten scheint, das Vieh, die erste ziemlich allgemein anerkannte Geldwaare wurde. Um dies fertig zu bringen, mußte der Werth des Viehes, sein Austauschverhältniß zu einer ganzen Reihe von anderen Waaren, schon eine relativ ungewöhnliche, auf dem Gebiet zahlreicher Stämme widerspruchslos anerkannte Feststellung erlangt haben. Und die Leute von damals waren sicher gescheidt genug — die Viehzüchter sowohl wie ihre Kunden — um nicht die von ihnen aufgewendete Arbeitszeit im Austausch ohne Aequivalent wegzuschenken. Im Gegentheil: je näher die Leute dem Urzustand der Waarenproduktion stehen — Russen und Orientalen z. B. — desto mehr Zeit verschwenden sie noch heute, um durch langes, zähes Schachern den vollen Entgelt ihrer auf ein Produkt verwandten Arbeitszeit herauszuschlagen.

Ausgehend von dieser Werthbestimmung durch die Arbeitszeit entwickelte sich nun die ganze Waarenproduktion, und mit ihr die mannigfachen Beziehungen, in denen die verschiedenen Seiten des Werthgesetzes sich geltend machen, wie sie im ersten Abschnitt des ersten Buchs des „Kapital" dargelegt sind; also namentlich die Bedingungen, unter denen allein die Arbeit werthbildend ist. Und zwar sind dies Bedingungen, die sich durchsetzen, ohne den Betheiligten zum Bewußtsein zu kommen, und die selbst erst durch mühsame theoretische Untersuchung aus der alltäglichen Praxis abstrahirt werden können, die also nach Art von Naturgesetzen wirken, wie dies Marx auch als nothwendig aus der Natur der Waarenproduktion folgend nachgewiesen hat. Der wichtigste und einschneidendste Fortschritt war der

Uebergang zum Metallgeld, der aber auch die Folge hatte, daß nun die Werthbestimmung durch die Arbeitszeit nicht länger auf der Oberfläche des Waarenaustausches fühlbar erschien. Das Geld wurde für die praktische Auffassung der entscheidende Werthmesser, und dies um so mehr, je mannigfaltiger die in den Handel kommenden Waaren wurden, je mehr sie entlegenen Ländern entstammten, je weniger also die zu ihrer Herstellung nöthige Arbeitszeit sich kontrolliren ließ. Kam doch das Geld anfänglich selbst meist aus der Fremde; auch als Edelmetall im Lande gewonnen wurde, war der Bauer und Handwerker theils nicht im Stande, die darauf verwandte Arbeit annähernd abzuschätzen, theils war ihm selbst schon das Bewußtsein von der werthmessenden Eigenschaft der Arbeit durch die Gewohnheit des Geldrechnens ziemlich verdunkelt; das Geld begann in der Volksvorstellung den absoluten Werth zu repräsentiren.

Mit einem Wort: das Marxsche Werthgesetz gilt allgemein, soweit überhaupt ökonomische Gesetze gelten, für die ganze Periode der einfachen Waarenproduktion, also bis zur Zeit, wo diese durch den Eintritt der kapitalistischen Produktionsform eine Modifikation erfährt. Bis dahin gravitiren die Preise nach den durch das Marxsche Gesetz bestimmten Werthen hin und oscilliren um diese Werthe, so daß, je voller die einfache Waarenproduktion zur Entfaltung kommt, desto mehr die Durchschnittspreise längerer, nicht durch äußere gewaltsame Störungen unterbrochener Perioden innerhalb der Vernachlässigungsgrenzen mit den Werthen zusammenfallen. Das Marxsche Werthgesetz hat also ökonomisch allgemeine Giltigkeit für eine Zeitdauer, die vom Anfang des die Produkte in Waaren verwandelnden Austausches bis ins fünfzehnte Jahrhundert unserer Zeitrechnung dauert. Der Waarenaustausch aber datirt von einer Zeit, die vor aller geschriebenen Geschichte liegt, die in Aegypten auf mindestens dritthalbtausend, vielleicht fünftausend, in Babylonien auf viertausend, vielleicht sechstausend Jahre vor unserer Zeitrechnung zurückführt; das Werthgesetz hat also geherrscht während einer Periode von fünf bis sieben Jahrtausenden. Und nun bewundere man die Gründlichkeit des Herrn Loria, der den während dieser Zeit allgemein und direkt giltigen Werth einen Werth nennt, zu dem die Waaren nie verkauft werden oder verkauft werden können, und mit dem kein Oekonom sich je beschäftigen wird, der einen Funken gesunden Verstand hat!

Bisher haben wir nicht vom Kaufmann gesprochen. Wir konnten uns die Berücksichtigung seiner Intervention aufsparen bis jetzt, wo wir zur Verwandlung der einfachen in kapitalistische Waarenproduktion übergehen. Der Kaufmann war das revolutionäre Element in dieser Gesellschaft, wo alles sonst stabil war, stabil sozusagen durch Erblichkeit; wo der Bauer nicht nur seine Hufe, sondern auch seine Stellung als freier Eigenthümer, freier oder höriger Zinsbauer oder Leibeigener, der städtische Handwerker sein Handwerk und seine zünftigen Privilegien erblich und fast unveräußerlich überkam, und jeder von ihnen obendrein seine Kundschaft und seinen Absatzmarkt, ebensosehr wie sein von Jugend auf für den ererbten Beruf ausgebildetes Geschick. In diese Welt trat nun der Kaufmann, von dem ihre Umwälzung ausgehen sollte. Aber nicht als bewußter Revolutionär; im Gegentheil, als Fleisch von ihrem Fleisch, Bein von ihrem Bein. Der Kaufmann des Mittelalters war durchaus kein Individualist, er war wesentlich Genossenschafter, wie alle seine Zeitgenossen. Auf dem Lande herrschte die dem urwüchsigen Kommunismus entsprossene Markgenossenschaft. Jeder Bauer hatte ursprünglich eine gleich große Hufe, mit gleich großen Stücken Boden von jeder Qualität, und einen entsprechenden gleich großen Antheil an den Rechten in der gemeinen Mark. Seitdem die Markgenossenschaft eine geschlossene geworden war,

keine neuen Hufen mehr ausgetheilt wurden, traten durch Erbschaft 2c. Untertheilungen der Hufen ein und dementsprechende Untertheilungen der Markberechtigung; aber die Vollhufe blieb die Einheit, so daß es Halb- und Viertels-, Achtelshufen mit halber Viertels- und Achtelsberechtigung in der gemeinen Mark gab. Nach dem Vorbild der Markgenossenschaft richteten sich alle späteren Erwerbsgenossenschaften, vor allem die Zünfte in den Städten, deren Ordnung nichts war als die Anwendung der Markverfassung auf ein Handwerksprivilegium statt auf ein begrenztes Landgebiet. Der Mittelpunkt der ganzen Organisation war die gleiche Betheiligung jedes Genossen an den der Gesammtheit zugesicherten Vorrechten und Nutzungen, wie sich dies noch schlagend in dem Privilegium der Elberfelder und Barmer „Garnnahrung" von 1527 ausspricht (Thun, Industrie am Niederrhein, II, 164 ff.). Dasselbe gilt von den Gewerben der Bergwerke, wo auch jede Kux gleichen Antheil hatte und auch, wie die Hufe des Markgenossen, sammt ihren Kosten und Pflichten theilbar war. Und dasselbe gilt in nicht minderem Grad von den kaufmännischen Genossenschaften, die den überseeischen Handel ins Leben riefen. Die Venetianer und die Genuesen im Hafen von Alexandrien oder Konstantinopel, jede „Nation" in ihrem eigenen Fondaco — Wohnhaus, Wirthshaus, Lagerhaus, Ausstellungs- und Verkaufsraum nebst Zentralbureaus — bildeten vollständige Handelsgenossenschaften, sie waren abgeschlossen gegen Konkurrenten und Kunden, sie verkauften zu unter sich festgestellten Preisen, ihre Waaren hatten bestimmte, durch öffentliche Untersuchung und oft Abstempelung garantirte Qualität, sie beschlossen gemeinsam über die den Eingeborenen für ihre Produkte zu zahlenden Preise 2c. Nicht anders verfuhren die Hanseaten auf der deutschen Brücke (Tydske Bryggen) zu Bergen in Norwegen, und ebenso ihre holländischen und englischen Konkurrenten. Wehe dem, der unter dem Preis verkauft oder über dem Preis eingekauft hätte! Der Boykott, der ihn traf, bedeutete damals den unbedingten Ruin, ungerechnet die direkten Strafen, die die Genossenschaft über den Schuldigen verhängte. Es wurden aber auch noch engere Genossenschaften zu bestimmten Zwecken gegründet, dergleichen die Maona von Genua, die langjährige Beherrscherin der Alaungruben von Phocäa in Kleinasien sowie der Insel Chios im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, ferner die große Ravensberger Handelsgesellschaft, die seit Ende des vierzehnten Jahrhunderts nach Italien und Spanien Geschäfte machte und dort Niederlassungen gründete, und die deutsche Gesellschaft der Augsburger Fugger, Welser, Vöhlin, Höchstetter 2c. und der Nürnberger Hirschvogel und Andere, die mit einem Kapital von 66000 Dukaten und drei Schiffen sich an der portugiesischen Expedition nach Indien 1505—6 betheiligte und dabei einen Reingewinn von 150, nach Anderen 175 Prozent herausschlug (Heyd, Levantehandel, II, 524) und eine ganze Reihe anderer Gesellschaften „Monopolia", über die Luther sich so erzürnt.

Hier stoßen wir zum erstenmal auf einen Profit und eine Profitrate. Und zwar ist das Bestreben der Kaufleute absichtlich und bewußt darauf gerichtet, diese Profitrate für alle Betheiligten gleich zu machen. Die Venetianer in der Levante, die Hanseaten im Norden, zahlten jeder dieselben Preise für seine Waaren wie seine Nachbarn, sie kosteten ihm dieselben Transportkosten, er erhielt dafür dieselben Preise und kaufte ebenfalls Rückfracht ein zu denselben Preisen wie jeder andere Kaufmann seiner „Nation". Die Profitrate war also für Alle gleich. Bei den großen Handelsgesellschaften versteht sich die Vertheilung des Gewinnes pro rata des eingeschossenen Kapitalantheils genau so von selbst, wie die Betheiligung an den Markrechten pro rata des berechtigten Hufenantheils oder an dem Bergwerksgewinn pro rata des Kuxenantheils. Die gleiche Profit-

rate, die in ihrer vollen Entwicklung eines der Endergebnisse der kapitalistischen Produktion ist, erweist sich hier also in ihrer einfachsten Form als einen der Punkte, wovon das Kapital historisch ausgegangen, ja sogar als ein direkter Ableger der Markgenossenschaft, die wieder ein direkter Ableger des Urkommunismus ist.

Diese ursprüngliche Profitrate war nothwendig sehr hoch. Das Geschäft war sehr riskant, nicht nur wegen des stark grassirenden Seeraubs, auch die konkurrirenden Nationen erlaubten sich manchmal allerlei Gewaltthätigkeiten, wenn sich Gelegenheit bot; endlich beruhte der Absatz und die Absatzbedingungen auf Privilegien fremder Fürsten, die oft genug gebrochen oder widerrufen wurden. Der Gewinn mußte also eine hohe Assekuranzprämie einschließen. Dann war der Umsatz langsam, die Abwicklung der Geschäfte langwierig, und in den besten Zeiten, die allerdings selten von langer Dauer, war das Geschäft ein Monopolhandel mit Monopolprofit. Daß die Profitrate im Durchschnitt sehr hoch war, beweisen auch die damals giltigen sehr hohen Zinsraten, die doch immer im Ganzen niedriger sein mußten als der Prozentsatz des üblichen Handelsgewinns.

Diese durch das genossenschaftliche Zusammenwirken erwirkte hohe, für alle Betheiligten gleiche Profitrate hatte aber nur lokale Geltung innerhalb der Genossenschaft, also hier der „Nation". Venetianer, Genuesen, Hanseaten, Holländer hatten jede Nation für sich, und wohl auch mehr oder weniger anfangs für jedes einzelne Absatzgebiet, eine besondere Profitrate. Die Ausgleichung dieser verschiedenen Genossenschaftsprofitraten setzte sich durch auf dem entgegengesetzten Weg, durch die Konkurrenz. Zunächst die Profitraten der verschiedenen Märkte für eine und dieselbe Nation. Bot Alexandrien mehr Gewinn für venetianische Waaren als Cypern, Konstantinopel oder Trapezunt, so werden die Venetianer für Alexandrien mehr Kapital in Bewegung gesetzt und dies dem Verkehr mit den anderen Märkten entzogen haben. Dann mußte die allmälige Ausgleichung der Profitraten zwischen den einzelnen, nach denselben Märkten dieselben oder ähnliche Waaren ausführenden Nationen an die Reihe kommen, wobei sehr häufig einzelne dieser Nationen erdrückt wurden und vom Schauplatz verschwanden. Dieser Prozeß wurde aber fortwährend von politischen Ereignissen unterbrochen, wie denn der ganze Levantehandel in Folge der mongolischen und türkischen Invasionen an dieser Ursache zu Grunde ging, und die großen geographisch-kommerziellen Entdeckungen seit 1492 diesen Untergang nur beschleunigten und dann endgiltig machten.

Die nun erfolgende plötzliche Ausdehnung des Absatzgebiets und damit zusammenhängende Umwälzung der Verkehrslinien brachten zunächst keine wesentliche Aenderung in der Art des Handelsbetriebs. Auch nach Indien und Amerika handelten zunächst vorwiegend noch Genossenschaften. Aber erstens standen hinter diesen Genossenschaften größere Nationen. An die Stelle der levantehandelnden Katalonier trat im Amerikahandel das ganze große vereinigte Spanien; neben ihm zwei große Länder wie England und Frankreich; selbst Holland und Portugal, die kleinsten, waren immer noch mindestens ebenso groß und stark wie Venedig, die größte und stärkste Handelsnation der vorigen Periode. Das gab dem fahrenden Kaufmann, dem Merchant adventurer des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, einen Rückhalt, der die ihre Glieder auch mit den Waffen schützende Genossenschaft mehr und mehr überflüssig, ihre Kosten daher direkt lästig machte. Dann entwickelte sich jetzt der Reichthum in einzelner Hand bedeutend schneller, so daß bald vereinzelte Kaufleute ebensoviel Fonds auf eine Unternehmung wenden konnten wie früher eine ganze Gesellschaft. Die Handelsgesellschaften, wo sie noch fortbestanden, verwandelten sich meist in bewaffnete Korporationen, die unter

dem Schutz und der Oberhoheit des Mutterlandes neuentdeckte ganze Länder eroberten und monopolistisch ausbeuteten. Je mehr aber in den neuen Gebieten Kolonien vorwiegend auch von Staatswegen angelegt wurden, desto mehr trat der genossenschaftliche Handel vor dem des einzelnen Kaufmanns zurück, und damit wurde die Ausgleichung der Profitrate mehr und mehr ausschließliche Sache der Konkurrenz.

Bisher haben wir eine Profitrate kennen gelernt nur für das Handelskapital. Denn nur Handels- und Wucherkapital hatte es bisher gegeben; das industrielle Kapital sollte sich eben erst entwickeln. Die Produktion war noch vorwiegend in den Händen von Arbeitern, die im Besitz ihrer eigenen Produktionsmittel waren, deren Arbeit also keinem Kapital einen Mehrwerth abwarf. Mußten sie einen Theil des Produkts ohne Entgelt an Dritte abtreten, dann in der Form des Tributs an Feudalherren. Das Kaufmannskapital konnte seinen Profit daher, wenigstens anfangs, nur aus den ausländischen Käufern inländischer oder den inländischen Käufern ausländischer Produkte herausschlagen; erst gegen Ende dieser Periode — für Italien also mit dem Niedergang des Levantehandels — mochte die auswärtige Konkurrenz und der erschwerte Absatz den handwerksmäßigen Produzenten von Ausfuhrwaaren zwingen, dem Exportkaufmann die Waaren unter ihrem Werth abzulassen. Und so finden wir hier die Erscheinung, daß im inländischen Detailverkehr der einzelnen Produzenten untereinander die Waaren durchschnittlich zu ihren Werthen verkauft werden, im internationalen Handel aber, aus angegebenen Gründen, der Regel nach nicht. Ganz im Gegensatz zur heutigen Welt, wo die Produktionspreise im internationalen und Großhandel Geltung haben, während im städtischen Kleinhandel die Preisbildung durch ganz andere Profitraten regulirt wird. So daß z. B. heute das Fleisch eines Ochsen einen größeren Preisaufschlag erfährt auf dem Wege vom Londoner Engroshändler bis zum einzelnen Londoner Konsumenten, als vom Engroshändler in Chicago, inklusive Transport, bis zum Londoner Engroshändler.

Das Werkzeug, das diese Umwälzung in der Preisbildung allmälig zu Stande brachte, war das industrielle Kapital. Bereits im Mittelalter hatten sich Ansätze dazu gebildet und zwar auf drei Gebieten: Rhederei, Bergwerk, Textilindustrie. Rhederei auf dem von den italienischen und hanseatischen Seerepubliken betriebenen Maßstab war unmöglich ohne Matrosen, d. h. Lohnarbeiter (deren Lohnverhältniß unter genossenschaftlichen Formen mit Gewinnbetheiligung versteckt sein mochte), und für die Galeeren jener Zeit auch ohne Ruderer, Lohnarbeiter oder Sklaven. Die Gewerke der Erzgruben, ursprünglich genossenschaftliche Arbeiter, hatten sich in fast allen Fällen bereits in Aktiengesellschaften zur Ausbeutung des Betriebs vermittelst Lohnarbeitern verwandelt. Und in der Textilindustrie hatte der Kaufmann angefangen, die kleinen Webermeister direkt in seinen Dienst zu stellen, indem er ihnen das Garn lieferte und gegen fixen Lohn für seine Rechnung in Gewebe verwandeln ließ, kurz, indem er aus einem bloßen Käufer ein sogenannter V e r l e g e r wurde.

Hier haben wir die ersten Anfänge kapitalistischer Mehrwerthsbildung vor uns. Die bergmännischen Gewerke können wir als geschlossene Monopolkorporationen außer Acht lassen. Von den Rhedern liegt es auf der Hand, daß ihre Profite mindestens die landesüblichen sein mußten, mit Extrazuschlag für Assekuranz, Verschleiß der Schiffe 2c. Wie aber lag die Sache mit den Textilverlegern, die zuerst direkt für kapitalistische Rechnung hergestellte Waaren auf den Markt und mit den für Handwerkers Rechnung hergestellten Waaren derselben Art in Konkurrenz brachten?

Die Profitrate des Handelskapitals war vorgefunden. Sie war auch schon, wenigstens für die betreffende Lokalität, zu einer annähernden Durchschnittsrate ausgeglichen. Was konnte nun den Kaufmann bewegen, das Extrageschäft des Verlegers auf sich zu nehmen? Nur eins: die Aussicht auf größeren Profit bei gleichem Verkaufspreis mit den anderen. Und diese Aussicht hatte er. Indem er den Kleinmeister in seinen Dienst nahm, durchbrach er die hergebrachten Schranken der Produktion, innerhalb deren der Produzent sein fertiges Produkt verkaufte und nichts anderes. Der kaufmännische Kapitalist kaufte die Arbeitskraft, die einstweilen noch ihr Produktionsinstrument besaß, aber schon nicht mehr den Rohstoff. Indem er so dem Weber regelmäßige Beschäftigung sicherte, konnte er dagegen den Lohn des Webers derart drücken, daß ein Theil der geleisteten Arbeitszeit unbezahlt blieb. Der Verleger wurde so Aneigner von Mehrwerth über seinen bisherigen Handelsgewinn hinaus. Allerdings mußte er dafür auch ein zusätzliches Kapital anwenden, um Garn ꝛc. zu kaufen und in der Hand des Webers zu belassen, bis das Stück fertig war, für das er früher erst beim Einkauf den ganzen Preis zu zahlen hatte. Aber erstens hatte er in den meisten Fällen auch schon Extrakapital gebraucht zu Vorschüssen an den Weber, den in der Regel nur die Schuldknechtschaft dahin brachte, daß er sich den neuen Produktionsbedingungen unterwarf. Und zweitens, auch abgesehen davon, stellt sich die Rechnung nach folgendem Schema.

Gesetzt, unser Kaufmann betriebe sein Exportgeschäft mit 30000 Kapital, Dukaten, Zechinen, Pfund Sterling oder was immer. Davon seien 10000 im Einkauf von inländischen Waaren thätig, während 20000 in den überseeischen Absatzmärkten gebraucht werden. Das Kapital schlage einmal in zwei Jahren um, Jahresumschlag = 15000. Unser Kaufmann will nun für eigene Rechnung weben lassen, Verleger werden. Wie viel Kapital muß er da zuschießen? Nehmen wir an, die Produktionszeit des Stückes Zeug, wie er dergleichen verkauft, sei durchschnittlich zwei Monate, was sicher sehr hoch ist. Nehmen wir ferner an, er müsse alles baar zahlen. So muß er Kapital genug zuschießen, um seinen Webern Garn für zwei Monate zu liefern. Da er im Jahre 15000 umschlägt, kauft er in zwei Monaten Zeug für 2500. Sagen wir, daß 2000 davon Garnwerth und 500 Webelohn darstellen, so braucht unser Kaufmann ein Zuschlagskapital von 2000. Wir nehmen an, der Mehrwerth, den er sich durch die neue Methode vom Weber aneignet, betrage nur 5 Prozent vom Werth des Zeuges, was die sicher sehr bescheidene Mehrwerthsrate von 25 Prozent ausmacht ($2000c + 500v + 125m$; $m' = \frac{125}{500} = 25$ Prozent, $p' = \frac{125}{2500} = 5$ Prozent). Dann macht unser Mann auf seinen Jahresumschlag von 15000 einen Extraprofit von 750, hat also sein Zuschußkapital in $2\frac{2}{3}$ Jahren schon wieder herausgeschlagen.

Um aber seinen Absatz und damit seinen Umschlag zu beschleunigen und dadurch mit demselben Kapital in kürzerer Zeit denselben, in derselben Zeit wie bisher also größeren Profit zu machen, wird er einen kleinen Theil seines Mehrwerths dem Käufer schenken, wird billiger verkaufen als seine Konkurrenten. Diese werden sich allmälig auch in Verleger verwandeln, und dann reduzirt sich der Extraprofit für Alle auf den gewöhnlichen Profit, oder gar einen niedrigeren, für das bei Allen erhöhte Kapital. Die Gleichheit der Profitrate ist wieder hergestellt, wenn auch möglicherweise auf anderem Niveau, dadurch, daß ein Theil des im Inlande gemachten Mehrwerths an die auswärtigen Käufer abgetreten ist.

Der nächste Schritt in der Unterwerfung der Industrie unter das Kapital geschieht durch die Einführung der Manufaktur. Auch diese befähigt den Manufakturisten, der im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert — in Deutschland noch bis 1850 fast allgemein, stellenweise noch heute — meist noch sein eigener Exportkaufmann ist, wohlfeiler zu produziren als sein altfränkischer Konkurrent, der Handwerker. Derselbe Prozeß wiederholt sich; der vom Manufakturkapitalisten angeeignete Mehrwerth erlaubt ihm, resp. dem Exportkaufmann, der mit ihm theilt, wohlfeiler zu verkaufen als seine Konkurrenten, bis zur Verallgemeinerung der neuen Produktionsweise, wo dann wieder Ausgleichung eintritt. Die schon vorgefundene Handelsprofitrate, selbst wenn sie nur lokal nivellirt ist, bleibt das Prokrustesbett, worin der überschüssige industrielle Mehrwerth ohne Barmherzigkeit abgehackt wird.

Hat die Manufaktur schon durch Verwohlfeilung der Produkte sich emporgeschwungen, so noch weit mehr die große Industrie, die mit ihren immer wieder erneuerten Revolutionen der Produktion die Herstellungskosten der Waaren niedriger und niedriger herabdrückt und alle früheren Produktionsweisen unerbittlich beseitigt. Sie ist es auch, die dadurch den inneren Markt endgiltig für das Kapital erobert, der Kleinproduktion und Naturalwirthschaft der sich selbst genügenden Bauernfamilie ein Ende macht, den direkten Austausch zwischen den Kleinproduzenten beseitigt, die ganze Nation in den Dienst des Kapitals stellt. Sie gleicht ebenfalls die Profitraten der verschiedenen kaufmännischen und industriellen Geschäftszweige zu Einer allgemeinen Profitrate aus und sichert endlich der Industrie den ihr gebührenden Machtposten bei dieser Ausgleichung, indem sie den größten Theil der Hindernisse beseitigt, die bisher der Uebertragung von Kapital aus einem Zweig in einen anderen im Wege standen. Damit vollzieht sich für den gesammten Austausch im Großen die Verwandlung der Werthe in Produktionspreise. Diese Verwandlung geht also nach objektiven Gesetzen vor sich, ohne Bewußtsein oder Absicht der Betheiligten. Daß die Konkurrenz die über die allgemeine Rate überschüssigen Profite auf das allgemeine Niveau reduzirt und so dem ersten industriellen Aneigner den den Durchschnitt überschreitenden Mehrwerth wieder entzieht, bietet theoretisch durchaus keine Schwierigkeit. In der Praxis aber um so mehr, denn die Produktionssphären mit überschüssigem Mehrwerth, also mit hohem variablen bei niedrigem konstanten Kapital, also mit niedriger Kapitalzusammensetzung sind gerade ihrer Natur nach diejenigen, die dem kapitalistischen Betrieb am spätesten und am unvollständigsten unterworfen werden; vor allen der Ackerbau. Was dagegen die Erhöhung der Produktionspreise über die Waarenwerthe angeht, die erforderlich ist, um den in den Produkten der Sphären hoher Kapitalzusammensetzung enthaltenen unterschüssigen Mehrwerth auf das Niveau der Durchschnittsprofitrate zu erheben, so sieht das theoretisch äußerst schwierig aus, macht sich aber, wie wir gesehen haben, in der Praxis am leichtesten und ehesten. Denn die Waaren dieser Klasse, wenn sie zuerst kapitalistisch produzirt werden und in den kapitalistischen Handel kommen, treten in Konkurrenz mit Waaren gleicher Art, die nach vorkapitalistischen Methoden fabrizirt, also theurer sind. Der kapitalistische Produzent kann also selbst bei Verzicht auf einen Theil des Mehrwerths immer noch die für seine Lokalität giltige Profitrate herausschlagen, die ursprünglich keine direkte Beziehung zum Mehrwerth hatte, weil sie aus dem Handelskapital entstanden war schon lange, ehe überhaupt kapitalistisch produzirt, also eine industrielle Profitrate möglich war.

Ein Nachtrag zu der Diskussion über die Konkurrenzfähigkeit des Kleinbetriebs in der Landwirthschaft.

Von Karl Kautsky.

Vorliegende Ausführungen bildeten ursprünglich den letzten Paragraphen unseres Artikels in Nr. 52 des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift; sie sollten die Debatte über Großbetrieb und Kleinbetrieb, die sich in deren Spalten entsponnen, mit dem Schluß des Jahrgangs, und ehe noch der Parteitag zusammentrat, zu einem formellen Abschluß bringen. Aber der Artikel wurde länger, als erwartet, und der Schluß fand keinen Platz mehr, weder im letzten Heft des alten, noch im ersten des neuen Jahrgangs. Es mag ein Trost für alle diejenigen unserer Mitarbeiter sein, deren Beiträge wegen Raummangels verspätet erschienen sind, daß auch Redakteure diesem Fatum nicht entgehen.

Indessen wenn dieser Artikel auch verspätet veröffentlicht wird, so scheint er uns doch nicht völlig überflüssig zu sein. Dr. Paul Ernst und Dr. David haben in ihren Erörterungen über den Kleinbetrieb in der Landwirthschaft in dieser Zeitschrift einige Gesichtspunkte aufgestellt, die weitere Besprechung verdienen.

Aber auch hier nöthigen uns die Rücksichten auf den Raum, uns auf das Dringendste zu beschränken. Wir können daher auf die Ausführungen des Dr. David in der „Leipziger Volkszeitung“ über das Agrarprogramm an dieser Stelle nicht mehr eingehen. Diese würden uns auf ein ganz anderes Gebiet führen, als das der Agrarfrage, das des Staatssozialismus. Die Theorie des Dr. David, in Staatsbetrieben sei die Abhängigkeit der Arbeiter nicht größer als in Privatbetrieben, ebenso wie seine noch famosere Theorie, die Macht der Kapitalisten im Staat beruhe in erster Linie auf dem Wahlrecht ihrer Arbeiter, reizen allerdings sehr zum Widerspruch, aber andererseits sind diese Theorien so ungeheuerlich, daß sie ernstlicher Widerlegung kaum noch bedürfen.

Auch auf die Davidschen Ausführungen über die hygienischen Vorzüge des Bauernstalles und über das Pavillonsystem in der Viehzucht, auf seine kulinarischen Auslassungen über Stoppelgänse und englische Mastochsen können wir nicht eingehen, ebenso wenig auf seine sonderbare Ansicht, das Pachtsystem bedeute nothwendig Kleinbetrieb in der Landwirthschaft, sein Vorherrschen in England beweise die Ueberlegenheit des Kleinbetriebs.

Selbst Ausführungen, die weit ernster zu nehmen sind, können wir hier nicht näher erörtern, wie z. B. den Hinweis von Dr. Paul Ernst darauf, daß unsere edlen Viehrassen, wenn wir absehen von England, in Ländern des Kleinbetriebs entstanden sind, in der Schweiz und in Holland. Es wäre da zu untersuchen, ob diese Behauptung, die hier offenbar nur für das Rindvieh aufgestellt wird, auch für die anderen Hausthiere gilt. Ferner, ob es wirklich die Kleinbetriebe und nicht vielmehr die Wirthschaften wohlhabender Großbauern sind, die in Ländern, welche noch nicht dem kapitalistischen Betrieb der Landwirthschaft unterworfen, die edlen Rassen züchten, und endlich, ob diese Rassen in der Schweiz und in Holland das Produkt planmäßiger Züchtung und nicht besonderer natürlicher Vortheile dieser Länder sind, Vortheile, die mit der Frage, ob Kleinbetrieb, ob Großbetrieb, gar nichts zu thun haben: auf der einen Seite die Alpenweiden und auf der anderen die Weiden in den Marschen am Meer.

So interessant diese Untersuchung wäre, sie gäbe einen Artikel für sich.

Aber alle diese Punkte sind nicht entscheidender Natur und können daher übergangen werden.

Dagegen finden wir in den Ausführungen von Paul Ernst und David zwei Punkte, die besondere Beachtung verdienen.

Ernst wie David treten für die Ueberlegenheit des Kleinbetriebs in der Landwirthschaft ein. Aber für Paul Ernst ist dieselbe erst in neuerer Zeit hervorgetreten. Bis in die sechziger Jahre hinein war der Großbetrieb dem Kleinbetrieb überlegen, trotzdem diesem damals wie heute dieselben Vortheile zu Gebote standen, die Dr. David an ihm rühmt. Seitdem hat sich nach Dr. Ernst die Sache umgekehrt. Aber was hat sich seitdem geändert? In Bezug auf die Produktionstechnik ist in den letzten Jahren keine Veränderung zu Gunsten des Kleinbetriebs eingetreten, im Gegentheil hat sich die Technik des Großbetriebs in dieser Zeit erheblich vervollkommnet. Aber neben der technischen Revolution in der Produktion, die zu Gunsten des Großbetriebs wirkt, geht eine technische Revolution im Verkehrswesen vor sich, die sich nicht immer in der gleichen Richtung wirksam erwies. Die Entwicklung des Verkehrswesens hat die überseeische Konkurrenz geschaffen und vielfach zur Senkung der Grundrenten in Europa geführt; dadurch wird jedoch der kapitalistische Großbetrieb härter getroffen als der bäuerliche Kleinbetrieb. Die Entwicklung des Verkehrswesens hat aber auch die Flucht vom flachen Lande in die Städte oder ganz außer Landes erleichtert, freilich gleichzeitig auch das Zuströmen von bedürfnißlosen Arbeitskräften aus ökonomisch rückständigen Gegenden gefördert. Aber letzterer Prozeß geht in der Regel langsamer vor sich als ersterer, die Folge ist ein allmäliges Steigen der Löhne auf dem Lande, das natürlich den Lohnarbeiter ausbeutenden landwirthschaftlichen Kapitalisten trifft, nicht den Kleinbauer, und es diesem ermöglicht, die Hungerkonkurrenz länger fortzuführen. Endlich ist noch ein Moment in Betracht zu ziehen.

Früher ging Hand in Hand mit der Auswanderung von besitzlosen Landarbeitern die Auswanderung von Bauern, die der Hungerkonkurrenz müde geworden waren und in Amerika ein neues Heim suchten. Seit einigen Jahren ist in den Vereinigten Staaten so ziemlich aller Grund und Boden, der zur Agrikultur taugt, in Privateigenthum übergegangen. Der auswandernde Bauer bekommt nicht mehr den Grund und Boden zur Einrichtung einer Bauernwirthschaft umsonst, er muß ihn kaufen. Dazu fehlt ihm das Geld, wie ihm auch das Geld zur Auswanderung etwa nach Australien oder Argentinien fehlt, wo übrigens der Boden ebenfalls nicht mehr umsonst zu haben ist.

Die Auswanderung der Proletarier hält an, die Auswanderung der Bauern dagegen kommt ins Stocken. Der Bauer findet jenseits des Meeres dieselben Bedingungen wie zu Hause. Seine Scholle verlassen heißt heute für ihn nicht mehr wie vor dreißig und noch zwanzig Jahren, aufhören, hier ein armer Bauer zu sein, um in einem neuen Vaterland ein wohlhabender Bauer zu werden, es heißt für ihn heute immer mehr, aufhören, ein Bauer überhaupt zu sein, ein Proletarier zu werden.

Je aussichtsloser die Auswanderung wird, desto zäher klammert sich der Bauer an seine Scholle, desto weiter treibt er die Hungerkonkurrenz.

Daß alle diese Momente in der Landwirthschaft die Auflösung des Kleinbetriebs durch den Großbetrieb verlangsamen, die vor dreißig und vierzig Jahren bereits begonnen, ist unzweifelhaft. Aber das alles beweist doch nichts gegen die technische Ueberlegenheit des Großbetriebs. War dieser, wie Ernst konstatirt, schon in den sechziger Jahren dem Kleinbetrieb technisch überlegen, so muß er es heute erst recht sein.

Noch wichtiger scheint uns eine Bemerkung, die Dr. David macht. Ich hatte bemerkt, es handle sich darum, ob „unter modernen Produktions- und

Verkehrsverhältnissen in dem entscheidenden Zweige der Landwirthschaft, im Ackerbau — und in diesem wieder in erster Linie im Anbau von Brotfrüchten — der Kleinbetrieb sich konkurrenzfähig zeigt". Dagegen wendet sich David: „Auch ich halte diesen Zweig der Landwirthschaft für denjenigen, in welchem die modernen Produktions- und Verkehrsverhältnisse dem Großbetrieb, wenigstens wenn er über ebenen und gleichartigen Boden verfügt, am günstigsten sind. Aber der Körnerbau ist bereits heute für einen großen Theil der Kleinbetriebe nicht der entscheidende Zweig und wird es mit der Zeit immer weniger sein. In ganz Mittel- und Süddeutschland ist eine starke Bewegung zur Viehzucht, sowie zum Obst- und stellenweise zum Feingemüsebau wahrzunehmen."

Diese Beobachtung ist sehr richtig, aber sie scheint uns etwas Anderes zu beweisen, als Dr. David glaubt. Die Schwärmer für die Erhaltung des Kleinbetriebs legen denjenigen, die dessen unabwendbaren Rückgang behaupten, die rohe Anschauung unter, als entwickle sich der Großbetrieb auf allen Wirthschaftsgebieten gleichzeitig und als müsse jeder Fortschritt des Großbetriebs in einer entsprechenden Abnahme von Kleinbetrieben seinen Ausdruck finden. Sie weisen dann nach, daß die Zahl der Kleinbetriebe nicht so sehr abnimmt, als man erwarten sollte, ja daß es Wirthschaftszweige giebt, in denen der Großbetrieb noch nicht festen Fuß fassen konnte und die Zahl der Kleinbetriebe sogar zunimmt, und glauben damit die „Marxisten" gründlich widerlegt und gezeigt zu haben, daß der Kleinbetrieb noch eine Zukunft hat. Dies gilt nicht blos für die Landwirthschaft, sondern auch für die Industrie, und Dr. David braucht seine Argumentation nicht sehr zu ändern, um nachzuweisen, daß auch in der Industrie der Kleinbetrieb nicht naturnothwendig dem Großbetrieb erliegt und daß wir daher auch die Verbesserung der Zustände im Handwerk auf unsere Fahne zu schreiben haben.

Aber der Entwicklungsgang geht eben nicht in dieser einfachen Form vor sich. Der kapitalistische Großbetrieb tritt nicht in allen Zweigen des Wirthschaftslebens gleichzeitig auf. In der Industrie bemächtigt er sich zuerst der Produktion der Massenartikel für einen ausgedehnten Markt, der Textilindustrie, der Bergwerksproduktion, der Eisenindustrie. In den anderen Industriezweigen läßt er zunächst den Kleinbetrieb ungestört. Aber in den Zweigen, deren sich die Großindustrie bemächtigt, gerathen die kleinen Unternehmer, die konkurrenzunfähig werden, nicht ohne Weiteres ins Proletariat. Die Mehrzahl giebt bei Zeiten den ungleichen Kampf auf und rettet sich auf ein anderes, vom Großbetrieb noch nicht erfaßtes Gebiet der Industrie oder des Handels. Die Großindustrie schreitet vorwärts nicht nur durch Vernichtung von Kleinbetrieben, sondern auch durch deren Verdrängung auf Gebiete, die sie noch nicht beherrscht. Die Entwicklung der Großindustrie bedeutet also nicht nothwendig entsprechende Abnahme der Zahl der Kleinbetriebe, sie kann unter Umständen ein ganz erhebliches Anschwellen dieser Zahl in einer Reihe von Betriebszweigen bewirken. Die naturnothwendige Folge davon ist in diesen Zweigen die Zunahme der Konkurrenz und der Ueberproduktion. Auf diese Weise bedrängt die Großindustrie die Kleinbetriebe auch in jenen Gewerbszweigen, in denen sie noch nicht festen Fuß gefaßt hat, und bereitet gerade dadurch, daß sie die Zahl dieser Betriebe vermehrt, den Boden für ihr Weiterschreiten, für die Proletarisirung der Einen und weitere Verdrängung der Anderen vor.

In gleicher Weise vollzieht sich das Eindringen des kapitalistischen Großbetriebs in der Landwirthschaft. Zunächst hat er in Deutschland die entscheidenden Zweige des Ackerbaues ergriffen. Der Kleinbauer kann immer mühsamer auf

diesem Gebiete mitkommen, nicht blos wegen des Sinkens der Preise, sondern auch, weil er die Qualitäten nicht erzielen kann, die man auf dem Markt verlangt. Er wendet sich immer mehr der Produktion von Nebenprodukten zu, von Obst, Geflügel, Eiern, Milch rc., mit der naturnothwendigen Folge, die Konkurrenz auf diesen Gebieten zu steigern, eine Ueberproduktion hervorzurufen mit deren Konsequenzen, Elend und Bankerott, und schließlich doch dem Großbetrieb zu erliegen, der auch in diesen Produktionszweigen langsam, aber sicher seinen Einzug hält.

Dr. David hat freilich gefunden, daß ich eigentlich anderer Anschauung bin. Ich habe behauptet, daß der selbständige Kleinbetrieb des Bauern nicht mehr lebensfähig sei, wohl aber könne der Zwergbetrieb des Lohnarbeiters auf dem Lande mit der Zunahme der Lohnarbeiterschaft sogar wachsen. Andererseits hatte ich erklärt, die überseeische Konkurrenz bedrohe die gesammte europäische Landwirthschaft mit dem Untergang, Groß- und Kleinbetrieb. Also, schließt David, würden in Europa schließlich nichts übrig bleiben, als diese Zwergbetriebe, ich hätte also selbst folgendes Gesetz für die Landwirthschaft aufgestellt: „Die ökonomische Entwicklung führt mit Naturnothwendigkeit zur Auflösung in Zwergbetriebe", womit ich das Erfurter Programm glücklich ad absurdum geführt hätte.

Das ist unzweifelhaft sehr witzig, aber auch nicht mehr. Ich habe eine so absurde Ansicht natürlich nie gehegt oder ausgesprochen. Der Ruin der deutschen Landwirthschaft würde mit Naturnothwendigkeit zum ökonomischen Untergang aller jener Landwirthe führen, die nichts sind als Landwirthe, mögen sie große oder kleine sein, also zum Untergang von Kleinbauern, Großbauern und vielen Rittergutsbesitzern. Dagegen würden sich jene Elemente behaupten können, die nicht ausschließlich auf den Verkauf landwirthschaftlicher Produkte angewiesen sind, die einen Rückhalt haben in ihrem Arbeitslohn oder — in ihrem Kapital. Neben den Zwergbetrieben der Lohnarbeiter würden sich jene behaupten können, deren Besitzer aus industriellem oder Handelskapital ein Einkommen ziehen, die im Stande sind, auf dem Lande eine landwirthschaftliche Industrie zu gründen oder die sich den Luxus erlauben dürfen, mit einer geringeren Grundrente sich zu begnügen, zu extensivem Betrieb überzugehen, zu Weide- oder Forstwirthschaft. Nicht die Hausgärten der Proletarier würden dann Deutschland erfüllen, sondern die Wildgehege von Kohlenbaronen, Börsenjobbern und dergleichen. Aber lange bevor es so weit käme, wären die Zustände unerträglich geworden. Der Ruin der Landwirthschaft, der für Dr. David mit der Idylle des „Hausgärtchens für Jedermann" endet, läuft in Wirklichkeit hinaus auf die soziale Revolution, in der die verzweifelnden Bauern, denen die verschiedensten Sozialquacksalber vergeblich die Rettung versprochen, eine wichtige Rolle spielen werden.

Freilich, die Wirklichkeit hat für Dr. David nur geringes Interesse. Um zu untersuchen, ob der Kleinbetrieb dem Großbetrieb überlegen sei, nimmt er nicht den Kleinbetrieb, wie er ist, sondern wie er nach der Idee des Dr. David sein sollte, und stellt diesen als „reinen Fall" dem bestehenden kapitalistischen Großbetrieb gegenüber. Er verwahrt sich dagegen, daß er schlechtweg behauptet habe, „in der Landwirthschaft sei der Kleinbetrieb wohl im Stande, mit dem Großbetrieb zu konkurriren", sondern er habe dies nur behauptet, bei den heute gegebenen Menschen und Mitteln sei dies der Fall, „unter sonst gleichen Verhältnissen", z. B. zweckentsprechende Baulichkeiten, gleiche Intelligenz und Fachbildung, genügendes Betriebskapital rc.

Aber das ist ja gerade die Frage, ob diese Verhältnisse für den Kapitalisten und den Bauer gleich sein können. Darin besteht ja das Pech des

Bauern, daß er kein Kapitalist ist, nicht die gleichen Baulichkeiten aufführen wie dieser, die gleiche Intelligenz erwerben kann, sei es durch eigenes Studium oder Anwerbung von Fachleuten u. s. w. Dr. David fühlt auch, daß seine Voraussetzung in zu schreiendem Widerspruch mit der Wirklichkeit steht. Aber es handelt sich ihm auch nicht darum, diese zu erklären, sondern darum, die bäuerliche Betriebsweise für den Zukunftsstaat zu retten. Der „reine Fall“ ist nicht der heutige Bauer in der bestehenden kapitalistischen Gesellschaft, sondern der Idealbauer, den eine sozialistische Gesellschaft nach Davids Ansichten schaffen könnte. Dessen Betriebsweise wird aber mit dem bestehenden kapitalistischen Großbetrieb verglichen, und daraus werden Schlüsse auf die der sozialistischen Gesellschaft entsprechendste Betriebsweise gezogen, so daß sich das Problem, das Dr. David so eifrig beschäftigt, genau besehen, auf die Frage reduzirt, ob für den „Zukunftsstaat“ bäuerliche oder — kapitalistische Landwirthschaft vorzuziehen sei, eine Frage, die sich mit jener messen kann, ob der Haifisch der größte Vogel unter den Säugethieren sei.

Es ist klar, daß Dr. David, wenn er wissen wollte, welche Betriebsform der sozialistischen Gesellschaft am meisten entspricht, er seinen idealen „reinen Fall“ nicht mit dem kapitalistischen Großbetrieb vergleichen durfte, sondern mit dem idealen Großbetrieb der Zukunft, dem gesellschaftlichen. Dann wäre er vielleicht zu einem anderen Ergebniß gekommen als dem, es sei „nicht undenkbar, daß wir den kleinbäuerlichen Betrieb innerhalb des sozialistischen Wirthschaftsgefüges aus betriebstechnischen und volksgesundheitlichen Interessen wiederhergestellt sehen möchten“.

Eines allerdings wollen wir ihm gerne zugeben: daß der kapitalistische Großbetrieb nicht die vollkommenste Form der Produktion bildet. Wenn er nichts Anderes beweisen wollte, wären wir einig. Aber diese Erkenntniß ist so alt wie der moderne Sozialismus selbst. Die kapitalistische Produktion in der Landwirthschaft hat die Produktivkraft der menschlichen Arbeit enorm erhöht, aber „wie in der städtischen Industrie wird in der modernen Agrikultur die gesteigerte Produktivkraft und größere Flüssigmachung der Arbeit erkauft durch Verwüstung und Versiechung der Arbeitskraft selbst. Und jeder Fortschritt in der kapitalistischen Agrikultur ist nicht nur ein Fortschritt in der Kunst, den Arbeiter, sondern zugleich in der Kunst, den Boden zu berauben, jeder Fortschritt in Steigerung seiner Fruchtbarkeit für eine gegebene Zeitfrist zugleich ein Fortschritt im Ruin der dauernden Quellen dieser Fruchtbarkeit. . . . Die kapitalistische Produktion entwickelt daher nur die Technik und Kombination des gesellschaftlichen Produktionsprozesses, indem sie zugleich die Springquellen allen Reichthums untergräbt, die Erde und den Arbeiter“ (Marx).

Aber wie sehr die kapitalistische Produktionsweise auch die Entwicklung der Produktivkräfte fördern mag, wie jede andere Produktionsweise bisher findet sie dabei in sich selbst gewisse Schranken, die sie nicht zu übersteigen vermag.

Der Großbetrieb mit Sklaven konnte über ein gewisses Maß von Technik nicht hinaus wegen der mit der Zwangsarbeit nothwendig verbundenen Achtlosigkeit, ja Brutalität, mit der der Sklave der Plantagenwirthschaft Lastthiere und Werkzeuge behandelt. Viel höher steht die kleinbäuerliche Produktion wegen des Interesses, das der freie, auf eigenem Boden wirthschaftende Arbeiter an seiner Arbeit und seinen Produktionsmitteln hat. Aber diese Betriebsweise fesselt den Arbeiter an die Scholle, nimmt ihn völlig gefangen, verengt seinen Gesichtskreis, trotz Dr. Davids „reinem Fall“, und macht es ihm unmöglich, die Arbeitstheilung und deren technische Errungenschaften anzuwenden. Für den kapitalistischen Groß-

betrieb sind diese Schranken aufgehoben. Als Großbetrieb hat er die Möglichkeit, die Arbeitstheilung zu entwickeln und damit den Weg zum technischen Fortschritt zu bahnen; als kapitalistischer Betrieb hat er die Mittel, sich der Fortschritte der Technik zu bemächtigen und die Wissenschaft sich dienstbar zu machen.

Aber er findet seine Schranken im Lohnsystem und in der Produktion für den Markt. Der technische Fortschritt wird heute nicht getrieben von dem Bedürfniß nach Arbeitsersparniß, sondern nach Lohnersparniß. Zahlreiche Erfindungen, die es ermöglichen würden, die unangenehmsten und ungesundesten Arbeiten Maschinen zu übertragen, bleiben unbenutzt, weil gerade für diese Arbeiten so niedrige Löhne gezahlt werden, daß die Anschaffung der Maschinen sich nicht lohnt. Besonders niedrig sind aber die Löhne in der Landwirthschaft, und dies ist ein wichtiges Moment, das bewirkt, daß der technische Fortschritt dort viel langsamer vor sich geht, als der Fortschritt der Wissenschaft erlauben würde.

Das zweite gewaltige Hemmniß findet aber die kapitalistische Landwirthschaft in der Produktion für den Markt. Viel schneller als dieser dehnt sich die Produktion aus in der Landwirthschaft wie in der Industrie. Das macht hier wie dort viele Betriebe unrentabel, in den industriellen Unternehmungen wird vielfach der Betrieb reduzirt, in den landwirthschaftlichen wird oft von intensiver zu mehr extensiver Wirthschaft übergegangen, hier wie dort wird die Produktion eingeschränkt.

Diese beiden Schranken hat die kapitalistische Landwirthschaft mit der kapitalistischen Großindustrie gemein. Aber daneben entwickeln sie noch andere, ihr eigenthümliche.

Auf die eine haben wir schon hingewiesen: die Bodenerschöpfung.

Die primitive bäuerliche Wirthschaft giebt nur einen Ueberschuß von Produkten an die Stadt ab, einen Ueberschuß, der vermöge ihrer geringen Produktivkraft nur klein ist. Der größte Theil der gewonnenen Produkte wird in der Wirthschaft selbst verzehrt und kehrt in der Form von Dünger auf die Felder zurück.

Der kapitalistische Großbetrieb dient von vornherein der Waarenproduktion, und er beutet vermöge seiner technischen Ueberlegenheit den Boden gewaltig aus. Es sind ungeheure Mengen von Nährstoffen, die er jahraus, jahrein in die Städte und ins Ausland führt, die nicht wieder auf seine Felder zurückkommen, sondern in ihrer schließlichen Form die Städte und deren Flüsse verpesten. Auf die Folgen der Waldverwüstung, die damit Hand in Hand gehen, sei nur im Vorbeigehen hingewiesen.

Durch die zunehmende Bodenerschöpfung, die um so größer, je gewaltiger die Produktivkraft des kapitalistischen Betriebs, gräbt die kapitalistische Landwirthschaft sich selbst ihr Grab. In Ländern, in denen sie seit mehreren Jahrzehnten herrscht, muß der Fortschritt in der Technik und im Verkehr (zur Herbeischaffung von billigem Dünger) immer schneller vor sich gehen, wenn er der wachsenden Bodenerschöpfung die Wage halten will.

Einen Vortheil für den heutigen bäuerlichen Kleinbetrieb bedeutet das nicht. Je mehr dieser der Waarenproduktion verfällt, je weniger er von seinen Produkten für sich behalten kann, je mehr er zur Deckung von Steuern, Zinsen 2c. verkaufen muß, desto eher tritt auch bei ihm die Bodenerschöpfung ein. Er hat aber kein Mittel, sie wett zu machen. Der Gemeinwald und die Gemeinweide, die ihm ehedem Dünger boten, sind verschwunden, und um sich die Vortheile des kapitalistischen Betriebs anzueignen, fehlen ihm alle wesentlichen Vorbedingungen.

Dies nur nebenbei, damit man nicht aus einer der Schranken des kapitalistischen Großbetriebs einen Vortheil des heutigen Kleinbetriebs konstruire.

Die zweite der Schranken, die hier in Betracht kommen, ist das Privateigenthum an Grund und Boden. Grund und Boden sind nicht vermehrbar. In jedem Lande, in dem aller Boden besetzt ist, wird der Grundbesitz zu einem Monopol. Das schafft der Entwicklung des kapitalistischen Großbetriebs in der Landwirthschaft gar erhebliche Schranken.

Einen industriellen Großbetrieb kann man in einer kapitalistischen Gesellschaft errichten, wo man will, wenn nur die nöthigen technischen Vorbedingungen sowie die Arbeitskräfte und das Kapital vorhanden sind. Und man kann ihn errichten, ohne einen einzigen der vorhandenen Kleinbetriebe des gleichen Produktionszweiges aus dem Wege zu räumen.

Ein landwirthschaftlicher Großbetrieb bedarf in der heutigen Gesellschaft noch einer weiteren Vorbedingung: eines Großgrundbesitzes, dieser aber kann in einem Lande mit kleinbäuerlicher Produktionsweise nur geschaffen werden durch Vernichtung von Kleinbetrieben. In der Industrie ist diese Vernichtung die Folge der Entwicklung des Großbetriebs, in der Landwirthschaft deren Vorbedingung. Der kapitalistische Betrieb der Landwirthschaft entwickelte sich daher zuerst in jenen Ländern kapitalistischer Produktion, in denen von vornherein ein Großgrundbesitz bestand, wie in England; er entwickelte sich in Preußen zuerst östlich der Elbe, nicht im hochentwickelten Rheinland; in den Vereinigten Staaten nicht im ökonomisch vorgeschrittenen Osten, sondern im Westen, in den ehemals spanischen Staaten, wie Kalifornien, in denen der Latifundienbesitz herrschte, während in den Oststaaten ohne Sklaverei der bäuerliche Grundbesitz bestand.

Dieser Großgrundbesitz wurde geschaffen durch Gewalt, durch gewaltsame Verletzung der Gesetze des Privateigenthums, durch das Legen und Verjagen von Bauern 2c. Auf diese Weise kann heute Großgrundbesitz in zivilisirten Ländern nicht mehr geschaffen werden. Das Privateigenthum ist zur Grundlage der kapitalistischen Wirthschaftsordnung geworden. Ein großer Großgrundbesitz kann heute nur geschaffen und erweitert werden durch Kauf, durch Ankauf von kleineren Gütern. Es ist klar, welche Schranke das für die Erweiterung des Großbetriebs bildet. Ein landwirthschaftlicher Unternehmer giebt heute — wenn er nicht Pächter ist, wo wieder andere Schranken eintreten — den größten Theil seines Kapitals nicht auf die Einrichtung seines Betriebs, sondern auf den Ankauf von Grund und Boden aus. Aber dieser ist nicht jederzeit zu haben und endlich genügt es nicht, eine Reihe von kleinen Gütern aufzukaufen, um ein großes Gut zu schaffen, sie müssen auch alle zusammen ein Ganzes bilden, wenn ein Großbetrieb auf ihnen eingerichtet werden soll.

Kein Wunder, wenn der Großbetrieb in der Landwirthschaft sich viel langsamer ausbreitet, als in der Industrie. Es ist nicht zum Mindesten das Privateigenthum an Grund und Boden, das seinen Fortschritt hemmt, und das dort, wo er sich gebildet, ihm nicht erlaubt, seine volle Produktivkraft zu entfalten.

Erst der sozialistischen Gesellschaft wird es gelingen, alle die Schranken zu beseitigen, welche die kapitalistische Form des Großbetriebs naturnothwendig beengen. Sie wird das Privateigenthum an Grund und Boden aufheben und es dadurch ermöglichen, daß jedem landwirthschaftlichen Betrieb jene Ausdehnung gegeben wird, die seiner rationellen Bewirthschaftung am Besten entspricht; sie wird den Gegensatz von Stadt und Land aufheben, die industrielle Bevölkerung wieder auf das flache Land führen, jener die Bedingungen der Gesundung und diesem die Bedingungen stetig wachsender Fruchtbarkeit geben, so daß der

technische Fortschritt in der Agrikultur aufhört, Raubbau zu sein und die Quelle stetiger Arbeitsverminderung und Produktenvermehrung wird. Sie wird ferner das Lohnsystem aufheben und dadurch die Anwendung jeder arbeitsparenden Maschine vortheilhaft machen. Und indem sie endlich die Produktion für den Markt umwandelt in die direkte Produktion für die Gesellschaft, setzt sie der Entwicklung der Produktion nur eine stetig zurückweichende Schranke: das Bedürfniß der Gesellschaft selbst.

So wird sie in der Landwirthschaft wie in der Industrie eine Entwicklung der Produktivkräfte ermöglichen, die heute unerreichbar ist.

Aber sie wird dazu nicht gelangen durch Rückkehr zur heute schon veralteten bäuerlichen Produktion, sondern durch den Fortschritt vom kapitalistischen zum genossenschaftlichen Großbetrieb. Dieser wird alle jene moralischen Momente, welche die Arbeit des freien Mannes für sich selbst auszeichnen vor der Arbeit des Lohnarbeiters für einen Anderen, vereinigen mit der höchsten Entfaltung der Technik. Er wird aber auch Alle heranziehen zur landwirthschaftlichen Arbeit, und dadurch die landwirthschaftlichen Produktivkräfte der Nation noch weiter steigern, gleichzeitig aber auch das Maß landwirthschaftlicher Arbeit für Jeden auf ein Minimum reduziren.

Und damit wird er einen ungeheuren kulturellen Umschwung anbahnen.

Wir haben in einem früheren Artikel ein Wort von Marx zitirt, der sagte, das kleine Grundeigenthum schaffe eine außerhalb der Gesellschaft stehende Klasse von Barbaren. Diese Barbarei ist, trotz Dr. Davids „reinem Falle", das naturnothwendige Ergebniß der kleinbäuerlichen Wirthschaft, die ihre Existenzfähigkeit daraus schöpft, daß sie ihre Produzenten von Kindheit auf völlig in der Erwerbsarbeit aufgehen läßt, sie isolirt und geistig verkümmert. Erst die Ueberwindung der bäuerlichen Wirthschaft durch den sozialistischen Großbetrieb bringt die Möglichkeit, den Ackerbauer wieder zum vollen Menschen zu machen, ihn an allen Errungenschaften der Kultur theilnehmen zu lassen, ein Volk der Denker und Dichter in Wirklichkeit zu schaffen.

Die Bauernwirthschaft verewigen wollen, heißt dagegen die Barbarei verewigen wollen.

Die Fortdauer der Barbarei, mit etwas weniger Steuern und Hypothekenschulden, das mag ja auch ein ganz nettes Ideal sein. Ich begreife es, wenn die „Barbaren" selbst nichts Besseres verlangen. Aber die Ideale der revolutionären Sozialdemokratie müssen etwas weniger beschränkt sein.

Das neue Kalifornien.

Von Ed. Bernstein.

London, Ende September.

Es sind eigentlich ihrer zwei — Westaustralien und Südafrika. Aber das letztere ist dem ersteren in jeder Hinsicht über. Der Strom von Menschen und Kapital, der nach Südafrika zieht, um an dem dortigen „Boom" — wie die Engländer das treibhausmäßige Aufschießen nennen — nach Kräften Antheil zu nehmen, erinnert vor allem an die magische Anziehung, die vor nahezu einem halben Jahrhundert der westlichste Staat der Union auf die Glücksritter zweier Welten ausübte. Seit Monaten wird an allen Börsen in „Kaffern" spekulirt, das Publikum, das seine kleinen oder größeren Geldkapitalien profitlichst zu verwerthen wünscht, kauft „Kaffern", und aus aller Herren Länder ziehen unter-

nehmungslustige Seelen nach Südafrika, um im Kafferland das Glück zu suchen, das sie daheim nicht finden konnten. Vor noch gar nicht langer Zeit war „Kaffer“ ein Schimpfwort, heute ist es ein Symbol des Segens, nach dem alles strebt — des heiligen Grals unserer erleuchteten Epoche. „Sakrament, der Sakramentostrom“, läßt Freiligrath in einem seiner prächtigsten Gedichte den Erdgeist im Hinblick auf Kalifornien ausrufen. Es hält nicht schwer, jetzt ein ähnliches Wortspiel zu bilden. Und wenn nicht von so weittragender Bedeutung, wie für ihre Zeit die Erschließung Kaliforniens, ist der jetzige Aufschwung Südafrikas doch ein Ereigniß von großer geschichtlicher Tragweite und beansprucht als solches durchaus unsere Aufmerksamkeit.

Es ist, wie alle Welt weiß, nicht erst in diesem Jahr, daß Gold in Südafrika gefunden worden. Seit nahezu zehn Jahren wird an verschiedenen Stellen im Innern des Landes mit Erfolg Gold gegraben, aber die letzten Jahre erst brachten die Entdeckung der reicheren Goldfelder, vor allem der Goldadern des Witwatersrand (Transvaal), der jetzt schon kurzweg „der Rand“ (Uferböschung) genannt wird. Und diese Auszeichnung begreift sich. Sind doch im Monat Juli dieses Jahres allein dort 203 573 Unzen Gold gefördert worden, das heißt für etwa 16 Millionen Mark. Man kann sich darnach vorstellen, welchen Werth diese Felder heute repräsentiren, die vor wenigen Jahren der „Diamantenkönig“ J. B. Robinson von Kimberley „um ein Butterbrot“ — etliche lumpige Tausend Pfund — angekauft hat, und zu welch fabelhaften Preisen die Aktien der Gesellschaften aufgeschnellt sind, die behufs Betriebs derselben gegründet worden sind. Riesenvermögen sind in ganz kurzer Zeit gemacht worden, und soweit die Kapitalisirung von voraussichtlichen Erträgen überhaupt solide genannt werden kann, viele davon auf verhältnißmäßig sicherer Basis. Denn, wie es in einem sehr nüchtern gehaltenen und zur Vorsicht mahnenden Artikel heißt, den das „Daily Chronicle“ vorige Woche über den „Boom in Südafrika“ veröffentlichte, „der Goldreichthum des Rand ist jetzt außer allem Zweifel festgestellt, und die Goldförderungsindustrie ist dort so sicher, wie die Kohlenförderungsindustrie im Norden von England. Die Förderung von Gold nimmt stetig zu. Nach der Ansicht von Sachverständigen, die durch Bohrungen und alle Arten von Gegenproben verstärkt wird, ist auf Jahre hinaus keine Abnahme zu befürchten. Ganz im Gegentheil, und die leitenden Rand-Ausbeuter bauen sich Häuser und richten sich ganz darnach ein, wie es die Ueberzeugung mit sich bringt, daß ihre Kinder noch lange dort leben und gedeihen werden, nachdem sie selbst schon zur letzten Abrechnung eingegangen sein werden.“ Der Betrieb ist ein durchaus kapitalistischer, mit den modernsten Maschinen, die meist von Amerika importirt werden. Tiefe Schachte und Tunnels sind angelegt worden, und wenn sie vollendet sind, wird eine noch bedeutendere Steigerung der Produktion erwartet.* Das Gold findet sich in felsartigen Uferbildungen aus Quarzsand und Quarzkieseln.

Außer diesen „Rand-Minen“, die, wie gesagt, auf sicherer Basis ruhen, sind nun aber massenhaft Goldförderungsanlagen, bezw. Aktiengesellschaften zum Betriebe von solchen, ins Leben gerufen worden, zum Theil mit fast gleichlautenden Namen wie jene, aber zum größten Theil mit sehr viel unsicherer Grundlage, wenn bei einer großen Zahl überhaupt dies Wort angewendet werden darf. Oft

* Einem soeben erschienenen, höchst interessanten Artikel von V. F. Van Oß im Oktoberheft des „Nineteenth Century“ über die Goldminen in Südafrika entnehmen wir die Angabe, daß in den Goldwerken des Witwatersrand heute 50 000 Eingeborene und 8000 Europäer beschäftigt sind, die Ersteren sämmtlich als Bergarbeiter ꝛc.; und daß der Goldreichthum allein vom Zentral-Witwatersrand auf gegen sieben Milliarden Mark im Werth geschätzt wird.

genug ist es reine Spekulation oder gerade heraus Schwindel. „Gesellschaften, die ihrem Namen den irgend einer bewährten Rand-Mine eingefügt,* aber nur ein ödes Stück Felsland erworben haben, das noch nicht einmal eine Hacke berührt hat, werden als Aktiengesellschaften konstituirt. Ihre Aktien werden auf einen Agiopreis getrieben und so lange dort gehalten, bis die Gründer und ihre Freunde ihre Antheile auf das große Publikum ‚abgeladen‘ haben, und dann hört plötzlich das Unternehmen auf, im Kurszettel notirt zu werden, und die Aktionäre dürfen warten, bis das lange hinausgeschobene Aufbrechen seinen Anfang nimmt. Ein Tag der Abrechnung muß kommen, und da wird dann in in der That ein Heulen sein und ein Zähneklappern.“

Vorläufig hängt indeß immer noch der Himmel voll Geigen, so bedenkliche Anzeichen sich auch bereits auf dem Spekulationsmarkte gezeigt haben. Bei der soeben erfolgten Prolongation der auf Ende September abgeschlossenen Käufe von „Goldaktien“ sind an der Londoner Börse Prolongationsgebühren bis zu 4 Schilling pro Aktie von 20 Schilling Nominalwerth gezahlt worden. Das heißt, Leute, die Aktien zur Abnahme am Monatsende gekauft haben, aber weder die Mittel hatten, dieselben abzunehmen, noch Lust, sie zu verkaufen, haben diese Vergütung gezahlt, blos um die Abnahme auf den nächsten Termin verschieben zu können. Die respektableren Bankiers haben alle möglichen Versuche gemacht, diese kleinen Spekulanten, die Tausende von Aktien auf Termin kaufen, während sie höchstens das Geld haben, ebenso viel Hunderte abzunehmen, vom Markt abzudrängen und dadurch das große Publikum davon abzuhalten, sich auf solche Geschäfte einzulassen. Aber selbstverständlich umsonst. Heute, wo sichere Kapitalanlagen kaum 4 Prozent abwerfen, stürzen sich die Besitzer kleiner Geldsummen mit um so elementarerer Gewalt auf jede Möglichkeit, über Nacht ihr Kapitälchen zu verdoppeln. Die Höhe, welche die Spekulation in Goldaktien erreicht hat, entzieht sich denn auch jeder Schätzung, da neben dem offiziellen Geschäft die Winkelspekulation blüht. In London, der Zentralbörse für diese „Goldpapiere“, hat das Geschäft darin das in allen anderen Departements dieses Riesengeldmarktes vollständig in den Schatten gestellt. Die Summen, welche die Maklerfirmen an bloßen Kommissionsgebühren verdient haben, sollen sich ins Unglaubliche belaufen, und einige Firmen sich bereits mit ansehnlichen Vermögen ganz aus dem Geschäft zurückgezogen haben.

Eine Illustration dazu giebt die neueste Nummer des „Bankers Magazine“. Darnach sind die Aktien von nur zehn südafrikanischen Minengesellschaften, deren Nominalwerth sich auf zusammen 5 760 000 Pfund beläuft, in der Zeit vom 20. August bis 20. September im Preis um — wohlgemerkt um, nicht etwa nur auf — nahezu 10 Millionen Pfund oder 200 Millionen Mark gestiegen. Man denke, innerhalb eines Monats. Der Gesammtzuwachs im Preis der Goldminen, die auf dem Londoner Markt gehandelt werden, wird auf mindestens das Fünf- bis Sechsfache dieses Betrages geschätzt, weit über eine Milliarde Mark. Allerdings beschränkt sich dieser Spekulations- und spekulative Gewinn nicht auf London oder England. „Ganz Europa“ nimmt an ihm Theil, an allen europäischen Börsen werden „Kaffern“ gehandelt, große Banken des Festlandes sind bei dem Geschäft betheiligt, und durch sie ihre Kundsame.

Das ist eben auch einer der Unterschiede, die das neue Kalifornien seinem Original gegenüber aufweist: die massenhafte Kapitalisirung und die kolossal

---

* So giebt es vielleicht mehr als ein Dutzend Goldminen, die auf irgend eine Weise das Wort „Rand“ im Titel haben.

schnelle Ausbreitung der geschaffenen Kapitalantheile des soeben entdeckten Goldlandes. Ein Triumph der Internationalität und der Demokratie — des Kapitals. Wie in der politischen Demokratie sind Alle berufen, wenn auch Wenige die Auserwählten bleiben werden. Die großen Welthäuser, welche an dem „Boom" betheiligt sind, machen es wie die Tauben im „Aschenbrödel", blos mit einer kleinen Variante:

„Die Guten ins Kröpfchen,
Die Schlechten den Tröpfchen."

Wenn der Tag der Abrechnung, wie es oben heißt, herangenaht sein wird, dann werden die guten Aktien in den Schränken der Bankiers ruhen, die faule Waare aber in den Händen der kleinen Leute. Und dann wird die tugendhafte Entrüstung von Neuem ausbrechen, wobei die Lautesten die sein werden, die heute mit gieriger Hast ohne Sinn und Verstand sich dazu drängen, auch dabei zu sein, wo geerntet wird, was Andere gesäet, wo vorweggenommen wird, was Andere erst mit ihrem Schweiß schaffen sollen — deren tugendhaftes Gewissen heute keinen Augenblick von dem Gedanken daran getrübt wird, daß es theilweise das Produkt oder der Profit eines Banditenstücks schuftigster Art, einer gemeinen, auf Mord basirten Räuberei ist, an dessen Einheimsung sie theilzunehmen suchen.

Es sind noch nicht zwei Jahre her, da war das ganze nicht-englische Europa und — wie hinzugefügt werden muß — ein großer Theil des englischen dazu — flammender Entrüstung voll über die perfide und brutal-mörderische Art, wie die Südafrikanische Kompagnie mit Herrn Cecil Rhodes an der Spitze in Matabeleland einfiel, und die Proteste des Häuptlings der Matabele-Neger, des unglücklichen Lobengula, über den an ihm und seinem Volk verübten Vertragsbruch fanden weithin ein Echo. Jedermann erklärte die im Namen der Kompagnie verübte tückisch-brutale Erschießung von Lobengulas Abgesandten für ein nicht zu entschuldigendes Verbrechen und Lobengulas Sache für die gerechteste von der Welt.

Aber die Gerechtigkeit seiner Sache half Lobengula wenig. Der damalige englische Kolonialminister, der Marquis von Ripon, der in jungen Jahren christlicher Sozialist gewesen, machte einen schüchternen Versuch, die Kompagnie zu etwas zivilisirtem Vorgehen anzuhalten, mußte aber vor dem in der konservativen Presse erhobenen Lärm schleunigst klein beigeben. Eine neue Gelegenheit für das tugendhafte nicht-englische Europa, sich pharisäisch zu bekreuzigen. Aber noch sind die Thränen über Lobengulas Loos nicht trocken, und siehe da, es geht, wie in Heines Fabel:

„Der tugendhafte Hund, er frißt."

Die echten „Rand"-Minen befinden sich in Transvaal, jetzt aber überschwemmen auch Aktien aller möglichen Goldminengesellschaften in „Rhodesia", wie das eroberte Matabeleland getauft worden ist, den Markt. Und Tausende und Abertausende von tugendhaften Händen greifen nach ihnen. „Kaum ein Tag vergeht, wo nicht neue Rhodesische Unternehmungen vom Stapel gelassen werden, und es hält schwer (bei der Zeichnung) Aktien zugetheilt zu erhalten." In der That klagt in der „Pall Mall Gazette" vom 27. September ein Einsender, daß bei den letzten Goldaktien-Emissionen die Ausschreibung der Zeichnungen eine reine Komödie gewesen sei. Die Gründer und ihre Freunde hätten fast die ganzen Zuweisungen unter sich vertheilt, und das zeichnende Publikum hätte das Nachsehen gehabt, wenn es sich nicht entschloß, die Aktien mit Aufschlag an der Börse

zu kaufen. Der Schmerzensschrei zeigt, wie groß die Gier nach den Antheilen ist. Nun sind unzweifelhaft auch in Rhodesia Goldlager; um ihretwillen wurde der Raubzug gegen Lobengula ins Werk gesetzt, aber die meisten Gründungen beruhen nicht auf festgestellten Thatsachen, sondern auf ziemlich willkürlichen Schätzungen, und bei vielen ist das Gründungskapital so unverhältnißmäßig hoch, daß selbst, wenn ziemlich ausgiebige Goldlager sich ergeben sollten, der Betrieb sich immer noch wenig oder gar nicht rentiren mag. Das dividenden- und agiolüsterne Publikum, das von Südafrikas fabelhaften Mineralschätzen gehört, überträgt die Vorstellung auf alle Minen, deren Aktien ihm unter plausiblen Prospekten angeboten werden. An gar manchen wird es sein blaues Wunder zeitig genug erleben. In Buluwayo, der Hauptstadt von Rhodesia-Matabeleland, wo an der Stelle des primitiven „Palastes“ von „König“ Lobengula sich jetzt der stattliche Herrensitz des Herrn Cecil Rhodes erhebt, kommt auch eine Zeitung heraus, das Buluwayo „Chronicle“. Und selbst dieses Blatt sieht sich in seiner Nummer vom 16. April genöthigt, einen Warnungsruf vor unsinnigen Spekulationsunternehmungen auszustoßen, damit das Publikum „nicht gebissen und scheu werde“. Rhodesias Kredit ist so groß, daß ihm fast selbst davor bange wird.

Welche Dimensionen das Gründungs- und Spekulationsfieber zuletzt angenommen, zeigt der soeben veröffentlichte Bericht des englischen Schatzamtes über die Staatseinnahmen im abgelaufenen halben Jahre. Darnach wurden an Stempelsteuern gegenüber den entsprechenden Zeiträumen im Vorjahre vom 1. April bis zum 30. Juni über 27 Millionen Mark, und vom 1. Juli bis zum 30. September über 30 Millionen Mark Mehreinnahme erzielt. Dieser selbst wieder fabelhafte Mehrertrag ist zum ganz überwiegenden Theil, darin sind alle Stimmen einig, den massenhaften Gründungen von Aktiengesellschaften und der fieberischen Steigerung des Börsengeschäfts zuzuschreiben. Dabei sind nur ein Theil der afrikanischen Goldminengesellschaften englische. Ein großer Theil entfällt auf den Transvaalstaat, wie denn z. B. allein vom 1. Januar bis 15. August dieses Jahres 193 neue Aktiengesellschaften mit zusammen gegen 500 Millionen Mark Kapital in Pretoria registrirt worden sind.

All das deutet auf einen großen Krach, und die Stimmen mehren sich, die einen solchen in naher Zukunft in Aussicht stellen. Es ist diese Prophezeiung nicht besonders schwer. So schwere Prolongirungskosten, wie sie diesmal gezahlt wurden, sind gewöhnlich Vorboten eines Zusammenbruchs. Es wäre aber sehr voreilig, von dem Krach mehr zu erwarten als individuelle Verluste oder Zusammenbrüche. Für Südafrika speziell dürfte er nur eine Episode in der pilzartigen Entwicklung dieses weiten Gebietes darstellen. Das Kapital läßt sich heute durch dergleichen nicht lange abschrecken. Trotz der Ueberfüllung der Märkte mit all den neuen Werthpapieren herrscht noch immer auf dem Geldmarkt Ueberfluß an Kapital, das einträgliche Verwendung sucht. Und es ist nicht nur Gold, was Profite einträgt. Der Menschenstrom, den das Gold anzieht, wirft sich auf andere Unternehmungen, wenn das Goldgraben sich nicht lohnt, ganz abgesehen von den Vielen, die schon jetzt in der Absicht hinziehen, als Arbeiter und Geschäftsleute aller Art ihr Glück zu machen. Wie in wenigen Jahren auf einem öden Platz, „wo der Schakal heulte und die wilde Katze spielte“, eine prächtige Stadt mit großartigen Gebäuden erstanden ist, so werden andere Städte aufschießen, Eisenbahnen werden überall das Land durchziehen, Fabriken werden gebaut werden — kurz, aus Bauerland und den Gründen für nomadisirende Neger werden Provinzen eines modernen Großstaates oder Staaten eines großen Kolonialreichs sich entwickeln. Die Neger hat man mit brutaler Faust unter-

jocht, und die Boers, die vor der Zivilisation sich jenseits des Vaal zurückgezogen, sehen sich im eigenen Lande einer Mehrheit von weißen „Ausländern“ gegenüber und ihr Land von aufkommenden Provinzen des Reiches dieser Ausländer umgeben. Ihr endliches Schicksal kann nicht zweifelhaft sein. Es wird ein Kapitel desselben Buches bilden, wo die Geschichte von Neu-Niederland und Neu-Holland verzeichnet steht.

Ein neues Reich wird erstehen. Die Schätze des Erdinnern — und sie bestehen nicht nur in Gold — werden gehoben werden, und eine immer dichtere Bevölkerung wird auch der Bodenfläche immer größeren Ertrag abgewinnen. Unternehmungsgeist und Thatkraft, die in Europa und in zivilisirten Staaten anderer Erdtheile keinen Platz für ihre Bethätigung finden können, werden ihn hier suchen. Damit wird der Entwicklungsgang der Dinge in jenen Staaten vielleicht zeitweise etwas verlangsamt, der Zusammenbruch des alten Systems etwas hinausgeschoben werden. Sei's drum. Es scheint unvermeidlich zu sein, daß die von Weißen bewohnbare Erde überall erst besetzt sein muß, ehe die bürgerliche Gesellschaft zur Ablösung reif ist. „Eine Gesellschaftsformation geht nie unter“, sagt Karl Marx, „bevor alle Produktivkräfte entwickelt sind, für die sie weit genug ist.“ Aber wozu die Geschichte einst Jahrhunderte und später Generationen brauchte, das bringt sie jetzt in Jahrzehnten zuwege.

Und schon erhebt sich in diesem Emporkömmling von Reich die Stimme des Protestes gegen das Ueberhandnehmen der Herrschaft des Monopols und des Monopolgeistes — der kapitalistischen Wirthschaft. Die geistreiche Verfasserin der „Geschichte einer afrikanischen Farm“ und der „Träume“, Frau Olive Schreiner, hat soeben im Verein mit ihrem Mann, Mr. S. C. Cronwright-Schreiner, eine geharnischte Protestschrift erscheinen lassen, in der sie in kräftigen Farben die Rückwirkungen dieser Entwicklung auf die sozialen Verhältnisse in Südafrika schildert und zur Bildung einer energischen Widerstandspartei gegen das herrschende kapitalistische Abenteurerthum auffordert. Vielleicht ist der Gedanke, schon jetzt eine solche Partei zusammenzubringen oder durch sie der Entwicklung der Dinge einen anderen Lauf zu ermöglichen, selbst nur ein Traum. Aber kein Traum ist es, daß mit dieser Entwicklung auch die Partei erstehen und erstarken wird, bis sie schließlich stärker sein wird als die ihr gegenüberstehenden Interessen. Das kapitalistisch entwickelte „Neu-Holland“ hat heute seine Arbeiterpartei, sie wird auch dem kapitalistisch entwickelten Südafrika nicht vorenthalten bleiben.

Ein Blick in die königliche Akademie in London.

Von **Helene Simon.**

Der Engländer begegnet dem Fremden gastlich und gefällig. London ist ein interessantes, verhältnißmäßig übersichtliches Babylon, das sich seit Heines abfälligem Urtheil sehr verändert hat. Freilich setzt sich „der deutsche Träumer“ noch immer den unsanften Püffen der Vorüberhastenden aus; noch immer empfindet man in Augenblicken der Erschöpfung etwas wie Haß gegen dieses Riesenmaß von Friedlosigkeit. Allein man fühlt sich gezwungen, die Methode in diesem Wahnsinn des auf die Spitze getriebenen Wettbewerbes zu bewundern. Die Gelassenheit, mit der die hochthronenden Kutscher den Augenblick des Stillstandes und der Bewegung wahrnehmen, die Allmacht, mit der der ausgestreckte Arm des Polizisten das Meer von Wagen und Omnibussen staut, so daß der Fußgänger ungefährdet durch die getheilten Verkehrswogen schreiten kann, ist überraschend.

Im tosenden Getriebe Londons hat die Kunst eine schier unermeßliche Heimath; eine Welt in der Welt, verloren, himmlisch schön.

Ich denke an die Nationalgallerie, deren Italiener und Spanier vergangenheitstill und farbenfroh auf den Beschauer herabblicken, während außen die Löwen von Trafalgar Square düster, wie steingewordene Klage auf dem Sockel der Nelsonsäule ruhen, und tausend untermenschliche Jammergestalten auf den Bänken des weiten Platzes schlafen, lesen oder vor sich hinbrüten.

Und ich denke an das britische Museum mit den „Elgin Marbles“, den Ueberbleibseln der Parthenonskulpturen. Allein die göttlichen Zeugen einer göttlichen Vergangenheit sind Trümmer und die Hoffnungen der Gegenwart sind noch Embryonen.

Mein Weg streift heute nur die Hochaltäre der Kunst und führt zur königlichen Akademie, der alljährlichen Frühjahrsausstellung, dem „Salon“ der Engländer. Es ist nicht viel Frühling, nicht viel Jugend dort. Sehr alt, nüchtern, vernünftig ist der Gesammteindruck. In Paris findet man weit mehr Verrücktheit, aber auch unvergleichlich mehr bannenden Zauber. Da wo der Engländer phantastisch ist, bringt er es oft zu höchst geschmacklosen Verrenkungen; einige französelnde Bilder in der Art Puvis de Chavannes zeigen den Meister allenfalls, „wie er sich räuspert und wie er spuckt“. Mit wenigen Ausnahmen beherbergen die prächtigen Räume, in denen das fashionable London sich abmüdet, eine glatte, bunte, langweilige, unkünstlerische Kunst ohne Zukunftsahnen. Man meint, ihr Können habe sich überlebt, die Welt stehe vor Aufgaben, hinter denen diese kolorirte Greisenhaftigkeit zurückgeblieben sei.

Es sind die bekannten Größen, deren Namen nicht nur Klang, sondern deren Schöpfungen auch Gehalt haben: Alma Tadema, Leighton, Nillais, Dicksee, Herkomer.

Alma Tademas „Frühling“ sind vier Zeilen aus Swinburnes „Dedication“ untergelegt. Es ist ein üppiger Traumfrühling, zwischen Marmorsäulen, reich an lieblichen Menschenblumen und anderen Blumen.

„Ein Land im hellfarbigen Märchenkleid,
Wolken- und schattenlos,
Ein Land der himmlischen Seligkeit
Und singender Blumen Gekos.“

Und ein wunderschönes deutsches Gedicht fällt uns ein, die Schilderung der Seligkeit in Gerhart Hauptmanns „Hannele“.

Nillais bringt ein rührendes Bild des „heiligen Stephan“, das etwas an Rembrandt erinnert. Der Heilige im losen, weißen Gewande liegt schlafend, wundenbedeckt am Boden, den Ausdruck todtähnlichen Ermattens im fast kindlich zarten Antlitz. Die bleiche Lieblichkeit der Gestalt hebt sich plastisch ab vom schwärzlichen Hintergrunde. Zwei andere seiner Werke, „A disciple“, ein etwas affektirtes, uninnerliches, schwarzäugiges Mädchen, und die Hallucination eines Jünglings („Sprich, sprich“, lautet der Text) stehen hinter dem erstgenannten Gemälde zurück.

Leighton in seinem „Glühender Juni“ und „Das goldhaarige Mädchen“ ist trotz seines leuchtenden, gelbröthlichen Farbentones von entschiedener Fernwirkung für diesmal kalt und akademisch.

Watts ist nur durch ein kleines Bild nicht eben günstig vertreten.

Herkomer mit mehreren Porträts und einem der wenigen großen Bilder der Ausstellung: „Der Bürgermeister von Landsberg, Bayern, mit seinem Stadtrath“, Geschenk des Künstlers an die Stadt, hat seine „Dame in Weiß“ nicht erreicht.

Prachtvoll in seiner gedämpften Fürchterlichkeit ist ein kleines Bild von Swan: „Tiger in der Dämmerung“.

Sehr anziehend ist Dicksee in seiner „Reverie“ mit nachfolgendem Text:

„In Jahren, die gewichen,
Sangen Lippen, die verblichen,
Mir dies Lied.“

Eine ganze Novelle, süß schmerzlich und ein wenig sentimental, in Zeichnung und Farbe vollendet schön. Vor dem Flügel im weichverhangenen Gemach sitzt ein ganz junges, weißgekleidetes Mädchen in kindlich schüchterner Haltung. Sie singt. Hinter ihr hebt sich eine Schattengestalt von gespenstigem Liebreiz. Der im Sessel zurückgelehnte Mann starrt mit verlorenem Blick an der Lampe vorbei auf den Traum seiner Jugend, der aufstöhnt gegen die Macht eines neuen Lenzes.

Nun schleppt man sich durch eine wahre Wüste der Mittelmäßigkeit. Kein großer Zug, kein origineller Gedanke oder nur irgendwelche Anmuth.

Endlich eine Oase! „In einem Dubliner Park, Licht und Schatten." Nicht groß, ist es zugleich das anspruchsloseste und das tiefste Bild der Gallerie. Auf einer Bank im Grünen sitzen vier Personen. Die hübsche Frau mit dem schlafenden Kind im Arme scheint vorwärts und rückwärts in Grau und immer wieder eintönig hoffnungsloses Armuthsgrau zu blicken, zu stumpf, zu müde, um mehr als ein gleichgiltiges Behagen zu empfinden. Das Kind ist noch ganz dumm. Aber der Knabe neben ihr ist ein Wissender. Ihm ist die Bitterniß des Mangels aufgegangen; wie in verhaltenem Weinen blickt uns das arme, kleine Gesicht entgegen. Der greise Bauer auf der anderen Seite der Frau sieht ergeben vor sich hin. Auf dem vorgebeugten mageren Antlitz seines Nachbarn mit dem langen, echt englischen Kinn und der scharfen Nase liegt zorniges Nachdenken.

Die umgebende Natur ist reich und froh. Die Sommersonne taucht sie in ihren Goldglanz und wirft ihre Lichter über den stillen Jammer.

Das fashionable London hastet gleichmüthig vorüber an Osbornes „Licht und Schatten" (Sun and Shade).

Notizen.

Zur Ein- und Auswanderungsstatistik. Die nachstehenden Daten sind der gleichnamigen Abhandlung von E. Strauß entnommen.* Den Mittheilungen des Verfassers zufolge betrug die Einwanderung in die Haupt-Einwanderungsgebiete in den einzelnen Jahrzehnten (abgerundet):

Jahrzehnt	Vereinigte Staaten von Amerika	Australien und Neu-Seeland	Argentinien	Kanada	Brasilien	Uruguay	Paraguay
1820—29	128 500	5 200[1]	—	126 600	—	—	—
1830—39	538 400	53 300	—	320 800	—	12 900[4]	—
1840—49	1 427 300	131 200	—	438 800	—	20 200[5]	—
1850—59	2 814 600	517 700	14 300[2]	286 900	77 500[3]	—	—
1060—69	2 266 100	296 700	150 400	195 500	96 500	64 000[6]	—
1870—79	2 897 900	1 095 400	450 000	328 900	177 700	126 000	—
1880—89	5 560 200	2 180 000	1 020 900	849 600	424 500	135 500	3200[7]

[1] In den Jahren 1825—29; [2] 1857—59; [3] 1855—59; [4] 1835—39; [5] 1840—42; [6] 1866—69; [7] 1886—89.

Wenn diese Zahlen auch nicht besonders zuverlässig sind, so liefern sie doch Anhaltspunkte genug, um die kolossale Zunahme der Auswanderung in den zwei letzten Jahrzehnten zu kennzeichnen. Ein hervorragendes Interesse verdient dabei die rasche Vermehrung der Auswanderung nach Australien, Argentien, Kanada und Brasilien.

Was die Einwanderung in die Vereinigten Staaten von Nordamerika anbelangt, so betrug die Zahl der eingewanderten Personen:

---

* Vergl. „Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik", 1895, 5. Heft, S. 557 ff.

Im Jahre	Ueberhaupt	Davon aus					Von den europäischen Ländern lieferten	
		Afrika	Amerika*	Asien	Australien	Europa	Deutschland	Großbritannien und Irland
1871	346 900	54	42 000	6 100	1290	297 500	107 200	143 900
1872	437 700	78	42 500	10 700	1910	382 600	155 600	157 900
1873	422 500	43	32 300	18 200	1050	370 900	133 100	159 400
1874	260 800	78	33 100	16 700	1470	209 500	56 900	100 400
1875	191 200	42	25 800	19 100	1080	145 200	36 600	66 200
1876	157 400	97	23 500	17 100	1280	115 500	31 300	42 200
1877	130 500	10	23 800	10 400	740	95 600	27 400	35 600
1878	153 200	25	31 600	8 500	630	112 400	32 000	40 700
1879	250 600	20	55 300	9 200	830	185 200	43 500	78 400
1880	593 700	15	142 300	7 100	1190	443 100	134 000	164 400
1881	720 000	59	96 700	20 800	910	601 600	249 600	165 200
1882	730 300	85	89 100	35 700	960	604 600	232 300	161 400
1883	570 300	36	69 000	540	710	500 000	184 400	157 400
1884	461 300	78	50 600	310	970	409 400	155 500	121 800
1885	332 400	83	3 200	300	750	328 100	107 700	105 600
1886	392 900	118	4 400	320	1270	386 800	86 300	126 600
1887	516 900	45	4 900	760	1630	509 600	111 300	179 600
1888	525 000	69	5 600	1 330	2430	515 500	107 000	173 100
1889	431 900	264	4 900	3 010	1780	422 000	96 000	138 200
1890	495 000	95	4 100	6 230	1190	483 400	96 500	121 000
1891	595 300	94	4 900	7 540	1650	581 100	123 400	121 100
1892	547 100	—	—	—	—	—	—	—

Das größte Kontingent an Einwanderern — im Jahre 1893 circa 97,6 Prozent — lieferte demnach Europa. Während aber in den Jahren 1881—83 Deutschland und England zusammen circa 68 Prozent zur europäischen Auswanderung nach Amerika lieferten, ging dieser Prozentsatz in den Jahren 1890—91 auf circa 43 Prozent herab. Neben der größeren Genauigkeit bei der Ermittlung des Herkunftslandes und der Abnahme der Auswanderung aus England und Deutschland muß diese Erscheinung wohl zum wesentlichen Theil auf die erhebliche Zunahme der Auswanderung aus Rußland, Oesterreich, Norwegen, Schweden, Italien und Portugal zurückgeführt werden, wie dies mit genügender Klarheit aus folgenden Angaben bezüglich der Einwanderung in die Vereinigten Staaten im Jahre 1891 hervorgeht. Es kamen aus:

Deutschland	123 438	Uebertrag	541 535
Großbritannien und Irland	121 072	Dänemark	10 490
Europ. Rußland mit Polen	104 572	Schweiz	6 934
Oesterreich-Ungarn	70 711	Frankreich	6 534
Italien	69 297	Niederlande	5 365
Schweden	40 138	Belgien	3 567
Norwegen	12 307	Uebriges Europa	6 671
	541 535	Zusammen	581 096

Die rasche Vermehrung der Auswanderung aus Rußland — von circa 38 400 im Jahre 1889 auf circa 60 700 im Jahre 1890 und circa 104 600 im Jahre 1891 muß zum Wesentlichen auf die Krisis und die Verschärfung der Judenverfolgungen zurückgeführt werden. -g.

* Vom 1. Juli 1884 ab sind in den amerikanischen Veröffentlichungen die Angaben über die Einwanderer aus Kanada und aus Mexiko nicht mehr enthalten.

Feuilleton.

Kindesrecht.

Von Elise Langer.

(Fortsetzung.)

II.

Eva hatte sehr wohl gewußt, warum die Verwandten in der Provinz sie zu ihrem Feste eingeladen und der Vater ihr so dringend zugerathen hatte, die Einladung anzunehmen. Man wünschte von beiden Seiten, sie mit dem Vetter Gustav, von dem sie ihr ganzes Leben hatte reden hören, bekannt zu machen und womöglich zu verheirathen. Dieser Plan hatte jedoch nichts Verlockendes für Eva, denn mit Ausnahme des gutmüthigen Onkels, auf den sie sich noch sehr gut besann, weil er sich bei seinem damaligen Besuch von ihr hatte tyrannisiren lassen, empfand sie für dessen Familie nicht das geringste Interesse. Abwechslung und Aussicht auf Vergnügen, die sonst die Jugend locken, hatten gegenwärtig keinen Reiz für Eva, und wenn sie dennoch sich zu der Reise bereit finden ließ, so waren es besondere Umstände, die sie dazu bewogen.

Die Mutter hatte sich diesmal gegen ihre Gewohnheit der Einmischung enthalten. Die schöne und noch immer jugendliche Frau führte das Regiment im Hause, und Mann und Tochter mußten sich unbedingt ihrer Herrschaft fügen. Christian Starke that es, ohne zu murren, denn er liebte seine schöne Frau, und ihre Zufriedenheit war ihm ein Ansporn auf seinem Wege zu Reichthum und Ansehen geworden. Seinen Bruder Gottlieb bedeutend an Intelligenz überragend, hatte er vielfache Verbesserungen, unter anderen das Glycerin in der Seifenfabrikation, eingeführt, für das er eigene Fabriken errichtet, die ihm Hunderttausende abwarfen.

Ueber Frau Starkes Vergangenheit liefen verschiedene Gerüchte um. Gewiß war nur, daß sie ihre Kindheit in Amerika verlebt hatte, wohin ihre Eltern, ehrsame Handwerkersleute, ausgewandert waren. Wollten die Einen nun wissen, daß das schön erblühte Mädchen nach Europa entführt und in Berlin verlassen worden sei, so behaupteten die Anderen, sie wäre als Kammerjungfer einer vornehmen Dame herübergekommen und längere Zeit in deren Diensten gestanden, bis die Gnädige entdeckt hätte, daß ihr Gemahl den Reizen ihrer Zofe eine zu warme Bewunderung entgegen brächte. Kurzer Hand entlassen, in dem reichen Hause an Wohlleben gewöhnt und ohne Existenzmittel dastehend, hätte die Aermste den Tod in den Wellen gesucht, jedoch einen Retter gefunden. Ob in der Person Christian Starkes ließ man ungesagt. Aber jedenfalls war die schöne Unglückliche bald darauf als seine Gattin wieder aufgetaucht.

Was an alle dem Wahres sein mochte, bleibe dahingestellt, Thatsache war, daß Frau Starke noch immer reizend genannt werden mußte, daß sie einen großen Hang zum Luxus an den Tag legte und in Bezug auf äußeren Schliff ihrem Manne weit überlegen war.

Ging des Letzteren Dichten und Trachten nun dahin, seiner Frau jeden Wunsch an den Augen abzusehen und zu erfüllen, so hatte die Tochter schon frühzeitig angefangen, sich gegen die Mutter und ihre Tyrannei aufzulehnen. Das verschlimmerte sich noch, als Eva, zwölf Jahre alt, noch ein Brüderchen bekam. Nun sollte das halbwüchsige Mädchen alle ihre Mußestunden dem Kleinen widmen, den Frau Starke ebenso vergötterte, wie ihr die Tochter stets gleichgiltig gewesen war. Hatte dies anfangs Evas glühende Eifersucht erweckt, weil

sie jetzt erst zum Bewußtsein der mangelnden Mutterliebe kam, so kühlte sich das leidenschaftliche Gefühl unter den fortgesetzten Quälereien allmälig bis zur völligen Gleichgiltigkeit ab. Eva schloß sich mehr noch als früher dem Vater an, und dieser suchte das Kind durch allerhand Vergnügungen, die nicht immer seinen Jahren angemessen waren, für die Lieblosigkeit der Mutter zu entschädigen. Er führte Eva in den Zirkus, in das Panoptikum, in die Oper, in das Schauspiel, und wie sehr auch seine Frau dagegen eiferte, in diesem einzigen Punkte setzte er ihr entschiedenen Widerstand entgegen.

Das Theater übte eine besonders starke Anziehung auf Eva aus. Alle ihre Gedanken waren nur auf das Komödienspiel gerichtet, und kaum hatte sie die Schule hinter sich, als sie erklärte, zur Bühne gehen zu wollen.

Da gab es denn einen förmlichen Aufstand im Hause Starke. „Was das dumme Ding sich einbildet", meinte die Mutter. „Zum Theater gehen mit den langen mageren Gliedern, dem albernen Gesicht und den rothen Händen! Marsch in die Küche und an die Nähmaschine."

Eva mußte sich äußerlich fügen, aber hinter dem Rücken der Eltern verfolgte sie ihren Zweck. Eines Tages kaufte sie ein hübsches Bouquet und begab sich damit zu einer gefeierten Schauspielerin, für die sie besonders schwärmte. Die Naivetät, mit der sie der Künstlerin ihre Begeisterung für sie vortrug, indem sie ihr das Bouquet überreichte, stimmte diese sogleich zu Gunsten ihrer jungen Verehrerin. Sie ließ sich mit ihr in ein weiteres Gespräch ein, wobei Eva der Dame ihr ganzes Herz ausschüttete. Unwillkürlich interessirte sich diese für das temperamentvolle junge Mädchen, in dessen unentwickelten Formen ihr kundiger Blick bereits die künftige Blüthe erkannte. Möglich, daß auch ein angeborenes Talent in der Kleinen steckte. Die Unterredung endete damit, daß die Künstlerin Eva anbot, ihr wöchentlich eine Deklamationsstunde zu ertheilen. Diese griff mit Begeisterung zu. Vater und Mutter erfuhren nichts davon. Eva wußte stets unter einem schicklichen Vorwand von Hause loszukommen, um sich zu ihrer vergötterten Lehrerin zu begeben.

Das währte so ziemlich zwei Winter hindurch. Dann aber kamen die Eltern dahinter und den Kunstübungen wurde ein jähes Ende bereitet. Eva war in Verzweiflung. Weder Bitten noch Thränen fruchteten. In seinem festgewurzelten kleinbürgerlichen Vorurtheil wollte Herr Starke nichts davon wissen, daß seine Tochter sich der Bühne widmete. Sie sollte eine ehrbare Hausfrau werden, sich die Flausen aus dem Kopfe schlagen.

Eva, die bis dahin von ihrer Kunst so erfüllt gewesen war, daß sie für die Thorheiten und Liebeleien müßiger junger Mädchen keine Gedanken übrig gehabt hatte, begann diese nun auf oberflächliche Zerstreuungen, Putz und Eroberungen zu richten. Sie, die früher ganz frei von Koketterie gewesen, vielmehr durch ein gewisses stachliges Wesen die Männer von sich fern gehalten hatte, legte es nun darauf an, sie in ihre Fesseln zu schlagen, und es gelang ihr dies um so leichter, als die Voraussicht der Künstlerin sich erfüllt und die Knospe sich zu einer prächtigen Blüthe entwickelt hatte. Erreichte Eva auch nicht die Schönheit der Mutter, so sah sie dieser doch sehr ähnlich, und was ihr etwa an Harmonie und Liebreiz der Züge abging, ersetzte sie reichlich durch deren geistig belebten Ausdruck.

Inzwischen gab Eva den Gedanken an eine Bühnenlaufbahn keineswegs auf, und er wurde genährt und gestärkt durch öftere in ihren Kreisen veranstaltete Liebhabervorstellungen, in denen sie durch ihr Talent und ihre Persönlichkeit glänzte und allgemeine Bewunderung erregte. Hierbei war ein junger, schneidiger

Referendar, Oskar Bolz, häufig ihr Partner gewesen. Der weltgewandte junge Mann, dessen ritterliche Manieren und schöne Erscheinung alle Frauen bestrickten, brachte Eva seine Huldigung dar und berauschte sie durch den Weihrauch, den er ihrem Talente streute. Wenn ihre Eltern kurzsichtig genug wären, meinte er, ihr den Weg zu einer glänzenden künstlerischen Zukunft zu verschließen, ihr Gatte würde ihr die Schranken öffnen, sie zu Ruhm und Triumphen führen. Das Geständniß, daß er selbst, Oskar Bolz, das heiße Verlangen trüge, dieser Befreier-Gatte zu werden, ließ denn auch nicht auf sich warten und Eva schwamm in einem Meere von Glückseligkeit. Um ihre Hand förmlich werben wollte der schöne Oskar jedoch erst, wenn er den Assessor gemacht haben würde, Eva bestand aber darauf, daß er sich inzwischen ihren Eltern vorstellte.

Und eines Tages erschien er im Hause Starke, korrekt im Frack mit weißer Binde, in der zartbehandschuhten Hand den Chapeau Claque. Dieser wäre ihm jedoch beinahe entfallen, als er Evas Mutter vorgestellt ward. Oskar stand verblüfft. „Das die Mutter!“ schien er zu sagen. „Du lieber Himmel, wo bleibt da das Töchterlein!“

Wäre Eva weniger arglos gewesen, so hätte sie den Eindruck gewahren müssen, den die Erscheinung ihrer Mutter auf den Geliebten machte. Allein sie, die sonst so scharf Blickende, sah darin nichts, als die von Jedermann der Schönheit ihrer Mutter gezollte Bewunderung, und auch bei seinen folgenden Besuchen, zu denen beide Eltern Oskar einluden, entgingen ihr die heißen Blicke, mit denen der junge Mann Frau Starke betrachtete. Eva war eben zu sehr in ihre beseligenden Empfindungen versunken und Oskar sorgte dafür, daß sie nicht daraus geweckt wurde. Ein verstohlener Händedruck, ein zugeflüstertes Wort, ein rascher Kuß, ein Stelldichein, ein einsamer Spaziergang, dicht an den Geliebten geschmiegt, wiegten sie ein und lenkten ihren Blick von der Gegenwart und Wirklichkeit auf die von Liebe und Kunst verklärte Zukunft.

Bei seinen Besuchen brachte Oskar den Damen häufig Lektüre mit. Es waren Bücher aus seiner eigenen Bibliothek, und Frau Starke nahm sie gewöhnlich sogleich in Beschlag.

Eines Vormittags war Oskar nur eben vorgesprochen, um wieder ein Buch zu überbringen, das Frau Starke zu lesen gewünscht hatte. Sie hatte es in Empfang genommen und auf ein Seitentischchen des Salons gelegt, während sie den liebenswürdigen Gast, der sich gleich darauf empfahl, zur Thüre begleitete. Diesen Augenblick hatte Eva benützt, um nach dem Titel des Buches zu sehen und dabei ein zierliches rosa Billet zwischen den Blättern gefunden. Mit einem Schlage ward ihr jetzt alles klar. Auf diesem Wege waren schon früher solche Billets an ihre Mutter gelangt. Darum ihre Hast, die Bücher an sich zu nehmen, darum ihr häufiges Erröthen, darum jene seltsamen Blicke Oskars, die jetzt ihre richtige Bedeutung gewannen.

„Herr Bolz, Sie haben etwas in Ihrem Buche vergessen“, rief sie dem bereits Davoneilenden mit fester Stimme nach. „Bitte, nehmen Sie das Buch zurück.“

„Warum das Buch, gnädiges Fräulein“, erwiderte der junge Mann, indem er zögernd zurückkehrte. „Es genügt doch —“

„Nein, nein, nehmen Sie nur das Buch gleich mit. Wir brauchen es Ihnen dann nicht erst zu schicken.“

Oskar nahm das Buch, welches Eva ihm an ihrer Mutter vorbei mit entschiedener Geberde reichte, wobei die Blicke der beiden jungen Leute sich wie zwei Degenklingen kreuzten. Dann verbeugte sich Oskar tief.

„Wie Sie befehlen, meine Gnädige“, sagte er und ging.

Frau Starke war während dieses Auftritts roth und blaß geworden. Eva, fahl bis in die Lippen hinein, stand mit untergeschlagenen Armen und düster zusammengezogenen Brauen da, nachdem sich die Thüre geschlossen hatte.

„Wie kommst Du dazu, mir so vorzugreifen?" hub Frau Starke voll Empörung an.

„Ich habe Dich von einem Elenden befreit, Du solltest mir dafür danken."

„Naseweise Göre! Ich weiß allein, was ich zu thun habe. Ich hätte ihm das Billet schon selbst zurückgegeben."

Eva hob die gesenkten Lieder nur so weit, um einen tief verächtlichen Blick auf ihre Mutter zu werfen.

„Du weißt von dem Billet? So war es also nicht das erste." Sie betonte jedes Wort. Dann verließ sie die Stube.

Wie sie auf ihr Zimmer gekommen war und wie lange sie in völliger Betäubung in dem Sessel gelegen, in den sie sich geworfen hatte, sie wußte es nicht. Als sie wieder zu sich kam, war ihr Erstes, daß sie in ihrem Schreibtisch den Brief vorsuchte, den ihr die Künstlerin, ihre angebetete Lehrerin, damals zum Abschied gegeben hatte, und der eine Empfehlung an einen der ersten Theateragenten enthielt, für den Fall, daß sie einmal in die Lage käme, ihrer künstlerischen Neigung folgen zu können. Sie hatte ihn wie ihren köstlichsten Schatz aufbewahrt, kaum hoffend, je davon Gebrauch zu machen. Jetzt war der Augenblick dennoch gekommen. Sie hatte in einer Minute alles verloren, den Geliebten, die Mutter, das Vaterhaus. Bettelarm war sie geworden. Aber sie hatte dafür ihre Freiheit eingetauscht. Ja, sie war frei, frei! Sie hatte vorhin zu ersticken geglaubt, jetzt konnte sie wieder aufathmen. Jetzt gab es nichts mehr, was sie zurückzuhalten vermochte, und wie von dem Sturm in ihrer Brust getrieben, machte sie sich sogleich auf den Weg zu dem Agenten, an den der Brief der Künstlerin adressirt war.

Sie hatte Glück, der große Mann war zu sprechen. Sie wurde vorgelassen, aber zuerst ziemlich von oben herab behandelt, bis der Herr den Brief, den ihm Eva überreichte, gelesen, und die Erscheinung seiner Besucherin näher geprüft hatte. Der Blick, mit dem er ihre ganze Gestalt vom Wirbel bis zur Zehe förmlich nachzeichnete, empörte Eva trotz der Aufregung, in der sie sich befand, und machte sie tief erröthen. Allein, was war ihr das jetzt? Sie mußte ja über so viel Schlimmeres hinwegkommen. Sie machte Eindruck, das sah sie und das versprach Erfolg. Es wurde ihr auch der Bescheid, daß bei dem nahen Beginn der Spielzeit und den massenhaften Kündigungen der auf Auslese engagirten Künstler sich leicht eine Vakanz für das Fach der jugendlichen Liebhaberinnen finden würde. Sie sollte sich bereit halten und namentlich für schöne Toiletten sorgen.

Der erste Schritt war also gethan. Zu Hause angelangt, kam der Vater ihr sehr vergnügt entgegen. Soeben war die Einladung von Onkel und Tante Starke an Eva eingetroffen. Wie kam das alles so zusammen! Einen Augenblick wollte Eva kurz ablehnen. Dann aber blitzte es in ihr auf: das wäre ein Weg, das machte ihr die Bahn vollends frei! Sie willigte in die Reise. Dem Agenten gab sie ihre Adresse in der Provinz, dann packte sie und am nächsten Morgen dampfte sie davon. (Fortsetzung folgt.)

Briefkasten.

W. 17. Verfasser von: „Das Theater der Gegenwart". Sie ersuchen uns, Ihr Manuskript, wenn refusirt, an W. 17 hauptpostlagernd zu adressiren. Bitte, uns auch den Namen der Stadt wissen zu lassen, in die es zu senden ist.

A. A., Asti. Nach der Amnestie von 1861 konnten die politischen Flüchtlinge von 1848/49 ungehindert nach Preußen zurückkehren.

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.



Nr. 3. XIV. Jahrgang, I. Band. 1895-96.

Einiges über den jungen Engels.

✓ Berlin, 9. Oktober 1895.

In der nachgelassenen Arbeit unseres Altmeisters Engels, welche die „Neue Zeit" eben veröffentlicht hat, wird Herr Werner Sombart rühmlich erwähnt als der erste deutsche Universitätsprofessor, der eine unbefangene Stellung zu den Arbeiten von Marx einnehme. Es trifft sich, daß Herr Sombart gleichzeitig in einem bürgerlichen Wochenblatte einen historisch würdigenden Nachruf auf Engels zu veröffentlichen beginnt. Dieser Aufsatz zeichnet sich gleichfalls durch die Unbefangenheit aus, womit Herr Sombart den großen Vorkämpfern des revolutionären Sozialismus gerecht zu werden sucht. Gerade aber weil es sich lohnt, mit Herrn Sombart sachlich zu diskutiren, möchten wir einige Punkte seines Nekrologs, in denen er uns den wirklichen Sachverhalt mehr oder weniger verkannt zu haben scheint, etwas näher beleuchten.

In dem, was er über die gegenseitigen Beziehungen zwischen Marx und Engels in ihren Anfängen sagt, trifft er unseres Erachtens mehrfach das Richtige. Unstreitig ist auf ökonomischem Gebiete Engels anfangs der Gebende und Marx der Nehmende gewesen; von den ökonomischen Grundlagen des wissenschaftlichen Sozialismus hat Engels nicht alle, aber viele und wichtige zuerst gelegt. Dagegen war, wie Sombart meint, Engels seinem Freunde in der Fähigkeit des abstrakten, besonders mathematisch gerichteten Denkens nicht gewachsen. Soweit damit gesagt sein soll, daß Marx von Beiden der philosophisch vielleicht begabtere und gewiß geschultere Kopf war, läßt sich nicht viel dagegen sagen. Eben dies hat auch wohl Engels gemeint, wenn er in einer von Sombart zitirten Aeußerung sagte: „Marx stand höher, sah weiter, überblickte mehr und rascher, als wir Anderen alle." Den ökonomischen Sätzen, die Engels zuerst aufgestellt hat, hat Marx oft die „schließliche scharfe Fassung" gegeben. Aber trotz einer allgemeinen Aehnlichkeit fehlt dem Bilde, das Sombart von dem jungen Freundespaar entwirft, doch ein entscheidender Strich, nämlich die philosophische Anlage und Bildung, die Engels wenn nicht in demselben Maße wie Marx, so doch in hohem Maße besaß. Sie führte ihn gleichzeitig mit Marx, sei es auch auf anderen Pfaden, zu dem historischen Materialismus, zu dem Engels auf einseitig ökonomischem Wege niemals gelangt wäre. Diesen Punkt übersieht Sombart und gelangt demgemäß zu Urtheilen über die ersten Arbeiten von Engels, die einiger-

maßen anfechtbar sind: anfechtbar nicht wegen tendenziöser Entstellung, aber wegen sachlich unzutreffender Auffassung.

Wir müssen darauf verzichten, näher darzulegen, was wir an Sombarts Urtheilen über die frühesten Arbeiten von Engels auszusetzen hätten, über die Beiträge zu den „Deutsch-Französischen Jahrbüchern" und der „Heiligen Familie". Rücksichten auf den uns zugemessenen Raum hindern uns daran, denn um richtig zu würdigen, was mit diesen Arbeiten historisch gethan war, müßten wir sehr weit ausholen, und das schenken wir uns um so lieber, als wir die historischen Zusammenhänge, um die es sich dabei handelt, demnächst an anderer Stelle ausführlich schildern werden. Sombart läßt den philosophischen Standpunkt ganz außer Acht, von dem Engels ausging, sei es weil er selbst ihn nicht kennt, sei es in der gerechten Besorgniß, daß für bürgerliche Leser, die auf philosophischem Gebiet höchstens Nietzsches geistreiche oder geistreichelnde Kapriolen verstehen, Bruno Bauer, Feuerbach und so weiter doch böhmische Dörfer sein würden. Dabei kommt Engels aber sehr zu kurz. Uebersieht man seinen philosophischen Standpunkt, so mag Sombart mit einem gewissen Rechte den ersten Aufsatz, den Engels zur Kritik der bürgerlichen Oekonomie veröffentlichte, „ein reichlich konfuses Werklein" nennen; faßt man aber alle historischen Voraussetzungen dieser Arbeit zusammen, dann wird sie zu der „genialen Skizze", die Marx in ihr sah. Ganz ähnlich steht es mit der „Heiligen Familie", die Sombart ziemlich von oben herab im Vorbeigehen erwähnt. Gewiß: wer heute, und mag er ein noch so gebildeter und unterrichteter Mann sein, das Buch aufschlägt ohne die genaue Kenntniß des Höhestandes, den die ökonomische, politische, philosophische Diskussion um die Mitte der vierziger Jahre in England, Frankreich und Deutschland erreicht hatte, der glaubt in ein seit Menschengedenken nicht bewohntes Zimmer zu treten, von dessen Wänden dichte Spinnweben herunterhängen. Wer aber jene Kenntniß besitzt, der wird das Buch von der ersten bis zur letzten Seite mit dem gespanntesten Interesse lesen, ausgenommen etwa einige Längen in seiner zweiten Hälfte, die vermuthlich durch die Nothwendigkeit verschuldet sind, daß die Verfasser den Umfang von zwanzig Bogen überschreiten mußten, wenn sie das Werk der deutschen Zensur entreißen wollten.

Doch, wie gesagt, wir wollen hierauf nicht weiter eingehen und können uns für unseren Zweck auch an dem genügen lassen, was Sombart über die bedeutendste Jugendarbeit von Engels, die „Lage der arbeitenden Klassen in England", zu sagen hat. In ihr, meint er, sei die hervorragende und eigenartige Begabung des Verfassers erst hervorgetreten; kein Geringerer als Bruno Hildebrand, einer der Begründer der deutschen „historischen Schule" der Nationalökonomie, habe sie einer ausführlichen Widerlegung für werth gehalten. Indessen wenn Hildebrands Nachweis, daß man die Dinge auch noch durch eine andere Brille ansehen könne, als Engels gewählt habe, sehr nützlich gewesen sein möge, so könne er doch der eigenthümlichen Bedeutung der „Lage" keinen Eintrag thun. Diese Bedeutung liege in der historischen Auffassung wirthschaftlicher und sozialer Erscheinungen. Was uns heutzutage das tägliche Brot sei, das sei damals etwas Bedeutsames gewesen: die Dinge im Flusse der geschichtlichen Entwicklung zu sehen. Zwar sei Engels kein „historischer Kopf" gewesen, eher das Gegentheil davon. Der „historische Kopf" habe einen Abscheu vor jeder Verallgemeinerung, vor jedem Versuche, Regelmäßigkeit, Gesetzmäßigkeit in der Geschichte zu entdecken, er liebe das Individuelle, Konkrete, Persönliche, Absonderliche, er lebe von der Ausnahme. Dagegen liebe Engels die Verallgemeinerung; was er suche und was er vielleicht allzu rasch zu finden wähne, seien Gesetze, Ent-

wicklungstendenzen. Und ihnen auf die Spur zu kommen, habe er entschieden die Befähigung. Engels bringe eine hinreichend theoretische Veranlagung und Schulung mit, um zu wissen, was er wolle, und das sollten sich die „Empiriker" und „Historiker in unserer Wissenschaft" gesagt sein lassen. Schließlich hebt Sombart noch hervor, daß Engels, indem er den nahen Sturz der bestehenden Ordnung als unvermeidliches Ergebniß der aus dem Kapitalismus selbst hervorgewachsenen Arbeiterbewegung betrachte, einen der Grundgedanken des späteren marxistischen Sozialismus angedeutet habe. Mehr aber könne er, Sombart, von dem positiven Theile der sozialistischen Evolutionstheorie in dem Buche nicht finden. Engels schildere im Wesentlichen das Elend nach, wie es rühre und empöre, wie es zu revolutionären Thaten entflamme und dadurch Geschichte mache. Aber die „Keime einer höheren Gesellschaftsform" entdecke er in ihm noch nicht.

In diesem Punkte irrt Sombart nun aber vollständig. Engels entdeckt allerdings in dem Elend der arbeitenden Klassen die „Keime einer höheren Gesellschaftsform". Diesen bahnbrechenden Gedanken, der den wissenschaftlichen Kommunismus grundsätzlich schied von dem großbürgerlichen Utopismus, wie von dem kleinbürgerlichen Sozialismus, wie auch von dem naturwüchsigen Arbeiterkommunismus, haben Marx und Engels gleichzeitig gefaßt, als sie noch völlig unabhängig voneinander waren: er bildet gewissermaßen das Leitmotiv in ihren Aufsätzen für die „Deutsch-Französischen Jahrbücher". Marx erläutert ihn hier an der deutschen, Engels an der englischen Geschichte. Um den Beweis für Engels zu führen, genügt es schon, folgende Sätze zu zitiren: „Nur die Arbeiter, die Parias Englands, die Armen sind wirklich respektabel, trotz all ihrer Rohheit und all ihrer Demoralisation. Von ihnen geht die Rettung Englands aus, in ihnen liegt noch bildsamer Stoff; sie haben keine Bildung, aber auch keine Vorurtheile, sie haben noch Kraft aufzuwenden für eine große nationale That — sie haben noch eine Zukunft. Die Aristokratie — und diese schließt heutzutage auch die Mittelklasse ein — hat sich erschöpft; was sie an Gedankengehalt aufzuweisen hatte, ist bis in die letzten Konsequenzen verarbeitet und praktisch gemacht, und ihr Reich geht mit großen Schritten seinem Ende entgegen." In der „Heiligen Familie" wird derselbe Gedanke von Marx wie von Engels schon viel entwickelter und klarer vertreten. Engels hat ihn dann aber zuerst in der „Lage" an einem großen, historischen Entwicklungsprozesse ebenso einleuchtend wie scharfsinnig begründet. Es ist die vielleicht glänzendste Seite dieses an glänzenden Seiten so reichen Buches, und es ist schwer zu verstehen, wie Sombart gerade diese Seite so ganz hat übersehen können.

Der Geburtshelfer jenes Gedankens war aber bei Engels nicht weniger als bei Marx die deutsche Philosophie, der Humanismus Feuerbachs und die Dialektik Hegels. Wir müssen darauf zurückkommen, daß sich ohne diesen Schlüssel niemals verstehen läßt, was Engels und auch Marx in ihren Anfängen geleistet haben. Im Allgemeinen ist es ja ganz richtig, wenn Sombart meint, die Bedeutung der „Lage" bestehe darin, die wirthschaftlichen und sozialen Erscheinungen im Flusse der geschichtlichen Entwicklung zu sehen. Aber mit dieser Allgemeinheit ist noch sehr wenig gesagt, wie Sombart selbst gleich durch seine Definition des „historischen Kopfes" zeigt. Gewiß: wäre Engels nicht, keineswegs blos „eher", sondern sogar in schroffster Ausschließlichkeit das Gegentheil eines solchen „historischen Kopfes" gewesen, der das Absonderliche liebt und von der Ausnahme lebt, so würde er auf historischem Gebiete nichts geleistet haben. Näher kommt Sombart dem richtigen Sachverhalte, wenn er sagt, Engels habe eine hinreichend theoretische Veranlagung und Schulung für seine historischen Arbeiten mitgebracht. Indessen

auch mit dieser Allgemeinheit ist noch nicht viel gesagt, und der entscheidende Gesichtspunkt ist kein anderer, als die Thatsache, daß Engels die dialektische Methode der deutschen Philosophie auf den ökonomischen Entwicklungsprozeß anwandte, was „uns“, nämlich der deutschen Universitätsökonomie, längst noch nicht zum „täglichen Brot“ geworden ist. Diese Thatsache unterscheidet Engels von den „historischen Köpfen“ im Sinne Sombarts und auch von der „historischen Schule“ der deutschen Nationalökonomie, deren „ausführliche Widerlegung“ eine so ausbündige Ehre für den Verfasser der „Lage“ gewesen sein soll. Noch emphatischer, als Sombart, drückt sich Herkner über diesen Punkt mit der komischen Hyperbel aus, Hildebrand habe durch seine Polemik gegen Engels „die sozialistischen Theorien vom fachökonomischen Standpunkt für universitätsfähig“ erklärt. Man denke nur!

Die „Historische Schule“ der deutschen Nationalökonomie war ihrem Ursprunge nach ein Verlegenheitsmanöver, durch das sich die deutsche Universitätsökonomie aus dem Schußbereich der praktischen Tageskämpfe rettete. In den vierziger Jahren wurde die feudale Weltanschauung, der die offizielle Welt noch zum großen Theile anhing, heftig berannt von der kapitalistischen Weltanschauung, und dieser trat schon die sozialistische Weltanschauung hart auf die Fersen. In so drangvoll fürchterliche Enge gekeilt, flüchtete die deutsche Universitätsökonomie hinter einen in seiner Art mächtigen Scherbenberg von historischen Notizen und Notizchen und tauschte aus diesem sicheren Hinterhalte bald liebende, bald zürnende Blicke bald mit dem Feudalismus, bald mit dem Kapitalismus, bald mit dem Sozialismus. Wie bei dieser heroischen Retirade die Klassiker der bürgerlichen Oekonomie „historisch“ verrungeniret wurden, hat erst kürzlich Schüller in einer trefflichen Schrift gezeigt, die in diesen Blättern schon von anderer Seite angezeigt worden ist. Haupt der „historischen Schule“ und Meister der „historischen Methode“ war Wilhelm Roscher, und es ist bekannt, wie „historisch“ sich dieser in seiner Art schwer gelehrte Mann fünfzig Jahre lang um alle ökonomischen Probleme herumgeredet hat, die während seines Lebens in Deutschland zur praktischen Entscheidung drängten und ihn vor ein klares Ja oder Nein stellten. Dieser „historischen Schule“ entstammen die „historischen Köpfe“, welche die großen Gesetze der historischen Entwicklung leugnen, weil deren Regelmäßigkeit hier oder da durch eine „absonderliche Ausnahme“ — bestätigt wird.

So aber war auch die „historische Methode“, womit Hildebrand seine „ausführliche Widerlegung“ der „Lage“ begründete. Sombart hat davon eine richtige Empfindung; er deutet an, daß die Lanze, die Hildebrand gegen Engels eingelegt habe, doch eigentlich in die Luft gefahren sei. Aber er deutet es nur an und spricht dann doch wieder davon, daß Hildebrand die historische Entwicklung nur durch eine andere Brille ansehe wie Engels. Dies Bild trifft nicht zu. In einem richtigen Bilde stellt sich das Verhältniß vielmehr so dar, daß Hildebrand das klare Licht, welches Engels über die historische Entwicklung verbreitet hatte, durch eine dicke Staubwolke historischer Notizchen zu verfinstern sich bemühte. Engels hatte in der „Lage“ nachgewiesen, daß die historische Entwicklung des neunzehnten Jahrhunderts ihren Schwerpunkt in der großen Industrie habe, daß diese Industrie eine immer schwindende Zahl von Kapitalisten allmächtig mache, eine immer wachsende Masse von Arbeitern gewaltsam entmensche. Er hatte aber auch nachgewiesen, daß kraft einer historischen Dialektik, deren Gesetze er im Einzelnen an den Zuständen der englischen Großindustrie aufzeigte, die aufsteigende Bewegung der Kapitalisten umschlage in eine absteigende, die absteigende Bewegung der arbeitenden Klasse in eine aufsteigende, daß die politische Herrschaft auf die

Dauer dem Proletariat zufallen müsse und daß damit der Anfang einer neuen Gesellschaft geschaffen sei, in der die große Industrie statt wie bisher ein Fluch vielmehr ein Segen der Menschheit sein werde. Was hat nun Hildebrand hiergegen einzuwenden?

Er schleppt einen Wust historischer und statistischer Notizen herbei, aus denen hervorgehen soll, daß die arbeitenden Klassen Englands in früheren Jahrhunderten noch übler daran gewesen seien, als im neunzehnten Jahrhundert, daß die englischen Handwerker, Matrosen, Dienstboten besser daran seien, als die Arbeiter in den Fabriken, im Acker- und Bergbau, deren Lage Engels allein schildere, daß — in der kurhessischen Provinz Oberhessen das handwerksmäßige Proletariat noch mehr zu leiden habe, als das großindustrielle Proletariat in England, und ein paar ähnliche Einwände mehr. Gesetzt nun, Hildebrand hätte wirklich erwiesen, was zu erweisen er sich bemüht, was wäre damit gegen Engels bewiesen? Wie auf der Hand liegt: rein gar nichts. Hildebrand geht um alle entscheidenden Fragen herum, die Engels aufgeworfen hat, ganz nach der „historischen Methode“ der „historischen Schule“, und erklärt Engels für einen Phantasten, weil er in der kurhessischen Provinz Oberhessen nicht findet, was Engels auf dem Weltmarkt gefunden hat.

Seitdem haben fünfzig Jahre praktischer Erfahrungen entschieden, wer der „historische Kopf“ gewesen ist, Engels oder Hildebrand. Ja, wir können die deutsche Universitätsökonomie *für* Engels und *gegen* Hildebrand in die Schranken rufen. Will man einen Augenblick in der Redeweise Herkners sprechen, so hat Hildebrand nicht die sozialistischen Theorien universitätsfähig gemacht, — zu ihrem Glücke nicht! —, wohl aber hat die „Lage“ von Engels die deutsche Universitätsökonomie wissenschaftsfähig gemacht, mag es auch dreißig und vierzig Jahre gewährt haben, bis sie der hartköpfigen Schülerin einige historisch-ökonomische Dialektik einzupauken vermochte. Die besten Arbeiten der deutschen Universitätsökonomie — und darunter auch Arbeiten Herkners und Sombarts — sind bekanntlich weit mehr nach dem Muster der „Lage“ als nach der „historischen Methode“ Hildebrands gearbeitet. Und gerade die Vorzüge von Sombarts Nachruf auf Engels haben uns veranlaßt, ihn in einigen Punkten zu ergänzen, in denen er uns noch nicht erschöpfend zu sein scheint.

Die Befreiung der Kunst.

Von **Erich Schlaikjer.**

Für Jeden, der an idealen Gütern ein starkes Interesse hat und ihrer zum Leben bedarf, ist mit diesem Jahrhundertende eine Zeit böser Leiden und qualvoller Prüfungen herangereift. Die meisten Götterbilder, alle, die auf erhöhten Postamenten in stiller Ruhe träumen sollten, sind von frecher Pöbelhand gestürzt und mit unerbittlicher Konsequenz hat die wirthschaftliche Entwicklung die Sätze des „Kommunistischen Manifests“, die von der Entheiligung der geistigen Arbeit reden, zur Wahrheit gemacht. Eine müde Skepsis hat sich auch der Besten, die im Dienste einer Idee den hoffnungslosen Kampf gegen die wirthschaftliche Wirklichkeit kämpfen, bemächtigt, und die Gedanken des Pessimismus — die krächzenden Begleiter aller kulturellen Fäulniß — ziehen über der alten Erde wieder ihre finsteren todtkündenden Kreise. Mit Nothwendigkeit mußte die suchende Jugend in der Kunst, die man gewöhnlich unter dem Sammelnamen des „jüngsten Deutschlands“ begreift, von diesem gesellschaftlichen Zustande beeinflußt werden

und Korruption, Blasirtheit, Decadence und die Psychologie des Lasters zu wesentlichen Motiven ihrer Kunst erwählen. Bald aber regte sich ein Drang, der aus der Misere der Gegenwart herausstrebte und das „Reich des Schönen“, von dem Hamerling singt, in der feindlichen Welt begründen möchte. Während die seichte „Literatur“ der bürgerlichen Familienblätter ihren Frieden mit der Geistesarmuth ihrer Abonnenten geschlossen hatte und satt und zufrieden sich in einer behäbigen Mittelmäßigkeitsexistenz sonnte, war jetzt — und das bedeutet einen entschiedenen Fortschritt — eine Kunst auf dem Plane erschienen, die unter der Gegenwart litt, die noch heute unter ihr leidet und die darum im Laufe der Entwicklung und der Klärung sich nothwendig mit den revolutionären Tendenzen der Zeit befreunden muß. Nicht als ob ich nicht wüßte, daß gerade in diesem literarischen Lager über das Wesen und den kulturellen Werth des proletarischen Emanzipationskampfes die albernsten Vorurtheile und die dünkelhaftesten Schlagwörter gang und gebe sind, aber man sollte nie vergessen, daß hier trotzdem ein ehrlicher Kampf gegen die kapitalistische Korruption geführt wird, sofern man sich in seinem Schaffen von künstlerischen und nicht von buchhändlerischen Rücksichten leiten läßt. Wer heutzutage den Ehrgeiz hat, ein Künstler werden zu wollen und dabei nicht durch Vermögen in irgend einer Form unterstützt wird, sinkt wenigstens zunächst rettungslos ins Proletariat hinab und bei diesen modernen Bohémiens vermag die Romantik das Elend nur schwach zu überflimmern. Wenn der Leib anfängt, unter mangelhafter Ernährung zu leiden, die angespannten Nerven durch die stete Sorge um die Existenz und die rastlose, gehetzte Produktion schmerzhaft vibriren, wenn nach und nach die Kleider und die äußere Wohlanständigkeit verfallen, dann fällt auch Fetzen nach Fetzen die alte Weltanschauung herab und die Reflexion über die „Ordnung“ dieser gesegneten Welt beginnt. Zwar über den eigentlichen Sitz des Leidens, des persönlichen sowohl als des ideellen, sind die Ansichten meist noch bedauerlich unklar und von bürgerlicher Denkweise stark beeinflußt. Man fühlt sich von einem falschen Ueberlegenheitsbewußtsein, das sich aus Klassenherkunft und Bildungsgang gleichmäßig zusammensetzt, beseelt und ist geneigt, das Heil von einer Initiative der durch Bildung und Besitz „maßgebenden“ Klassen zu erwarten. Daher die Neigung in jenen Kreisen, das Volk durch pädagogische Maßnahmen zu „heben“ und durch ästhetische Propaganda, durch weitgehende Kunstpopularisirung von Staats- oder Gesellschaftswegen, eine Befreiung der Kunst oder wohl gar des Proletariats zu erreichen. Einen Gipfelpunkt erreichte dieser sentimental-ideologische Optimismus ja, als man seiner Zeit den Arbeitern den weisen Rath gab, lieber fortan „Volksbühnen“ zu gründen, als sich ferner mit dem politischen und wirthschaftlichen Kampf zu befassen. Die Sozialdemokratie bleibt gegenüber diesen himmelstürmenden ästhetischen Spekulationen, die auf vollständiger Unkenntniß der ökonomischen Machtfaktoren beruhen, natürlich kühl bis ans Herz hinan und muß sich daher von Zeit zu Zeit von den aufgeklärten und kulturfreundlichen Mitarbeitern der Börsenpresse den schmerzlichen Vorwurf des Barbarenthums gefallen lassen. Die bürgerlichen Zeitungen freilich offenbaren bei solchen Gelegenheiten einen „Idealismus“, dessen Naivetät man bewundern könnte, wenn durch das fadenscheinige Phrasengewebe das Klasseninteresse nicht allzu häßlich hindurchschaute. Welch ein Frühling neuer Hoffnung würde wohl durch die kapitalistischen Gemüther ziehen, wenn es gelänge, das drohende Heereslager des Proletariats in ein großes ästhetisches Lesekränzchen zu verwandeln, und in welche lockende Fernsichten schweift das trunkene Auge bei dem Gedanken an Arbeiter, die „ideell“ über die schnöde Wirklichkeit wirthschaftlicher Kämpfe erhoben, sich durch das

bunte Gaukelspiel gefälliger Komödien unterhalten ließen. Der von Jubel und Hosianna erfüllte Himmel aber, in dem die holden Engelein den artigen Gläubigen — versteht sich: ohne Fleisch — die Seligkeit bereiten, hat bei den Arbeitern seine Rolle als Ablenkungsmittel von rauhen irdischen Interessen glücklicherweise ausgespielt, und es wird wenig nützen, daß man es, anstatt mit dem religiösen, zur Abwechslung einmal mit dem ästhetischen versucht. Die Befreiung der Kunst durch die Kunst, die Hoffnung, in breiten Mengen des Volkes künstlerisches Leben erwecken zu können, indem man — sei es, wodurch es sei — in diesen Schichten die Kunst propagirt, ist eine gedankenlose Utopie, weil diesem Beginnen die Massenarmuth, die übermäßige Arbeitszeit, die elenden Schulverhältnisse und die durchaus nothwendige politische und gewerkschaftliche Arbeit des Proletariats entgegenstehen. Die inzwischen erfolgte Maßregelung der „freien Volksbühnen" durch Herrn v. Köller, den die gnädig gesinnten Götter diesem Land und seinen Musen noch lange erhalten mögen, hat wohl auch die kühnsten Phantasten aus ihren Träumen aufgeschreckt und sie belehrt, daß in dieser gemeinen Wirklichkeit auch die Kunst kein Dasein unberührter Jungfräulichkeit führen darf und daß ein neuer blüthenprangender Garten künstlerischen Lebens sich nicht mit einem Zauberschlag aus dem Boden der kapitalistischen Gesellschaft erwecken läßt. Wer eine Befreiung der Kunst erstrebt, wird sich nicht damit begnügen dürfen, sein Evangelium mit Engelzungen zu predigen, sondern wird — wenn anders er es ehrlich meint und nicht im Dienste der Bourgeoisie eitel Spiegelfechterei betreibt — sich um die ökonomischen Thatsachen kümmern müssen, die sich hart im Raume stoßen.

Wohl nie hat die Kunst ungünstigere Existenzbedingungen gehabt, als in der kapitalistischen Gegenwart. Ihr Leben bildet ein Martyrium, das tief in den ökonomischen Zuständen begründet ist und sich darum mit unerbittlicher tragischer Nothwendigkeit abspielt. Im Bewußtsein auch der wirklich Gebildeten der Nation ist sie tief in den Hintergrund gedrängt, verdunkelt von tausend anderen Interessen, und aus nicht wenigen Gemüthern ist sie mit allen ihren Wurzeln jäh herausgerissen worden. Sie hat aufgehört, ein ausschlaggebender Faktor in den wirthschaftlichen und politischen Kämpfen zu sein, und da diese Kämpfe die Zeit beherrschen, führt sie ein fremdes Dasein in einer ihrem Innersten entgegengesetzten Welt. Den Meisten ist sie ein recht überflüssiges und gleichgiltiges Ding geworden, und ob man dieses Faktum nun, je nach den Verhältnissen seines Temperaments, sentimental beweinen oder in heiligem Priesterzorne verdammen mag, wird man es doch schwerlich hinwegdeklamiren und darum vermuthlich am klügsten thun, es zu *begreifen*. Der tiefe Grund aller Leiden der Kunst in der heutigen Gesellschaft ist der Umstand, daß sie *kein volles Klasseninteresse hinter sich* hat. Ich sage kein *volles*; denn ohne Zweifel hat die Arbeiterklasse ein Interesse an der Kunst, die einen großen und schönen Theil jener Welt ausmacht, die sie gegen ihre Ketten einzutauschen gedenkt. Durch die herbe Gewalt der Thatsachen aber ist dieses Interesse verurtheilt, ein — in gewissem Sinne — platonisches zu sein. Die Arbeiterklasse ringt und *muß* zunächst um eine *materielle* Machtstellung ringen, einmal, um in der Gegenwart nicht in Elend und Degeneration zu versinken, und andererseits, um das Fundament für die Gesellschaft der Zukunft zu schaffen. In diesem Kampf aber ist die Kunst ein winziger Faktor, verglichen mit der Waffe des allgemeinen Stimmrechts, verglichen mit dem Werth kraftvoller Organisationen und dem Einfluß einer florirenden politischen und gewerkschaftlichen Presse. Und selbst wenn in diesem Kampf die Kunst größere Bedeutung hätte, als sie in der That hat, würde doch das wirthschaftlich sieche Proletariat, das häufig genug kaum die

Mittel für seine individuelle, geschweige denn für seine Klassenexistenz zu erschwingen vermag, nicht fähig sein, dem Künstler fruchtbare Absatzgebiete und damit zugleich materiellen Lohn und ideellen Einfluß zu eröffnen. Die Arbeiterklasse von heute hat ein Interesse an der Kunst, wie sie an einer menschenwürdigen Existenz überhaupt ein Interesse hat, aber sie muß, durch die starre Gewalt der ökonomischen Thatsachen gezwungen, sich in diesem weit ausgreifenden Theil ihrer Sehnsucht resigniren und die Kunst als solche sich selbst und — der Bourgeoisie überlassen.

Die Kunst aber der Bourgeoisie überantworten heißt nicht viel anderes, als Arbeiterorganisationen der liebenden Fürsorge der Unternehmer anheimzugeben. Hat die Kunst zu den momentanen Lebensinteressen der Arbeiterklasse nur geringe Beziehungen, so hat sie zu denjenigen der Bourgeoisie überhaupt keine. Das Bürgerthum — wie die „Post" einmal in unbewußter Selbstverhöhnung sagte — will „Ruhe für friedlichen Erwerb", und die Kunst ist durchaus nicht immer dazu angethan, die Ruhe zu fördern, weder die persönliche — Arne Garborg hat einmal gesagt, daß die Kunst von heute schlaflose Nächte bereite — noch die öffentliche des „friedlichen Erwerbs".

Nun würde es allerdings von grob summarischem Verfahren zeugen, wenn man dem Bürgerthum nun alles und jedes Interesse an künstlerischen Dingen absprechen wollte. Sicherlich giebt es, wenn auch keine Kunst, so doch ein Kunstgenre, das seine Forderung, die Ruhe des friedlichen Erwerbs und des noch „friedlicheren" Genusses nicht zu stören, erfüllt, und die Bourgeoisie liebt dieses Genre, wie sie einen amüsanten Schwätzer beim Souper und ein stilvolles Meublement in ihren Wohnräumen liebt. Die seicht dahinplätschernde Erotik des Herrn Tovote und die geschmackvoll arrangirten Kostümfeste des Herrn Fulda bringen Geld und hohes Ansehen bei allen honetten Leuten. Nun können zwar in einem kleinen Genre tüchtige Künstler schaffen, und Niemand gönnt es ihnen mehr wie wir, daß sie so glücklich sind, mit ihrer Produktion einem thatsächlichen Bedürfniß entgegenzukommen, ehe aber über die Kunstfreundlichkeit der Bourgeoisie entschieden würde, dürften — um mit Wagners schönen Worten zu reden — „doch zuvor wenigstens die Künstler zu befragen sein, welche durch Ausspruch und That kundgaben, daß sie die Kunst rein um der Kunst selbst willen liebten und trieben und von denen dies Eine erweislich ist, daß sie auch damals litten, als jene sich freuten". Diese Künstler aber finden bei der Bourgeoisie, die sich amüsirt, kein Entgegenkommen, ja mehr noch: eine vom Klasseninteresse diktirte instinktive Feindseligkeit, und wenn in ihren Werken der Kampf der Zeit sich wiederspiegelt, laufen sie Gefahr, daß irgend ein Herr v. Stumm im Parlament mit Knüppelhieben über sie herfällt. Das Bürgerthum will keine ernsten Kunstwerke, weil ihm nichts so gefährlich ist, als der Ernst dieser Zeit, in dem ja solche Kunstwerke nothwendig wurzeln müssen.



Machthaber waren in aller Vergangenheit und werden in aller Zukunft „praktische" Leute sein, die sich durch keine sentimentalen Bedenken abhalten lassen, der Muse die Hand an die Gurgel zu legen, wenn sie Wahrheiten verkündet, die ihnen unangenehm sind. So lange es privilegirte Klassen giebt, wird sich die Kunst in ihrem Schaffen von den Privilegien „korrigiren" lassen müssen. Die Kunst aber, wenn anders sie ein großes Leben und kein verschnittenes Kompromißdasein leben soll, braucht die Freiheit, den ganzen Inhalt der Menschenseele und der Zeit frei gestalten zu dürfen, und nichts haßt sie so sehr, als ein infames Polizeisystem, das über das Land verhängt wird, um durch einen bureaukratisch gedrillten Beamtenapparat den freien Geist mit obrigkeitlichen Verboten zu drosseln. Sie kann nicht athmen unter Henkershand — sie kann es

wenigstens heute nicht. Die Freiheit des künstlerischen Schaffens ist identisch geworden mit der politischen Freiheit. Die Zeit ist unwiederbringlich dahin, wo gefühlvolle Despoten mit umstürzlerischen Philosophen korrespondirten und Dichter revolutionärer Dramen mit höfischen Ehren bedacht wurden. In den Tagen der hochentwickelten Presse kann keine herrschende Klasse in der Abgeschiedenheit ihrer Gemächer mit gefährlichen Gedanken kokettiren, weil das ganze Geistesleben sich sozusagen auf öffentlichem Markte vor den Augen des ganzen Volkes abspielt. Es ist nicht mehr möglich, aus einer gewissen aristokratischen Gesinnungsnoblesse heraus dem Künstler eine Ausnahmestellung einzuräumen und ihn in seinem Gedankenflug gewähren zu lassen. Heute, wo die Presse jedes Wort durch die ganze Volksmasse dringen lassen kann, können die herrschenden Klassen Niemandem ein Privilegium des Geistes gestatten und werden gegen unbequeme Gedanken, ohne Rücksicht auf die Genialität oder sonstigen Qualitäten ihrer Träger, kämpfen, wo sie sie finden. Ihre Existenz ist so gefährdet, daß sie längst alle Vornehmheit der Gesinnung als gefährlichen Ballast über Bord geworfen haben und nur noch mit der nackten Brutalität des Egoismus gegen alles wüthen, was ihre Privilegien bedroht oder auch nur zu bedrohen *scheint*. Herr v. Stumm ist ja auch in dieser Beziehung ein lehrreicher Typus seiner Klasse, und es bestätigt die hier geschilderte absolute Intoleranz der Bourgeoisie vortrefflich, daß er die Gebildeten seiner eigenen Klasse vor dem „Kokettiren mit dem Sozialismus" warnte und selbst gegen den sanft dahinsäuselnden Herrn Naumann wie gegen einen bluttriefenden Rebellen losdonnerte. Der Künstler von heute darf auf keine Ausnahmestellung hoffen; er darf nicht hoffen, daß die herrschende Klasse über das schillernde Gefieder seiner Pfeile und den Glanz seiner Dolche vergißt, daß es eben Pfeile und Dolche sind. *Die Freiheit des künstlerischen Schaffens fällt heute genau mit den politischen Freiheiten zusammen, die die ganze Masse des Volkes genießt.* — Was heißt das aber für den Künstler, der in der heutigen Welt für die Befreiung seiner Kunst kämpft? Nun, ich denke: nicht weniger als alles! Es nimmt ihm die Hoffnung (wenn anders er sich nicht darauf beschränkt, Mäcenas' Hund zu besingen), im Glanze des Reichthums eine sichere Existenz zu finden, und befestigt eine tiefe Kluft zwischen ihm und der Bourgeoisie, die ein Klasseninteresse daran hat, die Rechte und Freiheiten des Volkes zu demoliren. Ein Kompromiß mit der Bourgeoisie heißt in der heutigen Situation nichts anderes, als der Stimme der Kunst den Erzklang nehmen und den Künstler zu einer Existenz herabwürdigen, die möglicherweise ebenso luxuriös wie die einer femme entretenue, bestimmt aber auch ebenso *würdelos* sein würde. Sagten wir oben mit Recht, daß die Arbeiterklasse sich um die Kunst als solche nicht in bedeutendem Maße zu kümmern vermöge, so hat doch die bloße Existenz derselben als politischer Faktor für den Künstler eine eminente Bedeutung, indem sie die einzige Garantie für Aufrechterhaltung der geistigen Bewegungsfreiheit bietet, deren er zu seinem Schaffen dringend bedarf. Mit dieser Freiheit aber, so sicher sie heute eine conditio sine qua non für seine ideelle Existenz bildet, ist doch dem Künstler nur blutwenig gedient, wenn er gezwungen wird, als armer Zigeuner die Existenz eines geistigen Proletariers zu fristen. Da die Kunst in ihrer großen kulturellen Bedeutung als erschütternder Ausdruck der Zeit aus den oben angeführten Gründen niemals mehr hoffen darf, in der kapitalistischen Gesellschaft von den herrschenden Klassen protegirt zu werden, da die Klassenherrschaft aufgehört hat, ihr zu nützen, und ihr in tausend Beziehungen schadet, hat sie ein glühendes Interesse daran, ihre Beseitigung zu

erstreben, damit sie aus der unwürdigen Lage befreit wird, den Willenslaunen der Zahlungsfähigen schmeicheln zu müssen, um leben zu können. Von der Armuth der Ausgebeuteten und von dem Reichthum der Ausbeuter gleichermaßen verlassen, kann sie nur noch in einer sozialistischen Gesellschaft gedeihen, die diesen Gegensatz, an dem sie heute zu Grunde geht, aufhebt und Allen ein menschenwürdiges Dasein und die Muße künstlerischer Genüsse gestattet. Die Entwicklung der Produktivkräfte, die diesen Zustand möglich gemacht hat, hat ihn für die Kunst zugleich zu einer Nothwendigkeit werden lassen.

Nun bedeutet allerdings der Sozialismus ein Gespenst, mit dem man nicht nur Kapitalisten und Kinder, sondern unter Umständen auch Künstler schreckt, und ihrer sind nicht wenige, die gerade von ihr den endgiltigen Untergang aller Kunst befürchten. Die Tiraden besonders „vornehmer" Kritiker, die uns die große Wahrheit verkünden, daß die Kunst „etwas Aristokratisches" sei, und dabei schlankweg geistiges Aristokratenthum mit politischem gleichsetzen, braucht man nicht besonders ernst zu nehmen. In der Eitelkeit kleiner Leute, die das huldvolle Lächeln großer Herren ebenso gewissenhaft registriren, wie weiland der selige Hofmarschall v. Kalb die Minuten, in denen er mit Seiner Durchlaucht reden durfte, finden sie ihre begreifliche und erschöpfende Erklärung. Anders aber steht es mit seinen Befürchtungen, die aus einer redlichen, wenn auch irrenden Ueberzeugung fließen und gerade das mit allen Schrecken des Barbarenthums umgeben, was doch einzig und allein die Schönheit wieder in ihre alten Rechte einsetzen kann.

Wer auch nur mit halber Aufmerksamkeit die kritischen Auslassungen verfolgt hat, die in den literarischen Journalen die modernen Kunstströmungen an die Oberfläche geworfen haben, wird in denselben wieder und immer wiederkehrend ein Wort finden, das als Heiligthum und alleinseligmachendes Evangelium den jungen Künstlern gepredigt wird. „Individualismus" heißt der neue Gott, der von den literarischen Propheten mit lauter Stimme auf dem Markte ausgerufen wird, und eine „Individualität" zu heißen ist das hochschwebende Ziel des jungen künstlerischen Ehrgeizes. So lange das Wort, hinter dem leider eine klare ästhetische Erkenntniß sich nicht verbarg, einen Protest gegen die Dogmenherrschaft der Schulen und den farblosen Brauch der Konvention bedeutete, war es immerhin ein glücklicher Feldruf für eine junge Generation, die auszog, um sich neue Gebiete des pulsirenden modernen Lebens für ihre Kunst zu erobern. Konfuse Köpfe aber, deren es schwerlich jemals so viele beisammen gegeben hat, als in der Aesthetik des jüngsten Deutschlands, bemächtigten sich der Strömung und schufen daraus eine künstlerische Mode im schlimmsten Sinne des Wortes, in der das wahre und tiefe Wesen des künstlerisch Individuellen in albernen Karikaturen zum Erbarmen geäfft wurde. An großen Kunstwerken sah man zunächst nur das rein Aeußerliche, daß sie anders waren als der physiognomielose Schund von matten Dilettanten, und glaubte bereits ein Erkleckliches geleistet zu haben, wenn man sich im sauren Schweiße seines Angesichts bemühte, nun auch selbst „anders" zu sein. Ein krampfhaftes Jagen nach interessanten Posen, verzwickten Problemen und verrückten technischen Mitteln griff um sich, und Caféliteraten, denen auch nicht einmal ein ursprünglicher Liebesjuchzer gelingen wollte, schlüpften in affektirte Maskenkostüme und verletzten die Würde des Genies, indem sie mit seinen Allüren und Gewändern eine abgeschmackte Affenkomödie trieben. Es galt à tout prix gesehen zu werden und dem naiven Publikum vorzuschwindeln, daß man etwas Besonderes sei, weil man sich anders geberdete, als gewöhnliche Sterbliche zu thun pflegen. Das Ungewöhnliche, das Verrückt-Abweichende

galt als Kriterium des Genies, und man glaubte eine künstlerische Individualität zu sein, wenn man sich bemühte, eine Abnormität zu scheinen. Wer ruhig seines Weges ging und in stiller Arbeit bleibende Wirkungen suchte, mußte es sich gefallen lassen, von dem abnormen Plebs mit dem Banne des „Gewöhnlichen“ belegt und verächtlich zur großen Masse des „Herdenviehs“ geworfen zu werden. Was haben Heyse, Freytag, Storm, was hat selbst Schiller sich von Leuten müssen gefallen lassen, die nichts mitbrachten, als das ausgesprochene Talent ihrer Unwissenheit durch eine unverschämte Anmaßung zu verbergen. Das Abnorme aber hat mit dem Wesen der künstlerischen Individualität nicht das Mindeste zu thun, und man kann sehr weite Beinkleider, sehr bunte Kravatten, sehr dicke Spazierknüppel tragen, ohne darum etwas Anderes als ein affektirtes Gigerl zu sein, während es andererseits Leute gegeben hat, die ruhig in der Perücke und Tracht ihres Zeitalters einherschritten, ohne darum minder unsterbliche Dichtungen geschrieben zu haben. Wenn wirklich das Abnorme in der Empfindung und Weltbetrachtung das wesentliche Kennzeichen der künstlerischen Individualität wäre, so wäre ja derjenige ein Dichter par excellence, der mit keinem Menschen in diesem irdischen Jammerthal verwandte Seelenregungen aufzuweisen hätte, und derjenige ein oberflächlicher Tropf, der einmal gesagt hat, daß es die Aufgabe des Dichters sei, „Allempfundenem zuerst Flügel des Wortes zu leihen“.

Die konfuse Verworrenheit, die mit den Begriffen künstlerisch-individuell und abnorm ein so tragi-komisches Spiel treibt, haben wir darum etwas näher betrachtet, weil sich eben daraus eine ebenso konfuse Abneigung gegen den Sozialismus hergeleitet hat. Bei denjenigen, die in dem Anderssein die feinste Blüthe menschlicher Entwicklungsfähigkeit verehrten und darum das alltäglich normale Menschengesindel mit ihrem Haß bedachten, war es ja eine verständliche Sache, daß sich gegen diejenigen eine instinktive Feindseligkeit ausbildete, die den „großen Haufen“, vor dem man sich so gern in parfümirte Abgeschiedenheit zurückzog, in seine souveränen Rechte einsetzen wollten. Wenn wirklich das Wesen der künstlerischen Individualität in abnormer Exklusivität läge und sie in enger Berührung mit der Masse nicht gedeihen könnte, würde ja allerdings eine ökonomische Emanzipation des ganzen Volkes einem modernen Hunneneinbruch in ein kulturelles Gebiet gleichkommen. Als seinerzeit an dieser Stelle einige Ausführungen über den Einfluß des Kapitalismus auf die dramatische Kunst erschienen, theilte die „Neue Deutsche Rundschau“ dieselben ihren Lesern auszugsweise mit, nicht ohne aber dem Verfasser in einigen einleitenden Bemerkungen das unangenehme Zeugniß ausgestellt zu haben, daß er „als Sozialmensch den Individualismus der Kunst nicht verstehe“. Die schiefe Ausdrucksweise, die nach Begriffen schielt, ohne auch nur einen einzigen fest umrissen zu präzisiren, beiseite gelassen, spukt auch in diesen Zeilen der angebliche Gegensatz zwischen künstlerischem Individualismus und Sozialismus; womit bewiesen wird, daß der bedauerliche Irrthum sich auch bei ernsthaften Leuten festsetzen konnte und darum wohl einer näheren Untersuchung werth ist.

Da die landläufige Auffassung des künstlerisch Individuellen als des von der Norm Abweichenden eine triviale Oberflächlichkeit ist, wird es gut sein, daß wir uns nach einem, in der heutigen Aesthetik etwas altfränkisch gewordenen guten Brauch zunächst nach einer tieferen Wesensbestimmung umsehen, um daraus dann auf die sozialen Existenzbedingungen schließen zu können.

Von einem Schauspieler, der eine vom Dichter geschaffene Gestalt in ein eigenthümliches Licht zu tauchen weiß, pflegt man mit Recht zu sagen, daß er

seiner Rolle eine individuelle Färbung gegeben habe. Die besondere Art des Fühlens und Denkens, die aus seinen individuellen Schicksalen geboren wurde, überschattete die ihm zu Theil gewordene künstlerische Aufgabe und in den Adern des also dargestellten Menschen rollt Blut von seinem eigenen Blute. Der fremde Stoff, der von außen in seine Seele trat, wurde im Feuer derselben geschmolzen und mußte sich den dort wirkenden Empfindungen derart assimiliren, daß er am Abend, als er in Wort, Geste und Mienenspiel wieder an die Außenwelt trat, die charakteristischen Züge von des Künstlers eigenem Antlitz trug. Dieser Prozeß, der die Außenwelt durch das eigene Innere meistert und den fremden Stoff zum Träger der eigensten Empfindungen macht, ist das ausschließliche Besitzthum der künstlerischen Individualität und das tiefe Geheimniß seiner ergreifenden Wirkungen. Wo immer in dieser Weise ein Künstler schafft, gleichviel welcher Ausdrucksformen er sich bedient, werden ganze Leistungen vor uns erstehen, weil jeder Schmerzenslaut, jedes malende Beiwort, jede einzelne Farbenstimmung in ein ganzes Menscheninnere zurückführt und uns ein ganzes Menschenschicksal lebendig macht. Nicht im Abnormen also, sondern in der intimen Wechselwirkung zwischen der eigenen Brust und der umgebenden Welt liegt das Wesen des künstlerisch Individuellen beschlossen, und wenn wir auch gerne zugeben, daß solche Individualitäten selten sind, so ist damit noch lange nicht gesagt, daß sie auch abnorm sein müssen, ja auch nur sein können. Derjenige vielmehr wird den höchsten Lorbeer seiner Kunst erringen, der im Innern der Generation seiner Zeit, der „großen Masse" der Lebenden mächtig verwandt ist und das erlösende Wort und Bild für das findet, was unausgesprochen in aller Herzen ruhte. Ist es im Allgemeinen das Wesen eines großen Mannes, daß er seine Zeit am klarsten begreift und am vollendetsten zum Ausdruck bringt, so darf man vom Künstler im Besonderen sagen, daß er am größten ist, wenn er am tiefsten die Menschen seiner Zeit versteht. Menschen verstehen aber heißt Menschen verwandt sein, und diejenigen, die sich und Anderen vorlügen möchten, daß die Kunst nur in volksfeindlicher Abgeschiedenheit gedeihen könne, negiren nichts weniger als gerade jenen innigen Zusammenhang mit dem Empfinden der Zeit, aus dem die größten Werke der Kunst geboren sind.

Die Lebensbedingungen künstlerischer Individualitäten haben mit lächerlicher Exklusivität nicht das Geringste zu schaffen und wer sich nicht mitten in das brandende Leben hineinwagt, aus Furcht an seinem Persönchen oder seiner Toilette Schaden zu nehmen, wird wohl auch daheim schwerlich etwas Anderes als zierliche Kastratentriller und posirte Empfindungen auf fein parfümirtem Rosenpapier zu Stande bringen. Die Kunst braucht die aufstrebenden Volksmassen nicht zu fürchten, die im Sozialismus ihre Menschenwürde begründen wollen, und sie, deren Freude die bunten Farben und die strotzende Kraft des Lebens sind, wird nicht vor einem radikal-demokratischen Gemeinwesen in altjüngferlicher Zimperlichkeit die Flucht ergreifen, um sich in die muffige Atmosphäre der Höfe und der Bourgeoisie hinein zurück zu ziehen. Das reaktionäre Treiben hysterischer Halbmänner, die die Kunst mit den privilegirten Klassen zusammenkuppeln möchten, degradirt dieselbe von einem namhaften Faktor in der fortschreitenden Kulturentwicklung zum amüsanten Geschwätz, das der gnädigen Frau über die grauen Stunden hinweghelfen soll, die süßen Schäferstündchen und strahlenden Bällen in staubiger Leere folgen.

Der angebliche Gegensatz zwischen dem Sozialismus und dem Gedeihen künstlerischer Individualität beruht auf der oberflächlichen, von manierirten Feuilletonschreibern zärtlich gehegten Auffassung, daß letztere eine Treibhauspflanze sei, die

nur in luftleerer Abgesondertheit gedeihen könnte und von den sprichwörtlich gewordenen „rauhen Händen“ des souveränen Volkes schmählich entblättert werden würde. Was künstlerische Individualitäten sich entfalten läßt, ist nichts als eine möglichst intensive Steigerung und Verfeinerung des Innenlebens, die wie einen empfindlichen Apparat die Seele auf die Einwirkungen der Außenwelt reagiren läßt und so jene wunderbare Wechselwirkung hervorruft, jenes ausströmende Erfüllen der Welt mit der inneren Persönlichkeit, das wir oben als das Wesen des individuellen Schaffens erkannten. Um diese Steigerung aber herbeizuführen ist gerade der Sozialismus ein eminentes Mittel, und weit entfernt Individualitäten zu tödten, wird er aus den breiten Schichten, auf denen heute der Druck der Armuth und der Staub einer übermäßigen Arbeit lasten, neue erstehen lassen. Selbst diejenigen, die vom Grauen gepackt werden bei dem barbarischen Gedanken, daß in einer zukünftigen auf Arbeit basirten Gesellschaft die absolute Trennung zwischen geistiger und körperlicher Arbeit nicht aufrecht erhalten werden könnte, sollten doch bedenken, daß unter Umständen weiße Hände mit einem überreizten Nervensystem zu theuer erkauft sein können und daß andererseits rauhe Hände und tiefes und feines Empfinden durchaus in keinerlei Widerspruch zu einander stehen.

Die Kunst kann in der kapitalistischen Gesellschaft nicht mehr leben und sie hat gar keinen Grund sich vor den Konsequenzen des Sozialismus zu scheuen; denn weit entfernt tödtlich zu wirken, wird derselbe vielmehr die Bedingungen ihrer Existenz reicher und umfassender gestalten, indem er feines Seelenleben und die Muße künstlerischen Genusses im hohen Maße zum Gemeingut Aller macht.

Unter der Fahne des Klassenkampfes wird das Proletariat mit seiner eigenen zugleich die Befreiung der Kunst erkämpfen und das „jüngste Deutschland“ würde im eigenen Interesse gutthun, sich dem allgemeinen Vormarsch anzuschließen — selbst auf die Gefahr hin, daß sie als „Sozialmenschen“ das Verständniß für einen gewissen „Individualismus der Kunst“ verlören.*

Englische Partei-Entwicklungen.

Von **Ed. Bernstein.**

London, den 6. Oktober 1891.

Die Rückwirkung des Ausganges der Parlamentswahl auf die innere Gestaltung des Parteilebens fängt allmälig an, sich deutlicher abzuzeichnen. Während die Konservativen sich zunächst im Genuß der erlangten Macht wiegen, die momentane Besserung der Geschäfte, an der sie so unschuldig sind wie an der phänomenalen Hitze des Septembers, nach Möglichkeit dem Sieg ihres „stabilen Regiments“ auf Rechnung schreiben, und Lord Salisbury China und der Türkei

* Der Verfasser hatte bei den obigen Ausführungen vorzüglich die Kunst im Auge, die ihm am nächsten steht — die Dichtkunst. Da aber die verschiedenen Künste im Wesen eins sind, treffen die Ausführungen auch im Wesentlichen für alle zu. Die bildende Kunst, weil sie nicht so sehr auf den Massenabsatz angewiesen ist und in nicht so greifbaren Beziehungen zu den Konflikten der Gegenwart steht, ist in einigen Beziehungen günstiger gestellt. Die Schauspielkunst wird mit der Dichtkunst leiden, wodurch freilich nicht ausgeschlossen wird, daß Komödianten den Hofrathtitel und gefällige Weibchen Brillanten bekommen. Ueber die besonderen Bedingungen der Musik zu urtheilen steht dem Verfasser nicht zu, da die Natur ihm die Vorbedingungen für ein volles Verständniß dieser Kunst verweigert hat.

gegenüber den Mann von Eisen spielen lassen, bereiten sich im liberalen Lager die Faktionen zu neuem Kampf um die Führerschaft und die Bestimmung der politischen Richtschnur vor. Mit gewohnter Rücksichtslosigkeit hat Herr Labouchere seinen Feldzug gegen Lord Rosebery von Frischem aufgenommen, aber da der Heros des Herrn Labouchere William Harcourt heißt, dürfte das „Daily Chronicle“ den „Truth“-Mann an den Ausspruch erinnern, den Karl II. einmal seinem Bruder und Thronerben Jakob gegenüber gemacht haben soll: „Sie werden mich nicht abmurksen, um Dich zum König zu machen.“ Indeß ist der Thron Roseberys jedenfalls sehr ins Wackeln gerathen, und wenn ein präsentabler Nachfolger da wäre, würde es mit dem Umfallen nicht lange dauern. Aber an einem solchen fehlt es vor der Hand. Man spricht von einer Unterströmung, die Rosebery mit Hilfe Harcourts beseitigen und dann im entscheidenden Moment diesen gleichfalls über die Klinge springen lassen möchte, um an den leeren Platz Herrn Asquith zu setzen, aber es sieht nicht so aus, als ob dieser etwas abenteuerliche Plan besondere Aussichten auf Erfolg hätte. Er trägt nur dazu bei, die Verwirrung im liberalen Lager zu steigern. Nicht viel besser steht es in der Partei mit der Programmfrage. Alle Welt ist darüber einig, daß sie sich mit dem sogenannten Newcastle-Programm von 1891 eine Aufgabe gesetzt hatte, der sie nach Maßgabe ihrer Machtmittel und ihrer Zwitterstellung gerecht zu werden absolut außer Stande war, aber wenn es zur Frage kommt, was an die Stelle dieser bunten Musterkarte von Versprechungen gesetzt werden soll, dann beginnt alle Welt uneinig zu werden. In dieser Verlegenheit hat man sich zunächst auf die Frage der Organisation geworfen, um da herumzudoktorn. Am 26. Oktober soll eine Parteikonferenz in London über die Frage berathen, ob das Verhältniß des Verbandes der Provinzialorganisationen zum Zentralverein der Partei verbessert werden, das heißt diesen ein größerer Einfluß auf die Parteileitung eingeräumt werden kann oder muß. Im Hintergrund dieser Frage steckt, wie man sich leicht vorstellen kann, ein gutes Stück der Personenfrage, und es werden möglicherweise Versuche gemacht werden, dieselbe in die Debatte zu verknüpfen, wie denn überhaupt der Anstoß zu der Konferenz von der Labouchere-Gruppe ausgeht. Aber schwerlich wird es auf derselben zur Entscheidung kommen. Sie wird nur das derzeitige Chaos der Partei noch klarer hervortreten lassen. Nicht vom Schlachten der eigenen Sündenböcke kann die liberale Partei die Auffrischung ihrer gesunkenen Kräfte erhoffen, sondern vom Schlachten der Böcke der Rivalin: ihre ganze Hoffnung liegt in den positiven Verstößen und Unterlassungssünden der jetzt zur Regierung gelangten Koalition. Und es sieht stark darnach aus, als sollte diese Hoffnung nicht ganz zu Schanden werden.

Wenn es im liberalen Lager also vorläufig mehr bei Scheinbewegungen bleibt, woran auch eine große politische Rede nicht viel ändern wird, die Rosebery demnächst halten soll, so scheint sich dagegen im sozialistischen Lager eine wirkliche taktische Wendung vollziehen zu wollen. Es würde das je nachdem nur die natürliche und vernünftige Beherzigung der Lehre des hinter uns liegenden Wahlkampfes bedeuten.

Als ich an dieser Stelle und anderwärts meine Zweifel daran äußerte, daß der Ausgang der Wahl Grund zu unqualifizirter Freude auf Seiten der Sozialisten darbiete, hat mir dies allerlei Angriffe und Entgegnungen von hiesigen Sozialisten eingetragen. Indeß die Thatsache konnte nicht bestritten werden, daß die 50 000 von den Kandidaten der Independent Labour Party und der Sozialdemokratischen Föderation erlangten Stimmen in gar keinem Verhältnisse standen zum aufgewandten Propagandawerk und der Ausbreitung, welche die sozialistische

Ideenwelt in England gefunden. Und so viel von diesem Mißverhältniß man auch auf Konto des hiesigen Wahlsystems und sonstiger Schwierigkeiten des Kampfes setzen kann, es war doch nicht alles damit erklärt. Die „Zertrümmerung" der liberalen Partei war immer erst ein negatives Resultat, und die Masse der abgesplitterten Bruchstücke derselben war nicht ins sozialdemokratische, sondern ins konservative Lager geflogen. Sollte wirklich „die Niederlage der Liberalen die gute Chance der Sozialisten" bedeuten, wie das Wort ging, so mußte das umgekehrte oder jedenfalls ein wesentlich anders proportionirtes Verhältniß einsetzen. Mindestens die Frage mußte also erlaubt sein, ob nicht doch die Taktik und das Aktionsprogramm der Sozialdemokratie verbesserungsfähig seien.

Es ist indeß begreiflich, daß man so etwas nicht gern am Morgen nach dem Kampf zugesteht. Ueberhaupt kommt es nicht auf das Zugeständniß in Worten an. Was geschieht, ist das Wichtige.

Morgen (Montag) soll der geistige Führer der Sozialdemokratischen Föderation, H. M. Hyndman, in der Memorial Hall in London den Winterfeldzug der genannten Organisation mit einer großen Rede sozusagen offiziell einleiten. Im Voraus hört man, daß die Rede eine sensationelle, ein „Ereigniß" sein werde. Und in einem Interview mit einem Vertreter von „Reynolds Newspaper" hat Hyndman erklärt, daß er eine energische Agitation großen Stils für die Nationalisirung der Eisenbahnen und die Unterhaltung der Volksschüler aus öffentlichen Mitteln einzuleiten gedenke.

Das wäre für die Föderation in der That ein Ereigniß. Nicht daß sie nicht schon früher für diese Forderungen eingetreten wäre. Aber sie wurden, wie alle unmittelbaren Reformpunkte, nebensächlich behandelt. Die Politik der Föderation war bisher ihrem Wesen nach stark impossibilistisch. Alles, was nicht auf die große, binnen kurz oder lang, voraussichtlich aber binnen Kurzem zu erwartende große Revolution hinauslief, wurde, wenn ich mich so ausdrücken darf, nur mit Fausthandschuhen angefaßt. Dies eine der Hauptursachen, weshalb die Föderation, trotz der mit bewunderungswürdigem Eifer geführten unablässigen Propaganda, keinen festen Halt auf die große Masse der Bevölkerung zu gewinnen vermochte, daß ihr Werk ihr immer wieder unter den Fingern zerrann, sie fortgesetzt Kräfte an andere Körperschaften verlor und von den im Juli abgegebenen unabhängigen sozialistischen Stimmen knapp den zehnten Theil erhielt. So nahe oder so fern die große, alles umstürzende Revolution, der Engländer will praktische Maßregeln sehen, will das Wie und Wo wissen, von der Realität der ihm versprochenen oder empfohlenen Maßregeln überzeugt sein, ehe er sich einer Bewegung anschließt oder ihr seine Stimme giebt. Indem also die Föderation eine oder mehrere konkrete Fragen zum speziellen Gegenstand der Agitation nimmt, begiebt sie sich auf einen dem britischen Volksgeist sehr viel verständlicheren und sympathischeren Boden und kann, wenn sie die Sache richtig anpackt, mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit auf einen Erfolg rechnen. Ich brauche nicht erst hinzuzufügen, daß eine solche Agitation die Fortführung der Propaganda für die allgemeinen Grundsätze des Sozialismus weder auszuschließen, noch auch nur zeitweilig zu beeinträchtigen braucht.

Was die Forderungen selbst anbetrifft, so sei nur im Allgemeinen gesagt, daß mir die der völligen Erhaltung sämmtlicher Volksschüler aus öffentlichen Mitteln nicht gerade als besonders gut gewählt erscheinen würde, während dagegen die der Verstaatlichung der Eisenbahnen alle Aussichten hätte, einzuschlagen. Die Eisenbahnfrage ist in England eine brennende. Die Tarife sowohl für den Personen- wie für den Waarenverkehr sind theilweise unerhört hoch. Unter den

letzteren leiden die Landwirthe wie das konsumirende Publikum enorm, unter den ersteren vor allem die Arbeiter und der kleinere Mittelstand der großen Städte — voran Londons. Wohl giebt es „Arbeiterzüge“ zu ermäßigten Preisen, aber sie sind auf bestimmte Stunden des frühen Morgens und die entsprechenden Rückfahrten beschränkt, und wen sein Beruf außerhalb dieser Stunden zur Benutzung der Eisenbahn nöthigt, muß entweder die gewöhnlichen theuren Fahrpreise zahlen oder sehr viel Zeit vertrödeln. Daß die Eisenbahnfrage keine spezielle Frage der Arbeiterklasse ist, ist richtig. Aber sie zieht einen großen Bruchtheil der Arbeiterbevölkerung in Mitleidenschaft, und obwohl die bürgerliche und insbesondere die radikale Presse alle Augenblicke Beispiele für die Mißstände im Eisenbahnwesen bringt und nach Abhilfe schreit, hat doch keine der beiden großen Parteien bisher den Muth gehabt, die Sache fest anzupacken. Das Aktionärinteresse ist in ihrem Rath zu stark vertreten.

Ganz besonders gilt letzteres von der konservativ-unionistischen Partei, die im jetzigen Parlament nicht weniger als zwischen 150 und 160 Direktoren von Aktiengesellschaften zählt, darunter etwa 40 Eisenbahndirektoren, gegen vielleicht ein halbes Dutzend solcher, die auf den liberalen Bänken sitzen. Indeß auf der Seite der konservativ-unionistischen Koalition sitzen auch die anerkannten Vertreter des Grundbesitzes, und diese sind dem Gedanken der Verstaatlichung der Eisenbahnen durchaus nicht abgeneigt. Ebenso die Mehrheit der Radikalen. So hätte eine energische Agitation der Sozialisten Aussicht, in weiten Kreisen des Volkes großen Widerhall und selbst im Hause der Gemeinen auf beiden Seiten Unterstützung zu finden. Daß aber in einem Lande, wo die Arbeiterklasse die Mehrheit der Wähler stellt, wo die Volksvertretung regiert, wo die Staatsbeamten vom höchsten bis zum letzten der Kontrolle der Volksvertretung unterstehen, die Verstaatlichung ein ganz anderes Gesicht trägt, als im halbfeudalen Polizeistaat, braucht nicht erst langer Auseinandersetzung.

Es kommt natürlich noch sehr viel auf die Einzelheiten des Vorschlages an, den Modus, wie die Verstaatlichung und Verwaltung sich gestalten soll 2c. Indeß das wird man abwarten dürfen. Sicher wird Herr Hyndman der Finanz keinerlei derartige Liebesgaben anbieten, wie sie seinerzeit in Preußen bei der Verstaatlichung abfielen, noch wird er der Interessen der betheiligten Arbeiter vergessen.

Vor Hyndman hat ein Vertreter des Vereins der Fabianer, desjenigen Flügels der Sozialisten Englands, der das der Föderation entgegengesetzte Extrem der Bewegung bildet, in einer großen öffentlichen Versammlung die Bilanz der letzten Wahlen gezogen. Herr George Bernard Shaw ist eine Persönlichkeit in London. Als Musikkritiker und Dramaturg hat „G. B. S.“ in der literarischen Welt eine Position. Vor etlichen Jahren noch Musikkritiker des Halfpenny Abendblattes „Star“, ist er heute als solcher und Dramaturg an einer der ersten Wochenrevuen thätig. Er ist vor Allem Satiriker und hat sich als solcher mehrfach mit ziemlichem Glück als dramatischer Dichter versucht. Auch in seinen politischen Reden spielt die Satire keine geringe Rolle, und wo er als Vortragender angekündigt ist, kann man eines großen Zulaufs sicher sein. Aber es muß hinzugefügt werden, daß trotz einer Neigung, mit Paradoxen zu spielen, Herr Shaw den Sozialismus sehr ernst und gewissenhaft nimmt; sein Fehler liegt da eher in einem zu starken Pessimismus, als etwa, wie sonst gern bei Belletristen, in einem Hang zur Abenteuererei. Stets zu haben, wo es sich um die Bekräftigung des Sozialismus, um ernsthafte Aktion handelt, hat er z. B. bei der letzten Wahl sowohl in Battersea für John Burns, wie in West Ham für dessen

sozialistischen Antipoden Keir Hardie gesprochen. Er gehörte zu den ersten Mitgliedern der Sozialdemokratischen Föderation, war dann einer der Ersten, die erkannten, daß die doktrinäre Agitationsweise derselben die Bewegung eher zurückhalte als vorwärtsbringe, und gründete mit Gleichgesinnten den Verein der Fabianer, dessen Titel schon anzeigt, daß er unter dem Zeichen des Opportunismus steht. Es ist der Ehrgeiz der Fabianer, die Jesuiten der sozialistischen Bewegung zu sein, und daß sie in dieser Eigenschaft gewisse Erfolge erzielt haben, läßt sich nicht leugnen. Sie sind die Nährväter des Londoner Progressivismus, der den Londoner Grafschaftsrath eine Zeit lang zum Schreckenskind der Vertreter der investirten Interessen gemacht hat. Sie haben bei der Abfassung des Programms von Newcastle, über das die liberale Partei jetzt zum Stolpern gekommen, ihre Hand im Spiel gehabt und auch sonst den Liberalen manches Kukuksei ins Nest gelegt. Ihre Parole, daß man versuchen müsse, die liberale Partei mit Sozialismus zu durchtränken — „permeate the liberals with socialism“ — hat ihnen viele Angriffe zugezogen, und die Art der Befolgung der Parole hat die Gesellschaft dem Verdacht ausgesetzt, nur eine Art Agentur der Liberalen zu sein. Diese Anschauung hat sich aber als durchaus unbegründet erwiesen, während andererseits die Hoffnungen, welche die Fabianer an ihre Politik des „Durchtränkens“ geknüpft hatten, ebenfalls sich als übertrieben herausgestellt haben. Nur ein mäßiger Theil von Parteigängern der Liberalen hat sich zum fabianischen Sozialismus bekehren lassen, und das auf Grund des Programms von Newcastle gewählte liberale Ministerium zeigte sich weder fähig, auch blos die Hälfte der in demselben versprochenen gesetzgeberischen Reformen zu verwirklichen, noch dazu geeignet, die entsprechende Verwaltungspolitik konsequent durchzuführen. Nur eine Minderheit nahm die Sache ernsthaft auf, die Mehrheit ließ es entweder bei einem flüchtigen Ansatz dazu bewenden oder traf gar keine Anstalten, die bisherige Routine zu unterbrechen. Als sich dies immer mehr herausstellte, veröffentlichte die „Fabian Society“ im November 1893 in der „Fortnightly Review“ unter dem Titel „In deine Zelte zurück, Israel“, einen geharnischten Artikel, in dem sie der Regierung ein ganzes Register von Unterlassungssünden vorhielt und an die Arbeiter, in erster Reihe die Trade Unions, den Appell ergehen ließ, mit aller Energie Schritte zu thun, um bei der voraussichtlich bald erfolgenden Neuwahl eine starke, unabhängige Arbeitervertretung ins Parlament zu bringen, unbekümmert darum, welches das Schicksal der liberalen Partei sein werde. Mit Bezug darauf hieß es:

„Die gegenwärtige Gladstonesche Regierung ist der konservativen Regierung von 1886—92 nicht überlegener, als diese der liberalen Regierung von 1880—85 gegenüber war, oder die letztere wiederum der Beaconsfieldschen Regierung von 1874—80. Von den Tagen der „beispiellosen politischen Verrätherei“ von 1867, wo die Konservativen die (Wahl-)Reformbill, die sie soeben zu Fall gebracht, durch eine noch radikalere, die dem städtischen Arbeiter das Stimmrecht gab, übertrumpften, ist noch jede Regierung mit Bezug auf die Arbeiterfrage über ihren Vorgänger hinausgegangen. Und es ist so sicher, wie überhaupt etwas in der Politik sein kann, daß wenn Lord Salisbury morgen an die Macht käme, seine Regierung, falls die Arbeiterklasse nur es an Druck nicht fehlen läßt, sich als besser erweisen wird, wie die gegenwärtige. . . . Es soll das keine Aufforderung sein, die Konservativen in die Mehrheit zu bringen, denn die nächste Regierung wird auch eine bessere sein, selbst wenn sie wieder eine Gladstonesche sein wird. Bis zur Bildung einer Arbeiterpartei brauchen sich die Arbeiter nicht sehr darum zu kümmern, welche Partei die Brote und Fische unter sich vertheilt, wenn nur

die Majorität der Regierung klein genug ist, um dieselbe dem Druck von Außen recht empfindsam zu machen."

Dieser Artikel, der mit einigen Erweiterungen — praktischen Rathschlägen bezüglich der Aufstellung von Arbeiterkandidaten 2c. — auch als Flugschrift herausgegeben wurde, ist von den Herren G. B. Shaw und Sidney Webb verfaßt. Hören wir, wie Herr Shaw heute die Situation ansieht.

Er wendet sich zunächst gegen die oft ausgesprochene Ansicht, daß die Liberalen geschlagen worden seien, weil das Kabinet Rosebery in Punkto Sozialreform zu weit oder zu schnell vorgegangen sei. Sie werde durch das Schicksal, welches die verschiedenen Minister bei den Wahlen erlitten, durchaus nicht bestätigt.

„Im Hause der Gemeinen waren Sir William Harcourt und die Herren John und Arnold Morley die Vorkämpfer des alten unsozialistischen Whig-Liberalismus, die Vorkämpfer des kollektivistischen Liberalismus waren die Herren Asquith, Acland, Sidney Buxton und — hinter den Kulissen, aber vielleicht am fleißigsten — Herr R. B. Haldane,* während Herr Campbell-Bannerman mit der Achtstundenreform in Woolwich (d. h. im dortigen Arsenal) und der Erklärung gegen die Konkurrenz-Löhne zu thun hatte. So weit nun scheint der Beweis, daß Sir William Harcourt und seine Richtung von der Nation als die Erlöser vom Sozialismus betrachtet werden, sich auf die Thatsache zu beschränken, daß sie gekreuzigt worden sind. (Sie sind bekanntlich alle in ihren bisherigen Wahlkreisen unterlegen.) Auf der anderen Seite haben die Herren Haldane, Acland, Asquith und Campbell-Bannerman die wenigen liberalen Triumphe im Wahlkampfe zu verzeichnen. Sie sind nicht mit reduzirten Mehrheiten ins Haus zurückgekrochen, sondern mit verstärkten Mehrheiten zurückgekommen." Vom reinen Parteistandpunkte aus habe demnach die kollektivistische Politik sich bezahlt und die Reaktion dagegen den Ruin bedeutet. Nur sei der Kollektivismus eine Karte, die kühn ausgespielt werden müsse. So habe Herr Shaw-Lefevre als Minister der öffentlichen Arbeiten aus Furcht, die Kapitalisten zu verfeinden, bei wirklich arbeiterfreundlichen Maßregeln sein Licht nach Möglichkeit unter den Scheffel gestellt. „Als die Wahl herankam, wußten die wenigsten Arbeiter, was er für sie gethan, während die Kapitalisten sehr wohl wußten, was er gegen sie gethan. Das Resultat war, daß er von der politischen Bühne gefegt wurde." Ebenso wenig habe sich die bloße sozialistische Phrasendrescherei als förderlich erwiesen. „Die Independent Labour Party hat, obwohl sie über eine ganze Garnitur unzweifelhaft sozialistischer Prinzipien und einen ausgedehnteren und mannigfaltigeren Vorrath von Rhetorik verfügt, als, die Sozialdemokratische Föderation ausgenommen, irgend eine andere Partei im Lande, das Vertrauen der Wählerschaft nicht entfernt in dem Verhältniß erworben, wie der Kollektivismus Anhänger und Freunde gemacht hat." Was nöthig sei, sei solide Arbeit. „Ansichten genügen für den Agitator, sie genügen aber nicht für den Mann der Verwaltung und Gesetzgebung." Das solle sich auch die liberale Partei gesagt sein lassen.

„Ich denke, selbst der fanatischste liberale Parteimann wird mir zugeben, daß die Anrufung der Einbildungskraft des Volkes nicht die starke Seite der gegenwärtigen Führer der Liberalen ist. Herrn Gladstones Rücktritt bedeutet für den Liberalismus den Abgang von Enthusiasmus und Glanz. Ich wünschte, ich könnte mit einigem Schein von Ueberzeugungskraft verkünden, daß Disraeli

* Der Letztere hat keinerlei offiziellen Posten bekleidet, man weiß aber, daß er die „Seele" der sozialistisch-radikalen Minderheit des Kabinets war. Er ist Anhänger und genauer Kenner der Hegelschen Philosophie, sowie Verehrer von Lassalle und Marx. E. B.

ınd Gladstone die letzten der großen politischen Schauspieler gewesen. Aber das ınn ich glücklicherweise mit Zuversicht auf Ihre Zustimmung aussprechen, daß)re Nachfolger im theatralischen Fach noch nicht gefunden sind. Die Konser- ativen treffen gewisse Vorkehrungen dazu, indem sie Lord Salisbury das zu- veisen, was man in der Theaterwelt die ersten Partien nennt, und er ist in ewissen Rollen nicht ganz unwirksam, obwohl er in Fragen der inneren Ver-)altung und der Wirthschaftspolitik gern in die weniger eindrucksvolle Rolle der rsten Mutter verfällt. Aber in der liberalen Truppe ist die erste Partie ab- olut unbesetzt. Lord Rosebery amüsirt die Nation, aber er macht keinen Ein- ruck auf sie, und hin und wieder zieht er sich ihre Entrüstung zu. Herr Asquith berzeugt, wenn er einen bestimmten Fall zu vertreten hat; er kann ihn aus- ezeichnet vortragen und das Verdikt erzielen, das er befürwortet. Aber er kann ichts thun ohne einen solchen, und die Leute werden nicht blos seiner schönen lugen willen liberal stimmen. Herr John Morley genießt allgemeine Achtung, icht weil die liberale Politik mit Glanz ausstattet, sondern weil er uns auf- ordert, entschlossen und ehrlich zu ihrer absoluten Oedigkeit zu stehen und sich ogar weigert, Sympathie mit dem Sozialismus auch nur vorzugeben. Sir Villiam Harcourt und Herr Arnold Morley sind entschieden unpopulär, Herr cland, obwohl verdientermaßen populär, ist theatralisch ohne Effekt, kurz, die iberalen haben nicht die Mittel, an die Einbildungskraft der Wähler zu appel- iren und müssen sich daher an ihre Interessen wenden; mit anderen Worten, ie müssen die nächste Wahl nicht auf ihre Personen, sondern auf ein Programm in ausfechten." Dieses Programm aber wolle nicht blos aufgestellt, sondern usgearbeitet sein; kein von außen aufgedrängtes Sammelsurium von Forderungen, nit dem man, wenn ins Amt gelangt, nichts anzufangen wisse, sondern wohl- iberdachte und gründlich studirte Gesetzesvorschläge. Sechs Jahre Zeit hätten ie Liberalen dazu vor sich, es sei aber sehr unwahrscheinlich, daß sie sie dazu usnützen würden. Man werde das alte parlamentarische Parteispiel weiter ortsetzen. Ebenso habe sich die Hoffnung nicht erfüllt, daß die Trade Unions ich zu wirklicher That aufraffen würden. Nach wie vor stelle man allgemeine Forderungen auf, ohne sich die Mühe zu geben, sie in bestimmte gesetzgeberisch erwendbare Form zu fassen, und von einer gemeinsamen Aktion bei der Wahl ei nicht die Rede gewesen.

„Das Bild, das ich Ihnen vorgeführt, ist somit nicht sehr rosig. Der Trade Unionskongreß hilflos, die alten politischen Truppen hoffnungslos, die Sozialisten großentheils fünfzig Jahre in ihren politischen Vorstellungen zurück, ınd die plutokratischen und privilegirten Klassen sicherer im Sattel als je, was bleibt uns da übrig, als auf die heranwachsende junge Generation zu hoffen? . . . Ind den Arbeiterabgeordneten möchte ich ans Herz legen, es der Arbeiterklasse um Bewußtsein zu bringen, daß Jemand, der seine parlamentarische Arbeit gründlich verrichten soll, nicht noch andere Arbeit daneben thun kann. Die Laufbahn von John Burns ist in dieser Hinsicht besonders lehrreich. Wieso ommt es, daß Burns in der Lage gewesen ist, die ganze Zeit über seine Position n der Arbeiterbewegung so fest zu behaupten, trotzdem er in so vielen Sektionen erselben sich bittere Gegnerschaft zugezogen hat? Ich möchte sagen, das Ge-)eimniß liegt darin, daß er seine ganze Arbeitskraft seiner Thätigkeit im Gewerkschaftsrath und im Parlament gewidmet hat. Daß er ein verzweifeltes Risiko dabei lief, wissen Alle zur Genüge, die die Geschichte des Burnsschen Diätenfonds kennen, aber das Endresultat hat sein Verhalten gerechtfertigt. Im Parlament und im Rath ist er stets am Platz, stets dabei, sich an den Arbeiten

dieser Körperschaften zu betheiligen, Arbeit zu erledigen und Erfahrungen zu sammeln. Das ist die Sache. Von nichts bin ich so überzeugt, als davon, daß die Einführung der Diätenzahlung eine ebensolche Verbesserung im Personal der Volksvertretung bewirken würde, wie die Abschaffung der Stellenkäufe in der Armee im Personal der Offiziere. Das ist alles, was ich heute Abend Ersprießliches zu sagen habe. Ich kann Sie nur versichern, daß so wenig es auch ist, was ich verlange, es doch viel mehr ist, als Sie voraussichtlich zur Zeit erhalten werden. Ich erhebe den Ruf nach einem reellen Programm bestimmter, auf angemessenem Studium beruhender Reformvorschläge. Ich richte mich nicht länger an die Arbeiterklassen, an deren politische Initiative ich den Glauben verloren habe. Ich richte mich an die aufwachsende Generation von Volksvertretern, gleichviel welcher Partei oder Klasse."

Dies der Vortrag, aus dem die Stellen über die einzelnen, zur Debatte stehenden Fragen der Sozial- 2c. Gesetzgebung der Kürze halber fortgelassen sind. Man sieht, der Grundton ist ein sehr pessimistischer. Liberale Blätter warfen Shaw vor, er setze sich mit sich selber in Widerspruch, wenn er einerseits von dem „bürgerlichen Konservatismus" der Arbeiterklasse spreche und andererseits behaupte, die Liberalen seien bei der Wahl geschlagen worden, weil sie nicht kollektivistisch genug vorgegangen seien. Aber dieser Widerspruch ist nur scheinbar. Was Shaw den Arbeitern vorwirft, ist Mangel an politischer Selbständigkeit und Selbstthätigkeit, und das ist mit einem Verlangen nach Wohlthaten von oben herab wohl vereinbar. Eher könnte man die Beweiskraft seiner Schlüsse aus den Wahlschicksalen der liberalen Führer anzweifeln, denn bei näherer Analyse, und wenn man weiß, wie viele bewährte und eifrige Sozialreformer durchgefallen und wie viele erklärte Gegner von kollektivistischen Reformen in Arbeiterwahlkreisen gewählt worden sind, stellt sich das Bild wesentlich anders. Auch sonst fehlt es nicht an Uebertreibungen, und übertrieben ist denn auch das pessimistische Urtheil über die Arbeiterklasse im Ganzen. Sie ist ein schwerfälliger Körper, um so schwerer zu einheitlicher Aktion zu bringen, als es zur Zeit an einem bestimmten, sich allen ihren Gruppen gleich dringend und eindrucksvoll präsentirenden Kampfobjekt fehlt, und große Kategorien geben sich in der That einem sträflichen Quietismus und dem Laster der Gedankenlosigkeit hin. Aber so langsam der Gang der Bewegung, so viele Enttäuschungen er schon gebracht, so liegt doch kein Grund vor, an der Klasse zu verzweifeln. Wenn es richtig ist, was Shaw den kämpfenden Sozialisten vorwirft, daß sie in ihrer politischen Wissenschaft um fünfzig Jahre zurück sind, so erklärt doch dies schon, warum viele Arbeiter, obwohl sie die sozialistische Lehre bis zu einem gewissen Grade acceptirt haben, noch scheuen, sich den sozialistischen Parteien in die Arme zu werfen.

Und ein Stück Berechtigung wird man seiner Kritik zugestehen müssen, so parador sie in diesem Punkt und auch sonst formulirt ist. Friedrich Engels hat vor noch gar nicht langer Zeit dasselbe wie Shaw, nur sehr viel konziser gesagt, als er von der Sozialdemokratischen Föderation erklärte, sie mache aus der Marrschen Lehre ein Sektendogma, und auch er war der Ansicht, daß die Independent Labour Party nicht genug berücksichtige, daß um die Partei der Arbeiter zu sein, man vor allem deren volles politisches Vertrauen erwerben muß. Aber noch schärfer würde er Shaws Schlußfolgerung kritisirt haben. In der That wird da der Possibilismus wieder zum höchsten Impossibilismus. Auch die aufkommende Generation von Parlamentariern, an die Shaw appellirt, würde unfähig sein, etwas auszurichten, ohne die nachhelfende Unterstützung der Arbeiterklasse.

Der Vortrag rief schon in der Versammlung lebhaften Widerspruch hervor, und die sozialistische Presse wird es an kritisirenden Entgegnungen nicht fehlen lassen. Aber es würde bedauerlich sein, wenn sie über der Widerlegung der vielleicht mehr barock formulirten, als dem Gedankeninhalt nach unrichtigen Behauptungen Shaws den gesunden Kern seiner Kritik übersähen. Jedenfalls ist die Diskussion in Fluß gebracht, und wenn sie auch nicht allen Schäden gleich ein Ende machen wird, so wollen wir doch hoffen, daß sie nicht fruchtlos vergehen wird.

Thomas Henry Huxley, der Freund und Erklärer Darwins.

Von **Edward Aveling.**

Von Darwin abgesehen ist Huxley auf dem Gebiete der Naturwissenschaften vielleicht der hervorragendste und bedeutendste Gelehrte englischer Abstammung in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Zur Zeit, wo ich die folgenden Ausführungen schreibe, ist bereits gerade ein voller Monat seit seinem Tode verstrichen. Allein die Leser der „Neuen Zeit" werden den verspäteten Rückblick auf sein Leben und seine Bedeutung verzeihen, wenn ich die Ursache davon andeute. Als Huxley in Eastbourne starb, lag Engels daselbst im Sterben. Dessen Tod und alles, was vorher und nachher damit zusammenhing, sind mehr als genügende Gründe, um die verspätete Würdigung des für uns weniger wichtigen Mannes zu erklären.

Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß Huxley ein unbedeutender Mann war, thatsächlich gehörte er zu den bedeutendsten Männern unserer Zeit. In Folgendem eine sehr kurze und trockene Skizzirung seines Lebens.

Huxley wurde 1825 zu Ealing, einem Außendistrikt von London geboren, wo sein Vater Zeichenlehrer an mehreren Schulen war. Kraft der Macht der Vererbung wäre er beinahe Maschineningenieur geworden, und Zeit seines Lebens war er mit dem Stift ebenso geschickt, wie mit der Feder. Kraft der Anpassungsfähigkeit — die vielleicht stets als machtvollerer Faktor über die Entwicklung entscheidet — trat er 1842 als Student in das Charing Croß Hospital ein. Nachdem er das Studium der Medizin mit den vorschriftsmäßigen Prüfungen abgeschlossen hatte, nahm er als Schiffsarzt in der Kriegsmarine Dienst. Sehr bald, nämlich schon im Jahre 1846, wurde er als Chirurg auf der „Rattlesnake" (Klapperschlange) angestellt, welche von 1846 bis 1850 sich im Stillen Ozean aufhielt. Ernst Haeckels wissenschaftliche Laufbahn hatte bekanntlich den gleichen Ausgangspunkt. Auch Charles Darwin verließ Cambridge, um als Naturforscher an Bord der Brigg „Beagle" zu gehen, und dort legte er den Grund zu jenen Beobachtungsmethoden und Experimenten, welche eine Revolution in der Wissenschaft der Biologie zeitigten.

Den größten Theil der vier Jahre kreuzte die „Rattlesnake" in der Nähe der großen Kette von Korallenriffen, die der Küste von Australien und Neu-Guinea vorgelagert ist. Diese Riffe erstrecken sich mit wenigen unbedeutenden Unterbrechungen gegen 1000 englische Meilen weit, haben eine durchschnittliche Breite von 30 Meilen und eine Oberfläche von 33 000 Quadratmeilen. Während der Dauer seiner Reise schrieb Huxley eine Reihe von Abhandlungen für die „Philosophical Transactions", die Monatsschrift der Royal Society (königlichen

Gesellschaft der Wissenschaften). Im Jahre 1849 sendete er seine berühmte Studie über die Quallen und ihre Verwandten nach England. Diese Arbeit zeigte der wissenschaftlichen Welt, daß auf dem Gebiete der Biologie ein ganz hervorragender, höchst bedeutender Forscher erstanden war. Wenn wir der Umstände gedenken, unter denen die Abhandlung geschrieben wurde: des stetig bewegten Lebens und Treibens an Bord des Schiffes, das einsam in entfernten Gewässern kreuzte; der Abgeschlossenheit des Gelehrten von den Hilfsmitteln der Wissenschaft, der durch Ozeane von Nachschlagewerken und Mitarbeitern getrennt war: so drängt sich die Ueberzeugung auf, daß kein späteres Werk Huxleys so klar die Spuren jenes Genius trägt, der nicht blos die „ungeheure Fähigkeit unermüdlichster Arbeit ist“, sondern etwas mehr als das. 1851, fast unmittelbar nach seiner Rückkehr nach England, wurde er Mitglied der „Royal Society“, jener Körperschaft, welcher die hervorragendsten englischen Gelehrten angehören. 1854 wurde er für die Vorlesungen über Paläontologie und Naturgeschichte an die königliche Bergakademie (Royal school of Mines) berufen, welche damals in der That die erste staatliche Hochschule für Naturwissenschaften war, wie sie es gegenwärtig nicht blos in der That ist, sondern auch dem Namen nach. Huxley setzte seine Vorlesungen bis zum Jahre 1885 fort, und während dieser 31 Jahre zeigte er sich von der besten seiner vielen guten Seiten, als ganz vorzüglicher Lehrer. Einer seiner Schüler oder richtiger ein regelmäßiger Hörer eines der populären Vortragskurse über Naturwissenschaften, die Huxley in den sechziger Jahren abhielt, war kein Geringerer als Karl Marx. Gewissenhaft machte er sich Notizen, und nur die Bescheidenheit, welche vom wahren Genie untrennbar ist, hielt ihn davon zurück, die Bekanntschaft des vortragenden Gelehrten zu suchen und Fragen an ihn zu stellen. Huxley war zweimal Professor der Physiologie an der Royal Institution; Examinator für Physiologie und vergleichende Anatomie (in der damaligen Zeit war die Spezialisirung der einzelnen Wissenschaften noch nicht so weit fortgeschritten, daß man diese beiden sehr verschiedenen Zweige der Naturwissenschaft voneinander getrennt hätte) an der Londoner Universität, und 1858 hielt er vor der Royal Society Vorlesungen über die „Theorie des Schädels der Wirbelthiere“. Durch dieselben trug er mächtig dazu bei, die transcendentale Auffassung Owens aus dem Felde zu schlagen, daß der Schädel der Wirbelthiere aus vier umgestalteten Wirbeln geformt sei. 1862 wurde er Vorsitzender der biologischen Sektion des jährlich stattfindenden Britischen Naturforschertags (the British Association); 1870 Vorsitzender sowohl der Gesellschaft der britischen Naturforscher, wie der kleineren Gesellschaft der Geologen; 1872 Rektor der Universität Aberdeen; 1873 einer der beiden Schriftführer der Royal Society; 1875 für zwei Jahre, während Wyville Thomson an der Expedition des Challenger theilnahm, Professor der Naturgeschichte in Edinburg; 1883 Vorsitzender der Royal Society. Von 1881 bis 1885 hatte er die beste und einträglichste jener offiziellen Sinekuren inne, von denen naive Gemüther sehr mit Unrecht annehmen, daß sie schon in den Tagen Addisons, Steeles und Swifts aufgehört hätten. Huxley wurde nämlich zum Amt eines Inspektors der Lachsfischereien ernannt. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, kann man nicht verschweigen, daß Huxley ohne Erröthen Pfründe auf Pfründe häufte. Er hatte nicht die geringste Abneigung gegen Aemter, die keinerlei andere Mühe nach sich zogen als die, das Gehalt einzusäckeln. 1885 gab er endlich seine öffentliche Thätigkeit auf und verbrachte die letzten zehn Jahre seines Lebens in Eastbourne. Selbstverständlich nicht in Unthätigkeit. Mit der Feder war er noch fernerhin thätig und vernichtete vollständig die wissenschaftlichen Anmaßungen des Herzogs

von Argyll und anderer Windbeutel des nämlichen Schlags. 1892 wurde er zum Geheimrath (Privy Councillor) ernannt. Im März des laufenden Jahres erkrankte er tödtlich, zwei oder dreimal besserte sich vorübergehend für kurze Zeit der Stand seiner Gesundheit, am Samstag den 29. Juni trat das Ende ein.

Die Liste der Leidtragenden, die seinem Begräbniß beiwohnten, liest sich wie ein Verzeichniß der Autoren einer riesigen englischen Encyklopädie der Wissenschaften. Bereits ist die Rede davon, daß in der Westminster-Abtei eine Gedächtnißtafel zu seinen Ehren angebracht werden soll; daß man in der Halle des naturwissenschaftlichen Museums sein Standbild neben denen von Darwin und Owen aufstellen will; daß man in dem Hospital von Charing Croß, wo er studirte, ein Stipendium und eine Medaille nach ihm zu benennen plant. Welche besondere Form oder Formen die beabsichtigten Ehrungen schließlich annehmen, werden wir höchst wahrscheinlich nach den Ferien erfahren, da dann behufs Erörterung der Frage eine öffentliche Versammlung einberufen werden soll.

Von Huxleys größeren Schriften sind zu nennen seine „History of the oceanic hydrozoa“ (1858), in der er die wissenschaftlichen Resultate seiner Reisen mit der „Rattlesnake“ niederlegte. Dann: „Mans place in nature“ (1863), die Stellung des Menschen in der Natur, eine Schrift, die durch ihre Untersuchungen über den Ursprung des Menschengeschlechts Aufsehen erregte. Ferner „Elements of comparative anatomy“ (1864), die Grundzüge der vergleichenden Anatomie; „Lessons in elementar physiology“ (1866), Vorlesungen über elementare Physiologie; „The physical basis of life“ (1868), die natürliche Grundlage des Lebens; „An Introduction to the Classification of Animals“ (1869), Einleitung in die Klassifikation der Thiere; „Lay Sermons“ (1870), eine Sammlung kleinerer Aufsätze; „A manual of the anatomy of vertebrated animals“ (1871), ein Handbuch der Anatomie der Wirbelthiere, dem bald seine Anatomie der Wirbellosen folgte, sowie endlich seine „Physiography“ (1877) und seine Arbeit über Hume (1879).

Bei dieser trockenen Aufzählung muß für den deutschen Leser hervorgehoben werden, daß Huxley einen ebenso vorzüglichen als charakteristischen Stil schrieb. In dieser Beziehung unterscheidet er sich durchaus von seinem Lehrer und Meister Darwin, dessen Schreibweise, literarisch betrachtet, einfach ganz gräßlich ist.

Huxley vereinigte in seiner hochinteressanten und fesselnden Persönlichkeit zwei Individualitäten, welche sehr selten vereinigt zu finden sind: den Forscher und den Popularisator. Als selbständiger Forscher und Beobachter stand er mit in erster Reihe. Als Erklärer und gewissenhafter Popularisator der Ideen Anderer nahm er, in England wenigstens, unbestritten den ersten Platz ein. Sein Intellekt war ein äußerst reger und lebendiger. Er sah nicht blos das Seiende, sondern erkannte mit klarer Voraussicht, was sich daraus entwickeln wird. Er erblickte die Dinge nicht blos an und für sich, sondern in ihrem Zusammenhang mit anderen Dingen. Ihm war jener Scharfblick eigen, welcher bezüglich der Folgen unmittelbarer Geschehnisse zur Voraussicht wird. Mit einem Wort, er war ein durchaus wissenschaftlich veranlagter und denkender Mann, geradezu erstaunlich genau und zutreffend ist seine Abschätzung der Dinge nach ihrem wahren Werthe.

Als sich Huxley der Biologie zuwendete, bedurfte diese gerade einer Kraft wie der seinigen. Der verstorbene Sir Richard Owen war eine eigenthümliche Erscheinung. Nachdem er das Gebiet der Zoologie durch das kalte Licht der genauesten Beobachtung erhellt hatte, machte er auf dem Gebiete der Theorie einen höchst überraschenden Rücksprung ins Dunkle. Er ist zum großen Theil verantwort-

lich für den phantastischen Traum, daß sich der Schädel der Wirbelthiere aus vier umgestalteten Wirbeln entwickelt habe. Er liebte es, Urtypen oder Idealformen aufzustellen, welche angeblich die Zentren waren, um welche sich die einzelnen Gruppen von Lebewesen, wie z. B. die Wirbelthiere, ordneten, und von denen aus sich diese entwickelt haben sollten. Mit einem Wort, Owen war mehr oder weniger von den Anschauungen des Deutschen Oken angesteckt worden. Auf der anderen Seite wurde in England vor Huxleys Auftreten die strenge Morphologie eines Johannes Müller vernachlässigt und geradezu verspottet. Huxley war es mehr als sonst Jemand vorbehalten, die Wissenschaft der Zoologie und damit die Biologie aus dem Reiche der Träume und Täuschungen zu führen und für sie dem Grundsatz Geltung zu verschaffen, daß jede Theorie fest auf den gewissenhaftesten Beobachtungen und sorgfältigsten Versuchen begründet sein müsse. Ich glaube in dieser Beziehung nichts Besseres zu seinem Lobe sagen zu können, als daß ihm nur Gegenbaur ebenbürtig zur Seite steht.

Für Huxley war die Wissenschaft „gesunder Menschenverstand im höchsten Sinne des Wortes“. Und dies ist einer der Gründe, weshalb er stets die dringende Nothwendigkeit betonte, daß die Naturwissenschaft einen integrirenden Bestandtheil jedes Erziehungssystems ausmachen müsse. Dies ist auch einer der Gründe, weshalb er über jeden Fortschritt der Wissenschaft jene kräftige Freude empfand, die für Manche einen ganz wesentlichen Zug der „Lust zu leben“ ausmacht. Nebenbei sei hier eingeschaltet, daß der letztere Ausdruck keineswegs, wie Viele wähnen, eine fin-de-siècle-Redensart ist. Sie kommt schon*) im Ersten Gesang des Reinecke Fuchs vor; Henning der Hahn beklagt „zehen junge Söhne mit vierzehn Töchtern, sie waren . . . voller Lust zu leben.“

Huxley begrüßte übrigens jeden Fortschritt der Wissenschaft nicht nur um seiner selbst willen mit aufrichtiger Freude, er glaubte vielmehr auch an seinen erzieherischen Einfluß auf die Entwicklung der Menschen.

Dem Durchschnittsnaturforscher ist ein Dualismus des Denkens eigenthümlich. Einerseits hält er sich für das Sondergebiet seiner Studien an die strengste Beobachtung der Thatsachen, an eine scharf logische Schlußfolgerung. Andererseits läßt er für andere Gebiete, wie das der Religion oder der Nationalökonomie, Methoden gelten, welche er für die Naturwissenschaften mit Verachtung zurückweisen würde. Soweit ich es beurtheilen kann, ist Huxley in dieser Hinsicht etwas besser gewesen. Er hat so sehr am Prinzip des Monismus festgehalten, daß er es nicht blos auf die Naturwissenschaften anwendete, sondern auch auf die Religion. Leider läßt ihn jedoch sein Monismus gerade dort im Stich, wo wir das Gebiet des spekulativen Glaubens wieder verlassen und in die klare Atmosphäre der reinen Wissenschaft zurückkehren, nämlich gegenüber den wirthschaftlichen Fragen. Er war ein ausgesprochener Gegner des Sozialismus. Wie Häckel, Virchow, Vogt 2c. in Deutschland und Tyndall in England war seine Auffassung der sozialen Verhältnisse durch und durch vom Krebs der bürgerlichen Anschauungen zerfressen; soweit es mir bekannt ist, besaß er weder Verständniß noch Sympathie für die Arbeiterklasse.

Bei seinem systematisch veranlagten Geiste lag natürlich Huxley die gegenwärtige und zukünftige naturwissenschaftliche Literatur sehr am Herzen. Dieselbe bedarf einer Klassifikation und bedarf ihrer sehr dringend. Thatsächlich ist es dem einzelnen Gelehrten unmöglich geworden, alle literarischen Arbeiten auch nur auf einem einzigen wichtigen Gebiete der Wissenschaften zu verfolgen, geschweige denn alle Forschritte der Wissenschaft überhaupt. Es hat den Anschein, als ob die Revolution auf wissenschaftlichem Gebiete gleich anderen Revolutionen geneigt

*) schon! bei Götz. Indessen bereits 300 Jahre früher bei Hutten

wäre, ihre eigenen Kinder zu verschlingen. Die Abhilfe dagegen liegt erstens in der planmäßigen Umgestaltung und Ausdehnung des naturwissenschaftlichen Unterrichts und des Weiteren in einer gründlichen und übersichtlichen Klassifikation der wissenschaftlichen Literatur. Ein Linné oder Darwin muß kommen, um all die wissenschaftlichen Bücher, Zeitschriften, Annalen, Abhandlungen, Berichte, Denkwürdigkeiten, Monographien 2c. zu klassifiziren. Eine Woche nach Huxleys Tod berichtete ein „Internationales Komite für die Herausgabe wissenschaftlicher Kataloge", welches von der Royal Society im Anfang des Jahres 1894 ernannt worden ist, daß die Gesellschaft im Juli des nächsten Jahres eine internationale Konferenz einberufen würde. Aufgabe derselben soll es sein, einen Plan für die internationale Zusammenarbeit auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Literatur zum Zwecke ihrer Katalogisirung zu entwerfen.

Einen sehr anziehenden persönlichen Charakterzug Huxleys lernte ich aus eigener Erfahrung kennen. Ich meine sein sehr gütiges, ermuthigendes Entgegenkommen gegen jüngere Leute ohne Unterschied des Geschlechts, die das Gebiet seiner wissenschaftlichen Forschungen zum Gegenstand ihrer Studien machten. Als ich an der Londoner Universität mich auf dem Gebiete der Zoologie um die Ehren der alma mater bewarb, war Huxley mein Examinator. Wie ich mich wohl erinnere, kam er selbst, um die Arbeiten einzusammeln, welche wir am Nachmittage des einen der drei Prüfungstage geschrieben hatten. Von den sechs oder sieben Studenten, welche im Examen standen, war ich zufällig der einzige, der die vollen drei Stunden hindurch geschrieben hatte, welche für Abfassung der Arbeit angesetzt worden waren. Als Huxley meine Arbeit an sich nahm, sagte er sehr freundlich zu mir: „Es freut mich zu sehen, daß Ihnen drei Stunden nicht als zu lang erschienen sind, um nur drei Fragen zu beantworten. Es würde mich nicht wundern, wenn Sie der Erste der Liste würden." Ein oder zwei Jahre später siedelte ich nach Cambridge über und wurde Assistent des Professors Michael Foster, der gegenwärtig Professor der Physiologie am Trinity College ist, damals aber erst das Amt eines außerordentlichen Professors bekleidete. Foster war zur gleichen Zeit, wie es Huxley gewesen war, Professor der Physiologie an der Royal Institution. An den Tagen, wo er in London Vorlesungen hatte, mußte ich ihn dorthin begleiten und in den Laboratorien des Instituts seine Apparate und Experimente für die Nachmittagsvorlesungen vorbereiten. Bei der und jener Gelegenheit wurde ich sowohl mit Huxley wie mit Tyndall bekannt. Häufig genug mußte ich von Beiden Apparate oder Reagentien entlehnen. Tyndall, es thut mir leid, daß ich es sagen muß, war stets mehr oder weniger unfreundlich und entweder gönnerhaft herablassend, hochfahrend oder geradezu grob. Huxley dagegen erwies sich jederzeit als die Güte, Höflichkeit und Bereitwilligkeit selbst.

Was religiöse Fragen anbelangt, so ist allgemein bekannt, daß Huxley den Ausdruck „Agnostiker" erfand, der solchen Leuten mundgerecht ist, welche zu „anständig" sind, um sich Atheisten zu nennen. Thatsächlich ist natürlich kein Unterschied vorhanden zwischen dem Agnostizismus von Männern wie Huxley und Darwin und dem Materialismus von Männern wie Marx und Engels. Der ganze Unterschied beschränkt sich auf den Namen. Es genügt, an dieser Stelle daran zu erinnern, daß Huxley zumal in seinen jüngeren Jahren in religiösen Fragen eine sehr entschiedene und zwar durchaus anti-kirchliche Haltung einnahm. Trotzdem veranlaßte seine unglückselige Liebedienerei vor der Macht, daß er, als er in den Jahren 1870—72 dem Londoner Schulrath angehörte, seine einflußreiche Stimme nicht zum Protest dagegen erhob, daß in den Staatsschulen tag-

täglich die Bibel gelesen wird. Gelesen wird, nicht etwa als ein hochinteressantes und bedeutsames literarisches Dokument, sondern als ein ganz besonderes Buch, das sich von allen übrigen Büchern wesentlich unterscheidet und höher steht, als sie alle.

Wo jedoch das bürgerliche Vorurtheil, die bürgerliche Auffassung nicht ins Spiel kam, erwies sich Huxley als ein gewaltiger und sogar leidenschaftlicher Gegner der Geistlichkeit. In seinen Kämpfen gegen sie, wie in seinen Kämpfen gegen Owen und andere Hohepriester der orthodoxen Naturwissenschaft bethätigte er eine eigenthümliche Verquickung von polemischer und kühl überlegender Begabung. Der Eifer, mit welchem er für die Darwinsche Theorie von der natürlichen Zuchtwahl eintrat, und der Eifer, mit welchem er die Geistlichkeit angriff, sind beide auf Rechnung zu setzen der großen Interessen, die nicht blos für seine Lehre, sondern auch für seinen Beruf auf dem Spiel standen. Sicherlich wurde er mit Recht zornig, wenn er Zeuge war, wie rein wissenschaftliche Fragen mittels ganz unwissenschaftlicher Methoden klargelegt und gelöst werden sollten. Die Antwort, welche er 1860 dem anmaßenden Bischof von Oxford gab, als dieser Prälat auf der Jahresversammlung britischer Naturforscher über die Darwinsche Theorie zu spotten wagte, ist historisch geworden. Wir lassen sie an dieser Stelle folgen als passendsten Abschluß unserer kurzen Skizze und als äußerst charakteristisch für Huxleys Persönlichkeit. Vorausgeschickt sei, daß das Rededuell zwischen dem berühmten Biologen und dem Bischof Samstag den 30. Juni 1860 in Oxford stattfand. Der Bischof bewies nicht und gliederte nicht logisch Thatsache auf Thatsache zur Begründung seiner Ansicht aneinander, sondern er deklamirte, und seine hohlen Phrasen waren voll unverschämten, galligen Hohns. Er schloß seine Predigt mit der Frage, ob Huxley durch seinen Großvater mit einem Affen verwandt sei. Huxley antwortete darauf:

„Ich behaupte und wiederhole, daß Niemand einen Grund hat, sich zu schämen, wenn er einen Affen zum Großvater hat. Wenn es irgend einen Vorfahren gäbe, dessen ich mich schämen würde, so wäre es ein Mensch, ein Mensch, der, nicht zufrieden mit einem zweideutigen Erfolg in seiner eigenen Thätigkeitssphäre, sich mit wissenschaftlichen Fragen befaßt, von denen er keine Ahnung hat, die er nur durch leere, zwecklose Phrasen verdunkelt und bezüglich deren er die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer von dem wahren Kernpunkt ablenkt durch schönrednerische Abschweifungen und durch geschickten Appell an das religiöse Vorurtheil.“

Notizen.

Etwas über die gesundheitsschädlichen Einflüsse der Zündholzfabrikation. Angesichts des Interesses, welches die öffentliche Meinung gegenwärtig nach Verwerfung des Zündholzmonopols durch das schweizerische Volk den Mißständen in der Zündholzfabrikation entgegenbringt, wird es nicht unangebracht erscheinen, wenn wir an dieser Stelle einige der diesbezüglichen Mittheilungen des bayerischen Hofzahnarztes, Dr. C. Röse, wiedergeben. Der Hauptort der Thüringer Zündholzfabrikation, das Dorf Neustadt am Rennsteig, schreibt Dr. Röse, gehört zu zwei Dritteln nach Sachsen-Meiningen, zu einem Drittel nach Schwarzburg-Sondershausen. Der größte Theil der Einwohner lebt unmittelbar oder mittelbar von der Phosphorzündholz-Fabrikation. Eine Einschränkung dieses gesundheitsschädlichen Gewerbes ist in absehbarer Zeit kaum zu erwarten, da es den Bewohnern an irgend welcher anderen Arbeitsgelegenheit mangelt. Die Anzahl der größeren und kleineren

Zündholzfabriken belief sich im September 1894 in beiden Neustadt auf acht. Viel gefährlicher als diese aber ist die Hausindustrie, die sich trotz behördlichen Verbots in dem abgelegenen Orte erhalten, resp. neugebildet hat, bei der leider nothgedrungen auch Schulkinder mit Hand anlegen müssen. Die betreffenden Kinder haben, ebenso wie alle Phosphorarbeiter, einen ausgeprägten Phosphorgeruch des Athems. Es dürfte nach Dr. Röse völlig zwecklos sein, gegen diese Mißstände mit noch schärferer polizeilicher Ueberwachung vorzugehen, „denn die Noth des Lebens ist in Neustadt so groß, daß mit behördlichen Verboten nichts ausgerichtet werden kann. Gegen den Hunger hilft nicht die Peitsche, sondern ein Stück Brot!"

Die entsetzliche Folgekrankheit der Phosphorarbeit, die sogenannte Phosphornekrose, ein brandiges Absterben der Kieferknochen, ist in dem Orte stark verbreitet. Nach bisherigen Erfahrungen unterliegt es keinem Zweifel, daß die Träger stark angefaulter Zähne besonders leicht von der Phosphornekrose ergriffen werden, da die eingeathmeten und im Speichel niedergeschlagenen Phosphordämpfe durch die Zahnmarkkanäle abgestorbener Zähne und Zahnwurzeln unmittelbar in den Kieferknochen eindringen können. Es haben darum hervorragende Autoritäten, wie Professor Kocher in Bern, wiederholt auf die Nothwendigkeit einer guten Zahn- und Mundpflege bei Phosphorarbeitern hingewiesen. Schon die oberflächliche Untersuchung des nicht zahnärztlich geschulten Fabrikarztes stellte fest, daß in Neustadt unter 30 Arbeitern 25 angefaulte Zähne besaßen. In Wahrheit dürfte der Prozentsatz noch höher sein. Dr. Röse hatte Gelegenheit, sämmtliche Schulkinder von beiden Neustadt zu untersuchen und stellte dabei fest, daß von den 300 untersuchten Kindern im Schwarzburger Ortstheile 98,2 Prozent, im Meininger Theile gar 99 Prozent an Zahncaries erkrankt waren. Dieser erschreckend hohe Prozentsatz erklärt sich theils durch das weiche Neustädter Trinkwasser, theils durch die weiche, fast ausschließlich aus Kartoffeln bestehende Nahrung.

Zum Schluß sei noch bemerkt, daß, als im vergangenen Jahre Dr. Röse den Regierungen beider Duodezstaaten anbot, er wolle die Ueberwachung der Zahn- und Mundpflege in Neustadt übernehmen, falls ihm die baaren Unkosten vergütet würden, die dabei hauptsächlich betheiligte Meiningensche Regierung es nicht für nothwendig fand, auf die ausführliche Eingabe Dr. Röses überhaupt zu antworten. Dieses Vorgehen ist charakteristisch für die Arbeiterfreundlichkeit der Regierung dieses Ländchens.

—g.

Entwicklung des Verkehrswesens. In den Vereinigten Staaten gab es 1886 nur 13 elektrische Bahnen mit 100 Wagen. Gegenwärtig hat das Schienennetz der bestehenden 850 elektrischen Bahnen eine Ausdehnung von 9000 englische Meilen, 23 000 Wagen sind im Betrieb. Die elektrischen Bahnen repräsentiren ein Kapital von 400 Millionen Dollars.

Verkupferung eiserner Schiffe. Ein Uebelstand sowohl der eisernen wie hölzernen Schiffe besteht darin, daß sich in kurzer Zeit an dieselben eine Unmenge von Seethieren ansetzt.

Von welchem Einfluß dies ist, davon zeugt am deutlichsten die Thatsache, daß die „Chicago" auf ihrer Rückreise von Rio de Janeiro nach New York 1000 Tonnen Kohlen mehr verzehrte als auf der Hinreise, und daß dreimal während des Jahres der Ansatz entfernt werden muß, was mit dem jedesmaligen neuen Anstrich je 12 000 Dollars Kosten verursacht. Die Geschwindigkeit von Panzerschiffen kann sich durch diesen Ansatz um ein Drittel verringern.

Ein Weg, diesen Uebelstand bei eisernen Schiffen zu beseitigen, besteht darin, daß man die im Wasser befindliche Oberfläche derselben mit einem Kupferüberzug versieht. Durch das Seewasser wird dann eine ganz geringe Menge dieses Ueberzuges gelöst, so daß sich auf diesem stets eine dünne Schicht giftiger Kupfersalze befindet, welche den Seethieren das Festsetzen unmöglich macht.

Man sieht aber ohne Weiteres ein, daß eine solche Verkupferung eines Schiffes im Allgemeinen außerordentlich schwierig und kostspielig sein muß.

In Amerika werden jedoch gegenwärtig an einem 30 Meter langen Frachtdampfer Versuche angestellt, welche die Brauchbarkeit einer von Thomas S. Crane erdachten Methode zur Verkupferung auf galvanischem Wege prüfen sollen.

Das Schiff wird zu dem Zweck in ein Trockendock gebracht und ein Theil der zu verkupfernden Fläche mit einem hölzernen Kasten umgeben, welcher eine Lösung von Cyan-Kupfer enthält. Durch diese Lösung wird ein Strom von 900 Ampères und 6 Volts geleitet, und zwar wird der negative Pol der Strombahn, an welchem sich stets das Kupfer niederschlägt, von dem Schiffe selbst; der positive durch eine in die Lösung tauchende große Kupferplatte gebildet. Hierdurch wird das Schiff zunächst von einer zarten Schicht fest anhaftenden Kupfers überzogen. Hierauf wird an Stelle der Cyan-Kupferlösung eine Lösung von Kupfervitriol gebracht und durch diese ein Strom von nur 3 Volts so lange geleitet, bis die Kupferschicht eine Dicke von 1,2 Millimeter erreicht hat, wozu ungefähr zwei Tage erforderlich sind. („Technische Rundschau.")

F. H.

Feuilleton.

Kindesrecht.

Von Elise Langer.

(Fortsetzung.)

III.

„Guten Abend, Muttchen", sagte Gustav, den Kopf in die Wohnstube steckend, in der Frau Starke nähend bei der Lampe saß. „Ich habe noch einen Gang zu machen, hoffe aber zurück zu sein, wenn Vater und Eva aus dem Theater kommen."

Es waren seit dem Balle mehrere Tage vergangen, in denen Eva von den verheiratheten Kousinen in Beschlag genommen, in der ganzen Verwandtschaft herumgeführt und zu allen Sehenswürdigkeiten der Stadt geschleppt worden war. Heute hatte man sich ein Rendezvous im Theater gegeben, wohin Herr Starke Eva zu begleiten für seine Pflicht gehalten hatte.

„Ach, Gustav, Du mußt auf jeden Fall zurück sein", bat Frau Starke, die Brille, die sie zum Nähen gebraucht, von der Nase nehmend. „Die Kousine langweilt sich mit uns Alten allein."

„Bewahre, Mutter. Sie wird genug über die Vorstellung zu plaudern haben."

„Nein, nein, lieber Sohn. Thue mir den Gefallen, oder besser noch, bleibe gleich hier und erwarte sie. Ich habe auch was mit Dir zu reden."

„So? Nun, was denn?" lächelte Gustav, indem er den Hut auf den Tisch legte und sich neben der Mutter auf dem Sopha niederließ.

Frau Starke suchte verlegen nach Worten. Endlich sagte sie:

„Ja, Gustav, ich wollte Dich nur fragen, wie gefällt Dir denn eigentlich die Kousine? Findest Du sie nicht nett?"

„Mehr als das, Muttchen. Es ist ein schönes, liebenswürdiges Mädchen. Und sie hat Herz und Verstand."

„Na, siehst Du, Gustav. Genau das sagt der Vater auch. Und er meint, daß — daß — sie sich so recht zu Deiner Frau eignete."

„Vielleicht. Aber ich habe ja schon mein Theil."

„Ach, Gustav, das kannst Du doch nicht im Ernst meinen. Ich weiß wohl, daß — Du das Verhältniß leider Gottes fortsetzest — aber das ist doch nicht dasselbe, wie wenn man verheirathet ist.“

„Für mich ist es dasselbe. Meine Schuld ist es nicht, daß ich sie — von der wir reden — nicht auch öffentlich meine Frau nennen kann. Ich habe mich damals, Du weißt's, Eurem Willen gefügt, um es nicht zwischen uns zum Bruch kommen zu lassen. Aber ich erklärte gleich, daß ich mich zu keiner anderen Heirath verstehen würde. Ihr hattet die Wahl. Nun ist die Sache ein- für allemal abgethan.“

Er war aufgestanden und schritt im Zimmer langsam auf und ab, während die Mutter, den Kopf auf die Brust gesenkt, mechanisch mit der Nadel in ihrer Näharbeit herumstach.

Nach einer Weile sagte sie:

„Das kann nicht Dein letztes Wort sein, Gustav. Vater hat sein Herz so an Deine Heirath mit Eva gehängt. Sie ist doch auch ganz was Anderes, als solch ein ungebildetes Mädchen.“

„Anna ist nicht ungebildet. Da irrst Du sehr. Sie ist nicht gebildet im Sinne einer höheren Tochter, natürlich nicht. Dafür hat sie aber eine richtigere Auffassung des Lebens. Und Du würdest staunen, wie gut und treffend sie sich auszudrücken weiß.“

„Wo soll sie denn das herhaben, eine ehemalige Fabrikarbeiterin.“

„Glaubst Du denn nicht, Muttchen, daß der Umgang mit Deinem Sohn nicht auch ein bischen bildend wirkt? Ihr Frauen habt eine erstaunliche Entwicklungsfähigkeit.“

Nach einem Stillschweigen sagte Frau Starke zögernd:

„Kinder habt Ihr auch?“

„Ja, Mutter, zwei Kinder, und sie sind unsere größte Seligkeit. Zu meinem vollen Glück fehlte mir nur, daß ich sie Euch, namentlich Dir, Mutter, hätte ans Herz legen dürfen.“

Gustav hate sich wieder neben die Mutter gesetzt, die ihre Rührung vergebens zu bekämpfen suchte. Eine Thräne tropfte auf ihre Hand, worauf sie das Gesicht rasch an die Schulter des Sohnes lehnte.

„Warum thatest Du es nicht?“ flüsterte sie aufschluchzend.

„Konnte ich es denn?“ fragte er sanft zurück. „Ihr wart so unnahbar, auch Du, mein Mamachen, so gut und lieb Du sonst bist. Du weißt es selbst nicht, wie steinern Deine Mienen wurden, sobald man nur von ferne auf mein Verhältniß anspielte. Ja ja, so war's. Ich verehre gewiß die Frauen, ihre Opferfähigkeit und Hingebung, aber einen Fehler habt Ihr Alle gemeinsam: Ihr seid nachtragend, unversöhnlich —“

„Auch Deine —“

„Anna? Vermuthlich. Zum Glück habe ich noch keine Beweise dafür.“

„Und sie würde Dich nie aufgeben, auch wenn es zu Deinem Glück wäre?“

„Auf diese Ungewißheit hin thut sie es sicher nicht“, lachte er.

„Sei ernst, lieber Sohn, ich bitte Dich. Es handelt sich für Deinen Vater um das Glück seines Alters. Wenn ich's nur wäre, ich könnt' verzichten — aber er! Ach, Du weißt nicht, wie es an ihm genagt hat all die Zeit, und nun soll er wieder umsonst gehofft haben. Werde nicht ungeduldig. Hör' mich an. Ich will Dir einen Vorschlag machen. Ich will zu Deiner — Anna gehen, ihr sagen, wie es hier steht und sie fragen, ob sie Dich freigeben will. Wenn sie Ja sagt — würdest Du dann Vaters Wunsch erfüllen?“

„Wenn sie Ja sagt! Liebe goldene Mutter, wie glücklich würde ich sein, daß Du zu Anna gehen, sie kennen lernen willst, geschähe es nicht, um diese Frage an sie zu richten.“

„Du hast mir nicht geantwortet, mein Sohn. Was würdest Du thun, im Falle sie Dich freigiebt?“

Gustav, in dessen Gesichtszügen sich Güte, Verstand und Festigkeit ausprägten, sah die Mutter eine Weile mit einem feinen Lächeln an. Dann streckte er ihr rasch die Hand entgegen:

„Dann mache ich Eva einen Heirathsantrag.“

„Ein Mann ein Wort?“

„Ein Mann ein Wort. Aber mache Dir keine Hoffnung, Mutter. Anna weiß, daß wir zusammengehören, daß nichts in der Welt uns trennen kann.“

„Noch eins, lieber Sohn. Du darfst ihr vorher nichts sagen. Ich gehe morgen hin.“

„Gut, gut. Aber nun muß ich noch einen Augenblick an die frische Luft.“

Er nahm seinen Hut und ging.

„Bitte, sei zur Zeit zurück!“ rief sie ihm nach.

„Ohne Sorge, Mutter.“

Frau Starke saß eine Weile aufgestützt, das Gesicht mit der Hand bedeckend, da. Diese Eva, wie wenig sympathisch war sie ihr doch! Ihre ganze Art und Weise, ihre Gewohnheiten, alles war ihr fremd und unbehaglich. Sie war doch auch nur die Tochter eines Seifenfabrikanten, freilich eines sehr reichen, aber sie hatte Manieren wie eine Prinzessin. Sie schlief bis in den Tag hinein und litt nicht, daß man mit dem Frühstück auf sie wartete, man mußte es für sie warm halten. Sie ging und kam, wie es ihr paßte, mitten am Tage legte sie sich aufs Sopha und las, auch hörte man sie oft ganz laut deklamiren. Und dann diese Briefschreiberei. Täglich kamen Briefe an sie. Auch ein Tagebuch führte sie. Frau Starke hatte, als sie einmal in Evas Zimmer gewesen, um sich zu überzeugen, ob es regelrecht gesäubert würde, das Buch offen liegend gefunden und den Satz darin gelesen: „Warum ist die Zivilisation noch nicht bis hierher gedrungen? Mir erscheint hier alles so unkultivirt —“ Weiter hatte sie nicht gelesen. Aber sie war empört. Was wollte dieses Mädchen? Sie wohnte in einem neuen, bequemen, schönen Hause, Küche und Keller gaben für sie ihr Bestes her, man sann nur darauf, ihr Vergnügen zu bereiten. Ach, Frau Starke wußte nur zu wohl, daß sie ihren Sohn verlor, wenn er Eva heirathete, denn was würde sie mit dieser Schwiegertochter Gemeinsames haben? Und dennoch wollte sie alles daransetzen, das Schwerste auf sich nehmen, nur damit der Wunsch ihres Mannes in Erfüllung ginge. Sein Glück ging ihr noch über das ihrer Kinder, ihr eigenes kam gar nicht in Betracht. Und Gustav hatte sich ja heute förmlich begeistert über Eva geäußert. Er würde Anna bald über sie vergessen. —

Darüber war es spät geworden. Die Theatergänger kamen heim und brachten noch die älteste Tochter und deren Gatten mit. Frau Starke mußte für einen erweiterten Abendtisch sorgen. Die Gesellschaft war sehr animirt, besonders Eva, die die Leistungen der Schauspieler scharf kritisirte. Gleich darauf traf auch Gustav ein. Bei Tisch richtete Eva das Wort meistens an ihn, aber er ging nicht wie sonst auf ihr Geplauder ein. Er blieb den ganzen Abend still und in sich gekehrt und merkte es auch nicht, daß Eva ihn häufig mit einem halb mitleidigen, halb spöttischen Blick betrachtete. Das Gespräch mit der Mutter zitterte noch in ihm nach.

IV.

Am nächsten Morgen, nachdem Frau Starke in aller Frühe ihre häuslichen Anordnungen getroffen hatte, machte sie sich auf den Weg zu der Geliebten ihres Sohnes. Diese wohnte in einer ländlichen Vorstadt, die aus kleinen, von Gärtchen umgebenen Häusern bestand. Es war ein frischer Herbstmorgen. Ein starker Wind hatte die von anhaltendem Regen morastigen Straßen und Plätze trocken gefegt. Frau Starke schritt anfangs rüstig zu, je näher sie aber ihrem Ziele kam, desto langsamer wurde ihr Gang, nicht sowohl wegen des draußen heftiger wehenden Sturmes, der ihr entgegenblies, als wegen des gewaltigen Pochens ihres Herzens.

Die Thüre des Gärtchens, sowie die Hausthüre fand Frau Starke offen, und so betrat sie geradenwegs die von rothen Fliesen ausgelegte Flur. An der ersten Thüre, an der ein Porzellanschild den Namen Anna Behrend trug, klopfte sie leise an. Alles still, Niemand öffnete. An einer zweiten Thüre vernahm sie Geräusch und lauschte. Und während sie hinhorchte, löste sich allmälig die Spannung in ihren Zügen und ein seliges, verklärtes Lächeln erblühte auf ihrem guten alten Gesicht. Da drinnen war ein Kosen und Girren und Jauchzen, sie kannte diese Laute, die wie eine längst verklungene selige Erinnerung an ihr Ohr schlugen. Ihr Klopfen blieb wieder unbeantwortet, weshalb sie sachte die Thür öffnete, nur einen Spalt breit, aber doch weit genug, um ein Bild reizendster Art zu erblicken. In einer Badewanne, die auf dem Boden des Gemaches stand, saß ein Knäblein, ein dralles, krausköpfiges Kerlchen, das mit beiden Aermchen jauchzend auf das Wasser schlug, so daß es hoch aufspritzte, und vor der Wanne ein junges Weib mit einem Säugling auf dem Schooße, den es gebadet zu haben schien und nun unter Küssen und Kosen trocknete und ankleidete.

„Entschuldigen Sie, daß ich hier eindringe“, sagte Frau Starke, als die junge Frau aufmerksam geworden, zur Thüre kam und die Fremde gewahrte. „Mein Klopfen wurde überhört. Bin ich hier recht bei —“

„Anna Behrend ist mein Name.“

„So, dann möchte ich einen Augenblick — aber ich sehe, Sie sind bei einer sehr wichtigen Beschäftigung.“

„O bitte, treten Sie nur hier in das Zimmer und nehmen Sie Platz“, versetzte die junge Frau, wobei sie die Thüre zu einem hübsch und wohnlich eingerichteten Gemach öffnete. „Ich werde gleich zu Ihren Diensten sein.“

„Ach, lassen Sie mich hier. Ich sehe den Kinderchen so gern zu. Ist das Kleine auch ein Bübchen?“ fragte die alte Dame, der Anderen näher tretend, um das Kind in ihren Armen zu betrachten.

„Nein, ein Mädchen“, war die Antwort. „Aber dann bitte ich Platz zu nehmen, während ich die Kinder schnell besorge.“

Sie wies dem Besuch einen Stuhl, und nachdem sie den Säugling in ein Korbwägelchen gelegt hatte, hob sie, mit einem Knie am Boden, den Knaben aus der Wanne, rieb ihn trocken und kleidete ihn an. Frau Starke hatte dabei Gelegenheit, den kräftigen weißen Nacken, das schöne, goldblonde Haar und die runden Arme der jungen Frau zu bewundern, die, um sich freier bewegen zu können, nur ein ärmelloses Kamisol aus rothem Flanell über dem Hemde trug.

Als der Knabe fertig war, hieß sie ihn der Dame eine Hand geben und sich still zu seinem Spielzeug setzen.

„Und nun“, sagte sie, ein kleines Schultertuch überwerfend und ebenfalls Platz nehmend, „mit wem habe ich das Vergnügen?“

„Mein Name ist — ich heiße Starke, Frau Starke.“

Bei diesem Namen richtete die junge Frau sich höher auf und ihr rosige Gesicht wurde um einen Schatten blässer.

„Und womit kann ich dienen?“ fragte sie kurz.

„Ich komme — ich weiß kaum, wie ich's sagen soll. Verzeihen Sie eine alten Frau. Es ist so schwer, ich hab's mir nicht so schwer gedacht. Sehe Sie, liebes Kind, Sie sind auch Mutter. Sie werden begreifen — mit einen Wort, ich möchte eine Frage an Sie richten. Ich kenne Ihr Verhältniß z meinem Sohn. Sein Vater wünscht so sehr, daß, daß er sich verheirathen möcht und — und —“

„Und die Frau ist schon gefunden!“

„Ja freilich. Es ist seine Kousine. Die Heirath der Kinder ist schon lange zwischen den Brüdern verabredet worden. Und jetzt ist die Eva hier und sie gefällt dem Gustav auch so weit ganz gut, aber er meint —“

„Was meint er?“

„Er meint, es ginge Ihretwegen nicht. Er hält sich für gebunden. Und deshalb bin ich gekommen — ich weiß jetzt selbst nicht, wie ich den Muth dazu gefunden habe — um Sie zu fragen, ob — ob Sie ihn freigeben möchten?“

„Er weiß von Ihrem Schritt?“

„Er weiß es, ja. Aber er wollt' es nicht, das muß ich sagen. Wenigstens meinte er, daß es umsonst wäre. Aber da ich doch nun einmal hier bin, bitte ich Sie, mir aufrichtig zu antworten!“

„Die Antwort ist sehr einfach: Sobald er frei sein will, ist er's. Ich halte ihn nicht.“

Die junge Frau sagte es erhobenen Hauptes, indem sie aufstand und an die Wiege des Kindes trat.

Frau Starke fühlte sich durch ihre Erklärung keineswegs befriedigt und erleichtert. Es ward ihr im Gegentheil schwerer denn je ums Herz.

„Es ist nur des Vaters wegen“, sagte sie leise, „er wäre so unglücklich, wenn nichts aus der Heirath würde. Ich für mein Theil — ach, ich — glauben Sie mir — jetzt, wo ich Sie kennen gelernt habe und die Kinderchen —“

„Keine Redensarten, wenn ich bitten darf. Und da Sie meine Antwort haben, ist es wohl für uns beide das Beste, diese Unterredung nicht weiter fortzusetzen.“

Frau Starke erhob sich.

„Ich verstehe, Sie haben ganz recht. Ich gehe schon. Lassen Sie mich nur noch einen Blick auf das Kind werfen.“

Sie trat auf die Wiege zu, in der der Säugling ruhig schlummerte, aber Anna wies sie mit einer kurzen Handbewegung zurück.

Die alte Frau konnte sich nicht länger halten. Sie schluchzte laut auf. „Leben Sie denn wohl!“ sagte sie und entfernte sich hastig.

Eine Weile blieb Anna in derselben Stellung unbeweglich stehen, mit großen Augen vor sich hinstarrend. Dann verschloß sie rasch die Thüre, als fürchtete sie die Wiederkehr des unliebsamen Gastes, und warf sich auf den nächsten Stuhl, das Gesicht mit den Händen bedeckend. So saß sie lange, lautlos, thränenlos. Plötzlich fühlte sie ihre Knie umschlungen. Der Knabe, der mit seinem hölzernen Pferdchen und seinen Bleisoldaten still in einer Ecke gespielt hatte, war auf die unbeweglich dasitzende Mutter aufmerksam geworden und herangekommen. Von Angst erfaßt, weinte er laut auf. Anna ließ die Hände von dem todtblassen Gesicht sinken und hob den Kleinen auf ihren Schooß. Und nun flossen die Thränen von Mutter und Kind zusammen. (Fortsetzung folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.



Nr. 4. XIV. Jahrgang, I. Band. 1895-96.

Die Kehrseite der Medaille.

Berlin, 16. Oktober 1895.

Während das deutsche Proletariat in Breslau seine jährliche Parlamentssession abhielt, haben sich die annoch in Deutschland herrschenden Klassen in ihrer besonderen Weise erlustirt. Dabei ist ein ganzer Haufe niedlicher Enthüllungen ans Tageslicht gekommen, und wer noch nicht gewußt hat, wie es hinter den Koulissen der Stützen von Altar und Thron aussieht, der kann es jetzt erfahren.

Ein allerliebstes Genrebild aus den Tagen des Sozialistengesetzes ist beispielsweise der Konflikt zwischen dem Hofjuden Bleichröder und dem Hofpfaffen Stöcker, in dem der achtzigjährige Heldengreis den weisen Salomo spielen mußte. Nachdem die berufenen Vertreter des Proletariats gewaltsam geknebelt worden waren, stürzten sich die Demagogen der herrschenden Klasse auf die Arbeiter, um sie durch Lügen zu bethören, durch Lügen, die nun nicht mehr die Gefahr liefen, sofort als solche festgenagelt zu werden. Eine der frechsten unter diesen Lügen war die Behauptung, daß die „Juden“ Lassalle und Marx zwar den arbeitsamen, fleißigen, frugalen Fabrikanten als Ausbeuter denunzirt, aber nie den plündernden Börsenjuden angetastet hätten. Auf diesen Schwindel reisten namentlich der Hofprediger Stöcker und der Professor Wagner; sie vertheilten dabei die Rollen so unter sich, daß Stöcker den Bannfluch gegen die börsenbeschützenden Juden Lassalle und Marx schleuderte, worauf Wagner begeistert aufsprang, um mit verzückten Mienen zu erklären, sein Busenfreund sei „universitätsfähig“, er könne jeden Tag einen akademischen Lehrstuhl der Volkswirthschaft besteigen. Mit dieser Art, dem Volke die Religion zu erhalten, war Kaiser Wilhelm auch ganz einverstanden; er sah, wie u. A. aus den Denkwürdigkeiten Roons hervorgeht, mit hoher Befriedigung auf die Agitation seines Hofpredigers.

Aber — welche Wendung durch Gottes Fügung! — nun mußte der Kaiser selbst die Rolle übernehmen, die Stöcker und Wagner den börsenbeschützenden „Juden“ Lassalle und Marx nachlogen. Um seinerseits seinen Heldenmuth gegen die Börse zu bethätigen, hatte Stöcker einen leichten Ausfall gegen den Hofjuden v. Bleichröder gemacht, mit einer in der That ziemlich harmlosen Redewendung, etwa des Sinnes, der evangelische Hungerpastor könne den Arbeitern freilich nicht viel schenken, aber reiche Leute wie Bleichröder könnten es eher. In der charakteristischen Feigheit des großen Kapitals erbebte Bleichröder über dies Wort;

wie sein mitfühlender Intimus Bismarck jetzt verräth, „fühlte er sich beunruhigt, indem er sich und seinen Tresor für etwa vorkommende Unruhen für die Plünderung designirt glaubte". Er wandte sich hilfeflehend an den Kaiser. Unterstützt wurde er dabei durch Bismarck, der kategorisch verlangte, Stöcker solle auf Grund des Sozialistengesetzes aus Berlin gewiesen werden. Der alte Wilhelm selbst liebte vermuthlich Bleichröder nicht sehr; das Offizierkorps des ersten Garderegiments, der eigentlichen hohenzollernschen Haustruppe, schnitt ostensibel die Prunkfeste des Hofjuden. Aber so weit reichte die Macht der Krone Hohenzollern nicht, einem Wunsche des Gründers Bleichröder sich so ohne Weiteres zu entziehen. Es wäre ihr auch nicht gut bekommen.

Indessen beeilte sich der Hofpfaffe, dem Hofjuden zuvorzukommen. Er denunzirte ihn beim Kaiser wegen der Abfütterungen, die Bleichröder den hohen Hof- und Staatsbeamten in der Passionszeit gebe. Wie könne dabei dem Volke die Religion erhalten bleiben! Das war ein willkommener Ausweg, den Klaps, den Stöcker wegen seiner Antastung Bleichröders unter allen Umständen erhalten mußte, ein wenig zu verkleiden. Bleichröder wurde veranlaßt, seine Abfütterungen hoher Hof- und Staatsbeamten in eine für christliche Gemüther weniger anstößige Jahreszeit zu verlegen, während Stöcker mit einem amtlichen Rüffel des Kultusministers bedacht wurde. Er durfte hinfort zwar immer noch den Namen des lieben Gottes, aber nie mehr den Namen Bleichröder in seiner Agitation unnützlich führen. Er hat es auch nie wieder gethan; wenn die heutigen Ueberzeugungen des zweiten Luther ins Gedränge seiner irdischen Interessen kommen, so pflegt er stets zu sagen: Hier stehe ich, Gott helfe mir, ich kann auch anders. Es kennzeichnet ihn, daß er seine schäbige Rolle in dieser schäbigen Geschichte heute noch mit sichtlichem Selbstgefühle betrachtet, ebenso wie es den braven Bismarck kennzeichnet, daß er für seinen verstorbenen Patron Bleichröder eine verschämte Lanze bricht. Und weder an dem Einen noch an dem Anderen ist es verwunderlich, daß sie in der blinden Wuth ihrer persönlichen Katzbalgerei nicht sehen, wie sie ihre geliebte Gesellschafts- und Staatsordnung bis auf die Knochen blamiren. Dadurch bis auf die Knochen blamiren, daß sie den albernen Kram hervorziehen, der im Anfange der achtziger Jahre hinter den triefenden Redensarten von Religion und Sozialreform steckte, durch die das Sozialistengesetz beschönigt werden sollte.

Nicht so albern, aber desto schmutziger sind andere Enthüllungen, die gleichfalls aus den achtziger Jahren und gleichfalls in den giftigen Zänkereien berühmter Ordnungsstützen durchgesickert sind. Einer von Bismarcks Tintenkulis hatte es aus irgendwelchen Gründen für angezeigt gehalten, die alte Geschichte von der Subvention wieder aufzuwärmen, die der verkrachte Schwiegervater des Staatssekretärs v. Bötticher aus dem Welfenfonds erhalten hat. Die agrarischen Junker griffen das auf, und ihre Sticheleien scheinen dem Zickzack-Kurse unbequem geworden zu sein. In voriger Woche veröffentlichte das preußische Staatsministerium eine feierliche Erklärung, worin es feststellte, daß Herr v. Bötticher zwar sein Vermögen der Rettung seines verkrachten Schwiegervaters geopfert, dafür aber keinen Ersatz erhalten habe. Dagegen wurde zugestanden, daß Bismarck die sonst für jenen Zweck noch nöthigen Summen beschafft habe, und im Uebrigen erklärte das preußische Staatsministerium, es entspräche der „Würde" eines Staatsministers nicht, wegen solchen Anzapfungen, wie sie Herr v. Bötticher erfahren habe, vor den Strafrichter zu gehen.

Diese Redewendung von der „Würde" nimmt sich im ersten Augenblicke etwas auffallend aus in dem Munde eines Ministeriums, dessen Mitglieder seit

infzig Jahren wegen jeder scharfen, wenn auch sachlichen Kritik ihrer politischen hätigkeit vor den Injurienrichter zu gehen gewohnt sind. Es sind jetzt etwa chs Jahre her, als der Schreiber dieser Zeilen zu einer hohen Geldstrafe — der Staatsanwalt hatte sogar drei Monate Gefängniß beantragt — wegen Beleidigung es preußischen Staatsministeriums verurtheilt wurde, weil er gesagt hatte, die reußische Regierung korrumpire die Presse durch das Gold des Welfenfonds. Der Strafantrag war unterzeichnet von dem Vizepräsidenten des preußischen Staatsministeriums, und sein Name lautete in schönen klaren Buchstaben: v. Böttticher. Nan sieht also: die „Würde" dieses Herrn hat zwei Gesichter. Indeß soll amit nicht einmal ein Tadel, geschweige denn eine Beleidigung ausgesprochen verden. Die Sache selbst hat ja auch zwei Gesichter. In seinem Buche über en englischen Parlamentarismus sagt Lothar Bucher über das englische Recht: „So begründet es eine Klage, von Jemanden zu sagen, er sei ein Straßenräuber, ber nicht: er sei schlimmer als ein Straßenräuber." Man sieht also, das englische Recht hat auch zwei Gesichter, wie die preußische „Würde". Aber allerdings mit dem Unterschiede, daß der preußischen „Würde" diese Gesichter umgekehrt itzen, wie dem englischen Rechte. Wenn man die ehemalige Unterstützung der offiziösen Presse durch öffentliche Gelder eine politische Korruption nennt, so begründet die „Würde" ihre Klage; wenn man aber die Verschwendung öffentlicher Gelder für persönliche Zwecke ihrer Verwalter behauptet, so verbietet die „Würde" den Gang vor den Strafrichter. Genauer betrachtet ist also durchaus nicht auffallend, was die Erklärung des Staatsministeriums über die „Würde" eines Staatsministers sagt: man muß nur als begeisterter und getreuer Unterthan wissen, was es mit dieser „Würde" auf sich hat.

Im Uebrigen glauben wir dem Staatsministerium gern, daß Herr v. Böttticher sich nicht persönlich aus den von Bismarck herbeigeschafften Geldern remboursirt hat, nachdem er sein eigenes Vermögen in schönem Edelmuthe seinem verkrachten Schwiegerpapa geopfert hatte. Was wir dagegen in der Erklärung des Staatsministeriums vermissen, das ist eine Angabe darüber, aus welcher Quelle Bismarck geschöpft hat, um die Verbindlichkeiten des mehrerwähnten Schwiegervaters zu decken, Verbindlichkeiten, die sich nach den geringsten Angaben immerhin auf dreimalhunderttausend Mark, nach den höchsten Angaben sogar auf dreimal so viel belaufen haben. Indessen wird diese Lücke einigermaßen ausgefüllt durch Bismarcks edle Offenherzigkeit. In seinem Hamburger Leiborgane gesteht er zu, daß er zu jenem Zweck den Welfenfonds geplündert habe und findet darin „kein Pudendum für die damalige Regierung". Der Welfenfonds sei nicht nur zur Ueberwachung der Welfenbewegung in ihrer lokalen Begrenzung bestimmt gewesen. Da die Wiederherstellung des Königreichs Hannover nur möglich gewesen sei durch den Zerfall der preußischen Monarchie, so hätten alle Ausgaben für die Konsolidirung dieser Monarchie logisch der gesetzlichen Bestimmung des Fonds entsprochen. So Bismarck. Es bliebe dann allerdings noch zu beweisen, daß die Konsolidirung der preußischen Monarchie davon abhing, daß der Schwiegervater des Ministers v. Böttticher nicht verkrachte, indessen das scheint Bismarck als selbstverständlich vorauszusetzen. Sollte wirklich mit jedem Bankier, der um die Ecke geht, dem Hermelin der preußischen Monarchie eine Flocke ausgerissen werden?

Es ist ein hübscher Fortschritt seit hundert Jahren. Als in der französischen Revolution das Rothe Buch enthüllte, wie die Bourbonen mit den öffentlichen Geldern gewirthschaftet hatten, da donnerte Camille Desmoulins: Revelabo pudenda tua, ich werde deine Schmach enthüllen, und der König bebte wie

Espenlaub. Bismarck aber erröthet nicht einmal über seine Verschleuderung öffentlicher Gelder, sondern sagt mit der eisernen Stirn, die ihn schmückt: Es ist kein Pudendum. Er rechtfertigt seinen Einbruch in öffentliche Kassen mit einer Logik, die zum Verwechseln der Logik ähnlich sieht, womit die Einbrecher der „Fliegenden Blätter“ sich zu vertheidigen pflegen. Die gesetzliche Bestimmung über die Verwaltung und Verwendung des Welfenfonds lautet wörtlich:

> „Aus den in Beschlag genommenen Objekten und deren Revenüen sind, mit Ausschluß der Rechnungslegung an den König Georg, die Kosten der Beschlagnahme und der Verwaltung, sowie der Maßregeln zur Ueberwachung und Abwehr der gegen Preußen gerichteten Unternehmungen des Königs und seiner Agenten zu bestreiten. Verbleibende Ueberschüsse sind dem Vermögensbestande zuzuführen.“

Um den Landtag zur Genehmigung des Beschlagnahme-Gesetzes zu bewegen, erklärte Bismarck noch, daß er eine halbe Million Thaler allerdings nicht als geheime Fonds aufbrauchen werde; „es werden sich andere Verwendungen finden, die Ihre nachträgliche Genehmigung und Zustimmung finden werden“, was beiläufig zu jenen Verheißungen gehörte, durch die Bismarck die Volksvertretung zu ködern pflegte, ohne je an eine Einlösung seines Wortes zu denken. In der Kommission meinte er dann noch, man solle nur nicht besorgen, daß die Revenüen des Fonds wie eine Sparkasse für die Betheiligten würden angesammelt werden, nützliche Verwendungen im Interesse der Landestheile, welche die depossedirten Fürsten früher beherrschten, würden sich immer finden lassen. Aber dies war auch die äußerste Grenze, bis zu der Bismarck in der Benutzung der Welfengelder etwa mit einem Schein von Gesetzlichkeit gehen konnte. Die finanzielle Unterstützung verkrachter Schwiegerväter von preußischen Ministern aus den gesetzlichen Bestimmungen über den Welfenfonds abzuleiten — das ist nur möglich auf Grund einer Logik, die auch den ergrautesten Einbrecher weiß wie Schnee waschen könnte.

Inzwischen hat sich der so lange getretene Wurm endlich auch zu krümmen begonnen. Von Bismarck und seinen Tintenkulis ist Herr v. Böttícher seit sechs Jahren als der Abschaum der Menschheit an Undankbarkeit, Treulosigkeit und Gott weiß welchen menschlichen oder unmenschlichen Lastern noch dargestellt worden. Nun hat sich der Missethäter einem Aushorcher der bürgerlichen Presse aufgeknöpft und was ist sein furchtbares Verbrechen gewesen? Er hat Bismarck zu bewegen gesucht, nach allem dem widerlichen Humbug der angeblichen Sozialreformen ein wenig wirkliche Sozialreform zu treiben, sei es durch ein umfassenderes Verbot der Frauen-, Kinder- und Nachtarbeit, sei es durch Ausdehnung der Sonntagsruhe. Wilhelm II. hat sich dann der Ansicht Böttichers zugeneigt, und Bismarck, der es ohnehin schon durch sein diktatorisches Wesen mit seinem neuen Herrn verdorben hatte, ist darüber gestolpert, daß er kein Quentchen seiner hartnäckigen Profitwuth opfern wollte. Diese Darstellung Böttichers bestätigt Bismarck in seinem Hamburger Leiborgan, worin er schreibt: „Sowohl beim Kaiser, wie beim Parlament war Herr v. Bötticher verpflichtet, der Sonntagsruhe und den Eingriffen in die Familie durch Verbot, resp. Beschränkung der Frauen- und Kinderarbeit zu widersprechen!“ Deshalb also Räuber und Mörder, weil Herr v. Bötticher, der sich selbst nicht für einen Sozialreformer hält, geschweige sonst von Jemanden dafür gehalten wird, sich nicht zu dem Uebermaß von Habgier oder dem Uebermaß von Unwissenheit aufschwingen konnte, das den gefeierten Staatsmann der bürgerlichen Klassen — und in diesem Punkte bewundert ihn ja auch Herr Eugen Richter — wie einen Cherub mit blitzendem Schwert schützend vor die schrankenloseste Plünderung des Proletariats stellte.

Das wäre also die Kehrseite der Medaille, das waren die niedlichen Enthüllungen und Unterhaltungen, mit denen sich die herrschenden Klassen in der Woche vergnügten, wo das Proletariat die Assisen der Arbeit hielt. Und die Zeilenschreiber dieser Klassen haben noch den Muth, fade Witzchen zu reißen über die heißen Verhandlungen, in denen der sozialdemokratische Parteitag große und wichtige Fragen diskutirte! Wie wunderbar muß es in diesen Spatzenköpfen aussehen, wenn menschliche Sinne sich nur überhaupt dahinein versetzen könnten.

Die Arbeiterbewegung in den Vereinigten Staaten.

Von F. A. Sorge.

Die zwei großen Arbeiterverbände.

Zwei große Arbeiterverbände, die Amerikanische Arbeiterföderation (American Federation of Labor) und der Orden der Arbeitsritter (Knights of Labor), haben in den zwei letzten, in diesen Blättern geschilderten Perioden (1877—85 und 1886—92) bedeutenden Einfluß auf die Arbeiterbewegung dieses Landes ausgeübt und sind deshalb häufig erwähnt worden. Näheres über dieselben mitzutheilen, verbot die Rücksicht auf die wünschenswerthe gedrängte Darstellung des Geschehenen, aber geradezu nothwendig ist Kenntniß der Entwicklung der beiden Verbände für diejenigen, die tiefere Einsicht in die Arbeiterbewegung der Vereinigten Staaten gewinnen wollen. Im Folgenden werden daher Gründung, Wachsthum und Thätigkeit der beiden genannten Organisationen beschrieben bis zum Schluß des Jahres 1891, während die Fortsetzung bis auf die neueste Zeit in den Spezialberichten der folgenden Jahre zu finden ist. Alle Angaben von Daten, Zahlen und Beschlüssen sind den Publikationen der beiden Verbände, deren Sitzungsprotokollen, Jahresberichten u. dgl., also offiziellen Quellen, entnommen.*

1. Der Orden der Arbeitsritter (The Knights of Labor).

Der Ruf dieses großen Arbeiterverbandes ist weit über die Grenzen des Landes gedrungen. Ursprünglich nach Art der Freimaurer als geheimer Orden organisirt, haben die Arbeitsritter seit 1878 mehr und mehr den Schleier des Geheimnisses gelüftet, in gewissen Perioden große Schaaren von Anhängern an sich gezogen und starken Einfluß auf die Arbeiterbewegung des Landes ausgeübt. — Auf den ersten Blick erscheint es befremdlich, daß in diesem großen republikanischen Gemeinwesen die geheimen Organisationen überhaupt, nicht etwa blos der Orden der Arbeitsritter, zu hoher Bedeutung gelangt sind, und unzweifelhaft wirft die Geheimthuerei, der Zeremonienkram und die Titelsucht der angelsächsischen Eingeborenen (auch anderer Leute) ein ungünstiges Licht auf den amerikanischen Volkscharakter. Indessen — nur radikal-demokratische Schwärmer und Ideologen dürften einen Widerspruch zwischen geheimer Organisation und republikanischen Institutionen finden, nur Leute, die in der äußeren Erscheinungsform das Wesen der Dinge erblicken, also unfähig sind, in der bürgerlichen Republik „die uneingeschränkte Despotie einer Klasse über andere Klassen" und „die konservative Lebensform" der bürgerlichen Gesellschaft zu erkennen, Definitionen (Marx, 18. Brumaire), deren Richtigkeit durch die Geschichte der Vereinigten

* Der Leser wolle dies freundlichst im Auge behalten, besonders bei den Zahlen, für die hier keinerlei Verantwortung übernommen wird. Relata refero.

Staaten, wie der französischen Republik, unwiderleglich bewiesen worden ist. Ordens- und Zeremonienkram in den Vereinigten Staaten deutet einfach auf eine gewisse Jugendlichkeit, auf Kinderschuhe, in der Bewegung wie im Volksleben, und wird geflissentlich von schlauen Machern, kleinbürgerlichen Reformern, Quacksalbern und Politikern gehegt und gepflegt.

Die Gründung des Ordens datirt vom Danksagungstag,* 25. November 1869, an welchem Tage die erste Versammlung der Gründer in Philadelphia stattfand. Die erste Beamtenwahl wurde am 28. Dezember 1869 vorgenommen, und letzteres Datum wird daher im Orden selbst als Stiftungstag betrachtet. Die Gründer waren ausschließlich Zuschneider, die nach einem verlorenen Ausstand sich beriethen, wie sie ihre Lage dauernd bessern könnten, und auf die geheime Organisation verfielen, um sich vor Maßregelungen seitens der Unternehmer zu schützen. Ritualien, Eide, Zeremonien und Würden wurden geschaffen in strengster Heimlichkeit, und selbst der Name des Ordens blieb ein Geheimniß, an dessen Stelle in Schriftstücken fünf Sterne (*****) benutzt wurden. Der Gründer waren sieben und nach Verlauf eines Jahres zählte der Orden 69 Mitglieder, die das Jahr verbracht hatten in Schaffung von Ordenszeremonien und in Opposition mit ihren eigenen Fachgenossen, den Zuschneidern, die eine zahlreiche und umfassende Organisation gegründet hatten.

Im Jahre 1871 wurden die ersten Schritte zur Ausbreitung des Ordens gethan durch Einleitung einer Korrespondenz mit Bergarbeitern und Nagelschmieden in Pennsylvanien — ohne besonderen Erfolg. Die Mutterloge des Ordens (Local Assembly Nr. 1) bestand, wie schon gesagt, ursprünglich nur aus Zuschneidern, und bis zum Frühjahr 1872 hatte dieselbe allerdings einige Arbeiter anderer Fächer, besonders Röhrenleger, Tapezirer und Anstreicher aufgenommen, doch hatten dieselben kein Stimmrecht, zahlten keine Beiträge und wurden nur als Gäste (sojourners) betrachtet, die dem Orden Eingang in ihre Gewerke verschaffen sollten. 1872 wurde die zweite Loge gebildet aus Schiffszimmerleuten und Kalfaterern am Delaware, und nun entstanden in demselben Jahre an zwanzig Logen in Philadelphia von Teppichwebern, Shawlwebern, Riggern (Takelwerkarbeitern), Maschinisten und Grobschmieden, Maurern, Steinhauern, Sacknähern, Wollsortirern, Blechschmieden, Stahlarbeitern, Modellschreinern und Formern, Zimmerleuten, Tischlern, Backsteinlegern und Goldschlägern. Viele dieser Philadelphier Logen waren nur kurzlebig, denn als am 25. Dezember 1873 die erste Delegirtenversammlung abgehalten wurde, bildete man die erste Distriktloge (District Assembly) aus Vertretern von nur zehn Logen. Nunmehr aber breitete sich der Orden auch langsam in anderen Staaten aus, so daß nach Verlauf von weiteren vier Jahren, Ende 1877, ungefähr 15 Distriktlogen bestanden, die meisten allerdings in Pennsylvanien. Distriktloge Nr. 1 von Philadelphia hatte bis dahin den Orden geleitet und berief auf den 1. Januar 1878 eine Generalversammlung nach Reading, Pennsylvania, wo dann die Generalloge (General Assembly) gegründet, eine Konstitution angenommen und drei besoldete Beamte eingesetzt wurden.

In Philadelphia war der Orden in der ersten Hälfte der siebziger Jahre stark an Mitgliedern, das Geheimniß wurde gut gewahrt, und den friedlichen Spießbürgern der Quäkerstadt wurde angst und bange, wenn gelegentlich in Folge

---

* Thanksgiving-day, auf den letzten Donnerstag des November durch den Präsidenten der Vereinigten Staaten ausgeschrieben, war ursprünglich eine Art von Buß- und Bettag, ist aber im Laufe der Jahre dem deutschen Erntefest ähnlich und Familienfeiertag geworden.

von kabbalistischen Kreidezeichen an der Unabhängigkeitshalle ein paar Tausend Männer eine Versammlung im Freien abhielten. Schauermärchen über die geheime Organisation wurden im Publikum verbreitet und in Verbindung gebracht mit verschiedenen Vorgängen in den Bergwerkdistrikten Pennsylvaniens, wo der Orden zu jener Zeit noch sehr wenig bekannt war. Ein gewisses Gefühl der Unsicherheit beschlich selbst die Führer des Ordens, aber weit mehr als durch dieses Gefühl der Unsicherheit wurden sie durch andere Ursachen getrieben, Aenderungen in ihrer Organisation vorzunehmen. Diese Ursachen waren die Opposition des katholischen Klerus und die geringe Ausbreitung des Ordens außerhalb Pennsylvaniens.

Die meisten Arbeiterorganisationen der Vereinigten Staaten, auch der Orden der Arbeitsritter, sind zu ihrem Wachsthum und Gedeihen angewiesen auf den Beitritt und die Mitwirkung der eingewanderten irländischen Arbeiter und derjenigen von direkter irischer Abstammung, und diese stehen vielfach unter dem Einfluß der katholischen Geistlichkeit, die bekanntlich unter ihren Gläubigen keine geheimen Gesellschaften duldet. Wer den Ordenseid geleistet, konnte den Beichtstuhl nicht betreten, und so war der großen Mehrzahl irländischer Arbeiter der Eintritt in den Orden verwehrt. Es wurde daher in der ersten General-Assembly 1878 das Geheimniß des Ordens etwas gelüftet, und der seit 1879 im Amte befindliche Großmeister Powderly knüpfte Verhandlungen mit den Würdenträgern der katholischen Kirche an, die zu einer Anerkennung des Ordens durch die katholische Geistlichkeit der Vereinigten Staaten führten, nachdem zuerst der Ordenseid als nicht bindend für den Beichtstuhl erklärt und später durch Ehrenwort ersetzt worden war. Immerhin machte auch der katholische Klerus eine Konzession, um seinen Einfluß auf die Arbeiter und auf die Landespolitik zu wahren und zu mehren, und es ist ein öffentliches Geheimniß, daß diese Konzession den persönlichen Bemühungen des Kardinals Gibbons von Baltimore beim Papste zu verdanken ist, während die höhere katholische Geistlichkeit Kanadas, im Besitz einer festeren Stellung, die gleiche Nachgiebigkeit nicht bewies.

Die Konstitution des Ordens wurde stark zentralistisch angelegt, indem sie den obersten Beamten, besonders dem Großwerkmeister, sehr bedeutende Machtbefugnisse einräumte. Sie wurde im Laufe der Jahre vielfach verändert, ohne die erwähnte Richtung zu verlassen, und nach und nach ein recht bureaukratisches Triebwerk geschaffen. Auch an der Prinzipienerklärung wurden verschiedene Aenderungen vorgenommen und Zusätze gemacht, meistens von zweifelhaftem Werthe. Nachdem indessen 1878 in Reading der Name des Ordens und ein großer Theil seiner Konstitution veröffentlicht worden, gewann der Orden viel Anhänger, hielt in demselben Jahre noch eine außerordentliche General-Assembly zu Philadelphia, im Januar 1879 in St. Louis die zweite und im September desselben Jahres in Chicago die dritte General-Assembly ab, wo T. V. Powderly zum Großwerkmeister erwählt wurde an Stelle von Uriah S. Stevens, dem Gründer des Ordens, der bis dahin dieses Amt bekleidet hatte. Gegen 700 Ortslogen (local assemblies) waren bis zu diesem Datum gegründet worden, von denen aber nur 102 mit circa 5000 Mitgliedern Bericht erstatteten. Die vierte General-Assembly fand statt zu Pittsburgh im September 1880, Powderly wurde hier, wie in allen folgenden General-Assemblies bis Ende 1891, zum Großwerkmeister wieder erwählt. Die fünfte General-Assembly wurde im März 1881 zu Detroit, die sechste im September 1882 in New York abgehalten.

Ende der siebziger Jahre hatte sich in gewissen Staaten des Zentrums — in Indiana, Illinois, Michigan, Ohio 2c. — eine geheime Gegenorganisation

gebildet und den Arbeitsrittern daselbst das Feld mit ziemlichem Erfolge streitig gemacht. Um die Arbeitsritter ganz zu verdrängen, hatte diese Gegenorganisation Beziehungen mit den offenen Gewerkschaften angeknüpft und hielt mit denselben im August 1881 zu Terre Haute, Indiana, eine Konvention ab. Von hier erging der Aufruf zu dem Internationalen Gewerkschaftskongreß vom 21. November 1881 in Pittsburgh, über den an anderer Stelle berichtet wird. Erst nach 1881, nach der Gründung der Föderation 2c., woran er mit mehr als vierzig Delegirten theilgenommen, breitete sich der Orden der Arbeitsritter in den erwähnten Staaten rasch aus, und die rivalisirenden Geheimbündler verschwanden. Das Hauptfeld des Ordens blieb aber immerhin Pennsylvanien mit seiner durch den Schutzzoll hochentwickelten Eisenindustrie, und gleich der großen Assoziation der Vereinigten Eisen- und Stahlarbeiter bildete der Orden in jenen Jahren eine Stütze für die schutzzöllnerischen Bestrebungen.

Am 1. Januar 1882 wurde der Eid der Geheimhaltung abgeschafft zu großem Vortheil des Ordens, und im September 1883 wurde die siebente General-Assembly in Cincinnati abgehalten und das Präfixum „Grand“ (der Beamten) in „General“ verwandelt. 1884 fand die achte General-Assembly in Philadelphia statt, die neunte im Oktober 1885 zu Hamilton in Kanada, als der Orden über 80000 Mitglieder zählte und täglich zunahm. Ueber das Wachsthum des Ordens in den Jahren 1884—86 sagt ein offizieller Bericht der Ordensbeamten in der Jahresnummer von 1891:

> „Nachdem der Schleier des Geheimnisses entfernt war, wuchs der Orden stetig, bis er, nach dem Berichte des damaligen Schatzmeisters, Fr. Turner, im Jahre 1886 700000 Mitglieder zählte. Indessen sind seine Zahlen nie nachgerechnet und bestätigt worden, und es ist mehr als zweifelhaft, daß die Zahl der wirklichen Mitglieder jemals eine halbe Million erreichte. Während der Strike-Epidemie vor einigen Jahren wurde das Hauptziel (chief object) der Organisation, die Hebung des arbeitenden Volkes durch Erziehung (the elevation of the working people by education), größtentheils aus dem Gesicht verloren und Tausende neuer Mitglieder täglich aufgenommen. Sehr viele der Applikanten um Aufnahme erwarteten Hilfe in ihren Ausständen, und als sie erfuhren, daß der Orden gegen Strikes sei, außer in den äußersten Fällen, wurden sie enttäuscht und zogen sich zurück. Andere bekannten sich zu extremen sozialistischen Ansichten, Manche waren Anarchisten und traten ebenfalls aus, als sie erkannten, daß die Führer der Arbeitsritter zu den bittersten Gegnern solcher Ansichten gehörten. Die Fahnenflucht (secession) dieser verschiedenen Elemente reduzirte die Zahl der Arbeitsritter bis unter 200000, aber der Orden wurde dadurch in Wirklichkeit gekräftigt.“

Von 1883 bis 1886 spitzte sich der Konflikt zwischen den Arbeitsrittern und den offenen Gewerkschaften (der Föderation 2c.) immer mehr zu, wie aus dem nachfolgenden Bericht über die Föderation zu ersehen, und keine von beiden Parteien wollte nachgeben. Die Arbeitsritter trieben ihre Unlust zur Nachgiebigkeit oder zum Entgegenkommen damals so weit, daß sie Beschwerden, die wegen Schädigung der Gewerkschaften bei ihren General-Assemblies einliefen, öfters ganz unberücksichtigt ließen und ihren Beamten zur Beantwortung überwiesen. Das Schlimmste, was geschehen konnte, war ihre Theilnahmslosigkeit gegenüber dem großen Vorstoß zur Reduzirung der Arbeitszeit im Mai 1886, und in Verbindung damit die Verstümmelung ihrer eigenen Achtstundenforderung in dem preamble (Einleitung) zu ihrer Verfassung, sowie die ziemlich unverblümte Zurückweisung der Kartellvorschläge, die der Extra-General-Assembly zu Cleveland Ende

Mai 1886 von den offenen Gewerkschaften unterbreitet wurden. Diese Vorschläge wurden sehr einfach beantwortet mit einer Aufforderung zum allgemeinen Eintritt in den Orden.

Seit 1886 finden die regelmäßigen Generalversammlungen des Ordens ets anfangs November statt, diejenige von 1886 zu Richmond, Virginia, wo as Gehalt des Generalwerkmeisters auf 5000 Dollars erhöht und der Internationalen Zigarrenarbeiter-Union der Krieg erklärt wurde. 1887 wurde die General-Assembly in St. Paul, Minnesota, abgehalten. In diesen beiden General-Assemblies wurden von verschiedenen Seiten große Anstrengungen gemacht, en Orden zur Stellungnahme für die verurtheilten Chicagoer zu bewegen, aber on Powderly und seinem Anhang in der schnödesten Weise, unter Invektiven egen die zum Tode Verurtheilten und Anrufung der niedrigsten und beschränktesten Vorurtheile vereitelt.

Im März 1886 brach unter den dem Orden angehörigen Eisenbahnangestellten des Südwestens der Vereinigten Staaten ein bedeutender Ausstand us und ging verloren; im nächsten Winter standen die Kohlenschaufler an den Endpunkten der Eisenbahnen, im Hafen von New York aus; diese und viele andere eringere Kämpfe endeten mit Niederlagen, meistens durch die Schuld der obersten Ordensbeamten, die sich auch dem 1886er Achtstundenkampf gegenüber äußerst au, fast feindselig benommen hatten. Alle diese Umstände, sowie die Gehaltserhöhung des Generalwerkmeisters und der Bau eines kostspieligen Ordenskanzleigebäudes in Philadelphia erregten große Unzufriedenheit und bewirkten starke Desertionen, wovon der oben zitirte Bericht selbst Zeugniß giebt. Daß auch in er Kassenverwaltung Unordnung, wenn nicht Schlimmeres, herrschte, beweisen ie neuerdings von den höchsten Beamten des Ordens selbst erhobenen Anklagen gegen frühere Beamte, z. B. gegen den früheren, langjährigen Schatzmeister F. Turner, der beschuldigt wird, durch Veruntreuung oder Mißwirthschaft den Orden um 14 000 Dollars geschädigt zu haben, und der diese Beschuldigung mit er Gegenbeschuldigung beantwortet, daß der Generalwerkmeister Powderly Gelder es Ordens in eigenem Interesse verwendet habe.

General-Assemblies wurden ferner abgehalten 1888 in Indianopolis, 1889 n Atlanta, Georgia, 1890 in Denver, Colorado, und 1891 in Toledo, Ohio. In dem offiziellen „Souvenir Journal“ für diese letzte General-Assembly heißt es: „In der letzten Zeit ist die Zahl der Mitglieder bedeutend gesunken, eine Thatsache, die von den denkenden konservativen Ordensmitgliedern durchaus nicht bedauert wird, weil sie Resultate durch intelligente erzieherische Arbeit zu erzielen wünschen. Die Zahl der Mitglieder beträgt jetzt (Ende 1891) ungefähr 380 000.“ — Das Wichtigste aus der Ordensgeschichte der neueren Zeit ist der auf der letzten General-Assembly (1891) mit großer Mehrheit angenommene Antrag, der Amerikanischen Arbeiterföderation selbst ein Kartell anzubieten (das früher so oft zurückgewiesen wurde), der aber von dem Föderationskongreß zu Birmingham, Alabama, mit einem Gegenvorschlag beantwortet wurde.

Der Orden besitzt ein eigenes Organ, „The Journal of the Knights of Labor“, das längere Zeit mit viel Geschick redigirt wurde und öfters in den editoriellen Spalten sozialistische Allüren zeigte.

Der große Ruf, den der Orden in den achtziger Jahren besaß, gab Anlaß zur Einführung desselben in andere Länder, so in England, Belgien und Australien. Nur in Belgien scheint er, durch die Glasarbeiter, etwas Bedeutung erlangt zu haben.

* * *

Die Prinzipienerklärung des Ordens ist enthalten in der Einleitun (preamble) zur Konstitution und lautet in ihrer letzten Fassung (1891) wie folg

„Die beunruhigende Entwicklung und Angriffsluft (aggressiveness) d Macht großer Kapitalisten und Korporationen unter dem gegenwärtigen indu striellen System wird unvermeidlich zur Verarmung und hoffnungslosen E niedrigung der arbeitenden Massen führen. Wenn wir die Segnungen de Lebens vollständig genießen wollen, so ist es gebieterische Pflicht, diese ungerech Akkumulation und unheimliche Macht (zum Bösen, power of evil) angehäufte Reichthums zu vereiteln. Dieses ersehnte Ziel kann nur erreicht werden dur die vereinten Bemühungen derjenigen, die dem göttlichen Gebot gehorchen ‚Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen.‘ Deshalb habe wir den Orden der Arbeitsritter gebildet mit der Absicht, die industrielle Massen zu organisiren, zu erziehen und ihre Kräfte zu leiten.

Er (der Orden) ist keine politische Partei, er ist mehr als das, den in ihm sind Empfindungen und Maßregeln (sentiments and measures) zu Vortheil des ganzen Volkes kristallisirt; aber bei der Ausübung des Stimm rechts sollte man sich erinnern, daß die meisten hier aufgestellten Forderunge nur durch Gesetzgebung erlangt werden können, und daß es die Pflicht Alle ohne Unterschied der Partei ist, mit ihren Stimmen solche Kandidaten z nominiren und zu unterstützen, die diese Maßregeln begünstigen. Indessen so Niemand gezwungen sein, mit der Majorität zu stimmen.

Indem wir an Alle, die dem Grundsatz: ‚Das größte Glück der größte Zahl‘ — ‚the greatest good to the greatest number‘ — huldigen, hierm appelliren, sich uns anzuschließen und uns beizustehen, verkünden wir der Wel daß unsere Ziele sind:

1. Industriellen und sittlichen Werth, nicht Reichthum, zum wahren Maß stab individueller und nationaler Größe zu machen.

2. Den Arbeitenden den vollen Genuß des von ihnen geschaffenen Reich thums zu sichern, genügende Muße, um ihre geistigen, sittlichen und gesell schaftlichen Fähigkeiten zu entwickeln, alle Vortheile, Genüsse und Freuden de geselligen Vereinigung — mit einem Wort: sie in Stand zu setzen, Gewin und Ehren der fortschreitenden Zivilisation zu theilen.

Um diese Resultate zu erreichen, verlangen wir von der Bundes- un Staatsgesetzgebung:

3. Die Errichtung von statistischen Arbeitsbureaus, um zu genaue Kenntniß des intellektuellen, sittlichen und finanziellen Zustandes der arbeitende Massen zu gelangen.

4. Der Grund und Boden, mit Einschluß der Naturschätze, ist da Erbtheil des gesammten Volkes und sollte nicht Gegenstand des Handels un der Spekulation sein. Wirkliche Besetzung und Nießbrauch sollten allein da Recht auf Landbesitz geben. Die Grundsteuer sollte auf den vollen Gebrauchs werth, ausgenommen Verbesserungen, gelegt werden und genügend hoch sein um dem Gemeinwesen allen unverdienten Zuwachs an Werth (unearne increment) zu sichern.

5. Die Aufhebung aller, Kapitalisten und Arbeiter nicht gleichmäßi treffenden Gesetze, sowie aller ungerechten Förmlichkeiten, Verschleppungen un Begünstigungen in der Rechtspflege.

6. Maßregeln zum Schutze von Gesundheit und Sicherheit aller im Berg bau, in Fabriken und im Baugewerke Beschäftigten, sowie zur Entschädigun für Verletzungen, die dem Mangel an Sicherheitsvorrichtungen entspringen.

7. Die gesetzliche Anerkennung — durch Freibrief — von Orden und anderen Verbindungen, gebildet von Arbeitern zur Verbesserung ihrer Lage und zum Schutz ihrer Rechte.

8. Gesetze, um die Korporationen zu wöchentlicher Lohnzahlung für die Arbeit der vorhergehenden Woche in gesetzlichem Gelde zu nöthigen, und zur Sicherung des Vorrechts aller Arbeiter und Handwerker an ihr Arbeitsprodukt bis zur Höhe ihres vollen Lohnes.

9. Die Abschaffung des Kontraktsystems bei Bundes-, Staats- und Munizipalarbeiten.

10. Gesetze zur Einsetzung von Schiedsgerichten zwischen Unternehmern und Angestellten und zwangsweise Durchführung des schiedsrichterlichen Spruchs.

11. Verbot der Arbeit von Kindern unter fünfzehn Jahren.

12. Verbot, die Zuchthausarbeit zu vermiethen.

13. Eine progressive Einkommensteuer.

14. Die Einführung eines nationalen Geldsystems, wovon die Umlaufsmittel in erforderlicher Quantität dem Volke direkt, ohne die Beihilfe von Banken, geliefert werden; alles von der Bundesregierung Ausgestellte soll gesetzliches Zahlungsmittel für alle öffentlichen und privaten Verbindlichkeiten sein, und die Bundesregierung soll Privatbanken weder anerkennen, noch garantiren, noch selbst irgend welche Bankinstitute errichten.

15. Die Bundesregierung soll niemals zinstragende Schuldscheine, Kreditbriefe oder Noten ausgeben, aber im Falle der Noth soll der Bedarf gedeckt werden durch die Ausgabe von unverzinslichem Geld als gesetzlichem Zahlungsmittel.

16. Das Verbot der Importation fremder Arbeit (Arbeiter) unter Kontrakt.

17. Die Regierung soll in Verbindung mit der Postverwaltung Wechselstuben und Institute zur Aufbewahrung von Werthobjekten und zur Entgegennahme von kleinen Ersparnissen des Volkes einrichten.

18. Die Regierung soll, unter Anwendung des Expropriationsrechts, alle Telegraphen-, Telephon- und Eisenbahnlinien käuflich erwerben, und es soll fernerhin keiner Gesellschaft ein Freibrief oder das Recht gewährt werden zum Bau oder Betrieb irgend welcher Mittel der Beförderung von Depeschen, Passagieren oder Fracht.

Und während wir die vorstehenden Forderungen an die Staats- und Bundesregierung stellen, wollen wir unsere eigenen Anstrengungen zu kombiniren suchen:

19. Zu der Herstellung von Kooperativ-Institutionen, um das Lohnsystem durch die Einführung eines kooperativen industriellen Systems zu ersetzen.

20. Zur Sicherung gleicher Rechte für beide Geschlechter.

21. Zur Erlangung eines Antheils an dem Nutzen des arbeitsparenden Maschinenwesens durch allmälige Verkürzung der Arbeitszeit auf acht Stunden.

22. Um die Unternehmer zu überreden, alle Streitigkeiten zwischen ihnen und ihren Angestellten Schiedsgerichten zu unterbreiten, damit die Bande der Sympathie zwischen ihnen gestärkt und Ausstände unnöthig gemacht werden."

Viele dieser Forderungen und Punkte sind erst in späteren Jahren, meistens zu Gunsten gewisser sogenannter Reformparteien, hinzugefügt, und der Wortlaut mehrerer Punkte verändert, aber durchaus nicht verbessert worden. So z. B. lautete die ursprüngliche Forderung der Reduktion der Arbeitszeit: „Um die Arbeitsstunden zu verkürzen durch eine allgemeine Weigerung, mehr als acht

Stunden zu arbeiten.“ Man vergleiche damit die oben gegebene neuere Fassung des Punktes 21 (1886 beschlossen). In dem ursprünglichen Punkt 7 waren an erster Stelle „Gewerkschaften“ (trade unions) genannt, während ihrer in der neuen Fassung gar keine Erwähnung geschieht u. dgl. m. Das „preamble“ und die Forderungen einer Kritik zu unterziehen, sei dem Leser überlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Breslauer Parteitag und die Agrarfrage.

Von Karl Kautsky.

Wenigen Parteitagen hat man mit solchem Interesse entgegengesehen wie dem Breslauer. Wohl handelte es sich bei anderen der früheren Parteitage um ebenso wichtige Fragen, wie in Breslau, wohl standen auf denselben ebenso heftige Auseinandersetzungen in Aussicht, aber durch eines unterschied sich dieser von seinen Vorgängern. Der Entwurf eines Agrarprogramms, den die Agrarkommission den Genossen vorlegte, stand drei Monate lang zur Diskussion und erfuhr die heftigsten Angriffe; die Mitglieder der Kommission aber, die den Entwurf ohne jede Begründung veröffentlicht, blieben gegenüber der Kritik, wenigstens in der Presse, stumm, wenn wir von Dr. David absehen, dessen Stellung in der Kommission selbst eine besondere war. Als der Breslauer Parteitag zusammentrat, kannte man wohl die Argumente der Gegner der Vorlage, aber man kannte nicht die Argumente ihrer Urheber, ja, man kannte die endgiltige Form der Vorlage selbst nicht; denn unmittelbar vor dem Zusammentritt des Parteitags noch hatte die Kommission eine Neuformulirung derselben berathen und beschlossen.

Man stand also vor etwas Unbekanntem und machte sich auf Ueberraschungen gefaßt. Diese sind ausgeblieben. Die Vorlage war in der Schlußsitzung der Kommission in formeller Beziehung verändert worden, in den wesentlichen Punkten blieb sie dieselbe. Und unter den Argumenten, die auf dem Parteitage zu Gunsten der Vorlage vorgebracht wurden, fand sich keines, das deren Kritiker nicht bereits vorher ins Auge gefaßt und erwogen hätten. So war es denn selbstverständlich, daß der Parteitag über die schließliche Vorlage dasselbe Urtheil fällte, welches die Mehrheit der Parteigenossen in ihren Versammlungen bereits über den ersten Entwurf gefällt hatte.

Aber der Parteitag begnügte sich nicht mit der einfachen Ablehnung des Agrarprogramms, sondern er motivirte sie auch in einigen kurzen Sätzen, die nicht nur ein Urtheil über dieses besondere Programm, sondern über jedes Agrarprogramm, das sich in gleicher Richtung bewegt, enthalten. Diese Sätze sind von nun an maßgebend bei der Gestaltung der praktischen Thätigkeit unserer Partei unter der Landbevölkerung und für dieselbe. Es lohnt sich also wohl, sie näher daraufhin anzusehen, was sie in Wirklichkeit besagen und was nicht.

Die Resolution lautet:

> „Der von der Agrarkommission vorgelegte Entwurf eines Agrarprogramms ist zu verwerfen. Denn dieses Programm stellt der Bauernschaft die Hebung ihrer Lage, also die Stärkung ihres Privateigenthums in Aussicht; es erklärt das Interesse der Landeskultur in der heutigen Gesellschaftsordnung für ein Interesse des Proletariats, und doch ist das Interesse der Landeskultur ebenso wie das Interesse der Industrie unter der Herrschaft des Privateigenthums an den Produktionsmitteln ein Interesse der Besitzer der Produktionsmittel, der Ausbeuter des Proletariats. Ferner weist der Entwurf des Agrarprogramms dem Ausbeuterstaat neue Machtmittel zu und erschwert dadurch den Klassenkampf des Proletariats; und

endlich stellt dieser Entwurf dem kapitalistischen Staat Aufgaben, die nur ein Staatswesen ersprießlich zur Durchführung bringen kann, in dem das Proletariat die politische Macht erobert hat.

Der Parteitag erkennt an, daß die Landwirthschaft ihre eigenthümlichen von denen der Industrie verschiedenen Gesetze hat, die zu studiren und zu beachten sind, wenn die Sozialdemokratie auf dem flachen Land eine gedeihliche Wirksamkeit entfalten soll. Er beauftragt daher den Parteivorstand, er möge unter Berücksichtigung der bereits von der Agrarkommission gegebenen Anregungen eine Anzahl geeigneter Personen mit der Aufgabe betrauen, das über die deutschen Agrarverhältnisse vorhandene Material einem gründlichen Studium zu unterziehen und die Ergebnisse dieses Studiums in einer Reihe von Abhandlungen zu veröffentlichen als „Sammlung agrarpolitischer Schriften der sozialdemokratischen Partei Deutschlands“.

Der Parteivorstand erhält Vollmacht, die nöthigen Geldaufwendungen zu machen, um den mit den erwähnten Arbeiten betrauten Genossen die Erfüllung ihrer Arbeit zu ermöglichen.“

Am meisten Anstoß erregte bei den Gegnern dieser Resolution der Satz, der sich gegen die Identifizirung der Interessen des Proletariats mit den Interessen der „Landeskultur“ wendet. In der That, bedeutet dieser Satz nicht die Proklamirung des Krieges gegen die Kultur, die Identifizirung des Proletariats mit der Barbarei? Oder sollen wir erst dann mit der praktischen Arbeit im Interesse der Kultur warten, bis der große Tag der Revolution kommt? Sollen wir bis dahin alle praktische Kulturarbeit aufgeben? Wäre das nicht ein Umsturz unserer ganzen bisherigen Taktik?

Fast sieht es so aus, aber nur für jene, die nicht näher zusehen und die über dem Wörtchen „Kultur“ alles andere vergessen. Was heißt „Landeskultur“?

Die „Landeskultur“, von der der Entwurf der Agrarkommission spricht, heißt zu deutsch nichts anderes als „Landwirthschaft“. Und das Interesse der Landwirthschaft ist heute gleichbedeutend mit dem Interesse der Landwirthe, also der Grundbesitzer und ihrer Pächter. Unsere Gegner liebten es bisher, ihre Klasseninteressen hinter dem wohltönenden Namen irgend eines schönen Abstraktums zu verbergen, die Interessen der Kapitalisten und der Junker wurden zu Interessen der „nationalen Industrie“ und der „nationalen Landwirthschaft“ oder gar zu Interessen des „Volkswohlstands“, des „Nationalreichthums“, der „nationalen Arbeit“ und des „vaterländischen Bodens“. Ein Theil unserer Aufgabe bei der Kritik dieser Klassen bestand darin, den Schein zu zerstören, den jene schönen Worte erzeugten, und die konkreten Sonderinteressen zu kennzeichnen, die dahinter stecken. Der in Rede stehende Satz der Resolution des Breslauer Parteitags sucht zu verhindern, daß ein ähnliches Hantiren mit solchen Worten in unserer Partei platzgreift und daß unter dem Schutze dieser Worte die Vertretung der Interessen des Grundbesitzes zu einer Aufgabe des kämpfenden Proletariats gemacht wird. Er wendet sich dagegen keineswegs gegen die Betheiligung unserer Partei an der Förderung von Kulturaufgaben, er macht auch nicht unter allen Umständen und bedingungslos die Förderung von Interessen der „Landeskultur“ unmöglich. Die Interessen des Proletariats stehen ja keineswegs in allen Punkten im Gegensatz zu den Interessen aller anderen Klassen, auch nicht zu denen der Grundbesitzer und Kapitalisten. An einer guten Volksschule oder an billigen Lebensmitteln haben z. B. nicht blos die Proletarier, sondern auch die Kapitalisten ein Interesse. An der Trockenlegung fieberschwangerer Sümpfe sind nicht blos die Grundbesitzer interessirt, denen sie gehören, sondern noch mehr die Proletarier, die dort hausen und arbeiten. Wir haben daher unter Umständen wohl für staatliche Unter-

nehmungen zur Förderung der „Landeskultur“ einzutreten, aber stets wird der entscheidende Gesichtspunkt dabei das Interesse des Proletariats und nicht das der Landwirthschaft sein.

Mit dem erwähnten Satz wird durchaus kein neuer Grundsatz in unsere Partei eingeführt und die praktische Thätigkeit ihrer Vertreter in den Landtagen und Gemeindevertretungen keineswegs unmöglich gemacht. Dieser Grundsatz war vielmehr für deren bisheriges Wirken stets maßgebend — von einigen Stegmüllereien abgesehen.

Der Satz von der „Landeskultur“ ist derjenige, der die meisten Bedenken erregt hat. Einfacher liegt die Sache bei den anderen. Indeß hat Mancher auch aus ihnen mehr herausgelesen, als sie besagen. Der erste Satz der Motivirung wendet sich dagegen, daß man der Bauernschaft die Hebung ihrer Lage, also die Stärkung ihres Privateigenthums in Aussicht stellt. Das bedeutet selbstverständlich nicht das Ablehnen jeder praktischen Thätigkeit zu Gunsten der Landbevölkerung. Sind doch die Kleinbauern, die keine Lohnarbeit leisten, nur ein Theil derselben, und zwar keineswegs der größere, sondern in Deutschland nur, soweit man nach dem vorhandenen statistischen Material urtheilen kann, ein Fünftel. Den weitaus größten Theil der landwirthschaftlichen Bevölkerung Deutschlands bildet die ländliche Lohnarbeiterschaft mit oder ohne Landbesitz. Das praktische Eintreten für diese wird durch die Resolution nicht im Geringsten gehindert. Aber auch das praktische Wirken für die Bauernschaft wird dadurch nicht im Allgemeinen unmöglich gemacht, sondern nur eine bestimmte Richtung desselben abgelehnt: das Wirken in der Richtung des Schutzes der bäuerlichen Betriebsweise, also des bäuerlichen Privateigenthums an Grund und Boden. Damit wird eine praktische Reformthätigkeit für die landwirthschaftliche Bevölkerung ebensowenig abgeschnitten, als die Ablehnung des Handwerkerschutzes eine praktische Reformthätigkeit zu Gunsten der industriellen Bevölkerung ausschließt.

Wir können und dürfen die Proletarisirung der Bauernschaft nicht hindern, wohl aber können wir dahin wirken, daß sie sich unter möglichst wenig brutalen Formen vollzieht. Auf diese Wirksamkeit hat schon Engels in seinem auf dem Parteitag so oft zitirten Artikel hingewiesen, in dem er sagte: „Wir können ferner dafür eintreten, daß der Kampf der Kapitalisten und Großgrundbesitzer gegen die Kleinbauern schon heute mit möglichst wenig unrechtlichen Mitteln geführt und d i r e k t e r Raub oder Prellerei, wie sie nur zu häufig vorkommen, möglichst verhindert wird.“ Ueber den Erfolg dieser Thätigkeit dürfen wir uns freilich keinen Illusionen hingeben. „Das wird nur ausnahmsweise gelingen“, meint Engels. Aber sie gehört zu unseren Aufgaben, und die Breslauer Resolution steht ihr keineswegs im Wege. Ein Auftreten, wie das unserer Genossen im bayerischen Landtag in der Fuchsmühler Affaire, ist vollkommen korrekt, auch vom Standpunkt dieser Resolution aus.

Aber wir können noch mehr für die bäuerliche Bevölkerung thun, ohne mit dem Beschlusse des letzten Parteitags in Konflikt zu gerathen.

Die Breslauer Resolution schließt wohl alle Maßregeln aus, die der Proletarisirung des Bauern entgegenwirken; aber sie schließt keineswegs alle Maßregeln gegen seine Verelendung aus. Proletarisirung und Verelendung sind nicht nothwendigerweise gleichbedeutend. Wohl gehen sie sehr oft Hand in Hand; aber der niedergehende Kleinbetrieb erreicht in jeder Gegend und in jedem Produktionszweig früher oder später ein Stadium, von dem an das Privateigenthum an den Produktionsmitteln für den Besitzer des Kleinbetriebs eine Last wird, die ihn niederdrückt, degradirt und korrumpirt, wo der Kleinmeister oder Kleinbauer

onomisch, moralisch, intellektuell unter das Niveau des besitzlosen Lohnarbeiters ıkt, wo das Privateigenthum ihn verelendet, und die Proletarisirung, das bstreifen seines Eigenthums, die Vorbedingung seiner Neuerhebung wird. Wo so weit gekommen ist, da erweisen sich die Maßregeln, die der Verelendung euern sollen, in der Regel gerade als jene Mittel, die der Proletarisirung am eisten Vorschub leisten. Man dehne die Fabrikgesetzgebung auf das Handwerk ıs und man fegt einen großen Theil der Kleinbetriebe hinweg; man verlängere e Schulpflicht bis zum sechzehnten Jahr und man untergräbt eine Reihe bäuer-cher Wirthschaften, nicht nur dadurch, daß man ihnen die so billigen kindlichen rbeitskräfte raubt, sondern auch dadurch, daß der verlängerte Schulbesuch in den indern Bedürfnisse großzieht, denen das väterliche Gütchen nicht genügen kann.

Der Verelendung, nicht der Proletarisirung, entgegenzuwirken, bleibt unsere ufgabe nach wie vor. Wir dächten, die Resolution des Parteitags ließe uns a gerade genug zu thun übrig.

Noch ein Punkt ist in Erwägung zu ziehen: der *Staatssozialismus*.

Die Resolution des Breslauer Parteitags wendet sich dagegen, daß man em kapitalistischen Staat neue Machtmittel in die Hände giebt, wodurch der lassenkampf des Proletariats erschwert wird, und daß man ihm Aufgaben uweist, die nur ein Gemeinwesen durchführen kann, in dem das Proletariat errscht. Dieser Passus, wurde von einigen Seiten behauptet, schließe die Ver-flichtung ein, von jetzt an gegen jede Art Verstaatlichung, ja gegen jedes Ein-reifen des Staates in die wirthschaftlichen Verhältnisse Front zu machen.

Das ist keineswegs richtig. Dieser Satz richtet sich nur gegen Bestrebungen, ie einen *staatssozialistischen Charakter* tragen.

Was kennzeichnet den Staatssozialisten? Seine Forderungen und Ziele? ein, die Staatssozialisten selbst gehen in Bezug auf ihre Forderungen und Ziele eit auseinander; während einige schon mit Arbeiterversicherungen sich begnügen, iebt es oder gab es wenigstens solche, deren Ziel ein sozialistisches Gemeinwesen.

Was dagegen alle Staatssozialisten gemeinsam haben und was sie von der Sozialdemokratie trennt, ist die Thatsache, daß sie schon vom heutigen Staat ie Durchführung von Maßregeln erwarten, die bestimmt sind, die kapitalistische Produktionsweise umzugestalten, ihr einen mehr oder weniger sozialistischen Charakter zu geben.

Die Sozialdemokratie dagegen erklärt es für eine Utopie, im heutigen Staat und durch ihn die kapitalistische Produktionsweise umgestalten zu wollen. Das st von ihrem Standpunkt aus auch gar nicht nothwendig. Denn die herrschende Produktionsweise selbst ist es, welche die Vorbedingungen der sozialistischen Gesell-schaft hervorbringt, auf der einen Seite die Großproduktion, die gesellschaftliche Produktion ist, und auf der anderen Seite das Proletariat, das bei Strafe seines Unterganges gedrängt wird, die politische Macht zu erobern und die Mittel der gesellschaftlichen Produktion in den Besitz der Gesellschaft überzuführen. Von diesem Standpunkt aus besteht die nächste und wichtigste Hauptaufgabe der Sozial-demokratie darin, das Proletariat fähig zu machen, die politische Macht zu erobern.

Dagegen müssen alle jene Elemente zum Staatssozialismus neigen, welche wohl die Berechtigung der sozialistischen Kritik anerkennen, die aber von der Eroberung der politischen Macht durch das Proletariat nichts wissen wollen; ebenso aber auch jene Elemente, denen die ökonomische und politische Entwicklung zu langsam vor sich geht, und die sie gerne forciren möchten. Sie möchten sozialistische Einrichtungen schon in einem kapitalistischen Staatswesen mit Hilfe des letzteren verwirklichen.

Diese Neigung wird besonders leicht eintreten bei Sozialisten, die d
bäuerliche Bevölkerung in der heutigen Gesellschaft vor dem Untergang im Prol
tariat bewahren möchten, ohne daß sie die wirthschaftliche Entwicklung aufhalte
wollten. Die Expropriation, die Proletarisirung ist die kapitalistische Methode de
Fortschreitens des Großbetriebs; es ist eine scheußliche, brutale Form der Entwic
lung. Einer sozialistischen Gesellschaft ständen andere, humanere Methoden de
Entwicklung zu Gebote. Will man die Bauern in der heutigen Gesellschaft vo
der Proletarisirung bewahren, ohne die ökonomische Entwicklung zu hemmen, dan
bleibt nichts übrig, als zu versuchen, die sozialistischen Methoden dieser Entwic
lung in die kapitalistische Gesellschaft mit Hilfe des kapitalistischen Staates zu ve
pflanzen, das heißt, Staatssozialismus zu treiben.

Dagegen wendet sich die Breslauer Resolution. Aber sie besagt keine
wegs, daß jede Verstaatlichung ökonomischer Einrichtungen und Funktionen i
heutigen Staat verpönt sei. Es giebt eine Reihe solcher Einrichtungen un
Funktionen, deren Verstaatlichung bereits im kapitalistischen Staat nothwendi
wird, nicht als Mittel, die bestehende Produktionsweise umzuwälzen, sondern al
Mittel, ihre eigenen Bedürfnisse zu befriedigen. Derartige Verstaatlichunger
z. B. die der Eisenbahnen und großen Zentralbanken, bedeuten weder den Versuc
sich der ökonomischen Entwicklung entgegenzustemmen, noch den Versuch, eine Pha
derselben zu überspringen und auf künstlichem Wege Organisationsformen eine
neuen Gesellschaft zu schaffen, ehe deren Vorbedingungen völlig entwickelt sin

Die Haltung des Proletariats gegenüber Verstaatlichungen letzterer A
hängt von mannigfachen Umständen ab, in erster Linie von dem Höhegrad seine
politischen Macht im Staate, dann von dem besonderen Charakter der zu ve
staatlichenden Einrichtungen, ob sie bereits private Monopole bilden, von dem Gra
der Abhängigkeit ihrer Arbeiter, der ökonomischen Wichtigkeit ihrer Funktionen u

Für die deutsche Sozialdemokratie wird die Frage der Verstaatlichunge
dieser Art in nächster Zeit kaum Aktualität erhalten. Immerhin sei hier darau
hingewiesen, daß die Agrarresolution des letzten Parteitags keineswegs jede Ve
staatlichung ökonomischer Einrichtungen und Funktionen verurtheilt, sondern nu
solche, welche die Arbeiterklasse in größere Abhängigkeit vom Staat bringen ode
die in utopistischer Weise vom kapitalistischen Staat die Durchführung von Maß
regeln erwarten und verlangen, die den Kapitalismus aufheben und den Sozia
lismus vorbereiten sollen.

In allen diesen Punkten hat die Breslauer Resolution keine neuen Norme
geschaffen. Sie besagt nichts, als daß unsere Partei auf dem Breslaue
Parteitag die Schritte wieder zurück gemacht hat, die sie auf dem Frankfurte
Parteitag und seit ihm in der Richtung des Bauernschutzes vorwärts machte; da
die Sozialdemokratie es nicht für nothwendig hält, ihre „Grundbegriffe“ eine
„Revision“ zu unterziehen, daß sie diese bei eingehender Prüfung für ebens
sicher begründet gefunden hat wie ehedem, daß sie bleibt, was sie gewesen ist, di
Partei des kämpfenden Proletariats.

Das heißt natürlich nicht, daß jede weitere Diskutirung der Agrarfrage nu
überflüssig geworden sei. Die Breslauer Resolution verhindert sie nicht, sie giebt ih
nur eine bestimmte Richtung: sie setzt das Agrarprogramm von der Tagesordnung ab
um auf dieselbe die Diskussion über die Grundlagen der sozialdemokratischen Agrar
politik zu setzen. Ehe wir über ein Landprogramm debattiren, müssen wir un
einig geworden sein über die Aufgaben, die wir auf dem Lande zu erfüllen haben

Wir dürfen mit Zuversicht erwarten, daß diese Diskussion eine ersprießlich
und fruchtbringende sein wird. Die Besprechung der Agrarfrage in der Press

t bisher eine vorwiegend sachliche gewesen und dasselbe war der Fall auf dem reslauer Parteitag. Wenn wir absehen von dem häuslichen Streit von Mit-iedern der Agrarkommission untereinander über ihr Verhalten in dieser Kom-ission, so können wir konstatiren, daß jegliche persönlichen Angriffe ernsterer Art hlten und die Debatten fast ausschließlich nach rein sachlichen Gesichtspunkten eführt wurden. Allerdings nicht gleichmüthig, sondern mitunter sehr erregt; aber s stände schlimm um unsere Sache, wenn es anders wäre. Toleranz in dem Sinne, daß man jede Meinung für gleichberechtigt ansieht und darauf verzichtet, ie der eigenen Ueberzeugung entgegenstehende zu bekämpfen, ist nur möglich in leichgiltigen Dingen. Wir können z. B. religiöse Toleranz in diesem Sinne eute nur üben, weil die Religion eine höchst gleichgiltige Sache geworden ist. nsere Stellung zur Agrarfrage ist aber nicht gleichgiltig für die Sache des ämpfenden Proletariats, und je leidenschaftlicher wir diese Sache lieben, der vir dienen, um so leidenschaftlicher mußten die Debatten sein. Gerade weil vir einig sind in dem Drange, die Sache des Proletariats zum Siege zu ühren, mußte unser Zwiespalt energisch sich äußern in der Frage, in der wir erschiedener Meinung sind, der Frage nach dem Verhältniß zwischen Proletariat nd Bauernschaft. Aber die Einigkeit in der großen Sache muß auch bewirken, aß die Meinungsverschiedenheiten in der kleineren zu keiner Verbitterung führen.

Und so können wir ruhig fortfahren, über die Bauern zu diskutiren. Das vird uns kein Jota unserer Kraft nehmen und uns nicht hindern, für das Prole-ariat zu kämpfen, wie wir bisher gekämpft.

Unfallversicherung im Handelsgewerbe.

Von **Berthold Heymann.**

Der „Deutsche Reichsanzeiger" veröffentlichte im Juni 1894 zwei Gesetz-ntwürfe über die Revision und Ausdehnung der Unfallversicherung auf Hand-verk und Handelsgewerbe. Vor einiger Zeit nun ging eine offiziöse Notiz durch die Blätter, daß von diesen Entwürfen der das Handelsgewerbe betreffende so vielen Widerspruch gefunden habe, daß er vorläufig zurückgestellt worden sei. Da diese „vorläufige" Zurückstellung bei der bestehenden Unlust, die einmal begonnene Sozialreform weiter auszubauen, sehr leicht in praxi eine definitive werden kann, so entspricht es wohl der Bedeutung der Sache, die Materie selbst an dieser Stelle einer gründlichen Prüfung zu unterziehen.

Bei den Versuchen, die Sozialreform auf das Handelsgewerbe auszudehnen, zeigte sich bei dieser Gelegenheit als ein schweres Hinderniß die vollkommene Unkenntniß über die sozialen Thatsachen und die wirklich bestehenden Verhältnisse. Man erging sich stets nur in Behauptungen darüber, ohne sie durch ein statistisches Beweismaterial stützen zu können.

Dieser Unkenntniß entspringen zwei bedauerliche Folgen. Zunächst die Gleichgiltigkeit, zum Theil sogar der Widerwille der Angestellten gegen einen all-seitigen Versicherungszwang, weil ihnen weder die Schädigung ihrer Lage durch sein Fehlen, noch die Verbesserung ihrer Lage durch seine Verwirklichung ziffern-gemäß vor Augen steht. Es wird in der That nirgendwo so viel über die „unnützen" Beiträge zu den verschiedenen Versicherungen gepoltert, wie in unserem als so intelligent gerühmten Kaufmannsstande.

Die zweite bedauerliche Folge besagter Unkenntniß ist die Unsachlichkeit, mit der die bisher eingebrachten Gesetzentwürfe geführt worden sind. Es zeigt

sich hierbei jedoch, daß, je machtvoller die soziale Stellung des debattirenden Theils im Staate ist, desto weniger Werth von ihm auf die Beweisfähigkeit seiner Behauptungen gelegt wird. Als Zeugniß dafür geben wir die Resolution wieder, welche der unter dem Vorsitz des Staatssekretärs Dr. v. Böttticher vor einiger Zeit abgehaltene „Deutsche Handelstag" nach einem Referat des Generalsekretärs Konsul z. D. Annecke (Berlin) beschlossen hat:

> „Der Deutsche Handelstag erklärt, daß die Ausdehnung der Unfallversicherung auf das Handelsgewerbe, in welchem die Gehilfen und Lehrlinge besonderen Unfallgefahren nicht ausgesetzt sind, betreffs der etwaigen Versicherungspflichtigen durch die Verhältnisse nicht geboten ist. Betreffs der Unternehmer erblickt er darin nichts weiter als eine denselben auferlegte Last, welcher keine entsprechende Wohlthat für die Angestellten gegenübersteht."

Es ist anzunehmen, daß dieses Gutachten des „Deutschen Handelstags" in erster Reihe zur Zurückstellung des Gesetzentwurfs beigetragen hat. Diese Zeilen sehen daher ihre Aufgabe darin, durch eine Prüfung der Materie die daselbst aufgestellte Behauptung als oberflächlich und unhaltbar, da von einem einseitigen Klasseninteresse diktirt, zu erweisen.

Nebenbei sei bemerkt, daß der Verfasser in gleicher Weise wie die Mitglieder des Handelstages berechtigt ist, sich zu den „Männern der Praxis" zu zählen, auf deren Urtheil im Gegensatz zu dem der Theoretiker und Professoren in sozialpolitischen Dingen in letzter Zeit von den Gegnern des Arbeiterschutzes, den Stumm, Eynern u. s. w., mehrfach ein großer Werth gelegt worden ist.

Die Resolution meint also zunächst, daß „die Gehilfen und Lehrlinge besonderen Unfallgefahren nicht ausgesetzt sind". Es sind aber eine Reihe von Thatsachen vorhanden, welche bei objektiven Leuten die Aufstellung solcher Behauptungen gänzlich unmöglich machen sollten.

Es ist nämlich von vornherein zu konstatiren, daß der Verkauf im Detail- wie im Engros-Handel für das Personal die Nothwendigkeit ergiebt, die Waaren innerhalb des Geschäftslokals zu transportiren. Dieser Waarentransport ist verschiedener Art. Er besteht erstens in dem Herausnehmen der Gegenstände aus den Regalen unter gleichzeitiger Benutzung von Leitern, zweitens in dem Heraufholen der Waaren aus den Kellerräumlichkeiten, wo sie besonders in den Lebensmittelgeschäften zur besseren Konservirung lagern, wobei unbeleuchtete Kellerstiegen und über dem Kopf des Hinabsteigenden sich schließende Fallthüren eine große Rolle spielen, drittens die Beförderung der Waaren von einem Stockwerk zum anderen mittels der Fahrstühle. Letztere Art kommt besonders in den modernen Waarenhäusern des Engros-Handels in Betracht.

Diese Waarenbeförderung innerhalb der Geschäftsräume birgt bereits eine ununterbrochene Unfallgefahr in sich. Die Nothwendigkeit, den Käufer prompt zu bedienen, die Anhäufung der Kundschaft innerhalb weniger Stunden des Tages im Detail-Handel, und innerhalb weniger Wochen im Engros-Handel, zur Zeit der Saisons und der sogenannten „Durchreisen" während der Leipziger und Frankfurter Messen, veranlassen das Personal zu einer gefahrbringenden Ueberhastung bei allen diesen Manipulationen. Häufig erfolgen denn auch Fehltritte bei Benutzung der Leitern, der Treppen und Kellerstiegen, welche eine Schädigung der Gesundheit zur Folge haben. Es ist ein großer Irrthum des Laienpublikums, anzunehmen, daß diese Arbeiten nur von kräftigen und älteren, also geschickteren Haus- und Geschäftsdienern zu verrichten sind. Der Angestellte, ja selbst der Lehrling, welcher im Hinblick auf seine schwache Konstitution und

eine Unfähigkeit, schwere Lasten zu heben, sich diesen Verrichtungen würde entziehen wollen, würde damit augenblicklich seine Stellung gefährden.

Die dem Waarentransport entspringenden Unfallgefahren erfahren noch eine Erhöhung in den Branchen, in welchen wie im Glas- und Steinguthandel die Zerbrechlichkeit der Waaren allein schon zu Verletzungen führen kann, ferner in den Speditionsgeschäften, in denen bei dem Hantiren auf den Speichern zwischen den Gütern der mannigfaltigsten Form und Größe für den Kommis die Gefahr des Verunglückens in gleich großem Maße besteht, wie für den bereits versicherten Speicherarbeiter.

Außerdem existiren für die Reisenden noch jene Unfallgefahren, die als Begleiterscheinungen der Benutzung unserer Verkehrsmittel überhaupt anzusehen sind.

Ist es schon von vornherein möglich, so zahlreiche Verletzungsgefahren bei der kaufmännischen Thätigkeit nachzuweisen, so muß die Behauptung, daß „die Gehilfen und Lehrlinge besonderen Unfallgefahren nicht ausgesetzt sind", mindestens leichtfertig aufgestellt erscheinen.

Erfreulicherweise ist man nicht mehr allein auf eine derartige Beweisführung angewiesen. Wenn auch, wie bereits Eingangs erwähnt, eine sich auf größere Massen erstreckende berufliche Statistik nicht existirt, so hat doch die Befragung einer Reihe kaufmännischer Organisationen durch die „Reichskommission für Arbeiterstatistik" einiges verwendbare Material zu Tage gefördert. Wir entnehmen demselben als das Brauchbarste das Gutachten der „Ortskrankenkasse für Handlungsgehilfen und Lehrlinge zu Berlin", obgleich die in demselben enthaltenen Tabellen der verschiedenen Erkrankungen deren etwaige ursächliche Beziehungen zu Unfällen gänzlich außer Acht lassen und nach anderen Gesichtspunkten zusammengestellt sind.

Wenn wir also auch annehmen können, daß die Ursachen mancher anderen Krankheiten auch auf Unfälle zurückzuführen sind, so wollen wir hier nur die Gruppen 5 und 8 der Tabelle II in Betracht ziehen, bei denen andere Ursachen einfach ausgeschlossen sind, die Fuß- und Armverletzungen. Dieselben betragen in den neun Monaten, welche das Gutachten untersucht, 139. Der Vergleichbarkeit halber müssen wir die Jahresziffer berechnen, dieselbe beträgt 185, das sind bei einer durchschnittlichen Mitgliederzahl von 9465 = 1,95 Prozent.

Die Tabelle III zeigt, wie erheblich diese Durchschnittsziffer von denjenigen Branchen überschritten wird, welche auch sonst durch die Ueberanstrengung ihrer Angestellten in Bezug auf Arbeitszeit u. s. w. bekannt geworden sind; und zwar steigt die Skala in folgender Reihe aufwärts: 1. Galanteriewaaren-, 2. Manufakturwaaren-, 3. Eisenwaaren-, 4. Kolonial-, Lebensmittel- und Zigarrenbranche.

Die Zahlen sind jedoch noch größer, als sie scheinen, wenn man in Betracht zieht, daß in die Statistik nur diejenigen Fälle Aufnahme finden konnten, welche eine Arbeitsunfähigkeit im Sinne des Krankenversicherungsgesetzes, d. h. ein Fernbleiben vom Geschäft darstellen, da die Ortskrankenkassen eine Buchführung über ambulante Fälle in der Regel nicht kennen. Wer aber mit den wirklichen Zuständen Fühlung hat, weiß auch, wie häufig das Personal mit verbundenem Kopf oder verbundenen Gliedmaßen das Geschäft aufsucht, um den Grad des Interesses zu erweisen, das es an dem Geschäft des Prinzipals nimmt, und sich, wenn es auch seine gewohnte Thätigkeit nicht aufnehmen kann, durch Ausführung eines Ganges oder einer Handreichung „nützlich zu machen". Ist dem Verfasser doch sogar ein Fall bekannt, in welchem ein Gehilfe zu diesem Zweck den seine Bewegungen hindernden Verband entfernte, den ihm der Arzt um eine zerschnittene Pulsader gelegt hatte mit der Weisung, den Arm, im Bett liegend, immer hoch zu halten!

Ferner kommt bei Beurtheilung der Zahlen in Betracht, daß dieselben den ersten drei Vierteljahren der obligatorischen Krankenversicherung entstammen, in welcher Zeit die Gehilfen den Ortskassen noch mit großer Abneigung gegenüberstanden, keineswegs aber sie rückhaltlos in Anspruch nahmen, zumal die Berliner Kasse damals noch das bei Kassenmitgliedern unbeliebteste Aerztesystem des Gewerkskrankenvereins besaß.

Schließlich ist zu berücksichtigen, daß, wie bereits erwähnt, eine ganze Reihe von Krankheiten, deren Kassenscheindiagnosen dies nicht direkt erkennen lassen, und die daher hier nicht in Betracht gezogen werden konnten, auf Verletzungen zurückzuführen sind.

Außerdem stehen uns noch einige recht verwendbare Angaben kaufmännischer Krankenkassen zur Verfügung, deren Vergleich mit denen von Arbeiterkassen und Berufsgenossenschaften die Betriebssicherheit im Handelsgewerbe in einem weniger rosigen Lichte erscheinen läßt, als sie der „Deutsche Handelstag" hinzustellen bemüht ist.

So erweist der Jahresbericht der „Ortskrankenkasse für Handlungsgehilfen und Lehrlinge" zu Berlin für das Jahr 1894, daß auf die durchschnittliche Mitgliederzahl von 13 173 allein 832 „äußerliche Erkrankungen, inklusive Verletzungen und Betriebsunfälle"* entfallen, die eine Erwerbsunfähigkeit nach sich gezogen haben, das sind 6,32 Prozent aller Mitglieder.

Die Jahresberichte der „Kranken- und Begräbnißkasse des Verbandes deutscher Handlungsgehilfen" zu Leipzig der Jahre 1890—94 zeigen folgende Ziffern:

	Durchschnittliche Mitgliederzahl	Gliederbrüche, Verstauchungen			Verletzungen			Gesammt-Summe	Prozentsatz der Mitglieder
1890	5 841	erwerbsfähig	21	65	erwerbsfähig	99	185	250	4,27
		erwerbsunfähig	30		erwerbsunfähig	71			
		beides verbunden	15		beides verbunden	15			
1891	7 838	erwerbsfähig	42	130	erwerbsfähig	162	310	440	5,65
		erwerbsunfähig	60		erwerbsunfähig	114			
		beides verbunden	28		beides verbunden	34			
1892	8 940	erwerbsfähig	64	135	erwerbsfähig	138	265	400	4,47
		erwerbsunfähig	60		erwerbsunfähig	101			
		beides verbunden	11		beides verbunden	26			
1893	14 273	erwerbsfähig	104	278	erwerbsfähig	277	510	788	5,52
		erwerbsunfähig	119		erwerbsunfähig	148			
		beides verbunden	55		beides verbunden	85			
1894	14 615	erwerbsfähig	145	405	erwerbsfähig	240	410	815	5,57
		erwerbsunfähig	148		erwerbsunfähig	113			
		beides verbunden	112		beides verbunden	57			
Summe und Durchschn.-Prozentsatz	51 507							2693	5,23

* Es ist mir leider nicht gelungen, diese bedauerlicherweise aus verschiedenartigen Krankheiten zusammengestellte Gruppe aufzulösen und so die „Verletzungen und Unfälle" zu isoliren; doch habe ich feststellen können, daß als „äußerliche Erkrankungen", deren Ursachen nicht in Unfällen wurzeln, nur seltenere Erscheinungen wie Rose, Furunkel 2c. aufgenommen worden sind. Selbst bei Ausscheidung derselben bleibt die Verletzungsziffer noch auf einer wesentlichen Höhe.

Für die Jahre 1893/94 wurde versucht, die Ursachen der Unfälle festzustellen, was jedoch gänzlich resultatlos war; denn es wurden gezählt:

	Bei der Berufsthätigkeit	Beim Radfahren	Also fehlt der Nachweis bei
1893	138	51	599*
1894	141	42	632*

Außerdem enthalten die Berichte die für unsere Gesetzgebung charakteristische Bemerkung, daß, obgleich im Jahre 1893 von den durch Unfälle Betroffenen 18, und im Jahre 1894 6 bei einer Berufsgenossenschaft versichert waren, in keinem einzigen Falle eine Rückforderung geltend gemacht werden konnte.

Im Folgenden wollen wir die Hinfälligkeit des Handelstags-Ausspruches, daß „die Gehilfen und Lehrlinge besonderen Unfallgefahren nicht ausgesetzt sind", dadurch erweisen, daß wir die bereits erwähnten Zahlen in einer Tabelle mit denen von Arbeiterkassen und Berufsgenossenschaften vereinigen,** deren Branchen bereits jetzt der obligatorischen Unfallversicherung unterliegen.

Wir erhalten dabei die folgende Gruppirung:

Name	Mitgliederzahl	Gemeldete Unfälle***	Prozent
1. Nahrungsmittel-Berufsgenossenschaft	15 900	117	0,74
2. Lederindustrie-Berufsgenossenschaft .	3 757	45	1,19
3. Ortskrankenkasse f. Handlungsgehilfen und Lehrlinge 1893, Berlin . . .	9 465	185†	1,95
4. Chemische Industrie-Berufsgenossenschaft	4 328	123	2,84
5. Ortskrankenkasse der Möbelpolirer .	464	14	3,02
6. Steinbruchs-Berufsgenossenschaft für Gips-, Kalk- und Mörtelfabrikation	712	29	4,07
7. Brennerei-Berufsgenossenschaft . .	873	36	4,12
8. Ortskrankenkasse der Steindrucker und Lithographen	2 678	115	4,29
9. Sämmtliche 92 Berliner Orts- und Innungs-Krankenkassen	313 297	13 798	4,40
10. Kranken- u. Begräbnißkasse des Verbandes deutscher Handlungsgehilfen zu Leipzig 1890—94	51 507	2 693	5,23
11. Ortskrankenkasse d. Bildhauer, Stuccateure und Gipsarbeiter	3 092	174	5,63
12. Ortskrankenkasse der Buchbinder . .	4 203	260	6,19
13. Ortskrankenkasse für Handlungsgehilfen und Lehrlinge 1894, Berlin	13 173	832††	6,32

* Nichts wäre verfehlter, als von diesen Zahlen behaupten zu wollen, daß sie nur außerhalb des Betriebs erfolgte Unfälle enthalten; die Erfahrungen bei Arbeiterkassen lehren, daß stets nur ein sehr geringfügiger Bruchtheil der Verletzungen nichts mit der Berufsthätigkeit zu thun hat.

** Entnommen dem „Statistischen Jahrbuch der Stadt Berlin", Jahrgang 1892.

*** Bei Krankenkassen betreffen diese Zahlen sämmtliche Verletzungen und Wunden, sind also vorzüglich mit den kaufmännischen Angaben zu vergleichen.

† Diese Ziffer enthält, wie bereits im Text angeführt, mangels anderweitiger Angaben nur „Fuß- und Armverletzungen".

†† Wie bereits in einer früheren Anmerkung erwähnt, ist hiervon eine allerdings nicht große Anzahl von „äußeren Erkrankungen" in Abzug zu bringen.

Selbstverständlich ließe sich diese Tabelle durch eine Reihe von Arbeiterkassen 2c. fortsetzen, deren Unfallziffer die von Gruppe 13 noch überschreitet. Es kommt hier aber nur auf den Nachweis an, daß die Unfallgefahren des Handlungsgehilfenberufs sogar diejenigen mancher industriellen Arbeiterbranchen übertreffen, welche man allgemein als ziemlich gefahrvoll ansieht, wie die Möbelpolirer, Steinbrucharbeiter, Bildhauer, Stuckateure u. s. w., bei weitem aber wird die unter 9 angegebene Durchschnitts-Verletzungsziffer aller in Berlin vorhandenen Berufe von der des kaufmännischen überragt.

Demgemäß scheint uns die Ableugnung jeglicher „besonderen Unfallgefahr" eine Oberflächlichkeit der Beurtheilung zu erweisen, welche nur erklärlich ist, wenn man sie als den Ausfluß eines sich bedroht fühlenden einseitigen Interessenstandpunktes ansieht.

Demgegenüber kann besonders bei der Rückgratlosigkeit der Regierung angesichts dieses einseitigen Interessenstandpunktes des „Deutschen Handelstags" nicht energisch genug darauf hingewiesen werden, daß die versuchte Charakteristik der Unfallversicherung im Handelsgewerbe als „eine den Unternehmern aufgelegte Last, welcher keine entsprechende Wohlthat für die Angestellten gegenübersteht", als unsachlich unbedingt zu verwerfen ist, daß vielmehr die schleunige Ausdehnung der obligatorischen Unfallversicherung auf Handlungsgehilfen, -Gehilfinnen und -Lehrlinge eine sozialpolitische Nothwendigkeit geworden ist.

Literarische Rundschau.

Dr. Albert Hermann Post, Richter am Landgericht in Bremen, **Grundriß der ethnologischen Jurisprudenz.** 2 Bände. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung (A. Schwartz), 1894 und 1895. Erster Band XII und 473 Seiten; zweiter Band XV und 744 Seiten.

Als neuer Zweig der allgemeinen ethnologischen Gesammtwissenschaft hat sich in den letzten Jahren der Ethnographie, Urgeschichts- und vergleichenden Sprachforschung die vergleichende Rechtswissenschaft zugesellt und durch Eröffnung einer Reihe neuer Ausblicke ungemein fördernd auf die ethnologischen Studien gewirkt. In Deutschland sind vor allem Professor J. Kohler und H. Post auf diesem Gebiet thätig, und zwar besteht zwischen beiden eine gewisse Arbeitstheilung; während Kohler sich besonders mit der monographischen Darstellung der verschiedenen Rechtsordnungen der einzelnen Völker und Stämme beschäftigt, hat Post sich in erster Linie die Aufgabe gestellt, die Spezialuntersuchungen der ethnologischen Jurisprudenz zu zusammenfassenden, vornehmlich die prinzipielle Seite berücksichtigenden Uebersichten zu verarbeiten, um so die Ergebnisse der juristisch-ethnologischen Detailforschung für die allgemeine Rechtswissenschaft nutzbar zu machen. Diesen Zweck verfolgt auch der vorliegende „Grundriß der ethnologischen Jurisprudenz", der sich den älteren Werken des Verfassers, speziell seinen „Bausteinen für eine allgemeine Rechtswissenschaft auf vergleichend-ethnologischer Basis" (1880), den „Grundlagen des Rechts" (1884), der „Afrikanischen Jurisprudenz" (1887) und den „Studien zur Entwicklungsgeschichte des Familienrechts" (1889), in gleicher sorgfältiger Durcharbeitung anschließt und gewissermaßen als ihre erweiterte, durch neues Material gestützte Fortsetzung bezeichnet werden kann.

Gegen die vom Verfasser befolgte Behandlung seines Materials lassen sich berechtigte Einwände erheben, doch hat sie neben entschiedenen Nachtheilen auch entschiedene Vorzüge. Post hat die verschiedenen Rechtsordnungen nicht nach anthropogeographischen Provinzen geordnet, d. h. die gleichartigen Rechte ethnisch gleichartiger Völkergruppen nicht im Zusammenhang und in ihren Beziehungen zu einander dar-

gestellt, sondern er hat sein Material nach der Art unserer Gesetzbücher, nach Rechtsmaterien eingetheilt und dann zu einem universellen Rechtssystem zusammengestellt. Der hervorstechendste Nachtheil dieser Methode äußert sich darin, daß durch die Betrachtung der primitiven Rechtssitten eines Volkes nicht in ihrer wechselseitigen Abhängigkeit voneinander, sondern getrennt nach rechtsbegrifflichen Unterscheidungen, weder der Kausalzusammenhang des Rechts mit seinen sozialen Unterlagen, noch die gegenseitige Beschränkung und Bedingtheit der Rechtssitten durcheinander zum Ausdruck kommt. Die Rechtsbräuche werden dadurch gewissermaßen zu verselbstständigten, paragraphenartig fixirten Satzungen mit genau gegeneinander abgegrenzten Geltungssphären, wie im heutigen Recht; während doch thatsächlich die Grenzlinien, je tiefer ein Volk steht, je mehr sich verwischen, und die einzelnen Rechtssitten ohne unterscheidbare Grenzen ineinander übergreifen, sich durchkreuzen und paralysiren, so daß man wohl von Rechtsgewohnheiten, noch kaum aber von einem eigentlichen Gewohnheitsrecht sprechen kann. Andererseits aber hat die vom Verfasser gewählte Bearbeitung ganz zweifellos den Vorzug weit größerer Uebersichtlichkeit; vor allem veranschaulicht sie trefflich durch das Zusammenstellen der analogen Rechtserscheinungen zu ethnologischen Parallelen die gleichartigen Grundzüge im Entwicklungsgang des Rechts, den sogenannten Parallelismus im Rechtsleben. Und hierauf legt Post besonderes Gewicht. Er verfolgt neben dem rein wissenschaftlichen, wie schon gesagt, den praktischen Zweck, die Juristen in das Studium der ethnologischen Rechtswissenschaft einzuführen, er will vor ihnen seine neue Auffassung entwickeln; und hierzu ist unbedingt eine Darstellung, die sich an die Eintheilung unserer Gesetzbücher anlehnt, am besten geeignet. Zudem aber würde eine Behandlung der primitiven Rechtsordnungen in ihrem Zusammenhang mit dem jeweiligen sozialen Leben bei dem heutigen Stande des Wissens in vielen Theilen recht lückenhaft ausfallen; und überdies müßte der Verfasser, da natürlich die verschiedenen sozialen Gestaltungen nicht von Grund auf untersucht werden könnten, bei seinen Lesern ethnologische Kenntnisse voraussetzen, die nur bei denen vorhanden sind, die sich speziell mit ethnologischen Problemen beschäftigt haben. Man kann deshalb recht wohl die Mängel des von Post eingeschlagenen Weges erkennen, und doch seine Methode unter den heutigen Umständen für die zweckentsprechendste halten. Als ein für allemal gegebenes, auch zukünftig stets zu befolgendes Verfahren, will der Verfasser, wie sich aus seiner Einleitung zum ersten Band, Seite IV, ergiebt, sie selbst nicht angesehen wissen.

Im ersten „allgemeinen" Theil behandelt der Verfasser „die Ausgangsformen des menschlichen Rechts", die verschiedenen sozialen Organisationsformen (geschlechterrechtliche, territoriale, herrschaftliche und gesellschaftlich-bürgerliche Organisation), und läßt dann im zweiten „speziellen" Theil eine eingehende Darstellung des Personenrechts, Familienrechts, Erbrechts, Rache-, Buß- und Strafrechts, Prozeßrechts und des Vermögensrechts folgen. Auf die Einzelheiten der Darlegungen hier einzugehen, ist nicht möglich. Fast in allen Theilen bietet der Verfasser eine durchaus gründliche, auf außerordentlich umfassenden ethnologischen Studien aufgebaute Leistung, zu der er sich das Unterlagsmaterial theilweise selbst erst beschafft hat. Manche Abschnitte können geradezu als Muster einer exakten, kritisch abwägenden Darstellung gelten. Vielleicht wäre es nicht unangebracht gewesen, wenn der Verfasser die amerikanisch-indianischen Rechtsordnungen gegenüber den afrikanischen etwas mehr berücksichtigt hätte, da sie weit besser den natürlichen Entwicklungsgang des Rechts darthun, als die vielfach unter dem Einfluß des islamitischen Rechts entstandenen Rechtssitten der afrikanischen Völker; indeß weiß Post überall seine Ausführungen durch eine solche Menge von Hinweisen auf die Rechte der verschiedensten Völkerschaften zu stützen, daß diese schwächere Berücksichtigung der Amerikaner nur wenig ins Gewicht fällt. In einzelnen Fragen läßt sich eine gewisse Anlehnung Posts an Mac Lennan nicht verkennen, so äußert er sich z. B. über die Verwandtschaftsverhältnisse (I. Band, Seite 66) folgendermaßen: „Es kommt vor, daß eine Verwandtschaft nur dann angenommen wird, wenn die Blutsgemeinschaft durch die weibliche Linie hergestellt wird, oder nur dann, wenn dieselbe durch die männliche

Linie hergestellt wird, oder auch dann, wenn dieselbe durch eine dieser beiden Linien hergestellt wird. Darnach giebt es drei Grundsysteme der Verwandtschaft nach der Abstammungslinie, nämlich das System der Mutterverwandtschaft, bei welchem das Kind nur mit seiner Mutter und seinen durch weibliche Linie verbundenen mütterlichen Verwandten, das System der Vaterverwandtschaft, bei welchen das Kind nur mit seinem Vater und seinen durch männliche Linie verbundenen väterlichen Verwandten als verwandt gilt, und das System der Elternverwandtschaft, bei welchem das Kind sowohl mit seiner Mutter als mit seinem Vater, und sowohl mit seinen mütterlichen als mit seinen väterlichen Verwandten als verwandt gilt." Es ist das Mac Lennansche „Kinship through females only — kinship through males only", das wir hier wiederfinden. Wie irrig die sich hierin aussprechende Auffassung ist, ergiebt sich daraus, daß in allen bisher bekannt gewordenen Verwandtschaftsnomenklaturen, ganz gleich, ob die Abstammung in weiblicher oder männlicher Linie gerechnet wird, sowohl für die vaterseitigen als für die mutterseitigen Angehörigen genau bestimmte Verwandtschaftsausdrücke vorhanden sind. Schon Morgan hat dies gegen Mac Lennan geltend gemacht (vergl. „Urgesellschaft", Seite 443). Außerdem aber sind vielfach bei sogenannten mutterrechtlichen Stämmen auch Heirathen in die nähere mutterseitige Verwandtschaft, und umgekehrt bei vaterrechtlichen Stämmen auch Heirathen in die nähere mutterseitige Verwandtschaft aufs Strengste verboten. Nicht nur bei australischen, melanesischen und nordamerikanischen Stämmen, sondern auch bei den Malaien, die als schärfste Auspräger mutterrechtlicher Institutionen gelten. Post erwähnt selbst, daß bei den Pasemahmalaien weder in das Geschlecht (Sumboi) der Mutter, noch in das des Vaters geheirathet werden darf (I. Band, Seite 40). Uebrigens versteht er unter „Mutterrecht", wie aus obiger Definition geschlossen werden könnte, nicht nur die Abstammungsfolge in weiblicher Linie. Er verbindet damit den Begriff der Mundschaft der Mutter resp. ihrer nächsten männlichen Verwandten über ihre Kinder. Das ist um so auffälliger, als der Verfasser sonst keineswegs die heutige landläufige Ansicht theilt, Mutterfolge sei ohne Weiteres gleichbedeutend mit Mutterherrschaft; er betont vielmehr selbst im Anschluß an Kohler, daß das Mutterrecht auch mit „väterlicher und eheherrlicher Gewalt" vereinigt sein kann (I. Band, Seite 151). Wie es scheint, hat sich Post trotz seiner ungleich gründlicheren Kenntniß des primitiven Familienrechts doch in diesem Falle nicht ganz von der juristischen Einseitigkeit der Bachofen und Mac Lennan loszumachen vermocht. Unzweifelhaft ist oft die Abstammungsfolge in weiblicher Linie mit einer mehr oder minder bevorrechteten Stellung der Mutter verbunden; doch ist diese Stellung nicht einfache Folge der „Weiberlinie", sondern hängt mit bestimmten territorialen Organisationen der mutterrechtlichen Verbände zusammen; vor allem ist dafür entscheidend, ob der Mann mit seinem Weibe in ihrer Familiengruppe lebt oder in seiner eigenen.

Indeß können derartige vereinzelte Auffassungen, in Bezug auf welche man verschiedener Meinung sein kann, den entschiedenen Werth seines Werkes nicht beeinträchtigen; zumal sich bei weiterem Vergleich der verschiedenen Rechtsverhältnisse solche Auffassungen größtentheils von selbst korrigiren, besonders wenn später die ethnologische Jurisprudenz sich naturgemäß immer mehr zu einer universellen induktiven Rechtsgeschichte ausweitet. Eine Rechtsgeschichte, welche nicht, wie die durch Hugo und Savigny begründete heutige historische Rechtsschule das Werden des Rechtes eines Volks aus dessen speziellem Entwicklungsgang und seiner besonderen ethnischen Eigenart zu ergründen sucht, sondern welche im Gegentheil in den gleichartigen Rechtserscheinungen bei allen Völkern den allgemeinen gleichen Entwicklungsgang des Rechtes in seinen ursächlichen Zusammenhängen mit der gleichartigen sozialen Entwicklung nachweist. Vorläufig allerdings werden wir auf eine derartige Rechtsentwicklungsgeschichte als Theil einer allgemeinen Menschheitsgeschichte noch etwas warten müssen, so deutlich auch die Ansätze vorhanden sind. Doch auch in ihren heutigen Ergebnissen hat die vergleichende ethnologische Rechtswissenschaft schon eine hohe Bedeutung, indem sie der Rechtsphilosophie mit ihren individualistischen Natur- und Vernunftsrechtssystemen den Kehraus geigt und uns das Recht als ein

Produkt der sozialen Verhältnisse verstehen lehrt, das sich zugleich mit dem sozialen Leben verändert. Treffend sagt diesbezüglich Post in seiner früher erschienenen Schrift „Ueber die Aufgaben einer allgemeinen Rechtswissenschaft“ (Oldenburg 1891): „Was heute als absolutes und unverbrüchliches Recht gilt, ist nur die augenblickliche Gestaltung des Rechts in der Welle unserer lokalen Kultur. Das Recht, welches uns heutzutage als ewiges Recht, als Vernunftsgesetz oder göttliches Gesetz gilt, wird dereinst einmal sich völlig wandeln, wie das frühere Recht sich in unser heutiges gewandelt hat. Darnach wird das Idealrecht jedes Naturrechtsphilosophen wohl nie etwas Anderes darstellen, als das Naturrecht der historischen Entwicklungsstufe, auf welcher er sich befindet.“ H. Cunow.

Notizen.

Briefe und Schriften von Karl Marx. Wir ersuchen alle Jene, die im Besitze von Briefen oder anderen Schriftstücken aus der Hand von Karl Marx sind, um die Freundlichkeit, sie einer der Unterzeichneten zu übermitteln. Wir suchen eine möglichst vollständige Sammlung der Briefe unseres Vaters zu erlangen, um sie zu veröffentlichen. Jeder Brief und jedes Dokument, das man uns schickt, wird auf das Sorgfältigste bewahrt und, wenn die Uebersender es wünschen, sofort nach vollzogener Abschrift zurückgesandt. Selbstverständlich werden wir von der Veröffentlichung aller Stellen absehen, welche die Besitzer und Uebersender der Briefe nicht der Oeffentlichkeit übergeben wollen.

Laura Lafargue, Le Perreux, Seine, Frankreich.
Eleanor Marx-Aveling, Green Street Green, Orpington, Kent, England.
Oktober 1895.

Entwicklung des Elektromotoren-Betriebs in Berlin. Im Jahre 1890 wurde seitens der Berliner Elektrizitätswerke die erste Anlage zur Verwendung elektrischer Energie für gewerbliche Zwecke in Berlin gemacht.

Wie wir einem Bericht der genannten Anstalt entnehmen, hat sich jedoch seitdem der Elektromotorenbetrieb in Berlin so stark entwickelt, daß am 30. Juni 1895 663 Elektromotoren mit einer Gesammtleistung von 2365 Pferdestärken aus der Zentrale gespeist wurden und außerdem noch Anmeldungen auf Motoren mit einer Gesammtleistung von etwa 200 Pferdestärken vorlagen.

Die Motoren dienten zum Betriebe von

Buchdruckerpressen	146	Stück	mit	546	Pferdestärken
Aufzügen	139	„	„	834	„
Ventilatoren	135	„	„	180	„
Metallbearbeitung	55	„	„	196	„
Fleischereibetrieb	25	„	„	92	„
Schleif- und Polirmaschinen	21	„	„	100	„
Holzbearbeitung	17	„	„	70	„
Papierbearbeitung	14	„	„	41	„
Tuchschneidemaschinen	10	„	„	9	„
Galvanoplastik	6	„	„	15	„
Hutbügelmaschinen	6	„	„	7	„
Nähmaschinen	6	„	„	2	„
Spulmaschinen	5	„	„	5	„
Lederbearbeitung	4	„	„	25	„
Spül- und Waschmaschinen	3	„	„	14	„
Diversem	70	„	„	229	„

Neuerdings findet der Elektromotor wegen seiner rationellen Arbeitsweise und leichten Transportfähigkeit vielfach Anwendung bei sogenannten fliegenden Anlagen im Baugewerbe.

„Es unterliegt keinem Zweifel, daß außer in sonstigen Zweigen der gewerblichen Thätigkeit der Elektromotor gerade zu baulichen Zwecken einer sehr intensiven Benutzung entgegensieht.“ („Elektrotechnische Zeitschrift.“) F. H.

Die Pasteurschen Impfungen. Ueber die Bedeutung der Pasteurschen Impfungen können wir nach einem Bericht über die Thätigkeit des Laboratoriums Pasteur in Stuttgart im Jahre 1894 folgende Mittheilungen machen.

Es wurden von dem Institut im Laufe des Jahres innerhalb Deutschland an Impfstoff versendet:

Gegen Rothlauf	für 7847	Ferkel
Gegen Milzbrand	„ 2200	Schafe
Gegen Milzbrand	„ 2215	Rinder
Gegen Milzbrand	„ 4	Pferde

Im Ganzen also Impfstoff für 12266 Thiere.

Die Ermittlungen über die Sterblichkeit der Thiere vor und nach der Impfung ergaben folgende Resultate:

Es starben	Vor der Impfung	Nach der Impfung
Ferkel	30—40 Prozent	0,57 Prozent
Schafe	20—25 „	0,38 „
Rinder	10—20 „	0,05 „

F. H.

Zur Entwicklung der Großindustrie im Königreich Sachsen. Die in den letzten Bänden des „Statistischen Jahrbuchs für das Königreich Sachsen“ veröffentlichten Ergebnisse der daselbst jährlich am 1. Mai vorgenommenen Zählungen der Arbeiter in den Fabrikbetrieben liefern ein interessantes Material in Bezug auf die Entwicklung der sächsischen Großindustrie. Der genannten Quelle zufolge betrug:

Im Jahre	Die Gesammtzahl der Fabrikanlagen		Davon in der Textilindustrie	
	mit Dampfbetrieb	mit sonstigen elem. oder thierischen Motoren	mit Dampfbetrieb	mit sonstigen elem. oder thierischen Motoren
1890	5039	4855	1550	451
1891	5222	4980	1618	456
1892	5301	5139	1591	496
1893	5595	5462	1691	607

Demnach betrug im Jahre 1893 die Zahl der mit Dampf arbeitenden, zur Textilindustrie gehörigen Betriebe circa 30,2 Prozent der Gesammtzahl der mit Dampf arbeitenden Betriebe des ganzen Königreichs, woraus ohne Weiteres die eminente Bedeutung der Textilindustrie als Ernährungsquelle der sächsischen Bevölkerung hervorgeht. Sehr lehrreiche Thatsachen kommen ferner zum Vorschein, wenn man diesen Angaben diejenigen über die Zahl der in Sachsen ermittelten Dampfkessel und Dampfmaschinen gegenüberstellt, wie dies in nachstehender Tabelle geschehen ist:

Im Jahre	Die Zahl der feststehenden Dampfkessel		Die Heizfläche in Quadratmeter	
	in der sächsischen Industrie überhaupt	in der sächsischen Textilindustrie	in der sächsischen Industrie überhaupt	in der sächsischen Textilindustrie
1890	7736	2143	329 930	136 000
1891	8078	2254	358 490	148 670
1892	8293	2287	379 040	154 950
1893	8396	2311	392 820	159 130

Im Jahre	Die Zahl der feststehenden Dampfmaschinen		Die Zahl der durchschnittlich wirksamen Pferdestärken	
	in der sächsischen Industrie überhaupt	in der sächsischen Textilindustrie	in der sächsischen Industrie überhaupt	in der sächsischen Textilindustrie
1890	7597	2118	139 110	52 300
1891	8073	2241	160 770	62 630
1892	8408	2304	173 950	66 160
1893	8711	2370	184 310	69 350

Demnach betrug die Größe der Heizfläche, resp. die Zahl der Pferdestärken im Durchschnitt:

Im Jahre	Die Heizfläche in Quadratmeter pro Dampfkessel		Die Zahl der Pferdestärken pro Dampfmaschine	
	in der sächsischen Industrie überhaupt	in der sächsischen Textilindustrie	in der sächsischen Industrie überhaupt	in der sächsischen Textilindustrie
1890	42,6	63,4	18,3	24,1
1891	44,4	66,0	19,9	27,9
1892	45,7	67,8	20,7	28,7
1893	46,8	68,8	21,2	29,3

In Bezug auf die durchschnittliche Größe der Dampfkessel und Dampfmaschinen überragt demnach die Textilindustrie bei Weitem den Durchschnitt für die gesammte sächsische Industrie.

Was endlich die Zahl der Arbeiter anbelangt, so betrug diese:

Im Jahre	In der Gesammtzahl der gezählten Betriebe			In den der Textilindustrie angehörigen Betrieben		
	männlich	weiblich	zusammen	männlich	weiblich	zusammen
1890	245 896	123 362	369 258	67 254	79 230	146 484
1891	247 054	124 487	371 541	68 318	79 071	147 389
1892	241 088	123 548	364 636	66 667	79 500	146 167
1893	260 207	134 219	394 426	72 093	85 874	157 967

Berechnet man auf Grund der Angaben bezüglich der Zahl der ermittelten Betriebe und Arbeiter den Durchschnitt pro Betrieb, so gelangt man zu dem Ergebniß, daß dieser im Jahre 1893 sich in der Gesammtzahl der ermittelten Betriebe auf circa 27 Personen, in der Textilindustrie auf circa 56 Personen bezifferte. Auch hier tritt also der größere Umfang eines Durchschnittsbetriebs der Textilindustrie unverkennbar zum Vorschein.

Zum Schluß noch einige Mittheilungen über das Geschlecht und den Altersaufbau der gezählten Arbeiter. Von der Gesammtzahl waren:

Im Jahre	Ueber zwölf bis vierzehn Jahre alt					
	Ueberhaupt			Davon in der Textilindustrie		
	männlich	weiblich	zusammen	männlich	weiblich	zusammen
1890	7846	4602	12 448	3207	3065	6272
1891	6770	3898	10 668	2782	2499	5281
1892	3461	1783	5 244	1295	1118	2413
1893	1261	588	1 849	358	358	716

Im Jahre	Ueber vierzehn bis sechzehn Jahre alt					
	Ueberhaupt			Davon in der Textilindustrie		
	männlich	weiblich	zusammen	männlich	weiblich	zusammen
1890	17 344	13 268	30 612	4906	8822	13 728
1891	17 568	12 833	30 401	4840	8452	13 292
1892	16 544	11 543	28 087	4511	7705	12 215
1893	17 960	13 419	31 379	5412	9152	14 564

Im Jahre	Ueber sechzehn Jahre alt					
	Ueberhaupt			Davon in der Textilindustrie		
	männlich	weiblich	zusammen	männlich	weiblich	zusammen
1890	220 706	105 492	326 198	59 141	67 343	126 484
1891	222 716	107 756	330 472	60 696	68 120	128 816
1892	221 083	110 222	331 305	60 861	70 607	131 468
1893	240 986	120 212	361 198	66 323	76 364	142 687

Aus den angeführten Zahlen geht zunächst hervor, daß das weibliche Geschlecht in der Gesammtzahl der ermittelten Betriebe viel schwächer vertreten war — mit circa 33 Prozent — als in der Textilindustrie, mit circa 54 Prozent, eine Erscheinung, die zweifellos im engen Zusammenhang mit der oben nachgewiesenen starken Vertretung der Maschinenarbeit in diesem Industriezweig steht. Sehr interessant ist ferner die Thatsache, daß, während in der Zeit des schlechten Geschäftsganges die neuen Arbeiterschutzgesetzbestimmungen — sofern die Zahlen überhaupt zu Schlußfolgerungen berechtigen — eine Verminderung der Zahl der jugendlichen Arbeiter bewirkten, mit der Besserung der Geschäftslage eine Veränderung eintrat; von 1892 bis 1893 war die Zunahme der vierzehn bis sechzehn Jahre alten Personen (31 379—28 087 = **3292**) beinahe der Abnahme der zwölf bis vierzehn Jahre alten (5244—1849 = **3395**) gleich. Die sächsischen Unternehmer haben sich demnach in der Weise entschädigt, daß sie die Kinder im Alter von zwölf bis vierzehn Jahren mit solchen, welche dieses Alter bereits überschritten haben, vertauschten.

Man könnte aus den angeführten Zahlen noch manche lehrreiche Schlußfolgerung ziehen, hätte das sächsische Statistische Bureau, wie es sich in solchen Fällen geziemt, seinen Veröffentlichungen eine kurze Schilderung der Erhebungsmethode vorausgeschickt. Leider ist in den uns vorliegenden drei letzten Jahrgängen des „Sächsischen statistischen Jahrbuchs“ nichts darüber vorhanden. -g.

Einfluß tiefer Temperaturen auf den menschlichen Körper. Herr Raoul Pictet, der bekannte Forscher auf dem Gebiete der tiefen Temperaturen, hat kürzlich an sich selbst einige Untersuchungen über den Einfluß sehr hoher Kältegrade auf den menschlichen Körper angestellt, welche folgende Ergebnisse zeitigten:

Herr Pictet benutzte eine von außen abgekühlte Röhre, in welche er sich, mit einem Pelz versehen, hineinbegab, den Kopf jedoch zur Vermeidung der Einathmung der kalten Luft oberhalb der Oeffnung behaltend.

Bis zur Temperatur von —50° verhinderte das Pelzwerk vollkommen die Wärmeausstrahlung; als aber die Temperatur unter —70° gesunken war, vermochte der Pelz die Strahlung nicht mehr aufzuhalten; jedoch verspürte Herr Pictet, trotz der sehr starken Wärmeabgabe, keine Kälteempfindung.

Daß bei dieser Temperatur die Strahlung ungehindert stattfinden konnte, hat seinen Grund in der bereits bekannten Thatsache, daß Pelzwerk, Holz, Wolle, überhaupt schlechte Wärmeleiter, unter —65° bis —70° für die Wärme vollkommen leitend sind.

In Folge der intensiven Wärmeausstrahlung traten äußerst starke Athmungs- und Verdauungserscheinungen ein, so daß Herr Pictet nach Verlauf von vier Minuten ein heftiges Hungergefühl verspürte.

Uebrigens wurde Herr Pictet durch acht derartige Sitzungen von je acht bis zehn Minuten Dauer bei einer Temperatur von —110° von einer bereits seit sechs Jahren vorhandenen Verdauungsschwäche vollkommen geheilt. F. H.

Hinrichtung mittels Elektrizität. Die in Amerika seit längerer Zeit in Gebrauch gekommenen Hinrichtungen durch Elektrizität dürften jetzt endlich ihr Ende erreicht haben, nachdem man die Erfahrung gemacht hat, daß selbst der stärkste Strom nicht immer unbedingt den Tod zur Folge hat.

Als nämlich kürzlich im Staate New York ein Mörder, Namens Wilson, hingerichtet werden sollte, verfügte der Gouverneur, Roswell P. Flower, daß die Hinrichtung durch Elektrizität vollzogen werden solle; jedoch sollte der Delinquent, wenn diese mißlänge, mit dem Leben davonkommen. In der That konnte er nach der Exekution wieder zum Bewußtsein gebracht werden.

Ueber Fälle mit ähnlichem Ausgang wurde jüngst in der Pariser Akademie Mittheilung gemacht.

In dem einen Falle — über welchen Herr d'Arsonval berichtete — konnte ein amerikanischer Elektriker, nachdem ihn ein Wechselstrom von 4600 Volts zu Boden geworfen hatte, bald wieder zum Bewußtsein zurückgebracht werden. Die Empfindungen, welche er bei dem Schlage gehabt hatte, glichen denen, welche vom Blitz Getroffene haben. Wie der „Prometheus", dem wir diese Angaben entnehmen, mittheilt, „sah er ein Feuerfeld mit schwarzen Flecken darin, hatte dann aber kein Bewußtsein und kein Gefühl von der Behandlung, der man ihn unterworfen hatte. Im Augenblicke, wo er wieder zu sich kam, erneuerte sich die Gesichtsempfindung, begleitet von einer sehr lebhaften Empfindung in Armen und Beinen, als wenn dieselben plötzlich einem starken Zuge ausgesetzt worden seien, oder als wenn das Leben mit einem Ruck zurückkehrte."

Der andere Fall, den Herr Marcel Deprez mittheilte, betrifft einen Mann, welcher, von einem starken Gleichstrom getroffen, denselben noch zehn Minuten lang ertragen mußte. F. H.

Feuilleton.

Kindesrecht.

Von Elise Langer.

(Fortsetzung.)

V.

Frau Starke war in einem wunderlichen Zustande nach Hause gekommen. Welch eine Wandlung war in den wenigen Stunden mit ihr vorgegangen! Das Gefühl der Abneigung, ja des Hasses, das sie jahrelang gegen die Geliebte ihres Sohnes genährt hatte, war plötzlich wie ausgelöscht. Das Eis in ihrer Brust schmolz dahin und ein warmer Strom ergoß sich wohlthuend durch ihr Inneres, eingedämmt nur durch die beinahe scheue Hochachtung vor der stolzen Entschlossenheit dieses Weibes, das sie nicht für werth gehalten, ihre Tochter zu heißen.

Sie hatte erlangt, was sie zu ihr geführt, und dennoch war sie die Unterliegende, die Gedemüthigte gewesen. Man hatte ihr die Thür gewiesen, ihr, der allgemein geachteten Frau Starke, und dennoch empfand sie keinen Groll. Nein, ihr war recht geschehen. O, warum hatte sie es nicht früher über sich gewinnen können, dieses Wesen kennen zu lernen! Wie viel Gram, wie viel

Mißhelligkeiten wären der Familie erspart geblieben. Freilich, ihr Mann hätte sich nie in diese Verbindung des Sohnes ergeben, versuchte sie sich zu trösten, und um ihres Mannes willen hatte auch sie sich dagegen gestemmt und mußte sie nun zu Ende führen, was sie unternommen. Sie mußte Gustav Annas Antwort hinterbringen. Sein der Mutter gegebenes Wort müßte und würde er halten. Seiner Heirath mit Eva stand nichts mehr im Wege. Eva! Frau Starke hatte die ganze Zeit gar nicht an sie gedacht. Jetzt erschrack sie förmlich bei der Erinnerung an sie. Wie viel unsympathischer noch als zu Anfang erschien ihr jetzt dieses damenhafte, großstädtisch verfeinerte Mädchen. Würde sie sich je herbeilassen, in der Wirthschaft mit anzugreifen, die alte Mutter im Ladengeschäft zu unterstützen, wie es Jene sicher gethan hätte? Ach, wenn sie das ganze süße Nest jetzt hierher in das neue Haus hätte verpflanzen können! Welch ein Leben würde das geworden sein. Am Ende hätte sich auch ihr Gatte darein gefunden!

Beim Mittagstisch zeigte Frau Starke eine erregte Geschäftigkeit, um den Blick ihres Sohnes, den sie wiederholt auf sich gerichtet fühlte, zu vermeiden. Nach beendeter Mahlzeit zog sie sich gleich in ihr Zimmer zurück. Im Mittagsschlaf, wußte sie, würde er sie nicht stören. Sie wünschte die Unterredung mit ihm so weit wie möglich hinauszuschieben.

Diesmal aber hatte sie ohne Gustavs eigene Erregtheit gerechnet. Die Mutter war bei der Geliebten gewesen. Die beiden ihm theuersten Wesen hatten sich gesehen, gesprochen. Dies war alles, was er denken konnte. Er zitterte vor Ungeduld zu erfahren, wie die Begegnung abgelaufen.

Kaum war Frau Starke in ihrem Zimmer, so klopfte es leise. Sie nahm all ihren Muth zusammen und öffnete.

„Muttchen, verzeih', ehe Du Dich zur Ruhe legst — warst Du dort?"

„Ja, mein Sohn."

„Nun, was sagst Du?"

„Was soll ich denn sagen?"

„Ich dächte doch sehr viel. Wie sie Dir gefallen, ob Du die Kinder gesehen —"

„Das ist doch alles Nebensache. Die Hauptsache ist, sie — sie giebt Dich frei."

„Mutter!"

Gustav stand einen Augenblick betroffen, dann aber lachte er leicht auf.

„Das hat sie nicht ernstlich gemeint, das kann sie nicht ernstlich gemeint haben."

„Wie ich Dir sage, mein Sohn. Sobald er frei sein will, ist er's. Das waren ihre eigenen Worte."

„Aha, das ist schon eine Einschränkung. Sobald ich frei sein will. Aber wer sagt denn, daß ich's will?"

Frau Starke wußte nicht, ob sie sich freuen oder ärgern sollte. Der Aerger behielt aber für den Augenblick die Oberhand.

„Pfui, Gustav, das ist ja ganz jesuitisch von Dir. Darum also habe ich den schweren Schritt gethan und mich der Beleidigung ausgesetzt, hinausgeworfen zu werden, wie die erste Beste. Jawohl, hinausgeworfen hat sie mich, mir die Thüre gewiesen mit einer Miene — na, eine Königin kann keine stolzere annehmen. Nie wäre ich hingegangen, wenn ich das geahnt hätte."

Gustav hatte ihr sprachlos zugehört, worauf er, Unverständliches murmelnd, sich rasch der Thür zuwendete.

„Aber schilt sie nicht", rief die Mutter ihm ängstlich nach. „Ich bitte Dich, lieber Sohn. Sie hatte ja im Grunde ganz recht. Sie hatte ja gleich eingewilligt. Was wollte ich noch?"

Als sie allein war, brach die alte Frau zusammen. Sie hatte sich noch nie im Leben so unglücklich gefühlt. — —

Es war spät geworden, bevor Gustav seine Geschäfte erledigt hatte. Den Hut tief in die Stirn gedrückt, schritt er alsdann, gegen den Sturm ankämpfend, der sich allmälig zum Orkan gesteigert, in düsteren Gedanken der Vorstadt zu. Er fühlte sich tief verletzt durch die Art, wie Anna seiner Mutter begegnet war, tiefer noch verletzt durch ihre wenn auch nur anscheinende Bereitwilligkeit, ihn aufzugeben. Freilich, auch sie hatte Grund, verletzt zu sein. Welches Weib, das sich selbst achtet, würde auf eine solche Frage anders geantwortet haben, als sie es gethan? Und er, Thor, der er war, hatte hoffen können, auf diese Weise eine Annäherung zwischen beiden Frauen herbeizuführen! Er begriff sich jetzt selbst nicht. Aber so hätte die Begegnung nicht enden dürfen. Das konnte er Anna nicht verzeihen.

Diese saß in ihrer schmucken Wohnstube im einfachen Hauskleide bei der Lampe. Die Kinder schliefen bereits im Nebengemach. Sie sah ein wenig blaß, aber ruhig aus. Nur der fieberhafte Glanz der graublauen Augen verrieth ihre innere Aufregung. Vor ihr auf dem Tische stand eine geöffnete, mit Nagelarbeit verzierte Kassette, deren Inhalt sie durchmusterte. Es waren Briefe, kurze, oft nur mit Bleistift geschriebene Zettel, trockene Blumen und andere werthe Andenken, wie sie ein liebendes Weib aufzubewahren pflegt. Eins nach dem anderen entnahm sie dem zierlichen Kasten, der selbst ein theures Andenken war, und betrachtete es lange, bald mit sinnendem Ernst, bald mit wehmüthigem Lächeln. Eine Welt von Erinnerungen riefen die Gegenstände in ihr wach. Da waren die Rosen, die er ihr am Tage nach der Taufe bei ihrem Schwager, dem Siedmeister der Starkeschen Fabrik, auf der sie sich zuerst gesehen, geschickt hatte. Das war sein erstes Billet, in dem er sie und ihre Familie zu einer Landpartie einlud; das die Locke, die sie ihm einmal im Scherz abgeschnitten, hier der Myrthenzweig, den er ihr am Tage ihres muthigen Entschlusses, auch ohne die gesetzlichen Formen sein Weib zu werden, mit eigener Hand ins blonde Haar geflochten hatte.

Von den Briefen und Zetteln machte sie ein Päckchen, das sie mit einem Umschlag versah und versiegelte. „Mir, wenn ich sterbe, unters Haupt zu legen", schrieb sie darauf, und dann ordnete sie die trockenen Blumen rings herum wie zu einem Kranze.

Plötzlich horchte sie hoch auf. Ein ihr bekannter Schritt ertönte auf der Straße und das Klirren des Schlüssels in der Hausthür ließ keinen Zweifel, daß es Gustav sei. Also doch! Er war in letzter Zeit sehr unregelmäßig gekommen und schon zwei Abende ganz ausgeblieben. Sie hatte ihn auch heute nicht erwartet. Hastig schloß sie den Kasten.

„Guten Abend, Anna, wie geht's, was machen die Kinder?"

„Sie schlafen."

Er küßte sie, aber nicht so warm und herzlich wie sonst. Sie empfand es wohl.

„Die Mutter war heut hier?"

„Ja, und Du weißt darum."

„Ja, Herz, ich weiß es, und es war thöricht, daß ich es zuließ. Ich wollte nur, daß Ihr Euch kennen lerntet, aber Du hast die Mutter schlecht behandelt und auf Deine Antwort war ich nicht gefaßt."

„Nicht? Und welche andere Antwort hattest Du erwartet?“

„Daß unser Verhältniß in unseren Augen so gut wie ein legales ist und darum Keines das Andere aufgeben kann.“

„Das hättest Du Deiner Mutter sagen und mir ihren Besuch ersparen sollen.“

„Du hörst ja, warum ich sie gehen ließ.“

„Das konnte ich nicht wissen. Ihr plötzlicher Entschluß, zu kommen, diese Frage, die Anwesenheit Deiner Kousine — mußte ich nicht glauben, daß etwas Ernstes dahinter steckt? Es wäre doch nicht das erste Mal, daß ein Mann die Geliebte verläßt, um eine ehrsame Heirath zu schließen.“

„Freilich nicht“, rief Gustav, ärgerlich von dem Stuhle aufspringend, auf dem er sich ihr gegenüber niedergelassen hatte. „Nur daß ich nicht ein beliebiger Mann bin, sondern einer, den Du lange genug kennst, um ihm etwas Vertrauen zu schenken. Sage, habe ich Dir je Veranlassung gegeben, an dem Ernst meiner Gefühle zu zweifeln?“

„Nein, Gustav, das hast Du nicht“, sagte sie, die thränenfeuchten Augen zu ihm aufschlagend, „und ich bin Dir dankbar für die glücklichen Jahre —“

„Ach was, dankbar! Ich brauche Deine Dankbarkeit nicht. Wir wollen nicht untersuchen, wer dem Anderen dankbarer zu sein hat.“

Annas Thränen flossen. So unfreundlich hatte sie Gustav nie gesehen. Beide schwiegen. Er ging mit großen Schritten auf und ab. Sie weinte still vor sich hin.

Endlich blieb er am Tisch stehen, auf den Kasten und die herumgestreuten welken Blumenblätter aufmerksam werdend.

„Was ist denn das?“ fragte er und öffnete den Kasten. Er stutzte. „Aha, da hast Du schon mit der Vergangenheit aufgeräumt. Bist ja sehr schnell bei der Hand damit gewesen.“ Er schlug den Deckel zu und nahm seinen Gang durch das Zimmer wieder auf. Er war von dem Anblick der eingesargten Briefe erschüttert, mochte es aber nicht zeigen.

Anna war tief gekränkt. Sie trocknete energisch ihre Thränen und sagte mit einer Stimme, die fast rauh klang:

„Mit so etwas räumt man auch wohl auf, wenn es schon, wie Du es nennst, ‚Vergangenheit‘ sein soll.“

„Wie ist denn das anders zu deuten, da, diese — Einsargung, he?“

„Jedenfalls liegt ein Lebensabschnitt hinter mir.“

„Das ist so eine weibliche Phantasie, oder — Du selber hast es vielleicht satt“, sagte er mit bitterem Lachen.

„Vielleicht“, bäumte sie trotzig auf.

„Ein schönes Geständniß“, stöhnte er.

„Gott im Himmel, Gustav, bist Du nur gekommen, mich zu beleidigen? Es ist ja gerade, als wolltest Du einen Bruch um jeden Preis. O, meine Ahnung, daß es früher oder später dahin kommen würde.“

„So, das hast Du geahnt? Nun denn, gute Nacht!“ Er nahm seinen Hut und stürzte davon.

Außer sich eilte ihm Anna nach.

„Gustav, Geliebter, ich bitte Dich, geh' nicht so von mir.“

Aber als sie die Thür erreichte, hatte ihn schon die schwarze stürmische Nacht verschlungen. (Schluß folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.



Nr. 5. XIV. Jahrgang, I. Band. 1895-96.

Ponti- und andere Jexe.

↗ Berlin, 23. Oktober 1895.

Zwischen den bekannten Skandalen, mit denen sich die bürgerliche Gesellschaft amüsirt, haben sich in den letzten Tagen die Halben, die sich auf ihrer Linken wie auf ihrer Rechten finden, sehr mausig gemacht. Wir wissen den Werth dieser Leute sehr wohl zu schätzen; sie nehmen uns einen Theil unserer Arbeit ab, den wir ihnen recht gern überlassen. Aber wogegen wir uns verwahren möchten, das ist die Unterstellung, daß wir ihnen irgend welche Anerkennung oder gar irgend welchen Dank schulden. Die Würmer, die einen Leichnam zersetzen, erfüllen auch eine nothwendige Aufgabe, aber wer möchte behaupten, daß sie angenehme Thierchen wären!

Fangen wir bei der Linken an, so hat sich die süddeutsche Volkspartei auf „sozialer Grundlage" rekonstruirt und sogenannte norddeutsche Demokraten beeifern sich, die „Brücke über den Main" zu schlagen, damit sich nun doch noch in zwölfter Stunde das Ideal einer kleinbürgerlichen Demokratie erfülle. Der Humbug war zu einer ziemlichen Blase aufgeschwollen, jedoch läßt Herr Eugen Richter diese Blase heute mit einem einzigen kleinen Nadelstiche zusammenklappen, indem er in der „Freisinnigen Zeitung" erklärt, die freisinnige Volks- und die süddeutsche Volkspartei seien ein Herz und eine Seele, und die Parteileitung der süddeutschen Volkspartei mißbillige aufs Entschiedenste die ganzen Reibereien und Treibereien mit dem Brückenbau über den Main.

Herr Eugen Richter kann darüber unterrichtet sein und ist darüber auch wirklich gut unterrichtet. Hat doch der „Stuttgarter Beobachter", das Hauptorgan der süddeutschen Volkspartei, diesen großkapitalistischen Klopffechter als „zielbewußten Vertreter der wirthschaftlichen Freiheit" überschwänglich gefeiert, und noch dazu aus der Feder des Herrn Arthur Mülberger, des einzigen Proudhonisten, den es in Deutschland giebt. Das ist beiläufig so ein kleiner Zug, der in das ganze Bild gehört. In einer Anmerkung seines Bastiat-Schulze sagt Lassalle: „Es kann Keinen, der den Kleinbürger Proudhon kennt, im Geringsten Wunder nehmen, wenn sein Adjutant Herr Darimon sich neulich in der Sitzung des gesetzgebenden Körpers offen zu der Schulze-Bastiatschen Theorie, trotz des früheren Kampfes zwischen Proudhon und Bastiat, bekannt hat. Sie gehören seit je zusammen und es war nur ein Mißverständniß, wenn sie sich bekämpften."

Ein Mißverständniß allerdings, aber kaum noch ein ehrliches Mißverständniß. Wenn es der süddeutschen Volkspartei mit ihren „sozialen" Forderungen irgend welcher Ernst wäre, so müßte sie allerdings mit der freisinnigen Volkspartei brechen, die mindestens seit ihrem vorjährigen Parteitage nichts anderes mehr ist, als eine großkapitalistische Interessenvertretung. An diesen Bruch denkt sie aber nicht im Traum, und welch komische Einbildung wäre es auch, anzunehmen, daß Herr Löb Sonnemann, der die Losung zum „Brückenbau über den Main" ausgegeben hat, Herrn Eugen Richter die Augen aushacken wollte. Das thun die Krähen niemals, auch dann nicht, wenn sie sich heftig um den Futterplatz zanken.

In diesem Zank um den Futterplatz kommt dann allerdings viel Erbauliches heraus. Das Erfreulichste leisten dabei die Pontifexe der hiesigen „Volkszeitung", eines Blattes, das in den Tagen des Sozialistengesetzes ein paar Tausend Ideologen hinter sich hatte, aber seitdem es seine damaligen Redakteure vor dem drohend erhobenen Knüppel des Kapitalismus über die Klinge springen ließ, an wachsendem Abonnentenschwunde leidet und ein entsprechend wachsendes Defizit als Kugel an seinen langen Fortschrittsbeinen schleppt. Seine Brückenbauerei über den Main hat ihre triftigen Gründe und es wäre ungerecht, zu verkennen, daß es den Staatsmannskoller der freisinnigen „Führer", ihr Schielen nach „oben", ihr Niederschreien oder Todtschweigen jeder selbständigen Meinung und was sonst diese edlen Helden ziert, recht drastisch zu schildern weiß. Aber was steckt hinter dieser ganzen „Sozialreformerei"? Nicht mehr, als die gewöhnlichste Geschäftskonkurrenz zwischen dem Kapitalisten Emil Cohn und dem Kapitalisten Eugen Richter, die sich sofort in den Armen liegen und gegenseitig für untadelhafte Politiker erklären, sobald es dem Kapitalismus einmal ernsthaft an den Kragen geht, wie sie vor fünf Jahren praktisch illustrirt haben. Nichts thörichter, als von diesen „Reibereien und Treibereien" auch nur so viel zu erwarten, wie genügen würde, um einem Arbeiter ein Butterbrot zu streichen. Ihr einziger Vorzug ist, die parties honteuses des Kapitalismus in klareres Licht zu stellen. Jedoch diesen Vorzug kann man anerkennen, ohne dem einen größere — Hochachtung zu spenden als dem anderen. Sie sind allzumal geborene Knechte des Kapitalismus.

Gehen wir von der Linken zur Rechten, so lärmt hier zur Abwechslung der Pastoren- und Professoren-Sozialismus. Die beginnende Rebellion der Pfaffen gegen die Junker ist ein Zeichen mehr für die Zersetzung der bürgerlichen Gesellschaft und als solches erfreulich. Daß und weshalb aber sonst nichts Vernünftiges dabei herauskommen kann, haben wir schon vor einiger Zeit an dieser Stelle nachgewiesen, und die neuesten Vorgänge bestätigen die Richtigkeit unserer Auffassung. Sobald sich die Junker zur Wehre setzen, kriechen die Pfaffen zu Kreuze. Der eine sagt, seine Aeußerungen seien schief wiedergegeben, der andere, er sei falsch verstanden worden, der dritte erklärt weinerlich, Stöcker habe ihn doch in jahrelanger Korrespondenz für seinen Freund und Gesinnungsgenossen gehalten. Zum Märtyrer seiner „sozialreformatorischen" Ueberzeugungen will keiner werden, und wenn es wirklich einer werden sollte, so wird es ein weißer Rabe unter Seinesgleichen sein. Man braucht sich über diesen Mangel an Standhaftigkeit nicht zu verwundern; er war von vornherein Jedem klar, der die sozialen Bedingungen kannte, unter denen die Klasse der Pastoren lebt. Man braucht auch auf die armen Schächer keinen Stein zu werfen, denn wer es fertig gebracht hat, die „positive Theologie" geistig zu verdauen, der ist gemeiniglich für jede sonstige Hantirung in der modernen bürgerlichen Gesellschaft verdorben. Man kann es sogar anerkennen, daß sich in manchen Pastoren eine Spur von Gewissen geregt hat und daß sie eine lahme Schilderhebung gegen die Junker wenigstens

versucht haben. Aber man soll sich nur nicht über den Pastoren-Sozialismus als solchen täuschen: entweder ist er ehrlich, und dann ist er ein so kümmerliches Pflänzchen, daß ihn jeder rauhe Luftzug entwurzelt, oder er ist unehrlich, und dann versucht er nur, die zusammenkrachende Junkerherrlichkeit auf neue Stützen zu stellen.

Demgemäß tauchen seine Bekenner entweder als schiefgewickelte oder mißverstandene Propheten wieder in das Dunkel ihrer Pfarren zurück, oder aber sie avanciren zu Freunden und Gesinnungsgenossen Stöckers. Als christlich-sozialer Demagoge hat Stöcker seit Jahren ausgespielt; jetzt ist er auch öffentlich nicht mehr, als was er im Geheimen freilich immer war: nämlich ein Werkzeug der Junkerpolitik. Er hat es in der That verstanden, die Dienste, welche die protestantische Geistlichkeit dem Großgrundbesitz von jeher zu leisten hatte und ihm auch wirklich geleistet hat, einigermaßen zu modernisiren, und daher erklärt es sich, daß die Junker sich so heftig sträuben, diesen werthvollen Helfershelfer abzuhalftern, so unbequem er ihnen aus mancherlei Gründen und nicht zum Wenigsten deshalb ist, weil heutzutage das Spiel mit dem sozialen Feuer leicht zu einem sehr unwillkommenen Ernste werden kann. Ein Anfang solchen Ernstes war die beginnende Rebellion der Landpastoren gegen die Junker, die sich denn auch beeilten, ihr noch in der Wiege den Hals umzudrehen. Daß es dabei keine „Märtyrer" abgesetzt hat, ist aus Gründen der Menschlichkeit ganz erfreulich, indessen auf der allgemeinen Retirade zeichnen sich die mißverstandenen oder schiefgewickelten „Sozialreformer" wenn nicht durch Muth, so doch durch Ehrlichkeit vor denen aus, die zu Stöcker überlaufen. Jene wollen nur wieder Junkerknechte sans phrase, diese aber Junkerknechte avec phrase sein.

Der Professoren-Sozialismus thut es natürlich immer nur avec phrase. Die hiesige Universität hat gegen die bekannten Denunziationen des Freiherrn v. Stumm dadurch demonstrirt, daß sie für das kommende Universitätsjahr Herrn Adolf Wagner zum Rektor gewählt hat. Der Uebergabe des Rektorats, wobei der scheidende und der kommende Rektor, um mit Treitschke zu reden, „von dem traurigen Vorrechte der Aula-Redner, dem Rechte, Gemeinplätze mit feierlicher Gespreiztheit zu sagen, einen ausgiebigen Gebrauch zu machen" pflegen, hielt sich die ganze offizielle Welt fern. Und wirklich — einen schlagenderen Beweis für ihre geistige Decadence können die Bourgeoisie à la Stumm und die ganze offizielle Welt dazu nicht liefern, als daß sie sich vor Herrn Adolf Wagner und Seinesgleichen fürchten. Da waren vor dreißig Jahren die alten Manchestermänner doch ganz andere Kerle, von denen einer sagte, die „sozialistischen" Gedanken des Herrn Wagner seien freilich sehr wilde Büffel, aber jeder trüge einen Ring in der Nase, an dem ihn ein Kind in den Stall gottesfürchtiger und patriotischer Gesinnung leiten könne. In der That, wer sich vor Herrn Adolf Wagner fürchtet, der muß ein sehr, sehr böses Gewissen oder einen sehr, sehr kleinen Verstand haben.

Indessen — die Würmer, welche die bürgerlichen Gesellschaften zersetzen, sind deshalb noch nicht anziehende Geschöpfe, und wir müssen gestehen, daß Herrn Wagners Rektoratsrede denn doch weit über das Maß der Heuchelei hinausging, das man ihm und Seinesgleichen etwa noch aus Rücksicht auf ihre bedrängten Umstände nachsehen mag. Wir verstehen es zur Noth, wenn die alte Tante Voß, die in treuherzigster Ueberzeugung Lassalle, Marx und Engels für ganz erschreckliche Dummköpfe hält, die akademische Freiheit der Wissenschaft im Deutschen Reiche nicht genug bewundern kann. Aber wie Herr Wagner Lassalle, Marx und Engels für „Denker ersten Ranges" erklären und in demselben Athemzuge die auf den deutschen Hochschulen herrschende „Freiheit der Wissenschaft" preisen kann, das zu begreifen geht über unsern gewiß beschränkten Horizont. Niemand weiß besser

als Herr Wagner, daß jeder Dozent, der mit jenen „Denkern ersten Ranges" auf demselben Boden steht, von deutschen Universitäten systematisch ausgeschlossen wird. Was in den zwanziger und dreißiger Jahren trotz Karlsbader Beschlüsse und trotz Zensur die feudal-romantische Reaktion niemals gewagt hat, nämlich Adam Smith und Ricardo von den deutschen Universitäten auszuschließen, das thut heute die bürgerlich-kapitalistische Reaktion, das thun alle deutschen Kultusministerien und alle akademischen Senate ohne jedes Federlesen: sie schließen Lassalle und Marx und Engels hermetisch von den Universitäten aus. Wir verkennen keinen Augenblick, daß sie von ihrem eigensüchtig-reaktionären Standpunkt dazu ganz wohl erwogene Gründe haben, und wir sind die Letzten, uns darüber zu beklagen. Aber da die Dinge einmal so liegen, möchten wir doch anheimgeben, um der allerbescheidensten Wahrhaftigkeit willen, nicht solch albernes Geschwafel von der „Freiheit der Wissenschaft" loszulassen, wie Herr Adolf Wagner in seiner Rektoratsrede losgelassen hat.

Die „wissenschaftliche Freiheit", die ihm gerade noch unter knurrender Mißbilligung des Herrn Stumm gestattet wird, besteht darin, daß er seinen Hörern in verhunzender Form vortragen darf, was die „Denker ersten Ranges" in ihren Werken ausgeführt haben. Wir verstehen unter „verhunzender Form" nicht etwa Polemiken, die Herr Wagner gegen Lassalle, Marx oder Engels belieben sollte. Diesen glänzenden Offenbarungen seines Geistes möchten wir nicht einmal den Schatten eines Strohhalms in den Weg werfen. Nein, wir meinen nur die verhunzten Bilder, die Herr Wagner von Lassalle, Marx und Engels entwirft, indem er ihre Ansichten getreulich wiederzugeben behauptet, Bilder etwa, wie er in seiner „Grundlegung" von Lassalle's System der erworbenen Rechte, oder in seiner Schrift über das sozialdemokratische Programm von Marx und Engels entwirft. Derartige Karikaturen sind das äußerste Maß der „wissenschaftlichen Freiheit", die auf deutschen Hochschulen gerade noch erlaubt ist und die Herrn Wagner denn freilich wohl zu begeisterten Hymnen anstacheln mag.

Unter allen Versuchen, Brücken zwischen der bürgerlichen und der proletarischen Gesellschaft zu schlagen, zeichneten sich die Bemühungen der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur durch eine gewisse ideale Ehrlichkeit aus. Das haben wir bei ihrer Gründung offen anerkannt, wenn wir auch ebenso offen ihren schließlichen Rückmarsch ins bürgerliche Lager vorhersagten. Die Leser der „Neuen Zeit" werden sich noch der langen Polemik erinnern, die vor ein paar Jahren darüber geführt wurde. Eben jetzt sagt sich nun Frau v. Gizycki, die Witwe des edlen Mannes, der in erster Reihe die Gesellschaft gegründet hatte, von ihr öffentlich los wegen gänzlichen Rückfalls in rein bürgerliche Tendenzen. Daß Herr v. Egidy die Tête dieser Retirade nimmt, verwundert uns nicht. Denn über diesen leeren Schwätzer haben wir uns erst recht niemals getäuscht.

Die Arbeiterbewegung in den Vereinigten Staaten.

Von F. A. Sorge.

(Fortsetzung.)

Die Konstitution des Ordens hier wiederzugeben, ist unthunlich. Dieselbe füllt ein Buch von 116 enggedruckten Seiten in 28 Artikeln mit 351 Sektionen oder Paragraphen nebst einer Geschäftsordnung von 43 Paragraphen und einem Anhang von 46 Seiten mit 226 Entscheidungen des Generalwerkmeisters über streitige Punkte und Auslegungen.

In Folgendem sind die wichtigsten und charakteristischsten Punkte angeführt.

Der Orden baut sich auf wie folgt:

1. Die Ortsloge — local assembly —, die eine gemischte (mixed) oder Gewerkschafts- (trade) Loge sein kann.

2. Die Distriktloge — district assembly —, aus Delegirten der Ortslogen bestehend.

3. Die Staats- oder Territorial-Loge (state or territorial assembly), gebildet aus Delegirten der Distriktlogen.

4. Die Nationale Gewerkschaftsloge — national trade assembly —, aus Delegirten der Logen eines bestimmten Gewerkes zusammengesetzt.

5. Die Generalloge — general assembly —, d. h. die Konvention, die Generalversammlung von Delegirten der vorher genannten Grade.

Artikel XVI, Sektion 125, giebt Wesen und Ziel der Ortsloge — local assembly — wie folgt:

„Die Ortsloge ist kein bloßer Gewerks- oder Unterstützungsverein; sie ist mehr und Höheres. Sie sammelt in ihrem Schooße alle Zweige ehrlicher Arbeit, ohne Unterschied der Nationalität, des Geschlechts, der Religion und der Hautfarbe. Sie ist nicht etwa gegründet, um ein einzelnes Interesse zu wahren oder eine einzelne Pflicht zu erfüllen, wären diese auch noch so bedeutend. Während sie den der einzelnen Gewerkschaft eigenthümlichen Charakter der Brüderlichkeit und gegenseitigen Schutzes bewahrt und fördert, schützt und unterstützt sie Alle vermittelst ihrer durch Vereinigung erhöhten Kräfte. Sie sucht ihren Mitgliedern beizustehen in der Besserung ihrer sittlichen, gesellschaftlichen und finanziellen Lage. Sie ist eine Geschäftsfirma (business firm), wie irgend ein Handelshaus (commercial house) oder ein Fabrikunternehmen (manufacturing establishment), und jedes Mitglied ist ein gleichberechtigter Theilhaber (partner) darin. Alle Mitglieder sind verpflichtet, gleiche Quoten (share) von Zeit und Mitteln (money) beizutragen. Die erwählten Beamten sind nicht dazu da, das Geschäft zu führen (to run it), während die übrigen Theilhaber nichts thun, wie in den gewöhnlichen Vereinen. Obwohl anzuerkennen ist, daß es manchmal nothwendig ist, einem Unterdrücker Halt zu gebieten, so sollten Ausstände doch, wo immer möglich, vermieden werden. Ausstände gewähren bestenfalls nur temporäre Erleichterung, und die Mitglieder sollten lernen (be educated), sich auf umfassende Organisation, Kooperation und politische Thätigkeit und damit auf die Abschaffung des Lohnsystems zu verlassen (to depend upon). Unsere Sendung kann nicht in einem Tage oder einer Generation erfüllt werden. Agitation, Bildung (education) und Organisation sind gleicherweise erforderlich; umfassende Organisation ist nothwendig zu erfolgreicher Vermittlung (arbitration), und wo diese nichts ausrichtet, gelingen Ausstände selten. Die erste Pflicht der Mitglieder ist, die Organisation und die Disziplin zu vervollkommnen. Zu den höheren, in jeder Ortsloge zu lehrenden Pflichten gehört des Menschen unveräußerliches Erbtheil und Recht auf seinen Antheil am Boden zu seinem Gebrauch; daß das Recht zu leben das Recht auf die Mittel zum Leben in sich schließt, und daß alle diese Rechte hindernden, bestreitenden oder beschneidenden Gesetze schlecht, ungerecht und aus dem Wege zu räumen sind. Jedes stimmberechtigte Mitglied ist ein Theil der Landesregierung und hat deshalb Pflichten zu erfüllen, und die nöthige Bildung und Unterweisung (education) zur weisen Ausübung dieses Rechts, frei von korrumpirenden Einflüssen, ist ebenfalls eine der obersten Pflichten der Ortsloge. Kurz gesagt, jede, die Sache der Menschheit fördernde, die Bürde der Arbeit erleichternde, oder den sittlichen und sozialen Zustand des Menschengeschlechts hebende Thätigkeit, ob in

der Konstitution enthalten oder nicht, ist das echte Arbeitsfeld und der Wirkungskreis der Ortsloge."

Sektion 126: „Eine Ortsloge ... soll aus nicht weniger als zehn Mitgliedern bestehen, von denen mindestens drei Viertel Lohnarbeiter oder Bauern (farmer) sein müssen, und dieses Verhältniß soll stets aufrecht erhalten werden."

Sektion 127 bestimmt, daß Personen über sechzehn Jahre alt aufgenommen werden können.

Sektion 128 lautet: „Keine Person, die berauschende Getränke verkauft oder ihren Lebensunterhalt oder irgend einen Theil desselben durch den Verkauf berauschender Getränke als Fabrikant, Händler oder Agent, oder durch ein Familienmitglied erwirbt, oder regelmäßig oder temporär Schankwärter ist, kann in den Orden aufgenommen werden oder darin verbleiben, und kein Bankier, Advokat, Spieler oder Börsenmakler kann aufgenommen werden."

Sektion 141 bestimmt wiederholt, daß jede Betheiligung am Handel mit berauschenden Getränken Verlust der Mitgliedschaft mit sich bringe.

Sektion 306 verbietet die Anstellung eines Organisators, der berauschende Getränke genießt.

Sektion 329 lautet: „Keine Orts- oder andere Loge und kein Mitglied darf in einer Versammlung, bei einer Festlichkeit, einem Ball oder Picknick oder sonstigen, dem Orden zugeschriebenen Unterhaltung Bier, Ale oder berauschende Getränke irgend welcher Art direkt oder indirekt verschenken, verkaufen oder besitzen (have) bei Strafe der Suspension oder Ausstoßung."

Sektion 341 lautet: „Keine Loge darf an einem Umzug oder einer Parade theilnehmen, worin andere Flaggen als die Flagge und die Farben der Nation oder des Staats geführt werden."

Die Sektionen 196, 197 und 198 verlangen, daß ein gewisser Theil der Sitzungszeit der Diskussion von Themas der Arbeiterfrage und „der politischen Oekonomie in einem brüderlichen und ruhigen Geiste" gewidmet werde, damit die Mitglieder sowohl „die höheren Gebote Gottes, wie die gegenwärtigen Gesetze des Landes" genau kennen und ihre Bürgerpflichten weise ausüben lernen.

Die regelmäßigen Beiträge bestimmt die Ortsloge selbst, das Eintrittsgeld hingegen darf nicht unter 1 Dollar für Männer und 50 Cents für Frauen und 50 Cents extra für den Generalsekretär und Schatzmeister betragen. Die Logen dürfen von einem gelernten Arbeiter mehr verlangen als von einem gewöhnlichen Tagelöhner und müssen alle Vierteljahre für jedes Mitglied 6 Cents oder — im Falle direkter Affiliation (ohne Zwischengrade) mit der General-Exekutive — 10 Cents an die General-Exekutive abführen (Sektion 32, 133 2c.).

Bei Streitigkeiten mit Unternehmern sollen die Ortslogen die Sache einem Vollziehungsausschuß der Loge unterbreiten, und wenn die Sache nicht beigelegt wird, derselben Behörde der Distriktloge, dann der Staatsloge oder der General-Exekutive. Sobald die Angelegenheit dem Ausschuß der Loge 2c. unterbreitet ist, ist dessen Entscheidung obligatorisch, und jedes Mitglied, jede Loge, die den Gehorsam verweigert, setzt sich der Suspension aus für Insubordination (Sektion 261 2c.).

Ferner wird jede Loge mit Ausschluß bedroht, wenn sie sich ohne Einwilligung der höheren Logen oder Beamten in einen Ausstand einläßt (Sektion 319, 337 u. a. m.).

Sektion 146 lautet: „Die Beamten einer Loge sollen sein ein Werkmeister, ein würdiger Vormann, ein verehrungswürdiger Weiser (venerable sage), ein Protokollsekretär, ein Finanzsekretär, ein Schatzmeister, ein würdiger Aufseher, ein Almosenier, ein Statistiker, ein unbekannter Ritter, ein innerer Wächter, ein

ußerer Wächter, ein Versicherungsbeamter und drei Vertrauensmänner, die das
esammte Eigenthum und alle Fonds der Loge gemäß deren Bestimmungen ver-
valten sollen."

Bei dem ausgedehnten Formenwesen und den zahllosen Vorschriften sind
Zwiste und Mißverhältnisse häufig, und ihnen begegnet ein weitläufiges Gerichts-
erfahren. In jeder Loge werden besondere Gerichtsbeamte erwählt, Richter,
Staatsanwalt, Gerichtsschreiber ꝛc. Diese Gerichtsbeamten können in der ganzen Welt
ungiren (throughout the globe), und gegen alle Urtheile kann Berufung eingelegt
verden bis zur obersten Instanz, der General-Assembly (Sektion 172 und andere).

Für die Fensterglasarbeiter (Window Glass Workers, local assembly
Nr. 300) wurden besondere Ausnahmsbestimmungen getroffen (Sektion 271 bis
279 ꝛc.) und ebenso für isolirte Mitglieder (Sektion 267 bis 270).

Die eben angeführten Regeln und Gesetze über Zweck, Thätigkeit, Organi-
ation und Beamte der Ortsloge gelten auch für die aus Delegirten der Orts-
ogen gebildete Distriktloge (district assembly), die natürlich einen Grad höher steht.

Die Nationale Gewerkschaftsloge (national trade assembly) besteht aus
Delegirten der einzelnen Ortsgewerkschaftslogen, d. h. Logen, die ausschließlich
us Angehörigen eines bestimmten Gewerkes bestehen. Auch für die Nationale
Gewerkschaftsloge gelten die obigen Bestimmungen mit geringen Ausnahmen, aber
ie steht wieder einen Grad höher als die Distriktloge, ungefähr auf gleicher Stufe
vie die folgende.

Die Staatsloge (state assembly) kann gebildet werden von Vertretern der
Distriktlogen oder der Ortslogen, je nach den Umständen, hat dieselbe Art von
Beamten, unterliegt den gleichen Gesetzen, steht aber wieder einen Grad höher
ls die Distriktloge und hat größere Macht. —

* * *

Die höchste Spitze des Ordens bildet die Generalloge (general assembly)
oder Generalversammlung der Vertreter der Staats-, Nationalen Gewerkschafts-
und Distriktlogen, die am ersten Dienstag nach dem zweiten Montag des
Novembers jeden Jahres zusammentritt. „Die General-Assembly hat volle und
endgiltige Jurisdiktion und ist das höchste Tribunal des Ordens der Arbeits-
ritter. Sie allein besitzt die Macht und Autorität, die Grundgesetze und all-
gemeinen Regeln und Bestimmungen des Ordens zu erlassen, zu ändern oder zu
widerrufen" (Sektion 1).

„Die verschiedenen Unterabtheilungen des Ordens unterliegen der absoluten
Kontrolle der General-Assembly" (Sektion 2).

Die Vertreter zur General-Assembly werden auf ein Jahr erwählt, also
uch für außerordentliche Sitzungen, und müssen seit mindestens achtzehn Monaten
dem Orden angehören. Die wirklichen Reisekosten der Vertreter und der Beamten
verden aus der allgemeinen Kasse bestritten. Die General-Assembly erwählt
inen General-Werkmeister, einen General-Vormann, einen General-Sekretär-
Schatzmeister, einen General-Instruktor und Direktor der Frauenarbeit (eine Frau)
und eine General-Exekutive von vier Personen in Verbindung mit dem General-
Werkmeister. Diese Beamten sind sämmtlich aus der Mitte der General-Assembly
u wählen, mit Ausnahme der vier Extramitglieder der General-Exekutive. Diese
vier Mitglieder der Exekutive werden aus acht vom General-Werkmeister vor-
geschlagenen Personen gewählt. Die General-Assembly kann in jeder regelmäßigen
Sitzung ein Amt für erledigt erklären (den Inhaber absetzen).

Von dem General-Werkmeister, seinen Rechten, Arbeiten und Pflichten sagt
Sektion 23: „Der General-Werkmeister soll in allen Sitzungen der General-

Assembly den Vorsitz führen, alle Gesetze der General-Assembly durchführen, wenn dieselbe nicht in Sitzung ist; alle Gesetzfragen (questions of law) in der Zwischenzeit unter Vorbehalt der Berufung an die General-Assembly entscheiden und diese Entscheidungen der nächsten regelmäßigen General-Assembly berichten; er soll Vorsitzender der General-Exekutive sein, allgemeine Aufsicht über den Orden führen, das jährliche Reise- (Wander-) Paßwort ausgeben und mit Beihilfe des General-Sekretär-Schatzmeisters und der Organisatoren jeder mit der General-Assembly direkt verbundenen und in Ordnung (in good standing) befindlichen Ortsloge und dem wirklichen Werkmeister für die mit Staats-, Nationalen Gewerkschafts- und Distriktlogen verbundenen Ortslogen mittheilen, sowie ein Besuchs-Paßwort für Ortslogen in zwei oder mehr Distrikten; er soll ein Mandatprüfungskomite von nicht weniger als sieben unbeanstandeten Mitgliedern (für die General-Assembly) ernennen; er soll alle durch Tod oder anderweitig entstehenden Vakanzen besetzen, bis eine Wahl stattfinden kann; er soll alle Papiere und Dokumente unterzeichnen, die der Authentizität wegen seiner Unterschrift bedürfen; er soll berechtigt sein, Organisatoren zu ernennen, die zu dem Amt empfohlen sind und den Bestimmungen des Art. 33 dieser Konstitution entsprechen; er soll das Recht haben, in dringenden Fällen, wenn die Interessen des Ordens es erheischen, Dispensation zu ertheilen; er soll für die amtliche Korrespondenz ein General-Werkmeisterssiegel führen; er soll bei jeder regelmäßigen Sitzung der General-Assembly schriftlichen oder gedruckten Bericht über alle Amtshandlungen seit dem letzten Bericht erstatten und solche andere Pflichten erfüllen, wie die Gesetze, Regeln und Gebräuche des Ordens erfordern, und am Ende seines Amtstermins soll er alle Bücher und sonstiges Eigenthum seinem Nachfolger übergeben. Außer der Bezahlung für seine wirklichen Ausgaben soll er für seine Dienste das bei seiner Erwählung festgesetzte Gehalt in wöchentlichen Raten erhalten." —

Laut Sektion 6 hat der General-Werkmeister auch das Recht, außerordentliche General-Assemblies einzuberufen.

Ueber Kooperation und kooperative Unternehmungen des Ordens und über ein besonderes Versicherungsamt (Auszahlung von Sterbegeldern) sind ebenfalls eine große Zahl von Paragraphen in der Konstitution — über Kooperation die Sektionen 200 bis 215, über das Versicherungswesen die Sektionen 216 bis 260. Sie können hier übergangen werden, da beide Institutionen keine große Bedeutung im Orden gewonnen haben. Interessant erscheint nur die — eventuelle — Vertheilung etwaiger Gewinne aus kooperativen Unternehmungen, denn Sektion 214 lautet:

„Alle aus der Anlage und Verwendung dieses (kooperativen) Fonds entspringenden Gewinne sollen vertheilt werden wie folgt:

Ein Drittel der General-Assembly.

Ein Drittel dem allgemeinen Kooperativ-Fonds.

Ein Drittel den Angestellten des Unternehmens, das den Profit abwirft, nach Maßgabe ihres Arbeitslohns."

Diese Auszüge aus der Konstitution mögen genügen.

Von den 221 Entscheidungen des General-Werkmeisters (Powderly) sind die folgenden bemerkenswerth:

Nr. 5: „Arbitration (die Einsetzung von Schiedsgerichten) ist eines unserer Ziele. Die selbstmörderische Politik der Ausstände ist ein Ueberbleibsel der Barbarei, genährt und gefördert vom Kapital als ein Mittel zur Versklavung der Arbeit, und muß früher oder später einer wohlfeileren (cheaper) Praxis zur Erledigung von Streitigkeiten weichen."

Nr. 138: „Wenn Mitglieder des Ordens aufgefordert werden, den eisengepanzerten Eid (ironclad oath) zu leisten, können sie es unter reservatio mentalis thun (with a mental reservation) und ihre Mitgliedschaft im Orden der Arbeitsritter bewahren. . . . Wer ihn unterzeichnen muß, thue es mit dem geheimen Vorbehalt, aber trete nicht aus dem Orden."

In Nr. 188 erklärt der General-Werkmeister es als die Pflicht jedes Arbeitsritters, der gleichzeitig Mitglied einer Temperenzgesellschaft ist, dem in letzterer herrschenden Denunzianten- und Spionagesystem Vorschub zu leisten selbst gegen Arbeitsritter.

* * *

In den vorstehenden Mittheilungen ist versucht worden, ein Bild des Ordens der Arbeitsritter zu geben, das mit der Wirklichkeit übereinstimme. Der Orden der Arbeitsritter hat eine bedeutende, nicht immer rühmliche Rolle in der Arbeiterbewegung der Vereinigten Staaten gespielt und großen, häufig ungünstigen Einfluß auf dieselbe ausgeübt. Das Unrühmliche und Ungünstige nur den unklaren oder selbstsüchtigen Führern zuzuschreiben, geht nicht wohl an bei einer Massenbewegung, wie sie der Orden zu gewissen Zeiten repräsentirte. Den größten Schaden, abgesehen von der Lähmung der Achtstundenbewegung, hat er angerichtet durch seine Unterstützung und Wiederbelebung des kleinbürgerlichen und kleinbäuerlichen Reformhumbugs in der Geldfrage und durch seine intime Allianz mit den Populisten (Bauernbündlern). Wirklich Gutes und Bedeutendes hat der Orden geleistet durch die Organisation großer Massen von ungelernten (unskilled) Arbeitern, dieser untersten Schicht der Arbeiterklasse, und auf diesem Felde sind noch viel Lorbeeren zu erringen. —

Zum Schlusse dieser Mittheilungen sei den Arbeitsrittern selbst und ihren Beamten das Wort gegeben mit folgenden Auszügen aus dem Jahresheft der Arbeitsritter für 1891:

„Der Orden der Arbeitsritter ist der beste Repräsentant der Arbeiter-Union in der Welt. Er ist unzweifelhaft die stärkste Arbeiterorganisation in den Vereinigten Staaten, und seine Geschichte illustrirt mehr als jede andere die große Macht organisirter Arbeit. — Der Orden ist kein Gewerkverein, sondern ein Arbeiterverein. Der Unterschied ist sehr bedeutend. Ein Gewerkverein besteht aus Angehörigen des gleichen Gewerks, widmet sich nur den Interessen der Mitglieder seines Gewerks, und seine mögliche Stärke ist daher begrenzt. Ein Arbeiterverein kann aus Mitgliedern aller Gewerke und gar keines Gewerks bestehen, und seine mögliche Stärke ist unbegrenzt. Die Arbeitsritter sehen ein, daß die Verbesserungen im Maschinenwesen und in industriellen Methoden es ungelernten Arbeitern und selbst Frauen und Kindern täglich leichter machen, an die Stelle von gelernten Arbeitern und Handwerkern zu treten, so daß es für die industriellen Massen mit jedem Tage gefährlicher wird, die ungelernten Arbeiter unorganisirt zu lassen. Die Arbeitsritter suchen deshalb „alle Zweige ehrlicher Arbeit" im Schooße der Organisation zu vereinigen. So wenig es einem für sich allein handelnden Individuum möglich ist, bei dem Verkehr (dealing) mit Kapitalisten nur annähernd zu seinem Rechte zu kommen, ebenso unmöglich ist es in diesem Zeitalter weit ausgedehnter Wechselbeziehungen einem einzelnen Gewerk, allein mit Erfolg um Gerechtigkeit zu ringen. Sogar die Gewerkschaften beginnen diese Wahrheit zu erkennen. Daher die verschiedenen Anstrengungen, eine Art von Vereinigung oder Verständigung herbeizuführen, die eine wenn auch noch so geringe Aussicht auf gemeinsame, kombinirte Thätigkeit bietet; Anstrengungen, deren letzte und intelligenteste Aeußerung die Neue Gewerkschaftsbewegung (the

new Union movement) in England bildet. Aber wenngleich einige Gewerkschaften die Nothwendigkeit vereinten Handelns unter den gelernten Arbeitern einzusehen beginnen, so scheinen sie doch noch nicht begreifen zu können, daß keine Vereinigung der Arbeitskräfte eine auch nur annähernde Gewähr der Sicherheit, geschweige denn erfolgreicher Thätigkeit bieten kann, die nicht die ungelernte Arbeit der Welt in sich einschließt."

„. . . Der Gründer, Uriah S. Stevens, war ein Mann von großer Intelligenz und warmfühlendem Herzen. Als er sah, wie seine Mitarbeiter nach dem (Sezessions-)Krieg mit ihrer Gewerkschaft vergebliche Anstrengungen machten, dem Sinken der Löhne Halt zu gebieten, prägte sich ihm die Idee ein, daß die Gewerkschaft ein Irrthum (mistake) sei, da sie den Kastengeist (clannishness) befördere und dadurch ihren Mitgliedern die zum Erfolg in langwierigen Kämpfen nothwendige pekuniäre und moralische Unterstützung entziehe. Auch erlitt sie (die Gewerkschaft) Schaden durch die Weigerung, die Massen ungelernter Arbeiter als Faktoren in der Arbeiterfrage und zur Vertretung bei Arbeiterkämpfen wohlberechtigt anzuerkennen, sowie durch die Versäumniß, die Geistlichen, die Journalisten und andere Leute von Bildung, die Handlungsgehilfen und die Ladenbesitzer (Krämer, shopkeeper) in harmonische Beziehungen und thätige Sympathie mit den Arbeitern, ihren Interessen und Bestrebungen zu bringen. Das Ziel des Herrn Stevens war, eine Organisation zu schaffen, die frei von allen diesen Mängeln sei. . . ."

„Eines der wichtigen Ziele des Ordens ist die Beseitigung von Ausständen, und unter seinen Gesetzen muß jede Anstrengung gemacht werden, dieselben (die Ausstände) zu vermeiden. . . . Nur wenige Ausstände würden vorkommen, wenn alle Unternehmer die Ausstände so gern vermieden, wie die Mehrheit der Führer der Arbeitsritter. Aber viele Unternehmer oder deren Superintendenten sind ebenso tyrannisch und unvernünftig, wie diejenigen Arbeiter, die bei jedem Anlaß (provocation) sofort zum Ausstand schreiten. Solche Unternehmer sehen in den Arbeitsrittern nur unwissende Maschinen oder Menschen ohne anerkennenswerthe Rechte, und weigern sich nicht blos, mit ihnen (den Arbeitsrittern) zu verhandeln, sondern bestehen darauf, daß keiner ihrer Angestellten Mitglied des Ordens werde. Unternehmer, die von demselben Geiste beseelt sind, der Herrn Powderly, das Haupt des Ordens, charakterisirt, werden im Stande sein, die meisten Schwierigkeiten mit ihren Angestellten befriedigend zu lösen."

„Der Orden der Arbeitsritter ist vielleicht die stärkste unabhängige Arbeiterorganisation der Welt. Trotz aller begangenen Fehler hat der Orden mehr Einfluß zum Guten, als zum Bösen ausgeübt. Er hat der niedrigst stehenden Schicht von Arbeitern gezeigt, daß ihr Zustand die über ihnen Stehenden interessirt. Er hat der ferneren Erniedrigung des Niveaus der einfachen Tagelöhner Halt geboten und das Verlangen nach seiner Hebung geweckt. Er hat alle Zweige von Kopf- und Handarbeitern miteinander in Verbindung gebracht und jeden Arbeiter in den Stand gesetzt, den anderen zu verstehen, wie nie vorher. Er hat in den Herzen vieler unwissender Arbeiter den Durst nach Wissen erweckt und unter den tiefsten Arbeiterschichten das Niveau der Intelligenz gehoben."

„Der Orden hat die Unmäßigkeit vermindert und ist die stärkste praktische Mäßigkeits- (temperance) Organisation im Lande; nicht etwa, daß er die größte Zahl von Anhängern vollständiger Enthaltsamkeit (teetotalers) habe, sondern die größte Zahl von Personen, die weniger als früher trinken, und viele, die dem Genuß geistiger Getränke ganz entsagt haben. In seinen Sitzungen wird kein Betrunkener geduldet."

„Mehr als irgend eine andere Ursache hat der Orden dazu beigetragen, den Geist der Anarchie zu unterdrücken, der sich so reißend schnell ausbreitete. Er hat viel gethan, um die Achtung vor der Religion unter den Arbeitern zu erhalten. Er hat viele Ausstände unterdrückt (suppressed) und die Arbeiter gelehrt, daß die Interessen von Unternehmern und Angestellten identisch sind. Er hat vielen Unternehmern gezeigt, daß die organisirte Arbeit nichts als Gerechtigkeit verlangt, obgleich die Leute (Arbeiter) in ihren Forderungen oft Irrthümer begehen."

„Für die Emporhebung und den Schutz der Frauen hat der Orden in diesem Lande mehr gethan, als irgend eine andere Organisation, mit Ausnahme der christlichen Kirche. Mehr als jede andere Arbeiterorganisation hat er den Kongreß und die Staatslegislaturen beeinflußt, Gesetze zum Schutze von Leben und Gesundheit der arbeitenden Frauen und Kinder zu erlassen, und zur Errichtung von statistischen Arbeitsbureaus, die eine Grundlage für die intelligente Beurtheilung von Zuständen und Bedürfnissen des arbeitenden Volkes geschaffen haben. Er hat viel gethan, um das Volk vor gierigen Monopolen zu schützen. Er hat der Verschleuderung der öffentlichen Ländereien und dem Erwerb großer Landstrecken durch Fremde Einhalt geboten."

„Denjenigen, die früher so viel Zeit und Geld in Wirthschaften vergeudeten, hat er einen Platz zu geselligem Verkehr geboten, und damit Männern, Frauen und Kindern, die sonst keine Geselligkeit kannten, Gelegenheit zur Erlangung edlerer Genüsse gegeben. Er hat seinen Mitgliedern Einblick in diejenigen Fragen verschafft, mit denen jeder Amerikaner vertraut sein sollte, und auf diese Weise eine fernere Erniedrigung des Niveaus amerikanischen Bürgerthums verhindert. Er hat großes Interesse an der Kooperation als einer möglichen Lösung der Arbeiterfrage erweckt."

„Möge aus irgend einer Ursache der Orden der Arbeitsritter desorganisirt werden, so hat er für die Sache der Arbeit doch so viel gethan, daß sein Einfluß noch lange fühlbar sein würde."

Die Verstaatlichung des Aerzteberufes.

Von Dr. **W. Ellenbogen.**

Daß auch im Aerztestand ein großes soziales Elend vorhanden ist, ist eine Thatsache, die erst in letzter Zeit coram publico besprochen wird. Die Rücksicht auf das Ansehen des Standes verbot es, das große Publikum, das die ärztliche Behandlung ohnehin ungerne bezahlt, hinter die Koulissen sehen zu lassen. Aber die Noth drängt, das Elend wird immer größer, und wenn auch das Publikum die Thätigkeit des Arztes vorwiegend als eine humane Pflicht ansieht und ihn in der Regel durch sein erhebendes Bewußtsein genügend bezahlt erachtet, so kann er schließlich von diesem noch so stolzen Bewußtsein nicht leben oder seine hungrigen Kinder erhalten und er ist gezwungen, die falsche Scham abzustreifen und sich immer lauter an die Oeffentlichkeit um Abhilfe zu wenden. Andererseits liegt die ärztliche Versorgung eines großen Theils der Bevölkerung sehr im Argen, Leute erkranken an lebensgefährlichen Krankheiten und sterben dahin, weil die ärztliche Behandlung, die sie vielleicht hätte retten können, ihnen mangelte u. s. w.

Diese Thatsachen haben auf beiden Seiten vielfach den Wunsch nach einer Verstaatlichung des Aerzteberufes rege gemacht, einer Organisation, von der man sich vollständige Abhilfe von allen genannten Uebeln verspricht.

Es ist nun auch gewiß kein Zweifel, daß theoretisch und unter der Voraussetzung einer gesunden gesellschaftlichen Organisation die Verstaatlichung, resp. Vergesellschaftung der Ausübung der Heilkunde eine vorzügliche, ja nothwendige und selbstverständliche Einrichtung ist. Denn vor allem drängt die Entwicklung der modernen Medizin als Wissenschaft selbst unverkennbar diesem Ziel entgegen. Die Medizin „ist keine Kasuistik mehr",* sie tritt aus dem Stadium der Therapie des einzelnen Falles in das der Prophylaxe der Krankheiten überhaupt. Selbst der einzelne Fall wird nicht mehr für sich, sondern immer mehr als soziale Erscheinung aufgefaßt (Tuberkulose, Syphilis 2c.), man nähert sich immer mehr dem Verständniß des von Wernich ausgesprochenen Satzes: „Die Gesundheit jedes einzelnen Staatsangehörigen ist eine Frage der allgemeinen Nützlichkeit." Die Hygiene in allen Formen, besonders die Gewerbehygiene, nimmt einen immer breiteren Platz in der Forschung und sozialen Praxis ein.

Damit aber wird die Medizin immer entschiedener nicht nur Gegenstand des öffentlichen Interesses, sondern auch direkt eine „öffentliche Agende". Zu ihrer Ausübung können nicht private Personen, sondern müssen gesellschaftliche Organe herangezogen werden, sie wird eine Sache des Staates.

Die Verstaatlichung hat aber auch Vortheile für die Wissenschaft selbst und die Intelligenz ihrer Vertreter. Der moderne Konkurrenzkampf zwingt den Einzelnen, möglichst rasch zu studiren, und nach erlangtem Doktorgrad möglichst rasch in die Praxis einzutreten, und diese möglichst rasch auszubreiten. Die sozialen Verhältnisse der Gegenwart machen die Praxis mehr extensiv als intensiv, und der halbwegs beschäftigte Arzt ist absolut nicht in der Lage, mit dem Fortschritt seiner Wissenschaft gleichen Schritt zu halten, weiter zu studiren, es machen sich auch an ihm die psychischen Folgen der Ueberarbeit geltend. Vom Studium anderer Wissenszweige gar nicht zu sprechen. Der ärztliche Stand besteht, sagen wir es offen heraus, zum größten Theil aus ungebildeten Leuten, die wenig mehr als ihr Fachwissen, und dieses nicht immer ausreichend, beherrschen, und denen ihre Wissenschaft, je länger sie in der Praxis stehen, immer mehr zum Handwerk herabsinkt. Bei einer Loslösung von den täglichen Nahrungssorgen und entsprechender Organisation könnte der Arzt sich selbst geistig vertiefen und vor allem seine eigene Wissenschaft gründlicher pflegen, ja jeden einzelnen Fall wissenschaftlich betrachten, zum Forschungsobjekt erheben und damit an dem Fortschritt seiner Disziplin sich mitbethätigen.

Für den Arzt selbst wäre die Verstaatlichung seines Berufes natürlich sozial von größtem Vortheil. Seine Existenz wäre gesichert, er wäre von seinen Patienten materiell unabhängig. Sein Ansehen, seine persönliche Würde müßte steigen, seine Thätigkeit wäre weniger aufreibend, und intellektuell würde er, wie gesagt, bedeutend gehoben werden.

Aber auch der Bevölkerung erwüchse der größte Nutzen. Die Behandlung würde weniger oberflächlich, den Forderungen der Wissenschaft entsprechender sein, es würde eine Gleichmäßigkeit in der ärztlichen Versorgung für Alle eintreten.** Ueberdies würde die Unabhängigkeit des Arztes vom Patienten den hygienischen Erfordernissen allgemeinere Verbreitung schaffen, und das gesundheitliche Niveau der Gesammtheit müßte wesentlich gehoben werden.

---

* Prof. Dr. E. Albert, Die Verstaatlichung des ärztlichen Standes. „Neue Revue", 1895, Nr. 29.

** Vergl. Dr. S. Rosenfeld, Die soziale Lage des Aerztestandes in Oesterreich. „Neue Revue", 1895, Nr. 27.

Zudem endlich zeigt ja die Organisation des Krankenkassenwesens die ersten Ansätze zu einer Verstaatlichung des Aerzteberufes.

Alle diese Dinge sehen sich nun wunderschön an, aber es gilt, denjenigen, welche die Durchführung einer solchen Verstaatlichung so rasch als möglich verlangen, die Frage entgegenzusetzen, ob dies in der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung möglich oder wünschenswerth sei. Wir antworten: Nein!

Vor allem gehört zu einer zweckmäßigen Organisation der Aerzteverstaatlichung und der mit ihr unzertrennlich verbundenen Gesellschaftshygiene eine Menge — Geld. Der Kollege, der im Vorjahre in der „Neuen Zeit"* für die Verstaatlichung so lebhaft eintrat, meinte zum Schlusse selbst, es seien „Reformen, die enorme Summen beanspruchen, ausgeschlossen". Ein Blick auf die Budgets aller modernen Staaten lehrt, daß diese enormen Summen für die Regelung der öffentlichen Gesundheitspflege darum fehlen, weil sie für die Aufrechthaltung des Militarismus nothwendig sind, und es ist klar, daß der Schutz gegen den inneren Feind für die Machthaber in der modernen Gesellschaft viel dringender wichtig ist, als der Schutz gegen Krankheiten, einzelne und epidemische, gegen die sie selbst ja ohnehin auch heute relativ geschützt sind. Die nothwendigen Summen wären aber thatsächlich, wenn die Sache anders einen Sinn haben soll, enorme. Die Zahl der Aerzte müßte auf dem Lande sowohl als in der Stadt wesentlich vermehrt, diesen Aerzten ein auskömmlicher Gehalt gegeben und überdies große Summen für die Durchführung sanitärer Maßnahmen zur Verfügung gestellt werden. Das wäre alles gegenwärtig unmöglich, die Entlohnung des Arztes wäre eine sehr geringe, auch wenn sie auf dem Wege einer ärztlichen Steuer, wie dies der genannte Autor vorschlägt, eingebracht würde.

Damit aber allein wäre schon die materielle Unabhängigkeit des Arztes vom Patienten beim Teufel. Aber sie ist heute überhaupt unmöglich. Die ärztliche Praxis ist in der kapitalistischen Gesellschaft ein Geschäft, und ist es darum nicht weniger, weil die Waare in diesem Handel sogenannte „Wissenschaft" ist, und hört noch weniger darum auf, es zu sein, weil der Philister bei diesem Gedanken sittlich empört ist und die Aerzte selbst sich schämen, das einzugestehen. Und dieses Geschäft trägt, je schwieriger die Konkurrenzverhältnisse sich gestalten, immer deutlicher die Kennzeichen des „unlauteren Wettbewerbs" an sich. Cave collegam! Raffinirte Reklame, Scheelsucht, Neid, Minuendolizitation, alles macht sich auf diesem Markt breit, und es ist ganz falsch, wenn Professor Albert wohlwollend meint, daß „heute die tüchtigsten Aerzte doch durchgreifen" – ja, die reklametüchtigsten! Die Wiener Aerztekammer hat sich genöthigt gesehen, gegen dieses ärztliche Reklamewesen öffentlich Stellung zu nehmen. Aber was nützt da alle Sentimentalität? Für den auf Verdienen angewiesenen Arzt heißt es allerdings die nöthige „geschäftliche Behendigkeit" (Albert) entwickeln, will er anders überhaupt fortkommen. Er zieht die zahlenden den nicht zahlenden Patienten vor, er besucht die ersteren häufiger, auch wenn sie's nicht nöthig haben, die letzteren seltener, auch wenn sie's nöthig haben. Das würde bei einer Verstaatlichung in der gegenwärtigen Gesellschaft durchaus nicht anders werden. Der Reiche würde sein im Besitz begründetes Vorrecht auf bessere Behandlung durchaus nicht aufgeben, er würde dem Arzt ein Extrahonorar geben, das mit der Zeit zu einer regelmäßigen Leistung würde. Der Arzt würde bei seinem geringen Beamtengehalt diesen Zuschuß durchaus nicht verschmähen, und er würde zum Reichen aus Vorliebe, zum Armen aus Amtspflicht gehen.

* XII. Jahrgang, 2. Band, S. 737

Daß eine Behandlungssteuer (vergl. den Aufsatz vom Vorjahre) diese Verhältnisse nicht ändern würde, liegt auf der Hand. Es gäbe nach wie vor arme und reiche Aerzte auf der einen Seite, sorgsam und nachlässig behandelte, weil reiche und arme, Patienten auf der anderen.

Aber die Verstaatlichung des Aerztestandes würde gegenwärtig geradezu einen Nachtheil bedeuten. Der Arzt würde Bureaukrat mit allen seinen schädlichen Gewohnheiten. Ich weiß zwar aus eigener Erfahrung, daß die jüngeren Amtsärzte das verhältnißmäßig fortgeschrittenste Element im Beamtenkörper vorstellen. Je älter sie aber werden, und je höher sie die Amtsstufenleiter emporsteigen, um so mehr amtsmäßige Zopferei nehmen sie in ihr Inventar auf. Sie können auch nicht anders, sie können sich von ihrem Milieu nicht losreißen. Und gerade, was Professor Albert so vortheilhaft findet: „es wird nun ein Vorrücken, ein Avancement und eine Pensionirung geben, und mit der Zeit werden die höheren Rangstufen zahlreicher werden, wird eine Karriere eröffnet", gerade das ist das Gefährliche. Der Beamte kann sich, so lange sein Avancement noch nicht in Betracht kommt, noch den Leichtsinn einer freieren Auffassung seines Berufes gestatten. Sowie es aber sich um die Karriere handelt, lenkt er langsam, aber sicher ein; er hebt sich seufzend seine bessere Meinung im Schranke auf, im Bureau thut er aber, was die Karriere, d. h. der Amtszopf und seine Vorgesetzten verlangen. Der Arzt als Staatsbeamter kann keine anderen als die Manieren seines Staates annehmen. Im Polizeistaat wird der Amtsarzt Polizist, mit oder wider Willen. Man beobachte nur, wie der Staat bei großen Seuchen die öffentliche Hygiene pflegt. Bei der letzten großen Cholera-Epidemie wurden die Aerzte zur Untersuchung der Massenquartiere in Wien ausgesandt. Sie leerten dieselben, und die mitkommenden Sicherheitswachmänner warfen die Leute noch bei Nacht auf die Straße. Die Aerzte mußten sich sagen, daß das für den beabsichtigten Zweck nicht den geringsten Nutzen habe, daß die Leute sofort in andere Massenquartiere gehen oder im Freien schlafen werden u. s. w. Sie hätten zum Mindesten den Bau genügend zahlreicher, geräumiger Arbeiterwohnungen mit allen entsprechenden hygienischen Einrichtungen, unentgeltliche Ueberlassung an die Besitzlosen 2c., von anderen sozialen Erfordernissen abgesehen, verlangen müssen. Aber da wären sie schön angekommen! Der Bürgermeister Prix verbot ihnen sogar, wie mir ein städtischer Arzt persönlich mittheilte, irgend Jemand ein Wörtchen über das Gesehene zu verrathen! Das geschieht nun in einer großen Stadt, die über ein Budget von 14 Millionen jährlich verfügt, das doch nur kommunalen, also Wohlfahrtszwecken dienen soll, wie würde sich das erst beim Staate machen, der doch sein weit wichtigeres Militärbudget u. s. w. hat! Das sanitäre Wohl der besitzlosen Klassen läge auch bei Verstaatlichung des Aerzteberufes im Argen, so lange die besitzenden Klassen mit ihren Interessen den Staat beherrschen; und der Arzt, der heute doch noch in Einzelfällen der vertraute Freund der Armen ist, würde, je mehr sich die politischen und sozialen Gegensätze verschärfen, als Amtsarzt der gefürchtete oder zum Mindesten mit Mißtrauen angesehene Vertreter der Behörde werden, mit dem man so wenig als möglich zu thun haben will und der überdies wahrscheinlich den armen Teufel gewöhnlich mit formalen Chikanen peinigen würde. Schon der Mißmuth, um nicht zu sagen die Rohheit, mit der so häufig die Gemeindearmen vom Armenarzt behandelt werden, zwingt zu einer sehr bedenklichen Prognose in der Frage der Amtsärzte in der modernen Gesellschaft.

Was endlich die wissenschaftliche Ausbildung der Aerzte und in weiterer Linie die Förderung der Wissenschaft selbst anlangt, so könnten auch diese aus

einer Verstaatlichung des Aerzteberufes in der Gegenwart nichts profitiren. Wer das Studentenelend kennt, das sich an den Universitäten breit macht, wer von den unerhörten Entbehrungen und Demüthigungen weiß, denen der arme Student sich unterziehen muß, der wird weit entfernt sein von jenem protzig sentimentalen Standpunkt, den Billroth in „Lehren und Lernen" seinerzeit eingenommen hatte, und es vollständig begreifen, daß solch ein armer Teufel so rasch als möglich in die Praxis zu kommen und zu verdienen sucht. Der reiche Student freilich kann sich den Vortheil einer längeren Spitalspraxis um so eher gestatten, als ihm seine Verbindungen in der Regel sogar eine Dozentur, wenn nicht mehr sichern. Der kann „wissenschaftlich arbeiten". Wollte der Staat eine allseitig gleichmäßige wissenschaftliche Durchbildung bei seinen Aerzten erzielen, so müßte die Verstaatlichung schon beim Studium beginnen, d. h. die jungen Aspiranten auf staatliche Arztstellen müssen auf Staatskosten studiren können. Man denke sich die „enormen Summen", die diese Einrichtung verschlingen würde, und betrachte sich dann das Kultus- und Unterrichtsbudget der modernen Staaten.

Da aber in Folge der schon erwähnten finanziellen Schwierigkeiten die Zahl der Staatsärzte keine allzu große sein könnte, so würde auch während der Praxis das Uebel nach wie vor das gleiche sein. Von einer wissenschaftlichen Erfassung, ja auch nur von einer Individualisirung des einzelnen Falles wäre bei der Ueberbürdung der Aerzte nicht nur mit Praxis, sondern auch mit Amtsschreibereien, gar keine Rede.

Uebrigens fehlt, um auch ein ideologisches Moment noch anzuführen, der modernen Gesellschaft gänzlich jener von Finkelnburg so angelegentlichst empfohlene „Gemeinsinn in den leitenden und besitzenden Klassen",* von dem nicht nur die Zeitanschauung im Ganzen, sondern auch und vor allem jeder einzelne öffentliche Funktionär durchsetzt sein müßte, soll der ärztliche Beruf als Staatsamt nicht im Sinne einer Schablone, sondern im Sinne einer der Gesammtheit und jedem Mitgliede derselben fruchtbaren und segensreichen Thätigkeit aufgefaßt und ausgeübt werden.

Meine Ueberzeugung ist demnach, daß die Verstaatlichung des Aerzteberufes ein anstrebenswerthes Ziel ist, daß jedoch die gegenwärtige kapitalistische Gesellschaft nicht im Stande ist, sie zweckentsprechend durchzuführen.

Es sei mir zum Schlusse noch gestattet, auf ein Moment hinzuweisen, welches der Aerzteverstaatlichung entgegengehalten wird: es werde durch sie die freie Aerztewahl unmöglich gemacht und Niemand in Stand gesetzt, den Arzt seines Vertrauens zu wählen. Sehr richtig hat schon Professor Albert diesen Einwand mit den Worten zurückgewiesen: „Für eine ungeheure Zahl von Menschen besteht diese Frage überhaupt nicht." Aber wir möchten die Sache noch anders fassen. Das Vertrauen zum Arzte ist ein psychischer Heilfaktor, ein autosuggestives Moment, welches seit jeher ganz unzweifelhaft bei der Krankheitsheilung eine große Rolle gespielt hat und mit dem jeder vernünftige Arzt auch rechnen wird. Aber die Autosuggestion ist etwas, was mit der Medizin als Wissenschaft, als von klaren logischen Voraussetzungen ausgehender Disziplin nichts zu thun hat, denn sie befähigt schließlich auch jedes alte Weib, mit dem Tausendguldenkraut-Thee ähnliche „Wunderkuren" zu vollbringen, wie die Pfaffen von Lourdes. Aber die Wirkung der Suggestion ist beschränkt, und sie kann nicht verhindern, daß irgend ein ärztlicher Ignorant einen Knochenbruch falsch einheilt, so daß der Patient sein Lebtag ein Krüppel bleibt, oder bei einer Lungenentzündung

---

* „Handwörterbuch der Staatswissenschaften", III. Art.: Gesundheitspflege.

einen Herzfehler übersieht und durch gefehlte Medikation den Patienten tödtet. Bei der höchst verschiedenartigen wissenschaftlichen Qualifikation der modernen Aerzte hat die freie Arztwahl für die Urtheilslosen, und das sind in medizinischen Fragen gerade die Proletarier, auch ihre Nachtheile; eine Auswahl tüchtiger, gewissenhafter Aerzte etwa durch die Krankenkassen hat ihre entschieden günstige Seite. Aber die Suggestibilität ist in der Regel, ich stehe darin auf dem Standpunkt Meynerths, Sache geminderter Intelligenz. Sie verliert ihre Bedeutung in geradem Verhältniß zum Steigen der Einsicht. Das Vertrauen zum Arzt hat also heute, für die Besitzlosen freilich nur theoretisch, für die Besitzenden aber auch praktisch, seine soziale Berechtigung. Eine Gesellschaft aber, deren geistiges Niveau nicht nur im Durchschnitt, sondern bei jedem einzelnen ihrer Mitglieder beträchtlich höher steht als in der Gegenwart, wird mit dem Vertrauen zum Arzte viel weniger operiren, als es heute der Fall ist, um so weniger, wenn die Gewißheit für eine vollkommen gleichwerthige wissenschaftliche Ausbildung aller Aerzte von der Gesellschaft garantirt ist und wenn, wie Eingangs gesagt, die Medizin weniger therapeutische als prophylaktische Disziplin sein wird. Während somit gegenwärtig der Verstaatlichung des Aerzteberufes allerdings die Frage des Vertrauens zum Arzt noch entgegensteht, wird dies in einer geordneten Gesellschaft durchaus nicht der Fall sein.

Die Weddas auf Ceylon.

Von Arthur Jacobi.

Der Duboissche Knochenfund, von dem ich im letzten Jahrgang der „Neuen Zeit", II, S. 309 ff. gesprochen habe, ist wohl der erste, wenn auch äußerst bescheidene Schritt; den Spuren des vorgeschichtlichen Menschen auch in die tertiäre Epoche hinein zu folgen, in die Zeit der riesigen Säuger, des Mastodon und des Dinotheriums, unter deren Augen der Mensch entstanden.

Wer aber sehen will — und sehen darf — der wird auch heute noch vor seinen eigenen Augen so manches Stück der menschlichen Urgeschichte, so manche Epoche der Menschwerdung sich abspielen sehen, ohne in die Tiefe der Erde hinabzusteigen, denn was sind die noch lebenden primitiven, kulturfreien Völkerstämme tief im Innern Asiens und Afrikas anderes als lebende Fossilien, als ebensoviele Zeugen für die thierische Abstammung des Menschen? Ihr Körperbau, ihre Gewohnheiten, ihre Lebensweise — alles spricht dafür; und je eingehender, je kritischer, je nüchterner sie studirt werden, um so klarer wird es, wie sehr sie noch mitten inne stehen zwischen Thier und Mensch. Ein neuer glänzender Beweis für diese Wahrheit ist der dritte Band des Prachtwerkes der Gebrüder Sarasin: „Die Weddas auf Ceylon und die sie umgebenden Völkerschaften, ein Versuch, die in der Phylogenie des Menschen ruhenden Räthsel der Lösung näher zu bringen."*

Im östlichen Theile der Insel Ceylon, an den Abhängen des zentralen Gebirges, wohnen die Weddas, ein kleines Völkchen, 1177 Männer und 1051 Frauen,** und von Jahr zu Jahr nehmen sie ab, wie der Elephant, der mit ihnen auf der Insel lebt, wie der Indianer in Amerika: die Kultur, die von allen Seiten mit allen ihren Listen und Lügen auf sie eindringt, zehrt sie auf. Sie sind klein, auch das ist — die

* Das Werk ist, auch abgesehen von seinem Inhalt, geradezu einzig dastehend. Die Photographien der Weddas, Singhalesen und Tamilen, der Schädel und Skelettheile — sie füllen einen eigenen Band — sind so klassisch, die Schädelkurven so sorgfältig ausgeführt, daß sich diesem Werk wohl kaum ein zweites aus der anthropologischen Literatur zur Seite stellen ließe.

** Diese Zahlen giebt der englische Zensus von 1881; genau sind sie gewiß nicht, weil ja die Weddas zum großen Theil ein Nomadenleben führen.

einheitliche Abstammung des Menschengeschlechts vorausgesetzt — ein phylogenetisch wichtiges Merkmal: denn die Vorfahren des Menschen waren nicht etwa, wie man sich so gerne vorzustellen pflegt, Riesen, sondern im Gegentheil, sie waren eher zwerghaft klein. Der Einfluß der Kultur bringt ein Steigen, nicht ein Sinken der Körpergröße hervor.* Das zeigte sich auch bei den Weddas. Reine, unvermischte Weddas wohnen nur noch in wenigen Familien in strenger Abgeschlossenheit gegen alle, auch ihre kultivirteren Stammesgenossen, auf einigen Felsenrücken in ihrem Gebiete: so auf dem Danigalastock im Wellassedistrikt. Oestlich und westlich davon sind sie in jahrhundertelanger Berührung mit der höheren Kultur seßhafter Völker, östlich der Tamilen, westlich der Singhalesen; und auf beiden Seiten hat sich allmälig eine fortschreitende Vermischung vollzogen, und damit eine Aenderung des ganzen Körperbaues wie der Lebensgewohnheiten dieses Volkes.

Um zu den Körpermaßen zurückzukehren: der europäische Mann mißt im Durchschnitt ca. 1620 Millimeter, die Frau ca. 1520. Die beiden Sarasin maßen bei männlichen Weddas ohne Rücksicht auf ihre Herkunft 1576 Millimeter — also schon ein bedeutendes Minus gegenüber den zivilisirten Europäern. Bestimmten sie aber die Körpergröße der Weddas aus den verschiedenen Distrikten gesondert, so war das Ergebniß wesentlich anders:

	Weddamänner	Weddafrauen
Verschiedener Herkunft	1576 Millimeter	1473 Millimeter
Aus der Wewattegegend (Westen) .	1607** „	— „
Von der Ostküste	1588 „	1494 „
Aus den zentralen Distrikten (aber ohne Rücksicht auf Mischung) . .	1554 „	1458 „
Reine Weddas aus den zentr. Distrikten	1533 „	1433 „

Die Zahlen sprechen für sich. Wir werden demselben Verhältniß im Laufe der Untersuchung noch mehrfach begegnen. Die Weddas gehören demnach zu den kleinen Menschenstämmen; zwar die kleinsten sind sie nicht, denn die Buschmänner messen nach Fritsch nur 1444, die Andamanesen nach Flower 1480 (die Frauen 1370), die Akkas gar nach Emin Paschas Messungen nur 1360 Millimeter; aber die Kleinheit an sich ist ja schon ein Zeichen niederer Stellung.

---

* Das möchten wir denn doch nicht so apodiktisch behaupten. Uns erscheint vielmehr die Körpergröße als ein höchst unsicheres phylogenetisches Merkmal. Man betrachte nur folgende Tabelle der mittleren Körpergrößen der verschiedenen Stämme, die Topinard in seinem „Manuel anthropologique" giebt (in Centimeter):

Patagonier	178	Rumänen	165
Polynesier	176	Magyaren	163
Irokesen	173	Sizilianer	161
Guineaneger	172	Finnen	161
Kaffern	171	Malaien	159
Skandinavier	171	Lappen	153
Schotten	171	Papuas	153
Dänen	168	Weddas	153
Araber	167	Buschmänner	140
Neu-Kaledonier . . .	167		

Wir finden also, daß auf den untersten Stufen des Menschengeschlechts nicht blos die kleinsten, sondern auch die größten Rassen zu finden sind. Die Europäer stehen zwischen beiden in der Mitte. Noch eine Reihe anderer Erwägungen spricht gegen die Benutzung der Kleinheit mancher primitiven Völkerschaften als Beweismittel für die Abstammung des Menschen vom Affen oder einem affenähnlichen Thier, doch ist hier nicht der Ort, die Frage eingehender zu erörtern. Die Redaktion.

** Die Durchschnittsgröße der Singhalesen, mit denen die Weddas ja hier in steter Berührung stehen, beträgt 1627 Millimeter, also nicht viel mehr als die der Weddas.

Die Weddas haben dem Europäer gegenüber einen größeren Brustumfang, längere Glieder, geringeren Wadenumfang, zwischen erster und zweiter Zehe eine viel größere Lücke, der Kopf ist lang, schmal, steil aufsteigend, die Stirn leicht fliehend, die Augenbrauenbogen stark entwickelt, die Nase flach, an der Wurzel tief eingesattelt, an den Flügeln sehr breit, alles Zeichen, die den Wedda dem Anthropoiden (Menschenaffen), speziell dem Schimpanse,* näher rücken, denn alle diese Merkmal passen, freilich mit quantitativen Unterschieden, ebensogut auf diesen wie auf den reinen Naturwedda.

Noch klarer mußte das und die etwa noch vorhandenen übrigen Annäherungen an den Anthropoidentypus bei der osteologischen Untersuchung — der Untersuchung am Skelett — zu Tage treten, wo sich alle Verhältnisse genau in Zahlen bestimmen und ausdrücken lassen. Für die Brust zunächst konstatirten die Autoren — sie theilen es allerdings nur unter Reserve mit, weil der Brustkorb am Skelett sehr schwer in seiner natürlichen Lage zusammenzusetzen ist — daß der sagittale Durchmesser, der Durchmesser vom Rücken zur Brust, verhältnißmäßig etwas länger ist als beim Europäer und zugleich das Brustbein stärker geneigt: das wäre eine entschieden Annäherung an anthropoide Verhältnisse, wo der quere Durchmesser von einer Seit zur anderen schon relativ viel kleiner ist als beim Menschen; bei den niederen Affen und allen übrigen Säugethieren ist der quere Durchmesser absolut kürzer ist als der sagittale. Was ihnen am lebenden Wedda schon aufgefallen war, die unverhältnißmäßige Länge der Extremitäten, das bestätigte den beiden Forschern die Untersuchung am Skelett aufs Glänzendste; und daß das eine Affenähnlichkeit ist, weiß jeder, der schon einmal irgendwo das Bild eines Orang gesehen hat mit den riesigen, stets den Boden berührenden Armen. Zahlen sprechen auch hier deutlicher als alles andere. Setzt man die Körpergröße gleich 100, so ist nach Humphry die Länge des knöchernen Armes (ohne die Hand):

Beim Europäer	33,69
„ Neger	34,68
„ Buschmann	35,37
Nach Sarasin beim Wedda	35,71
Beim Schimpanse	46,40
„ Gorilla	50,86
„ Orang	58,84

Es zeigt sich dabei ganz deutlich, daß in demselben Verhältniß, wie die Kultur zunimmt, die Länge der Arme sinkt: und das ist darum leicht verständlich, weil je der Arm im Laufe der Menschwerdung die Bedeutung, die er beim Anthropoiden noch hat, immer mehr verliert, nämlich gelegentlich noch mit dem Bein zugleich als Organ der Fortbewegung zu dienen. Nun liegt zwar zwischen dem menschenähnlichsten Affen und dem am tiefsten stehenden Menschen noch ein weiter Abstand; aber man muß bedenken, wie nahe diese Reduzirung der Armlänge mit der Entwicklung des aufrechten Ganges, ja der Intelligenz selbst zusammenhängt, und daß die Entwicklung des Gehirns und die Verkürzung des Armes völlig gleichlaufende Veränderungen sind: ist also das eine begreiflich und erklärt, so kann auch das andere nicht länger ein Räthsel sein.

Uebrigens können diese Größenunterschiede zwischen Mensch und Affe auch darum, weil sie oft ganz selbständige Erwerbungen sind, und weil eben dadurch einen

* Nach den Untersuchungen besonders der Gebrüder Sarasin ist es sichergestellt, daß von den Anthropoiden nur der Schimpanse oder eine ihm verwandte Form direkt in die Entwicklungsreihe hineinpaßt, die zum Menschen führt; der Orang ist ein früh abgezweigter Seitenast; der Gorilla hat sich sicher erst später abgetrennt; doch bietet er dadurch sehr viel Merkwürdigkeiten dar, daß er auf seinem selbständigen Entwicklungsgange durch viele sogenannte Konvergenzerscheinungen — aber nur durch diese — dem Europäer oft näher kommt als der Schimpanse, und nicht nur als dieser, sondern, was viel wichtiger ist, näher als niedere Menschenrassen, wie die Weddas und die Andamanesen. Wir werden darauf noch zurückkommen.

der Anthropoiden dem Europäer oft näher kommt als eine niedere Menschenvarietät (durch Konvergenzerscheinung, wie schon oben in der Anmerkung ausgesprochen), nicht zu Schlüssen herbeigezogen werden. Das zeigt sich auch hier. Sobald man statt der beim Skelett etwas unsicheren Körpergröße den Oberarm als festen Punkt annimmt und diesen mit dem Unterarm vergleicht, erhält man den sogenannten „Antebrachialindex“* (Broca). Setzt man den Oberarm gleich 100, so ist der Unterarm beim:

	Männlich	Weiblich
Orang ca.	98,0	—
Schimpanse	92,0	—
Gorilla	80,0	—
Andamanesen	81,5	79,7
Negrito ca.	80,0	—
Wedda (Maximum 83,4)	79,8	78,8
Buschmann	76,2	—
Australier	76,5	—
Neger	79,0	ca. 78,0
Europäer	72,9	72,4

Darnach steht also, wie diese exakten Zahlen zeigen, der Gorilla dem Europäer viel näher als der Andamanese und ebenso nahe als der Negrito, und der Schimpanse ist in der vorigen Tabelle vom Wedda nicht weiter entfernt als in dieser letzten der Gorilla vom Orang. Es liegen eben in jedem Anthropoiden Entwicklungspotenzen, die zum Menschen hinüberleiten: je nach Umständen entwickelt sich die eine oder die andere stärker (beim Gorilla besonders deutlich zu beobachten). Andererseits trägt auch der Mensch in vielen anatomischen Merkmalen noch das Andenken an die anthropoide Vergangenheit in sich, und oftmals können, wie das Beispiel der Andamanesen zeigt, diese Merkmale auf ihrem anthropoiden Standpunkte beharren, so daß ein menschenähnlicher Affe den Menschen selbst in dem einen oder anderen Punkt zu überflügeln vermag. „Gänzlich unrichtig aber wäre es, aus einer solchen Erscheinung den Schluß zu ziehen, es habe nun auch bei niederen (Menschen-)Varietäten dieser Charakter keinen phylogenetischen Werth. Aus einem einzelnen Merkmal läßt sich eben niemals ein Schluß auf die Höhe oder Tiefe einer Varietät ziehen, sondern nur aus dem Zusammentreffen einer ganzen Reihe von Eigenschaften; denn es können sowohl tiefe Varietäten einzelne anatomische Charaktere, welche man sonst nur bei weiter entwickelten zu finden gewohnt ist, selbständig erwerben, als auch andererseits bei höheren Formen wieder Merkmale, die sonst eine tiefe Entwicklungsstufe bedeuten, aufs Neue erblich sich fixiren. . . . (Wir) glauben, daß es gerade die von höheren Formen sekundär wieder erworbenen pithekoiden (affenähnlichen) Merkmale sind, welche, da sie sich für eine schematische Anschauungsweise hinderlich erwiesen, den Fortschritt der Anthropologie so sehr erschwert haben“ (S. 235).

---

* In der Anthropologie, soweit sie Anthropometrie ist, das heißt aus vergleichenden Messungen ihre Schlüsse zieht, und vor allem in ihrem wichtigsten Zweige, der Schädelmessung, spielen die sogenannten „Indices“ eine große Rolle. Der Index ist immer eine Verhältnißzahl und wird gewonnen, indem man die eine von zwei gemessenen Größen gleich 100 setzt und dann eine Gleichung bildet; so bei dem erwähnten Antebrachialindex: man setzt die Länge des Oberarms gleich 100 und bildet dann folgende Gleichung:

$$\text{Unterarm} : \text{Oberarm} = x : 100$$

$$\text{Dann ist der Index } x = \frac{100 \text{ Unterarm}}{\text{Oberarm}}$$

oder der sogenannte Längenbreitenindex am Schädel. Größte Länge = 100

$$\text{Größte Breite} : \text{größte Länge} = x : 100$$

$$\frac{100 \text{ größte Breite}}{\text{größte Länge}} = x \text{ (Index)}.$$

Je höher der Antebrachialindex, um so länger der Unterarm im Verhältniß zum Oberarm.

Ganz dasselbe Verhältniß, nur in noch verblüffenderer Weise, zeigt sich auch bei den unteren Extremitäten. Die Beinlänge (ohne Fuß) verglichen mit der Körpergröße (= 100) ist beim Orang 41,25, beim Gorilla 43,45, beim Schimpanse 44,80, beim Europäer 49,40 und beim Wedda 51,80. Demnach zeigen alle drei Anthropoiden viel mehr Aehnlichkeit mit dem Europäer als der Wedda und, wie ich hinzufügen will, als alle die anderen darauf untersuchten niederen Menschenrassen. Die große Länge des Beines dieser niederen Stämme ist also eine Eigenschaft, die sie sich selbständig erworben haben, und die sich mit der Entwicklung wieder verliert, um sich aufs Neue den anthropoiden Verhältnissen zu nähern. Uebrigens ist die ungewöhnliche Beinlänge der niederen Stämme nichts unerhörtes, und vor allem nichts, was einen prinzipiellen Unterschied zwischen Mensch und Affe statuiren könnte: denn der Gibbon, der vierte der Anthropoiden, hat noch längere Beine als der Mensch, so daß sich dieser letztere also zwischen die drei höchsten und den niedersten menschenähnlichen Affen einreiht.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier alle die Maße anführen, die außerdem noch an den Weddaskeletten gewonnen worden sind, und die übereinstimmend ergeben, daß der Wedda, wenn er auch nicht immer die Mitte hält, so doch eine Uebergangsform vom Europäer zum Anthropoiden darstellt. Ich will nur noch kurz einige weitere Beobachtungen am Stammskelett der Weddas mittheilen, ehe ich zum wichtigsten Theil, zum Schädel übergehe. Das Schienbein des Europäers ist dreiseitig und ergiebt im Querschnitt ein gleichschenkliges Dreieck, das des Weddas zeigt jene seitliche Abplattung, die man in der Anthropologie mit „Platyknemie“ zu bezeichnen pflegt; in extremen Fällen wird es „so platt wie eine Säbelscheide“. Dieselbe Erscheinung findet sich beim Schimpanse, beim Gorilla, beim Gibbon, sie findet sich auch bei den anderen niedersten Stämmen und in ungemeiner Häufigkeit bei prähistorischen, menschlichen Resten, sie ist also jedenfalls als Thierähnlichkeit aufzufassen. Am Fußskelett steht die große Zehe viel weiter von den übrigen ab als beim Europäer, ein anthropologisch sehr wichtiges Merkmal, da ja gerade auf diesem großen Abstand zwischen der großen und der zweiten Zehe bei den Affen sich die ganze Lehre von der „Vierhändigkeit“ dieser Thiere gegründet hat. In Wahrheit aber ist der Affenfuß nichts weniger als identisch mit unserer oder auch nur der Affenhand: denn es findet keine Opposition der großen Zehe gegen die übrigen, so wie die des Daumens gegen die anderen Finger statt, in dem Sinne, „daß die erste Zehe den anderen etwa so, wie die beiden Theile einer Zange, diametral gegenüberstände, sondern es ist auch hier vorwiegend der laterale (seitliche, das heißt der zweiten Zehe zugekehrte) Rand der großen Zehe, welcher zum Festhalten von Gegenständen benützt wird.“ Der Unterschied zwischen der Zehenstellung des Europäers und der des Anthropoiden ist also nur ein quantitativer und wird vollkommen ausgeglichen durch den Wedda, dessen Zehenstellung die Mitte zwischen beiden hält. Uebrigens zeigt sich diese Eigenheit, wie erwähnt, auch schon am lebenden Wedda — sehr schön auf den Bildern der Gebrüder Sarasin — und sie ist auch bei ihm mit einer größeren Greiffähigkeit vereinigt als der Europäer sie besitzt: so schießt der Wedda auf größere Thiere regelmäßig auf dem Boden liegend, indem er den Bogen mit beiden Füßen zwischen der großen und der zweiten Zehe festhält.

Das Weddabecken ist höher und schmäler als das europäische; auch der Beckeneingang ist nicht so breit und kurz wie der des Europäers, beide nähern sich der Form des Anthropoidenbeckens.

Ein sehr wichtiger anthropologischer Charakter ist auch die Krümmung der Lendenwirbelsäule. Beim Europäer bilden die fünf Lendenwirbel einen nach vorn ausgesprochen konvexen Bogen — man redet in dem Falle von Kurtorachie —, während die Anthropoiden Koilorach sind, das heißt eine nach dem Rücken zu gewölbte, nach vorn dagegen konkave Lendensäule haben. Lange Zeit hindurch bildete das einen der stärksten Unterschiede zwischen Mensch und Affe, genaue Messungen an niederen Menschenvarietäten haben auch seine Unhaltbarkeit bewiesen. Ist doch der Lendensäulenindex des Wedda nahezu derselbe wie der des Gorilla, und nach

Cunninghams Messungen übertrifft der Index des Australiers sogar noch den jenes Anthropoiden, um sich sehr stark dem Index des Schimpanse zu nähern.

Kurz, es ist mit diesen „unüberbrückbaren Abständen“ so wenig etwas wie mit all den anderen prinzipiellen Unterschieden zwischen Mensch und Thier, mit denen bibelfeste Ordnungsmenschen ihre Sonderstellung in der Natur und ihre Schöpfung nach dem göttlichen Vorbild haben beweisen wollen.

Den größten und tiefgreifendsten Unterschieden zwischen den niederen Völkerstämmen und den höchsten Affen werden wir natürlich am Schädel begegnen, dem ja vor allen anderen Körpertheilen die umbildende Thätigkeit gegolten hat, die den Menschen aus seinen pithekoiden Vorfahren geschaffen. Und alle diese gewaltigen Differenzen sind hervorgerufen durch die machtvolle Entfaltung des Gehirns beim Menschen. „Der Vergleich des menschlichen Schädels mit den Schädeln der Affen und die Entwicklungsgeschichte lehren, daß die Hirnkapsel des Schädels dem Volum und der Gestalt des Gehirns sich anpaßt. . . . Die geringe Entfaltung des Gehirns, selbst bei den sogenannten anthropoiden Affen, läßt den ganzen Hirntheil des Schädels gegen den Antlitztheil zurücktreten und verleiht eben dadurch dem letzteren eine Präponderanz. Das postembryonale Wachsthum (Wachsthum nach der Geburt) des Gehirns jener Affen scheint in viel geringerem Grade als bei den Menschen fortzuschreiten, so daß das definitive Volum früher erreicht wird, aber auch im Vergleich mit dem menschlichen Gehirn ein viel geringeres ist. . . . Die Präponderanz des Antlitztheiles wird bei den Affenschädeln noch dadurch gesteigert, daß ihm eine durch das ganze Jugendalter fortschreitende bedeutende Ausbildung zukommt.“* Und so sind auch die großen Unterschiede, die thatsächlich zwischen dem Wedda- und dem Anthropoidenschädel bestehen, einzig hervorgerufen durch das Wachsthum des Gehirns und die durch dieses bedingten Veränderungen am Hirn- und Gesichtsschädel. Die Kapazität (Rauminhalt) des männlichen Schimpanseschädels beträgt rund 400 Kubikzentimeter; die des reinen Wedda 1224; die des Europäers 1500 — ein klaffender Abstand trennt den Affen auch vom niedersten Menschen. Nimmt man die Kapazität des Europäerschädels zu 100, so ist die des Wedda 81, die des Schimpanse 27, also ein Drittel von der des Wedda. Beim Gorilla freilich steigt diese Verhältnißzahl schon auf 37, und andererseits fällt sie bei den geringsten von den beiden Sarasin und Flower gemessenen Kapazitäten auf 67 und 64 (wobei allerdings die letztere einem weiblichen Schädel zugehört). Doch sehen wir von diesen individuellen Zahlen und von denen des Gorilla ab, den wir ja nach seinen anderen Merkmalen als nicht direkt zum Menschen führend betrachten, und auch dann noch läßt sich eine natürliche Entwicklung von der Kapazität des Schimpanse zu der des Europäers sehr wohl verstehen, wenn man sich nur klar werden will über das, was die Wissenschaft sagt. Jene 1224 Kubikzentimeter, die wir als Durchschnittskapazität für die Weddas gefunden haben, beziehen sich nur auf solche Schädel, von denen man annehmen mußte, daß sie einst Individuen von reinem weddaischen Blute angehört hatten. Nahmen die Forscher auf die Reinheit des Stammes keine Rücksicht und benützten sie alle Schädel, die von der Küste wie die vom Innern, so ergab sich ein Mittel von 1277 Kubikzentimetern; und maßen sie mit Auslassung der reinen nur die mit tamilischem oder singhalesischem Blute vermischten, so erhielten sie einen Durchschnitt von 1332 Kubikzentimetern. Diese drei Zahlen sprechen eine lautere Sprache als alle Deduktionen: durch die Berührung mit den kultivirteren Nachbarvölkern hat sich also die Kapazität der Weddas um über 100 Kubikzentimeter gehoben, ja sie hat nahezu schon die Kapazität der Tamilen selbst — 1336 Kubikzentimeter — erreicht. Braucht es eines besseren Beweises für die Möglichkeit und die Schnelligkeit der Gehirnzunahme und mit ihr der Zunahme der Intelligenz? Wenn sich in dieser Berührung mit dem höherstehenden Volksstamm, die doch nur nach Jahrhunderten zählt, die Kapazität des niederen Stammes um hundert Kubikzentimeter vermehrt hat, warum sollte sie sich in der viele

* Joh. Ranke: Ueber einige gesetzmäßige Beziehungen zwischen Schädelgrund, Gehirn und Gesichtsschädel. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. 10. Bd. 1892. S. 4.

Tausende von Jahren dauernden Entwicklung vom Affen zum Menschen nicht um Tausend haben vermehren können??

Nichts zwingt uns demnach, der alten Mär von der unüberbrückbaren Kluft noch irgend einen Werth beizumessen; und auch der Unterschied in der Kapazität, trotzdem er die Hauptstütze aller Gläubigen bildet, kann uns nicht zur Umkehr bringen, er verzögert höchstens den Lauf der Wissenschaft um eine Minute, aber er hält ihn nicht auf.

Wie der Wedda nach seiner Schädelkapazität am untersten Ende der Stufenleiter des Menschengeschlechts steht, so weisen auch alle anderen Merkmale an seinem Schädel auf die thierische Vergangenheit zurück. Mit dem Wachsthum des Gehirns direkt verknüpft ist beim Menschen die größere Neigung des Hinterhauptbeins, und die Richtung des Hinterhauptloches, durch das das Rückenmark in den Schädelraum eintritt. Beim Europäer schaut es mehr nach vorn und oben, beim Affen nach hinten und oben — der Wedda vermittelt auch hier, indem sein Hinterhauptloch fast horizontal gestellt ist — und ebenso in der Neigung des Hinterhauptbeines. Die Hirnkapsel läuft beim Europäer weit nach hinten aus, das Schädeldach ist gewölbt, die Stirn verläuft in gerader Wölbung zu den Augen herab, die Augenbrauenbogen sind klein und wenig vortretend. Ganz anders beim Wedda: sein Hinterkopf bleibt weit hinter dem des Europäers zurück und nähert sich dem des Schimpanse, sein Schädeldach ist flacher, seine Stirne fliehend, seine Augenbrauenbogen treten weit hervor — alles niedere, thierische Merkmale. Besonders seitlich fällt sein Schädel gegenüber dem des Europäers rasch ab, wie ja überhaupt sein ganzer Schädelbau langgestreckt und steil aufsteigend ist. Die Nasenbeine erheben sich kaum gegeneinander, so daß jene flache, tief eingesattelte Nase entsteht, von der ich schon bei der äußeren Beschreibung des Lebenden gesprochen habe. Prognath (mit vortretenden Kieferbeinen), wie man erwarten sollte, ist der Wedda nicht: sein Gesichtsschädel bildet keinen großen Winkel mit der Hirnkapsel. Doch — so spezifisch thierähnlich die Prognathie auch sein mag — beweist auch die Orthognathie (die fast senkrechte Stellung der Kieferbeine zur Stirn) des Weddas nichts gegen seinen tiefen Stand. Wissen wir doch nach dem Vorhergehenden, wie viele höhere Charaktere eine niedere Varietät, und wie viele niedere eine höhere sekundär erwerben können. Zudem wird diese Orthognathie zumeist durch eine starke Prodentie, ein Vorstehen der Zähne in den Kiefern ausgeglichen. So lassen sich an allen Fällen des dolichocephalen Weddaschädels die Merkmale der thierischen Vergangenheit feststellen; ich habe nur die wenigsten angeführt, weil auch sie schon genügen werden, zu zeigen, wie sich der anthropoide Affe durch den Wedda hindurch zum Europäer entwickelt hat — entwickelt haben muß, wenn wir nicht auf die Erklärung und den kausalen Zusammenhang der ganzen Natur, zu der auch wir gehören, verzichten wollen.

„Die Ursachen solcher Umbildungen sind uns vorderhand völlig dunkel, ganz gleich wie die, welche die mächtigen Umgestaltungen des Organismus vom jugendlichen bis zum erwachsenen Zustande bewirken. Ob reichlichere Nahrung oder geeignetere klimatische Bedingungen formenumbildende Momente sind, ist gänzlich unbekannt, und wir werden uns eben zunächst mit den Thatsachen als solchen zufrieden geben müssen. Wie wir zum Beispiel in der Zoologie sehen, daß im Laufe langer Perioden bei den Seeigeln die Afteröffnung aus ihrer ursprünglichen zentralen Rückenlage successive immer mehr wegrückt, bis sie schließlich die Unterseite des Thieres erreicht, ohne daß wir eine Ursache für diese Verschiebung anzugeben vermöchten, werden wir uns auch beim Menschen daran gewöhnen müssen, die Kapazität der Schädelkapsel wachsen, den Nasenrücken sich erheben, den Unterarm sich verkürzen, den Wadenumfang zunehmen zu sehen, ohne daß wir zunächst im Stande wären, die Gründe dafür zu ermitteln."

Doch wenn wir diese Ursachen heute auch nicht kennen, so heißt das noch lange nicht, daß wir sie nicht über kurz oder lang kennen lernen werden; die Aufgabe der empirischen Wissenschaft ist es zunächst und vor allem, durch die Beobachtung zu konstatiren, daß es so ist; warum, aus welchen Ursachen es so geworden ist, interessirt erst in zweiter Linie.

Lohnbewegungen und Streiks in der Schweiz seit dem Jahre 1860.

Von Hans Schmid.

Soeben erschien der achte Jahresbericht des leitenden Ausschusses des Schweizerischen Arbeiterbundes und des Schweizerischen Arbeitersekretariats für das Jahr 1894, nebst dem Protokoll der Sitzung des Bundesvorstandes. Derselbe enthält ferner einen Bericht über den internationalen Kongreß für Arbeitsunfälle und soziale Versicherung. Die werthvollste Beigabe bildet aber zweifelsohne die 129 Seiten starke Darstellung der Lohnbewegungen und Streiks seit 1860 durch Arbeitersekretär Greulich.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung in der Schweiz, daß selbst eine in ihren Zielen sehr weit gehende agitatorische Arbeiterbewegung und ebenso eine sehr energische Wahl- oder Abstimmungsagitation der Arbeiter die Bevölkerung lange nicht so aufregt, wie irgend ein kleiner Streik. Jeder unbefangene Beobachter, der nur während eines Streiks die Schweiz besucht, äußert sein Erstaunen über diese Erscheinung, wie er anderseits wieder erstaunt ist, während einer Wahl eine so große Ruhe anzutreffen. Vielleicht ändert sich noch das letztere, wenn die Arbeiterschaft erst dazu kommt, wirklich um die Majorität in einem engeren oder weiteren Gemeinwesen zu kämpfen. Wahrscheinlich ist das aber doch nicht, da das Bewußtsein der demokratischen Einrichtungen ein beruhigendes ist. Jeder weiß, daß das „Volk“ bei allen Gesetzen das letzte Wort hat und daß keine Partei es fertig brächte, ihm Einrichtungen aufzudrängen, von denen es zur Zeit nichts wissen will.

Vielleicht ist es gerade die politische Gewohnheit, an allen Angelegenheiten des Gemeinwesens thätig theilzunehmen, die jeden, auch nach Ziel und Umfang kleinsten Streit zu einer öffentlichen Angelegenheit macht und daß in den meisten Fällen sich bis jetzt die Aufregung sehr parteiisch gegen die Arbeiter richtete.

Es ist jedoch zu bemerken, daß ein immer größer werdender Theil der Unbefangenen einsieht, daß sich in der Organisation und im Kampfe der Arbeiterklasse für eine Erhöhung oder wenigstens gegen eine Verschlechterung ihrer Lebenshaltung die bedeutsamste Kulturbewegung unserer Zeit vollzieht, die durchgemacht werden muß, um das Hereinbrechen einer Barbarei zu verhüten, einer Barbarei, die darum schlimmer als die frühere wäre, weil sie nicht auf der körperlichen Kraft und Tüchtigkeit, sondern nur auf dem Kapitalbesitz gegründet wäre und weil sie nicht eine Auffrischung der Völker, sondern ihre Verkümmerung zur Folge hätte.

Es mag ja richtig sein, daß diese Bewegung sehr brutale Vorläufer hat. An ihrem Anfange stehen Brandstiftungen und Demolirungen von Fabriken und Maschinen, sogar Mordthaten. Nicht nur andere Länder weisen solche Erscheinungen auf, auch die Schweiz liefert im Fabrikbrand von Uster im Jahre 1832, ein Jahr nach dem Aufstande der Weber in Lyon, ein gleichartiges Ereigniß. In England zeigten sich solche Massengewaltthätigkeiten noch bis in die Mitte der sechziger Jahre, in Belgien und Frankreich noch viel später.

Aber weder dieser Umstand, noch der weitere, daß bei sehr vielen Streiks bis auf den heutigen Tag einzelne Ausschreitungen vorkommen, kann die Richtigkeit der gemachten Bemerkung, daß diese Kämpfe ein Theil der bedeutsamsten Kulturbewegung unserer Zeit sind, erschüttern. Das Ziel der Bewegung, die Hebung der arbeitenden Klasse, ist das Bestimmende für ein unbefangenes Urtheil. Die Mittel, mit denen eine Kulturbewegung sich durchsetzt, richten sich nach den Machtverhältnissen, nach der Stufe von Einsicht und sittlicher Kraft, auf der die Kämpfenden stehen, und nach dem Widerstand, auf den ein Kampf stößt.

Unbefangene Beobachter dieser Kämpfe haben mit Recht darauf aufmerksam gemacht, welch riesiger innerer Entwicklung es bedurfte, bis die einzeln wirthschaftlich ohnmächtigen Arbeiter zur Einsicht gelangten, daß nur Einigung und geeinigter

Kampf ihnen ermögliche, gegen die Verschlechterung ihrer Lebenshaltung und für deren Verbesserung einzutreten. Die niedrige Bildungsstufe, auf der der Arbeiter in den gewaltigen Komplex der modernen Produktions- und Verkehrsverhältnisse eintritt, läßt ihn nur fühlen, daß er dabei der leidende Theil ist, aber sie läßt ihn erst nach und nach zur Einsicht in diese Verhältnisse gelangen.

Es ist nur zu begreiflich, daß ihm zunächst die ganze moderne Technik, speziell die automatische Arbeitsmaschine als der Feind erscheint, dessen Zertrümmerung ihm die Sicherheit seiner Existenz, die er unter der früheren Arbeitsordnung besessen, wieder verschaffe. Zu diesem Akt einigen sich leicht Arbeiterkategorien, die auf einer späteren Stufe nicht mehr zu organisiren sind, wie die Baumwollweber in der Hausindustrie beim Brand in Uster.

Ist der Arbeiter erst zum Bewußtsein seiner Ohnmacht im Kampf gegen die moderne Technik gelangt, dann tritt ihm die Erfahrung vors Auge, daß in der Vereinzelung jeder Arbeiter der Konkurrent des anderen ist und zwar in der Konkurrenz ums nackte tägliche Brot. Man muß wissen, was das heißen will, um zu verstehen, daß dieser Umstand sehr geeignet ist, in einer Arbeiterschaft eine wahre Knechtsseligkeit zu pflanzen und den Stumpfsinn geradezu zu züchten. Große Arbeiterkategorien, selbst in der Schweiz, stehen heute noch in diesem Banne, wo der Einzelne, der von einem Recht des Arbeiters und von seinen Ansprüchen auf eine geordnete Lebenshaltung spricht, nicht nur vom Unternehmer, sondern sogar von allen seinen Kameraden als ein gefährlicher Rebell betrachtet wird.

Deshalb ist selbst in Städten die Organisation der Arbeiter sehr langsam vor sich gegangen, auf dem Lande ist sie heute noch weit zurück. Dem Leser wird es leicht begreiflich erscheinen, daß selbst die bloße Organisation viel Aufopferung erforderte, und daß es daher die jungen, ledigen Handwerksarbeiter sein mußten, die sich dieser Aufopferung unterziehen mußten, da sie im Falle von Maßregelung den Schaden am leichtesten ertragen konnten. Da nun bei uns in der Schweiz ein großer Theil dieser jungen, ledigen Handwerksarbeiter Ausländer sind, so erscheint die Organisationsthätigkeit bei oberflächlicher Betrachtung Vielen nur als ein ausländisches Machwerk und das wird bei vorkommenden Kämpfen ein Schlagwort der widerstehenden Unternehmer.

Dieses Schlagwort wird scheinbar dadurch unterstützt, daß in anderen Ländern die Organisationen und Lohnkämpfe früher begonnen haben, als in der Schweiz. Dies kommt aber nur daher, daß in anderen Ländern schon große Städte bestanden und große Industriezentren sich früher bildeten, als bei uns in der Schweiz, das Bewußtsein einer Machtstellung in der Vereinigung also früher erwachen mußte. Auf diese Weise sind ja auch vielfach die Gedanken der Koalition von zuwandernden Arbeitern in die Reihen der Einheimischen getragen worden, sie machten übrigens den gleichen Weg, wie — die moderne kapitalistische Wirthschaftsordnung, die auch nicht auf Schweizerboden urwüchsig entstanden ist.

Auf eine eingehende Darstellung der sozialen Kämpfe der organisirten Arbeiterschaft der Schweiz müssen wir Raumes halber verzichten. Greulich beginnt die Darstellung mit dem Jahre 1860, denn erst von dieser Zeit ab beginnen in der Schweiz die Aeußerungen einer modernen Arbeiterbewegung sich zu zeigen, freilich zuerst sporadisch, erst nach und nach zunehmend.

Ein kurzer Rückblick ergiebt sich, wenn man die Fälle nach Jahrfünften zusammenzieht; da findet man:

	Lohnbewegungen ohne Strikes	Angriffsstrikes	Abwehrstrikes
1860/64	10	2	2
1865/69	19	24	6
1870/74	30	43	12
1875/79	2	11	11
1880/84	—	2	8
1885/89	44	44	34
1890/94	99	63	54

Unter den Abwehrstrikes sind die Aussperrungen mitgezählt. Im ersten Jahrfünft stehen die Buchdrucker fast allein im Felde, daher das Ueberwiegen der Lohnbewegungen; in den nächsten zwei Jahrfünften treten andere Berufe in die Reihe, daher das Ueberwiegen der Angriffsstrikes; dann kommen zwei Jahrfünfte, in denen die Krise daherschleicht und die Bewegungen auf ein Minimum reduzirt, in zwei Jahren sogar ganz aufhebt. Im sechsten Jahrfünft zeigt sich schon der Einfluß der schweizerischen Organisation der Reservekasse, die Zahl der friedlich geschlichteten Lohnbewegungen ist, trotz des starken Anwachsens der Bewegungen überhaupt, der Zahl der Angriffsstrikes gleich, und die Abwehrstrikes nehmen eine hervorragende Stellung ein. Und im siebenten, letzten Jahrfünft überwiegen die friedlichen Lohnbewegungen stark und die Abwehrstrikes nehmen noch größere Dimensionen an. Das ist der guten Organisation des Gewerkschaftsbundes und der Thätigkeit seines Bundeskomites, das oft ungerechterweise als eine Gesellschaft von Hetzern und Wühlern bezeichnet wurde, zu verdanken.

Die Bewegung hat seit Ablauf der sieben Krisenjahre 1877/84 sehr stark zugenommen, aber sie ist im Verhältniß friedlicher geworden, als in den siebziger Jahren, denn die stark gewachsene Zahl der Abwehrstrikes ist nur ein Zeichen, daß die Arbeiterschaft in den letzten zehn Jahren mehr Ursache hatte, sich gegen Verschlechterung ihrer Lage zu wehren, als vorher; freilich zeigt sie ebenfalls, daß die Arbeiterschaft auch mehr Kraft dazu gewonnen hat, was sie ihrer besseren Organisation verdankt.

Nun könnte man aber der schweizerischen Arbeiterschaft auch mit dem besten Willen nicht beweisen, daß ihre bisherigen Kämpfe vergeblich gewesen seien. Am Beginn der Untersuchungsperiode arbeitete man in den Fabriken noch 13 und mehr Stunden, und zwar mußten auch Kinder von zwölf Jahren eine solche Arbeitszeit einhalten, in den Werkstätten wurde 12 und 11 Stunden, an vielen Orten aber auch länger gearbeitet. Der Arbeiter wurde gering geschätzt und nur ein winzig kleiner Theil bemühte sich, durch das Vereinswesen eine Hebung anzustreben. Der bei Weitem größte Theil lebte in Gedankenlosigkeit dahin und zeigte in vielen Stücken eine Sklavengesinnung.

Wenn nun heute ein größerer Theil der Arbeiterschaft in der Schweiz ganz anders dasteht, so verdankt er das eben jenen, die unter schweren Verfolgungen ihn über seine wirthschaftliche und gesellschaftliche Stellung aufklärten, besonders den namenlosen Kämpfern, die mit großem Opfermuth die Lohnbewegungen und Strikes durchfochten, ohne in vielen Fällen für sich selbst einen Erfolg davonzutragen.

Aber diese wirthschaftlichen Kämpfe nützen nicht blos den Berufen, deren Vorkämpfer sie ausfochten, sondern der ganzen Arbeiterschaft. Sie, mit ihren Aufregungen waren es auch, die das Gewissen der Gesetzgeber aufrüttelten, so daß endlich der Hebel der Gesetzgebung zu Verbesserungen des Arbeitsverhältnisses zur Anwendung kam und einer großen Schaar von Arbeitern selbst gegen ihren ungeschulten Willen Verbesserungen brachte. Es muß doch hier daran erinnert werden, daß eine große Anzahl von Fabrikarbeitern noch am 21. Oktober 1877 so im Schlepptau der Fabrikanten war, daß sie sich von ihnen verleiten ließ, gegen das Fabrikgesetz zu stimmen.

Sodann ist darauf hinzuweisen, daß dieser Aufschwung der Arbeiterschaft sich vollzog in einer Periode, wo die landwirthschaftliche Bevölkerung einen wahrhaft erschreckenden wirthschaftlichen Rückgang aufzuweisen hat. Das Gleiche ist zwar auch beim Kleingewerbe der Fall, tritt aber hier weniger erschwerend in Frage. Die landwirthschaftliche Bevölkerung ist eben das Rekrutirungsgebiet für die gewerblichen und industriellen Arbeiter. Seit dem Jahre 1870 aber hat die landwirthschaftliche Bevölkerung in der Schweiz nicht nur ihren ganzen Geburtenüberschuß an die Städte und Industriebezirke abgegeben, sondern in vielen Bezirken, die effektiv an Bevölkerung abnahmen, noch eine größere Zahl in die Reihen der Arbeiter geworfen. Zur Zeit der Krise von 1877 bis 1884 war das verhängnißvoll und half

auch mit, die Kraft der Arbeiter zu lähmen; dann aber raffte die Arbeiterschaft sich wieder auf und gewann frische Kraft. Wenn in der landwirthschaftlichen Bevölkerung die Bewegungen der Arbeiter vielfach nicht verstanden, oft sogar angefeindet werden, so vergißt diese nur, daß es das von ihr durch den wirthschaftlichen Entwicklungsprozeß ausgeschiedene eigene Fleisch und Blut ist, das sich in den Städten und Industrieorten für seine Lebenshaltung wehrt. Die landwirthschaftliche Bevölkerung sollte diesen Bewegungen im Gegentheil ihre Sympathie widmen, denn sie allein ermöglichen es, daß ihre überschüssig gewordenen Söhne und Töchter nicht dem Elend anheimfallen.

Feuilleton.

Kindesrecht.

Von Elise Langer.

(Schluß.)

VI.

Der Sturm ward mit jeder Sekunde heftiger. Wie das wilde Heer kam er von Weitem trommelnd und pfeifend angejagt, donnerte gegen die Mauern und heulte um Ecken und Giebel. Fenster klirrten, Thüren schlugen zu, Läden wurden hin- und hergeworfen. Eva, die im ersten Stock des Seitenflügels wohnte, wurde es immer unheimlicher zu Muthe. Sie hatte sich zu Bette gelegt, aber zu schlafen vermochte sie nicht. Mit großen Augen starrte sie in die Finsterniß, auf den wüsten Lärm draußen horchend.

Plötzlich huschte ein Lichtschein über die Decke des Zimmers und machte sie jählings aufspringen. Der Gedanke an Feuer, das jetzt entstehen könnte, ließ ihr keine Ruhe. Sie kleidete sich an, hüllte sich in einen warmen Shawl und trat in den Korridor hinaus, die Flamme ihres Lichtes mit der Hand vor der Zugluft schützend. Sie wollte in die Wohnstube hinabgehen, wo das Toben des Sturmes weniger zu hören sein mußte.

Auf der Treppe, die dahin führte, kam ihr eine Gestalt entgegen, die, in einen Flausrock gehüllt, eine Kappe tief über die Ohren gezogen, eine Laterne in der Hand trug. Es war Gustav, der nach seinem Zimmer im zweiten Stock hinaufging, nachdem er die Fabrikräume inspizirt hatte, ob Fenster und Thüren geschlossen, alle Feuer ausgelöscht wären. Beide lachten leise auf, als sie sich erkannten.

„Du, Kousinchen, was thust Du hier?“ fragte er. Sie sagte ihm, daß sie sich vor dem Sturm in die Wohnstube flüchten wollte.

„Das ist ein guter Gedanke. Da begleite ich Dich. Schlafen kann auch ich nicht. Komm!“

Am Schlafzimmer der Eltern leise vorbeischleichend, betraten sie die Wohnstube. Hier war es noch behaglich warm. Aber Gustav, nachdem er es Eva in dem großen Polsterstuhl seines Vaters bequem gemacht und ihr eine warme Decke über die Knie gebreitet hatte, zündete schnell und geschickt Feuer im Kaminofen an, neben dem ein wohlgefüllter Holzkorb stand.

„Nun fehlt blos etwas Warmes zum Trinken“, rief er heiter. „Halt, wir haben's! Dort steht alles zu meinem Frühstückskaffee, den ich mir stets selbst bereite, weil ich so früh Niemand stören mag.“

Schon hatte er die Spirituslampe angezündet. „Nur Milch ist keine vorhanden. Ich trinke den Kaffee immer schwarz. Du mußt schon so vorlieb nehmen.“

Eva saß behaglich in ihrem Stuhl, in dem sie fast ganz verschwand, und schaute vergnügt seinen Hantirungen zu. Bald war der Kaffee auf der kleinen Sturzmaschine gemacht, und er war vortrefflich. Eva bekam in der Obertasse eingeschenkt, während sich Gustav der Untertasse bediente, und Beiden that der duftende heiße Trank nach den unheimlichen Stunden wunderbar wohl.

„Und nun laß uns plaudern", sagte Gustav, nachdem er die Gefäße fortgestellt und einen Stuhl neben Eva herangezogen hatte. „Nach solch einem Plauderstündchen mit Dir habe ich mich schon recht gesehnt. Ich hätte Dir manches zu sagen."

„So? Das ist reizend. Dann schieß' los", rief sie, sich vergnügt zurechtsetzend.

Das weiße Spitzentüchlein, das sie über das Haar geknüpft hatte und das einen zarten Schatten über die obere Hälfte ihres Gesichts warf, während die untere vom Feuer angeleuchtet war, kleidete sie reizend. Gustavs bewundernder Blick mochte es ihr sagen, denn die dunklen Augen blitzten durch den Halbschatten mit selbstzufriedener Schalkhaftigkeit.

Er ergriff ihre Hand und sie entzog sie ihm nicht.

„Ach, liebe, theure Eva, warum habe ich Dich nicht vier Jahre früher kennen gelernt!"

„Da hättest Du eine lange, magere Göhre vor Dir gesehen, mit rothen Händen und einem kleinen albernen Gesicht, mein Lieber. Aber warum denn gerade vier Jahre früher?"

„Ich hätte mich sicher in Dich verliebt."

„Das hätte mir um Deinetwillen leid gethan, denn ich war bereits mit meiner ersten Liebe beschäftigt."

„Was, schon mit sechzehn Jahren? Da hast Du früh angefangen."

„Ja, Du weißt, was ein Häkchen werden will —"

„Und die zweite Liebe?"

„Die zweite?" Ueber ihr eben noch lächelndes Gesicht flog ein düsterer Ernst. „Die zweite, die verlief tragischer. Aber laß hören", fuhr sie wieder munter fort, „da Du mich nun nicht vor vier Jahren kennen lerntest?"

„So habe ich mein Herz anderweitig vergeben, andere Bande geknüpft, die — doch was soll ich sagen — Du weißt ja sicher alles — Du hast nicht umsonst mit den Schwestern und ihren Verwandten verkehrt. Du kennst sicher auch den Wunsch unserer Eltern —"

„Ihre beiderseitigen Geldsäcke in uns zu vereinigen. Jawohl, so ungefähr. Aber da Du nun andere Bande geknüpft hast —"

„So könnte ich Dir meine Hand nur unter Bedingungen bieten, auf die Du doch nicht eingehen kannst."

„Und diese Bedingungen wären?"

„Dir mein Verhältniß, das mir als ein legitimes gilt, neben unserer Ehe gefallen zu lassen. Aber es ist ja Thorheit, es nur auszusprechen", lachte er.

„Keineswegs. Ich müßte nur die Gegenbedingung stellen, daß auch ich ein Verhältniß fortsetzen dürfte."

„Du scherzest."

„Durchaus nicht. Was Einem recht ist, ist dem Anderen billig. Ich stehe, wie Du siehst, auf dem Standpunkt vollkommener Gleichheit zwischen Mann und Frau. Es hängt also nur von Dir ab, diese Quadrupelallianz abzuschließen."

„Du bist verletzt und willst Dich rächen. Ich finde es begreiflich. Welches Mädchen würde das Geständniß freundlich hinnehmen, daß eine Andere ihr zuvorgekommen ist! Aber Eva, wenn Du diese Andere kenntest! Es ist keine Aufwallung der Sinne, keine vorübergehende Neigung, die mich an sie fesselt. Vom ersten Moment, als ich sie sah — es war in der Kirche, ich hatte ein Pathenamt bei dem Kinde eines unserer Arbeiter, ihres Schwagers, übernommen — vom ersten Moment gehörte ihr mein Herz. Liebreiz, Gemüth und Verstand, alles vereinigt sich in ihr. Und heute — ach, Eva, heute konnte ich es übers Herz bringen —"

Er schlug die Hände vor das Gesicht.

Eine sanfte Hand legte sich auf seine Schulter.

„Warum sollte ich mich an Dir rächen? Weil Du Dir durch die erste beste Kousine nicht den Kopf verdrehen, Deiner Liebe und Deiner Pflichten nicht abwendig machen ließest. Meine Eitelkeit konnte es vielleicht verletzen, aber man hat doch neben seiner Eitelkeit Gott sei Dank ein bischen Verstand und Einsehen. Und darum wollen wir uns jetzt mal reinen Wein einschenken. Sieh, ich habe gerade heute — meinen Ehekontrakt erhalten."

Sie zog aus der Tasche ihres rothen Flanellschlafrocks ein großes Briefkouvert hervor, entfaltete den darin enthaltenen Bogen und legte ihn vor ihn hin.

Es war ein von der Direktion eines größeren Provinzialtheaters unterzeichneter Kontrakt für die nächste Spielzeit.

Gustav starrte eine Weile hinein, ohne zu verstehen.

„Fräulein Eva Held — für die Dauer der Saison — jugendliche Liebhaberin — ja was heißt das?"

„Das heißt, mein Freund, daß ich erreicht habe, wonach ich stets gestrebt, daß ich zum Theater gehe. Das Theater war meine erste Liebe und ich bin ihr treu geblieben."

„Eva!"

„Ja, das kannst Du natürlich nicht begreifen. Das liegt weit ab von Deinem Ideenkreise. Aber ich will Dir erzählen, wie alles gekommen."

Und sie erzählte von den Verhältnissen im Elternhause, von ihrer frühen Neigung zum Theater, ihren Studien, dem Verbot der Eltern, von ihrer Bekanntschaft mit Oskar Bolz und seinem Verrath, wobei sie die Mutter nach Kräften schonte. „Jetzt fühle ich mich berechtigt, mein Geschick selbst in die Hand zu nehmen", schloß sie, „und ich gestehe Dir, daß ich nur herkam, um dem Elternhause und seinem Zwang zu entfliehen, nicht um Dich von einem Dir theuren Wesen zu reißen. Verzeih' mir, wenn durch mich Euer Verhältniß auch nur für einen Augenblick getrübt worden ist."

Gustav hatte ihre beiden Hände erfaßt und drückte sie innig. Das Feuer war erloschen. Die Fenster des Gemaches begannen sich in trübem Grau abzuzeichnen.

„Und jetzt eine Bitte, lieber Freund", begann Eva nach einer Pause. „Ich muß heute noch fort und Du mußt mir dazu behilflich sein. Onkel und Tante müssen glauben, daß ich nach Hause reise. Ein plausibler Grund wird mir noch einfallen."

„Und Deine Eltern?"

„Nur Papa kommt in Betracht. Ihm schreibe ich nach meinem ersten Auftreten die volle Wahrheit. Er wird außer sich sein, sich aber wieder beruhigen und, wenn ich reüssire, woran ich nicht zweifle, stolz auf seine Tochter sein."

Gustav wirbelte der Kopf. Er erhob sich.

„Ich nehme eine große Verantwortlichkeit auf mich", sagte er. „Aber Du hast etwas zu gut, Eva. Ich will's drauf wagen."

„Das soll Dir nie vergessen sein. Und wenn Dir meine Freundschaft etwas werth ist —"

„Mehr als ich sagen kann."

„So sollst Du an mir die treueste Freundin haben."

Sie hatte sich ebenfalls erhoben und beide standen Hand in Hand. Gustav drückte seine Lippen auf die ihrige. Da umschlang sie rasch seinen Nacken und küßte ihn schwesterlich auf den Mund.

Im Hause regte sich noch nichts. Leise ging Jedes auf sein Zimmer. Der Sturm hatte nachgelassen, und Eva verfiel in einen tiefen Schlaf.

VII.

Als sie erwachte, war es lichter Tag. Es dauerte eine Weile, bis sie unterscheiden konnte, was Traum, was Wirklichkeit war. Endlich aber stand das Erlebte klar vor ihrer Seele. Hastig sprang sie aus dem Bette. Es war fast zehn Uhr. Was hatte sie noch alles zu thun? Während sie sich ankleidete, überlegte sie, wie sie ihre plötzliche Abreise vor Onkel und Tante motiviren wollte. Es war eine peinliche Aufgabe, die doch schwerer war, als sie geglaubt hatte.

„Ach was, wozu ist man denn Schauspielerin!" dachte sie, sich selbst ermuthigend. „Im richtigen Moment wird mir schon das Richtige einfallen."

Im Wohnzimmer fand sie Herrn und Frau Starke schon beim zweiten Frühstück. Der Onkel neckte die Langschläferin in seiner gutmüthig derben Weise, während die Tante mit einem etwas gekniffenen Lächeln ihr den warmgehaltenen Thee einschenkte. Unwillkürlich fiel Eva der nächtliche Kaffee ein, der ihr soviel liebenswürdiger servirt worden war.

„Ich habe eine sehr schlechte Nacht gehabt", entschuldigte sie sich. „Erst ließ mich der Sturm nicht schlafen, er war ja furchtbar, entsetzlich, konntet Ihr denn dabei ruhen? Und dann, als ich endlich einschlief, da hatte ich so häßliche, so beängstigende Träume. Ich bin gewiß, daß zu Hause etwas Schlimmes vorgefallen ist, und darum will ich noch heute zurück."

Dem Onkel blieb die Gabel, die er mit einem Fleischbissen zum Munde führen wollte, in der Schwebe, und die lächelnde Miene der Tante machte einem jähen Staunen Platz.

„Welcher Einfall!" rief Herr Starke, „heimreisen, so plötzlich, Träume, lächerlich!"

„Ja, Onkelchen, siehst Du. Das ist nun meine Schwäche. Ich glaube an Träume."

„Du langweilst Dich hier, das ist die Sache. Du, eine Berlinerin, und Träume! Was kann denn den Eltern passirt sein?"

„Wenn nicht ihnen, so vielleicht doch einem Anderen."

„Einem Anderen? Was soll das heißen?"

„Nun, ich will's Euch nur sagen, wie ich's auch bereits Gustav gesagt habe. Ich habe ein Verhältniß, so — so ähnlich wie das seinige."

Die beiden Alten waren starr.

„Ohne Wissen Deiner Eltern?" fragte Herr Starke.

„Ja, Onkelchen, ohne ihr Wissen. Es ist ja auch meine Sache, nicht die ihrige."

„Kind, was hast Du für Ansichten! Das ist ja haarsträubend, noch dazu für ein Mädchen."

„Ob Mädchen, ob Mann. Man lebt doch für sich selbst, nicht der Eltern wegen. Auch die Kinder haben ihre Rechte, und wenn die Eltern diese nicht achten, so müssen die Kinder ihren eigenen Weg gehen. Die Heimlichkeit wird übrigens bald ein Ende haben. Ich reise hauptsächlich, um alles klar und eben zu machen.“

„So reise mit Gott, mein Kind, wir halten Dich nicht“, rief der Onkel, indem er die Serviette aus der Halsbinde riß, sich energisch den Mund wischte und, sich wuchtig auf den Tisch stützend, aufstand.

Auch Eva erhob sich.

„Aber wir scheiden in Frieden und Freundschaft, nicht wahr, Onkelchen“, sagte sie, sich schalkhaft an ihn schmiegend. „Diese Zeit bei Euch wird mir stets eine liebe Erinnerung bleiben, glaubt es nur. Der Gustav, ich sage Euch, das ist ein Prachtmensch. Wir sind die besten Freunde, wenn wir uns auch nicht heirathen wollen. Aber nun muß ich packen, es ist die höchste Zeit.“

Und den beiden Alten eine Kußhand zuwerfend, eilte sie hinaus.

Das Ehepaar stand wie zwei Bildsäulen. „Was sagst Du, Alte“, brach Herr Starke los, „das Kücken will uns belehren über Kindesrechte. Von Elternrechten weiß das nichts. Dieser Skandal! Ja ja, nur schnell fort aus unserem Hause mit der — der unmoralischen Person. Na, sag' doch auch ein Wort, Mutter!“

Frau Starke stand, während ihr Mann herumtobte, nachdenklich da.

„Ja, Vater, ich bin ja auch ganz starr, aber was sie da von Kindesrechten sagte, das war doch nicht so ganz falsch.“

„Nanu, Du nimmst den Grünschnabel noch in Schutz?“

„Ja, sieh' mal, Gottlieb, wenn die Kinder mal erwachsen sind, dann haben sie — dann sollte man doch — Dein Bruder hat gewiß auch — hm — gewiß zu sehr auf seinem Kopf bestanden.“

„So, meinst Du? Na, ich bin froh, daß sie geht. Ich mach' ihr drei Kreuze nach. Ich kann Dir sagen, mir ist sie die letzte Zeit schon über gewesen. Dies ewige Ausrennen und lange Tafeln und Schwatzen und Schönthun, Onkelchen hier und Onkelchen da. Herr des Himmels, man fühlte sich gar nicht mehr wie zu Hause. Und jeden Tag ein anderes Kleid, und alles wie aus dem Modejournal. Nein nein, das wäre eine theure Schwiegertochter gewesen. Da sind wir mit einem blauen Auge davongekommen. Jetzt geh' und hilf ihr beim Packen, damit sie zur Zeit fortkommt und wir endlich Ruhe kriegen.“

Die Zeit drängte. Es war ein Hasten und Laufen, bis die Reisende gerüstet war und die Droschke vor der Thüre stand.

„Adieu, Onkel, adieu, Tante, und tausend Dank!“

„Adieu, adieu, und glückliche Reise!“

Gustav half ihr in den Wagen und stieg dann selbst ein, den Schlag hinter sich zuschlagend. Noch ein Nicken nach dem Fenster, an dem die Tante, nach der Hausthür, vor der der Onkel stand — und die Droschke rumpelte davon.

„Das wäre überstanden“, sagte Eva, sich vergnügt in die Ecke des Wagens lehnend. „Und vieler Umstände hat es nicht bedurft. Ich wußte es ja, ich war den Eltern unbequem, und aufrichtig gestanden, ich habe es ein bischen darauf angelegt, damit sie die Vereitelung ihres Herzenswunsches leichter verschmerzen.“

Gustav drückte ihr dankbar die Hand.

„Und weißt Du“, kicherte sie, „ich habe ihnen zu guterletzt noch eine kleine Pauke über Kindesrecht gehalten. Ich glaube, es hat eingeschlagen.“

Der Zug stand schon bereit. Sie mußten eiligen Abschied nehmen.

„Und grüße mir Deine Frau", rief sie ihm noch aus dem Coupé zu. „Wenn ich eine gemachte Künstlerin bin, besuche ich Euch und hoffentlich im neuen Hause."

Seine Frau! Wie süß dies Wort, zum ersten Mal von einem Dritten ausgesprochen, seinem Ohre klang! Ihm war sie es immer gewesen. Und zu ihr, der Geliebten, Schwergekränkten zog es ihn jetzt mit Allgewalt. Das Verlangen, sein Unrecht gut zu machen, sie zu versöhnen, verzehrte ihn fast. Vom Bahnhof begab er sich geradenwegs zu ihr.

Anna hatte eine furchtbare Nacht verbracht. Der Sturm draußen konnte nicht ärger toben, als der in ihrer Brust. Ruhelos war sie zwischen den Betten der Kinder auf- und abgewandert, kein Schlaf in ihre Augen gekommen. Der Morgen fand sie blaß, mit schweren, dunkel umränderten Augen, mit trockenem, fieberhaft glühendem Mund. Dennoch kam sie pünktlich wie immer ihren Mutterpflichten nach, zum ersten Mal ohne Freudigkeit. Aber als sie die Kinder gebadet und gesättigt hatte, war es zu Ende mit ihrer Kraft. Das schöne Goldhaar aufgelöst, denn sie konnte vor Kopfweh keine Nadel darin dulden, sank sie erschöpft aufs Sopha hin, immer dieselben qualvollen Gedanken herumwälzend. So lag sie lange zwischen Wachen und Träumen, bis sie endlich in einen tiefen Schlaf verfiel.

Was war es, das sie plötzlich so selig lächeln machte? War es nur ein Traum?

„Anna, theures, geliebtes Weib", hörte sie Gustav sagen, und als sie die Augen aufschlug, kniete er, den Arm um sie geschlungen, neben ihr.

„Verzeih', verzeih'!" mehr konnte er nicht sagen, aber was bedurfte es auch mehr? Ihr Arm stahl sich um seinen Nacken und ihre heißen Lippen fanden sich.

Da krähte es plötzlich lustig über ihnen. Es war der Knabe, der heimlich aufgeklettert und nun mit triumphirendem Lachen hinter der Mutter stand. Natürlich wurde auch er jetzt in die Umarmung eingeschlossen und sein kindliches Geplauder besänftigte aufs Glücklichste die hochgehenden Wogen des elterlichen Gefühls.

VIII.

Herr Starke war den ganzen Tag bei sehr guter Laune, und als er sich nach dem Abendbrot, das ihm lange nicht so gut geschmeckt hatte, in Schlafrock und Pantoffeln, die lange Pfeife zwischen den Lippen, beim Glase Grog in seinen Lehnstuhl niederließ, während seine Gattin mit dem Strickstrumpf ihm gegenüber saß, sagte er:

„So, nun ist man doch wieder Mensch. Wenn ich denke, was das hätte abgeben können! Da sind wir noch glücklich davongekommen."

„Ich hab' es ja gleich gesagt, daß das keine Frau für Gustav wäre. Nur Dir zulieb hab' ich ihm zugeredet und Dir zulieb —"

Sie klapperte heftig mit den Stricknadeln.

„Na, was sonst noch mir zulieb?"

„Bin ich zu der — zu der Behrend gegangen, Du weißt, um ihn loszumachen."

„Was, das hast Du gethan?"

„Ja, und ach, Vater —" Sie legte ihr Strickzeug fort, stand auf und trat an seine Seite, ihm die spärlichen braunen Haare streichelnd.

Herr Starke paffte heftig, ohne sich zu rühren, während sie, zu seinem Ohr herabgebeugt, ihm zuflüsterte, was sie auf dem Herzen hatte.

„Solche hübsche blonde Frau — viel hübscher als die schwarze Eva — und so tüchtig und sauber. Bei ihr sieht's aus wie im Schmuckkästchen. Und die Kinderchen, so lieb. Ich hab' heute in Gustavs Stube nach Photographien gesucht. Hier sieh' mal, Vater, das ist sie mit dem Jüngsten, einem Mädelchen auf dem Arm, hier der Junge — sieh' doch, wie er dasteht, herzig — ganz wie unser Gustav, weißt noch?"

Und nun steckten die beiden Alten die Köpfe über den Bildern zusammen, er blos schauend und sinnend, sie Worte der Liebe und Versöhnung flüsternd. Als sie sich endlich aufrichteten, waren Beiden die Augen feucht. Frau Starke umhalste ihren Mann und er streichelte ihr die Schulter. Zu sprechen aber kostete es ihn eine Anstrengung, er mußte sich erst scharf räuspern.

„Ich laß jetzt fünf gerad gehn. Mag er thun, was er will, sie heirathen oder nicht heirathen —"

„Heirathen, heirathen", fiel Frau Starke glückselig ein. „Mögen die Verwandten der Töchter noch so sehr die Nase rümpfen. Mir soll sie lieb und recht sein, und daß Du einwilligst, soll der gute Junge sogleich erfahren."

Aber der gute Junge war nicht daheim. Er hatte Besseres zu thun. Er war bei seiner Anna, wo er hingehörte und wo er, auch ohne elterliche und obrigkeitliche Sanktion, ein reines, volles, menschliches Glück gefunden hatte.

* * *

Vier Jahre sind seitdem verflossen. Das neue Haus ist fast ein altes geworden, allein das Glück, das in seine noch frischen Mauern einzog, ist jung geblieben und immer schöner erblüht. Im ersten Stock wohnen die jungen Starkes, deren Familie sich noch um zwei Blondköpfe vermehrt hat. Ein Paar von der kleinen Bande steckt immer unten bei der Großmama, die die Kinder hätschelt und verzieht, so daß die junge Frau Starke oft einschreiten muß. „Du bist zu gut, Mama, gegen die Rangen", sagt sie wohl. „Sie belästigen Dich und mißbrauchen Deine Güte." Aber Frau Starke lächelt dann und sagt: „Laß nur, laß, Annchen, es ist doch meine größte Freude."

In der Equipage, wenn sie am Sonntag vorfährt, ist kein Platz mehr für diese oder jene Nachbarin. Selbst der alte Vater Starke muß zurückstehen vor dem kleinen Volk, das Vorder- und Rücksitz und Kutscherbock einnimmt. Aber noch immer schaut man dem Vorgang aus den Nachbarfenstern eifrig zu, und ganz allmälig hat sich die feindselige Stimmung, die gegen die junge Frau Starke bei ihrem Einzug ins neue Haus herrschte, in Wohlwollen und Theilnahme verwandelt.

Eva hat Karriere gemacht. Nach zwei Wintern auf dem Provinzialtheater bekam sie ein Engagement an einer der ersten Bühnen Deutschlands, der sie noch jetzt zur Zierde gereicht. Ihr Versprechen, die jungen Starkes zu besuchen, hat sie, bevor sie die Provinz verließ, wahr gemacht und mit Anna herzliche Freundschaft geschlossen. Sie wechseln häufig Briefe miteinander, und es ist fraglich, wer von Beiden die originelleren schreibt. Eva rühmt sich oft, das Paar dauernd zusammengebracht zu haben.

„Die Rolle, die ich dabei spielte, betrachte ich als mein erstes Debut", schrieb sie einmal, „und vielleicht ist mir, trotz des Wesens, das man von mir macht, noch keine andere so gut gelungen."

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.



Nr. 6. XIV. Jahrgang, I. Band. 1895-96.

Der Septemberkurs.

Berlin, 30. Oktober 1895.

Vor der Strafkammer des hiesigen Landgerichts, die das Glück hat, Herrn Brausewetter als Vorsitzenden zu besitzen, wurde gestern gegen drei sozialdemokratische Redakteure verhandelt — in jenem Rattenkönig von Prozessen, der dem Septemberkurse seine eigenthümliche Bedeutung gegeben hat. Nicht als ob diese Prozesse die einzigen ihrer Art wären. Vielleicht sind es nicht einmal die schlimmsten ihrer Art. Das Bild der deutschen Justiz strahlt in so wundervoll wechselnden Farben, daß es schwer ist zu sagen, in welcher Strahlenbrechung es seine intimsten Reize entfaltet. Ein und derselbe Artikel ist in Nürnberg freigesprochen und in Leipzig verurtheilt worden. Die Gerichte in Hannover vermögen in einer Kritik verstorbener Hohenzollern keine Majestätsbeleidigung zu erblicken, während die Gerichte in Breslau eine Beleidigung der lebenden Majestät in der historisch unanfechtbaren Behauptung entdecken, daß verstorbene Majestäten die deutsche Krone an den meistbietenden Ausländer verschachert und bei der Einziehung der Kirchengüter lange Finger gemacht haben.

Aber ohne sonst einem dieser Prozesse des Septemberkurses die historische Bedeutung absprechen zu wollen, die er als sprechendes Symptom für den Verfall des neuen Deutschen Reiches beanspruchen kann, so dürfen wir den gestern unter dem Vorsitze des Herrn Brausewetter verhandelten Anklagen wegen Majestätsbeleidigung doch nachrühmen, daß sie gewissermaßen den Typus unter den Typen darstellen. Schon die Neuerung, daß ein kaiserlicher Adjutant im Gerichtssaal anwesend war und sich eifrig Notizen machte, giebt ihnen eine ganz sonderliche Stellung. Natürlich ist gegen die Anwesenheit solcher besternten Herren an dieser Stelle nichts einzuwenden; die Verhandlungen unserer Gerichte sind öffentlich, und kaiserliche Adjutanten können ihnen ebenso gut beiwohnen, wie andere Menschenkinder. Es ist nur so um den Schein, und wenn sonst kaiserliche Adjutanten nie ein Interesse für die Entwicklung der deutschen Rechtsprechung gezeigt haben, so ist es historisch bemerkenswerth, daß dies Interesse just an Prozessen erwacht, bei denen es sich um Majestätsbeleidigungen sehr zweifelhafter Art handelt. Dieser kaiserliche Adjutant ist ein Mortimer, der zu sehr gelegener Zeit erschien; besser als durch sein Erscheinen konnte dem Philister gar nicht demonstrirt werden, um was es sich denn nun eigentlich handelte.

Es war bekanntlich keine Wendung durch Gottes Fügung, daß diese merkwürdigen Prozesse gerade vor dem Richterstuhle des Herrn Brausewetter zur Aburtheilung kamen. Die irdische Hand des Staatsanwalts fügte es vielmehr so, daß mehrere Prozesse, die nichts miteinander zu thun hatten, zusammengeworfen, und daß die ganze Prozedur mit dem Namen desjenigen Angeklagten benannt wurde, der nach dem Rathschlusse des Alphabets vor die von Herrn Brausewetter präsidirte Strafkammer gehörte. Wir können nicht finden, daß der Staatsanwalt gestern das von ihm beliebte Verfahren sachlich zu rechtfertigen und die schlagenden Einwände des Vertheidigers zu widerlegen vermocht hat, und er selbst hatte auch die ganz richtige Einsicht, daß seine Beredtsamkeit nicht genügen werde, die sozialdemokratische Presse zur Preisgabe ihrer bisherigen und zweifellos sehr richtigen Meinung zu bewegen. Dagegen hat sich allerdings die Hoffnung des Staatsanwalts, daß unbefangene Urtheiler ihm Recht geben würden, insoweit erfüllt, als die Schwachköpfe der freisinnigen Presse, geblendet durch die für das Maß ihres Selbstbewußtseins ehrenvolle Thatsache, daß ein Staatsanwalt sich herabläßt, seine Handlungsweise vor ihrer Kritik zu rechtfertigen, alsbald wie ein Taschenmesser zusammengeklappt sind. So erklärt die Tante Voß das Verfahren des Herrn Staatsanwalts für vollkommen gerechtfertigt und geht in ihrer neugestärkten Begeisterung für die preußische Rechtspflege sogar so weit, zu sagen, daß die über die Angeklagten verhängten Strafen von sechs, neun und zwölf Monaten „nicht einmal besonders hart“ seien.

In der That — nicht einmal besonders hart! Der Angeklagte Dierl ist zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt worden, weil er die zum Gedächtniß des Kaisers Wilhelm I. errichtete Kirche „Aegir-Kirche“ genannt und die öffentliche Thätigkeit eines Kammerherrn mit einem sachlich zutreffenden und höchstens formell etwas derben Ausdruck gekennzeichnet hat. Um aus dem hierzulande gang und gäben Worte „Aegir-Kirche“ eine Majestätsbeleidigung herauszupressen, mußte der Gerichtshof den wunderbaren Grundsatz aufstellen, es gehe nicht an, die einzelnen Sätze zu zerpflücken, sondern man müsse fragen, *wer* die Artikel geschrieben und welche Tendenz die Zeitungen hätten, in denen sie erschienen seien. Es ist die reine Tendenzjustiz, die hier geübt wird. Ein wohlgesinnter Mann kann von der „Aegir-Kirche“ sprechen, und wirklich haben bei der allgemeinen Volksthümlichkeit dieses Ausdrucks so viele unzweifelhafte Patrioten ihn gebraucht, daß, wenn sie alle deshalb gleich dem Angeklagten Dierl angesehen werden sollten, ein paarmalhunderttausend Männlein und Weiblein auf sechs Monate in Plötzensee eingelocht werden müßten. Der Gerichtshof sagt selbst: „Die Bezeichnung ‚Aegir-Kirche‘ ist auf die Thatsache zurückzuführen, daß der Kaiser den buchhändlerischen Ertrag seines Sanges an Aegir der Gedächtnißkirche überwiesen hat.“ Der Gerichtshof sieht darin eine Verhöhnung und Verspottung, eine Ehrverletzung des Kaisers. Nun, wenn dem so sein sollte, dann stünde es allerdings verzweifelt schlecht um das Ansehen des Kaisers in der bürgerlichen Bevölkerung, in der, wie gesagt, ganz allgemein die Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche den Uebernamen der Aegir-Kirche führt. Um aus diesem Dilemma herauszukommen, erklärt der Gerichtshof, es käme darauf an, *wer* von der Aegirkirche spräche. Was dem ruhigen Spießbürger erlaubt ist, das ist dem unruhigen Arbeiter nicht erlaubt, und ein halbes Jahr Gefängniß, das auf dem Boden dieser — versteht sich unbewußten — Klassenjustiz aufwuchert, ist nach dem klassischen Zeugniß der freisinnigen Bourgeoispresse „nicht einmal besonders hart“.

Schärfer noch hat die von Herrn Brausewetter präsidirte Strafkammer die Majestätsbeleidigung angesehen, die dadurch begangen worden sein soll, daß die

Angeklagten Pfund und Raudtmann die bekannte Kaiserrede vom Sedantage mit den Worten kritisirt haben: es entspräche ihrem Geschmacke nicht, irgend einen Theil ihrer politischen Gegner eine Rotte von Menschen zu nennen, die nicht werth sei, den Namen Deutscher zu tragen, und sie würden sich eventuell, wenn sie ähnlich handelten, eine Strafverfolgung zuziehen. Herr Brausewetter begründete die Thatsache, daß in diesen Sätzen eine „Majestätsbeleidigung" vorhanden sei, mit den denkwürdigen Worten: „Es ist zweifellos, daß bei der Unverletzlichkeit des Kaisers Niemand gegen die Person des Kaisers etwas zu sagen hat, vor allen Dingen nichts Beleidigendes." Zunächst handelt es sich hierbei nicht um die Person, sondern um ein Urtheil des Kaisers. Eine Unfehlbarkeit für ihre Urtheile haben bisher aber nur die Päpste beansprucht, und diese auch nur, wenn sie ex cathedra sprachen, nicht aber für ihre Toaste. Die Behauptung der von Herrn Brausewetter präsidirten Strafkammer, daß gegen die Urtheile kaiserlicher Toaste Niemand etwas zu sagen habe, proklamirt eine Unfehlbarkeit weltlicher Monarchen, die bisher noch nie in der Weltgeschichte proklamirt worden ist und die allein genügen würde, Herrn Brausewetter unsterblich zu machen. So weit ging sogar nicht der Staatsanwalt, der im Gegentheile, immer nach der Theorie des Herrn Brausewetter, sich mindestens einer indirekten Majestätsbeleidigung schuldig machte, indem er sagte, jeder Deutsche müsse dem Kaiser nachfühlen, daß er so habe reden müssen, wie er am Sedantage geredet habe. Ist der Kaiser selbst in seinen Toasten unfehlbar, hat Niemand etwas gegen diese Toaste zu sagen, so ist es offenbar eine unverzeihliche Anmaßung, wenn „jeder Deutsche" sich erlauben wollte, dem Kaiser nachzufühlen, ob er gerade so habe reden müssen. Dem unfehlbaren Kaiser hat vielmehr jeder Deutsche ohne Weiteres zu glauben. Der Versuch, ihm nachzufühlen, ob er so habe reden müssen, also mit anderen Worten, ob er nicht auch anders habe reden können, ist schon eine indirekte Majestätsbeleidigung, weil er die Möglichkeit unterstellt, daß sich der Kaiser geirrt haben könne. Zieht nun gar der Staatsanwalt aus der Nachprüfung jedes Deutschen die Schlußfolgerung, daß die Rede des Kaisers den Sozialdemokraten bis ans Mark gegangen sei, so spricht der Herr wie der Blinde von den Farben. Er hat dem Kaiser nichts „nachzufühlen", sondern, sobald der Kaiser sagt, hat er unweigerlich die Sozialdemokratie für eine Rotte u. s. w. zu halten, über deren Gemüthsbewegungen er als allezeit getreuer Unterthan und Staatsbürger dann wieder nichts „nachzufühlen" vermag.

Indirekt macht sich nun allerdings auch Herr Brausewetter der indirekten Majestätsbeleidigung schuldig. Er deutelt und dreht nämlich an der Kaiserrede vom Sedantage, indem er es für „ganz falsch" erklärt, zu sagen, der Kaiser habe die sozialdemokratische Partei beleidigen und mit der „Rotte" nicht vielmehr nur die Leiter der Partei treffen wollen. Mit Verlaub des Herrn Brausewetter ist vielmehr „ganz falsch", was er selbst behauptet; der Appell des Kaisers an das Gardekorps beweist dem Sinne wie dem Wortlaute nach, daß er die ganze sozialdemokratische Partei gemeint hat und nicht ein paar einzelne Leute aus ihrer Mitte. Freilich wenn dem so ist, dann ist es unbegreiflich, wie Angehörige der sozialdemokratischen Partei der Majestätsbeleidigung für schuldig erkannt werden können, weil sie, vom Kaiser als „Rotte" und des deutschen Namens für unwürdig erklärt, sich den leisen Widerspruch erlauben, ihrem Geschmacke entsprächen solche Kennzeichnungen politischer Gegner nicht und obendrein würden sie, wenn sie ähnlich handeln wollten, vom Staatsanwalt belangt werden. Sehen wir indessen ganz davon ab, daß es sich für die Angeklagten um die leichte Abwehr eines schweren Angriffs handelte, wo soll die „Beleidigung" in ihren

Aeußerungen stecken? Durch das Bekenntniß zu einem anderen Geschmack, als der Kaiser besitzt, sollen sie diesen „beleidigt“ haben? Der Staatsanwalt behauptet, in diesem Bekenntniß liege die Behauptung, daß die Angeklagten einen besseren Geschmack zu haben glaubten, als der Kaiser. Und jetzt: wenn ich sage, ich habe einen anderen Geschmack, als ein Anderer, so glaube ich, einen besseren Geschmack zu haben als dieser Andere, denn sonst würde ich eben keinen anderen Geschmack haben. Aber wo in aller Welt steckt darin die „Beleidigung“? Wer hat je in einer Geschmacksverschiedenheit eine „Beleidigung“ gesehen? Weshalb verfolgt denn der Staatsanwalt nicht die Kritiker, welche die durch den kaiserlichen Beifall ausgezeichnete Posse Charleys Tante für einen elenden Schmarren erklärt haben?

Aehnlich steht es mit dem anderen Einwande der Angeklagten. Aehnlich oder eigentlich noch günstiger für sie. Denn wenn mit der Behauptung, einen anderen Geschmack zu haben als ein Anderer, wenigstens noch der Anspruch eines besseren Geschmacks erhoben wird, so ist mit der Behauptung der Angeklagten, daß sie, wenn sie ähnlich handeln wollten, wie der Kaiser gehandelt habe, vom Staatsanwalt belangt werden würden, keineswegs gesagt, daß der Kaiser strafbar gehandelt habe. Diese Schlußfolgerung wäre erst dann gestattet, wenn die Staatsanwälte die sozialdemokratische Presse nur auf Grund strafbarer Handlungen anklagten. Daß dem nicht so ist, weiß jedes Kind und wird durch so und so viel freisprechende Urtheile deutscher Gerichtshöfe bewiesen. Die Angeklagten haben einfach gesagt, und wie recht sie hatten, wird gerade durch ihre jetzige Verurtheilung bestätigt: wir würden sofort vom Staatsanwalt belangt werden, wenn wir unsere politischen Gegner in dem Tone angreifen wollten, in dem der Kaiser uns angreift. Aber angenommen, wenn auch nicht zugegeben, sie hätten wirklich sagen wollen, der Kaiser habe Ausdrücke gebraucht, die gegen das Strafgesetzbuch verstießen, wo soll denn da die „Beleidigung“ stecken? Ist denn die Ehre eines Mitmenschen dadurch verletzt, daß ich unter bestimmten Umständen sage, er habe gegen das Strafgesetzbuch verstoßen? Wer hat im politischen Kampfe denn noch nie einen Ausdruck gebraucht, der im Sinne des preußischen Strafgesetzbuchs beleidigend gewesen wäre? Was immer sonst die Angeklagten Pfund und Raudtmann mit ihrer Aeußerung gewollt haben mögen: die Unterstellung, daß sie damit die Ehre des Kaisers haben verletzen wollen, richtet sich selbst, denn gerade nach sozialdemokratischer Auffassung ist es nichts weniger als eine Ehrenkränkung, vom Staatsanwalt wegen des Gebrauchs scharfer Worte belangt zu werden. Hätte Herr Brausewetter recht, so gäbe es keine schwerere Majestätsbeleidigung, als die Behauptung, daß der Kaiser die Ehrbegriffe des deutschen Offizierkorps theile, denn diese Ehrbegriffe verstoßen prinzipiell gegen das deutsche Strafgesetzbuch.

Die von Herrn Brausewetter präsidirte Strafkammer erklärt den Kaiser nicht nur intellektuell, sondern auch moralisch für unfehlbar. Wie dort über den Papst, so stellt sie ihn hier über Jesus. Als der christliche Heiland seine Gegner „Schlangen- und Otterngezücht“ nannte, verstieß er unzweifelhaft gegen § 185 des Strafgesetzbuchs; wer aber andeutet, daß der deutsche Kaiser einen ähnlichen Verstoß begangen haben könne, wird wegen Majestätsbeleidigung unter das „Schlangen- und Otterngezücht“ geworfen. Er wird auf sechs Monate unter die Diebe und Gauner in Plötzensee gesteckt, und zwar von Rechtswegen.

Es ließe sich noch sehr viel über die gestrigen Strafprozesse sagen, doch genügen die wenigen Andeutungen, die wir gegeben haben, vollständig zur Kennzeichnung des Septemberkurses, zur Kennzeichnung des ohnmächtigen Versuchs,

durch die Mittel der Strafjustiz die anschwellende Arbeiterbewegung niederhalten zu wollen. Man erreicht damit nicht mehr, als den beschleunigten Ruin der Rechtspflege, deren weit vorgeschrittenen Niedergang ja selbst schon der preußische Justizminister hat anerkennen müssen. Ueber den gleichgiltigen Lärm der liberalen Tagespresse mögen sich die Brausewetter und ihre Genossen fortsetzen, wie bisher so auch fortan: Urtheile, wie sie gestern gefällt haben, sind deshalb nicht weniger Gewaltstöße, welche auf die Dauer „den stärksten Menschen“ über den Haufen werfen müssen.

Der Breslauer Parteitag und die Taktik in den Landtagen.

Es wurde gegen die Resolution Kautsky, den nachherigen Beschluß des Breslauer Parteitags, eingewendet, mit einer derartigen Stellungnahme würde die Partei in den Landtagen nicht durchkommen können, dort müsse man „praktische“ Politik treiben, man könne vor „praktischen“ Aufgaben nicht die Augen zuschließen 2c. 2c. Und siehe da: kaum war der Parteitag vorbei, so stellte sich schon eine derartige Schwierigkeit ein und zwar in Bayern.

Noch hatten die bayerischen Delegirten nicht den Breslauer Staub von ihren Schuhen abgeschüttelt, nicht einmal eine Berichterstattung über den Parteitag war erfolgt — und schon sahen sich die bayerischen sozialdemokratischen Landtagsabgeordneten veranlaßt, eine fulminante Erklärung im Landtage abzugeben, in dem Sinne, sie seien die Alten geblieben, „vorübergehende Strömungen“ (das heißt der Breslauer Parteitag!) ließen sie unberührt.

Die Nachricht davon ging durch die Presse, und die „Leipziger Volkszeitung“ sowie das „Hamburger Echo“ lieferten den Kommentar. „Haben wir es Euch nicht vorhergesagt?“ rufen sie der gewaltigen Majorität des Parteitags zu: „Jetzt habt Ihr es! Man kann eben mit Eurem Beschluß in der praktischen Thätigkeit nicht durchkommen. Was sagt Ihr jetzt dazu? Tu l'a voulus, George Dandin!“ *

Die armen bayerischen Landtagsabgeordneten, die unschuldigerweise so schnell und so hart für den dogmatischen Fanatismus der 158 „Theoretiker“ von Breslau zu büßen haben, und die bedauernswerthe Partei, die unter dem verhängnißvollen Regime der „Schablone“ steht!

Doch weshalb der Lärm? Besehen wir uns das eingetretene Verhängniß genauer!

Zunächst die Erklärung selbst. Sie besagt, ihrem positiven Gehalt nach, daß die fünf Landtagsabgeordneten nach wie vor, „wie sie für die kulturelle

---

* Seitdem dies geschrieben, hat bereits die „Leipziger Volkszeitung“ ihre Stellung zum Breslauer Beschluß geändert. Welcher Art ihr jetziger Standpunkt, ist aber noch schwer zu bestimmen. Eins wollen wir bei dieser Gelegenheit all den betrübten Seelen, die sich nach Breslau in düsteren Redensarten über die Vergänglichkeit alles Irdischen ergehen, sagen: Wollt Ihr den Breslauer Beschluß umstoßen, so müßt Ihr Euch schon bestimmt und klar darüber aussprechen, womit Ihr ihn ersetzen wollt. Dann nehmt gefälligst den soeben abgelehnten Programmentwurf wieder auf und vertheidigt ihn Punkt für Punkt. Wißt Ihr aber nicht, wodurch Ihr den Breslauer Beschluß ersetzen sollt, wie hofft Ihr ihn dann umzuwerfen? Auf Eure allgemeinen Lamentationen ist, beim besten Willen, Achselzucken die einzige Antwort. Der Beschluß des Breslauer Parteitags steht fest. Eine Gewähr dafür ist nicht nur die Dreiviertel-Majorität des Parteitags, sondern nicht zum Geringsten die Thatsache, daß seine Gegner selbst davor zurückschrecken, den verworfenen Programmentwurf wieder aufzunehmen.

Entwicklung auf allen Gebieten eintreten, auch der Landeskultur ihr lebhaftes Interesse entgegenbringen.“ (Um Verzeihung! Die kulturelle Entwicklung hat mit der bayerischen Landeskultur oder Agrikultur, heißt: Landwirthschaft, nur soviel zu thun, wie etwa die atomistische Theorie mit der Pferdezucht. Beiden unbestreitbar gemeinsam ist nur das Wort Kultur, aber nicht immer der Begriff. Dann aber könnte man mit dem gleichen Recht die Verbesserung der Bazillenkultur auf reinem Nährboden als politische Forderung aufstellen! Das nebenbei.) Die Lage der bedrängten Bauernschaft liege ihnen am Herzen. Sie werden den Bauern „in dem Kampfe gegen das Kapital und mit dem Fiskus thatkräftig beistehen, sie als Steuerzahler, als Schuldner, als Wald- und Weideberechtigte, als Erzeuger der zur Volksernährung nöthigen Bodenprodukte vor Nachtheil bewahren“.

So breitspurig diese Erklärung ist, so unbestimmt ist sie. Auch wenn man den Uebergriffen der Steuerexekutoren entgegenwirkt, oder wenn man das Pfandrecht reformirt, bewahrt man den Bauer „vor Nachtheilen“. Und man braucht wahrlich nicht prinzipiell für die „Erhaltung und Vermehrung des öffentlichen Grundeigenthums“, wie es im weiland Agrarprogramm hieß, einzutreten, um das protzige Gebahren eines Herrn v. Zoller und die Fuchsmühler Attaque nach Gebühr zu kennzeichnen. Dagegen kann kein Mensch etwas haben. Anders freilich ist es, wenn das Bewahren „vor Nachtheilen“ in den bekannten „Bauernschutz“ sich verwandelt, wenn man im Interesse der Landeskultur eine Bodenzerstückelung erstrebt oder den kapitalistischen Grundbesitz auf Kosten der Allgemeinheit durch Meliorationen bereichert, wenn man, um dem Bauer als Schuldner zu helfen, eine kapitalistische Hypothekenverstaatlichung proklamirt und, um ihn als Weide- und Waldberechtigten „vor Nachtheilen“ zu bewahren, die Gemeindeländereien für das Geld der Steuerzahler vermehrt.

Aber nicht auf den Wortlaut der Erklärung kommt es an, sondern auf das sie begleitende Handeln. Und dieses ist allerdings einzig in der Parteigeschichte. Noch nie gab es einen ähnlichen Fall in der deutschen Sozialdemokratie, noch auch, soweit sich übersehen läßt, in den sozialistischen Arbeiterparteien anderer Länder.

Mögen die fünf sozialdemokratischen Abgeordneten des bayerischen Landtags unzufrieden sein mit dem Breslauer Parteibeschluß. Um ihn zu kritisiren, giebt es Parteiversammlungen und eine Parteipresse. Sie aber warten nicht einmal ab, bis eine Berichterstattung über den Parteitag in Versammlungen erfolgt ist und wenden sich an den bayerischen Landtag, diese der Partei durch und durch feindliche kapitalistische Klassenvertretung, um hier zum Gaudium der Gegner den Beschluß des Parteitags als „vorübergehende Strömung“, deren man nicht zu achten braucht, zu erklären. Sie berufen sich auf ihre Wähler und auf die bayerische Sozialdemokratie und behandeln die deutsche Sozialdemokratie so, als ob sie gar nicht da wäre. So erscheint ihr Auftreten als ein Pronunciamento, als der erste Schritt in einer Richtung, in der der zweite Schritt nur noch Rebellion bedeuten kann!

Und um jeden Zweifel zu vermeiden, erklärt Genosse Scherm, der eben die Kundgebung im Namen der Fraktion gemacht hat, seine heutigen Ausführungen dürften gezeigt haben, wie die Schlußfolgerungen beschaffen sind, die er aus den Beschlüssen des Breslauer Parteitags ziehe!

Die sozialdemokratischen Landtagsabgeordneten in Bayern sind zu sehr geschulte Politiker, als daß wir ihnen zumuthen dürften, sie hätten die Tragweite ihrer Kundgebung nicht abzuschätzen vermocht. So mußten sie denn eine sehr

ernste Veranlassung gehabt haben, um eine so ernste und unter Umständen folgenschwere Handlung zu begehen!

Was war aber der harte Stein des Anstoßes, an dem die Disziplin und die politische Schlagfertigkeit der fünf bayerischen Landtagsabgeordneten Dank dem Breslauer Beschluß wie Glas zersplitterte? Es war die von der bayerischen Regierung vorgeschlagene Rindviehversicherung. Dieserhalb sah sich die sozialdemokratische Landtagsfraktion zu ihrer Erklärung veranlaßt.

Der königliche Staatsminister v. Feilitzsch kann sich zu diesem Erfolg seiner Vorlage gratuliren. Denn noch keinem Minister in der Welt war es gelungen, eine sozialdemokratische Parlamentsvertretung zu zwingen, sich ohne Weiteres von den Beschlüssen eines Parteitags, und noch dazu eines soeben stattgehabten, öffentlich loszusagen! Und alles das wegen der Rindviehversicherung! Welch fein ersonnenes Projekt muß das sein!

Die Absicht der bayerischen Regierungsvorlage über Versicherung des Rindviehs (nebst Ziegen) besteht darin, im Falle einer durch Krankheit verursachten Nothschlachtung oder des Ablebens der Thiere ihre Besitzer zu entschädigen. Ausgeschlossen sind aber dabei jene Viehseuchen, bei denen jetzt schon auf Grund gesetzlicher Bestimmungen eine Entschädigung stattfindet (Rinderpest, Milzbrand, Lungenseuche und Rotzkrankheit; es verbleibt bei den Rindern in erster Linie die Tuberkulose). Diese Versicherungssummen sollen aufgebracht werden durch Beiträge der Viehbesitzer selbst. Der Staat von sich giebt 40 000 Mark im Jahr und einmalig 500 000 Mark für den Reservefonds.

Die Organisation soll derart sein, daß die Viehbesitzer Ortsversicherungsvereine bilden (solche existiren auch jetzt schon), die sich zu einer Landesversicherungsanstalt vereinigen. Dieser wird eine Beamtenverwaltung gegeben unter Kontrolle einer gewählten Körperschaft. Kein Versicherungszwang und kein Zwang für die Ortsvereine, der Landesorganisation beizutreten.

Es ist also alles weniger, als eine Verstaatlichung der Viehversicherung, wie sie z. B. der Agrarprogrammentwurf vorhergesehen hat. Denn die Verstaatlichung müßte gerade mit der Beseitigung dessen beginnen, was diese Vorlage zur Grundlage der ganzen Organisation macht: der Ortsversicherungsvereine, weil Privatunternehmungen. An ihre Stelle würde man dann setzen eine Staatsbank, die das ganze Risiko übernimmt und dafür die Prämien einheimst. Ob dabei ein Versicherungszwang eingeführt wird oder nicht, ändert an dem Staatscharakter der Institution nichts. Das Tabakmonopol setzt auch nicht den Zwang voraus, zu rauchen, und die Verstaatlichung der Eisenbahnen nicht den Zwang, zu reisen.

Weil die Versicherung keine Verstaatlichung, so fällt hier auch alles weg, was gegen diese angeführt wurde. Es ist etwas ungemein Unbedeutendes, um was es sich handelt. Formell könnte man deshalb auch den bayerischen Landtagsabgeordneten vom Standpunkte der Breslauer Resolution schwerlich etwas anhaben, würden sie für diese Vorlage stimmen. Es lag auch dem Parteitag nichts ferner, als eine Schablone für jede, selbst die geringfügigste Abstimmung abzugeben, was übrigens ein Ding der Unmöglichkeit wäre. Aber dem Geiste nach kamen bei dieser Gelegenheit thatsächlich zwei entgegengesetzte taktische Auffassungen in Konflikt miteinander.

Im Geiste des Breslauer Parteitags hätte man zu der Rindviehversicherungs-Vorlage der bayerischen Regierung eine ganz andere Stellung annehmen müssen, als es die sozialdemokratische Fraktion des Landtags thatsächlich that. Wie diese Stellungnahme beschaffen war, soll weiter unten gekennzeichnet werden,

aber vom Standpunkte des Breslauer Agrarbeschlusses mußte man der bayerischen Regierung und den bayerischen staatserhaltenden Parteien ungefähr Folgendes sagen:

Was man durch diese Vorlage dem Bauernthum von Staatswegen bietet, das sind 40 000 Mark, und mit den Zinsen von der halben Million Vorschuß sind es etwa 60 000 Mark jährlich. Das ist eine Lappalie, wenn man bedenkt, daß das bayerische Budget etwa 600 Millionen Mark, also genau zehntausendmal so viel beträgt. Trotzdem wäre es ein Fehler, diese Summe zu bewilligen, ja man muß auch gegen das gesammte Projekt stimmen, und zwar aus den verschiedensten Gründen.

Erstens, die geringe Summe, die da bewilligt werden soll, ist ungenügend. Sie ist lächerlich. Sie reicht nicht einmal aus, um das Kanzleipapier, das bei dieser Gelegenheit verschrieben werden wird, und die Gehälter der Beamten zu bestreiten. Wird der Bauer einen Vortheil haben von den ca. 60 000 Mark, die der Staat beisteuert? Wir sagen: Nein! Deshalb nicht, weil der Bauer, wenn er nur bei der Ortsversicherung bleibt, so gut wie keine Verwaltungskosten hat. Mit dem Landesverband kommen aber auch die großen Verwaltungskosten, und die fressen den gesammten Staatszuschuß auf, sie betragen ungefähr 66 000 Mark! In der Ortsversicherung zahlt jetzt der Bauer durchschnittlich 1,08 Prozent Prämie, — für die Landesversicherung ist 1 Prozent Prämie vorgesehen und noch ein Extrabeitrag für die Verwaltungskosten!

Also dieser Staatszuschuß kommt nicht den Bauern zugute, sondern dient dazu, eine lästige Beamtenschaft aufzuziehen. Der Bauer wird vielmehr noch zuzahlen müssen.

Zweitens aber ist der Vorschlag auch prinzipiell verwerflich.

Was soll denn diese Maßregel? Sie soll den Viehstand des Kleinbauern schützen? Wohlan, dann schütze man ihn gegen die Futternoth! Diese wirkt viel verheerender, als die Tuberkulose. Die Futternoth von 1893 hat den bayerischen Viehstand dezimirt, um 10,4 Prozent vermindert. In diesem einen Jahr ging der ganze Nachwuchs seit 1883 verloren. 350 000 Stück Rindvieh sind in Bayern allein vernichtet worden. Wodurch? Es war keine Seuche, keine Krankheit.

Nur weil der Kleinbauer keine Mittel hatte, um das Vieh überwintern zu lassen, kam es zu diesem Ergebniß. Den reichen Bauer hat die Futternoth bei Weitem nicht so alterirt. Wo der Viehstand hauptsächlich im Besitze des Großbauernthums ist: in Oberbayern, Niederbayern, Oberpfalz, da ist auch der Rückgang am geringsten, — wo aber der kleinbäuerliche Viehbesitz vorherrscht: in der Pfalz, in Franken, in Schwaben, da ist auch der Rückgang am größten, er beträgt für Mittelfranken 18,7 Prozent!

Nun ist die Futternoth in einer akuten Form, wie sie 1893 auftrat, allerdings eine Seltenheit. Aber in einer verborgenen Form ist sie beständig und wirkt auf die Dauer nicht minder verwüstend. Der Kleinbauer wird eben stets zu wenig Futtermittel haben, will er nicht seine gesammte Wirthschaft auf die Viehzucht gründen, und das können nur die Wenigsten. Der Kleinbauer steht vor der Wahl: entweder Getreide zu kaufen oder Futtermittel. Und für beides hat er kein Geld. Das und der Geldmangel überhaupt zwingen ihn, den Viehnachwuchs zu verkaufen, sobald er nur irgendwelchen passablen Werth erhalten hat. Das ist die Ursache der Depekoration, der Entviehung der Landwirthschaft. Weit entfernt, der Viehzucht förderlich zu sein, führt die bäuerliche Kleinwirthschaft vielmehr zur Ausrottung des Viehstandes.

Diese chronische Futternoth hindert viel mehr die Entwicklung des kleinbäuerlichen Viehbesitzes, als es die Viehkrankheiten thun. Also, wer den kleinbäuerlichen Viehbesitz schützen will, der muß hier eingreifen. Aber was kann man auf dem Boden der heutigen Gesellschaft hier thun? Nichts! Denn die Parzellirung des Bodens ist die nothwendige Folge des Privateigenthums an ihm. Solange aber diese Grundursache des chronischen relativen Rückganges des Viehstandes nicht abgeschafft ist, hilft alles andere nicht.

Daß jedoch die Viehversicherung einen bestimmten minimalen Nutzen hat, bestreiten wir nicht. Wogegen wir aber entschieden protestiren, ist, daß sie zur Haupt- und Staatsaktion erhoben wird, und daß zu diesem Zweck öffentliche Mittel aufgewendet werden.

Nicht zu vergessen ist, daß genau ein Drittel des bayerischen Kleinbauernthums nach der Gewerbezählung von 1882 überhaupt **kein** Rindvieh besitzt. Ein großer Theil davon besitzt zwar Ziegen. Aber wenn man auch die Ziege euphemistisch das Rindvieh des armen Mannes nennt, so ist doch die Bedeutungslosigkeit dieser Versicherung augenfällig. Sie läuft auch nur so nebenher neben der Rindviehversicherung. An dem Kern des Ganzen, an der Rindviehversicherung, hat also ein Drittel des Kleinbauernthums **kein Interesse**.

Unter den Viehbesitzern aber verfügt das Kleinbauernthum, obwohl es sechs Zehntel sämmtlicher Betriebe ausmacht, nur über 30 Prozent des Viehstandes. In den besonders Viehzucht treibenden Gegenden Bayerns ist das Verhältniß für das Kleinbauernthum, d. h. die Besitzer von unter 5 Hektar, noch ungünstiger. In Oberbayern z. B. fallen auf sie blos 17 Prozent des Viehbesitzes ab. Der durchschnittliche Viehbesitz pro Betrieb steigt stark mit der Betriebsfläche. Es ist allerdings für den Besitzer nur **einer** Kuh der höchste Verlust, wenn ihm diese fällt, aber andererseits zeigt die geringe Antheilnahme des Kleinbauernthums an dem Viehbesitz, daß, wenn öffentliche Mittel der Viehversicherung zugewendet würden, diese hauptsächlich dem Groß- und Mittelbauernthum zu Gute kämen.

Welches ist aber der Vortheil der Versicherung für den Viehbesitzer?

Der Bauer steckt stets in der Geldklemme. Was mit der Zeit seinem Vieh geschieht, ist ungewiß, aber die Prämie hat er jährlich zu bezahlen. Nach der Vorlage zahlt er durchschnittlich pro Kopf des Rindviehs 2 Mark, besitzt er zwei Stück, so sind es 4 Mark. Das ist auf dem Lande eine sehr bedeutende Geldsumme, zumal für den Kleinbauer. Was bekommt er nun dafür? Er bekommt im Falle des Umstehens oder der Nothschlachtung von der Versicherung 80 Prozent des Viehwerthes vergütet. Der Werth des Kadavers beträgt nach dem Anschlag 30 Prozent, somit sind es thatsächlich nur 50 Prozent des Viehwerths, die dem Bauer aus der Versicherung zufließen.

Warum wird aber die Entschädigung nicht höher bemessen? Weil dann auch die Versicherungsprämie höher angesetzt werden müßte. Indem man davon absteht, es zu thun, bekennt man selbst, daß der Vortheil der Versicherung ein sehr problematischer ist.

Es hat lange gedauert, bis die Feuerversicherung sich allgemein eingebürgert hat. Aber der Verlust des Bauern, wenn sein Hof abbrennt, ist doch ein viel größerer, und die Prämie beträgt gewöhnlich einen geringen Bruchtheil eines Prozents der versicherten Werthsumme, während die Viehversicherungsprämie über 1 Prozent hinausgeht. Deshalb, je geringer der Bauernbesitz, je größer die Geldnoth, **desto weniger geneigt zeigt sich der Bauer, der Viehversicherung beizutreten**. Darum wird auch die geplante Landesorganisation der Viehversicherung aus freien Stücken keine große Verbreitung finden.

Die Väter des Projekts können ja selbst nicht umhin, das anzuerkenne und wenn sie sich auch nicht entschließen, den Versicherungszwang einzuführe so führen sie die zwangsweise Beitreibung der Beiträge, d. h. der Ve sicherungsprämie, ein. Als was erscheint dann dem Bauer die Versicherung prämie, wenn nicht als eine neue drückende Steuer? Um dem Bauer eventu die Pfändung ins Haus zu bringen, zu diesem Zweck soll die Vorlage angenomm werden? — dafür ist die Sozialdemokratie nicht zu haben.

So steht es mit der Rindviehversicherungs-Vorlage.

Doch kann man nicht viel anderes machen, denn wollte man das Ueb gründlich heilen, so müßte man das Privateigenthum an den Produktionsmittel beseitigen.

Hier ein Bauer, er besitzt eine Kuh. Die Kuh ist sein Privateigenthun Er glaubt in diesem Privatbesitz die beste Gewähr seines Wohlstandes zu finde denn Niemand außer ihm darf die Kuh ausnützen. Aber die Kuh fällt, und m zeigt sich ihm das Privateigenthum von einer anderen Seite, nämlich a fremdes Privateigenthum, das er nicht antasten darf. Das Privateigenthur das soeben seine Stütze zu sein schien, bewirkt jetzt seinen Ruin. Sein Unglü ist, daß er vereinzelt dasteht, daß er durch das Privateigenthum von den andere Produzenten isolirt ist.

Der Viehverlust, der für den Einzelnen als Zufall auftritt, als plötlich Heimsuchung, wird für die Gesellschaft im Ganzen (abgesehen von Seuchen) z einer regelmäßigen Erscheinung. Er wird deshalb in der kommunistischen Gesel schaft ohne jede Störung durch den Viehnachwuchs ersetzt werden.

Aber die kapitalistische Produktionsweise, die jeder regelnden gesellschaf lichen Kontrolle entbehrt, weiß für ähnliche Fälle nur einen Ausweg, die Ve sicherung. Was ist nun die Versicherung? Sie ist die Kapitalisirung im Vora eines regelmäßig auftretenden gesellschaftlichen Schadens. Wodurch wird ab dieses Kapital aufgebracht? Durch Beiträge der Betheiligten. Die Entschädigun Einzelner ist hier also in demselben Umfange ein Verlust für alle Anderen.

Abweichend davon ist die deutsche sogenannte Arbeiterversicherung. I Wesen besteht darin, daß das Unternehmerthum und der Staat zu Beiträge gezwungen werden. Sie ist erstens eine Steuer auf die Kapitalisten zu Gunste der Arbeiter, zweitens eine Staatsausgabe zu kulturellen Zwecken (wie z. B. d Schulausgaben) und erst in dritter Linie eine Versicherung. Außer diesem alle ist sie auch eine Organisation der Krankenpflege, was mit einer Versicherun ebenso wenig zu thun hat, wie z. B. ein Spital. Man sieht, wie lächerlich e wäre, die Viehversicherung mit der Arbeiterversicherung zu vergleichen.

Weil nun die Versicherung Entschädigungen der Einen durch Verluste all Anderen aufbringt, so hat sie ihre Grenze in der Möglichkeit der letzteren, die Verluste zu ertragen. Andererseits aber ist sie, wie erwähnt, eine Kapitalisirun und da in der kapitalistischen Gesellschaft Alles in Waare, und jede Waare i Geld verwandelbar, so kann auch Alles kapitalisirt werden. Deshalb kann au die Versicherung auf Alles ausgedehnt werden, nicht aber auf Alle, sondern m auf die Zahlungsfähigen; sie hat nur eine quantitative und keine qualitati Grenze. Das bildet einen Widerspruch, der desto eher zum Ausdruck kommt, mehr sich die Versicherung an ausgebeutete und verarmte Volksschichten wende

Wir haben nun beim Bauernthum: die Brandversicherung, und zw Immobiliar- und Mobiliarversicherung, die Hagelversicherung, die Viehversicherun Aber die Reihe ist noch bei weitem nicht abgeschlossen. Warum nicht auch Ve sicherung gegen Ueberschwemmungen? oder gegen Mißernten? Warum nicht de

Bauer in die Lebensversicherung einschreiben? Wahrlich, das Leben des Bauern ist doch auch wirthschaftlich viel kostbarer, als das Leben seines Viehes! Man könnte auch eine Versicherung gegen Subhastationen einrichten. Eine Brautaussteuerversicherung giebt es ja schon. Und so ins Unendliche. Es können viele Versicherungen aufgeführt werden, die mindestens die gleiche Existenzberechtigung haben, wie die Viehversicherung. Aber wenn man den Bauer durch alle diese Versicherungen „schützt", so bringt man ihn durch die Beiträge dazu rasch an den Bettelstab!

Das beweist, daß die Scheu des Bauern vor der Versicherung keineswegs blos seiner „Bornirtheit" zuzuschreiben ist, wie es überhaupt gerade bei den am meisten instinktmäßig denkenden Volksschichten am nächsten liegen sollte, zur ökonomischen Erklärung ihrer politischen resp. sozialpolitischen Willensäußerungen zu greifen. Die quantitative Grenze der Versicherungsfähigkeit des Kleinbauern ist eben leicht erreichbar. Und ist sie erreicht, so mag die Versicherung noch so nützlich sein, er kann sie nicht annehmen.

Statt der vielen Versicherungen ist es praktischer eine einzelne zu schaffen, die alle anderen ersetzt, vielmehr unnöthig macht. Das ist die Versicherung gegen Ausbeutung. Diese wird erreicht nicht durch Kapitalisirung, sondern durch Abschaffung des Kapitals, d. h. Vergesellschaftung der Produktion.

Das wäre unseres Erachtens die entsprechende Antwort auf das Projekt der Viehversicherung gewesen.

Aber wie dachte die sozialdemokratische Landtagsfraktion?

Scherm begann: „Meine Herren! Unsere Stellung zu der Schaffung einer staatlich geleiteten Viehversicherung ist davon abhängig, wie das Gesetz in seinen Einzelheiten schließlich gestaltet werden wird. Was wir an der Vorlage prinzipiell auszusetzen haben, darauf werde ich später noch zu sprechen kommen." Nun folgte die besprochene Erklärung, um die allgemeine Stellung zu „präzisiren". Dann hieß es, daß es vor allem darauf ankomme, den kleinen Viehbesitzern die Versicherungsmöglichkeit zu geben. Und weiter: „Meine Herren! Zum Gesetzentwurfe im Speziellen bemerke ich Folgendes: Wir stehen der Vorlage an und für sich freundlich gegenüber, bedauern jedoch lebhaft, daß man sich nicht entschließen konnte, die Versicherungspflicht in dem Gesetzentwurfe auszusprechen." Also soviel Gefallen hat die sozialdemokratische Landtagsfraktion an der famosen Versicherungsvorlage, daß sie diese Versicherung obligatorisch machen will. Aber aus welchen Gründen? Man höre!

„Wir wissen aus Erfahrung, daß die Gleichgiltigkeit in verschiedenen Kreisen so groß ist, daß sie den Nutzen und die Vortheile einer solchen Versicherung nicht einzusehen vermögen. Ich scheue mich daher nicht, es auszusprechen, daß die Menschen, wo es noth thut, zum Guten einfach gezwungen werden müssen."

Nicht wahr, ein vortreffliches Agitationsmittel unter den Bauern, sie „zum Guten, das heißt zum Zahlen, zu zwingen"?

Vor allem aber, wem wird hier die Zwangsmacht gegeben? Dem bayerischen bureaukratisch-kapitalistischen Staat, in dem das schwärzeste Zentrum, haßerfüllt gegen jede Kulturbewegung, herrscht! Wohlan, wenn jetzt das Zentrum ein neues klerikales Umsturzgesetz gegen Wissenschaft, Literatur und Arbeiterbewegung wird schaffen wollen, so wird es sich auf die sozialdemokratische Fraktion im bayerischen Landtag berufen, die ihm die Befugniß ertheilt hat, „zum Guten zu zwingen". Dahin führt das praktische Zusammenwirken mit dem kapitalistischen Staat!

Scherm verwies ferner darauf, daß die Organisation allgemeiner gefaßt werden muß, daß die Vertheilung des Risikos zwischen Landesverband und Ortsversicherung keine zweckentsprechende ist und daß es nicht angeht, den Kontrollausschuß durch die Landräthe wählen zu lassen. Schließlich verbreitete er sich noch darüber, daß, da die Viehversicherung der Brandversicherungskammer zugetheilt wird, der Name dieser letzteren einfach in Versicherungskammer geändert werden soll.

Wir wissen nicht, was wir zuerst fragen sollen: wo ist hier der Sozialismus oder wo die Demokratie? Denn wir finden keine Spur von beiden. Wir finden aber nicht einmal Rücksichten auf die Bauernagitation. Denn es wird ausdrücklich anerkannt, daß die Bauern gegen die Versicherung sind! Deshalb wird ja der Zwang gefordert.

Was finden wir also? Die Weisheit des grünen Tisches und den Verzicht auf jede einschneidende Kritik, auf jede entschiedene Stellungnahme, eine Verwischung der Gegensätze, des Klassenkampfes.

Um eine solche Stellung einzunehmen, war es allerdings nothwendig, sich zuerst von dem Breslauer Agrarbeschluß loszusagen.

Wir brauchen kaum noch die Unterscheidungslinie ziehen zwischen dieser und unserer Stellungnahme. Auf Eins nur wollen wir an dieser Stelle zurückkommen.

Es ist in und nach Breslau gedroht worden: in den Landtagen werde der Agrarbeschluß in die Brüche gehen. Die Thätigkeit in den Landtagen sollte der Prüfstein sein für dessen praktische Anwendbarkeit. Und an der bayerischen Rindviehversicherung hat man uns zeigen wollen, daß mit dem Breslauer Beschluß durchaus nicht auszukommen sei.

Wir haben die Herausforderung acceptirt. An der Hand der Landtagsthätigkeit und speziell der bayerischen Viehversicherung sollte der Werth der Agrarresolution geprüft werden.

Und was ist nun das Ergebniß? Abgesehen von dem prinzipiellen Gesichtspunkt, welche Taktik ist die agitatorisch wirksamere?

Ist es jene, die die Nichtigkeit der ganzen Maßregel aufdeckt, das heuchlerische Gebahren der Regierung und der bürgerlichen Parteien kennzeichnet, eine scharfe Scheidungslinie zieht zwischen ihnen und der Sozialdemokratie und bei alledem sich im vollen Einverständniß befindet mit der Aufnahme, die dieses Projekt unter der Bauernmasse gefunden hat?

Oder ist es die andere Taktik, die sich auf den gleichen Boden begiebt wie die Regierung und das Bürgerthum, diesen freundlich zulächelt, sich mit ihnen im Allgemeinen einverstanden erklärt, sich von dem Parteitag lossagt, einen Bund schließen will mit der Regierung und den Parteien, um dem Bauernthum einen Zwang aufzulegen, die nur einige Kleinigkeiten an der Vorlage auszusetzen hat und sich durchaus in einen Gegensatz zu dem Bauernthum verrennt?

Die bürgerlichen Vertreter haben selbstverständlich nicht verfehlt, die Regierung bei Gelegenheit dieser Viehversicherungsvorlage wegen ihrer Bauernfreundlichkeit zu belobhudeln. Und siehe, die Rede des Sozialdemokraten Scherm bildete diesmal auch keinen Mißton in dieser allgemeinen Harmonie. So verhalf die sozialdemokratische Landtagsfraktion einer Regierung, die sich soeben erst bei Fuchsmühl bis auf die Kochen blamirt, zu einer theilweisen Rehabilitation!

Es fällt uns nicht ein, deshalb über die Thätigkeit dieser fünf sozialdemokratischen Landtagsabgeordneten im Allgemeinen den Stab zu brechen. Im Gegentheil, die Thätigkeit, die sie im Allgemeinen entfaltet haben, erweckt mit Recht Anerkennung und Bewunderung. Sie sitzen den bürgerlichen Parteien und

der Regierung beständig im Nacken und soeben erst haben sie bei den Fuchsmühler Verhandlungen und bei den Verhandlungen über das allgemeine Wahlrecht den Beweis davon abgegeben. Aber sie feiern ihre Triumphe nur, so lange sie auf dem Boden des proletarischen Klassenkampfes bleiben. Verlassen sie diesen Boden und greifen sie zur „praktischen" Mitthätigkeit, wie es soeben bei der Viehversicherung der Fall war, so gleiten sie sofort aus. Und da ihre Stellungnahme zu der Bauernagitation auf durchaus falschen Voraussetzungen beruht, so wird ihnen das noch öfters passiren. So sind ihre Erfolge und Mißerfolge der beste Beweis für die Richtigkeit des vom Breslauer Parteitag zu der Agraragitation angenommenen Standpunkts.

Die böhmische Frage.

Von Gustav Pollatschek.

In etlichen Wochen finden in Böhmen Landtagswahlen statt, und die Aufmerksamkeit unserer öffentlichen Meinung, die bis jetzt durch die Wiener Verhältnisse abgelenkt worden war, wendet sich wieder jenem Lande zu. Es wäre verfehlt, wollten wir die Bedeutung des nationalen Kampfes zwischen Deutschen und Tschechen unterschätzen, als eines Kampfes, der für die Arbeiterschaft so ziemlich abgethan ist. Immer war er ein Hinderniß der gesunden Entwicklung Oesterreichs gewesen, immer hatten die österreichischen Machthaber es verstanden, die Deutschen und Tschechen gegeneinander zu hetzen, einen Volksstamm gegen den anderen auszuspielen und dadurch jede freiheitliche Regung in beiden lahmzulegen. Wir können daher nicht achtlos an diesem Kampfe vorbeigehen, sondern müssen es versuchen, sein Wesen zu erklären.

Die Deutschen erblicken in ihm einen Kampf der deutschen Kultur gegen die tschechische Barbarei, während ihn die Tschechen einen Kampf des Rechts gegen das Unrecht nennen. Die tschechische fortschrittliche Partei allein macht hier eine rühmliche Ausnahme, indem sie ihn, wenigstens in ihren guten Stunden, wenn auch nicht ganz frei von ideologischen Schrullen, als wirthschaftlichen Kampf erkennt. Die Fortschrittler (pokrokári, im Auslande bekannter unter dem Namen „Omladinisten") erklären es als ihre nächste Aufgabe, das Kleinbürgerthum über seine wirthschaftliche Abhängigkeit vom deutschen Großbürgerthum aufzuklären; erst wenn das geschehen sei, würde der Kampf um das Staatsrecht energisch geführt werden und von Erfolg begleitet sein können. Aus ihren Kreisen ist denn auch vor etlichen Monaten ein Büchlein hervorgegangen,* das ein Bild geben soll von der wirthschaftlichen Abhängigkeit, in der sich das tschechische Volk gegenüber dem deutschen befindet.

Die Schlacht am weißen Berge hatte die Selbständigkeit des tschechischen Volkes vernichtet und nun trachteten die Sieger, die Habsburger mit ihren Partisanen, es sich im Lande so bequem als möglich einzurichten. Die unter dem Namen der Gegenreformatien bekannte blutige Expropriation des tschechischen Adels und Bürgerthums begann; zwei Jahrhunderte lang bemühten sich die Habsburger mit Hilfe der Jesuiten, der Bureaukratie und der deutschböhmischen Bourgeoisie, den Tschechen jede Erinnerung an ihre frühere Selbstständigkeit auszutreiben und sich zu unumschränkten Herren in diesem durch die

---

* Nase hospodárské nedostatky (Unsere wirthschaftlichen Gebrechen) von A. Z.; Chrudim 1894.

Natur so reich ausgestatteten Lande zu machen. Germanisation und Zentralisation gingen Hand in Hand, nur wenig gemildert durch die Streitigkeiten der Sieger untereinander. Es ist hier nicht der Ort, ziffernmäßig festzustellen, was für Geschäfte die Sieger machten; genug daran, der tschechische Adel war so ziemlich völlig vernichtet, die tschechische Bourgeoisie aus dem Lande gejagt oder expropriirt und dem Bauern der Fuß auf den Nacken gesetzt. In diesem zwei Jahrhunderte währenden Prozeß hatte sich die tschechische Sprache nur in den unteren Volksschichten erhalten, während die wenigen Reste der höheren Klassen völlig germanisirt wurden. Auch die tschechischen Kleinbürger waren schon nahe daran, der Germanisation zu erliegen, und es hätte wahrhaftig keines halben Jahrhunderts mehr bedurft, um die Städte völlig deutsch zu machen. Da kamen die technischen Fortschritte zu Anfang unseres Jahrhunderts und mit ihnen ein mächtiger Aufschwung des Bürgerthums auch in Oesterreich. Natürlich blieb das tschechische Volk davon nicht unberührt, doch bekam es zunächst nur die Schattenseiten dieses Entwicklungsprozesses zu fühlen. Da die Deutschen an der Macht waren, so profitirten selbstverständlich zunächst nur sie davon. Die tschechischen Bauern und Kleinbürger konnten mit der reichen deutschen Großbourgeoisie den Kampf nicht aufnehmen, und nur langsam stiegen die oberen Schichten des tschechischen Mittelstandes empor, während der größere Theil desselben der allmäligen Proletarisirung verfiel.

Das Wiedererwachen des tschechisch-nationalen Geistes, das bereits im vorigen Jahrhundert zu bemerken war, beschränkte sich zunächst auf einige Schichten der Intelligenz, die zum Theil aus der Bauernschaft oder dem Kleinbürgerthum hervorgegangen waren und mit diesen Schichten in Fühlung blieben. Es hatte in seinen Anfängen einen literarisch-linguistischen Charakter und vollzog sich unter der Theilnahmslosigkeit des Volkes. Erst seit der revolutionären Bewegung der vierziger Jahre gerieth auch das Volk in Aufruhr und prägte der Bewegung einen immer mehr und mehr zu erkennenden sozialen Charakter auf.

Die sogenannten Länder der böhmischen Krone (Böhmen, Mähren und Schlesien) sind vorwiegend landwirthschaftlich. Während die Industrie im deutschen Norden am stärksten ist, sind Zentrum und Süden dieser Länder größtentheils von tschechischen Bauern bewohnt.* Welch außerordentlichen Umfang hier der Großgrundbesitz hat,** ist bekannt, ebenso welch ungeheure wirthschaftliche und politische Macht ihm gerade bei uns zu Gebote steht. Er besitzt Zucker- und Schnapsbrennereien, Bierbrauereien, Mühlen, Ziegeleien, Bergwerke u. s. w. u. s. w. Von diesem ganzen umfangreichen Großgrundbesitz befindet sich nur ein ganz kleiner Theil in den Händen tschechischer Großgrundbesitzer, und ihr politischer Einfluß ist, da sie zumeist bürgerlich sind, minimal. Die Großgrundbesitzer verwalten sehr oft ihren Besitz nicht selbst, sondern verpachten ihn und zumeist an Juden.

---

* Die landwirthschaftliche Bevölkerung beträgt in

Böhmen . . .	2 302 609,	davon selbständig . . .	292 434
Mähren . . .	1 116 645	„ „ . . .	152 491
Schlesien . . .	240 679	„ „ . . .	30 114

Die Daten hier und im Folgenden sind zumeist dem vorerwähnten Büchlein Nase hospodárské nedostatky entnommen.

** In Böhmen besitzen 362 Großgrundbesitzer 27,88 Prozent des ganzen Bodens, davon 33 über 16 Prozent desselben, in Mähren 145 Großgrundbesitzer 23,65 Prozent, in Schlesien 36 Großgrundbesitzer 26,07 Prozent. (Siehe Teifen: „Das soziale Elend und die Gesellschaft in Oesterreich.")

Günstiger für die Tschechen liegen die Verhältnisse im Bauernthum. Aber
as Bauernthum befindet sich auch in Böhmen im Verfall, wovon uns die be-
ördlichen Verschuldungs- und Feilbietungsstatistiken Zeugniß ablegen;* dazu
ommen noch die Parzellirungen, die den tschechischen Kleinbauer langsam, aber
icher proletarisiren. Neben den vorläufig noch größtentheils indifferenten Kleinbauern
ieht bereits auch der reiche Großbauer die Wogen der Proletarisirung herannahen.

Wenden wir uns nun dem Handwerk zu. Dieses wurde zum Theil von
Deutschen aus Deutschland importirt, zum Theil ist es autochthon. Jahrhunderte
ang währten die Kämpfe zwischen den fremden und einheimischen Handwerkern,
ie mit dem Siege der Deutschen endigten und den Städten einen deutschen Cha-
akter aufprägten. Erst seit der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts beginnt sich
ies zu ändern, und die tschechischen Kleinbürger sind es neben den Bauern, die
m Vordertreffen des nationalen politischen Kampfes stehen. Aber sie erliegen
er Großindustrie, die in den Händen deutscher und jüdischer Kapitalisten ist,
md nur Wenigen gelingt es, sich zum Großbourgeois emporzuarbeiten. Ehemals
lühende Gewerbe, wie die kleinen Webereien, Mühlen und Brauereien, die in
schechischen Händen waren, wurden aufgezehrt von großen Unternehmungen, oft
Aktiengesellschaften. (Wir werden auf sie noch zurückkommen.)

Der Handel war seit jeher und ist noch immer die feste Burg der
Deutschen, bis auf sehr wenige Ausnahmen. Der Handel mit Getreide, Häuten,
Federn, Spiritus, Tuch, Galanteriewaaren, Seide ist völlig, der mit Kolonial-
vaaren, Zucker, Farben, Mehl, Papier, Eisen, Teppichen, Wäsche fast völlig in
jüdisch-deutschen Händen; besonders der Großhandel, die Großagentien, Export,
Spedition sind ganz und gar jüdisch-deutsch. Von fünf böhmischen Handels-
kammern haben blos drei eine tschechische Mehrheit, die in Mähren und Schlesien
sind durchwegs deutsch. Auch die Majorität in den tschechischen Kammern besteht
blos aus den Vertretern des Kleinhandels und Kleingewerbes. Daher ist auch
etzt noch das Prager Handelsgremium, das aus Großkaufleuten besteht, eine
ichere Festung des Prager Kasinodeutschthums. Charakteristisch ist Folgendes.
Die Agenden des Prager Handelsgerichtes sind größtentheils deutsch-jüdisch, ganz
zu geschweigen von dem Handelssenate der Kreisgerichte Mährens. Wechselblankette
verden nur bis zu einem Betrage von 1000 Gulden tschechisch ausgegeben. Der
Handel ist ganz in den Händen der Juden, die bis jetzt im Lager der Deutschen
stehen, in den großen, wie in den kleinen Städten und in den Dörfern. Auch in
Prag ist es nicht anders, und darin wurzelt die Macht des Prager deutschen Kasinos.

Betrachten wir die Großindustrie, so finden wir, daß Böhmen eine
usgedehnte Großindustrie besitzt, umsomehr, wenn wir dazu auch den Bergbau
echnen; aber alles ist in deutschen Händen. Und die deutschen Textilbarone in
Nordböhmen haben eine solche Macht, daß man die Reichenberger Handelskammer
nit Recht das zweite Handelsministerium nennt. Aehnlich ist es in den übrigen
Zweigen der Industrie. Die Bergwerke sind bis auf etliche adelige Ausnahmen

---

* Grundbelastung:

	Vermehrung von 1868—1892	Jetziger Stand
in Böhmen . .	400 002 000 Gulden	1 000 000 000 Gulden
in Mähren . .	107 977 000 "	310 000 000 "
in Schlesien . .	41 786 000 "	90 000 000 "

Von 1888—1892 wurden exekutiv feilgeboten:

in Böhmen . . .	23 193 Güter	wobei leer ausgingen Forderungen im Betrage von	145 231 000 Gulden
in Mähren . . .	9 585 "		26 643 000 "
in Schlesien . . .	991 "		7 396 000 "

im Besitz von Aktiengesellschaften, deren Sitz fast ausschließlich in Wien ist. Die Papierindustrie ist völlig in den Händen von Deutschen; die Maschinenindustrie nur zum kleinsten Theile in tschechischen Händen; etwas anders steht es in der Glas- und in der chemischen Industrie. Wir erwähnten schon früher die tschechischen Kleinmühlen und Bierbrauereien. Erstere werden ruinirt nicht nur durch große inländische Dampfmühlen, sondern auch durch die ungarischen Aktienmühlen, die mit Hilfe von billigem Getreide und niedrigen Frachtsätzen eine gefährliche Konkurrenz treiben. Auch die ehemaligen kleinen tschechischen Bierbrauereien gehen, trotzdem sie durch hohe Zölle geschützt sind, den Weg aller übrigen Kleinbetriebe: sie unterliegen der Konkurrenz der großen Aktien- und der adeligen Brauereien. Mit Stolz hoben die Tschechen immer ihre Zuckerindustrie hervor, die zu Anfang der siebziger Jahre wirklich außerordentlich blühte. „Wie die Schwämme nach einem Regen, so wuchsen schlanke Rauchfänge hervor, und bald war kein vermögender Kreis, der nicht ein, zwei, ja mehr Zuckerfabriken gehabt hätte.“ Es waren das Aktiengesellschaften, die anfangs ganz gut gingen; aber bald nach 1873 änderte sich dies. Es zeigte sich, „daß die Zuckerfabriken nur in den Händen routinirter Börsenspekulanten prosperiren können“. In den letzten Jahren hat dieser Prozeß weitere Fortschritte gemacht. Die Bauern, die sich von den Fabriken ausgebeutet sahen, gründeten eigene bäuerliche Fabriken; aber als die Krise kam, konnten sich auch diese nicht halten, und bald hatten spekulative Juden und Deutsche die gesammten Aktien in der Hand. So hat diese tschechische Industrie gerade zur Proletarisirung unter den Tschechen außerordentlich viel beigetragen; viel tschechisches Kapital war hiebei in deutsche Hände übergegangen. Uebrigens ist es interessant, daß auch zu Zeiten der Prosperität sich die Zuckerfabriken nicht in bäuerlichem Besitz hielten, indem viele Bauern, sobald der Preis der Aktien etwas stieg, dieselben an Juden verkauften, so daß jetzt viele sogenannte bäuerliche Zuckerfabriken durchaus jüdisch sind.

In enger Verbindung mit der Industrie steht das Geldwesen, besonders die Banken. Wir wollen hier absehen von der österreichisch-ungarischen Bank, die dualistisch organisirt, blos sechzehn unbedeutende Filialen in Böhmen hat und von diesen blos vier in tschechischen Städten. Die vier großen Banken Prags sind die Živnostenská Banka, die Böhmische Unionbank, die Landwirthschaftliche Kreditbank und die Böhmische Eskomptebank; außerdem aber bestehen hier Filialen von vier großen Wiener Banken.* Aber auch von jenen Prager Banken ist blos eine einzige, die Živnostenská Banka, mit einem Aktienkapital von fünf Millionen Gulden, tschechisch, utraquistisch ist noch die landwirthschaftliche Kreditbank mit einem Aktienkapital von zweieinhalb Millionen Gulden, in deren Verwaltung größtentheils Kavaliere sitzen, dagegen ist die Unionbank mit einem Aktienkapital von acht Millionen Gulden und die Eskomptebank mit einem solchen von drei Millionen Gulden rein deutsch. Ist schon das Bankwesen in Böhmen größtentheils deutsch, so verschärft sich dies noch mehr dadurch, daß der Prager Geldmarkt fast völlig von Wien abhängig ist. Wiener Börse und Wiener Kurse sind für denselben maßgebend. Auch die privaten Bankiers sind sämmtlich Deutsche oder Juden.

Noch Ein Trost blieb den tschechischen Patrioten: die Sparkassen, die größtentheils in tschechischen Händen sind, bis auf eine Ausnahme.** Aber gerade die

* Oesterreichische Kreditanstalt, angloösterreichische Bank, Bankverein und Länderbank.

** Die Böhmische Sparkasse, die mit ihren Einlagen von hundert Millionen und ihrem Reservefond von über zwanzig Millionen eine der Hauptstützen des Prager Kasinodeutschthums ist.

Sparkassen sind es, von denen das tschechische Volk den geringsten Nutzen hat; denn ihre unbedeutenden Spenden für nationale und humanitäre Zwecke werden aus Profiten gemacht, die aus der weitestgehenden Ausbeutung von Kleinbauern und Gewerbetreibenden erwachsen.* Wir verwiesen schon auf die Parzellirungen, die gerade unter Beihilfe der Sparkassen vor sich gehen und die die wirthschaftliche Stellung des tschechischen Volkes gerade nicht heben.

Die Versicherungsgesellschaften sind größtentheils ausländische oder Wiener Aktiengesellschaften. Daneben bestehen nur wenige gegenseitige Versicherungsgesellschaften.

Werfen wir noch einen Blick auf das Kommunikationswesen, so finden wir, daß bei Anlegung der Eisenbahnen gerade die industriellen deutschen Gegenden berücksichtigt wurden, und erst in letzter Zeit wurden die tschechischen Gegenden durch Gründung von Zweig- und Lokalbahnen besser bedacht. Aber alle diese Bahnen sind in deutschen Händen, ihr Sitz nur selten in Böhmen, und in ihrer Beamtenschaft ist das Deutschthum stark vertreten.

Noch in einer anderen Richtung müssen wir die Quelle der nationalen Unzufriedenheit der Tschechen suchen. Während die Söhne der deutschen Bourgeoisie Aussicht auf die fettesten Pfründen haben, sind die blos der tschechischen Sprache mächtigen tschechischen Bürger- und Bauernsöhne ausschließlich auf tschechische Gegenden beschränkt; daher das Geschrei nach tschechischer Lehr- und Amtssprache. Wie schön wäre es, wenn es gelänge, einen selbständigen tschechischen Staat mit tschechischer Staatssprache zu erringen und so alle diese an der Krippe befindlichen deutschen Lehrer, Beamten, Aerzte, Advokaten aus ihren guten Stellungen zu vertreiben! Jene Bedeutung, welche die Intelligenz im Beginn der nationalen Bewegung hatte, hat sie übrigens jetzt schon lange eingebüßt. Noch immer liefert sie die Führer für den Kampf, aber die Truppen stellt sie schon längst nicht mehr, diese bilden jetzt fast ausschließlich Bürger und Bauern.

Wir haben also Folgendes gesehen: Sämmtliche Schichten des tschechischen Volkes stehen zum deutschen in einem wirthschaftlichen Gegensatze. Das Kapital ist größtentheils in deutschen Händen; was Wunder, daß der zu Grunde gehende tschechische Kleinbürger im Deutschen die Ursache seines Unterganges sieht? was Wunder, daß auch der sich zum Großbourgeois entwickelnde tschechische Kleinbürger den Deutschen bekämpft, der die von ihm so sehnsüchtig angestrebten guten Stellungen inne hat. Der nationale Kampf in Böhmen ist kein Kampf um die Sprache, kein Kampf zwischen Recht und Unrecht, zwischen Kultur und Barbarei. Der Kampf dreht sich darum, ob die deutsche Bourgeoisie ihre wirthschaftliche Oberherrschaft noch weiter aufrecht erhalten kann, ob sie im Stande ist, die aufstrebende tschechische Bourgeoisie ungefährlich zu machen oder ob das tschechische „Volk" den Deutschen wirthschaftlich und damit national ebenbürtig werden kann.

Der Leser wird nun schon lange gefragt haben: Welches ist die Zukunft, die den wirthschaftlichen Bestrebungen der Tschechen bevorsteht? Ich will mich nicht aufs Prophezeien verlegen, wohl aber will ich die Tendenz zeigen, die der wirthschaftlichen Entwicklung zu Grunde liegt.

---

* Bei den böhmisch-mährischen Sparkassen bewegte sich der Zinsfuß im Jahre 1892 bei den Wechseldarlehen zwischen $4^3/_4$—9 Prozent (wobei nicht einmal 10 Prozent der Sparkassen weniger als $5^1/_2$ Prozent Zinsen nahmen), der Zinsfuß bei Hypothekardarlehen betrug 4—9 Prozent (wobei blos 4 Prozent aller Sparkassen weniger als 5 Prozent nahmen). Der Zinsfuß für die Einlagen bewegte sich dagegen zwischen 3—6 Prozent, wobei aber 73 Prozent der Sparkassen höchstens $4^1/_2$ Prozent zahlten.

Wenn auch der größte Theil des tschechischen Kleinbürger- und Bauernthums der Proletarisirung nicht entgehen wird, so sehen wir doch, wie eine kleine Schicht beider sich zu Reichthum verhilft und in das Großbürgerthum aufsteigt.* Hand in Hand mit der Entwicklung einer tschechischen Bourgeoisie geht die einer ansehnlichen tschechischen Literatur. Diese beginnt sich bereits in zwei Lager zu spalten: die Alten, an deren Spitze Vrchlicky steht, und ihnen gegenüber die Modernen mit ihren verschiedenen Nüancirungen.

Eine außerordentliche Verstärkung dürfte die wirthschaftliche Macht der Tschechen dadurch erfahren, daß in den tschechischen Gegenden die Juden, die dort oft ganz allein das „Deutschthum" vertraten und die wüthendsten „Deutschnationalen" waren, sich zu tschechisiren anfangen. Schon schicken sie oft die Kinder in tschechische Schulen, führen in ihren Synagogen tschechische Predigt ein, geben tschechisch-jüdische Zeitungen heraus, gründen tschechisch-jüdische Turnvereine, ja sie bedienen sich in vielen Gegenden bereits ausschließlich der tschechischen Umgangssprache.

Mit einer tschechischen Bourgeoisie entwickelt sich aber auch ein tschechisches Proletariat.

An dieser Stelle dürfte es angezeigt sein, über die Stellung des tschechischen Proletariers zur nationalen Frage zu sprechen. Auf welch niedriger Stufe der Lebenshaltung der tschechische Arbeiter steht, ist bekannt. Wo der deutsche Arbeiter bereits seine Heimath verläßt, weil er sein Leben bei den bestehenden Löhnen nicht mehr fristen kann, da erscheinen dem tschechischen Arbeiter die Löhne noch begehrenswerth; und die deutschen Fabrikanten ziehen mit Vorliebe tschechische Arbeiter herbei, um die Löhne zu drücken. Lange Zeit hatte sich das tschechische Proletariat von der tschechischen Bourgeoisie gebrauchen lassen, wenn es galt, gegen die deutsche Großbourgeoisie etwas zu unternehmen. Aber durch die Berührung mit dem vorgeschrittenen deutschen Proletariat lernte es den Werth internationaler Organisation kennen; von da ab hört es auf, den Schwanz bürgerlicher Parteien zu bilden, und der internationale Sozialismus beginnt in seinen Reihen Boden zu fassen.

Vor etlichen Jahren wurde der letzte Versuch unternommen, die Arbeiterschaft am nationalen Kampfe zu interessiren. Die fortschrittliche Partei, geleitet von energischen und tüchtigen Führern (meist Studenten), hatte in ihr nationales Programm eine Reihe von Arbeiterforderungen aufgenommen, so den Achtstundentag, ja sogar den Kollektivismus, und sich durch Vorträge in Arbeitervereinen Beliebtheit unter der Arbeiterschaft verschafft. Thatsächlich war es ihr gelungen, einen Theil der Prager Arbeiterjugend in ihre Reihen zu ziehen und sogar auf einige sozialistische Blätter Einfluß zu gewinnen. Aber ihre Herrlichkeit dauerte nicht lange und bald wurde ihr von Seiten der sozialistischen Organisation energisch die Thür gewiesen. Omladinaprozeß und Ausnahmezustand, die unter anderen Umständen der jungen Partei nur genützt hätten, brachten die Führer derselben in das Gefängniß, zeigten aber zugleich die Schwächlichkeit und Halbheit der Jungtschechen und beschleunigten so die Klärung zwischen den nationalen und sozialistischen Elementen innerhalb der fortschrittlichen Partei. Seit dieser Zeit sind alle Versuche, die tschechische Arbeiterschaft den nationalen Kämpfen dienstbar zu machen, erfolglos geblieben, und der Internationalismus ist aus ihr nicht mehr auszurotten.

---

* Mit Recht konnte eine Zeitung vor etlichen Jahren schreiben: „Der Ball der ‚Slavia' zeigte, daß bereits eine tschechische ‚Gesellschaft' existirt."

Je inniger aber das tschechische Proletariat mit dem deutschen sich ver-
ündet, um vereint den Klassenkampf zu führen, desto eher werden sich auch die
hönen Seelen in der deutschen und tschechischen Bourgeoisie finden und die
leichheit des Klasseninteresses wird über den nationalen Gegensatz siegen, so
aß, wenn auch nicht ein nationaler Friede, so doch ein modus vivendi in
ationaler Hinsicht sich zwischen den herrschenden Schichten beider Volksstämme
instellt. Ist es aber so weit gekommen, so werden auch den zurückgebliebensten
chichten des Proletariats und des ausgebeuteten Kleinbürgerthums die Augen
ufgehen und der Klassenkampf der Arbeiterschaft wird hierdurch eine bedeutende
tärkung erfahren.

Die Breslauer Agrar-Resolution.

Von **Eduard David.**

Einer der häufigst gehörten Vorwürfe, die dem hingeschiedenen Agrar-
rogrammentwurf gemacht wurden, war der, man könne ihn nicht ohne Kommentar
erstehen. Nun wird er sich vielleicht vor Schadenfreude im Grabe umdrehen
— er war ja ein Ausbund aller Schlechtigkeit — wenn er hört, wie man sich
iber den Sinn der Inschrift streitet, die man ihm auf den Leichenstein gesetzt
at. Schon auf dem Parteitag sind die verschiedensten Meinungen über das,
as die Resolution Kautsky sage und was sie nicht sage, hervorgetreten. Die
egensätzlichen Auffassungen haben sich sodann verschärft im Anschluß an die
rklärung unserer Genossen im Bayerischen Landtag und einige Versammlungs-
eschlüsse und Preßäußerungen.

Dem gegenüber hat es der Vater der Resolution selber, Genosse Kautsky,
ür nothwendig erachtet, seinem Kinde einen Begleitbrief mit ins Leben zu geben.

In seinem Artikel: „Der Breslauer Parteitag und die Agrarfrage“ (in
Nr. 4 der „Neuen Zeit“) giebt er einen Kommentar zu der Resolution des
Parteitags. Eine Resolution von solcher Bedeutung sollte nun allerdings klar
enug gefaßt sein, um auch ohne Kommentar keine so scharfen Meinungsverschieden-
eiten über ihre Bedeutung möglich zu machen, wie sie innerhalb der Partei
u Tage getreten sind. Die Sache wird aber noch schlimmer, wenn der Kom-
nentar selber sich mit den Sätzen, die er zu erläutern sucht, in scharfe Wider-
prüche setzt. Das scheint mir in sehr wesentlichen Punkten der Fall zu sein.

Die Resolution begründet die Verwerfung des Entwurfs zunächst mit
em Satze:

> Denn dieses Programm stellt der Bauernschaft die Hebung ihrer Lage, *also* die Stärkung ihres Privateigenthums in Aussicht.

Durch das Wörtchen „also“ wird, wenn es überhaupt einen logisch
indenden Sinn haben soll, klar und deutlich erklärt, daß die Hebung der
Lage der Bauernschaft zugleich auch die Stärkung des bäuerlichen Privat-
eigenthums bedeute. Das logische Schema, welches der Beweisführung zu Grunde
iegt, ist:

Obersatz: *Jede* Hebung der bäuerlichen Lage ist eine Stärkung des bäuer-
lichen Privateigenthums.

Untersatz: Das Programm beabsichtigt die Hebung der bäuerlichen Lage.

Schlußsatz: Folglich beabsichtigt das Programm die Stärkung des bäuerlichen
Privateigenthums — ist also zu verwerfen.

Auf der Allgemeingiltigkeit des Obersatzes beruht die Giltigkeit des Schlußsatzes. Nimmt man dem Obersatz seine bedingungslose Giltigkeit, so fällt der ganze Beweis in sich zusammen. Jedermann, der den klaren Wortlaut der Resolution liest, muß darum annehmen, daß ihr Verfasser darin implicite die Allgemeingiltigkeit des Satzes habe aussprechen wollen: Wer die Lage der Bauernschaft hebt, stärkt das bäuerliche Privateigenthum. In seinem Kommentar aber erklärt Genosse Kautsky, daß er diesen Satz mit seiner Resolution nicht als allgemeingiltiges, parteiverbindliches Prinzip habe hinstellen wollen; er messe ihm nur beschränkte Giltigkeit bei. Nur diejenige Hebung der bäuerlichen Lage nämlich, welche „auf den Schutz der bäuerlichen Betriebsweise" ausgehe, sei prinzipwidrig und darum von Parteiwegen zu verbieten.

Statt diese ganz erhebliche Einschränkung nachträglich in die Resolution hineinzulegen, wäre es besser und einfacher gewesen, sie gleich im Wortlaut derselben auszusprechen. Der Satz würde dann etwa zu lauten haben:

> Denn dieses Programm stellt der Bauernschaft den Schutz ihrer Betriebsweise, also die Stärkung ihres Privateigenthums in Aussicht.

Dann hätte Jedermann gewußt, was gemeint war und was nicht, und die Majorität des Parteitags hätte, wenn sie der Auffassung Kautskys bezüglich unseres Entwurfs beitrat, wenigstens der Ablehnung desselben keinen Wortlaut gegeben, der einen prinzipiellen Satz ausspricht, den nun selbst die Freunde der Resolution nicht zu vertreten geneigt sind.

Die Resolution fährt weiter in ihrer Begründung fort:

> Es (das Programm) erklärt das Interesse der Landeskultur in der heutigen Gesellschaftsordnung für ein Interesse des Proletariats, und doch ist das Interesse der Landeskultur ebenso wie das Interesse der Industrie unter der Herrschaft des Privateigenthums an den Produktionsmitteln ein Interesse der Besitzer der Produktionsmittel, der Ausbeuter des Proletariats.

Auch hier liegt das Beweisschema klar und setzt die Allgemeingiltigkeit des im Wortlaut der Resolution ohne jede Einschränkung ausgesprochenen Satzes voraus, daß das Interesse der Landeskultur im heutigen Staat ein Interesse der Ausbeuter des Proletariats sei. Mit dieser Allgemeingiltigkeit steht und fällt der Beweis der Resolution von der Verwerflichkeit des diesbezüglichen Satzes unserer Vorlage, in der übrigens, nebenbei bemerkt, nirgends das Interesse der Landeskultur allgemein als ein Interesse des Proletariats bezeichnet wird.

In seinem Kommentar schränkt nun Genosse Kautsky auch den angeführten zweiten Satz der Begründung ganz erheblich ein. Es soll nämlich nach ihm nicht die Landeskultur im allgemein gebräuchlichen Sinne des Wortes getroffen werden, sondern nur die „Landeskultur" in der durch die agrarischen Interessenpolitiker korrumpirten Bedeutung. In derselben korrumpirten Bedeutung, meint Genosse Kautsky, sei das Wort auch in unserer Vorlage aufzufassen gewesen. Die „Landeskultur", sagt er, von der der Entwurf der Agrarkommission spricht, heiße zu deutsch nichts anderes als „Landwirthschaft", dieses aber sei heute gleichbedeutend mit dem Interesse der Landwirthe, also der Grundbesitzer und ihrer Pächter. Ich bestreite natürlich ganz entschieden, daß das Wort „Landeskultur" in unserer Vorlage zu deutsch nichts heiße als „Landwirthschaft"; aber darauf habe ich hier nicht einzugehen. Also angenommen, Genosse Kautsky habe recht mit seiner Behauptung von der verengerten und korrumpirten Bedeutung des Wortes „Landeskultur" in unserem Entwurf, dann mußte er sich doppelt hüten, dieses irreführende Wort ohne einschränkende Erläuterung in seiner Resolution

nzuwenden. Wollte er nur das in seinen Satz hineinlegen, was er nach seinem Kommentar herausgelesen haben will, dann war es doch geboten auch den Wortlaut dementsprechend zu gestalten und etwa zu sagen:

> Der Entwurf erklärt das Interesse der Landwirthschaft (oder der Landwirthe) in der heutigen Gesellschaftsordnung für ein Interesse des Proletariats, und doch ist das Interesse der Landwirthschaft (oder der Landwirthe) ebenso wie das Interesse der Industrie u. s. w.

Dann war keine falsche Auslegung möglich. Wollte er aber das Wort „Landeskultur", in dem korrumpirten Sinne, in dem es in unserer Vorlage angeblich angewandt sein soll, zugleich mittreffen und unschädlich machen, so mußte er mindestens dieses Wort in Gänsefüßchen setzen. Dann war ein Warnungszeichen da, und die Schuld an etwaigen Mißverständnissen lag dann am Leser. So aber liegt sie am Verfasser, denn im jetzigen Wortlaut sagt die Resolution klipp und klar nichts anderes, als daß die gesammte Landeskultur (im gewöhnlichen, unverengten Sinne des Wortes!) als dem Interesse der Ausbeuter dienend im heutigen Staat zu verwerfen sei.

Des weiteren begründet dann die Resolution die Ablehnung der Agrarvorlage mit dem Satz:

> Ferner weist der Entwurf des Agrarprogramms dem Ausbeuterstaat neue Machtmittel zu und erschwert dadurch den Klassenkampf des Proletariats.

Das zu Grunde liegende Beweisschema lautet auch hier:

Obersatz: Alles was dem Ausbeuterstaat neue Machtmittel zuweist, erschwert den Klassenkampf,
Untersatz: Der Entwurf weist dem Ausbeuterstaat neue Machtmittel zu,
Schlußsatz: Folglich erschwert der Entwurf den Klassenkampf

und ist somit zu verwerfen. Auch dieser Beweisbau stürzt in sich zusammen, wenn die Allgemeingiltigkeit des Obersatzes erschüttert wird. Wer konnte also erwarten, daß der Verfasser der Resolution selber diese Allgemeingiltigkeit, das Fundament seiner Beweisführung, nicht zur Anerkennung bringen wolle?

In seinem Kommentar erklärt nun aber Genosse Kautsky: „Sie (die Resolution) besagt keineswegs, daß jede Verstaatlichung ökonomischer Einrichtungen und Funktionen im heutigen Staat verpönt seien", und er führt als derartige nicht verpönte Verstaatlichungen auf „zum Beispiel die Eisenbahnen und großen Zentralbanken!" Für „derartige" Verstaatlichungen sollen wir nach wie vor eintreten dürfen, weil sie „bereits im kapitalistischen Staat nothwendig werden" und „sich der ökonomischen Entwicklung nicht entgegenstemmen. Gut, aber nach allem, was Genosse Kautsky zu der Verstaatlichungsfrage in der Kritik des Entwurfs ausgeführt hat, vertritt er die Ueberzeugung, daß auch derartige Verstaatlichungen, einerlei welche ökonomische Berechtigung und Wirkung sie haben, jedenfalls doch wie allen anderen, die politische Wirkung haben, daß sie dem Ausbeuterstaat „neue Machtmittel" an die Hand geben. Also sind auch sie nach dem Wortlaut seiner Resolution zu verwerfen. Denn diese Resolution benutzt zur Beweisführung den Satz: Alles, was dem Ausbeuterstaat neue Machtmittel zuweist, erschwert den Klassenkampf — als einen allgemeingiltigen und darum parteiverbindlichen Grundsatz.

Wenn also die Breslauer Agrarresolution nur das sagen soll, was Genosse Kautsky ihr zuweist, dann ist ihre Fassung eine höchst unglückliche. Sie muß in unseren eigenen Reihen Verwirrung stiften und unseren Gegnern, denen sie doch allermeist ohne Erläuterung in die Hände fällt, die stärksten Waffen gegen uns liefern. Für beides liegen bereits genugsam Beweise vor. Die Freunde

der Resolution selber werden darum die Aufgabe haben, möglichst bald ein gründliche Revision dieser Sätze, die nach Kautsky „von nun an maßgebend bei der Gestaltung der praktischen Thätigkeit unserer Partei unter der Landbevölkerung und für dieselbe sind", anzustreben.

Ich sehe dabei von einer sachlichen Betrachtung der in der Resolution niedergelegten Ansichten ganz ab. Dazu wird es einer eingehenderen Diskussion über die einzelnen Punkte derselben, zu der Genosse Kautsky ja auch einlädt, bedürfen.

Für die *praktische Bethätigung* unserer Genossen in den Landtagen und Gemeindevertretungen wird ja zunächst durch die Auslegung, die Kautsky selbst seinen Sätzen gegeben hat, der scharfe Konflikt beseitigt, in den sie durch den nackten Wortlaut der Resolution selbst hineingezwungen waren. Sie können bei ihrer seitherigen agrarpolitischen Praxis auch fernerhin beharren. Wenn die Hebung der Lage der Bauernschaft, die Förderung der Landeskultur und die Verstaatlichung ökonomischer Einrichtungen und Funktionen durch die Resolution *nicht* im Allgemeinen verboten sein soll, sondern *nur in den Fällen*, wo unsere Vertreter die Ueberzeugung gewinnen, daß die in Frage stehende Maßregel dem Interesse des Proletariats oder der wirthschaftlichen Entwicklung zuwiderläuft, so wird schwerlich irgend ein Parteigenosse sich dem nicht fügen wollen. Denn darüber herrscht wohl Einstimmigkeit in der ganzen Partei.

Die Breslauer Resolution und ihre Kritik.

Von Karl Kautsky.

Genosse David behauptet, der Kommentar zur Breslauer Agrarresolution, den ich in Nr. 4 der „Neuen Zeit" gegeben, sei unvereinbar mit deren Wortlaut; dieser Kommentar sei also ein Beweis der Unhaltbarkeit dieser Resolution. Und um das zu beweisen, hält er mir ein kleines Kollegium über Logik.

Darauf einzugehen, ist keine sehr lustige Arbeit, denn meine Erwiderung kann zur Sache selbst gar nichts Neues bringen und nur darin bestehen, festzustellen, was ich wirklich gesagt habe, einen Kommentar zum Kommentar zu geben. Aber die Kritik des Genossen David ist typisch für die Kritik, die eine ganze Anzahl unserer „Agrarier" an der Breslauer Resolution geübt, und darum soll sie nicht ohne Entgegnung bleiben.

Die Breslauer Resolution begründet die Verwerfung des Agrarprogramms zunächst mit dem Satze: „Denn dieses Programm stellt der Bauernschaft die Hebung ihrer Lage, also die Stärkung ihres Privateigenthums in Aussicht." Dieser Begründung, behauptet Genosse David, schlage ich in meinem Kommentar selbst ins Gesicht, denn ich erkläre in demselben, „nur jene *Hebung der Lage* der Bauernschaft, welche ‚auf den Schutz der bäuerlichen Betriebsweise ausgehe', sei prinzipwidrig".

Hätte ich das gesagt, dann bestände zwischen der Resolution und dem Kommentar allerdings ein Widerspruch. Aber mit Verlaub, Genosse David, ich habe nichts Derartiges gesagt. Ich habe in dem angezogenen Satze nicht von der *Hebung der Lage* der Bauernschaft gesprochen, sondern blos gesagt: „Auch das *praktische Wirken* für die Bauernschaft wird durch die Resolution nicht im Allgemeinen unmöglich gemacht." Praktisches Wirken für die Bauernschaft und Hebung der Lage der Bauernschaft sind aber zwei ganz verschiedene Dinge.

Der Unterschied zwischen beiden wird klar, wenn wir von der Landwirthschaft zur Industrie übergehen. Nehmen wir an, einige Reformer in unserer Partei erständen, die sagten: „Wir erzielen zu geringe Erfolge unter den Handwerkern, wir müssen den Handwerkern etwas bieten, sonst gewinnen wir sie nicht. Wir müssen praktisch sein und allen Dogmenfanatismus über Bord werfen.“ Wenn diese Reformer nun ein Handwerkerprogramm entwerfen, so ist es selbstverständlich, daß der Parteitag es ablehnt, weil wir die Hebung der Lage des Handwerks nicht in Aussicht stellen können, die ebenso unmöglich wie kulturwidrig wäre. Wäre aber damit erklärt, daß jedes praktische Wirken für die Handwerker ausgeschlossen sei, daß sie von unserer Partei nichts zu erwarten hätten? Wir vertreten ihre Interessen, soweit sie mit den Interessen der Proletarier zusammenfallen, das sind ihre Interessen als Konsumenten und Staatsbürger. Aber ihre besonderen Handwerkerinteressen, ihre Klasseninteressen können wir nicht vertreten, und wir lassen keinen Zweifel darüber, daß alles, was wir für sie thun können, nicht im Stande ist, ihre Klassenlage zu heben; und darum, nicht um die Lage einzelner Individuen handelt es sich. Die Vereinigung des praktischen Wirkens für das Kleinbürgerthum mit der Ablehnung, ihm eine Verbesserung seiner Lage in der heutigen Gesellschaft in Aussicht zu stellen, ist uns in der Theorie wie in der Praxis längst vollkommen geläufig, und man kann sich nur wundern, daß die Uebertragung dieses Verhältnisses auf die Bauernschaft plötzlich als ein unlösbarer Widerspruch erscheint. Aber es scheint, daß man, sobald die Agrarfrage aufs Tapet kommt, nicht einmal das sozialpolitische ABC voraussetzen darf.

Ich habe ausdrücklich darauf hingewiesen, in welcher Weise unser praktisches Wirken für die Bauern beschaffen sein kann: Erstens Milderung der brutalen Formen der Proletarisirung, das heißt möglichste Hinderung von Prellerei und Gewaltthat gegen die Bauern. Das heißt nicht die Klassenlage der Bauern heben, es heißt nicht einmal, sie auf ihrer jetzigen Höhe erhalten, es heißt nur, das Herabsinken etwas weniger schmerzhaft gestalten. Zweitens Maßregeln gegen die Verelendung der Persönlichkeit des Bauern. Aber ich weise darauf hin, daß gerade diese Maßregeln die Proletarisirung des Bauern fördern.

Unser praktisches Wirken für die Bauernschaft wird ebenso wenig als das einer anderen Partei zu einer Hebung der Lage der Bauernschaft führen können. Wenn wir dieser eine derartige Hebung in Aussicht stellen, bewirken wir nur eines: wir stärken das Interesse des Bauern an seinem Privateigenthum und damit seine Anhänglichkeit an die gegenwärtige Gesellschaft. Dieses Interesse hat in manchen Gegenden bereits angefangen, nachzulassen, der Kleinbauer beginnt vielfach, sich nicht mehr als Besitzender zu fühlen, sondern als Proletarier; statt diesen Prozeß der Aufklärung zu beschleunigen, hemmen wir ihn, wenn wir eine Hebung der Lage der Bauernschaft in der heutigen Gesellschaft für möglich erklären.

Ich dächte, man braucht nicht Philosophie studirt zu haben, um zu finden, es sei nicht dasselbe, ob man einem Sterbenden durch praktisches Wirken den Todeskampf erleichtert oder ob man ihm die völlige Genesung in Aussicht stellt. Man kann ersteres billigen und doch letzteres für ausgeschlossen erklären. Unser strenger Logiker aber fabrizirt daraus einen „scharfen Widerspruch“ zwischen der Resolution und meinem Kommentar.

Und nun zur „Landeskultur“. Auch da muß ich den Genossen David bitten, sich das, was ich schreibe, genauer anzusehen und mir nicht Gedanken in

den Mund zu legen, die ich nicht ausgesprochen. Er behauptet, in meinem Kommentar setze ich mich in Widerspruch zu dem zweiten Satz der Resolution, denn ich schränke ihn „ganz erheblich ein. Es soll nämlich nach ihm (dem Kommentar) nicht die Landeskultur im allgemein gebräuchlichen Sinne des Wortes getroffen werden, sondern nur die Landeskultur, in der durch die agrarischen Interessenpolitiker korrumpirten Bedeutung. In derselben korrumpirten Bedeutung, meint Genosse Kautsky, sei das Wort in unserer Vorlage aufzufassen gewesen.“ Diese Ausführungen machen der Phantasie, nicht aber der Genauigkeit des Genossen David alle Ehre. Denn von dieser „ganz erheblichen Einschränkung“ findet sich kein Wort in meinem Kommentar. Es fällt mir gar nicht ein, das Wort „Landeskultur“ anders als im allgemein gebräuchlichen Sinne anzuwenden, und ich deute mit keiner Silbe an, daß ich meinte, das Wort sei in der Vorlage in einer „korrumpirten Bedeutung“ aufzufassen. Das Wort „Landeskultur“ heißt einmal nichts anderes als Landwirthschaft, ebenso wie „Bodenkultur“ und „Agrikultur“, und ich wüßte mit dem besten Willen nicht, welche andere Bedeutung man dem Worte unterschieben, wie man also den betreffenden Satz der Breslauer Resolution anders auffassen könnte, als in meinem Kommentar geschehen. Dr. David begnügt sich in dieser Beziehung leider mit einer geheimnißvollen Andeutung. Aber ich kann unmöglich annehmen, daß er etwa glaubt, Landeskultur sei gleichbedeutend mit Kultur überhaupt, Landeskultur-Rentenbanken seien daher Rentenbanken, gegründet, um die Landeskinder kultivirter zu machen. Dann hätte man nicht blos das Agrarprogramm, sondern das gesammte Programm mit den Interessen dieser Art „Landeskultur“ begründen müssen. Der achtstündige Normalarbeitstag ist z. B. für die Kultur wichtiger als die Verleihung des Jagdrechts an die Bauern.

Aber David begnügt sich nicht damit, eine Einschränkung in meinem Kommentar zu finden, die ich gar nicht gemacht, er entdeckt auch eine famose Lesart für den Satz der Resolution, der von der Landeskultur handelt. Er erklärt, diese sagt „klipp und klar nichts anderes, als daß die gesammte Landeskultur als den Interessen der Ausbeuter dienend im heutigen Staat zu verwerfen sei“. Ja, zu verwerfen sei, so steht es „klipp und klar“, schwarz auf weiß in dem Artikel Davids. Es ist überflüssig für jeden Unbefangenen, der die Resolution zur Hand hat, ihm auseinanderzusetzen, daß nirgends in derselben von der Verwerflichkeit der Landeskultur auch nur eine Andeutung zu finden ist. Aber um die Sache auch dem Befangenen klar zu machen, sei hier wieder die Parallele mit der Industrie gezogen. Nehmen wir an, Jemand fordere, wir sollten in unser Programm die Subventionirung industrieller Unternehmungen im Interesse der Großindustrie aufnehmen. Ein Parteitag wiese es ab, mit der Begründung, daß unter der Herrschaft des Privateigenthums an den Produktionsmitteln das Interesse der Großindustrie ein Interesse der Besitzer der Produktionsmittel, der Ausbeuter des Proletariats sei.

Nach David könnte man diesen Beschluß des Parteitags „klipp und klar“ mit den Worten wiedergeben: „Die gesammte Großindustrie ist als den Interessen der Ausbeuter dienend im heutigen Staat zu verwerfen.“ Wer gegen staatliche Unterstützung der Großindustrie ist, erklärt diese für verwerflich, und wer gegen die staatliche Unterstützung der Landwirthschaft stimmt, erklärt, die Landwirthschaft sei zu verwerfen! Kanitz und Stumm können ihre Freude an der Davidschen Logik haben.

Auf derselben Höhe der Auslegungs- und Erfindungskunst steht der letzte Einwand, den Genosse David gegen mich erhebt.

Er wendet sich gegen den Satz der Resolution, der den Entwurf des Agrarprogramms zurückweist, weil dieses „dem Ausbeuterstaat neue Machtmittel zuweist und dadurch den Klassenkampf des Proletariats erschwert“. Zu diesem Satz hätte ich mich in Widerspruch gestellt, denn „in seinem Kommentar erklärt Genosse Kautsky, ‚sie (die Resolution) besagt keineswegs, daß jede Verstaatlichung ökonomischer Einrichtungen und Funktionen im heutigen Staat verpönt sei‘, und er führt als derartige nicht verpönte Verstaatlichungen auf ‚z. B. die Eisenbahnen und großen Zentralbanken‘! Für derartige Verstaatlichungen sollen wir nach wie vor eintreten dürfen“, auch wenn sie die Machtmittel des Ausbeuterstaates verstärken.

Auch hier hat Genosse David den Gedankengang meines Kommentars ganz falsch wiedergegeben, indem er vor dem entscheidenden Satz Halt gemacht hat. Es ist richtig, ich habe erklärt, daß keineswegs jede Verstaatlichung ökonomischer Einrichtungen verpönt sei, und daß es Einrichtungen gebe, deren Verstaatlichung schon im kapitalistischen Staat nothwendig werde, wie Eisenbahnen und Zentralbanken, aber ich habe nirgends erklärt, wir dürften nun ohne Weiteres für Verstaatlichung von Eisenbahnen, Banken rc. eintreten. Sondern ich sage ausdrücklich: „Die Haltung des Proletariats gegenüber Verstaatlichungen letzterer Art hängt von mannigfachen Umständen ab, in erster Linie von dem Höhegrad seiner politischen Macht im Staat, dann von dem besonderen Charakter der zu verstaatlichenden Einrichtungen, ob sie bereits private Monopole bilden, von dem Grad der Abhängigkeit ihrer Arbeiter rc.“ Also mit anderen Worten: Es giebt eine Reihe von Verstaatlichungen, die schon im heutigen Staat möglich sind. Wie wir uns zu ihnen stellen, hängt davon ab, inwieweit dieser Staat in den Händen der Ausbeuter sich befindet, ein Ausbeuterstaat ist, und ob und inwieweit seine Machtmittel durch die Verstaatlichung vermehrt werden. Das bildet in meinem Kommentar ebenso wie in der Resolution das Kriterium unserer Haltung gegenüber den Verstaatlichungen und es gelingt dem Genossen David nur dadurch, einen Widerspruch zwischen Kommentar und Resolution heraus zu spintisiren, daß er den entscheidenden Satz in ersterem gar nicht bemerkt.

Mit einem solchen Verfahren kann man natürlich alles beweisen. Aber ob das Resultat die Mühe lohnt, möchten wir bezweifeln.

Was bezweckt denn Genosse David mit seiner Kritik? Will er uns etwa glauben machen, die von ihm angefochtenen Sätze der Breslauer Resolution seien falsch und stünden in Widerspruch zum Charakter unserer Bewegung? Haben wir nicht seit jeher darauf hingewiesen, daß die Mittelstände rettungslos dem Proletariat verfallen sind? Und da eifert man gegen die Breslauer Resolution, weil sie den rettungslos Verlorenen nicht die „Hebung ihrer Lage“ in Aussicht stellen will. Ist unsere Partei jemals etwas Anderes gewesen, als die Partei der Besitzlosen? Wie kann man also jenen Satz beanstanden, der sich dagegen wendet, daß unsere Partei einen Theil ihres Programms mit den Interessen der Grundbesitzer motiviren soll? Und haben unsere Vertreter im Reichstag nicht stets erklärt: Diesem System keinen Mann und keinen Groschen? Warum dann die Gegnerschaft gegen den Satz, der verhindern will, daß wir dem Ausbeuterstaat neue Machtmittel zuführen? Nein, Genosse David, wenn die Sätze falsch wären, die Sie in Ihrem Artikel beanstanden, dann müßte weit mehr revidirt werden, als blos die Breslauer Resolution. Dann müssen wir zu jener Revision unserer „Grundbegriffe“ kommen, die uns in Breslau ans Herz gelegt wurde, für die wir aber bisher noch verteufelt wenig Argumente zu Gesicht bekommen haben.

Genosse David weist im Eingang seines Artikels auf die verschiedenartigen Auslegungen hin, die die Breslauer Resolution erfahren, und die allein schon ihre unklare Fassung beweisen sollen. Thatsächlich hat diese Resolution nur zwei Auslegungen erfahren. Die einen der Genossen haben sie stets nur in dem Sinne aufgefaßt, in dem der Schreiber dieser Zeilen sie kommentirte, und die Zahl dieser Genossen war die große Mehrheit, wenn man nach der Breslauer Abstimmung urtheilen darf. Daneben giebt es eine Anzahl Partei-Agrarier, welche dieselbe Auffassung der Resolution haben, die Genosse David hier vertreten hat. Durch welchen Mechanismus von Quiproquos diese Auffassung ermöglicht wurde, haben wir gesehen,* und in dieser Beziehung ist die Kritik des Genossen David allerdings höchst aufklärend.

Merkwürdig ist es nur, daß unsere agrarischen Genossen gerade jene Deutung der Resolution aufnahmen, verbreiteten und hartnäckigst festhielten, die für sie die ungünstigste war, die ihrem Standpunkt am schroffsten widersprach, die sie am schärfsten in Gegensatz zu der großen Masse der Parteigenossen brachte und ihr praktisches Wirken in der Bevölkerung nach ihrer Weise am meisten beeinträchtigen mußte.

Diese Auslegung hatte freilich für die Gegner der Resolution ihre bequemen Seiten, denn sie macht die Kritik derselben nur gar zu leicht. Aber es däucht uns, als ob selbst die agrarischsten unserer Genossen anfingen, einzusehen, daß sie mit dem Festhalten an ihrer Auslegung nicht sich, sondern nur den Gegnern nützen.

Und so hoffen wir, daß man bald allgemein die Breslauer Resolution als das erkennen wird, was sie ist: nicht als ein Hinderniß praktischer Reformthätigkeit, sondern als ein Mene Tekel, das allen staatssozialistischen Gelüsten gilt, allen Versuchen, untergehende Betriebsformen zu galvanisiren, und jedem Bestreben, die deutsche Sozialdemokratie aus einer Partei des kämpfenden Proletariats in einen Mischmasch aller Mißvergnügten zu verwandeln.

---

* Nur ein Pröbchen aus der großen Schaar derselben, eines, das uns eben zu Gesicht kommt, wie diese Zeilen zum Druck geschickt werden. Das „Hamburger Echo" bringt in seiner Nummer vom 30. Oktober einen Artikel über die Breslauer Resolution und meinen Kommentar, in dem an beiden kein gutes Haar gelassen wird. Da werden sogar jene Sätze meines Kommentars beanstandet, die sagen, die Breslauer Resolution enthalte ein Urtheil „nicht nur über dieses besondere Programm, sondern über jedes Agrarprogramm, das sich *in gleicher Richtung bewegt*", und der Beschluß des Breslauer Parteitags sei von nun an maßgebend für die Praxis der Partei.

Darauf entgegnet unser Hamburger Organ:

> „Diesen beiden Behauptungen Kautskys widersprechen wir *ganz entschieden*; sie dürften durchaus nicht den Ansichten und Absichten der Masse derjenigen Delegirten entsprechen, die auf dem Breslauer Parteitage für die Kautsky'sche Resolution gestimmt haben, lediglich um die Vorschläge der Agrarkommission zu Fall zu bringen, nicht aber um eine *grundsätzliche Abneigung* gegen *jedes* Agrarprogramm zu dokumentiren."

Hier ist also „jedes Agrarprogramm, das sich in gleicher Richtung bewegt", *jedes Agrarprogramm schlechtweg* geworden. Wenn man sich solche Lesarten zurechtlegt, ist es natürlich keine Kunst, in der Breslauer Resolution und den Ausführungen ihrer Vertheidiger puren Unsinn zu finden. Es scheint, als hätte diese Resolution manche unserer Agrarier so aufgeregt, daß sie außer Stande sind, ruhig und richtig zu lesen.

Notizen.

Die „Critica Sociale“ und die Breslauer Agrarresolution. Unser italienisches Bruderorgan schreibt in einem Artikel: „Der Sozialismus am Scheidewege“ in Nr. 20 über die jetzt so viel besprochene Resolution unseres Parteitags:

„Dieser Beschluß, dessen sinnenfällige Wichtigkeit die nachfolgenden Entscheidungen über den ersten Mai, den Londoner internationalen Kongreß, den gesetzlichen Arbeiterschutz &c. in den Schatten stellt, und der sicherlich eine Rückwirkung auf die Bewegung der übrigen Länder ausüben wird, erfüllt uns mit Freude und Stolz, weil er ein neuer Beweis ist von der Kraft und der Unbeugsamkeit der sozialistischen Partei, welche die Vorhut der sozialistischen Parteien der ganzen Welt bildet. Diese Vorhut stand wie Herkules an einem bedeutsamen Scheidewege. Auf der einen Seite die Lockungen des Opportunismus. Hätte die deutsche Sozialdemokratie auf sie gehört, so wären die Sympathien bürgerlicher Elemente für sie gewachsen, so würden sich ihre Wahlerfolge sehr bald verdoppelt haben, so wäre sie alles in allem ein gut Stück Weges leichter vorwärts gekommen. Aber dies nur auf die Gefahr hin, daß dieses Stück Weges von ihrer eigentlichen Straße abführt, daß die Sozialdemokratie eines schönen Tages gezwungen sein würde, umzukehren und vielleicht dann sich die Möglichkeit abgeschnitten sieht, den alten Pfad wiederzufinden und ihn bis ans Ende zurückzulegen. Auf der anderen Seite der steile, mühsam und beschwerlich empor zu klimmende Weg des Klassenkampfes ohne Kompromisse, der schweres Ungemach in Aussicht stellt und zeitweilige Niederlagen, aber an dessen Ende in leuchtender Schöne das Ziel winkt. Der letztere Weg ward gewählt.

„Der erstere Weg war um so verlockender, als die Sozialdemokratie dadurch, daß sie sich für ihn entschied, sicherlich die Verfolgungen entwaffnet oder wenigstens gemildert hätte, welche jeden Tag an Schärfe und Unerbittlichkeit zunehmen.... Von allen Seiten drohen die besitzenden Klassen von Zeit zu Zeit mit der Abschaffung des allgemeinen Wahlrechts, das sich bis jetzt als die wichtigste Waffe der Partei erwiesen hat, die, seines Besitzes beraubt, den schlimmsten Stürmen entgegengehen würde. Aber nicht einmal diese Aussicht konnte die deutschen Genossen umstimmen. Sie standen fest trotz der gegentheiligen Ansicht ihrer bewährtesten Führer, welche vielleicht durch die Müdigkeit des Alters oder den langjährigen Einfluß der parlamentarischen Gepflogenheiten und sicherlich nicht durch eine gewöhnliche Berechnung zu einer weniger entschlossenen Haltung bestimmt wurden. Und daß es nicht eine gewöhnliche Berechnung war, welche sie leitete, empfand auch der Parteitag und anerkannte es dadurch, daß er sie trotz des ihrer Ansicht entgegenstehenden Beschlusses und der Schärfe der Debatten einstimmig wieder in den Parteivorstand wählte.

„Wir glauben indeß nicht, daß der Beschluß in Sachen des Agrarprogramms, der unseres Erachtens ein zu negativer ist, endgiltig jede Erörterung der Agrarfrage erledigt hat und noch weniger, daß er ein Aufgeben oder auch nur ein Nachlassen der Absicht bedeutet, die Agitation auf dem Lande mit aller Energie führen zu wollen. Die Resolution der Gegner des Entwurfs, welche in ihrem zweiten Theil weitere Studien über die Agrarfrage fordert, beweist klar, daß es nur der von der Kommission vorgeschlagene Weg war, den der Parteitag zurückwies, und daß man darum, weil man einen anderen Weg einschlagen will, doch keineswegs das Spiel aufgiebt.

„Gewiß, der von der Kommission vorgeschlagene Weg ist endgiltig aufgegeben worden. Soweit er in Betracht kommt, ist die Frage erledigt. Die Gründe dafür haben wir bereits summarisch angedeutet. Aber angesichts der hohen Bedeutung, welche das aufgeworfene Problem für die Haltung der italienischen sozialistischen Partei hat, sowohl mit Bezug auf die Agrarfrage, wie die ihr innig verwandte Handwerkerfrage, welche Domenico Spadoni in einer von uns jüngst veröffentlichten Broschüre behandelt hat, werden wir ausführlicher darauf zurückkommen.“

Urſache des Winterſchlafes. Durch Analyſen der Gaſe des Blutes wachender und ſchlafender Murmelthiere iſt neuerdings Herr Raphael Dubois zu intereſſanten Ergebniſſen über die Urſache des Winterſchlafes dieſer Thiere gekommen. Aeußerlich iſt der Winterſchlaf von dem gewöhnlichen Schlaf nicht weſentlich verſchieden; er dauert nur länger, iſt intenſiver und von geringerer Wärme-Erzeugung begleitet.

Dagegen fand Herr Dubois, daß im Zuſtande des Schlafes in 100 Kubikzentimeter des arteriöſen Blutes 0,87 Kubikzentimeter an Gaſen enthalten ſind, im Zuſtande des Wachens jedoch nur 0,66 Kubikzentimeter. Es beſteht alſo eine Differenz von 0,27 Kubikzentimeter.

Dieſe Zunahme des Gasgehaltes im Zuſtande des Schlafes beruht, wie Herr Dubois fand, auf einer Vermehrung des Kohlenſäuregehaltes des Blutes, und zwar ſteigt dieſer von 0,42 Kubikzentimeter im Wachen auf 0,71 Kubikzentimeter im Schlaf. Dagegen bleibt der Gehalt des Blutes an Sauerſtoff im Weſentlichen immer der gleiche; er beträgt durchſchnittlich 0,10 Kubikzentimeter in 100 Kubikzentimeter Blut.

Dieſe Vermehrung der Kohlenſäure, welche bereits vor dem Eintritt des Winterſchlafes in Folge des Nahrungsmangels in hohem Maße ſtattfindet, iſt es, welche wegen ihrer narkotiſirenden Wirkung den Winterſchlaf erzeugt. Es iſt bekannt, daß man Kaninchen narkotiſiren kann — bei gleichzeitiger ſtarker Temperaturabnahme — indem man ſie ein Gemiſch von Kohlenſäure und Sauerſtoff einathmen läßt. Das Gleiche läßt ſich auch beim Murmelthier erreichen. Beim Wiedererwachen wird die überſchüſſige Kohlenſäure durch intenſive Athmung und Blutzirkulation wieder beſeitigt.

Jn geringerem Maße wie die Kohlenſäure wirkt übrigens auch noch ein anderer Beſtandtheil der Blutgaſe, das ſogenannte Aceton, durch ſeine Vermehrung im Sinne der „Autonarkoſe“. F. H.

Feuilleton.

Ausgeſtoßen.

Novelle von **Erich Schlaikjer.**

Er hatte wieder bis in den Vormittag hinein geſchlafen. Wozu ſollte er auch aufſtehen? . . .

Aber dann richtete er ſich doch langſam im Bett auf und ſtarrte in das kahle „möblirte Zimmer“ hinein.

Dort drüben ſtand das ärmliche eiſerne Geſtell mit dem Waſchgefäß und daneben hing an der Wand ein ſchmutziges Handtuch ſchlaff herab. Und dann auf der dunklen Tapete der flache, billige Abdruck von Kaiſer Friedrich in einem lächerlichen Goldrahmen. Auf der Kommode der halberblindete Toilettenſpiegel, der durch einen ſchwarzen diagonalen Riß in zwei Hälften getheilt wurde. Daneben lag ſein Papierkragen. Er hatte ihn tagelang getragen; er wußte, daß er ſchmutzig war. Auf der Innenſeite ſaß widerlicher, verhärteter Schweiß.

Auf dem Stuhl vor ſeinem Bett lagen ſeine Kleidungsſtücke, wenn man dieſe Lumpen noch ſo nennen wollte. Zu oberſt ſeine Strümpfe. Schweißig und feucht vom Straßenkoth, der durch die undichten Schuhe gedrungen war. Die Waſchfrau hatte die Herausgabe der Wäſche ohne Geld mit einer frechen Bemerkung verweigert. So mußte er die ſchmutzige anziehen und immer wieder anziehen. Bis zum Ekel. . . .

Eine Zeitlang starrte er noch vor sich hin, dann riß er sich los, überwand seinen Ekel und fing an, sich anzukleiden.

Seine Hosen waren unten ausgefranst und vom vielen Umherirren in den Straßen schmutzig. Er reinigte sie nicht. Es nützte ja doch nichts. Und dann: es war ja alles gleichgiltig.

Jetzt stand er angezogen mitten im Zimmer. —

Draußen fegte der Sturm über das Dächermeer des Nordens von Berlin und klatschte einen kalten Sprühregen gegen das Fenster. Dächer und Schornsteine waren dunkelfeucht angelaufen.

Er trat ans Fenster und starrte hinaus.

So war die Stimmung schon seit langer, langer Zeit — wie das Wetter draußen. Ganz so kalt und unwirthlich wie der Regen. Ganz so friedlos wie der heulende Sturm, der über die Dächer fuhr und den Schornsteinrauch in blaue Fetzen riß. Und es würde nicht anders werden. Er glaubte nicht mehr daran. . . .

Mit welchem Muth hatte er die Weltstadt betreten. An einem hellen Herbsttage war er am Lehrter Bahnhof ausgestiegen. Ein junger Eroberer. Mit der ganzen zukunftsfrohen Siegeszuversicht der Jugend. Hoch wollte er seinen Flug nehmen, mit mächtigen Adlerschwingen. Hinauf, wo sich Sonnenglanz auf die Fittiche legte, hinauf — — — Aber so kam es nicht. Er mußte die Entdeckung machen, daß in Berlin die Menschen kalt sind wie die Häusermauern. Niemand kümmerte sich um ihn.

Achselzucken. Später. . . .

Und da fing der friedlose, graue Regensturm an, in seine Berliner Tage hineinzuheulen, und es wurde unwirthlich und kalt wie draußen der trübe Tag, der über den Dächern lag.

Was half's? Hinaus auf die Straße. Von Redaktionsbureau zu Redaktionsbureau. —

Lächerlich. Er in seinem Anzug! Man würde aus Mitleid seine Adresse aufschreiben. Später. . . .

Dies „Später" war ein Zeitraum, gerade lang genug, um einen Menschen auf der Straße verhungern zu lassen. —

Er ging an die Thür und holte seine Schuhe herein. Sie waren ungeputzt, feucht und voll Straßenkoth. Aber er wagte nicht, die Wirthin zur Rede zu stellen, aus Furcht, daß sie ihm kündigen könnte. Er biß die Zähne zusammen, um Ekel und Unbehagen zu überwinden, stieg hinein, stülpte seinen schwarzen, formlosen Schlapphut auf und ging.

Er schlich leise durch die Entreethür. Ganz, ganz leise.

Aus Furcht, die Wirthin könne ihn hören. Und er hatte Angst, von ihr angesprochen zu werden; denn es war der fünfzehnte, und er hatte nichts. Er schloß die Thür wieder leise hinter sich.

Dann athmete er auf. Er war entkommen. —

Die Borsigstraße ist eine finstere, unheimliche Gasse, deren große, geschwärzte Miethskasernen keine Wohnungen bargen, sondern nur „Quartiere" für das eng zusammengepferchte Proletariat.

Er überlegte und schlug dann die Richtung nach dem Alexanderplatz ein, wo er dem „Bibliographischen Bureau" Uebersetzungen aus dem Dänischen eingereicht hatte.

„Bibliographisches Bureau erste Etage" stand auf dem kleinen goldumränderten Porzellanschild.

Die Stufen der breiten Treppe, die von dem marmorbelegten Vestibule hinaufführte, waren mit Teppichen belegt, die durch blitzende Messingstangen festgehalten wurden. Dazu seine ärmliche, durchnäßte Gestalt mit den kothigen Schuhen. — Er empfand den Kontrast. Oben hielt er einen Augenblick inne, um zu überlegen und einen möglichst guten Eindruck zu machen. Aber er fand nichts. Nur einen Augenblick loderte der Trotz in ihm auf mit rother Flamme. Wer war er, daß er vor diesen literarischen Krämern zu zittern brauchte? . . .

Dann klopfte er mit forcirter Heftigkeit.

„Herein!"

In der Mitte des Zimmers stand auf dem farbenleuchtenden, bunten Teppich ein hohes, schlankes Weib. Aus dem weißen Kachelofen strömte behagliche Wärme. Auf dem Sophatisch lagen aufgestapelt Dichtungen in gelblichen Umschlägen. Unaufgeschnitten.

Sie war brünett, und unter der reinen weißen Stirn mit den farbensatten Augenbrauen saßen zwei warme, dunkle Augen.

„Sie wünschen?" —

Er wollte nur fragen — wegen der Uebersetzungen . . .

„Es ist uns noch nicht gelungen, sie anzubringen."

Die Worte kamen ernst und milde, wie nur eine Frauenstimme sprechen kann. Stille, heilige Musik für seine zerarbeiteten Nerven. Er hätte weinen können. All seinen Schmerz. All seinen Jammer. Weinen, Mutter. . . . Um ihre schlanke Gestalt schmiegte sich ein dunkelbraunes Wollkleid. Ganz schmucklos. Nur oben im Hals eine gediegene, goldene Brosche.

Er sah es ihr an: sie wußte, daß ihre Worte Schicksal für ihn waren. Und sie war taktvoll. Sie verschonte ihn mit ihrem Mitleid. Es lag so viel Achtung darin: er stand ihr zu hoch, um bemitleidet zu werden. —

In einem Winkel des Zimmers erhob sich aus riesigen Geschäftsbüchern ein grauer Kopf mit vertrockneten Zügen.

„Schreiben Sie sich die Adresse auf."

Die Stimme klang geschäftsmäßig-seelenlos.

„Das ist bereits geschehen", antwortete sie.

„Wir werden Ihnen Nachricht geben, wenn etwas für Sie eintrifft", kam es von der Schreibmaschine.

„Danke." —

Er ging und sie öffnete ihm respektvoll die Thüre.

Draußen übersetzte er sich die Worte des alten Graukopfs in unverhülltes Deutsch: er sollte nicht mehr wiederkommen. —

Ob er jemals zu Glück und Frieden gelangen sollte, ob ihm je eine schlanke, vornehme Frau gehören würde und ein Heim mit Teppichen, Wärme und künstlerischer Behaglichkeit . . .?

Er glaubte nicht mehr daran. —

Und dann fing er seine Wanderung von Neuem an, die trostlose Wanderung in den Regentag hinein.

Als es Abend geworden war, stand er am gußeisernen Kandelaber in der Mitte des Leipziger Platzes. Der Sturm war eingeschlafen und nur ein feiner, leiser Regen rieselte ununterbrochen herab.

Der Tag war resultatlos gewesen; aber die neue Enttäuschung erregte ihn nicht. Körper und Geist hatten keine Kraft mehr zur Reaktion. Stumpf. Gleichgiltig. Er war durchnäßt bis auf die Haut. Die Kleider klebten, und in seinen Schuhen konnte man das Wasser schwabben hören, wenn er ging. Er fühlte

sich schwach und entkräftet durch die monatelange ungenügende Volksküchenernährung. Und hatte doch keinen Hunger, keine Eßlust. —

Früher hatte er von glänzend erleuchteten Restaurants mit dampfenden Schüsseln geträumt. Aber seine Phantasie regte sich nicht mehr. Ihre Schwingen hingen schlaff, wie die eines todten Adlers, den die tückische Kugel heruntergeholt hat aus der blauen Höhe in den Schmutz der Straße.

Die Augen zumachen, nichts sehen, alles vergessen, dunkel ... dunkel; — nur nicht nach Hause in das geschwärzte vierstöckige Haus in der Borsigstraße — die Wirthin — die Wirthin: und er hatte keine Miethe. — — —

Er hatte vollständig das Gefühl seiner Lage verloren. Wenn ein vorübergehender Herr aus seinem vornehmen Pelz heraus ihn mit einem Seitenblick streifte, glotzte er ihn stumpfsinnig-frech an. Er war schamlos geworden. Vollständig. —

Lotterig, ohne Haltung flegelte er sich an den eisernen Ständer.

Es fiel ihm ein, daß die mit Rost gemischte Feuchtigkeit seinen Rock beflecken mußte, aber er rührte sich nicht. Es war ja alles gleichgiltig. —

Aus der Richtung des Brandenburger Thores kam plötzlich ein Windstoß. Es war, als hätte er sich — ein Nachzügler — im Dunkel des winterlichen Thiergartens versteckt und erhöbe nun seine Schwingen, um über die Stadt hinwegzufliegen. Weit hinweg. Bis an das Meer hinaus zu den freien, trotzigen Wellen.... Es heulte über den Leipziger Platz, daß die Laternenwände über dem Haupt des Einsamen klirrten.

Er legte den Kopf in den Nacken und sah empor, wobei seine Wange den kalten Eisenpfahl berührte. Die herabrinnenden Regentropfen hatten am Ständer lange, schmutzige Spuren hinterlassen. Spuren, wie sie Thränen hinterlassen, die über eine Menschenwange rollen. Thränen.... Wer weint, hat eine Seele.

Der Pfahl kam ihm vor wie ein lebendiges Wesen, wie ein alter, treuer Freund, — der einzige, den er hatte. Er legte seinen Arm um ihn.

Einen Augenblick war es ihm, als ob er weinen könnte; aber es wollte in ihm nicht schmelzen und sein Auge blieb trocken. — Als er die Leipzigerstraße hinunterging, klang es noch in ihm: Seele....

Das Unwetter vom Vormittag schien sich erneuen zu wollen.

Einmal durchrüttelte ein Kälteschauer seinen Körper, daß er zähneklappernd an einer Straßenecke stillstand und glaubte erfrieren zu müssen.

Es war die Wilhelmstraße, die hier seitab führte und in breiter, imposanter Ruhe dalag. Der Gassenlärm zog an ihm vorbei und störte nicht die Stille der Paläste.

Ein jähes Zittern der Angst überfiel ihn, und die Häusermauer entlang tastete er sich in die Einsamkeit der Wilhelmstraße hinein, um nicht das Schauspiel der Menge zu werden.

Und jetzt durchrann ihn ein Wärmestrom wie heiße Lava, die Starrheit seiner Glieder schmelzend, als hätte er einen Schluck feurigen, dampfenden Grogs genossen. Zu gleicher Zeit fühlte er sein Bewußtsein schwinden. Er lehnte den Kopf rückwärts an die Häuserwand, und es war ihm, als sänke er leise in ein paar weiche, schmeichelnde Frauenarme. Er leistete keinen Widerstand. Es war so süß, einzuschlafen, hinüberzudämmern in die stille, tiefe Nacht der Bewußtlosigkeit, die den Unglücklichen aufnahm und ihn erlöste in ihrem dunklen Schweigen. Er—lö—ste — — —

Ein Weib war es. Er hatte den Kopf in ihren Schooß gelegt. So müde.

Sie beugte sich über ihn. So todesernst. Ja, es war gewiß der Tod selbst, den er bis jetzt nur nicht gekannt hatte. Er würde jetzt sterben. Sie würde ihm die Augen zudrücken und den kalten, regengemischten Schweiß aus dem Antlitz wischen, und um die bleiche Stirn würde sie ihm einen dunkelgrünen Lorbeer schlingen. Dann hatte er den Heldentod der Straße gefunden. Er war jetzt so zufrieden, — so glücklich. . . .

Als er wieder erwachte, lag er zusammengebrochen an der Häusermauer. —

Die Straße lag geschützt. Nur unten an der Ecke hörte man den Sturm sich brechen.

Hier war es still. Im Gegensatz zu dem lärmenden, glühlichtdurchleuchteten Treiben der Leipzigerstraße beinahe lautlos still. Wie weltabgeschieden. Es war, als könnte man das Echo seiner eigenen Schritte hören. —

Der Regen troff auf ihn herab. Er war aufs Gesicht gefallen, aber so, daß dasselbe auf dem gekrümmten linken Arm ruhte, ohne das Pflaster zu berühren. Der ausgestreckte rechte Arm faßte in eine Pfütze. —

Die Glieder waren steif gefroren, und er hatte die Empfindung, als könnten sie abbrechen wie Eiszapfen, so daß er sich nur langsam erheben konnte. Dazu schauernde Kälte im ganzen Körper, während der Kopf im Fieber glühte und die Augen in ihren Höhlen brannten. Er wußte, daß jetzt der trübe Flackerglanz des Fiebers über sie huschte wie Irrlichter über einen Sumpf, und er erinnerte sich matt — wie durch rothe Nebel —, das schon einmal erlebt zu haben. Diese Fieberhitze im Kopf und Frösteln im Körper. Damals war es gewesen, als er sich für ein Examen überarbeitet hatte und in ein Nervenfieber fiel. Jetzt kam es wieder. Er wußte bestimmt, daß er in eine hitzige Krankheit fallen würde. Aber er hatte keine Furcht. Er hatte beinahe Sehnsucht nach dem rothen, phantastischen Dämmerreich des Fiebers. Die Nächte im Krankenzimmer waren so still. Und vielleicht konnte er auch einschlafen. Ganz einschlafen. . . . Vielleicht genas er auch. Die Krankheitsstoffe würden aus seinem Körper ausscheiden und die ganze Berliner Misere lag dann hinter ihm — war vielleicht nur ein böser, böser Fiebertraum gewesen, und er war wieder glücklich, kein Gezeichneter mehr, kein Ausgestoßener, kein heimathloser Zigeuner der Großstadt.

Nein, er hatte durchaus keine Furcht. Diese Krankheit war ein Glück für ihn.

Als er in der Leipzigerstraße an einem beleuchteten Kaufladen vorüberging, sah er, daß er an der einen Seite des Körpers von oben bis unten mit Schmutz bedeckt war.

Es gewährte ihm eine gewisse Genugthuung; denn jetzt mußte die Krisis gekommen sein. So oder so.

Allmälig schwand die Kälte aus seinem Körper, die Temperatur seines Blutes stieg und seine Gedanken fingen an, sich zu erhitzen. Phantasmen nahmen ihren Flug durch sein Gehirn, unheimlich, düsterroth, wie der lautlose Dämmerungsflug märchenhafter Fledermäuse mit glühenden Augen. Das Fieber hatte seine Vorstellungswelt krankhaft belebt, und die Gedanken wirbelten wild durcheinander. Ein unheimlicher, leidenschaflicher Tanz, wie eine lustwilde Dirne, die sich dem Teufel verschrieben hat und im Ballsaal umherrast, die Todesrosen auf den Wangen. —

Er fing an, halblaut vor sich hinzusprechen. (Schluß folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.



Nr. 7. XIV. Jahrgang, I. Band. 1895-96.

Eine Quittung.

↗ Berlin, 6. November 1895.

Kurz nachdem wir vor vierzehn Tagen einige Bemerkungen über die Hoff-
ıungslosigkeit des Pastoren-Sozialismus gemacht hatten, erschien in der „Kon-
ervativen Korrespondenz“ eine neue und außerordentlich heftige Absage der Junker
ın die rebellischen Landpastoren, eine Absage, die in ihrer feigen Angst so weit
ging, die „Schwarmgeister“ der väterlichen Zucht des kirchlichen Regiments zu
ıenunziren. Es freut uns, sagen zu können, daß wenigstens einer der An-
gegriffenen, Pastor Naumann, auf den groben Kloß einen entsprechenden groben
Keil zu setzen gewußt hat. Was wir sonst über den Pastoren-Sozialismus zu
agen hatten, erleidet dadurch keine Einschränkung, wir hatten ausdrücklich die
Möglichkeit hervorgehoben, daß sich unter den Pastoren-Sozialisten ein weißer
Rabe finden könnte, der nicht davor zurückscheute, in seiner Weise ein Märtyrer
u werden. Aber es macht immer einen wohlthuenden Eindruck, wenn sich in
ıer bürgerlichen Welt noch ein Mann findet, der für seine idealen Ueberzeugungen
nuthig einzutreten weiß, und so möchten wir, gerade je weniger wir vom
Pastoren-Sozialismus als solchem halten, um so lieber anerkennen, daß Pfarrer
Naumann jener Absage der „Konservativen Korrespondenz“ mit der nothwendigen
Schlagfertigkeit entgegengetreten ist.

Wir fürchten nur, daß er damit am Ende seines Lateins steht. Herr
Delbrück, der ihn gegen den junkerlichen Angriff zu schützen sucht, sagt zur Be-
gründung dieses Standpunktes im neuesten Hefte der „Preußischen Jahrbücher“:
„Ein Sozialdemokrat, angenommen Naumann sei es wirklich, was er noch lange
ıicht ist, ein Sozialdemokrat also, der für die Getreidezölle und für alle noth-
vendigen Bewilligungen für die Wehrkraft des Deutschen Reiches zu Wasser und
u Lande eingetreten ist, wie es Herr Naumann gethan hat, ein solcher Sozial-
ıemokrat ist immerhin unter Umständen ein sehr schätzenswerther Bundesgenosse.“
Diese Sprache zeichnet sich durch ihre Offenheit aus. Herrn Naumann soll sein
Rebelliren gegen die sozialen Bedrückungen der Landjunker gestattet werden, falls
r nur sonst stramm für die Interessen der herrschenden Klassen eintritt. Herr
Delbrück sieht weiter als die „Konservative Korrespondenz“; er rechnet nicht mehr
nit der aussichtslosen Hoffnung, die proletarische Landbevölkerung, die sich den
Schlaf aus den Augen zu reiben beginnt, noch einmal gründlich einschläfern zu

können; er will sie mit den geistlichen Rebelliönchen gegen die kleinen Quälereien des Junkerthums beschäftigen, ehe sie durch weiteres Nachdenken auf die Grundursachen ihres Elends geräth. Gewiß liegen Herrn Naumann solche mephistophelische Plänchen fern, aber sein Protektor Delbrück zeigt ihm die schiefe Stellung, worin er sich auch nach seinem kräftigen Widerstande gegen die „Konservative Korrespondenz“ noch immer befindet. Sollte seine Agitation von den herrschenden Klassen wirklich weiter geduldet werden, so doch nur in der Erwartung, daß sie von diesen Klassen einmal zur besseren Betölpelung der arbeitenden Klassen ausgenützt werden kann, und das ist für einen ehrlichen Mann keine erfreuliche Aussicht.

Herr Delbrück selbst ist inzwischen auch ein Märtyrer seiner Ueberzeugung geworden. Wie er mittheilt, soll er wegen Beleidigung der politischen Polizei vor dem Gericht des Herrn Brausewetter erscheinen. Die Sache ist außerordentlich bezeichnend für den Septemberkurs. So sehr viel hatte Herr Delbrück eigentlich nicht gegen ihn einzuwenden. Schreibt er doch in der neuesten Nummer seiner Zeitschrift, nachdem er den Schrei der Entrüstung erwähnt hat, den er mit seinem glücklich organisirten Organ über die Sedanartikel der sozialdemokratischen Presse hat durch Deutschland gehen hören: „Wo ist diese Stimmung geblieben? Sie ist verdrängt durch allerhand zweifelnde Erwägungen, ob die sozialdemokratischen Redakteure, die für jene Artikel verantwortlich waren, wirklich vor dem rechten Gerichte und nach der Vorschrift des Gesetzes bestraft worden seien. Das beleidigte Rechtsgefühl, das diesen Leuten eine empfindliche Lektion gönnte, ist befriedigt, und das ist gut, aber es ist nicht alles. Das Rechtsbewußtsein verlangt auch, daß die Auslegung des Gesetzes eine richtige war, und das wird in den besten und weitesten Kreisen unseres Volkes bezweifelt.“ Es muß eine ganz besondere Sorte von „Rechtsgefühl“ sein, die politischen Gegnern „eine empfindliche Lektion gönnt“ und sich durch die Applizirung dieser Lektion „befriedigt“ fühlt, obschon ihr „Bewußtsein“ sagt, daß dabei die Strafgesetze zu Unrecht angewendet worden sind. Ueber den Hund kommt Herr Delbrück weg, aber nicht über den Schwanz. Sein „Rechtsgefühl“ ist befriedigt, aber sein „Rechtsbewußtsein“ murrt weiter.

Jedoch der Septemberkurs verlangt unbedingte Anbetung. Da Herr Delbrück schon seit längerer Zeit gegen die gerichtliche und polizeiliche Drangsalirung der Sozialdemokratie aus seinem dunklen Drange heraus sich aufgelehnt hat, so muß er als Delinquent vor Herrn Brausewetter erscheinen. Allzu tragisch wird er hoffentlich sein Schicksal nicht nehmen. Die Anklage ist eine erfreuliche Reklame für seine Zeitschrift, und Herr Delbrück kann die Früchte dieser Reklame mit gutem Gewissen pflücken, da er sie ja nicht selbst gemacht hat. Auch wenn wir ihm für seine abgeschmackten Redereien über die Sedanartikel der sozialdemokratischen Presse eine „empfindliche Lektion gönnten“, was wir nicht thun, wäre er hinreichend vor solcher Lektion gesichert. Uns interessirt an dem ganzen Falle nichts, als die Rigorosität des Septemberkurses, der sich nicht einmal mehr die kleinen Mucken gefallen lassen mag, durch die der deutsche Professor sein Gewissen zu salviren gewohnt ist. Wie kleinlich erscheinen doch alle diese von der bürgerlichen Presse als Haupt- und Staatsaktionen behandelten Dinge, verglichen mit der imposanten Antwort, welche die proletarischen Wähler von Dortmund dem Septemberkurse gegeben haben und dem von Herrn Delbrück gehörten „Entrüstungsschrei ganz Deutschlands“ dazu. Wenn die Herren doch nur endlich so viel begreifen wollten, daß die deutschen Arbeiter keine Eunuchen, sondern Männer sind, daß sie Schlag mit Schlag erwidern und von ihrer Presse die entschiedenste,

klarste und konsequenteste Politik verlangen. Sie machen nicht in „Entrüstungsschreien“, aber sie setzen, wo es Noth thut, auf einen Schelmen anderthalbe.

Es hieße die Bedeutung des Dortmunder Wahlsieges sehr unterschätzen, wenn man ihn nach dem Muster der Herren Delbrück und ähnlicher Leute als bloßen Protest gegen den Septemberkurs auffassen wollte. Gewiß spielt auch dieser Gesichtspunkt mit, aber doch nur in dem mehr negativen Sinne, daß durch den ganzen Feldzug, der seit der Sedanfeier gegen die Sozialdemokratie geführt worden ist, kein klassenbewußter Arbeiter sich in seiner Ueberzeugung hat beirren lassen. Aber die Vorstellung, als ob ohne den Septemberkurs eine heftige Fahnenflucht aus der sozialdemokratischen Partei stattgefunden haben würde wegen der Sedanartikel der sozialdemokratischen Presse, ist eine kindliche, um nicht zu sagen kindische Einbildung. Das Ergebniß der Dortmunder Wahl bestätigt die Proteste gegen die Sedanfeier mindestens ebenso sehr, wie sie dem Septemberkurs ins Gesicht schlägt. Wir haben uns über die Stellung der Arbeiterklasse zum Reiche erst kürzlich ausgelassen, möchten heute aber noch einen besonders schlagenden Beweis dafür beibringen, mit welcher schier unglaublichen Dreistigkeit die offiziellen Sieger von Sedan, wo sie unter sich sind, über das klassenbewußte Proletariat herfallen, über dasselbe klassenbewußte Proletariat, von dem die komischen Leute verlangen, daß es ihre „nationalen Gedenktage“ mitfeiern soll. Dieser Beweis findet sich in dem sozusagen offiziellen Geschichtswerke über Sedan, in Sybels „Begründung des Deutschen Reichs durch Wilhelm I.“ Wie bekannt, ist Sybel vor einigen Monaten gestorben, und wir haben die zahlreichen Nekrologe, die ihm in der bürgerlichen Presse gewidmet worden sind, genau verfolgt, um zu sehen, ob nicht Einer dieser Braven so viel wissenschaftliches Ehrgefühl besitzen würde, um neben allen Lobhudeleien ins Aschgraue, die er sonst dem Historiker des neuen Deutschen Reichs widmen mochte, mit einer schüchternen Silbe anzudeuten, daß Sybel über die Sozialdemokratie im Deutschen Reiche doch nicht ganz zutreffend berichtet habe. Aber nicht Einer ist der Ehrenmann gewesen, und so gewinnt es ein doppeltes Interesse, einmal festzustellen, was der amtliche Herold des heiligen Sedan über die deutschen Arbeiter in seinem siebenbändigen Geschichtswerke zusammengelästert hat.

Der amtliche Herold, sagen wir, denn bekanntlich war Herr v. Sybel Direktor der preußischen Staatsarchive, die er mit ungeschminkter Parteilichkeit allen oder so gut wie allen ehrlichen Geschichtsforschern verschloß, die er nur oder fast nur den glücklichen Geistern öffnete, denen ein gnadenreicher Gott die beseligende Erkenntniß gab, daß die Hohenzollern in die Welt geschickt seien, um die Menschheit überschwänglich zu beglücken. Es war eine Ironie des Schicksals, daß Herrn v. Sybel schließlich selbst die Archive gesperrt wurden, weil er noch immer nicht genug an Hohenzollern-Bewunderung leistete und durch die dankbare Reklame für seinen Gönner Bismarck die unsterblichen Verdienste Wilhelms des Großen in höherem Grade verdunkelt haben sollte, als der ersterbenden Unterthanentreue erlaubt ist. Indessen darüber, sowie über die sonstigen greulichen Klitterungen des „grrroßen Werks“ können und wollen wir uns hier nicht weiter verbreiten. Uns kommt es einzig auf die gemeinen Schmähungen der Arbeiterklasse an, mit denen der patentirte Geschichtschreiber des neuen Deutschen Reichs die deutschen Arbeiter überschüttet hat. Und auch dabei werden wir noch sehr mit Auswahl verfahren. Wir sind großmüthig genug, es Herrn v. Sybel nicht zu verdenken, wenn er die revolutionäre Arbeiterbewegung als einen Kampf der schwachen und dummen Menschen gegen die starken und klugen schildert. Wir glauben es sogar gern, wenn er verkündet, daß die deutsche Bourgeoisie bei

„ernstlich wirksamer Gefahr“ des Kommunismus sich jubelnd in die Arme eines bluttriefenden und meineidigen Schuftes werfen werde, wie 1851 die französische Bourgeoisie. Wir geben zu: das sähe ihr ganz ähnlich, und Herr v. Sybel mag in diesem Punkte wohl der richtige Herzenskündiger seiner Klasse sein. Wir wollen es auch nicht als wissentliche Fälschung, sondern nur als berufsmäßige Unwissenheit des preußischen Historikers hinnehmen, wenn er schreibt: „Der neuerliche Gegenvorschlag des Herrn v. Vollmar, die Herrenäcker unter die Knechte zu vertheilen, läßt diesen als den besser unterrichteten und deshalb gefährlicheren Demagogen erkennen.“ Wenn die „gebildeten“ Leser der Bourgeoisie so unwissend sind, sich solchen Unsinn eintrichtern zu lassen, weshalb sollte Herr v. Sybel sich große Mühe geben, um sich „besser zu unterrichten“ und seinem Ansehen als königlich preußischer Geschichtsforscher dadurch „gefährlicher“ zu werden. Wir beschränken uns darauf, ein paar Fälle hervorzuheben, in denen jede Ausflucht eines guten Glaubens unrettbar abgeschnitten ist, in denen Herr v. Sybel absichtlich und wider besseres Wissen die thatsächliche Lage der Dinge auf den Kopf stellt, um die deutsche Arbeiterklasse zu verleumden.

So schreibt er: „Das Verfahren der im Ausstande befindlichen Schaar, die fortarbeitenden oder neueintretenden Werkleute mit Waffengewalt zum Ausstande zu zwingen, wird aller Orten so weit möglich geübt und laut als unveräußerliches Freiheitsrecht verkündet.“ Daß dies gelogen war, wußte Herr v. Sybel, und ebenso log er absichtlich, wenn er schrieb: „Lassalle schlug das Verfahren vor, daß der Staat jeder Arbeitergenossenschaft ein Kapital vorschieße zur Gründung einer Fabrik auf eigene gemeinschaftliche Rechnung, und sprach zugleich die Hoffnung aus, eine solche Gesellschaft werde sehr rasch in die Lage kommen, aus dem Ertrage der Fabrik dem Staate den geleisteten Vorschuß mit Zinsen zurückzuzahlen. Diese Anweisung auf die Beistandspflicht des Staates zündete unter den deutschen Arbeitern; mehrere Tausende schlossen sich der neu aufgehenden Hoffnung an, wandten Schulze-Delitzsch den Rücken und traten in Genossenschaften zur Gründung von Produktiv-Assoziationen mit Staatshilfe zusammen. Allein die praktische Ausführbarkeit des Vorschlags zeigte sich nur in seltenen Fällen erreichbar, selbst wo sich die dazu nöthigen Kapitalien auftreiben ließen. Für jede Fabrik, deren Thätigkeit eine komplizirtere Technik voraussetzt, erwies sich die republikanische Verwaltung durch die Arbeiter als unbrauchbar. Wo diese aber bei einfachen Betrieben ausreichte und gedieh, so daß die Zahl der Arbeiter vermehrt werden mußte, dachten die ursprünglichen Genossen nicht daran, die neuen Gehilfen in ihre Genossenschaft aufzunehmen. Sie fühlten sich jetzt als Eigenthümer, fielen in die geächtete kapitalistische Wirthschaft zurück und nahmen ganz einfach die Neuen als Lohnarbeiter an. Als diese sich beschwerten, war die bündige Antwort: Wir haben zehn Jahre Mühe und Arbeit gehabt, um ein Vermögen zu sammeln; Ihr habt an der Arbeit keinen Theil genommen: mit welchem Rechte verlangt Ihr heute Antheil an der Frucht der Arbeit? Die Widerlegung war schlagend und traf das ganze sozialdemokratische System.“ So Herr v. Sybel. Nach ihm ist die deutsche Sozialdemokratie an der praktischen Ausführung von Lassalles Produktiv-Assoziationen historisch untergegangen, und wenn sie dennoch weiter lebt, so beweist sie damit eben, wie unhistorisch sie ist.

Liest man dergleichen Zeug, so ist man im ersten Augenblick starr vor Verwunderung. Man fragt sich: wie kann ein berühmter Historiker der Bourgeoisie, ein hochgestellter Staatsbeamter derartiges, rein aus den eigenen Fingern gesogenes Geschwätz dem „gebildeten“ Publikum als historische Wahrheit vorsetzen? Wie kann ein „gebildetes“ Publikum solchen Spülicht gierig als reine Wissenschaft verschlingen?

Indessen findet man beide Fragen schon in Lassalles Bastiat-Schulze verhandelt, in der „melancholischen Meditation“ über die „entsetzlichen Geisteskrüppel“ u. s. w.
Und nicht zu vergessen — richtig verstanden hat Herr von Sybel „Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.“ schon. Was er über die deutsche Arbeiterklasse sagt, das sagt er im Geiste des heiligen Sedan. Und so mag sich Herr Delbrück nur über den „Entrüstungsschrei ganz Deutschlands“ beruhigen: der Ausfall der Dortmunder Wahl war nicht nur eine Quittung über den Septemberkurs, sondern auch über den Sedanrummel, des Essener Meineidsprozesses nicht zu vergessen und was sonst noch die bürgerlich-kapitalistische Reaktion seit den letzten Monaten auf dem Kerbholze hat.

Der Weltmarkt und die Agrarkrisis.*

Von **Parvus.**

1. Zur Einleitung.

Der Einfluß des Weltmarkts auf die Produktion innerhalb der einzelnen Nationen ist bereits zum Gemeinplatz geworden. Dennoch ist dieser Einfluß noch sehr wenig erforscht. Die gewöhnliche Auffassung begnügt sich hier mit der einfachen Konstatirung der einzelnen Erscheinungen. Man weiß, der europäische Getreidebau leidet unter der Entwicklung des Getreideweltmarkts, man weiß, daß die europäische Schafzucht zurückgeht in Folge der Entwicklung des australischen Wollexports, daß die Lage der europäischen Baumwollindustrie wesentlich bestimmt wird durch den Ausfall der amerikanischen und ostindischen Baumwollernten, und Aehnliches mehr. Das sind aber nur die augenfälligen Zusammenhänge, die sich schon aus der Analogie mit der inneren Entwicklung des nationalen Markts aufdrängen. Der Weltmarkt erscheint hier nur als erweitertes Absatzgebiet und Produktionsfeld und nicht in seinen *kapitalistischen* Eigenschaften, als *spezifisch kapitalistischer Markt*. Die Konkurrenz, die hier ins Auge gefaßt wird, ergiebt sich schon aus der Entwicklung der Verkehrsmittel und verräth in nichts, daß es sich dabei um Entwicklungserscheinungen der *kapitalistischen Weltproduktion* handelt.

Es giebt aber andere Zusammenhänge. Der Weltmarkt kann, und selbst in seinen Einzelerscheinungen, nur begriffen werden, wenn man ihn als Ganzes faßt, in der ungeheuren Mannigfaltigkeit seiner Beziehungen, Verbindungen und Verhältnisse, die aber zusammen nur der Ausdruck sind der kapitalistischen Produktion.

Es ist eine große revolutionäre Eigenschaft des Kapitalismus, daß er die lokalen, natürlichen und technischen Abgrenzungen der Produktion ökonomisch überwindet und so erst eine gesellschaftliche Produktion in großem Maßstabe schafft. Dieses Ergebniß wird erzielt nicht blos durch die gesellschaftliche Arbeitstheilung, nicht blos durch die Verkehrsmittel und nicht blos durch die Waarenproduktion, sondern außerdem und dies alles durchdringend und bestimmend durch die Reproduktion und Akkumulation des Kapitals.

---

* Die statistische Hauptquelle dieser Untersuchung sind die englischen Blaubücher: Statistical abstract for the principal and other foreign countries, Statistical abstract for the United Kingdom, Statistical abstract for colonial and other possessions in verschiedenen Jahrgängen. Wo diese im Stiche ließen, wurde die übrige amtliche Statistik Großbritanniens und der anderen Länder zu Rathe gezogen. Von den allgemeinen Uebersichten nennen wir die bekannten Neumann-Spallartschen resp. von Juraschekschen. Einiges ist auch Conrads Handwörterbuch der Staatswissenschaften entnommen.

Die erweiterte Reproduktion des Kapitals, die Nothwendigkeit, den Produktionsprozeß stets in erweitertem Umfange zu erneuern, ist es, die das Absatzgebiet und das Produktionsfeld fortgesetzt ausdehnt, die Produktion intensifizirt, die alten Produktionsarten zerstört oder kapitalistisch umgestaltet, die entferntesten Länder in den Produktionsbereich des Kapitals zieht.

Die nationalen Produktionen werden miteinander verbunden, aber nur, um dann ihren nationalen Charakter zu verlieren. An Stelle des Internationalismus tritt der Kosmopolitismus. Die nationalen Produktionen verlieren ihre Selbständigkeit. Sie werden zu untergeordneten, zusammenhängenden, einander wechselseitig bedingenden Theilen eines Produktionsganzen, das in keiner Nation liegt, und das ist eben der Weltmarkt.

Je mehr die Entwicklung in dieser Richtung fortschreitet, desto weniger ist man im Stande, die Schicksale der nationalen Produktion vom nationalen Standpunkte, selbst unter dem Korrektiv der internationalen Konkurrenz, zu beleuchten, sondern man wird genöthigt sein, sie aus der Entwicklung des Weltmarkts abzuleiten.

Wir sind auch jetzt schon so weit, daß die ernste Erforschung jeder ökonomischen Erscheinung von größerer Tragweite mit Nothwendigkeit auf den Weltmarkt als den Knotenpunkt der Produktionsbeziehungen zurückführt. Vieles, was soeben erst klar erschien, zeigt sich dann als ein vertracktes, komplizirtes Ding. Man sagt zum Beispiel, der niedrige Getreidepreis sei bedingt durch den großen Zufluß amerikanischen Getreides nach Europa. Es genügt zu fragen: aber wodurch wird diese Zufuhr bedingt und wo liegen die Grenzen der normalen gegenüber der übermäßigen Zufuhr? — und man wird in eine Masse von Zusammenhängen eingeführt, die unentwirrbar ist, so lange man nicht die im Weltmarkt sich vollziehende große Verallgemeinerung und Vereinheitlichung der kapitalistischen Produktion begreift. Dann aber zeigt es sich, daß dieser Zusammenhang zwischen Getreidepreis und Getreidezufuhr ein sehr oberflächlicher ist, daß man mit fast dem gleichen Recht das Umgekehrte sagen könnte, nämlich daß die große amerikanische Zufuhr durch die niedrigen europäischen Preise bedingt sei, daß aber vor allem, obwohl zweifellos der landwirthschaftliche Produktionscharakter Europas und Amerikas bestimmend sei für die Getreidepreise, dennoch diese und die Bewegungen des Getreidemarkts noch von einer Menge anderer Umstände abhängen, kurz, daß die landwirthschaftliche Produktionsentwicklung der einzelnen Länder nur im Zusammenhange der kapitalistischen Weltproduktion zu begreifen sei.

Die Produktion wird zur Weltproduktion. Die ökonomischen Zustände der einzelnen Länder werden immer mehr durch Zusammenhänge bestimmt, die außerhalb ihrer politischen Machtsphäre liegen. Die Staatspolitik wird zum Spielball des Weltmarkts. Die Bourgeoisie zeigt sich immer weniger im Stande, ihre eigenen Schicksale zu meistern, und um ihre nationalen politischen Richtungen zu begreifen, wird es nothwendig, die Lage des Weltmarkts zu studiren.

Es soll nun der Versuch gemacht werden, die jetzige ökonomische und politische Situation in Europa und besonders in Deutschland auf Grund der thatsächlichen Entwicklung des Weltmarkts zu beleuchten. Es werden dadurch auch die landwirthschaftlichen Zustände und die damit zusammenhängenden politischen Bewegungen von einem Gesichtspunkte aus aufgeklärt, der bis jetzt außer Acht gelassen wurde.

Selbstverständlich kann es sich nicht darum handeln, im Rahmen einer Wochenschrift eine vollkommene und umfassende wissenschaftliche Darlegung dieser äußerst komplizirten Verhältnisse zu geben. Wir werden uns damit begnügen, die allgemeinen Zusammenhänge anzudeuten.

2. England und Europa.

Jede Untersuchung des Weltmarkts wird noch immer England im Vorder-
rund haben. Erstens, weil dessen Weltmarktsverkehr noch immer quantitativ
er hervorragendste. Zweitens, weil England, Dank seinem Kolonialbesitz, seiner
nächtigen Flotte und seiner kolossalen Baumwollindustrie, den asiatischen und
ustralischen Handelsverkehr, also den Handel mit den Ländern des stillen Ozeans
eherrscht. Noch Anfangs der siebziger Jahre hatte es auch die Herrschaft über
en Atlantischen Ozean, so daß der gesammte überseeische Markt in seiner Macht
var. Das ist jetzt nicht mehr der Fall.

Noch wichtiger ist die Bedeutung Englands für die Entwicklung des
Veltmarkts. Denn jede neuaufkommende nationale Industrie hatte sich vor
llem mit England auseinanderzusetzen.

Bis tief in die fünfziger Jahre hinein beherrschte England den Weltmarkt.
Sein einziger ernster Konkurrent war Frankreich. Allein Frankreichs Industrie trug
inen besonderen Charakter. Dominirend war hier die Seidenmanufaktur, die in
England nie zu einer gleich großen Entwicklung gelangte. Außerdem hatte Frank-
eich schon damals seine spezialen Industrien. Direkt wettbewerbend mit England
rat es nur in der Wollmanufaktur auf. Doch erreichte die französische Ausfuhr
von Wollefabrikaten kaum zwei Drittel der englischen, die übrigen Länder standen
aber noch weit hinter Frankreich zurück, so daß Großbritanniens Ausfuhr 50 bis
60 Prozent der gesammten Weltmarkts-Zufuhr von Wollwaaren absorbirte.
Absolut herrschend, ohne jede nennenswerthe Konkurrenz, war England in der
Baumwoll- und in der Maschinenindustrie.

Das allgemeine Verhältniß war dieses: England bezog industrielle Roh-
stoffe aus den Kolonien und aus den Vereinigten Staaten und bezahlte theils
mit Fabrikaten, theils in Gold und Silber. In Europa und wiederum in den
Vereinigten Staaten tauschte es Lebensmittel, fast durchweg landwirthschaftliche
Produkte, dann Halbfabrikate, wie Häute, Metalle, gegen Fabrikate ein. So war
England die große Weltfabrik, und die meisten anderen Ländern standen zu ihm,
wenn nicht politisch, so doch ökonomisch im Verhältniß der kapitalistischen Kolonie.

In allen anderen Ländern, ausgenommen England, dessen kapitalistische
Industrie, weil sie als erste auf dem Plane erschien, den Weltmarkt frei fand,
zum Theil erst erzeugte, mußte also jede sich entwickelnde nationale kapitalistische
Produktion mit einer Rebellion gegen England beginnen. Es ist bekannt, welche
Rolle dabei die Schutzzölle spielten. Doch nicht darauf kommt es für uns an,
sondern auf die produktiven Zusammenhänge, die durch die fortschreitende Ent-
wicklung der kapitalistischen Produktion in Europa zwischen dem Kontinent und
England geschaffen wurden.

Für jede neu auftretende kapitalistische Industrie ist die erste Frage die
des Absatzes. Es scheint nun selbstverständlich zu sein, daß eine derartige
Industrie ihren Markt in Ländern suchen und finden wird, in denen eine ihr
gegenüber rückständige Produktionsart herrscht. So war es ja auch mit der
englischen Industrie, die ihren Markt auf dem produktiv rückständigen Kontinent
und in den Kolonien fand.

Allein das wurde eben anders für die europäischen Industriestaaten, die
nach England auf den Weltmarkt kamen. (Unsere Untersuchung wird später zeigen,
wie durch Nordamerika, Ostindien, Japan und zum Theil Rußland, ein neues
drittes Stadium der Entwicklung eintritt.) Die überseeischen Kolonien waren die
einzigen Länder, denen sie ökonomisch überlegen waren, aber in diesen herrschte
England. Wohin also die Waaren absetzen?

Zunächst bot sich der innere Markt dar. Dieser, den England selbst ge schaffen durch Vernichtung oder doch Zurückdrängung der entsprechenden Handwerk und primitiven Hausindustrien und durch Erweckung des Bedürfnisses für sein Fabrikate, hatte noch die Annehmlichkeit, durch Zölle geschützt werden zu können Jedoch der nationale Markt allein genügt für die kapitalistische Produktion nicht Der auswärtige aber wurde geöffnet gerade in den industriellen Ländern, un allen voran in England. Diese Rolle der industriellen Länder als Absatzgebie für die neuauftauchenden nationalen Industrien war so wichtig, daß z. B. i Deutschland zur Zeit seiner ersten großen Produktionsentwicklung, Anfangs de siebziger Jahre, die englische Einfuhr nicht abnahm (wie in Oesterreich), sonder stieg. Deutschlands Industrie brauchte also zunächst keineswegs die englische vom inneren Markt zu verdrängen, um sich entwickeln zu können.

Wie kommt es aber, daß die verspäteten europäischen Industrien mit der ihnen vorangehenden in Ländern, die ihnen produktiv untergeordnet sind, nich konkurriren konnten, wohl aber in diesen Ländern einer alten eingebürgerten Industrie selbst einen Absatz fanden? Die Erklärung dieses scheinbaren Widerspruchs ist nicht schwer.

Die Länder mit rückständiger Produktionsweise waren für Europa, wi erwähnt, die überseeischen Gebiete. Der Handelsverkehr mit ihnen erfordert vo allem eine große Handelsflotte. Diese aber setzt, sintemalen es sich nicht meh um Ausraubung großer Kolonialgebiete handelt, bereits einen ziemlichen Grad der industriellen Entwicklung voraus.

Die Hauptsache aber ist, daß je rückständiger die gesellschaftliche Produktionsweise, desto beschränkter, quantitativ und qualitativ, der Waarenbedarf. Meistens bezieht sich dieser nur auf ein paar Artikel, die zur Produktionsspezialität des mit diesen Ländern in der nächsten Verbindung stehenden Industrielandes werden. Das Hauptgewicht in dem Handelsverkehr liegt hier deshalb in der Einfuhr und nicht in der Ausfuhr. Erst mit ihrer fortschreitenden kapitalistischen Umgestaltung wird das anders.

Dagegen lagen den jungen europäischen Industrien die alten kapitalistischen Länder schon deshalb als Absatzgebiet am nächsten, weil sie bereits in einer ausgedehnten Handelsverbindung mit ihnen standen. Ja, es waren vielfach englisches oder französisches Kapital, englische oder französische Ingenieure und Maschinen, die von auswärts ihrem Heimathlande Konkurrenz machten. Dazu kommt, daß der Bedarf dieser Länder ein viel reicherer ist und deshalb eine größere Spezialisirung und Ausnützung der besonderen natürlichen oder ökonomischen Produktionsvortheile zuläßt. Endlich kommt für England noch in Betracht, daß dort, gerade infolge der frühen Entwicklung einer Produktion für den Weltmarkt, die Produktion für den eigenen Landesbedarf relativ zurückstand. Man hat dabei nicht blos den großen Gegensatz zwischen der landwirthschaftlichen und industriellen Entwicklung ins Auge zu fassen, sondern, theils damit zusammenhängend, die Produktion einer Anzahl von Massengebrauchs- und auch Luxusartikel.

Das waren die Verhältnisse des Weltmarkts, unter denen die Industrien des europäischen Festlandes, vor allem jene Deutschlands, sich entwickelten.* Das

* Es ist eine eigenartige Erscheinung, daß die kapitalistische Entwicklung Rußlands von der Deutschlands so weit hinter sich gelassen, auch von der Nordamerikas und nunmehr sogar Japans und Ostindiens überholt wurde. Dieser Umstand beweist aber schon von selbst, daß der Grund davon nicht, wie die russischen „Narodniki“ es annehmen, in dem Mangel an einem „auswärtigen Markte“, worunter sie einen kolonialen Markt verstehen, liegt. Denn seitdem dieser Mangel an einem „auswärtigen Markte“ von den

war in sehr bedeutendem Maße bestimmend für den Charakter, den die deutsche Produktionsentwicklung annahm. Ueber diesen selbst weiter unten.

Um unsere allgemeinen Erörterungen zu bekräftigen, genügt Folgendes:

Es betrug 1893 die Ausfuhr nach dem übrigen Europa in Theilen der Gesammtausfuhr: in Deutschland 76 Prozent, in Frankreich 74 Prozent.

Dagegen machte der Export Großbritanniens nach dem übrigen Europa, ebenfalls in Theilen der Gesammtausfuhr ausgedrückt, folgende Bewegung durch:

1871—75 . . .	49 Prozent	1885—90 . . .	41 Prozent
1876—80 . . .	48 „	1890—94 . . .	41 „
1881—85 . . .	43 „		

„Narodniki“ als Unterpfand der Verewigung des primitiven Kommunismus der russischen Dorfgemeinde konstatirt wurde, haben alle genannten Länder, eines nach dem anderen, ihren auswärtigen Markt „entdeckt“!

Thatsächlich ist in Bezug auf die Entwicklung eines kolonialen Absatzgebietes Rußland viel günstiger gelegen als zum Beispiel Deutschland, es hat sogar eine ausnahmsweise günstige Stellung. Durch das Schwarze Meer besitzt es eine Verbindung mit Süd- und Ostasien und den übrigen Ländern des Stillen Ozeans, wie sie nur noch von den Ländern des Mittelmeeres erreicht wird. Durch die sibirische Eisenbahn, die ja nunmehr gebaut wird, setzt es sich in eine direkte Verbindung mit China, Japan und Nordamerika. Durch die Besiedelung der fruchtbaren sibirischen Ebene kann es die ökonomische Grundlage schaffen zur Bildung eines Industriegebiets von größter Bedeutung und mit dem weitesten Absatzgebiet. Das alles und noch vieles Andere wäre schon längst geschaffen worden, wenn Rußland bereits ein industrielles Land wäre. Und dies ist der springende Punkt: nicht weil Rußland keinen Kolonialmarkt hat, verlangsamt sich seine industrielle Entwicklung, sondern weil die industrielle Entwicklung so langsam ist, deshalb hat es sich den Kolonialmarkt noch nicht erschlossen.

Die Entwicklung der Industrie in Rußland wurde aber aufgehalten durch zwei Umstände, die die Ausdehnung des inneren Markts hemmten: den Dorfkommunismus und den Absolutismus. Der Dorfkommunismus bewährt sich zwar in seiner viel gerühmten Eigenschaft der Hintanhaltung der Proletarisirung nicht gar sehr, desto vollkommener aber in dem Prozeß der nicht proletarischen Verelendung. Er schafft elende Subjekte, die nur deshalb keine Proletarier werden, weil sie an die Scholle gefesselt sind, weil sie keine freie Verfügung haben über ihre Arbeitskraft, die sich also vom Proletariat nur durch ihre Unfreiheit unterscheiden. Er erzeugt ökonomische Gestalten, die noch tief unter dem Proletariat stehen, die reif sind für die Schuldknechtschaft und Leibeigenschaft. Er unterhält auf dem Lande eine ungeheure Uebervölkerung, die jede wirthschaftliche Besserstellung des Bauernthums unmöglich macht. Aber gerade dieses Bauernthum sollte in Rußland, wo es an einer gewerblichen Städtebildung mangelte, den inneren Markt abgeben (so war es nicht die Konkurrenz des Handwerks, sondern vielmehr der Mangel an dieser Konkurrenz, der die Entwicklung der Industrie in Rußland hinderte).

Der Absolutismus, beruhend auf bureaukratischer Zentralisation, erschöpft die Mittel des Landes zum Zwecke des Militarismus und um eine unnütze Beamtenschaar aufzupäppeln. Er ruinirt durch übermäßigen Steuerdruck die Bauernwirthschaft und dadurch die ökonomischen Quellen des Landes.

Eine demokratische Regierung hätte in Rußland vor allem die Aufgabe, einen Theil des existenzlosen Bauernthums, das sich in den Zentralgouvernements zusammenhäuft, nach den kulturfähigen Gebieten Sibiriens abfließen zu lassen. So befreit von der Uebervölkerung und unter vermindertem Steuerdruck würde sich hüben wie drüben ein wohlhabendes Bauernthum entwickeln, das freilich mit den letzten Resten des Gemeindekommunismus aufräumen würde. Rußland würde dann eine analoge ökonomische Entwicklung durchmachen wie Nordamerika.

Anders in jeder Beziehung würde sich die Situation gestalten, wenn über die ökonomischen Schicksale Rußlands eine sozialrevolutionäre, auf einen europäischen proletarischen Staat sich stützende Regierung zu entscheiden hätte.

Währenddem England drei Fünftel seines Absatzes außer Europas führt, geben Deutschland und Frankreich im Gegentheil drei Viertel ihres Waarenexports nach Europa ab. England wird in der Bewegung des europäischen Waarenmarkts von den übrigen Staaten wenigstens relativ immer mehr zurückgedrängt.

Wir haben schon darauf hingewiesen, daß der erste industrielle Aufschwung Deutschlands von einer Steigerung der englischen Waarenzufuhr begleitet war. Das hielt nicht lange an, und die Krise von 1873 war die große Auseinandersetzung vor allem zwischen Deutschland und England. Nicht der „Schwindel" erzeugte die siebziger Krise, sondern die Ueberproduktion. Was von Haus aus Schwindel war, gab nicht den Ausschlag, das Andere wurde aber in dem Moment Schwindel, wo die Ueberproduktion eintrat. Diese hatte sich aber für Oesterreich, in dem die Krise zuerst ausbrach, bereits 1872 angekündigt durch den Rückgang der Ausfuhr um etwa 17 Prozent, um mehr als ein Sechstel.

Jedenfalls war die siebziger Krise insofern entscheidend, als durch die allgemeine Depression des Markts die Frage gestellt wurde: Wer weicht zurück und wer behauptet den Platz? Die Entscheidung zeigen die Zahlen der Ausfuhr.

Es betrug die Ausfuhr in Millionen Pfund Sterling:

Im Jahre	In Großbritannien	In Deutschland
1870	244	—
1871	283	—
1872	314	116
1873	311	115
1874	297	117
1875	281	124
1876	256	127
1877	252	138
1878	245	144

Man sieht, die Ausfuhr Englands ist unter der Krise unausgesetzt stark zurückgegangen, während die Ausfuhr Deutschlands unausgesetzt stieg — trotz der Krise. Dadurch hat es sich seine Stellung auf dem Weltmarkt erobert.

Die Handelsbeziehungen Englands zu Deutschland und Frankreich haben sich seit den siebziger Jahren total verändert.

Es betrug in Millionen Pfund Sterling:

Im Jahre	Im Verkehr mit Deutschland		Im Verkehr mit Frankreich	
	Einfuhr von	Ausfuhr nach	Einfuhr von	Ausfuhr nach
1871–75	100	187	208	148
1876–80	118	146	213	136
1890–94	132	137	220	110

Im Verkehr mit beiden Ländern hat die Einfuhr von diesen nach England zugenommen und die Ausfuhr von England nach ihnen abgenommen. Nunmehr empfängt England 20 bis 25 Prozent der gesammten deutschen Ausfuhr.

Eine Industrie, die für Europa und in erster Linie für England produzirt, muß einen anderen Charakter tragen als eine Industrie, deren Absatzgebiet in den Kolonien liegt. Die Untersuchung der deutschen Industrie ihrer Art nach wird diesen Unterschied deutlicher zeigen. (Fortsetzung folgt.)

Geheimwissenschaft und — Eusapia.

Von Ed. Bernstein.

London, den 4. November 1895.

Wieder ist eine jener Personen, die, selbst jeder wissenschaftlichen Bildung bar, es verstehen, eine gewisse Klasse von Gelehrten an das Unmögliche glauben zu machen, des gewöhnlichen Betrugs überführt, als vermittelndes Wesen — „Medium“ — nachgewiesen worden nicht zwischen einer erkannten und einer unerkannten Welt, bezw. erkannten und unerkannten Kräften, sondern zwischen überlegender und überschnappender Folgerungsweise. Es ist noch gar nicht lange her, daß die Wundergeschichten, mit denen die Theosophisten ein großes Publikum seit Jahren hinters Licht geführt haben, als gemeiner Schwindel aufgedeckt worden sind, und jetzt haben wir nach der „sehr enthüllten Isis“ — dies der Titel der Abhandlung, die einen Hauptleiter der Theosophistengesellschaft als Erzschwindler aufwies — die sehr blosgestellte Eusapia.

Die Mehrheit der Leser dieser Zeitschrift werden so wenig wie der Schreiber dieser Zeilen bisher eine Ahnung gehabt haben, wer die Trägerin dieses wundervollen Namens ist, der gleichzeitig griechisch und lateinisch schielt. Sie werden aber hoffentlich einen gehörigen Respekt vor ihr bekommen, wenn sie erfahren, daß Eusapia Paladino — wie ihr voller Name lautet — u. A. von Männern wie Herr Richet, Professor der Physiologie und Leiter der „Revue Scientifique“, Dr. Charles Ségard, Oberarzt der französischen Marine, Professor Schiaparelli, der berühmte Mailänder Astronom, Professor Lombroso, der weltbekannte Anthropologe, die Professoren Oliver Lodge und Henry Sidgwick von der Universität Cambridge und, damit Deutschland nicht fehlt, Dr. v. Schrenck in München — daß diese jetzt etwa vierzig Jahre alte ungebildete Neapolitanerin von den genannten und noch vielen anderen Vertretern der Wissenschaft durchaus ernst genommen, als die Trägerin unerkannter Kräfte mit Staunen betrachtet wurde. Diese Herren mußten doch nach allem, was man von früheren „Medien“ weiß, gewarnt sein, sie waren sicher von den Erfahrungen unterrichtet, die seinerzeit Professor Zöllner mit dem famosen Medium Slade gemacht, aber Eusapia machte sie trotzdem zu Eusebien — d. h. zu frommen Gläubigen. Sie kamen, „saßen“ und waren besiegt. Hier waren Kräfte im Werk, die der gewöhnlichen experimentellen Wissenschaft spotteten, hier mußte die reine Spekulation die Erklärung versuchen, und wer nur ein wenig von Fernsehen, Fernwirken, Gedanken- und Kräfteübertragung, Materialisirung der Gedanken und ähnlichen Dingen gehört, der kann sich auch denken, in welcher Richtung die Erklärung für die wunderbaren Phänomene gesucht wurde.

In einem Hause des Professor Richet, gelegen auf einer der Hyerischen Inseln, vollführte Eusapia die unglaublichsten Stücke. Während ihre Hände und Füße von den gelehrten Herrschaften festgehalten wurden, versetzt sie denselben mit Hilfe ihres „Spirits“ Püffe und Knüffe an Kopf und Rücken, Arme und Beine, läßt sie ihnen plötzlich Hände und ähnliche Objekte vor dem Gesicht erscheinen, läßt Tische und Stühle sich bewegen und schließlich umgekehrt niederfallen, veranlaßt sie eine Spieldose, sich von selbst aufzuziehen und durch das Zimmer zu marschiren und dergleichen Zauber mehr. Ihr Vermögen des Aufziehens war wirklich fabelhaft. In Toulon, in Mailand werden die Sitzungen wiederholt, und immer größer wird der Kreis der zu Gläubigen Gepufften und Geknufften. „Ich überlasse es den Akademikern“, schreibt Lombroso in seinem

Werk „Entartung und Genie“, „sie — die ‚durch die Medien produzirten Erscheinungen‘ — zu verspotten. Wenn ein Phänomen beobachtet worden und man seiner Existenz sicher ist, kann man über den lachen, der es nicht zugiebt. Nun habe ich gesehen, wie ein Tisch sich erhob, der Arm einer Wage sich hob und senkte, wie sich schwere Gegenstände in einer beträchtlichen Entfernung bewegten, wie auch Bilder hervortraten und Töne erklangen.“ („Entartung und Genie.“ Unter Mitwirkung des Verfassers deutsch herausgegeben von Dr. Hans Kurella. Leipzig, Georg H. Wigand.) Wenn es Eusapia war, die Lombroso in den Stand versetzt hat, über diejenigen zu lachen, die den spiritistischen Hokuspokus nicht glauben, dann steht seine Theorie von der Fähigkeit, Kräfte in die Ferne zu übertragen und dabei gleichzeitig zu verwandeln, auf sehr schwachen Füßen.

In England war es die „Society of Psychical Research“, die sich vor allem mit Eusapias Thaten beschäftigte. Das ist eine vor 13 Jahren gegründete Gesellschaft, die sich, wie ihr Titel besagt, die Untersuchung von Erscheinungen auf dem Gebiete der Seelenkunde zur Aufgabe gestellt hat, der man aber sehr Unrecht thun würde, wenn man in ihr etwa eine dem Spiritismus feindliche Verbindung vermuthen wollte. Im Gegentheil ergiebt sich aus ihren Publikationen, daß ihre Mitglieder meist dem Spiritismus sehr nahe stehen, einen großen Theil seiner Glaubenssätze unterschreiben und vielleicht nur noch nicht genug zweifellos sichergestelltes Beweismaterial zusammenhaben, um mit fliegenden Fahnen in sein Lager überzutreten. Mit anderen Worten, es sind meist Leute, die an der Schwelle des Tempels stehen, denen ein unbequem kritisches Gewissen aber nicht erlaubt, einzutreten und mitanzubeten — ungläubige Thomasse, die noch auf die Nägelmale warten. Einige Mitglieder der Gesellschaft, ihr Schriftführer Mr. Myers und die schon genannten Professoren Lodge und Sidgwick, hatten an den Sitzungen im Hause Richets in Mailand theilgenommen und ihre Berichte lauteten sehr vielversprechend. Insbesondere Professor Lodge sprach sich mündlich und schriftlich dahin aus, daß alle die Kunststücke, die Püffe und Knüffe, die Tischrückerei und Tisch- und Stuhl-Umstürzlerei ohne Anwendung von Lug und Betrug ausgeführt worden seien. Es schienen die ehrlichsten Knüffe und Püffe, die je in einer spiritistischen Sitzung ausgetheilt worden, und Eusapia mußte ein Wunderweib sein. Indeß die letzte Konsequenz mochte selbst Herr Professor Lodge noch nicht ziehen, und so beschloß die Gesellschaft, Eusapia nach Cambridge einzuladen.

Inzwischen hatte nämlich der Besitzer und Leiter der „Egyptian Hall“ in London, Herr J. N. Maskelyne, einen Zeitungsstreit mit dem Schriftsteller Andrew Lang über Spiritismus im Allgemeinen und Eusapia im Besonderen gehabt. Herr Maskelyne ist nichts als ein berufsmäßiger Zauberkünstler, Herr Andrew Lang eine hochangesehene literarische Persönlichkeit, u. A. der Plauderer der „Daily News“. Herr Maskelyne liebt es, die Wunderleistungen spiritistischer Medien nachzumachen und als einfache Resultate geschickter Manipulationen der natürlichen Gliedmaßen zu erweisen. Herr Andrew Lang, schon lange ein Mitglied der Gesellschaft zur Erforschung von Volkssagen 2c., ist seit einiger Zeit ins Lager der modernen Mystiker übergetreten. Wohlan, Herr Maskelyne, schrieb er, hier hören Sie, was Eusapia vermag, wollen Sie dieselben Erscheinungen zu Stande bringen? Maskelyne antwortete, er zweifle nicht, daß er alles fertig bringen werde, was Eusapia wirklich vollführe, was dagegen ihr blos nachgesagt werde, das sei eine andere Sache. Was? rief Herr Lang aus, Sie wollen doch nicht etwa behaupten, daß Männer wie Lodge, Richet, Schiaparelli, Lombroso, Ochorowitz 2c. sammt und sonders sich haben täuschen lassen, daß, was dieselben

berichten, blos ihre eigenen Hallucinationen sind? Und Herr Maskelyne — doch lassen wir ihn selbst reden. „Meine Erwiderung darauf war, daß ich alles das schon früher habe zu hören bekommen und aus Erfahrung wisse, daß keine Klasse von Menschen so leicht durch einfache Kunstgriffe zu betrügen ist wie Gelehrte. Wie sie es auch anstellten, sie könnten ihre Verstandeskräfte nicht auf das Niveau des Beobachtungsobjekts herabbringen, und seien daher demselben ebensowenig gewachsen, wie wenn es unendlich hoch über ihnen stünde.“ Man kann sich nicht rücksichtsvoller ausdrücken, und das Ende der Polemik war, daß Herr Maskelyne auch den Besuch des Professors Lodge empfing und dieser ihm versprach, alles zu thun, um Eusapia nach England kommen und ihn an Sitzungen derselben theilnehmen zu lassen. Im August kam die erstaunliche Dame nach Cambridge, und nachdem sie dort bereits einige erfolgreiche Sitzungen im Hause des Herrn Myers abgehalten, wurde Herr Maskelyne zur Theilnahme eingeladen. Auf seinen Wunsch gestattete man ihm, auch seinen Sohn mitzubringen, und er sollte so vielen Sitzungen beiwohnen dürfen, als ihm erforderlich schien, sich ein Urtheil zu bilden.

Dem erfahrenen Zauberkünstler genügte eine Sitzung, den Zauber aufzudecken.

Es würde zu viel Raum in Anspruch nehmen, seine Erzählung des Vorganges, die im „Daily Chronicle“ veröffentlicht worden und von den Theilnehmern der Sitzung als wahrheitsgemäß anerkannt worden ist, hier im Detail zu wiederholen. Die Pointe ist, daß zunächst die Sitzungen der Eusapia das Tageslicht nicht vertragen — die „Wissenschaft“ dieser Phänomene nennt sich, scheint es, nicht umsonst die „okkulte“. „Mehr Licht!“ rief der sterbende Goethe, „Weniger Licht!“ ruft die fernwirkende Eusapia. Im Dunkeln ist gut munkeln. Und offenbar damit sich das Auge nicht an die Umgebung gewöhnt, wird das Zimmer in Raten verdunkelt. Eusapias Kleid ist dünn und schwarz, aber nicht von Seide. Seide, so erklärt das Medium, läßt das „Fluidum“ nicht durch. Jeder Elektriker wird dies begreifen. Seide pflegt zu ungelegener Zeit zu rascheln, ist die ketzerische Ansicht des Herrn Maskelyne. Die Fußbekleidung Eusapias für die Sitzungen besteht aus Filzschuhen. Nachdem man sich um einen Tisch gesetzt, sich die Hände gereicht, amüsirt Eusapia zunächst ihr Publikum mit einigen von Jedermann als Mache zu durchschauenden Stückchen. Das sei, erklären die Gläubigen, nur Produkt des Wunsches, die Gäste nicht zu enttäuschen, da die magische Wirkung erst im Traumzustand erfolge, d. h. wenn Eusapia im Zustande des „Unter-Bewußtseins“ sich befinde. Aber sehr bald werden die Seufzer und Zuckungen oder vielmehr das Gezappel heftiger, das Medium „sitzt keine zwei Sekunden hintereinander ruhig“. Man kann sich denken, wie das alle Theilnehmer nervös macht, die nicht mit eisernen Nerven versehen sind, und das sind Gelehrte selten genug. Mit der Zeit — und da, wie gesagt, das Zimmer immer dunkler wird — geht denen, die es übernommen haben, Eusapias Hände oder Füße zu halten, die Kontrolle über dieselben momentweise verloren. Sie dürfen sie nicht zu fest packen, das würde den Traumzustand unterbrechen, die Sensitivität des Mediums zu sehr reizen; sie sollen Jeder die ihm angewiesene Hand oder den betreffenden Fuß nur soweit berühren, um sicher zu sein, daß dieselben zu keiner Manipulation mit Tisch, Stuhl 2c. oder Schlägen und dergleichen verwendet werden. Aber man denke sich eine Person mit äußerst geschmeidigen Gliedmaßen und kräftigen Sehnen in beständiger Bewegung, und man wird sich vorstellen können, wie schwer es selbst dem Geübtesten fallen wird, eine wirkliche Kontrolle durchgängig aufrecht zu erhalten. „Ihre Füße schlugen

die ganze Zeit über um sich, wie die Kolben einer schnell arbeitenden Maschine. Wahrhaftig, man könnte ebenso gut versuchen, einen Aal in einem dunklen Zimmer festzuhalten, wie Sicherheit zu leisten, daß man unter solchen Umständen ein Medium unter voller Kontrolle hält.“ Indeß, so konnte Eusapia doch immer nur auf Sekunden irgend einen Fuß oder eine Hand frei bekommen, was aber für viele ihrer Kunststücke durchaus nicht genügte. Wie diese erklären?

„Nun“, schreibt Herr Maskelyne, „Eusepias Lieblingskunstgriff, um eine Hand frei zu bekommen, ist ein außerordentlich geriebener und wird zweifelsohne bei den Medien sehr populär werden. Sie greift meine Hand, legt sie, die Innenfläche nach unten, auf den vor ihr stehenden Tisch, bewegt einige Augenblicke die Spitzen ihrer linken Finger auf der Rückseite meiner Hand und drückt dieselben dann fest auf die Hand. Dies fand gewöhnlich immer statt, wenn eine Erscheinung erfolgte. Mein erster Eindruck war, daß sie einen kleinen Mechanismus mit Gummispitzen habe, um Finger darzustellen, und daß sie diesen Apparat zwischen den Zähnen halten, auf den Rücken der Hand des Nachbarn drücken und auf diese Weise die eigene Hand freimachen könne. . . . Aber als ich Tags darauf mit meinem Sohn unsere Notizen durchging, kam ich zu dem Schlusse, daß gar kein Apparat nöthig sei. Eusapia wußte es immer dahin zu bringen, daß ihre rechte Hand so gehalten wurde, um ihre Finger frei zu lassen. So konnte sie, obwohl die rechte Hand fortweg unter Kontrolle war, doch die Spitzen der Finger dieser Hand auf die Hand jenes Theilnehmers drücken, der vermeintlich ihre linke Hand kontrollirte, auf diese Weise eine Hand Dienst für zwei leisten lassen und die linke Hand jedesmal lange genug frei bekommen, um die gerade erfolgende Manifestirung ausführen zu können.“ Herr Maskelyne theilte alle seine Beobachtungen und Schlüsse den Mitgliedern der Gesellschaft mit, und nun gingen auch diesen die Augen auf. Spätere Sitzungen haben die Gesammtheit der Untersucher in Cambridge überzeugt, daß dies Eusapias Methode ist.

Andere Tricks des Wunderweibes sind, daß es im Gegentheil die Hände durchaus von ihren Nachbarn halten läßt, sich nach hinten wirft und nun je nach Bedürfniß mit den Füßen, den Oberschenkeln, ja selbst dem Unterleib operirt. „Sie hat mehr Methoden, einen Tisch hochzuheben, als je ein Möbeltransporteur sich hat träumen lassen. . . . Dutzende von Männern der Wissenschaft haben erklärt, sie hätten sie gesehen, wie sie einen Tisch durch bloßes Berühren mit ihren Fingerspitzen emporhob. Alles, was ich sagen kann, ist, daß wo ich sie einen Tisch heben sah, ein gut Theil mehr als ihre Finger mit demselben in Berührung war. Es war zweifelsohne eine große Kraftleistung — aber nicht mehr. Sie schob mit ihrem Handgelenk den Tisch an der Platte so nach vorn, daß er fast ganz auf den beiden von ihr entfernten Beinen balancirte. Das brachte die beiden vorderen Tischbeine in eine solche Lage, daß sie die Seiten ihrer Schenkel kreuzten. In dieser Lage verblieb der Tisch etwa zwei Sekunden. Dann spreizte sie plötzlich die Schenkel etwas auseinander, drückte sie fest gegen die Innenseite der Tischbeine, warf gleichzeitig ihren Körper zurück und zog den Tisch nach sich. Indem sie so ihre Lenden als einen Stützpunkt benutzte, hob sie die entfernteren Beine des Tisches über den Boden. Natürlich hatte sie nicht die Kraft, die erforderte Anstrengung lange auszuhalten, die Tischbeine glitten rasch ihre Schenkel entlang. Jetzt streckte sie die Beine aus, fing den fallenden Tisch mit ihrem linken Zehen auf, und während sie ihr Hüftgelenk gerade hielt, gab sie dem Gewicht dergestalt nach, um ihren Körper in eine aufrechte Haltung zu bringen, bis die Tischbeine wieder auf dem Boden waren.“

Die Beschreibung nimmt einige Zeit in Anspruch, aber der Vorgang selbst ollzog sich „fast wie ein Blitz". Und „wie der Tisch in die Höhe ging, erfreute ns Eusapia mit dem ersten einer Serie von kleinen sardonischen Lachanfällen, enen sie gewöhnlich freien Lauf ließ, wenn irgend etwas im Werke war. Es ang in der That, als lachte sie sich über unsere Einfalt eins ins Fäustchen".

Das zuletzt beschriebene Kunststück geschah noch vor Verhängung des letzten ichtes. Diese erfolgte, nachdem der Traumzustand eingetreten und nur noch John", der „Spirit", durch Eusapia sprach, auf Verlangen dieser interessanten ersönlichkeit. Die erste, bei voller Dunkelheit verrichtete That, d. h. wo die ugen noch am wenigsten zu unterscheiden vermochten, war die Aufhebung eines itwärts von Eusapia stehenden Weidenrohr-Tischchens und das Niederstellen der Fallen desselben in umgekehrter Lage auf den vor Eusapia stehenden Tisch, ährend ganz unzweifelhaft die Hände der Dame unter Kontrolle waren. Und ie geschah dies? Nun, Eusapia warf sich nach rückwärts in der entsprechenden ichtung, ließ ihren Kopf überfallen und hob den Tisch mit den Zähnen auf. urz, Kraft, Gelenkigkeit, aber keine „geheimen, unbewußt in Bewegung esetzten Kräfte".

Herr Maskelyne hatte, wie gesagt, an der einen Sitzung genug. Er kehrte ach London zurück, schrieb der Gesellschaft, er sei absolut davon überzeugt, daß usapia eine Schwindlerin sei, und begründete dies durch Darlegung ihrer Manipulationen bei den verschiedenen Erscheinungen. Er sei bereit, auf Wunsch och einmal zu kommen, aber dann müsse Eusapia gestatten, daß er sie mit einer Gewandung von leichter Gaze umhülle, die ihr blos den Kopf frei lasse und hren Nachbarn erlaube, ihr die Hand zu reichen, und ferner müsse sie erlauben, aß Fingerspitzen und Zehen leuchtend gemacht würden, und ebenso ein Schmuck it einem leuchtenden Punkt auf dem Kopf angebracht würde. Von alledem ollte Eusapia nichts wissen, und zudem hatte die Gesellschaft sich inzwischen on der Richtigkeit der Maskelyneschen Beobachtungen und damit von dem be-rügerischen Charakter der „Erscheinungen" Eusapias überzeugt. Man ließ die Dame laufen und gab sich das Wort, vor Veröffentlichung des offiziellen Berichts er Gesellschaft nichts über die Sache verlautbaren zu lassen. Jetzt ist der Bericht rschienen und damit auch Herrn Maskelyne die Zunge gelöst. Die Welt ist um so und so vielten Male darüber aufgeklärt, daß ein von so und so vielen Gelehrten angestauntes „Medium" nur eine geriebene Gauklerin ist.

Wird sie die letzte ihrer Art sein, die letzte, die Männer von unzweifel-haftem Wissen zum Narren hält? Der wäre ein großer Optimist, der das glauben wollte. Erklärten doch sogar jetzt einige Mitglieder der Gesellschaft, sie eien zwar überzeugt, daß die von Eusapia in Cambridge vollführten Stücke auf etrügerischen Manipulationen beruhten, aber auf der Insel Roubaud habe sie anz anders operirt und Dinge ausgeführt, für die die Erklärungen ihrer in Cambridge vollbrachten Leistungen nicht genügten, und man dürfe daher zunächst ur folgern, daß sie sich zur Zeit in einem Stadium des Rückganges — der Decadence" — befinde, das ein erneutes Stadium des Aufstiegs ihrer über-ormalen Fähigkeiten nicht ausschließe. Es war die Atmosphäre von Cambridge nd, wie das „Daily Chronicle" mit berechtigtem Spott hinzufügt, vermuthlich ie Anwesenheit von Maskelyne Vater und Sohn, die die Dame ihre super-normalen Fähigkeiten verlieren ließ. Kommt sie wieder in Herrn Professor ichets Landhaus, so mag sie dort einen Kreis von Adepten aufs Neue von der wirklichen und objektiven" Existenz unerkannter Kräfte überzeugen. Die ganze Sache erinnert an die Geschichte von einem Irländer, der ein Zeugniß brauchte.

„Pat", sagte ihm sein Herr, „ich habe ein Uebriges gethan und geschrieben, Du seiest nüchtern." „Begorra Sir", antwortete Pat, „thut noch ein Uebriges und schreibt, ich sei öfters nüchtern." Erst wurde Eusapias Ehrlichkeit als unzweifelhaft verbürgt, und nun kommen die Herren Professoren Lodge und Myers und erklären, Eusapia sei öfters und unter günstigen Bedingungen ehrlich. Das ist die Quintessenz ihrer Erklärung.

Es ist eben nicht neu, daß die Leutchen, wie Herr Maskelyne höflich unterstellt, infolge ihrer Unkenntniß der gewöhnlichsten Kniffe, Betrügern zum Opfer fallen. Sie bringen den Betrügern viel mehr entgegen als etwa die Naivetät des weltentrückten Gelehrten. Nein, sie werden betrogen, weil sie betrogen sein wollen. Sie stellen die abenteuerlichsten psychophysischen Theorien auf und suchen nach Beweisen für dieselben. Wie sie alles mögliche Altweibergeschwätz über Vorahnungen, Erscheinungen, Doppelgänger u. s. w. rubriziren und durch die Menge ihres Materials die mangelnde Güte desselben ersetzen, so bringen sie jedem Gaukler, der einen neuen Trick gut auszuführen weiß, diejenige Glaubenslust entgegen, die er braucht, um seine angenommene Rolle mit Erfolg durchführen, seinen Betrug an den Mann bringen zu können. Man kann das auch Autosuggestion nennen und damit menschlich entschuldigen, aber die Sache wird darum umso gefährlicher, ruft umso mehr nach Bekämpfung. „Selbst jetzt", schließt Herr Maskelyne seinen Bericht, „geziemt es denen, die noch einen Rest ihres Glaubens an Eusapia festhalten wollen, sich es vorher genau zu überlegen, ehe sie sich schmeicheln, daß sie im Stande sind, mit ihr auf ihrem Gebiet Schritt zu halten. Und wenn sie dies nicht im Stande sind zu thun, durch welche Mittel können sie genau darüber Aufklärung geben, bis wie weit sie betrogen worden — wie sind sie im Stande zu beurtheilen, was Gaukelei sei und was nicht? Kurz, welchen Werth hat ihr Urtheil in der einen oder anderen Richtung? Es ist klar, daß sie mit Leichtigkeit hintergangen wurden, und es liegt kein Grund vor, anzunehmen, daß die jüngsten Enthüllungen sie in den Besitz aller Kunstgriffe gesetzt haben, die Eusapia versteht. Persönlich erkenne ich dieser ein großes Geschick auf ihrem Leistungsfelde zu, und ferner bin ich nicht völlig davon überzeugt, daß die Gesammtheit ihrer früher aufgeführten Stückchen das Produkt ihrer eigenen ununterstützten Gewandtheit oder sogar nur ihrer eigenen ununterstützten Bemühung gewesen. Die Möglichkeiten der Selbsttäuschung, um von nichts anderem zu reden, sind in Fällen dieser Art so groß, daß das Urtheil ungeschulter Beobachter, wie groß auch ihr Wissen und ihre Ehrenhaftigkeit, mit der äußersten Vorsicht aufgenommen werden muß."

Diese verständigen, den Nagel auf den Kopf treffenden Worte sind durchaus nicht nach dem Geschmack des Professor Lodge. Er findet, daß Herr Maskelyne sich zwar bei der ganzen Affaire bewunderungswürdig taktvoll benommen habe, die Art, wie er sie erzähle, sei indeß sehr viel weniger bewunderungswürdig. In der That, wie kann sich der Laie erlauben, von dem, als was er Eusapia entlarvt hat, auf die übrigen Streiche dieser Dame zu schließen? Was versteht er von sublimirtem Bewußtsein, von Telekinetik und Kinästhetik?

Und so werden voraussichtlich die Herren Richet, Schiaparelli, Lombroso und tutti quanti räsonniren. Selbst wenn sie Eusapia fallen lassen, werden sie das, was sie zu Opfern derselben machte, nicht fallen lassen. Die Sucht nach dem Abnormen und Abstrusen ist keine vereinzelte Laune, sie ist eine weitverbreitete Zeiterscheinung. Sie wurzelt in der Zersetzung unserer Gesellschaft, in ihrem fieberhaften Konkurrenzkampf, in der fieberhaften Art unseres öffentlichen Lebens. Alle alten Dogmen, alle alten Religionen sind erschüttert, und was auch geschieht,

ihnen neues Leben einzuhauchen, es ist immer nur Scheinleben, was damit erzielt wird. Man glaubt nicht mehr an die alten Götter, und man glaubt nicht einmal mehr, daß es möglich sein wird, die Massen auf die Dauer in diesem Glauben zu erhalten oder zu ihm zurückzubringen. Darum der Hang zur Mystik, zum Ueber- oder Unternormalen in weiten Kreisen der Besitzenden. Gewiß sind viele Erscheinungen unseres Lebens noch unerklärt, gewiß hat die Wissenschaft noch manche Geheimnisse der Natur uns aufzudecken. Aber diese Aufgabe hat nichts mit jener „Wissenschaft" zu thun, die sich als auszeichnenden Titel den Namen Geheimwissenschaft beilegt, und die nur von logischen Trugschlüssen lebt, schlimmer als die Trugkniffe der Eusapia, so sehr diese würdig ist, sie zu repräsentiren. Wir haben gesehen, daß als Eusapias dunkle Leistungen von einem hellen Kopf als einfache Kunstgriffe erwiesen worden, ihre Gönner erklärten, die Gute sei gerade im Stadium der Decadence; der Luft von Cambridge entrückt, werde sie wahrscheinlich wieder ein leistungsfähiges, supra- oder subnormales Medium werden. Ist das nicht die beste Charakteristik der ganzen Geheimlehre? Im Dunklen ist sie gesund, im Hellen krank, und wenn sie ohne Zuhilfenahme von Supranaturalismus analysirt werden kann, dann ist sie — entartet!

Und nochmals die Breslauer Resolution.

Von Karl Kautsky.

Zu den Parteiagrariern, die an der Breslauer Resolution kein gutes Haar lassen, gesellt sich nun auch Ledebour im „Vorwärts". Ich muß offen gestehen, daß ich einige Zeit lang geschwankt habe, ob ich von diesem Angriff Notiz nehmen soll. Man wird kaum von mir verlangen, daß ich jede einzelne Mißdeutung jedes einzelnen Satzes des Breslauer Parteibeschlusses, die irgendwo ausgesprochen wird, richtig stelle. Diese Arbeit würde wahrlich nicht lohnen. Man käme sachlich nicht vom Fleck und ich würde weitere Mißverständnisse doch nicht hindern, denn zum richtigen Verständniß eines Satzes ist nicht nur dessen entsprechende Stilisirung, sondern auch die entsprechende Geistesbeschaffenheit, vor allem die Unbefangenheit seines Lesers oder Hörers erforderlich und die kann ich mit dem besten Willen von der Welt dort nicht schaffen, wo sie fehlen. Es ist in der That auch gar nicht einzusehen, warum die Breslauer Resolution es besser haben soll, als jede andere bisherige Enunziation der Sozialdemokratie, und warum sie dem Schicksal entgehen soll, ebenso mißverstanden und mißdeutet zu werden, wie schon der Engelssche Artikel über das französische Agrarprogramm.

Ich wollte mich daher auf die Erwiderung der typischen Kritik des Genossen David beschränken. Wenn ich trotzdem auch Ledebour erwidere, bestimmt mich dazu die Bedeutung des Blattes, in dem seine Kritik erschien, nicht deren sachlicher Inhalt.

Denn es ist im Grunde ein bloßer Wortstreit, den Ledebour anfacht, ein Streit um die Wörtchen „maßgebend" und „Landeskultur".

Namentlich ist es der Satz über die Landeskultur in der Resolution, der seinen vollen Ingrimm erregt. Und dieser wird nicht gemildert durch den Kommentar, den ich dazu gegeben. Entrüstet ruft er aus:

„Wenn einer unserer Genossen ... nach dem Muster des Resolutionskommentators der ‚Neuen Zeit' etwaige Anfechtungen dieses lapidaren Satzes mit dem Einwand abweisen wollte: Wenn ich von Landeskultur spreche, so meine ich

damit die Landwirthschaft, das heißt, auch nicht die Landwirthschaft, sondern die Landbesitzer und deren Pächter; was man aber sonst unter Landeskultur zu verstehen gewohnt war, dafür bin ich unter Umständen auch — so würde er sich eine unheilbare Blamage zuziehen, und zwar nicht nur sich selbst, sondern leider auch der Partei, die er vertritt."

So streng wie Ledebour möchte ich mit dem unglücklichen Genossen nicht verfahren. Eine unheilbare Blamage möchte ich darin nicht sehen, aber das will ich Ledebour gern zugestehen, daß es blamabel genug wäre, wenn ein Genosse in der von ihm angegebenen Weise folgenden Passus meines Kommentars wiedergäbe: „Die ‚Landeskultur‘, von der der Entwurf der Agrarkommission spricht, heißt zu deutsch nichts anderes als ‚Landwirthschaft‘. Und das Interesse der Landwirthschaft ist heute gleichbedeutend mit dem Interesse der Landwirthe und ihrer Pächter." Man braucht wahrlich nicht allzuviel Grütze zu haben, um einzusehen, daß das etwas ganz anderes ist, als die obige Wiedergabe dieses „Musters": Wenn ich von Landeskultur spreche, so meine ich damit die — Landbesitzer.

Es ist doch etwas gar zu billig, einen Satz zuerst unsinnig zu verdrehen, und dann sich über den Unsinn zu entrüsten, den man selbst erst geschaffen.

Oder soll die „unheilbare Blamage" darin liegen, daß ich „Landeskultur" übersetze mit „Landwirthschaft"? Ja, was bedeutet denn dann eigentlich dieses geheimnißvolle Wort?

Landeskultur ist nichts anderes als die Art und Weise, wie man das Land kultivirt, das heißt, je nach der Bedeutung, die man dem Worte „kultiviren" giebt, ist es erstens die Art und Weise, wie man den Boden bebaut, und zweitens die Art und Weise, wie man ihn verbessert. Das Eine wie das Andere ist aber nichts als — Landwirthschaft. Und das Eine wie das Andere erfordert Arbeit, die einen Mehrwerth erzeugt, ist eine Methode, Mehrwerth zu produziren, der dem Besitzer des Bodens zufällt, und ist daher in erster Linie ein Interesse dieses Besitzers. Die Landeskultur ist heute eine Methode der Ausbeutung des Proletariats und liegt daher in erster Linie im Interesse der Ausbeuter und nicht der Ausgebeuteten.

Dagegen erklärt freilich Ledebour: „Die Landeskultur ist ein Interesse des Proletariats auch schon in der Gegenwart, und zwar nicht nur in dem Sinne, wie es der Verfasser des Kommentars zugiebt. . . . Die Landeskultur im höchsten Sinne ist auch jetzt ein Interesse des Proletariats, weil das heutige Proletariat sich anschickt, als Vorläufer einer neuen klassenlosen Zukunftsgesellschaft das Erbe der kapitalistischen Gesellschaft anzutreten. In diesem Sinne ist die Landeskultur schon **weit mehr** ein Interesse des Proletariats als der Bourgeoisie. . . . Wenn etwa der Dollart in fruchtbares Land umgewandelt werden sollte, so würde das deutsche Proletariat als Erbe der Zukunft weit mehr Aussicht auf Einheimsung der Früchte solcher kulturellen Großthaten haben, als die heutige Bourgeoisie."

Die Aussicht hätte es schon, aber umsonst bekäme es sie nicht, denn derlei Kulturthaten erfordern Kapital, und wenn der Staat sie unternimmt, Staatsanleihen. Also den Proletariern die schöne Aussicht und neue Steuern, den Kapitalisten der wirkliche Profit. Dabei hat sich aber Ledebour einen ganz ausnahmsweisen, den für ihn günstigsten Fall gewählt: die Schaffung neuen Bodens. In der Regel betrifft aber die „Landeskultur im höchsten Sinne" die Verbesserung bestehenden, in den Händen von Privaten befindlichen Bodens. Hier heißt Landeskultur „Hebung des Grundwerths", also Vermehrung des Vermögens der Grundbesitzer. Und Landeskultur auf Staatskosten heißt da, höhere

Grundrente für die Grundbesitzer, neue Koupons für die Staatsgläubiger, neue unbezahlte Arbeit und neue Steuern, aber freilich auch vermehrte schöne Aussichten für die Proletarier.

Wer zweifelt da noch daran, daß diese heute schon „weit mehr" ein Interesse an der Landeskultur haben, als die Bourgeoisie?

Warum aber bei der Landeskultur stehen bleiben? Das Proletariat als Erbe der kapitalistischen Gesellschaft wird nicht nur das Land, sondern auch das Kapital erben. Je mehr Kapital heute akkumulirt wird, desto mehr wird es erben. Also erklären wir die Akkumulation des Kapitals für ein Interesse des Proletariats schon in der heutigen Gesellschaft, ja für eines, das „schon weit mehr ein Interesse des Proletariats ist, als der Bourgeoisie", und begründen wir die Forderungen unseres Programms künftighin mit den engverknüpften Interessen der Akkumulation des Kapitals, der Landeskultur und des Proletariats!

Gegenüber den so vernichtenden Ausführungen Ledebours über die Landeskultur erscheint seine Exegese des Wörtchens „maßgebend" sehr harmlos. Er citirt aus meinem Kommentar: „Diese Sätze (die Resolution) sind von nun an maßgebend bei der Gestaltung der praktischen Thätigkeit unserer Partei unter der Landbevölkerung und für dieselbe", und fragt nun: Ist die Resolution wirklich als „Leitfaden für die Landpropaganda" verwendbar? Seine Antwort lautet verneinend, also sind die „paar aus dem Handgelenk geschleuderten Sätze" der Resolution unbrauchbar.

Die Grundlage dieser ganzen Ausführung ist die Auslegung des Wortes „maßgebend". Maßgebend für unser praktisches Wirken (nicht für unsere theoretischen Anschauungen) ist offenbar jeder Beschluß eines Parteitags. Hat deswegen jeder Beschluß die Verpflichtung, einen „Leitfaden" zu bilden? Die Beschlüsse unserer nationalen und internationalen Kongresse über die Maifeier sind sicher alles andere, nur kein „Leitfaden" zur Abhaltung von Maifeiern; deswegen wird doch Niemand bestreiten, daß sie maßgebend für uns sind.

Warum soll gerade die Breslauer Agrar-Resolution deswegen, weil ihr Kommentar sie für „maßgebend" erklärt, die Verpflichtung haben, einen Leitfaden abzugeben?

Ledebours Logik erinnert mich an die eines Wanderers, der auf seinem Weg zu einer Warnungstafel gelangt mit der Inschrift: „Dieser Weg führt in einen Sumpf!" In Folge großen Nebels kann er die Inschrift nicht deutlich lesen, hält die Warnungstafel für einen Wegweiser, geht in die Irre und ärgert sich höllisch über den dummen Kerl, der nicht einmal einen ordentlichen Wegweiser fabriziren kann.

Dieser Aerger ist sicher sehr komisch. Indessen steckt doch ein Körnchen Weisheit in ihm, nur wird der gute Wanderer sich dessen nicht bewußt. Er ärgert sich über den schlechten Wegweiser. Dazu hat er keinen Grund. Wäre ihm die Inschrift auf der Warnungstafel nicht unklar geblieben, dann hätte er sich vielleicht mit mehr Grund darüber ärgern können, daß an der gefährlichen Stelle nur eine Warnungstafel steht und nicht auch ein Wegweiser.

Warum ist die Breslauer Resolution nur eine Warnungstafel und kein Wegweiser? Das ist in der That eine Frage, die ihre Berechtigung hat, zu deren Beantwortung es aber genügt, einen Blick auf die Aufgabe des Breslauer Parteitags zu werfen. Dieser konnte der ganzen Sachlage nach nicht dazu berufen sein, unsere Agrarpolitik festzusetzen.

Die Diskussion in der Partei hatte bis dahin fast ausschließlich dem Agrarprogramm, nicht unserer Agrarpolitik im Allgemeinen gegolten. Unsere Genossen

im Lande hatten nur zum Agrarprogramm Stellung genommen; dem Parteitag eine „positive“ Resolution vorlegen, hätte geheißen, von ihm verlangen, er solle die Partei in einer Sache verpflichten, über die sich die Masse der Genossen noch gar nicht ausgesprochen; es hätte geheißen den Fehler von Frankfurt wiederholen, wo man eine grundlegende Resolution einbrachte, von der die Parteigenossen früher nicht Kenntniß genommen hatten. Es wäre aber auch über die Kräfte des Parteitags gegangen, in den wenigen Tagen, die ihm zur Verfügung standen, in einer so kontroversen Sache neben dem Agrarprogramm noch eine weitere programmatische Kundgebung zu erledigen. Mehr als eine motivirte Ablehnung des Agrarprogramms, die den Weg in der Richtung desselben entschieden verrammelte, konnte man nicht erreichen. Die Ergänzung des negativen Ergebnisses, eine positive Kundgebung, mußte einem späteren Parteitag vorbehalten bleiben.

Die Frage war blos die, ob die Ablehnung des Agrarprogramms eine motivirte sein solle oder nicht. Ledebour erklärt sich für letzteres, wobei er, gewissenhaft wie er ist, den Antrag auf einfache Ablehnung Auer in die Schuhe schiebt, der doch die „widersinnige Resolution“ mit unterzeichnet. Die motivirte Ablehnung ist kein Leitfaden und darum — meint Ledebour — hätte die Ablehnung unmotivirt sein müssen. Aber wenn man von einer „unheilbaren Blamage“ sprechen will, so hätte das Wort auf die einfache Ablehnung gepaßt. Der Parteitag hätte erklärt, ich will das Agrarprogramm nicht, aber ich kann nicht recht sagen, warum ich es nicht will. Niemand hätte mit Bestimmtheit behaupten können, ob es abgelehnt wurde, weil es den Bauer schützen will oder weil es ihn nicht genügend schützt; ob die Ziele, die es sich steckt, dem Parteitag verwerflich erscheinen, oder die Mittel, durch die es diese Ziele erreichen will. Welch' weites Feld hätte da erst die Auslegungskunst der Agrarier gefunden!

Die Resolution ist dagegen von Niemand mißverstanden worden, außer von ihren Gegnern, und auch denen fiel das nicht allzuleicht. Zuerst erklärten ihre agrarischen Kritiker, diese Resolution mache jede praktische Thätigkeit unmöglich und sei daher undurchführbar. Als sie sahen, daß sie damit nicht durchkamen, machten sie plötzlich Kehrt, mit einer Fixigkeit, die auf einen überraschenden Mangel von „Dogmenfanatismus“ schließen läßt, und behaupteten mit derselben Entschiedenheit das gerade Gegentheil davon. Gestern erklärten sie, die Resolution verbiete alles; heute erklären sie, sie verbiete gar nichts. Gestern klagten sie darüber, daß die Resolution unsere Abgeordneten zur Mandatsniederlegung zwinge, heute jubeln sie darüber, daß sie den Abgeordneten einen Freibrief für alles giebt, was ihnen beliebt. Gestern rümpften die „Praktiker“ die Nase, weil die Resolution nur die reine Theorie enthalte. Heute rümpfen sie die Nase, weil sie sich mit der Theorie nicht deckt. Gestern lärmten sie darüber, daß die Resolution einen unerhörten Bruch mit unserer bisherigen Taktik bezeichne, heute finden sie, daß sie alles beim Alten läßt!

Nun kommt noch Ledebour dazu, rettet die bedrängte Landeskultur, erklärt eine schöne Aussicht für das reellste Interesse in der heutigen Gesellschaft, findet, nur Leitfäden könnten maßgebend sein und sieht in diesen tiefsinnigen Entdeckungen zwingende Gründe, einen Beschluß, den ein Parteitag mit fast Dreiviertels-Majorität gefaßt hat, als „widersinnig“ in Grund und Boden hinein zu verdammen.

Nach alledem wundert mich nur eins, daß Ledebour nicht eine weitere „unheilbare Blamage“ des „Resolutionskommentators“ aufgedeckt hat. Ich schrieb nämlich in meinem Kommentar: Die Breslauer Resolution „setzt das Agrarprogramm von der Tagesordnung ab, um auf dieselbe die Diskussion über die Grundlagen der sozialdemokratischen Agrarpolitik zu setzen. . . . Wir dürfen mit

Zuversicht erwarten, daß diese Diskussion eine ersprießliche und fruchtbringende sein wird."

Es ist unleugbar, mit dieser Erwartung habe ich mich blamirt. Wohl zweifelte ich keinen Augenblick daran, daß unsere Agrarier die Breslauer Resolution aufs Lebhafteste bekämpfen würden. Das war ihr Recht, ja ihre Pflicht. Aber ich war naiv genug, zu erwarten, die Agrarier würden den Kampf um ihre Grundsätze aufnehmen, den sie uns in Breslau in Aussicht gestellt, jenen Kampf, in dem sie ihre Unüberwindlichkeit und ihren baldigen Sieg selbst so zuversichtlich verkündeten.

Aber sie machen nicht die geringste Miene, in diesen Kampf einzutreten. Jene, die überhaupt diskutiren, konzentriren vielmehr ihre Geisteskräfte immer mehr auf einen Kampf um Worte, darauf, durch eine Reihe talmudistischer Kunststückchen nachzuweisen, daß die Stilisirung der Resolution schlecht sei, oder, wo man das Bedürfniß hat, persönlich zu werden, nachzuweisen, daß ich ein unklarer Kopf sei, der nicht richtig zu schreiben verstehe.

Den Parteigenossen diese Meinung beizubringen, mag ja Manchem eine sehr wichtige Aufgabe erscheinen. Aber wenn eine ganze Richtung einem Parteitagsbeschluß gegenüber, der sie verurtheilt, nichts anderes zu thun weiß, dann erklärt sie damit nur, daß sie selbst sich zu schwach fühlt, in offenem Kampf ihre Grundsätze in der Partei zur Geltung zu bringen, und daß sie sich nur noch eine Aufgabe stellt, ihre Niederlage möglichst zu bemänteln.

Was liest der deutsche Bauer?

Die „Neue Zeit" brachte uns kürzlich einen Artikel: „Was lesen die deutschen Arbeiter?" Von noch größerem Interesse dürfte gerade für den Augenblick die Frage nach der Lektüre der deutschen Bauern sein. Eine für die Landagitation nicht werthlose Antwort giebt uns ein jüngst erschienenes Buch, dessen Kenntnißnahme wir auch in anderer Hinsicht für die Propaganda in bäuerlichen Kreisen den Genossen empfehlen möchten: „Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre".* Der anonym gebliebene Autor, ein älterer Geistlicher im Thüringischen, schreibt da (S. 20 ff.) Folgendes:

„Einen geringeren Einfluß (als Bibel und Gesangbuch) auf das religiöse und moralische Leben unseres Bauern übte *früher* die Zeitung. *Er liest nämlich die Zeitung anders als wir. Das nächste Interesse haben für ihn die Anzeigen*, bei denen er denn auch gewöhnlich anfängt, und die Handels-, Gerichts-, Verlobungs-, Heiraths- und Todesanzeigen verderben ihn nicht, Anpreisungen von Geheimmitteln, denen er allerdings gern Glauben schenkt, bringen ihn höchstens um sein Geld. *In zweiter Reihe stehen für ihn die Nachrichten über Ernte*aussichten, Mordthaten, Verurtheilungen, Hinrichtungen, je *sensationeller der*gleichen *gegeben wird, desto lieber. Ziemlich zuletzt überblickt er auch die politischen Korrespondenzen*, wobei ihn der Kulturkampf kalt läßt, weil er von vornherein weiß, daß die Katholiken doch nichts taugen und daß es nur auf die Fürsten ankommt, ob sie den Aberglauben noch länger dulden oder, wie sich einer ausdrückte, beim Tode des Papstes endlich das „Stellchen" wollen eingehen lassen, *hingegen eine Notiz über eine ihm bekannte Persönlichkeit*, wie den Kaiser oder den Fürsten Bismarck oder den Grafen Moltke, *am meisten aber alles auf den Krieg bezügliche ihn völlig in Anspruch nimmt*. In neuerer

* „Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre." Von einem thüringischen Landpfarrer. Gotha, G. Schloeßmann. 3. Auflage. XII, 368 S. 4 Mk.

Zeit halten auch viele Landleute, wenigstens den Winter hindurch, eine wohlfeile und zugleich viel „Wurstpapier“ liefernde Zeitung hauptsächlich wegen der „schönen Geschichte“ unter dem Strich; Alt und Jung verschlingen dieselbe, sind in fortwährender Spannung auf die Fortsetzung in der nächsten Nummer; was über dem Strich steht, mag gerichtet sein, wie es will. Vollends die Auslassungen der Leitartikel werden im Allgemeinen gar nicht beachtet oder doch nicht verstanden. . . . Damit soll freilich nicht in Abrede gestellt sein, daß solche Zeitungen schon sonst Unheil anrichten; man braucht ja nur zu wissen, wie — früher weit mehr noch, als jetzt — „gedruckt“ oder „schwarz auf weiß“ für die meisten Landleute genau so viel wie „wahr“ bedeutete, und wie in Nachwirkung der Zensur alles, was öffentlich gesagt oder geschrieben wurde, von der Obrigkeit als gebilligt galt. So haben die „liberalen Blätter“, von allem anderen abgesehen, schon längst in manchen Lesern die Auffassung von der Religion zuwege gebracht, als ob es sich dabei nur um beliebige Meinungen handle. „Das sind so Ansichten!“ „Da schreibt der Eine so und der Andere wieder anders!“ „Wer will denn darüber etwas Gewisses behaupten?“ — solche und ähnliche Bemerkungen bekommt man schon längst zu hören; und wenn auch manches andere, insbesondere der gesteigerte Verkehr mit seinem Meinungsaustausch und die gewaltig zunehmende Verselbständigung im Bauernstande noch größeren Antheil daran haben mögen, so kann doch ein ursächlicher Zusammenhang zwischen der erwähnten Rede von den „Ansichten“ und dem Lesen gewisser Zeitungen unmöglich geleugnet werden. Waren aber bereits früher die nachtheiligen Einwirkungen einer widerchristlichen Presse auf das religiöse Leben unseres Volkes häufig genug zu spüren, so haben sich dieselben mit der von Jahr zu Jahr zunehmenden Ausbreitung des Zeitungslesens in allen Kreisen des Landvolks und mit dem rasch wachsenden Verständniß, richtiger Interesse desselben für das in den Zeitungen Gebotene in geradezu erschreckendem Maße gesteigert. Erst neulich äußerte ein Landmann von selbst seine Verwunderung: „Wer kümmerte sich bei uns vor zwanzig Jahren um Politik? und jetzt hält oder liest doch ziemlich Jedermann seine Zeitung!“ . . .

„Hinter der Zeitung steht noch jetzt und tritt nur immer mehr an Wirksamkeit auf Religion und Moral des Landvolks die Volksbibliothek zurück. Es hat nicht an förmlich frevelhaften Versuchen gefehlt, auf diesem Wege den Bauer um sein bischen Christenthum zu bringen. Schriften von Büchner, Moleschott und anderen Widerchristen sind für die Volksbibliothek empfohlen und angeschafft worden. Ihren Zweck jedoch dürften diese Bücher kaum irgendwo erfüllt haben, einfach deshalb nicht, weil sie von den Bauern nicht gelesen worden sind. Stehen doch auch andere belehrende Werke da fast ganz ungebraucht! Der Bauer verlangt nach Unterhaltung, nur selten nach eigentlicher Belehrung. . . . Ohne alle Schädigung kommt jedoch das religiös-sittliche Leben der Landleute dabei nicht weg. Schon spart sich mancher Landmann einen Theil seiner Wochenlektüre für den Sonntag auf und läßt sich da lieber durch eine „schöne Geschichte“ interessiren und rühren, als daß er in die Kirche geht, wo es so kalt und so langweilig ist, und wozu man sich erst ordentlich anziehen, ja die Pfeife weglegen muß. Mit der Zeit dürften sich aber noch zwei ganz andere Uebelstände bemerklich machen. Einmal nämlich ist es eine zwar noch weit verbreitete, aber darum nicht weniger irrige Ansicht, als müßte das „Volk“ am liebsten nur immer „Kinder- und Dorfgeschichten“ lesen; im Gegentheil bekommt dasselbe natur- und erfahrungsgemäß diese noch dazu meist schiefen Darstellungen aus nahen und wohlbekannten Lebensverhältnissen früher oder später dick und satt, und nur um so gieriger sucht es dann seine gereizte Einbildung mit „packenden“ Schilderungen von Personen, Vorgängen und Zuständen in dem ihm fremdartigen und gerade deswegen weit anziehenderen bürgerlichen, adeligen und fürstlichen Kreisen zu nähren. So werden auch diejenigen Landleute, welche jetzt die von der Volksbibliothek fast unentgeltlich gelieferten Jugend- und Volksschriften den Winter hindurch noch mit wahrem Heißhunger verschlingen, auf die Länge schwerlich

dabei stehen bleiben, vielmehr werden einzelne — hoffentlich nicht allzu wenige — zum Lesen von hier und anderwärts zu habenden, nicht blos unterhaltenden, sondern auch belehrenden Bücher übergehen; die meisten aber werden sich allmälig der „Bevormundung“ entziehen und sich aus Tageblättern, Leihbibliotheken und „Lieferungsbuchhandel“ stärkeres Romanfutter verschaffen. Schon könnte ich Belege dafür beibringen . . .

„Dafür scheint mir von dieser Seite her eine allzuwenig beachtete große Gefahr zu drohen, nämlich daß wenigstens mit durch das viele Lesen als Bildungsmittel, wie durch die jetzige Schulbildung überhaupt, dem Landmann schon in der Kindheit und Jugend die Uebung in der Handarbeit und, was noch wichtiger, die Lust und Freude an die Zufriedenheit mit seinem Stand und Zustand benommen wird. So glücklich, wie sich's wohl manche Städter . . . vorstellen, hat sich in Wirklichkeit unser Landvolk niemals gepriesen. . . . Trotz alledem hält der Landmann seinen Stand sehr gering; nach seiner Ansicht haben Handwerker, Kaufleute, Gelehrte alle „etwas gelernt“, er allein hat „nichts gelernt“. „Es ist doch hübsch“, sagte einer, der viel liest, „wenn man sich mit einem Studirten über gelehrte Sachen unterhalten kann!“ Eine Lichtseite findet der Landmann an seinem Stande niemals; er muß in Wind und Wetter draußen bald schwitzen und bald frieren, muß abwarten, ob er auch etwas erntet, muß sich's gefallen lassen, wenn Frucht und Vieh im Preis heruntergehen, muß so viele Abgaben entrichten und alles immer theurer bezahlen, während andere Leute „den ganzen Tag an die Krippe gebunden“ und im Trockenen sind, „nichts zu thun haben“ und dafür Ehre und Geld in Fülle empfangen. Zusehends mehrt sich daher das Hinausstreben aus dem Bauernstande, für die eigene Person und noch viel mehr für die Kinder, das Wegziehen von Wohlhabenden und Armen nach der Stadt, das „Studiren=“ und das „Lernen“lassen und so manche andere Anzeichen der Unbefriedigtheit in auffallender Weise.

„. . . Auf der Hand liegt doch auch für den unbefangenen Beobachter, wie Knaben und Mädchen, die . . . mit allerlei Wissen vollgepfropft und zu halben Gelehrten dressirt worden sind (! In der ländlichen Volksschule?!), sehr ungern die Schule verlassen und mit heimlichem Widerwillen sich in das Schicksal fügen, nun Vater und Mutter helfen zu sollen. Sehr begreiflich doch auch, daß durch die „Bildung“ in der Schule nicht nur die rechte, das heißt frühzeitige (!) Einübung in die landwirthschaftlichen Arbeiten behindert, sondern auch, zumal bei geistig regen Kindern, ein Sehnen nach dem sogenannten „Vielbesser=haben“ der anderen Stände geweckt und genährt wird. . . . Denn heutigestags geht es mit Dampf, und wenn der wohlhabende Landwirth aus Unbefriedigtheit mit seinem Zustand zum „Freisinn“ oder „Fortschritt“ neigt und hält, so liegt folgerichtig dem ärmeren Landmann die Sozialdemokratie weit näher; „das liegt jetzt in der Luft“, sagte ein alter und erfahrener Gemeindevorsteher; er fügte hinzu: „sonst dachten die Leute nicht nach über solche Sachen, sondern nahmen alles und ließen sich's gefallen, wie es war; jetzt vergleichen sie ihre Verhältnisse mit denen anderer Leute und fragen sich: Warum sollen es denn die besser haben als wir?“

Ein Zeugniß aus unverdächtigerem Munde können wir wohl kaum dafür verlangen, daß auch in dem als naturnothwendig reaktionär, fromm und zufrieden verschrieenen Bauernstand das geistige Leben zu erwachen beginnt und der Hebel alles Fortschritts, die Unzufriedenheit, mächtig ihre Flügel regt. Während man in unserem Lager sich abmüht, süßen Köder zur „Pazifizirung“ des „antikollektivistischen Bauernschädels“ zurecht zu brauen, zeigt uns die blasse Angst unserer Gegner und ihr Jammer über die gegenwärtig schon herrschenden Zustände, daß die Legende vom Bauernstand von selbst ihr Ende erreicht und wir es nur äußerlich falsch angefangen haben — aus Unkenntniß mit dem Gemüths= und Seelenleben des Landmanns. Vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, die Punkte aufzudecken, an welchen wir am leichtesten Bresche schlagen können; daß wir die Sachlage nicht zu optimistisch

betrachten, zeigt uns eine andere Stelle desselben Buches: Demokratie und Sozialdemokratie auf dem Lande.*

„Ueberhaupt wird der demokratische Zug, der in der Neuzeit durch alle Völker und Volksklassen hindurchgeht und der auch im Bauernstande viel stärker ist, als man sich an manchen Stellen einbildet, nicht zu unterdrücken, sondern auf die rechten Ziele zu lenken sein.... Die ... Vielregiererei mit ihrer Bevormundung und Plackerei durch ... unnöthige Zeit- und Geldkosten ... macht vielmehr bös Blut und trägt ein gut Theil zum Steigen der Unzufriedenheit bei. Denn leider muß ich nach meinen Beobachtungen sagen, daß zwar unser Landvolk im Allgemeinen weder den Umsturz, noch auch nur eine wesentliche Abänderung des gegenwärtigen Staatslebens im Ernst wünscht, daß es aber bei ihm meist mit der Autorität der Obrigkeit und mit der Pietät der Unterthanen nicht zum besten bestellt ist. Vor 48 hatte der Landesfürst im Volk doch noch eine ganz andere Bedeutung als seitdem; und 66, vollends 70 und 71 haben dem landesherrlichen Ansehen großen Abbruch gethan ... der Kaiser und das Reich haben vollends den Landesfürsten und den Kleinstaat aus dem Gefühl des Volkes verdrängt. Daß aber Kaiser und Reich nun bei uns dieselbe oder eine ähnliche Geltung hätten wie der preußische König und Preußen in den alten preußischen Landen, bezweifle ich stark. Gewiß, unsere Bauern würden wenig erstaunen und schwerlich sehr trauern, wenn unsere Landesfürsten sammt und sonders Standesherren würden; denn etwas anderes sind sie ihnen eigentlich schon jetzt nicht; ihre Landesregierung erscheint dem Bauer überflüssig, ein oder einige Landräthe würden nach seiner Ansicht dem Bedürfniß völlig genügen und weit weniger kosten. Ja, denkt der Bauer, könnte man nicht am Ende die Fürsten überhaupt, mit anderen Worten die Monarchie mit ihren Räthen und Dienern ganz gut entbehren? Ich habe ein Dorf gekannt, in welchem ... für Reich und Arm feststand, daß man so etwas wie eine Regierung gar nicht brauche.... „Das machen wir lieber unter uns aus!" so pflegte der Schultheiß, so pflegte die Gemeindevertretung zu sagen, wenn es sich um irgend eine Vornahme, Einrichtung oder Neuordnung ... handelte. So monarchisch, wie man wohl meint, sind die Bauern vielfach nicht; ein sehr wohlhabender Landmann sprach sich gegen mich ganz unbefangen dahin aus, daß die Franzosen doch recht wohl daran gethan hätten, keinen Kaiser oder König wieder zu wählen, denn durch die Republik werde doch sehr viel Geld gespart, und es gehe doch ohne Fürsten auch recht gut. Wo die Religion wackelt, da steht auch der Thron, da steht — woran jener Landmann freilich nicht dachte — am Ende sogar der Geldsack nicht mehr fest [! „Dem Volke muß die — Religion erhalten bleiben!" Darum also!]: Als sich in einem Orte neben oder vielmehr gegenüber einer Gesellschaft der Landwirthe ein Taglöhnerverein gebildet hatte, welcher eine Zeit lang zu sozialdemokratischen Ansichten neigte, und der Pfarrer dem eher wohlhabenden und wohlwollenden Vorsteher ... ans Herz legte, seinen Einfluß gegen die von der Stadt her kommenden sozialdemokratischen Einflüsse zu gebrauchen, mußte er zu seinem Erstaunen die Antwort hören, die Sache selbst, nämlich die Sozialdemokratie, sei ja so unrecht nicht, und es würde ganz schön sein, wenn sie sich ausführen ließe.

„Jeder wählt nach seinem Stand!" sagte ein solcher Wähler und fand es nur in der Ordnung, daß die Großgrundbesitzer für den Vertreter des Getreideschutzzolls, die mittleren und kleineren Landwirthe für den Vertreter der Steuerermäßigung, die armen Leute endlich für den Sozialdemokraten stimmten, welcher zu ihnen gehöre, „ihr Mann" sei und auf Ersatz aller indirekten Steuern durch Einkommensteuer, auf Abschaffung der Militärlast und auf unentgeltliche Rechtsprechung hinstrebe. Ein anderer Wähler begründete seine sozialdemokratische Stimmabgabe so: „Erst haben wir Den hingeschickt — er hat nichts ausgerichtet, hernach haben wir Den gewählt — es ist wieder nichts anders geworden; ... nun

* A. a. O., S. 246 ff.

probiren wir's einmal mit dem Sozialdemokraten, ob der was kann. . . ." Während aber bei einer früheren Wahl ein Aermerer seine Unzufriedenheit in der wehmuthvollen Klage verlautbarte: „Sie — die Reichen — essen Hasenbraten und wir sollen Kartoffelsuppe essen", ein Anderer der jetzigen Gesellschaft mit ihren Einrichtungen gegenüber erklärte: „Das muß alles anders werden!" und ein Dritter die Vergeblichkeit seines Angehens gegen die verkehrte Weltordnung mit dem Sprichwort zugestand: „Das Fett schwimmt doch immer oben!" fiel bei der letzten Wahl schon die Rede: „Erst müssen drei Mandeln vom Schock — der Reichen — weg, eher wird's nicht besser"; und wurde unsereinem früher bei dem Hinweis auf die Endziele der Sozialdemokratie ständig die Antwort: „Ach, dahin kommt's ja doch nicht!" so scheuten sich diesmal Einzelne nicht, gerade heraus zu sagen: „Wir brauchen keinen Kaiser!" und Weiber sprachen es als ihren Herzenswunsch aus: „Wenn's doch nur bald losginge!"

Wie soll man sich aber das Aufkommen und Anwachsen der Sozialdemokratie in unserem Landvolk erklären? Was von den Großstädten und den großgewerblichen Bezirken gilt, das leidet auf unsere Verhältnisse schlechterdings keine Anwendung; man sollte meinen, daß die Sozialdemokratie nirgends ungünstigeren Boden fände, als in unseren glücklichen Bauerndörfern. Trotzdem hat nun schon zweimal der sozialdemokratische Kandidat in manchem dieser Dörfer eine sehr erkleckliche Stimmenzahl erhalten, und einmal in der Stichwahl und das zweite Mal schon in der ersten Wahl gesiegt. . . . Am zutreffendsten erschien mir die Aeußerung eines erfahrenen und scharfblickenden Landwirths: „Reiche und Arme hat es ja immer gegeben; der Unterschied zwischen ehemals und jetzt ist nur der: sonst wußten es die ärmeren Leute nicht besser und meinten, es sei nun einmal nicht anders und müsse eben so sein; nun aber haben sie angefangen zu fragen: Warum ist es so? Muß es denn so bleiben? Könnten und sollten wir es nicht gerade so gut haben wie die Reichen? So sind sie unzufrieden geworden und diese Unzufriedenheit macht sich nun auf allerlei Wegen Luft." —

Uns scheint, eine glänzendere Bestätigung für die Zeitgemäßheit der sozialdemokratischen Bestrebungen, für den Erfolg ihrer Minirarbeit und die Sicherheit ihres zukünftigen Sieges auf dem Lande, als diese Eingeständnisse aus dem feindlichen Lager können wir uns kaum wünschen. Aber freilich, jede Frucht muß reif werden; daran möchten wir die Stürmer und Dränger erinnern, die in ihrem Eifer, die Bauern möglichst massenweise zu revolutioniren, deren rückständigen Ideen nicht weit genug entgegenkommen können. Auch das Industrie-Proletariat hat drei Jahrzehnte gebraucht, um nur zu seinem größeren Theile sozialdemokratisch zu werden, und dunklen Gerüchten zu Folge soll es eine Zeit gegeben haben, wo selbst ein Lassalle in Berlin nur wenige hundert Arbeiter zu gewinnen vermochte. Daß just auf diesem Gebiet die Sozialdemokratie Fiasko machen und sich unendlich blamiren würde, hat man uns nun — hüben und drüben — noch jedesmal prophezeit, so oft wir es unternahmen, ein neues Feld zu beackern, so bei den Handwerkern, bei den Studenten, bei der katholischen Kirche, und bisher ist immer noch die Sozialdemokratie Sieger geblieben. Es ist in der That nicht einzusehen, warum nicht Tausende von Bauern noch auf dieselbe Art gewonnen werden sollten, wie die ersten Hundert gewonnen sind, und zwar nicht verlumpte und heruntergekommene Personen, sondern „tüchtige, arbeitsame, ja sehr ordentliche Leute" (a. a. O., S. 250). Wichtiger, als agrarische Lockmittel zu ersinnen, ist es für unsere Agitatoren, Wesen und Gemüthsart des deutschen Bauern kennen zu lernen und sein Vertrauen zu gewinnen. So lange uns nicht die Wissenschaft nachweist, daß in der Landwirthschaft dem Kleinbetrieb und Privateigenthum die Zukunft gebührt, sehen wir gar keinen Anlaß, aus rein taktischen Gründen dem Bauern zu Liebe eine Ausnahme zu machen und unsere Prinzipien zu verschleiern, blos um vorzeitig unreife Früchte zu pflücken, die uns in absehbarer Zeit von selbst in den Schoß fallen.

H.

Literarische Rundschau.

Professor Dr. Georg v. Gyzicki, **Vorlesungen über soziale Ethik.** Aus seinem Nachlaß herausgegeben von Lily v. Gyzicki. Berlin 1895, Ferd. Dümmler. 88 S. gr. 8°. 1,20 Mark.

Die soziale Ethik, die der vor einigen Monaten verstorbene Verfasser in dieser Schrift entwickelt, ist unverhüllt sozialistisch. Die ihrer Darstellung gewidmeten Vorlesungen waren, wie die Herausgeberin im Vorwort mittheilt, Theil einer Reihe von Vorlesungen über die Grundzüge der Moral. Sie sollten mit als Stoff dienen für eine ganze Pflichtenlehre, deren Abfassung der Verblichene als seine wichtigste Lebensarbeit geplant hatte und in der er „der Menschheit für ihre höchsten Ziele eine Waffe zu schmieden hoffte".

In dem Vorliegenden haben wir in der That mehr Stoff zu einer wissenschaftlichen Arbeit, als eine solche selbst vor uns. Es sind populäre, in edler Sprache gehaltene Vorträge, aus denen eine warmherzige Gesinnung, Mitgefühl für alle Leidenden, Unterdrückten und Ausgebeuteten, sowie reges Interesse für die Gesellschaftsreform im sozialistischen Sinne spricht. Aber es sind Ansichten, die entwickelt und durch Thatsachen illustrirt werden, und wie sympathisch sie uns auch sind, so müssen wir doch hinzufügen, daß ihnen die wissenschaftliche Begründung, das Fundament, fehlt. Gyzicki geht von dem Gesichtspunkte des „Wohles der Gesammtheit", des „größtmöglichen Glückes Aller" und der Regel aus, daß „Jeder für Einen, Keiner für mehr als Einen" zu rechnen sei. Das Gebot, dieses Gesammtwohl zu befördern, sei der einzige kategorische Imperativ, ihm sind alle sittlichen Einzelregeln unterzuordnen. Darin liegt unzweifelhaft eine „Petitio Principii", eine erst zu beweisende Behauptung oder, wie Gizycki selbst sich an anderer Stelle ausdrückt, es ist ein „als moralische Intuition wirkendes Vorurtheil". Warum ist es meine Pflicht, das Wohl der Gesammtheit, und obendrein der Gesammtheit der zivilisirten Menschheit oder gar der „Welt" zu befördern? Auf diese Frage tritt Gyzicki nicht ein, er stellt seinen kategorischen Imperativ, und damit fertig.

Auch in der Weiterentwicklung des Gedankens stoßen wir auf viele Beweis erheischende Behauptungen. So lesen wir gleich am Anfang des ersten Vortrags: „Durch die Maschinen ist die Produktivität der Arbeit kolossal gestiegen; die rechtmäßige Folge davon müßte sein, daß der Antheil der Arbeiter an dem Produkt ein immer höherer werde." So unvermittelt ist das ein ganz falscher Schluß, der der Logik ins Gesicht schlägt. Wie kann der Arbeiter daraufhin einen höheren Antheil „am Produkt" verlangen, weil sein Arbeitsaufwand zur Herstellung desselben in Folge der Produktivität der Maschine verringert worden ist? Und was das Recht anbetrifft, so ist, wer rechtmäßiger Besitzer der Maschine ist, zunächst auch rechtmäßiger Nutznießer ihrer Produktivität. Die Frage ist durchaus falsch gestellt.

Auch sonst stoßen wir auf allerhand anfechtbare Sätze. „Die Selbstsucht hat sich eine Theorie gemacht und ihr einen gelehrten Namen gegeben: sie spricht von dem ‚eisernen Gesetz der Löhne'", lesen wir auf S. 23. Dieser Name rührt bekanntlich nicht von der „Selbstsucht", sondern von dem Gegner der kapitalistischen Wirthschaftsordnung, Lassalle, her. Uebrigens stellt Gyzicki das Lohngesetz selbst ebenfalls unrichtig dar.

Ferner läßt sich nicht leugnen, daß Gyzicki über sehr schwierige soziale Probleme mit großer Leichtigkeit hinwegsetzt, gestützt blos auf seine kategorischen Imperative.

Aber diesen Schwächen des Werkchens stehen viele gute Seiten gegenüber; neben der anzuerkennenden Tendenz zeichnen es wohlüberdachte Darlegungen bestehender Ungerechtigkeiten und Mißstände aus, die durch packende Beispiele aus der Statistik und sonstigen amtlichen Feststellungen erläutert werden. Die Darstellung ist durchgängig flüssig und im hohen Grade populär, so daß in Kreisen, die der sozialistischen Agitation sonst unzugänglich sind, die „Vorlesungen über soziale Ethik" nur günstig wirken können. E. B.

Notizen.

Ueber den Zusammenhang zwischen der Verminderung der Heirathsfrequenz und der Vermehrung unehelicher Geburten. Interessante Mittheilungen über diesen Gegenstand lassen sich dem achten Bande des „Bulletins de l'Institut international de statistique“ entnehmen. Den Angaben der genannten Quelle zufolge betrug nämlich in den nachstehend aufgeführten Ländern:

	Die Zahl der Eheschließungen pro 1000 Einwohner im Jahresdurchschnitt		Von 100 Geborenen (exkl. Todtgeburten) waren uneheliche im Jahresdurchschnitt	
	1876—80	1887—91	1876—80	1887—91
Frankreich	7,61	7,26	7,17	8,41
Irland	4,56	4,41	2,40	2,78
Württemberg	7,12	6,66	8,31	10,03
Ungarn	9,61	8,64	7,54	8,51
Holland	7,84	7,02	3,14	3,20
Schweden	6,58	5,98	9,96	10,23
Bayern	7,30	6,96*	12,86	14,01

Es giebt aber auch eine Reihe von Ländern, die trotz einer Zunahme, resp. eines Unverändertbleibens der Ehefrequenz eine Vermehrung unehelicher Geburten aufweisen, wie das aus folgender Uebersicht leicht zu ersehen ist:

	Die Zahl der Eheschließungen pro 1000 Einwohner im Jahresdurchschnitt		Von 100 Geborenen (exkl. Todtgeburten) waren uneheliche im Jahresdurchschnitt	
	1876—80	1887—91	1876—80	1887—91
Italien	7,51	7,69	7,21	7,30
Sachsen	8,86	9,23	(12,44)	(12,45)
Belgien	6,90	7,22	7,38	8,75
Oesterreich	7,74	7,74	13,84	14,67
Preußen	7,88	8,08	7,53	7,81
Deutschland	7,83	7,93	8,67	9,23**

In einigen anderen Ländern, wie England, Norwegen und Dänemark, wurde endlich die Verminderung der Ehefrequenz von einer relativen Abnahme der unehelichen Geburten begleitet.

Mangel an detaillirten Nachweisen für Stadt und Land macht es zur Unmöglichkeit, irgend welche bestimmte, für alle aufgeführten Länder geltende Schlußfolgerungen zu ziehen. Es ist aber angesichts gewisser Merkmale sehr wahrscheinlich, daß die Zunahme unehelicher Geburten vorwiegend auf dem platten Lande stattgefunden hat. —g.

Bierstatistisches aus Hessen. Die im Großherzogthum Hessen bestehenden 180 Bierbrauereien haben im Jahre 1894/95 1 045 155 Hektoliter Bier produzirt. Das ist gegen das Vorjahr eine Minderproduktion von 8541 Hektoliter. Da auch die Biereinfuhr um 2750 Hektoliter zurückgegangen ist, so bedeutet das einen Rückgang des Bierkonsums um mehr als 11 000 Hektoliter innerhalb Jahresfrist. Gewiß ein deutliches Zeichen der Zeit. Trotz des begreiflichen Rückganges des Getreideverbrauchs um 330 615 Kilogramm nahm der Verbrauch an Malzsurrogaten um 4855 Kilogramm zu. — Die gezahlte Brausteuer belief sich auf 930 925 Mark,

* Im Jahresdurchschnitt 1886—1890.
** Im Jahresdurchschnitt 1886—1890.

das sind 10719 Mark weniger wie im Vorjahre. An Ausfuhrvergütung wurden 15370 Mark gezahlt.

Der Marktpreis der zur Verwendung gekommenen Rohmaterialien betrug von einheimischer Gerste 13 bis 16 Mark, durchschnittlich 15 Mark, von aus Bayern und Oesterreich bezogener Gerste, welche besonders von größeren Brauereien bevorzugt wurde, 17 bis 18,50 Mark, von Reismehl 24 Mark für 100 Kilogramm; einheimischer Hopfen hatte einen Preis von 90 bis 200 Mark, badischer von 160 bis 240 Mark, bayerischer von 180 bis 300 Mark und böhmischer von 200 bis 360 Mark für 100 Kilogramm. Aus 100 Kilogramm Gerstenmalzschrot bezw. Reismehl wurden durchschnittlich 4,4 Hektoliter Bier gebraut. P. S.

Feuilleton.

Ausgestoßen.

Novelle von Erich Schlaikjer.

(Schluß.)

Unbekümmert um die Passanten arbeitete er sich vorwärts. Sein Gehirn fieberte, Erinnerungen aus der Kindheit, Dichterträume, philosophische Probleme aus stillen Nächten, rastlos, rastlos wie eine Dampfmaschine, die ohne Regulator arbeitet, bis sie in Brand geräth.

Ein strahlend erleuchtetes Möbelmagazin brachte ihn in die Gegenwart zurück.

Hinter den eleganten Spiegelscheiben war eine Schlafzimmerausstattung ausgestellt im Geschmack der weichlichen französischen Gesellschaft vor der großen Revolution. Ein mächtiges seidenes Himmelbett. Des Königs Hure schlief in solchem Bett. Und wenn ihr königlicher Galan die Nacht in ihrem verschwiegenen Schlafzimmer verbracht hatte, stand er am anderen Morgen auf und bereitete ihr eigenhändig die Chokolade in silberner Schale, während ihr weicher Leib lusterschöpft in dem warmen Bett ruhte. Der allerchristlichste König liebte sie und küßte demüthig ihren nackten Fuß, wenn sie ihm ihr hübsches Bein hinstreckte. Er schwur, daß sie werth sei, in einem Bette zu ruhen, das das Mark einer Provinz kostete. Aber da eines Tages wurde das Idyll gestört. Ein Haufen übelriechender, roher Menschen, das sogenannte „Volk“, stürmte in die parfümirte Stille des Liebestempels. Sie rissen das herrliche Gottesgeschöpf aus dem Bett, und ein brutales, stämmiges Weib der Halle zerrte ihr das seidene Hemd vom Leibe und wollte, daß man sie nackt bei lichtem Tage durch die Straßen führte; denn sie sei eine Tochter des Volkes und hätte das Land verrathen an diesen König. Aber ein junger, nerviger Arbeiter mit Feueraugen und wirrem Haar schoß ihr eine Kugel in die Brust. —

Er hatte sie geliebt, der arme Bursch! —

Merkwürdig, wie die Möbel drinnen den Geist dieser Zeit athmeten, dieser Zeit der naiven, sorglosen Ueppigkeit, in der man über das Volk lachte, das frierend draußen stand, wie er jetzt durchnäßt und schmutzig vor den großen Spiegelscheiben. — Ein Weib rauschte an ihm vorüber, eine imposante Figur, so groß wie er selbst, eine gebietende üppige Schönheit, eingehüllt in einen weichen Pelzmantel. Es war eine galante Dame, die Maitresse irgend eines Reichen. Sie hatte in ihrem Aeußeren jenes undefinirbare Etwas, das die Demimonde sofort erkennen läßt. Sie rauschte an ihm vorüber wie eine Königin. Aber es war eine *freche* Königin. Er sah ihr nach und mußte lachen. Bitter lachen

über sich selbst. Da stand er, der Tropf, der Hans der Träumer in Lumpen; der gequälte, gehaßte, unterdrückte Spiritualist, der in Ewigkeit gekreuzigte Priester des Geistigen, der blutrünstig geschundene Narr — und die freche Sinnlichkeit der Hetäre rauschte an ihm vorüber, befriedigt in ihren thierischen Trieben, eingehüllt in wärmende Kleider, während der Wahnsinn die hagere Klauenhand nach seinem gedankendurchwühlten Nervensystem ausstreckte. Lachen mußte man. Die Arbeit fror und die arme Tugend verreckte auf moderigem Stroh. Lachen — lachen — ein heiseres, wahnsinnverstörtes, verfluchtes Lachen — ein Lachen, bleich und höhnisch wie die Fratze eines Gotteslästerers. —

Er begann müde zu werden. Seine Füße waren auf dem harten Straßenpflaster durchgelaufen und das rohe Fleisch brannte in höllischem Feuer, daß die Tritte schmerzten.

Er sah im Geist die lange Strecke vor sich bis hinunter zur Elsasserstraße, und sie erschien ihm ein einziger, verfluchter Leidensweg.

Die Phantasien hörten auf; der brennende Schmerz der Füße hielt ihn in der Wirklichkeit zurück.

In der Mitte des kleinen freien Platzes vor der Elsasserstraße stand eine beleuchtete Bedürfnißanstalt. Ein Schutzmann patrouillirte auf und ab. Der Sturm hatte hier freien Spielraum und er überlegte, wo er Schutz suchen konnte. Plötzlich fiel es ihm ein — drüben. Die Bedürfnißanstalt war der einzige Ort, der ihm offen stand.

Wenn nur Niemand dort sein möchte....

Er hatte Glück. Leer.

Ein Ekel überkam ihn über den widerlichen Modergeruch, den er einathmen mußte, und er hatte das Gefühl, als kehrten sich seine Eingeweide.

Sein Leben war Elend und Schmutz. Ein Kloakendasein. Widerlich wie der graue, stinkende Ort, wo er sich befand, und er fühlte, wie er stumpf wurde und seine Augen den thierischen, triefenden Ausdruck desjenigen annahmen, der gewohnt ist, in der klebrigen Umarmung des Ekels zu schlafen. —

Von draußen näherten sich schwere Schritte. Wie von mehreren Menschen. Er richtete sich auf und versuchte sich den Anschein zu geben, als wolle er eben den Ort verlassen.

Zwei klobige, zerlumpte Arbeiter kamen. Der Eine zog eine gefüllte Schnapsflasche hervor, die unter dem dreckigen, zerrissenen Hemd auf der haarigen Brust steckte, und bot ihm zu trinken. Er griff gierig nach der Flasche und that einen langen, starken Schluck.

Das Straßenbild draußen schien ihm ganz verändert. Das Lärmen und Treiben schlug wie aus weiter Ferne an sein Ohr und die Menschen zogen an ihm vorüber wie fremde Schatten. Seine Person war mit einer feinen Nebelatmosphäre umgeben, die ihn absonderte; er hatte die Empfindung, als betrachte er ein buntbewegtes Bild, aus dessen Getriebe er ausgelöst war. —

Der hungergeschwächte Körper hatte dem Alkohol keinen Widerstand entgegensetzen können: er war betrunken. —

Die lange Elsasserstraße lag im Halbdunkel. Die gelben Gasflammen bildeten eine doppelte Reihe von Lichtpunkten, die sich in weiter Ferne zu treffen schienen. Aber sie vermochten das Dunkel nicht aufzuhellen, und große Kaufmagazine gab es hier nicht. Nur hier und da fiel aus den Fenstern eines Café chantant ein einsamer Lichtschein auf die Straße. Wenn die Thür geöffnet wurde, drangen auf einige Augenblicke die Klänge eines Pianino und die abgesungenen Töne einer Weiberstimme heraus. Dazu der Lärm halbbetrunkener Herren.

Es wimmelte von Prostituirten, die in dieser Gegend ihre Quartiere hatten und im Schatten der Häuser ihrem Gewerbe nachgingen. —

Der Rausch ließ ihn die schmerzenden Füße vergessen, und ein stolzes Selbstbewußtsein durchrann ihn warm und belebend; denn der Erfolg mußte kommen...

Er dachte an die schöne Frau, die er liebte und von der ihn das Leben getrennt hatte. Aber sie war die Königin geblieben in seinen stillen Träumen. Und nach dem ersten Erfolg würde er sie wiedersehen. Ein melancholisches Wiedersehen. Sie hatten beide in der Zwischenzeit so viel erlebt. Und nun saß er ihr gegenüber in ihrem traulichen, kleinen Salon. Und sie liebte ihn.

Es war Abend. Draußen dann und wann eine Equipage, die zum Theater rollte. Man gab sein Stück.

Es war Feiertagsstimmung im Hause und nachdem der Bann der düsteren Dichtung gewichen war, rief man ihn. Er trat vor und bedankte sich; aber seine Augen suchten nur sie, die er liebte und die tief im Hintergrund ihrer Loge saß und ihn wiederliebte. —

Die Borsigstraße lag in noch tieferem Dunkel, als die Elsasser. Am Eingang derselben war ein öffentliches Ballokal, wo Zuhälter und Dirnen ihr Wesen trieben. Er ging tief in das finstere, menschenleere Dunkel hinein, bis er vor einer vierstöckigen Miethskaserne stillstand und daran emporstarrte. Das Bild des festlichen Theaters schwand und der elegante, abendlich-traute Salon mit der schönen Frau wich in die Ferne zurück, daß die Umrisse flimmernd ineinander verschwammen. Nur die dunklen Augen sahen ihn noch an; aber in immer weiterer und weiterer Ferne, bis nur noch ein rother Nebel vor den Augen trieb. Dann zerriß auch der und die dunkle Regennacht umgab ihn wieder.

Mit schmerzenden Füßen stand er elend und heruntergekommen an der Mauer, und in dem geschwärzten Haus vor ihm wohnte er. — —

Die Wirthin schien zu Hause zu sein; denn im vierten Stock war Licht. Er fürchtete sich, diesem robusten, sinnlichen Frauenzimmer, die neben der geschlechtlichen Empfindung nur Geldinteressen kannte, entgegenzutreten. Es würde nichts nützen, daß er sie wegen der Miethe um Nachsicht bäte. Sie würde ihn unbarmherzig ihr Uebergewicht fühlen lassen und ihn mit Wollust mißhandeln; denn er war wehrlos ihrer Brutalität gegenüber. —

Oben merkte er, daß er den Schlüssel zur Entreethüre verloren hatte. Er mußte ihm aus der Tasche geglitten sein, als er in der Wilhelmstraße zusammengebrochen war. Verzweifelnd durchsuchte er noch einmal alle Taschen; denn er fürchtete sich zu klingeln: das könnte die Wirthin übellaunig machen.

Schließlich mußte er doch die Klingel ziehen. Er that es zögernd, ganz leise und erschrak, als drinnen der metallene Hammer unbarmherzig anschlug.

Eine Stubenthür wurde resolut aufgerissen und die Entreethür öffnete sich zu einer kleinen Spalte, aus der zwei Augen begierig herausfunkelten. Als sie ihn erkannte, hörte man ein befriedigtes „Ah!“ Dann wurde die Thür angelweit geöffnet, und sie stand breitbeinig und hüftenstark in der Oeffnung.

„Guten Abend!“

Es beliebte ihr nicht zu antworten.

Er drückte sich scheu an ihr vorüber, ohne sie anzusehen. Es kitzelte sie, als sie seine Angst sah. Und sie lächelte....

Er tastete sich nach seinem Zimmer und hatte gerade die Streichhölzer gefunden, um die Lampe anzuzünden, als sie eintrat. —

Ihrer Ueberlegenheit noch nicht ganz sicher, that sie sich Gewalt an und fragte nach der Miethe. Aber man spürte, wie unten in ihr die Gier zitterte.

Als er anfing zu stammeln, brach die Fluth der Schmähungen los. Die fleischigen Brüste wogten, als sollten sie die Kleider sprengen. „So'n Lump — so'n Schwindler — so'n verkommenes Subjekt —"

Er hielt sich mühsam an der Tischkante aufrecht und sah sie an mit dem flehenden, halb brechenden Leidensblick eines gepeitschten Hundes.

Sie wußte, daß sie ihn jetzt unten hatte. Er war unter ihrem Angriff zusammengebrochen und wehrlos.

Da klingelte es und sie ahnte, daß sie Zuwachs bekam.

Halbtrunken vor Sinnlichkeit und üppiger Grausamkeit rauschte sie hinaus.

Es war ihr Schlafbursche, ein roher Patron, mit dem sie geschlechtliche Beziehungen unterhielt.

Mit einem brutalen: „Wat jiebt's denn hier?" trat er in das Zimmer.

Einen Augenblick regte sich in dem Gepeinigten die Lebenskraft. Einige Worte des Widerstandes kamen über seine Lippen.

Da traf ihn auch schon ein Faustschlag mitten ins Gesicht, daß er auf einige Momente das Bewußtsein verlor und nur noch die triumphirenden Worte der Wirthin hörte: „So war't richtig; das war jut. . . ."

Dann wurde er am Kragen gepackt und vornüber gerissen, daß er mit dem Gesicht auf den Fußboden fiel. Das Weib jubelte und drängte eifrig den Mann beiseite: „Nu laß mich man." Sie kniete auf ihn nieder. Er fühlte ihr schweres, fleischiges Bein im Rücken. Einen Augenblick rückte sie hin und her, um eine bequeme Lage zu gewinnen, dann flog ihre geballte Faust ihm ins Gesicht. Hageldicht fielen die Schläge. Dazwischen heiße Worte: „So'n Aas, so'n Aas —" Als ihr Arm müde war, stand sie auf und gab dem wehrlosen Menschenkörper noch einen scharfen Tritt in die Seite.

Dann nahm sie die Lampe und mit einem befriedigten „So!" ließen die Beiden ihn lachend im Dunkeln zurück.

Er blieb auf dem Gesicht liegen; er scheute sich aufzustehen. Es war ihm, als müßte jetzt die Welt ein Ende haben, als müßte ewige Finsterniß über der Erde sein. . . .

Dann fing er an, sich zu erheben. Langsam. Langsam. Er biß die Zähne zusammen, um nicht an der Scham vor sich selbst umzukommen. Ehrlos. Ehrlos. Er konnte keinen anderen Gedanken fassen. Seine ganze Seele biß sich in das Wort fest. Ehrlos . . . ein Hund — e i n H u n d. . . .

Tastend schleppte er sich durch das Dunkel nach dem Sopha. Dort fiel er erschöpft auf den Rücken, mit dem Hinterkopf auf die Lehne.

Er fing an, in einen wirren Halbschlaf hinüberzusinken.

Und er träumte. —

Er sah einen großen Marktplatz. Es war Nacht, aber auf dem Platze wimmelte eine tausendköpfige Menschenmenge und Pechfackeln warfen ihren düsterrothen Schein über das Bild. Die Häuser schliefen. Die Jalousien waren heruntergelassen. Es mußte eine Stadt im Süden sein. Die Häuser hatten Balkone und von den Balkonen hingen reiche Teppiche herab. Im Schatten des Hintergrundes reckte sich ein mächtiger katholischer Dom in den dunklen Nachthimmel empor. Vielleicht war es Münster zur Zeit der Wiedertäufer. Die Bürger schienen die bunte Tracht des Mittelalters zu tragen. Dann theilte sich die Menge und stämmige Knechte brachten auf ihren Schultern im Triumph ein nacktes Frauenzimmer. Er mußte sie irgendwo gesehen haben. Und dann fiel es ihm ein: es war die reiche Hure, die ihm am Nachmittag aufgefallen war in ihrer frechen Majestät. —

Man trug sie auf ein thronartiges Gerüst, das mit blauem Samme[t] behangen war. Ein Priester, dem der Fanatismus tückisch im Auge hockte, verkündete, daß sie die neue Gottheit sei. Das Volk jubelte und raunte sich zu, er sei ihr Buhle. Der Priester sprach ihren Leib heilig und ihre geschlechtliche Wollust. Er verkündete, daß sie eine reine Jungfer sei, wie die Mutter Gottes. —

Bei diesen Worten lächelte das Weib. Aber das Volk toste und die Weiber fielen den Männern mit frechen Geberden um den Hals. —

Auf den Stufen eines Portals, tief zurückgezogen im Dunkel, saß ein Greis mit wackelndem Kopf. Er erzählte ihm mit der geheimnißvollen Wichtigthuerei des Irrsinnigen, daß der liebe Gott gestorben sei. Nun läge der Riesenleichnam oben im Himmelssaal und verwese. Daher käme der Gestank auf Erden. Die Menschen aber wären verzweifelt geworden, weil sie das große schwarze Nichts über sich nicht ertragen konnten.

In einer Ecke des Marktplatzes stand ein kleines buckliges Kerlchen mit gelbem, vertrocknetem Spöttergesicht. Es war auf eine Tonne geklettert, um besser sehen zu können. Und dort stand es nun und lachte, gellend, mit stechenden Augen. Dann sprang es plötzlich herunter und holte etwas aus dem Schmutz der Straße, das er in weitem Bogen auf die Tribüne warf, gerade zu den Füßen des Weibes.

Es war ein Todtenschädel. Er zerbarst und aus der Nasenöffnung krochen die Würmer.

Es wurde ganz still.

Nur der Bucklige stand auf der Tonne und lachte. Er hatte jetzt das Gesicht Voltaires. Der weiße Schaum quoll ihm aus dem Mund. Er hatte den Lachkrampf bekommen. —

Die Menge duckte sich scheu zusammen. Das bleiche, verfluchte Lachen flog über sie hin, hinauf in den dunklen Himmelssaal. Und dort lag der verwesende Leichnam Gottes. . . .

Dann verschwand der ganze Spuk und er träumte, er läge in seiner Vaterstadt zerlumpt und besoffen im Rinnstein.

Er war es aber gar nicht, sondern es war der stadtbekannte Armenhäusler, den sie als Kinder gehänselt hatten, wenn er im Delirium war. Und doch war er es. Nur daß er einen Christusvollbart trug, der feucht war von herabrinnendem, kaltem Schweiß. —

In dem großen Haus am Markt wohnte sein Bruder und war ein angesehener Mann. — —

Da rissen die Fäden, die ihn im Halbleben des Traumes festhielten, und er fiel tief hinab in die purpurne Nacht der Bewußtlosigkeit.

Das bleiche, blutig geschlagene Gesicht starrte zur Zimmerdecke empor. —

Draußen aber senkte sich die Nacht auf das verfluchte Berlin, das ihn gezeichnet hatte.

Berichtigungen. In dem Artikel „Der Breslauer Parteitag und die Taktik in den Landtagen“ im vorigen Heft ist durch ein Versehen das bayerische Budget auf 600 Millionen Mark angegeben. Es beträgt die Hälfte, 300 Millionen. — In dem Verzeichniß der eingelaufenen Druckschriften in Nr. 5 der „Neuen Zeit“ steht als Verfasserin der Schrift „Konsumgenossenschaft und Sozialdemokratie“ irrthümlich verzeichnet Helene statt Adele Gerhard.

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.



Nr. 8. XIV. Jahrgang, I. Band. 1895-96.

Bureaukratie und Universität.

⁒ Berlin, 13. November 1895.

In seinen Aufsätzen über die Reichsverfassungskampagne schreibt Engels: „Den mehr oder weniger gebildeten Opfern des badischen Aufstandes sind von llen Seiten in der Presse, in den demokratischen Vereinen, in Versen und in ꝛrosa Denksteine gesetzt worden. Von den Hunderten und Tausenden von lrbeitern, die die Kämpfe ausgefochten, die auf den Schlachtfeldern gefallen, ie in den Rastatter Kasematten lebendig verfault sind oder jetzt im Auslande llein von allen Flüchtlingen das Exil bis auf die Hefen des Elends durch-ıkosten haben — von denen spricht Niemand. Die Exploitation der Arbeiter t eine althergebrachte, zu gewohnte Sache, als daß unsere offiziellen ‚Demo-raten‘ die Arbeiter für etwas anderes ansehen sollten, als für agitablen, exploi-ıblen und explosiblen Rohstoff, für pures Kanonenfutter.“ Diese Worte unseres lltmeisters fielen uns in der letzten Zeit häufig ein, wenn wir in der bürger-chen Presse, und mitunter nicht blos in ihr, die Lamentationen darüber lasen, aß die Köllerei nun auch die akademische Freiheit der Wissenschaft, daß sie eibhaftige Privatdozenten und Professoren anzutasten wage, Lamentationen, die ı ihrer weitläufigen Wehmuth an der Spitze des Blattes absonderlich abstechen on der trockenen Kürze, womit hinten weit in einer beiläufigen Notiz gemeldet urde, daß wieder ein halbes Dutzend Proletarier um Monate und Jahre ihrer reiheit beraubt worden seien, weil sie im Kampfe für ihre Klasse nicht jedes Vort so auf die Wagschale gelegt hatten, wie es nach der unmaßgeblichen Ansicht reußischer Staatsanwälte und Richter nöthig gewesen wäre.

Es versteht sich von selbst, daß die geringste Strafe, die den geringsten ieser Proletarier getroffen hat, historisch viel bedeutsamer und merkwürdiger ist, ls die akademischen Fälle Delbrück, Jastrow und wie sie sonst noch heißen, alle ısammengenommen. Diese kleinen Zänkereien zwischen Bureaukratie und Universität nd namentlich in Preußen eine alte Geschichte, bei der von beiden Theilen ewöhnlich ein Maximum von Blamage und ein Minimum von Heroismus ver-raucht wurde. Es sind Katzbalgereien innerhalb der herrschenden Klassen, die ı demselben Maße an Interesse verlieren, in dem sich der große Kampf zwischen Bourgeoisie und Proletariat entwickelt. Als das Ministerium Eichhorn vor infzig Jahren den Privatdozenten Bruno Bauer in Bonn maßregelte, handelte

es sich doch noch darum, der letzten Freiheit ein Ziel zu setzen, die es in Deutschland gab, nämlich der Freiheit, in dunklen und unverständlichen Worten an deutschen Hochschulen zu philosophiren; damals wurde noch von den Universitäten in gewissem Sinne um die Freiheit der Wissenschaft gekämpft. Aber auch damals schon weder mit großem Nachdrucke noch mit großem Erfolge. Karl Marx, der sich eben habilitiren wollte, als sein Freund Bruno Bauer gemaßregelt wurde, erkannte sofort, was die Glocke geschlagen hatte; er suchte den Ruhm der Wissenschaft auf anderen Wegen, als akademischen.

Unter die mannhaftesten Universitätslehrer der damaligen Zeit zählten die Gebrüder Grimm. Sie gehörten zu den Göttinger Sieben, die ihr Amt opferten, als der Welfe Ernst August, der sonst zwar wenig von deutschen Zuständen wußte, aber deutsche Professoren bekanntlich in einem geflügelten Worte gekennzeichnet hat, einen schmählichen Eidbruch beging. Jedoch nach Berlin berufen, lernten die Grimms sich bald in den „deutschen Beruf" des preußischen Staates schicken. Als ihr Freund Hoffmann v. Fallersleben, den Eichhorn aus seiner Breslauer Professur vertrieben hatte, sie in Berlin aufsuchte, traf er gerade zum Geburtstage Wilhelm Grimms ein, an dem die Studenten den Brüdern einen Fackelzug brachten. Die Grimms hielten schöne Reden über die Freiheit der Wissenschaft; die Studenten riefen Hurrah hoch, und begeistert von der akademischen Freiheit ließen sie außer den Grimms auch Hoffmann leben, den sie an einem offenen Fenster des Hauses stehen sahen. Es war nicht wunderbar, daß Eichhorn sofort gegen die Studenten eine Untersuchung einleitete und daß er Hoffmann mit dem Polizeiknüppel aus Berlin trieb; was aber selbst dem vormärzlichen Philister etwas gegen den Strich ging, das war eine öffentliche Erklärung der Grimms, worin sie versicherten, das Lebehoch für Hoffmann sei „außerhalb des Zuges aus einzelnen Stimmen erschollen und für alle Anwesende überraschend gewesen"; sie seien unschuldig daran, daß „eine harmlose, von reiner Gesinnung der Studirenden ausgegangene Ehrenbezeugung muthwillig so verdorben" worden sei; Hoffmann sei, ohne daß sie irgend von seiner Ankunft in Berlin gewußt hätten, in die Gesellschaft getreten, anscheinend in keiner anderen Absicht, als zu dem ihm bekannten Geburtstag Glück zu wünschen. „Wir kennen ihn seit 1818 persönlich; daß er uns diesmal ein ungelegener Gast gekommen und alle Freude störte, wird er selbst fühlen." Das war der Abschiedsgruß der Grimms an ihren alten Freund, der nichts weniger als ein Hochverräther, sondern auch ein bedeutender Gelehrter, eine Zierde der Wissenschaft war, und der nicht mehr verbrochen hatte, als die Unpolitischen Lieder, in denen er den Schmerzen des rebellischen Spießbürgers einen harmlos-gutmüthigen Ausdruck gab.

Als dann im November 1848 das Ministerium Brandenburg die preußische Nationalversammlung in rechtloser Gewaltthat auseinandergejagt hatte, widmeten achtzig Professoren der hiesigen Universität — darunter die beiden Grimms, Schönlein, Ehrenberg, Boeckh — dem König eine Dankadresse, worin sie der vertriebenen Volksvertretung nachzeterten, sie habe „die Ehre der Nation geschändet". Ueber solche „frechen Lügen und hündischen Versicherungen angestammter Treue" schrieb Marx in der „Neuen Rheinischen Zeitung": „Vor diesem Knechtssinn steht der russische Leibeigene beschämt da", und er sprach die Hoffnung aus, die sich leider noch nicht erfüllt hat, daß der „ganzen Misere der privilegirten Gelehrsamkeit ein rasches Ende bereitet werden" möchte.

Hatten die deutschen Universitäten aber nicht einmal in den vierziger und fünfziger Jahren, wo doch noch ein gutes Stück bürgerlicher Ideologie in ihnen steckte, ein festes Rückgrat gegenüber der Bureaukratie, so wäre es erst recht

ächerlich, heute von ihnen etwas für die „Freiheit der Wissenschaft“ und ähnliche Dinge zu erwarten. Die hiesige Universität besaß in den siebenziger Jahren den unglaublichen Heldenmuth, den Privatdozenten Dühring aus ihren Hörsälen zu reißen, einen Mann, der, wie man immer sonst über ihn denken mag, schon wegen seiner Blindheit vor jeder persönlichen Mißhandlung hätte sicher sein sollen; sie hatte aber nicht die Kraft, sich den Schwenninger fern zu halten, als Bismarck ihn ihr aufhing. Gegen diese öffentliche Ohrfeige brachte sie nur einige heimliche Nadelstiche auf; als Schwenninger in Erledigung einer bedeutungslosen Formalität seine Karte bei seinen neuen Kollegen abgab, schickte der eine oder der andere sie pomphaft zurück; mehr als diese kindische Demonstration, zu der sich auch nur die heldenhaftesten Geister aufschwangen, vermochte die erste deutsche Universität gegen die ihr von dem Großvezier Bismarck angethane Vergewaltigung nicht ins Werk zu setzen. Daß alle deutschen Universitäten darin einig sind, jeden Dozenten zurückzuweisen, der sich als Schüler von Marx und Engels bekennt, haben wir neulich schon hervorgehoben; an dieser sauberen „Freiheit der Wissenschaft“ finden auch die freisinnigen Helden nichts auszusetzen. Einer von ihnen führte einmal aus, eben die „Freiheit der Wissenschaft“ verlange, ihr den Zwang fern zu halten, den die Sophismen des Sozialismus predigten. In diesem Punkte sind alle akademischen Größen einig, von Herrn Adolf Wagner bis Herrn Rudolf Virchow.

Historisch und politisch haben die neuesten Angriffe der Bureaukratie auf die Universität nur die eine Bedeutung, die wir schon vor vierzehn Tagen hervorhoben: sie zeigen die Empfindlichkeit des Septemberkurses, und damit seine innere Hohlheit, seine vollkommene Hilflosigkeit. Eine Regierung, die sich vor den Wagner, Delbrück, Jastrow und so weiter fürchtet, kann einem aufrichtig leid thun. Da war das vielverspottete Eichhörnchen vor fünfzig Jahren doch ein ganz anderer Kerl; der hatte doch noch eine feine historische Witterung, als er Bruno Bauer zum Tempel hinauswarf und die Thür dem eben eintretenden Karl Marx vor der Nase zuschlug. Aber die Wagner, Delbrück, Jastrow verfolgen — das stellt dem Septemberkurse ein klägliches Armuthszeugniß aus. Darüber hinaus hat die ganze Geschichte, von der die bürgerliche Presse ein so schreckliches Aufheben macht, nichts zu bedeuten. Es ist nichts als tragikomische Windmacherei, die hiesige Universität als ein tapferes Jungfräulein darzustellen, das seinen Ehrenkranz wacker vertheidigt. Du lieber Himmel, dieser Ehrenkranz ist längst zerzaust und seine Blätter sind zu schmutzigem Brei zerstampft im Kothe der Reaktion!

Man mißverstehe unsere Ansicht nicht dahin, als ob wir die wissenschaftliche Bedeutung oder auch nur den persönlichen Charakter der einzelnen Universitätsmitglieder anfechten wollten. Um diese plumpe Verwechslung auszuschließen, zogen wir Männer wie die Grimms, wie Boeckh und Ehrenberg an, mit denen verglichen zu werden die Wagner, Delbrück, Jastrow ja sonst keinen Anspruch erheben können. Die Grimms waren wissenschaftliche Größen und sie waren auch, was man brave Männer nennt, aber deshalb bewiesen sie doch die unglaublichste politische Charakterlosigkeit. Was wir bekämpfen, ist nicht diese oder jene Person, sondern der Humbug, daß die Universitäten als solche die Bollwerke, wir wissen nicht, welchen Freiheits- und Heldenmuths seien, daß ein Angriff auf die Universitäten eine besondere Tempelschändung sei, daß jeder sanfte Tritt aufs Hühnerauge, den ein Professor oder Privatdozent empfängt, ein ärgeres Attentat auf die Würde der Menschheit sei, als wenn Dutzende von Proletarier um ihre Freiheit und ihre Gesundheit gebracht werden. Dieser lächerliche und unwürdige Humbug ist es, den wir an seinen Ort stellen wollen.

Möglich, daß die Herren Köller und Bosse sich gut zureden lassen, daß sie die Antastungen der Universitäten wieder aufgeben. Die geriebeneren Organe der Reaktion rathen selbst dazu; die Zeiten sind so schlimm und die Gutgesinnten müssen so fest zusammen halten; was hat es da für einen Zweck, harmlose Leute zu verfolgen, die mit einigen unsicheren Redensarten nur die sichere Thatsache bestätigen, daß König und Vaterland stets auf sie rechnen können. Sollte der Septemberkurs indessen bockbeinig sein und auf seinem Scheine bestehen, so wird die Bureaukratie über die Universität siegen. Das war stets der Ausgang dieser häuslichen Kriege, und es liegt auch nicht der kleinste Grund vor, anzunehmen, daß der Hergang diesmal ein anderer sein wird. Im Gegentheil! Viele Gründe sprechen dafür, daß der Widerstand der Universität schwächer sein wird, als jemals früher. Es ist ebenso gewiß, daß der Septemberkurs, wenn er sonst will, alle akademischen Senate in Deutschland klein kriegen kann, wie es gewiß ist, daß er die sozialdemokratische Partei niemals klein kriegen wird, und wenn er sich dreiunddreißigtausendmal auf den Kopf stellt.

Durch diese Klarstellung werden wir die bürgerliche Presse nicht hindern, mit den Fällen Delbrück und Jastrow weiter zu krebsen, wie bisher, dagegen die drakonischen Verurtheilungen proletarischer Redakteure kühl bis ans Herz zu verzeichnen oder sie höchstens, wenn dem „puren Kanonenfutter“ gelegentlich ein herablassendes Wort gegönnt wird, „nicht einmal besonders hart“ zu finden. Indessen ist es auch weder unsere Aufgabe, noch unsere Neigung, die bürgerliche Presse zu bekehren und zu bessern. Unser Zweck ist nur, der Wahrheit zu ihrem Rechte zu verhelfen. Und die Wahrheit ist eben die, daß der unerschütterliche Widerstand der sozialdemokratischen Partei gegen den Septemberkurs für die Zukunft der Nation unendlich viel mehr bedeutet, als die Fälle Delbrück und Jastrow selbst in dem denkbar günstigsten Falle ihres Verlaufs bedeuten können, daß der Kampf des Proletariats gegen die Bourgeoisie eine weltgeschichtliche Thatsache ist und nicht ein übertägiger Scherz, wie der Krakehl zwischen Bureaukratie und Universität.

Ein Genossenschaftsprojekt.

Von Ed. Bernstein.

Von den verschiedensten Seiten wird in neuerer Zeit der Genossenschaftsbewegung erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet, und selbst innerhalb der Sozialdemokratie mehren sich die Stimmen, welche zu einer erneuten Prüfung der Frage auffordern, ob nicht die Genossenschaften — hier immer im Sinne von Wirthschaftsgenossenschaften — von größerem Werth für die Emanzipationsbewegung der Arbeiter seien oder gemacht werden könnten, als bisher angenommen worden. Wir haben uns seinerzeit enthalten, in die Debatte über den bekannten Aronsschen Vorschlag einzugreifen, aber wir haben uns keinen Augenblick verhehlt, daß sie durchaus zeitgemäß war. Nichts würde für die Sozialdemokratie verderblicher sein, als aus irgend welcher Voreingenommenheit den offenkundigen Thatsachen gegenüber die Augen zu verschließen. Und daß in England wie in Belgien Genossenschaften sich als mehr erwiesen haben denn als bloße Privatgesellschaften für Dividendenzieherei, ist unbestreitbare Thatsache.

In Belgien stellen die von Sozialisten ins Leben gerufenen Genossenschaften nicht nur wichtige Organe der Arbeiterpartei dar, sie, und vor allem ihr Muster, der Genter „Vooruit“, sind sogar das vornehmste Mittel gewesen, durch

welches die Sozialdemokratie des Landes aus der hoffnungslosen Position einer nach kurzen Anläufen immer wieder zusammenfallenden Sekte sich zu der hoffnungsvollen einer einflußreichen politischen Partei hat erheben können. Es sind noch kaum zehn Jahre her, daß man ohne Uebertreibung den „Vooruit“ als den einzig zuverlässigen Stützpunkt der sozialistischen Agitation in Belgien bezeichnen konnte. Trotzdem es eine Anzahl vortrefflicher Sozialisten beherbergte, war Brüssel damals gegenüber Gent sozialistische Provinzialstadt, und es hat seine Position als Hauptstadt erst mit Hilfe der dem „Vooruit“ nachgebildeten Genossenschaft „Maison du Peuple“ zurückerobert.

In England ist aus verschiedenen Gründen von einem gleichen Zusammenhang zwischen der Genossenschafts- und der heutigen sozialdemokratischen Bewegung nicht die Rede, obwohl zur Zeit das Verhältniß ein besseres ist, als in den ersten Jahren der Sozialdemokratischen Föderation. Insbesondere verdankt die Independent Labour Party einen Theil ihres bisherigen Erfolges dem Umstande, daß sie sich den Genossenschaften weniger doktrinär gegenüberstellt, als die Föderation. Ebenso hat sich eine große Annäherung zwischen den Gewerkschaften und den Genossenschaften vollzogen, und die Hilfeleistungen, welche die letzteren den Gewerkschaften bei verschiedenen großen Ausständen erwiesen, sind ein bedeutungsvolles Zeichen dafür. Man erinnere sich unter Anderem, von wie großem Nutzen die Arbeiter-Konsumvereine vielfach den Bergarbeitern bei deren Riesenausstand von 1893 geleistet (vergl. darüber „Neue Zeit“, Jahrgang 1893/94, I, S. 271 ff.). Auch beim letzten großen Strike der Schuhfabrikarbeiter ist die Thatsache, daß zwei große Schuhfabriken Arbeitergenossenschaften gehörten, von großem Vortheil für die kämpfenden Arbeiter gewesen; und ebenso ist ein wesentlicher Faktor der Machtstellung der Gewerkschaft der Baumwollspinner von Lancashire der Umstand, daß eine Reihe von Aktienspinnereien Arbeitern gehören, und daß in anderen Arbeiter einen großen Theil der Aktionäre bilden und damit auf den Generalversammlungen Sitz und Stimme haben. (In England lauten die Aktien selbst kapitalistischer Unternehmungen meist auf sehr kleine Beträge, oft nur ein Pfund Sterling.) Der letztere Umstand hat allerdings auch seine bedenkliche Kehrseite, indeß ist eine nennenswerthe Betheiligung von Arbeitern an kapitalistischen Aktiengesellschaften aus so vielen Gründen in Deutschland ausgeschlossen, daß darauf hier nicht eingegangen zu werden braucht. Zudem haben auch die Genossenschaft selbst und ebenso die Gewerkschaft, wie Jeder weiß, ihre Kehrseiten.

Es ist überhaupt schwer, irgend eine auf dem Boden der bürgerlichen Gesellschaft auszuführende ökonomische Maßregel zu ersinnen, die nicht, am Maßstabe des Zieles und der Grundsätze der Sozialdemokratie gemessen, einen Widerspruch aufwiese. Selbst der Grundsatz des Klassenkampfes bietet da kein schlechtweg leitendes Kriterium, weil Maßregeln vorübergehend den Klassenkampf abschwächen und doch die Emanzipation der Arbeiter mehr fördern können, als im gegebenen Moment die akuteste Zuspitzung der Gegensätze, und weil überhaupt — was freilich nur zu oft übersehen wird — es verschiedene Formen des Klassenkampfes giebt, dieser keineswegs immer in seiner extremen Form sich abzuspielen braucht, um als geschichtliche Kraft zu wirken. Es soll damit selbstverständlich nicht der grundsatzlosen Experimentirerei das Wort geredet, sondern nur festgestellt werden, daß bei Prüfung solcher Maßregeln immer eine Vielheit von Faktoren in Rechnung zu setzen ist.

Die Sozialdemokratie Deutschlands hat sich nicht zu aller Zeit abweichend oder theilnahmslos dem Genossenschaftswesen gegenübergestellt. Es ist bekannt, daß Lassalle, als er seine Agitation anfing, für Subvention selbständiger Produktiv-

genossenschaften eintrat,* und nur, durch die Kritik von den verschiedensten Seiten her bedrängt, nachträglich eine Art mit Monopolrechten ausgestatteter und dafür mit allerhand Pflichten belasteter Produktivgenossenschaften mit Staatskredit verkündete (vergl. „Bastiat-Schulze“, Gesammtausgabe, III, 226 ff.). Durch die Verquickung mit der Idee der Staatshilfe an sich schon kompromittirt, wurde die Genossenschaft auf diese Weise vollends für die Praxis von der Tagesordnung abgesetzt und den Anhängern Lassalles blieb nur die Forderung der Staatshilfe als politisches Propagandamittel. Gegen die Konsumvereine wieder ward Lassalles „ehernes Lohngesetz“ ins Feld geführt, so daß die Lassalleanische Agitation praktisch auf das Gegentheil von dem hinauslief, was sie ursprünglich ökonomisch bewirken sollte. Statt die Genossenschaftsbewegung zu heben, führte sie zu völliger Diskreditirung derselben, immer soweit Anhänger Lassalles in Betracht kamen.

Die „Internationale“ nahm den Genossenschaften gegenüber einen anderen Standpunkt ein. Auf dem Genfer Kongreß (1866) wurde eine vom Generalrath beantragte Resolution einstimmig angenommen, von deren Mittheilung wir hier absehen können, da sie bereits im vorigen Jahrgang der „Neuen Zeit“, I, S. 666, zum Abdruck gekommen ist.

Auf dem Lausanner Kongreß (1867) wurde ferner ein von Eccarius gestellter Antrag angenommen, der den Mitgliedern anempfahl, überall ihren Einfluß dahin geltend zu machen, daß die Gewerkschaften ihre Fonds zur Bildung oder Finanzirung von Produktivgenossenschaften verwenden.

Von der Genfer Resolution wird man sagen müssen, daß sie in ihren einleitenden Sätzen noch heute zutrifft, während die Schlußsätze den damals vorliegenden Erfahrungen entsprachen. Die meisten selbsthilflerischen Genossenschaften, und insbesondere die Konsumgenossenschaften, waren durchaus verkrämert. Die Resolution von Lausanne entsprach einer zu jener Zeit in den Reihen der vorgeschritteneren Gewerkschaftler Englands sehr verbreiteten Idee, die auch Anfang der siebziger Jahre von verschiedenen Gewerkschaften in schon verhältnißmäßig großem Stil, aber mit sehr entmuthigendem Resultat zu verwirklichen versucht wurde. Ob man Marx überhaupt mit ihr identifiziren kann, muß dahingestellt bleiben, jedenfalls aber ist der prinzipielle Theil der Genfer Resolution sein Werk; im „Kapital“ und anderwärts hat er sich ähnlich ausgedrückt.** Soweit aber Marx für die Genossenschaften war, stand er unbedingt auf dem Boden der „Selbsthilfe“. „Was . . . die jetzigen Kooperativgesellschaften anbetrifft“, schreibt er 1875, „so haben sie nur Werth, soweit sie unabhängige, weder von den Regierungen noch von den Bourgeois protegirte Arbeiterschöpfungen sind“ (Brief über den Entwurf zum Gothaer Programm, „Neue Zeit“, IX, 1, S. 572).

---

* „Ich habe ja vielfach hervorgehoben, daß ich die individuelle, die freiwillige Assoziation will; ich will sie sogar, gerade so wie Schulze, so wie sie in England besteht 2c.“ („Zur Arbeiterfrage“, Gesammtausgabe, II, S. 475.)

** In Eccarius' „Eines Arbeiters Widerlegung“, das Marx im Manuskript redigirt und ergänzt hat, heißt es im Schlußkapitel: „Die Genossenschaften von heute haben unvermeidlicherweise etwas an sich, welches die auf Kapital und Lohnarbeit beruhende Produktion charakterisirt, gerade wie die Zünfte im alten Rom und der ersten mittelalterlichen Periode unvermeidlicherweise einen servilen Charakter hatten. Ich betrachte die heutigen genossenschaftlichen Bestrebungen, insofern sie praktisch verwirklicht werden, wie die Zünfte des alten Rom, als Vorläufer der Zukunft, als die Manifestation künftiger sozialer Verhältnisse. Wie sich die Zünfte von Rom und die privilegirten Leibeigenen der ersten Periode des Feudalstaates zum Hansa-Bund verhielten, so werden sich die heutigen Produktivgenossenschaften zur künftigen genossenschaftlichen Produktion verhalten.“ Stil und Inhalt deuten hier gleicherweise auf Marx als den Urheber.

Seitdem hat die Geschichte der Genossenschaften überall den Beweis geliefert, daß gerade weil die Produktivgenossenschaft das heutige ökonomische System in seinen Grundfesten angreift, sie auf dem Boden dieses Systems als selbständiges Institut nach allen Richtungen hin den größten Schwierigkeiten begegnet, während die Konsumgenossenschaft nicht unter allen Umständen zu verkrämern braucht. Da sie, um mit der Genfer Resolution zu reden, „eine der Kräfte" der Umwandlung der Gesellschaft ist, so wird sie auf verhältnißmäßig unentwickelter Stufe der modernen Produktion und wo sie die einzige nennenswerthe Form der Arbeiterorganisation bildet, nothwendigerweise jenem Schicksal verfallen. Auf entwickelterer Stufe und in Verbindung mit anderen Kräften kann sie ein wirkungsvoller Hebel der Gesellschaftsreform werden. Es kommt hier alles auf die allgemeinen gesellschaftlichen Verhältnisse an, worin wir die politischen Verhältnisse gleich einbegreifen. Ferner wirkt auch hier das Gesetz der Dialektik, wonach mit der Quantität auch die Qualität sich ändert. Die großen Genossenschaften im Norden von England mußten einen anderen Charakter annehmen, als sie Tausende und Zehntausende von Mitgliedern zählten und einen Verband bildeten, der eine Million von Mitgliedern umfaßt, von denen ein großer Prozentsatz Gewerkschaftler sind.*

Wenn also heute in Deutschland die Frage der Gründung von Genossenschaften in Arbeiterkreisen wieder auftaucht, so ist das nicht schlechtweg als ein Rückfall in alte Irrthümer zu bezeichnen. Zum Theil ist es eher das Gegentheil: das Abstreifen alter Irrthümer. Es kann Niemand bestreiten, daß Lassalle dadurch, daß er die Frage der Staatshilfe dazwischenschob, sowie mit seinem ehernen Lohngesetz, wie sehr er in anderer Richtung die Arbeiterbewegung gefördert, die Genossenschaftsfrage in ein falsches Licht gestellt hat. Ob irgendwo in der Welt selbständige Konsumvereine der Arbeiter durch Verbilligung der Lebensmittel für ihre Mitglieder Lohnherabsetzungen ermöglicht haben, wie es danach hieß, entzieht sich meiner Kenntniß. Daß es in England nicht der Fall war, und daß wenigstens in neuerer Zeit der Konsumverein sich vielmehr wiederholt bei Widerstand gegen Lohnherabsetzungen bewährt hat, ist bekannt. Ebenso ist bekannt, wie der Konsumvereinsverband Mittel geworden ist, wenn auch nicht der Bildung individueller Produktivgenossenschaften, so doch der Beherrschung von Produktionsanstalten durch organisirte Arbeiter. Es wäre ebenso falsch, diese Dinge zu ignoriren, wie es falsch wäre, die früher gemachten Erfahrungen in den Wind zu schlagen oder sich zu verheimlichen, daß, was in England möglich ist, darum noch nicht in Deutschland zur Zeit möglich zu sein braucht. Wenn also zum Beispiel in England nicht nur die Großhandelszentrale der Genossenschaften Fabriken hat, die mit den besteingerichteten ihres Genres wetteifern können, sondern auch selbständige, von Arbeitern fundirte Genossenschaften bestehen, von denen das Gleiche gilt, so gehören dazu Vorbedingungen, die in Deutschland zur Zeit fehlen. Die große Genossenschafts-Schuhfabrik in Leicester, hinter der die Gewerkschaft der Schuhfabrikarbeiter steht, wäre bei der Zersplitterung der Industrie und dem Mangel von Absatzmöglichkeiten für eine solche Genossenschaft in Deutschland zur Zeit kaum möglich. Da die Gewerkschaften in Deutschland heute etwa die Stärke erlangt haben, welche die englischen Gewerkschaften in den siebziger Jahren hatten, die kapitalistische Entwicklung selbst aber der des heutigen England sehr viel näher ist, dürften Versuche der Gründung von gewerk-

* Die Ausbreitung des Genossenschaftswesens fällt im Allgemeinen in England mit der Ausbreitung des Gewerkschaftswesens zusammen.

schaftlichen Produktivgenossenschaften dasselbe Schicksal haben wie die entsprechender englischen Versuche der siebziger Jahre, die mehr als eine Million Mark verschlangen. Kurz, das Genossenschaftsgründen ist eine Sache, die sehr überlegt sein will, bei der sehr viel Umstände zu berücksichtigen sind und bei der man sich vor allem davor hüten muß, ohne Weiteres auf andere Länder zu exemplifiziren. Mit der Berücksichtigung der Verschiedenheiten in Gesetzgebung und Verwaltungspolitik ist es allein nicht gethan.

In die technischen Einzelheiten der Frage einzutreten, ist jedoch nicht unsere Absicht. Der Zweck dieses Artikels ist vielmehr, nach Vorführung des Bildes, das die Entwicklung der Genossenschaftsidee in neuerer Zeit darbietet, ein Projekt vorzuführen, das einen schon für begraben erachteten Plan — den der gewerkschaftlichen Produktivgenossenschaft — in neuer Form wieder aufnimmt.

Die Schwierigkeiten, welche sich der gewerkschaftlichen Produktivgenossenschaft entgegenstellen und die Voraussetzungen, unter denen sie gedeihen und von Nutzen sein kann, hat Karl Kautsky vor Jahren in den „Staatswissenschaftlichen Abhandlungen“ dargelegt. In dem betreffenden Artikel erwähnt er auch eines Plans, den ein englischer Ingenieur Ende der siebziger Jahre dem Amalgamirten Verein der Maschinenbauer vorlegte und der auf nicht weniger hinauslief, als durch das Mittel gewerkschaftlich fundirter Produktivgenossenschaften die gesammten Mitglieder des Vereins in verhältnißmäßig kurzer Zeit vom Unternehmerthum zu emanzipiren. Unter Zugrundelegung einer Mitgliederzahl von rund 45000, eines Mitgliederbeitrags von einem Schilling wöchentlich für den genannten Zweck und eines jährlichen Reingewinns von 10 Prozent des jeweiligen Betriebskapitals, der bis auf Weiteres immer letzterem zuzuschlagen wäre, berechnete der gute Mann, daß nach Ablauf von 16 Jahren ein Betriebskapital von 3 686 000 Pfund Sterling vorhanden wäre, genug, um 49 000 Arbeiter zu beschäftigen und selbst die größten Arbeitsaufträge zu übernehmen. Der Fehler dieser Rechnung liegt auf der Hand, doch kann man zweifeln, ob er es war, der die organisirten Maschinenbauer damals davon abhielt, in dieser Richtung vorzugehen. Man hatte an der soeben gemachten Erfahrung genug und wollte nicht von Neuem experimentiren.*

Die feurigeren Geister unter den Maschinenbauern haben indeß, wie es scheint, den Gedanken der gewerkschaftlichen Produktivgenossenschaft nie fallen lassen. Der Franzose Viktor Delahaye, der als Kommuneflüchtling seinerzeit in London arbeitete, dort 1873 Mitglied des Amalgamirten Vereins der Maschinenbauer wurde und es nach seiner Rückkehr nach Frankreich auch geblieben ist,** hat jetzt dem Vorstand dieses Vereins ein solches Projekt unterbreitet, und Tom Mann, der dasselbe im „Labour Leader“ veröffentlicht, scheint sich auch dafür zu erwärmen.

Delahaye knüpft an die ihm gestellte Frage an, ob es nicht möglich sei, etwas für die Verbreitung des Amalgamirten Vereins der Maschinenbauer in Frankreich zu thun, wo derselbe erst eine kleine Zweigsektion besitzt. „Jawohl“, antwortet er, „es ist möglich, und es ist im Interesse der Arbeit und der Zivilisation höchst wünschenswerth.“ Zu diesem Ende solle als vorbereitende Organisation eine Theilhabergenossenschaft gegründet werden, der nur Mitglieder

* 1876 hatte die von Maschinenbauern in Newcastle ins Leben gerufene Genossenschaft „Ouseborn Engine Works“ gekracht.

** Delahaye war es bekanntlich, der als Nebenkollege von John Burns auf dessen Ausbildung zum Sozialisten großen Einfluß ausgeübt hat. Er arbeitet noch immer in seinem Beruf und hat wiederholte Anerbieten auf eine Staatsanstellung ausgeschlagen.

des Amalgamirten Vereins angehören dürfen, und die sich zweierlei Aufgaben zu stellen habe. Erstens in Paris und London je einen Konsumverein mit Zweigläden zu eröffnen, der Mitgliedern und dem Publikum offen stehen, und aus dessen anzuhäufenden Erträgen ein Fond zur Unterstützung oder Fundirung von Produktivgenossenschaften gebildet werden soll. Zweitens für den Anfang je in England und Frankreich eine Produktivanstalt selbst ins Leben zu rufen und dieselben mit den besten Maschinen und Einrichtungen auszustatten. Die Arbeiter in diesen Unternehmungen sollen freie Genossenschafter sein, aber verpflichtet, dem Amalgamirten Verein der Maschinenbauer anzugehören, bis das Lohnsystem überhaupt abgeschafft und durch die allgemeine genossenschaftliche Arbeit ersetzt sei.

Für die zwei Konsumgenossenschaften verlangt Delahaye ein Darlehen vom Gesammtverein von 16 000 Pfund Sterling, d. h. für jede 8000 Pfund. Angenommen, daß jede derselben mit 1000 Mitgliedern anfängt und sich entsprechend weiter entwickelt, so würden, bei einem jährlichen Durchschnittskonsum von 20 Pfund Sterling pro Mitglied und einem dem Anhäufungsfond zufallenden Bonus von 5 Prozent auf diesen Umsatzwerth, die Konsumgenossenschaften nach drei Jahren schon in der Lage sein, den Vorschuß zurückzuzahlen. Nach acht Jahren aber hätte jede Genossenschaft 100 000 Pfund Sterling angehäuft, die zur Errichtung je einer Maschinenbauwerkstätte reichen würden, wobei auf jeden beschäftigten Arbeiter 500 Pfund Sterling Anlagekapital gerechnet werden. Hierbei, wie vorher bei Berechnung des Durchschnittskonsums, stützt sich Delahaye auf statistisch festgestellte amtliche Ermittlungen. Ueberhaupt ist die Berechnung weniger phantastisch als die des schon erwähnten Ingenieurs, aber sie bietet doch allerhand bedenkliche Angriffspunkte. Um seine 100 000 Pfund Anlagekapital in acht Jahren aufzutreiben, setzt Delahaye eine progressive Steigerung der Mitgliedschaft des Konsumunternehmens von 1000 im ersten Jahre bis auf 37 000 im achten Jahre voraus. Dies ist bei guter Fundirung nichts Unerhörtes, solange es sich um eine reine Konsumgenossenschaft handelt, die ihren Mitgliedern den Ueberschuß als freihändige Dividende zuschreibt; sie wird aber zweifelhaft, wo die Genossenschaft selbst wieder für einen anderen Zweck „arbeitet“. Eine andere Frage ist die der Wahl und Beaufsichtigung der Geschäftsleiter, die immer eine um so schwierigere ist, je mehr das Unternehmen mit Nebenzwecken verbunden ist. Und die dritte Bedenklichkeit ist die Absatzfrage für die zu gründenden Maschinenfabriken. Die große Masse der bisher erfolgreichen Genossenschaftsfabriken sind solche, die Artikel des allgemeinen Konsums herstellen.

Immerhin ist der Plan, da er von einem sonst nüchternen und in der Arbeiterbewegung wohlerfahrenen Manne herrührt, nicht uninteressant, und charakteristisch genug sind die Ausführungen, die Delahaye an ihn knüpft. Der „Internationale Verein der Genossenschafts-Maschinenbauer“ soll Filialen in allen Hauptstädten der Kulturländer ins Leben rufen und andere Berufe es ihm nachmachen, als erster Schritt zu Weiterem. Er soll seine Produkte zum international festgestellten Produktionspreis verkaufen. „Und statt der wirthschaftlichen Produktions-Anarchie, der willkürlichen Vertheilung des Werths der Arbeitsprodukte, der Ausstände, Aussperrungen und sonstiger Bürgerkriege unserer Tage zwischen Arbeitern und Kapitalisten, ganz abgesehen von der heutigen Korruption in Sitten und Gewohnheiten werden wir einer höheren Organisation der Arbeit auf der Grundlage der großen modernen Produktions-, Transport- und Zirkulationsmittel entgegenstreben und, soweit die Menschennatur es erlaubt, wirthschaftliche Gerechtigkeit, Solidarität und Moral zwischen Mensch und Mensch, wie zwischen Nation und Nation herstellen.“

So Delahaye. „Ist der Amalgamirte Verein der Maschinenbauer gewillt, den erheischten Betrag darzuleihen oder zu jenem wichtigen Unternehmen beizutragen?" fragt er. Das bleibt abzuwarten und ist sogar zu bezweifeln, obwohl es dem Verein an Geld heute nicht fehlt, sondern eher an Gelegenheiten, es einträglich anzulegen. Er hat jetzt zwischen 70000 und 80000 Mitglieder, wovon über 5000 außerhalb Englands, und ist so in gewissem Grade schon eine internationale Organisation. Politische Rücksichten stehen der Gründung von eigenen Produktivgenossenschaften in England und vielen anderen Kulturstaaten nicht im Wege, und für Einrichtung und Betrieb von solchen stehen heute ganz andere Erfahrungen zu Gebote, als in den siebziger Jahren. Insofern darf man also der Debatte über den Vorschlag mit Interesse entgegensehen. Sie wird die Ideen wiederspiegeln, welche sich die Mitglieder des vorgeschrittensten Landes der Gewerkschafts- wie der Genossenschaftsbewegung nach mehr als zwei Menschenaltern Erfahrung von der intimen Verbindung von gewerkschaftlichen mit Genossenschaftszwecken gebildet haben. Der „Internationale" schwebte, wie wir gesehen, eine solche Verbindung vor, ohne daß ihre geistigen Führer jene großen Hoffnungen daran knüpften, denen Delahaye Ausdruck giebt. In der Praxis wird man, falls der Plan in irgend einer Form Annahme findet, schon zufrieden sein dürfen, wenn die gewerkschaftlichen Kooperativanstalten sich als Stützen für die Arbeiter im Kampfe gegen das Kapital erweisen.

* * *

Nachschrift. Nach Vollendung dieses Artikels kommt mir der Auftrag, die Schrift: „Konsumgenossenschaft und Sozialdemokratie" von Adele Gerhard* für die „Neue Zeit" zu besprechen. Die Verfasserin dieses kleinen Werkchens plaidirt, unter Vorführung der in England, Belgien und Sachsen gemachten Erfahrungen, mit vieler Wärme dafür, daß die wirthschaftlichen und erzieherischen Vortheile der Konsumgenossenschaften von Seiten der deutschen Sozialdemokratie eine unbefangenere, d. h. bessere Würdigung erfahren, als dies bisher geschehen. Insoweit bin ich, wie aus dem Vorhergehenden ersichtlich, durchaus mit ihr einverstanden. Unzweifelhaft sind die Mehrzahl der Argumente, mit denen in der Regel — nicht überall — bisher über die Konsumgenossenschaften der Arbeiter abgeurtheilt wurde, theils überhaupt falsch, theils nur in Bezug auf Auswüchse richtig, von denen keine Form der Bewegung frei ist, und theils nur insoweit berechtigt, als sie sich gegen übertriebene Erwartungen wenden, die einst mit Bezug auf die Genossenschaften gehegt wurden. Eine andere Frage ist, ob die Praxis der Partei in dieser Frage bisher falsch gewesen. Frau Gerhard giebt zunächst selbst zu, daß an eine Verquickung von Sozialdemokratie und Konsumverein in Deutschland schon mit Rücksicht auf die politische Unsicherheit nicht gedacht werden kann. Aber es ist auch immer noch eine Frage, ob wir mit gutem Gewissen von Parteiwegen, resp. als Sozialisten die Arbeiter zur Gründung unpolitischer Konsumvereine auffordern oder ermuthigen können, ob nicht doch viele Bedingungen des Gedeihens von unabhängigen Arbeiter-Konsumgenossenschaften in Deutschland fehlen. Ich selbst halte, auf die Gefahr hin, manchesterlicher Neigungen bezichtigt zu werden, die wirthschaftliche Selbstbethätigung der Arbeiter neben der politischen für eine so eminent wünschenswerthe Sache, daß ich nur zu froh wäre, wenn ich diese Frage in ersterem Sinne beantworten

---

* Nürnberg, Wörlein & Comp., 56 S. 8°. In der Anzeige des Buches unter den eingelaufenen Druckschriften in Nr. 5 der „Neuen Zeit" heißt die Verfasserin irrthümlich Helene Gerhard.

könnte. Aber ich fürchte, die Verhältnisse sind in Deutschland auch der Gründung unpolitischer Arbeiter-Konsumgenossenschaften im größeren Stil nicht günstig, so daß zwar nicht die unbedingte Gegnerschaft, aber jedenfalls die größte Vorsicht immer noch das Meiste für sich hat.

Nicht daß ich von den Konsumgenossenschaften eine Beeinträchtigung der politischen Bewegung befürchtete, resp. eine Aufsaugung von Kräften, die sonst dieser zufallen würden. Die Erfahrung hat das Unbegründete dieser Furcht selbst für Deutschland bewiesen. Frau Gerhard zieht das Beispiel Sachsens heran. Es sind aber noch andere Plätze in Deutschland bekannt, wo Arbeiter-Konsumgenossenschaften bestehen oder bestanden haben, deren Leiter und leitende Mitglieder Sozialisten waren, und soweit ich es beobachten konnte, hat die politische Bewegung an jenen Plätzen durchaus nicht darunter gelitten. Aber die Intensivität des politischen Kampfes und die Disposition der Behörden legen der gedeihlichen Entwicklung der Genossenschaften heute Schwierigkeiten in den Weg, die schlechte Aussichten auf eine Verallgemeinerung der Bewegung eröffnen. Wohl gewährt das Genossenschaftsgesetz den Genossenschaften einen gewissen Schutz vor Polizeiwillkür, aber wer kann sagen, wie lange? Was hat richterliche Interpretation — vom Reichstag ganz zu schweigen — nicht schon zu Stande gebracht, wo es sich um Unterdrückung einer unbequemen Bewegung handelte? Man erinnere sich der Praxis gegen die Gewerkschaften unter dem Sozialistengesetz; es ist schwerlich zu viel gesagt, daß das Sozialistengesetz zwar die Sozialdemokratie als politische Bewegung der Arbeiterklasse gestärkt und nicht geschwächt, aber auf die Gewerkschaftsbewegung entschieden nachtheilig gewirkt, ihr schwere Wunden beigebracht hat. Und wie trotz Gewerbeordnung gegen die Gewerkschaften, würde trotz Genossenschaftsgesetz gegen die Arbeitergenossenschaften vorgegangen werden, wenn diese sich verallgemeinerten. Die Fernhaltung jeden Zusammenhanges mit der politischen Bewegung würde da nichts nutzen, denn die Mitglieder würden ja doch Sozialisten sein, und für auflösungswüthige Behörden genügt das. Also nicht aus ökonomischer Voreingenommenheit, nicht auf Grund von Befürchtungen für die politische Bewegung, sondern weil ich es für unwahrscheinlich halte, daß unter den heutigen Verhältnissen das — wenn ich so sagen darf — proletarische Genossenschaftswesen sich in Deutschland frei entfalten kann, bin ich dafür, daß es im Wesentlichen bei der bisherigen Praxis der Partei wird verbleiben müssen. Wir können nicht mit gutem Gewissen zu Genossenschaftsgründungen ermuthigen. Wir müssen im Gegentheil zur höchsten Vorsicht rathen — nicht nur in dem Sinne, wie es Frau Gerhard am Schlusse ihrer Broschüre thut, mit Bezug auf die genossenschaftstechnische Seite der Frage, die natürlich an sich wichtig genug ist, sondern auch mit Rücksicht auf die politische Atmosphäre, die in Deutschland herrscht. Kurz, es sind lediglich opportunistische Gründe, die unseres Erachtens gegen die Vorschläge oder Wünsche der Frau Gerhard sprechen. Aber es ist gut, sich darüber klar zu werden, daß es solche und nicht etwa „wissenschaftliche“ Gründe sind. Was wir von den Genossenschaften heute *wissen*, ist, daß sie gegebenenfalls den Arbeitern einen wichtigen ökonomischen Rückhalt gewähren können *neben* den Gewerkschaften oder da, wo diese versagen, und daß viele Fehler, die der Bewegung im Kleinen anhaften, wegfallen, sobald dieselbe sich im Großen entfaltet, d. h. daß sie eine demokratische Potenz sind oder sein können, und auf gewisser Stufe sogar sein müssen. Aber es gehören neben den politischen auch ökonomische und soziale Vorbedingungen dazu, daß sie es dazu bringen. Es ist durchaus kein Zufall, daß in England die festen Plätze der Genossenschaftsbewegung mit denen der Gewerkschaftsbewegung fast zusammenfallen — beiläufig

auch die Plätze, wo die Arbeiter die meisten Vertreter in die Lokal- und Landesvertretung entsenden — und daß zum Beispiel in der Riesenstadt London das Genossenschaftswesen der Arbeiter ein höchst kümmerliches Dasein fristet. Es kommen da eben noch sehr viele Punkte in Betracht, die Frau Gerhard entgangen sind oder die sich in dem Rahmen einer so kleinen Schrift nicht behandeln ließen, die aber doch erörtert sein wollen.

Damit an dieser Stelle genug. Zur Neuerörterung der wichtigen Frage angeregt zu haben, ist jedenfalls ein Verdienst, und in diesem Sinne heißen wir das klar geschriebene und maßvoll gehaltene Schriftchen der Frau Gerhard gern willkommen. Unsere Partei hat manche Irrthümer abgestreift, die früher die Kraft von Axiomen für sie hatten. Einer der verhängnißvollsten war die einseitige Betonung der Staatshilfe. Ohne die Wichtigkeit der Eroberung der politischen Macht und der Benutzung des Staatsorganismus für die Emanzipation der Arbeiter auch nur einen Augenblick in Abrede zu stellen, muß aber doch betont werden, daß es nicht Aufgabe der Sozialdemokratie sein kann, ein Geschlecht heranzuziehen, das in allen Dingen auf den Staat als die große Versorgungsanstalt blickt.

Die Arbeiterbewegung in den Vereinigten Staaten.

Von F. A. Sorge.

(Fortsetzung.)

2. **Die Amerikanische Arbeiter-Föderation** (The American Federation of Labor).*

Nachdem die 1866 gegründete Nationale Arbeiter-Union an den Geldreformern, den Greenbäcklern, zu Grunde gegangen war — ihr letzter Kongreß fand 1874 statt —, gab es keinen offiziellen Zusammenhang mehr zwischen den großen Gewerkschaften und Arbeitervereinen des Landes außer dem durchaus ungenügenden einiger Zentralkörper in wenigen größeren Städten und Staaten. Dieses sogenannte Interregnum fiel zusammen mit den schlimmen Zeiten des großen Krachs von 1873—74 und der darauf folgenden industriellen Depression bis 1879. Sobald die Nachwehen des Krachs etwas überwunden waren, und besonders in Folge des großen Eisenbahnstrikes von 1877 machte sich das Bedürfniß nach Vereinigung der Kräfte wieder stark geltend. Der Orden der Arbeitsritter hatte 1878 einen Theil des ihn umgebenden Schleiers abgeworfen, bewahrte aber trotzdem seine geheime Organisation, die manche Lücke in die Reihen der Gewerkvereine riß, und einsichtige Arbeiter sowohl wie eifersüchtige Gernegroße versuchten Ende der siebziger Jahre der Ausbreitung des Ordens der Arbeitsritter einen Damm entgegenzusetzen, die ersteren durch eifrige Propaganda für die Gewerkschaftsbewegung, die letzteren durch Gründung von allerhand geheimen Gesellschaften. Beide Richtungen strebten eine gewisse Zentralisation an, die erstere, um die offene Gewerkschaftsorganisation zu stärken, die letztere, um eine neue Geheimorganisation an Stelle der Arbeitsritter zu setzen, und im Sommer 1881 wurde in Terre Haute, Indiana, eine Konvention abgehalten, die fast ausschließlich von Ohio, Missouri, Indiana und Illinois beschickt war und, entgegen den Plänen der Geheimbündler und unter Berufung auf das Beispiel Englands,

---

* Auch in dem Folgenden ist alles Thatsächliche — Daten, Zahlen, Beschlüsse — den offiziellen Berichten und Protokollen der Föderation entnommen und bis Ende des Jahres 1891 geführt.

ankreichs und anderer Länder, beschloß: „daß alle Internationalen und Natio-
len Unionen, Gewerkschaftsräthe und Verbände, Ortsgewerkschaften und Arbeiter-
eine hiermit eingeladen sind, Abgeordnete zu einem Internationalen Gewerk-
aftskongreß zu senden, der Dienstag den 15. November 1881 in Pittsburgh,
nnsylvania, abgehalten werden soll. . . .“

Am genannten Tage traten 107 Delegirte in der Turnhalle zu Pitts-
rgh zusammen, Vertreter der bedeutendsten Industrien und Staaten, Pennsyl-
nien natürlich voran mit 68 Delegirten. Bemerkenswerth war, daß sich unter
107 Theilnehmern 48 Vertreter von Organisationen der Arbeitsritter befanden
ein halbes Dutzend, wenn nicht mehr, ausgesprochener Sozialisten, denen
tsburgher Blätter auch Sam. Gompers zugesellten. J. Garrett von der
soziation der vereinigten Eisen- und Stahlarbeiter wurde zum Präsidenten des
ngresses erwählt. Getreu seinen früher geschilderten bürgerlich-politischen An-
ten verhinderte er die Besprechung der Grund- und Boden- und der Eisenbahn-
ge und setzte mit knapper Majorität die Schutzzollplanke (Nr. 11) durch. Es
rde eine Prinzipienerklärung angenommen, bestehend aus einer Einleitung und
genden 13 Forderungen: 1) Gesetzliche Inkorporirung von Gewerks- und
beitervereinen; 2) Schulzwang; 3) Verbot der Arbeit von Kindern unter vier-
n Jahren; 4) Lehrlingsgesetze; 5) Durchführung des nationalen Achtstunden-
etzes; 6) gegen die Konkurrenz der Zuchthausarbeit; 7) gegen das Trucksystem;
gesetzliches Anrecht der Arbeiter an ihre Arbeitsprodukte für Lohnforderungen;
Aufhebung aller Verschwörungsgesetze; 10) Errichtung eines Nationalen
beitsbureaus; 11) Schutzoll für die amerikanische Industrie; 12) Verbot der
portation von Arbeitern unter Kontrakt; 13) Anwendung des Stimmrechts,
Vertreter der Gewerk- und Arbeitervereine in alle gesetzgebenden Körperschaften
senden.

Die Organisation wurde getauft: „Federation of organized Trades and
bor Unions of the United States and Canada“ — „Föderation der organisirten
werk- und Arbeitervereine der Vereinigten Staaten und Kanadas“ — und ein
atut angenommen. Beschlüsse wurden gefaßt gegen die Einwanderung von
inesen, für die Lizensirung von Maschinisten an stehenden Dampfkesseln, für
Ueberwachung und Ventilation von Bergwerken, Fabriken u. s. w. und für
enge Haftpflicht der Unternehmer. Den englischen Trade Unionisten wurden
üße gesandt und ihnen wie den irländischen Agitatoren Sympathie aus-
prochen. Seitens der Vertreter der gelernten Arbeiter (skilled workmen)
r eine Neigung vorhanden, die Organisation auf diese zu beschränken, wurde
r leicht überwunden. Bei dieser Gelegenheit, besonders aber bei der Debatte
r den Schutzzollparagraphen (Nr. 11) platzten die Geister heftig aufeinander.

Der zweite Kongreß tagte vom 21. bis 24. November 1882 zu Cleve-
d, Ohio, und war schwach besucht. Nur 17 Delegirte waren anwesend, Ver-
ter der Maschinisten, Zimmerleute, Zigarrenmacher, Schriftsetzer (deutsch),
pographen (englisch), Granitsteinhauer, Matrosen der Binnenseen, Spinner und
n verschiedener Gewerkschaftsräthe von größeren Orten und Landestheilen. Die
en- und Stahlarbeiter und die Arbeitsritter, so zahlreich im ersten Kongreß,
nzten durch ihre Abwesenheit. Der Kongreß strich die Schutzzollplanke (Nr. 11)
fügte zwei andere Forderungen bei, nämlich gegen das Kontraktsystem bei
gierungsarbeiten und für den Erlaß von Haftpflichtgesetzen. Sehr energisch
rde die Durchführung des nationalen Achtstundengesetzes gefordert und zwar
gutem Grunde, denn, wie Kongreßmann Murch, ein Delegirter auf der
nvention, mittheilte, hatte der Präsident der Vereinigten Staaten, Herr Arthur,

einem deshalb bei ihm vorstellig gewordenen Komite erklärt: „Ich halte das Achtstundengesetz nicht für konstitutionell und keine Macht auf Erden kann mich nöthigen, ein verfassungswidriges Gesetz durchzuführen", worauf ihm Murch erwidert hatte: „Herr Präsident, ich habe bisher nicht gewußt, daß Sie dazu da seien, die Gesetze auszulegen, und war der Meinung, daß Sie dazu da seien, dieselben auszuführen. . . ." Der Föderationskongreß verlangte ferner das gesetzliche Verbot der Einwanderung von Chinesen, erklärte die Organisationen von Arbeiterinnen berechtigt zur Vertretung in der Föderation und empfahl den Arbeitern das Studium der Landfrage — eine Folge der Henry Georgischen Agitation —, ohne sich indessen näher damit zu befassen, denn Sam. Gompers erklärte emphatisch: „Wir sind organisirt zur Abwehr gegen die Handlungen der Kapitalisten, nicht gegen den Grundbesitz." Gegen die Zigarrenfabrikation in den Miethkasernen (tenement houses) wurde Protest erhoben und auch der Boykott trat in die Erscheinung. Trotz vieler bereits eingetretener Zwistigkeiten wurden die Arbeitsritter in den Statuten als gleichberechtigt anerkannt und behandelt. Die Rechnungsablage ergab: Einnahmen 445,31, Ausgaben 433,98 Dollars.

Die dritte Konvention trat am 21. August 1883 in New York zusammen und war beschickt von 22 Organisationen mit 27 Delegaten, darunter neu die Buchbinder und Backsteinleger von New York und eine Frau als Vertreterin der Nationalen Arbeitsliga der Frauen. An der Prinzipienerklärung wurden keine, an den Statuten nur geringfügige Aenderungen vorgenommen, aber viel Zeit und Aufmerksamkeit dem zu gleicher Zeit in New York tagenden Senatskomite für Erziehung und Arbeit gewidmet, das vom Senat der Vereinigten Staaten eingesetzt und beauftragt war, Untersuchungen über die Lage der Arbeiter ꝛc. anzustellen. Einmischungen Unbefugter in Gewerkschaftsangelegenheiten wurden getadelt — gegen die Arbeitsritter gerichtet —, den Eisen- und Stahlarbeitern die vollständige Neutralität in der Zollfrage in Erinnerung gebracht, ein Aufruf zur Organisation an die Arbeiterinnen erlassen, die Exekutive und alle affiliirten Gewerkschaften aufgefordert, die Organisation der Fabrikarbeiter in die Hand zu nehmen, die Erlangung des Achtstundentages, die Einrichtung von Unterstützungskassen in allen Gewerkschaften und die Patronisirung der Schutzmarke der Zigarrenmacher warm empfohlen und das Gesetzgebungskomite auf neun Mitglieder erhöht. Letzterem wurde der Auftrag gegeben, sich schriftlich an die im nächsten Jahre stattfindenden Nationalkonventionen der beiden großen bürgerlichen Parteien (der republikanischen und der demokratischen) zu wenden und im Namen der organisirten Arbeiter des Landes bestimmte öffentliche Erklärungen zu verlangen über die Durchführung des Achtstundengesetzes, die gesetzliche Inkorporirung der nationalen Gewerkschaften und die Errichtung eines nationalen Bureaus für Arbeitsstatistik. Im Hinblick auf den soeben stattgehabten großen Ausstand der Telegraphisten wurde die Einrichtung des Posttelegraphensystems empfohlen, einigen Politikern im Senat und Repräsentantenhaus der Dank für schöne Reden ausgesprochen und Versuche gemacht, die Einnahmen der Föderation zu erhöhen. Die Rechnungsablage zeigte: Einnahmen 726,14, Ausgaben 352,32 Dollars.

Die vierte Konvention der Föderation wurde in Chicago abgehalten vom 7. bis 10. Oktober 1884. Es waren 25 Delegirte anwesend, davon neu die Vertreter der Möbelarbeiter-Union und der Nationalen Schneider-Union, sowie ein Vertreter der Arbeitsritter von Cincinnati. Den stehenden Beschlüssen wurde ein neuer hinzugefügt, der die Einziehung von Eisenbahnländereien empfiehlt. Das Statut wurde dahin geändert, daß Organisationen, die aus ihren größeren Verbänden ausgeschieden, und solche, die ihre Beiträge nicht gezahlt, nicht mehr aufgenommen

werden, und Bestimmungen geringfügiger Art über Unterstützung bei Ausständen wurden hinzugefügt und der Urabstimmung unterbreitet. Die Internationale Zigarrenmacher-Union erbot sich, der Föderation einen bestimmten Prozentsatz ihrer Einnahmen zur Verfügung zu stellen, wenn die anderen Organisationen das Gleiche thun wollten. Die Organisirung der Fabrikarbeiter hatte aus Mangel an Mitteln geringe Fortschritte gemacht, mit den französischen Syndikatskammern waren einige freundliche Schreiben ausgetauscht worden und von den Nationalkonventionen der demokratischen und der republikanischen Partei hatte man als Antwort hohle Redensarten erreicht. Scharfe Beschlüsse gegen die Kinderarbeit wurden gefaßt und der Präsident der Vereinigten Staaten getadelt wegen seiner Unthätigkeit in Sachen des nationalen Arbeitsbureaus; ebenso das Obergericht des Staates New York wegen Annullirung des Gesetzes gegen die Fabrikation von Zigarren in Miethkasernen; die Abhaltung des Arbeiterfeiertages am ersten Montag im September wurde empfohlen und gegen die New Yorker „Tribüne“ der Boykott erklärt; den Mitgliedern der Föderation und allen Lohnarbeitern wurde ans Herz gelegt, nur echten Freunden der organisirten Arbeit ihre Stimme zu geben, während gleichzeitig verschiedenen Politikern im Senat und Repräsentantenhause der Dank ausgesprochen wurde für ihre Unterstützung gewisser Arbeiterschutzgesetze. Das Wichtigste war indessen der von der Brüderschaft der Zimmerleute eingebrachte und mit 23 gegen 2 Stimmen gefaßte Beschluß: „daß vom 1. Mai 1886 an acht Stunden die gesetzliche Tagesarbeit ausmachen und alle Arbeiterorganisationen sich darauf vorbereiten sollen“; sowie der Beschluß, daß das nächste Legislativkomite angewiesen wurde, die Arbeitsritter zur Mitwirkung bei der Forderung des Achtstundentages einzuladen. Die Rechnungsablage zeigte: Einnahmen 731,24, Ausgaben 543,20 Dollars.

Die fünfte Konvention der Föderation tagte in Washington vom 8. bis 11. Dezember 1885 unter Theilnahme von 18 Delegirten; keiner von den Arbeitsrittern. An dem Programm und den Forderungen wurde nichts geändert, aber strenge Ausführung des inzwischen erlassenen Gesetzes gegen Importation von Arbeitern unter Kontrakt verlangt. Die Frist zur Urabstimmung über die neue Klausel betreffs Unterstützung von Ausständen wurde bis zum 1. März 1886 verlängert, da die eingegangenen Berichte zu ungenügend waren außer demjenigen von den Zimmerleuten, die in großer Mehrheit dafür gestimmt hatten (2197 gegen 310). Für die Klausel, d. h. für obligatorische Unterstützung gewisser Ausstände, erklärten sich außer den Zimmerleuten die Zigarrenmacher, die Granitsteinhauer und die deutschen Schriftsetzer; dagegen die Schneider, während die meisten anderen noch keine Abstimmung vorgenommen hatten. Auf Antrag der Möbelarbeiter-Union wurde beschlossen: daß alle Organisationen bis zum 1. März 1886 berichten sollen, ob sie die Achtstundenarbeit fordern wollen, daß das Legislativkomite alle Organisationen, die die Forderung noch nicht stellen wollen, zur Unterstützung der in den Kampf Eintretenden auffordere; daß keine Lohnerhöhung gleichzeitig mit der Reduktion der Arbeitszeit gefordert werde; daß den Unternehmern Schriftstücke zum Unterzeichnen vorzulegen sind, und daß dem Legislativkomite am 1. Mai 1886 Abends oder sobald als möglich Bericht über den Verlauf erstattet werde. — Der Kongreß der Vereinigten Staaten wurde aufgefordert, die von der Schweiz geplante internationale Konferenz wegen gemeinsamer Arbeiterschutzgesetze zu beschicken. Gegen den Mißbrauch des Boykotts, gegen die Pinkertons und andere Privatpolizei wurde Protest erhoben und ein Appell an alle Arbeiterorganisationen erlassen um finanzielle Unterstützung der Föderation. Der Antrag, eine politische Arbeiterpartei zu bilden, wurde ver-

worfen. Der Aufruf an die Arbeitsritter, sich an der kommenden Achtstundenbewegung zu betheiligen, war denselben offiziell mitgetheilt worden, aber unbeantwortet geblieben, und es wurde beschlossen, sich deshalb nochmals an die Beamten der Arbeitsritter zu wenden. Die Einnahmen betrugen 772,07, die Ausgaben 450,58 Dollars.

Unterdessen begann die Arbeiterbewegung des Landes hohe Wogen zu schlagen, nicht zum Mindesten in Folge des Beschlusses der Föderation, am 1. Mai 1886 eine Verkürzung der Arbeitszeit durchzusetzen, die Achtstundenarbeit zu fordern. Die Arbeiter strömten in Massen in die Organisationen, und die bis dahin schlummernde Rivalität zwischen den beiden großen Körperschaften, der Föderation und den Arbeitsrittern, entwickelte sich immer mehr zu offenem Kampfe um die Hegemonie. Die Arbeitsritter hatten schon seit längerer Zeit Gewerkschaftslogen (Trade assemblies) innerhalb des Rahmens ihres Ordens zu bilden begonnen und waren damit unzweifelhaft den offenen Gewerkschaften zu nahe getreten, hatten diese geschädigt, da ein gemeinsames Vorgehen durch die Verschiedenheit der Organisation sehr erschwert, ja oft unmöglich gemacht wurde. Die in ihrer Existenz bedrohten offenen Gewerkschaften, innerhalb und außerhalb der Föderation, wandten sich um Abhilfe an die Generalversammlung der Arbeitsritter zu Cleveland, Ohio, am 26. Mai 1886, die aber den vorgeschlagenen Vertrag zurückwies. Die, eine gemeinsame Frontstellung aller Arbeiter so deutlich fordernden Vorgänge in Chicago und anderen Orten hatten auf die leitenden Personen der Arbeitsritter keinen Eindruck gemacht. Im September desselben Jahres hielt das Komite der offenen Gewerkschaften nochmals eine Zusammenkunft mit der Exekutive der Arbeitsritter in Philadelphia und erhielt die Zusicherung, daß die demnächst in Richmond, Virginia, stattfindende Generalversammlung des Ordens Wandel schaffen würde. Das Gegentheil geschah, es wurden Angriffe auf die Gewerkschaften gemacht. Auf der anderen Seite hatten die Gewerkschaftler die Erfahrung gemacht, daß die lose Organisation der Föderation ihnen keinen Schutz, die Mittellosigkeit derselben ihnen keine Aussicht auf Erfolg in unvermeidlichen Kämpfen bot, und deshalb beriefen die offenen Gewerkschaften, abgesehen von der Föderation und außerhalb derselben, eine Konvention von reinen Gewerkschaftsdelegirten auf den 8. Dezember 1886 nach Columbus, Ohio, um Maßregeln zu eigenem Schutze zu treffen. Die Föderation berief nun ihre jährliche Konvention, die sechste, ebenfalls nach Columbus auf den 7. Dezember 1886 und dort wurde die alte Föderation aufgelöst und von den anwesenden Vertretern der Eisenformer, Typographen, Backsteinleger, Granitsteinhauer, Zimmerleute, Stereotypeure, Schuhleistenarbeiter, Bergleute, Möbelarbeiter, Anstreicher, Schneider, Kellner, Bäcker, Barbiere, Bootleute, Deutschen Gewerkschaften New Yorks, Metallarbeiter, Bauschreiner, Zigarrenmacher und verschiedener Gewerkschaftsräthe die Amerikanische Arbeiter-Föderation (the American Federation of Labor) gebildet. Einem anwesenden Delegirten der Glasbläser wurde die Zulassung verweigert, weil er Arbeitsritter sei und keine echte Gewerkschaft vertrete.

Programm und Statuten wurden bedeutend verändert. Das erstere, indem alle Forderungen gestrichen wurden, an deren Stelle einfach Gesetzgebung zu Gunsten der Arbeiterbevölkerung verlangt wurde — „auf friedliche und gesetzliche Weise“. Die Konstitution wurde dahin geändert, daß nunmehr ein regelmäßiger Vorstand von fünf zum Theil besoldeten Beamten eingesetzt wurde. Sam. Gompers wurde der erste Präsident. Höhere Beiträge wurden eingezogen und alle Rücksichtnahme auf die Arbeitsritter beiseite gesetzt. Ein Ausschuß von fünf Personen wurde ernannt, um mit einem in Columbus erschienenen Komite der Arbeitsritter über

Beilegung der Streitigkeiten zu verhandeln, aber nichts damit erreicht, da das Komite der Arbeitsritter keine Vollmachten besaß und auch keine Forderungen zu stellen hatte und ausdrücklich erklärte, daß es keine Beschwerden gegen die Gewerkschaften habe. Gegenüber den Beschwerden der Gewerkschaften erklärte der Obmann des Arbeitsritterkomites: „Wir wollen zugeben, daß Ihre Darstellung richtig ist (we will grant that your statement is true), aber wir können uns keine Vorschriften machen lassen über die Aufnahme von Mitgliedern in unseren Orden"; und ein anderes Mitglied sagte, „die beste Lösung (remedy) sei Verschmelzung mit den Arbeitsrittern". Die Konvention der Amerikanischen Arbeiter-Föderation faßte nun folgenden Beschluß: „In Erwägung, daß die Arbeitsritter unaufhörlich die altetablirten Gewerkschaften zu unterminiren und zu zersplittern versuchen und Leute ermuthigt und aufgenommen haben, die sich verrätherisch gegen ihre Gewerkschaft, treulos gegen die derselben schuldigen Verpflichtungen, unehrlich in Geldsachen gezeigt, von vielen Gewerkschaften ausgestoßen und bestrebt waren, die Gewerkvereine zu zerstören, deren Aufbau viele Jahre der Arbeit und große Opfer gekostet hat — darum sei beschlossen, daß wir die obengenannten Handlungen verdammen und alle Arbeiter auffordern, in ihre Gewerkschaften und in die Amerikanische Arbeiter-Föderation einzutreten."

Im Hinblick auf die neuere Wahlbewegung in verschiedenen größeren Städten des Landes beschloß die Konvention: „Die Konvention der Gewerkschafts-Unionen befürwortet dringend die herzlichste Unterstützung der unabhängigen politischen Bewegung der Arbeiter." Gegen die Pinkertons, gegen die schwarze Liste der Unternehmer und gegen die mangelhafte Durchführung des Anti-Chinesengesetzes wurde Protest erhoben. Die Einnahmen waren 795,60, die Ausgaben 510,63 Dollars.

Wie man sieht, hatte die Maibewegung, selbst in ihren Fehlschlägen, etwas genützt. Die Zentralisation der Kräfte war in der neuen Föderation gefördert worden, wenn auch in bescheidener Weise, und die Herbstkampagne in New York hatte auch die Besorgniß vor unabhängiger Wahlbewegung der Arbeiter zurückgedrängt.

Die Amerikanische Arbeiter-Föderation schien unter der neuen Verfassung zu gedeihen, denn auf der nächsten Konvention im Jahre 1887 (Dezember) zu Baltimore waren 40 Organisationen durch 58 Delegirte, darunter 18 Deutsche, vertreten, und die Mitgliederzahl der affiliirten Verbände war von 316 469 auf 618000 gestiegen (laut Bericht der Beamten). Neu vertreten waren die Flintglasarbeiter, Sattler, Brauereiarbeiter, Besenmacher, Vereinigte Eisen- und Stahlarbeiter (wieder erschienen), Orgelbauer, Arbeiter im Austernhandel, eine neue („progressive") Schneider-Union, Textilarbeiter, Stock- und Schirmmacher und andere. Der Bericht des Präsidenten beklagt vielerlei, besonders die eingetretene Erschlaffung in der Bewegung, und schildert seine Bemühungen um die Begnadigung der Chicagoer Anarchisten. Er sagt, es sei kein Zwiespalt zwischen den Arbeitsrittern und der Föderation nothwendig, erinnert an die zahlreiche Betheiligung der Arbeitsritter bei der Gründung der Föderation 1881 in Pittsburgh und hofft, daß sie zurückkehren. Er erwähnt verschiedene Kämpfe des vergangenen Jahres und empfiehlt Beschickung des von dem Britischen Gewerkschaftskongreß einberufenen Internationalen Arbeiterkongresses. — Verschiedene Aenderungen der Statuten wurden vorgenommen, darunter als wichtigste die Bestimmung, daß kein Gewerkschaftsrath Delegaten einer Organisation zulassen darf, die den Zielen der Föderation feindselig gesinnt oder von einer Nationalen oder Internationalen Körperschaft ausgetreten oder ausgeschlossen ist. Gegen den Auslieferungsvertrag mit Rußland wurde protestirt, Widerstand gegen die Angriffe der Arbeitsritter, allgemeine Beobachtung des Arbeiterfeiertags am ersten Montag des September,

Wiederbelebung der Gewerkschaftsbewegung am Stillen Meere beschlossen un schwache Proteste gegen Polizeiwillkür und Beeinträchtigung der konstitutionelle Rechte (Rede- und Versammlungsfreiheit) erhoben. Professor R. T. Ely wurd als Ehrengast eingeladen und die Beschickung des erwähnten Internationale Kongresses abgelehnt. Gegen das Milwaukee-Bier wurde der Boykott erklär Einnahmen 2100,34, Ausgaben 2074,39 Dollars.

Die Jahre 1887 und 1888 hatten große, meistens erfolglose Ausstände besonders bei den Arbeitsrittern gebracht; so an verschiedenen westlichen Eisen bahnen, in den Schlachthöfen von Chicago, unter den Kohlenschauflern im Osten und derjenige der Brauereiarbeiter, oder vielmehr der daraus entstandene Boykot der meisten großen Brauereien des Landes war noch in vollem Gange, als di nächste Konvention der Föderation im Dezember 1888 zu St. Louis stattfand auf der 51 Delegirte 587000 Mitglieder vertraten. Von neuen Organisatione waren vertreten die Kesselschmiede, Bauhandlanger und Kistenmacher und wi immer eine Anzahl von Gewerkschaftsräthen verschiedener Städte. — Der Präsiden hebt in seinem Berichte hervor, daß in dieser Zeit allgemeinen Niederganges di Föderation doch an Zahl gewonnen habe (was nicht mit den Angaben im offi ziellen Sitzungsbericht stimmt), bedauert die Verwerfung der obligatorischen Strike unterstützung in der Urabstimmung, macht verschiedene Seitenhiebe gegen di Führer der Arbeitsritter, lenkt die Aufmerksamkeit auf die miserable Lage de Bergarbeiter, verlangt Organisation der Arbeiterinnen und Gesetze zum Schut der Kinder, hält die Gründung einer unabhängigen politischen Arbeiterparte wenigstens für die jetzige Zeit, für äußerst unklug und befürwortet einen neue Vorstoß zur Erlangung des Achtstundentages, der mittlerweile von den Zigarren machern und den deutschen Schriftsetzern errungen und durchgeführt war. — E wurde, außer vielem Unwichtigen, beschlossen, keinen Delegirten nach Europa z senden, einen Aufruf zur finanziellen Unterstützung der ausständigen Brauere arbeiter zu erlassen, unnachsichtigen Boykott gegen Milwaukee- und New Yorke Pool-Bier zu üben, die Frage der Strikeunterstützung einer nochmaligen U abstimmung zu unterbreiten, die Bildung einer großen Föderation aller Eisenbahn angestellten zu betreiben, und Artikel IV, Sektion 5 der Statuten wurde wiede verschärft dahin, daß kein Zentralkörper Delegirte einer Organisation aufnehme dürfe, die von anderen, nicht mit der Föderation verbundenen Körperschafte abhängig sei, und bei namentlicher Abstimmung wurde mit 38 gegen 8 Stimme beschlossen, am 1. Mai 1890 wieder auf der ganzen Linie acht Stunden z fordern und alle möglichen Vorbereitungen dazu zu treffen, besonders durch Ab haltung großer Massenversammlungen an den nationalen Feiertagen. (Diese Beschluß gab die Anregung zur Maifeier in Europa.) Die Einnahmen betruge 4538,50, die Ausgaben 3933,67 Dollars.

Die nächste Konvention wurde vom 10. bis 15. Dezember 1889 in Bosto abgehalten und war von 74 Delegirten besucht, die ungefähr 600000 Mitglied vertraten. Von neuen Gewerken waren vertreten die Vereinigten Maschiniste (amerikanischer Zweig der englischen Amalgamated Engineers), die Schuhmache Matrosen und Feuerleute, Seidenweber, Messerschleifer, Blecharbeiter, Säger macher, Arbeiter an künstlichen Steinen, Zementarbeiter, Steinbrecher, Grani polirer, Maschinisten und Nadelarbeiter, Marmorarbeiter, Korbmacher, Kalfater und Andere mehr. Die Konvention wurde von Stadt- und Staatsbehörden sel gastlich aufgenommen und hielt ihre Sitzungen im Rathhaussaale der Stadt a Aus dem Bericht des Präsidenten ist hervorzuheben, daß der Versuch, die Eisen bahnangestellten in eine Föderation zu verschmelzen, an der Selbstsucht der Brüde

haft der Lokomotivführer gescheitert war, und daß die neu angeknüpften Unter-
andlungen mit den Arbeitsrittern erfolglos geblieben; auf die in Paris abgehaltenen
ternationalen Kongresse wurde freudig hingewiesen und erwähnt, daß die Ver-
nigten Staaten keine Einladung zu der internationalen Konferenz über Arbeits-
setzgebung erhalten hätten, daß die Gesetze zum Schutze und zu Gunsten der
rbeiter umgangen, die Gesetze zu Gunsten anderer Klassen, z. B. Zollgesetze,
reng durchgeführt würden, daß der Zensus von 1880 unrichtig ausgeführt und
e Neigung vorhanden sei, auch 1890 die Zensusaufnahme der Arbeitslosen
ieder zu umgehen. Ueber die Versuche der Farmerorganisationen, der Bauern-
indler, Verbindungen mit der Föderation anzuknüpfen, sagt der Präsident
ompers korrekt und freimüthig, „daß diese Organisationen ausschließlich aus
iuerlichen Grundbesitzern, die bäuerliche Lohnarbeiter beschäftigen, bestünden, und
enn auch manches Unrecht an den Kleinbauern gutzumachen wäre, sollte es nach
iner Meinung doch die Aufgabe der Föderation sein, die Landarbeiter zu
ganisiren, sich mit den Landarbeitern zu verbinden, deren Zustand so
bärmlich, deren Lebenshaltung so ungewiß sei." Das größte Gewicht legte der
ericht auf die erneute Achtstunden-Agitation und machte verschiedene Vor-
hläge dazu.

Der Boykott spielte wieder eine große Rolle in der Konvention, voran
rjenige der großen Brauereien von New York, Milwaukee und St. Louis, der
iederholt bestätigt wurde. Die verschiedenen Schutzmarken (labels) der Zigarren-
acher, der deutschen Schriftsetzer, der Bäcker 2c. wurden der Beachtung der
rbeiter wiederum dringend empfohlen. Es wurde beschlossen, 1892 einen inter-
itionalen Arbeiterkongreß in den Vereinigten Staaten abzuhalten, der euro-
iischen Achtstunden-Agitation die Sympathie der amerikanischen Arbeiter auszu-
rechen und John Burns einzuladen, eine Vorlesetour in den Vereinigten Staaten
zuhalten. Für die Matrosen und Feuerleute auf dem Ozean und auf den
innengewässern werden gesetzliche Schutzmaßregeln verlangt, sowie die Aufnahme
s Zensus der Arbeitslosen 1890. Betreffs der Beziehungen zu den Arbeits-
ttern wurde beschlossen, die Unterhandlungen abzubrechen und eine Adresse an
e Arbeiter des Landes zu erlassen mit dem Ultimatum der Föderation: „Die
rbeitsritter sollen alle Gewerkverbände in ihrem Orden auflösen und dann wird
e Föderation ihren Mitgliedern empfehlen, in die gemischten Logen des Ordens
izutreten." Die Bildung einer politischen Arbeiterpartei wurde abgelehnt.
etreffs der Achtstunden-Agitation wurde unter jubelndem Zuruf beschlossen: „Die
rekutive wird ermächtigt, ein Gewerk oder mehrere zu bezeichnen, die am besten
rbereitet sind, die Achtstundenarbeit am 1. Mai 1890 durchzusetzen, und alle
rbündeten Vereine werden ersucht, vom 1. März 1890 an 10 Cents pro Woche
id Mitglied so lange beizusteuern, bis der Sieg errungen. Gleichzeitig sollen
le affiliirten Gewerk- und Arbeitervereine Unterhandlungen mit den Unternehmern
ıknüpfen wegen Verkürzung der Arbeitszeit." — Die Einnahme betrug 7443,23,
e Ausgabe 6578,33 Dollars. —

Die Wahl der Exekutive für den erneuerten Achtstundenkampf fiel auf die
immerleute und Bauschreiner, die, wohl vorbereitet, am 1. Mai 1890 die Acht-
indenarbeit forderten und schöne Erfolge erzielten. Von der Fortsetzung des
ampfes durch ein anderes Gewerk wurde abgesehen und dieselbe auf 1891 ver-
)oben, weil die Strike-Unterstützungen in durchaus ungenügender Weise eingingen.

Die am 8. Dezember 1890 in Detroit, Michigan, zusammentretende zehnte
onvention der Föderation zählte 103 Delegirte von 83 Organisationen mit mehr
s 600 000 Mitgliedern. Neu vertreten waren die Baueisenarbeiter, Zweckenmacher,

Küfer, Kutschenbauer, Handlungsgehilfen, Zuschneider, Pferdebahn- (tramway-) Angestellte, Arbeiter an elektrischen Werken, Feilenhauer, Lederarbeiter, Musiker, Polirer, Gipser, Pflasterer, Ofenarbeiter, Fuhrleute ꝛc. — Der Bericht des Präsidenten erwähnt die guten Resultate des letzten Achtstundenkampfes der Zimmerleute und meldet, daß zunächst die Bergleute bestimmt seien, vorzugehen (1891). 12500 Dollars seien den Zimmerleuten als Unterstützung zugewiesen worden, das Geld aber sehr langsam eingegangen; der Aufruf zu einem Internationalen Arbeiterkongreß 1893 in Chicago habe wenig Widerhall gefunden, und die Föderation müsse durchaus (by all meens) auf dem nächsten Internationalen Kongreß (1891) in Europa vertreten sein; das Achtstundengesetz und dasjenige gegen Importation von Arbeitern unter Kontrakt würden fortwährend umgangen und der Arbeiterfeiertag am ersten Montag im September fände immer mehr Anklang. Er erklärt es als eine Thorheit, die kapitalistischen Kombinationen (trusts) zu fürchten und zu bekämpfen, schildert die schreienden Uebel der Kinderarbeit und nimmt entschieden Stellung gegen den Eintritt von Sektionen der Sozialistischen Arbeiterpartei in die Föderation. — Den größten Theil der Sitzungszeit der Konvention nahm die Angelegenheit der New Yorker Central Labor Federation in Anspruch, zu deren Verständniß das Folgende diene, theilweise in Rekapitulation.

Mitte der achtziger Jahre waren, unter starker Betheiligung deutscher Gewerkschaften und Sozialisten, die verschiedenen Gewerkschaftsräthe der New Yorker Arbeiter vereinigt worden unter dem Banner der New Yorker Central Labor Union, worin nunmehr Amerikaner, Irländer, Deutsche ꝛc. ꝛc. (Gewerkschafter, Arbeitsritter und Sozialisten) brüderlich bei einander saßen und im Herbst 1886 die berühmte und bedeutungsvolle Henry George-Wahlkampagne inszenirten, bei der laut unbestrittenem Zeugniß aller Betheiligten die New Yorker deutschen Sozialisten die besten und aufopferndsten Dienste leisteten. Trotz dieser Leistungen wurden sie im nächsten Jahre (1887) von der sogenannten Vereinigten Arbeiterpartei ausgeschlossen; die zweite Kampagne endete mit einem gründlichen Fiasko, und nun gewannen die bürgerlichen Parteien wieder Boden unter den Führern der verschiedenen Faktionen in den Gewerkschaftsräthen, also auch in der New Yorker Central Labor Union, für die allgemeine Präsidentenwahl 1888. Eine starke Opposition, in der Mehrzahl Deutsche, wehrte dem Unfug in der Central Labor Union nach Kräften, und als die Sache zu arg wurde, traten sie Anfang 1889 aus und gründeten einen neuen Zentralkörper, die New Yorker Central Labor Federation, die sich sofort der Amerikanischen Arbeiterföderation anschloß und von derselben einen Freibrief (charter) erhielt. — Die Zersplitterung wurde in beiden Körpern stark empfunden und beklagt, die ehrlichen Elemente betrieben eifrigst die Wiedervereinigung, und da keine wichtigen allgemeinen Wahlen vor der Thüre standen, so wurde die Central Labor Union von den anrüchigsten Personen etwas gesäubert, worauf die Central Labor Federation als solche sich auflöste und in corpore wieder in die Central Labor Union eintrat. Die alten Streitigkeiten brachen nach kurzer Zeit wieder aus und eine neue Sezession fand statt. Die Central Labor Federation wurde wieder ins Leben gerufen (im Sommer 1890), verlangte ihren alten Freibrief von der Amerikanischen Arbeiterföderation zurück und als sie diesen nicht erhielt, einen neuen, den ihr der Präsident und der Exekutivausschuß der Föderation verweigerte, weil unterdessen die New Yorker sogenannte Amerikanische Sektion der Sozialistischen Arbeiterpartei in die New Yorker Central Labor Federation aufgenommen und darin vertreten war. Die Verweigerung wurde begründet mit dem Hinweis darauf, daß genannte „Amerikanische Sektion“ keine Gewerkschaft und keine Arbeiterunion

ei, und unter Berufung auf Artikel IV, Sektion 5 der Statuten. Die Central
Labor Federation von New York appellirte an die Konvention und sandte als
Delegirten — den Vertreter der „Amerikanischen Sektion".

Ein heftiger Kampf entbrannte in der Konvention und endete mit der Zurück-
weisung des Delegirten der Central Labor Federation. Für diese Zurückweisung
timmten 79 Delegirte, dagegen 18, und 5 enthielten sich der Abstimmung. —

Ein Beschluß gegen das Auftreten von Politikern in den Konventionen
der Föderation — bei der Eröffnung ꝛc. — wurde abgelehnt, ebenso der Antrag,
aß die Föderation die Abschaffung des Lohnsystems als ihr Ziel bezeichne. Es
wurde beschlossen, die Schriftstücke der Föderation in deutscher Sprache und,
wenn nöthig, auch in anderen Sprachen zu veröffentlichen. Ferner wurden Be-
chlüsse angenommen: zu Gunsten des Frauenstimmrechts, gegen den zu reichlichen
Gebrauch des Boykotts, für Abhaltung eines Internationalen Arbeiterkongresses
1893 in Chicago, gegen den Ausschluß von Farbigen und Anderen aus der
Nationalen Maschinisten-Union, zu Gunsten besserer Unterstützung bei Ausständen,
gegen die Zweckmäßigkeit einer Agitation zur Verstaatlichung der Eisenbahnen,
gegen die Arbeit von Zuchthäuslern unter Kontrakt in den Minen von Alabama,
Georgia, Kentucky und Tennessee, gegen die Ueberschwemmung des Chicagoer
Arbeitsmarktes, zu Gunsten der Bäcker, für Offenhaltung der Weltausstellung
an Sonntagen, für die Organisation der Arbeiterinnen, zu Gunsten weiterer Vor-
töße für den Achtstundentag — zunächst durch die Bergarbeiter —, und dem
Internationalen Kongreß in Brüssel wurde ein brüderlicher Gruß gesandt. Die
Einnahmen betrugen 24 714,64, die Ausgaben 21 070,57 Dollars. —

Im letzten Dezennium, 1880—1890, hatte sich eine ökonomische Revo-
ution in den früheren Sklavenstaaten vorbereitet, die allmälige Verwandlung des
Südens der Vereinigten Staaten in ein industrielles Gebiet. Hatten bis dahin
ie südlichen Staaten fast ausschließlich Rohstoffe produzirt, wie Baumwolle,
Zuckerrohr, Südfrüchte, Nutzholz und dergleichen, deren Gewinnung von den
Arbeitern, ob Sklaven oder Freigelassenen, nicht allzuviel Geschick, und deren
Verwerthung von den Besitzern keinen starken Unternehmungsgeist erforderte, so
rängte nunmehr der „praktische" Sinn der aus dem Norden einströmenden
Yankees auf gründlichere Ausbeutung der noch ziemlich bedürfnißlosen schwarzen
Arbeiter sowohl, wie auf die Gewinn versprechende Ausnutzung der reichen Boden-
chätze des Landes. Bedeutende Kohlen- und Erzlager wurden in Angriff
enommen, Fabriken und Hochöfen gebaut und gewerb- und volkreiche Ansiede-
ungen und Städte wie aus dem Boden gestampft. Der neue Süden — „the
ew South" — war erstanden, die Staaten Alabama und Georgia führten den
Reigen an und die Arbeiterbewegung hielt ihren Einzug allen Ernstes in die
lten Sklavenstaaten.

Darum wurde die nächste Konvention der Amerikanischen Arbeiterföderation
nach Birmingham, Alabama, berufen und dort vom 14. bis 19. Dezember 1891
bgehalten unter Theilnahme von 72 Delegirten, darunter vier Farbige und
wei Frauen. Aus dem Berichte des Präsidenten ist mitzutheilen, daß ungefähr
2000 Ortsvereine im Lande bestehen, daß die Eisenbahnangestellten noch immer
bseits stehen, daß die Bergleute den Achtstundenkampf aufgegeben, daß die Ab-
endung von Delegirten nach Europa nöthig sei, um den Internationalen Kongreß
n Chicago erfolgreich zu machen, daß die starke Einwanderung schwere Uebel-
tände hervorrufe, daß die Arbeiterinnen organisirt werden sollten, daß das
Frauenstimmrecht bald zu erwarten sei, daß die Unterstützung von Ausständen
noch nicht zur Urabstimmung gebracht sei, daß Rede- und Versammlungsfreiheit

geschützt werden müssen, daß Kartellvorschläge von den Arbeitsrittern gemacht worden seien. Interessant ist die Bemerkung, daß die starke Einwanderung in die Vereinigten Staaten ein wirksames Mittel sei zur Aufrechthaltung der überlebten Institutionen Europas und zur Verhinderung ökonomischer, politischer und sozialer Reformen daselbst.

Die Forderung der Achtstundenarbeit, die von den Bergarbeitern mit Hilfe der Amerikanischen Arbeiterföderation am 1. Mai 1891 hätte gestellt werden sollen, war auf Beschluß der Organisationen der Bergleute selbst unterblieben, und über diese bedenkliche Angelegenheit hatte die Exekutive der Amerikanischen Arbeiterföderation ein Rundschreiben erlassen, worin die Verantwortlichkeit dafür den Bergarbeitern selbst und den Arbeitsrittern zugeschoben wurde. Als Folge dieser Unterlassungssünde der Bergleute ist der Beschluß der Konvention zu betrachten, die obligatorischen Strikeunterstützungen aufzuheben. 3000 Dollars wurden bewilligt, um in Sachen der Schriftsetzer von Pittsburgh die Frage der Verschwörungsgesetze vor das höchste Tribunal des Landes zu bringen. Schulzwang in allen Staaten und Territorien wurde verlangt, gegen das Gebahren der Chicagoer Polizei einstimmig Protest erhoben, der Präsident — S. Gompers — gegen die New Yorker Central Labor Federation vertheidigt und endossirt, unabhängige politische Wahlbewegung der Arbeiter verworfen. Gegenüber den Kartellvorschlägen der Arbeitsritter wurde der Gegenvorschlag gemacht — wie schon in Boston 1889 —, daß der Orden der Arbeitsritter seine Gewerkschaftsorganisation auflöse, und daß dann die Amerikanische Arbeiterföderation ihre gemischten Arbeitervereine ebenfalls auflöse und ihren Mitglieder den Eintritt in den Orden der Arbeitsritter empfehle. Die Einnahmen betrugen 21 346, die Ausgaben 13 190 Dollars.

(Schluß folgt.)

Die größte Sünde.*

Difficile est satiram non scribere! In einer Zeit, in der der künstlerische Individualismus in einigen seiner Vertreter verrückt geworden zu sein scheint und das Absurde andächtig bestaunt wird, weil es absurd ist, wird unserem Dichter vorgeworfen, daß das Empfinden seines Helden eine „Anormalität“ bedeute, die im Grunde in die „vormärzliche Zeit“ hineingehöre. Otto Ernst, der fern von den alleinseligmachenden Kliquen Berlins in Hamburg lebt, hat die allerdings verzweifelt naive Idee gehabt, einen Helden darzustellen, der so unpraktisch, so vormärzlich altmodisch, so geistverlassen ehrlich ist, daß er sich — man denke! — erschießt, weil er — der Esel! — nichts weiter als die lächerlich geringfügige Lumperei begangen hat, seine Ueberzeugung unter mildernden Umständen an einen staatserhaltenden Krämer zu verschachern. Ein ehrwürdiger alter Matthäusspruch hat allerdings für dieses Handeln die Bezeichnung „größte Sünde“; die geschniegelten Literaten aus Berlin W. aber, die dem deutschen Geist so fremd wie dem deutschen Volke sind, lächeln mitleidig-erhaben von der Höhe ihrer modernen Blasirtheit herab über dergleichen veraltete Bibelanschauungen, und wenn dann durch schlimmen Zufall ein solcher eine ernstgewollte Dichtung rezensiren darf, entsteht eine so unsaubere Sammlung von Börsenkalauern wie diejenige, die kürzlich von dem Theatertheil einer Berliner Wochenschrift aus ihren Geruch verbreitete. Der Inhalt des Dramas mag hier in Kürze folgen und einleitend

* Drama in fünf Akten von Otto Ernst. Hamburg, Konrad Cloß.

vollen wir gleich bemerken, daß wir die Dichtung keineswegs für einwandsfrei
jalten, wohl aber der Ansicht sind, daß in der Blüthezeit unseres unsterblichen
Blumenthal ehrlich begeisterte Talente mit Hochachtung und Freude zu begrüßen sind.

Wolfgang Behring, der jugendliche Held unseres Dramas, befreit auf
ıächtlicher Straße die Tochter des sehr ehrenwerthen Großkaufmanns Wöhlers
ıus den plumpen Fäusten einiger betrunkener Burschen, die sie unter schamlosen
Worten und Handlungen johlend umringt hatten. Aus der Dankbarkeit des
ungen Mädchens gegen den, der ihre Scham vor unsauberen Angriffen bewahrte,
rwächst eine warme Liebe; der Lebensretter wird zum Verlobten und der Groß=
aufmann muß mit sauersüßer Miene einen armen Teufel von Schwiegersohn in
einem reichen Hause willkommen heißen. Der arme Wolfgang aber hat neben
einer Armuth, die wahrlich schon lästig genug ist, etwas, das in einem „guten"
Hause noch unendlich viel lästiger werden kann, und das ist: eine Gesinnung.
Er ist ein leidenschaftlicher Gegner der Kirche und glaubt nun — bei armen
Leuten findet man leider noch immer dergleichen unpraktische Schrullen — seiner
Ueberzeugung nach auch leben zu müssen. Er, der heillos Unverständige, der das
Wesen der modernen Welt so wenig begriffen hat, will sich nicht kirchlich trauen
assen und zum starren Entsetzen seiner gebildeten und besitzenden Verwandten
vertritt er noch den Satz, daß auch aus ungetauften Kindern sich anständige
Menschen entwickeln können. Der Großkaufmann Wöhlers aber ist Arbeitgeber
und weiß daher, daß die Religion „dem Volke" erhalten bleiben soll; der Groß=
kaufmann Wöhlers ist angehender Kommerzienrath und weiß daher ferner, daß
man fromme Hofkreise — und Hofkreise sind immer fromm — nicht unzart
verletzen darf; der Großkaufmann Wöhlers ist endlich noch ein brutaler Schlächter
und wirft daher im Interesse von Titel und Löhnen Sohn und Tochter auf die
steinerne Gasse. Und die Jagd beginnt, die große Jagd, die lustige Jagd, die
Jagd der bürgerlichen Gesellschaft auf ehrliche Leute, bis endlich Wolfgang
Behring, mit allen Furien des Hungers und allen Bluthunden der Intoleranz
zu Tode gehetzt, seinen wundenbedeckten Leib in den Palast seines reichen
Schwiegervaters schleppt und seinen Herrn und Heiland um plattes Krämergold
dreimal in einem Athemzuge verleugnet. Das ist nun allerdings die „größte
Sünde", aber in der heutigen Welt giebt es für diese nicht nur die Vergebung,
die ihr der naive Matthäusspruch versagt, sondern noch einen hübschen Profit als
Zugabe, und Wolfgang Behring bekommt denn auch richtig für sich und seine
Frau eine komfortable Wohnung und ein reichliches Auskommen. Statt nun aber
wie ein gesitteter Sohn wohlhabender Eltern mit molligem Behagen zu seiner jungen
Frau ins warme, nunmehr kirchlich gesegnete Ehebett zu kriechen, geht er hin
— nochmals: der Esel — und erschießt sich. Seine Frau, die vermuthlich von
seiner verwerflichen Gesinnungsfexerei angesteckt war und die außerdem einmal durch
ihre Schwäche in schwerer Stunde seinen Fall mitverschuldet hatte, verläßt mit ihm
das Leben, und so sind zwei Menschen in den Tod gegangen, weil sie in reiner Luft
nicht athmen durften und in der muffigen Atmosphäre der Korruption nicht athmen
konnten. Der Vorhang fällt, das Publikum erschrickt über den „unangenehmen"
Schluß, den ihr geliebter Lindau so ganz anders „befriedigend" gestaltet hätte
und die blasirte Kritik kalauert erhaben über die lächerliche Unmodernität des
naiven Dramas. Und in der That: dieser Wolfgang ist der denkbar unmodernste
Mensch. Zwar die „größte Sünde" stinkt heute aus allen Ecken; aber ihre
Opfer sterben nicht daran, sondern bleiben muthig leben und stärken nach voll=
brachter That ihren Magen und ihre Grundsätze durch ein splendides Souper
bei Dressel. Nein, bei allen Göttern: sie sterben nicht daran, die Parlamentarier

alle, die Journalisten, Rechtsanwälte, Banquiers, die den Winter hindurch im Schweiße ihres semitischen oder arischen Antlitzes mit der Wahrheit schachern, um sich dann im Sommer in den Wellen der Nordsee zu erholen. Der Held der größten Sünde ist sicher in unserer mehr oder weniger verlumpten Zeit ein Anachronismus geworden, gerade darum aber — mit allem schuldigen Respekt zu vermelden — ist das Stück, das Stück, meine Herren, ein so eminent modernes; denn noch immer hat das Wort unseres altmodischen Schillers Bedeutung, daß der Dichter allerdings der Sohn seiner Zeit sein soll, daß er aber nimmer durch feiges Schmeicheln ihrer niedersten Instinkte zu ihrem Günstling herabsinken darf.

Ein Umstand allerdings, der wahrscheinlich gar manches Mißverständniß verschuldet hat, soll nicht verschwiegen bleiben, wenn damit auch keineswegs die Oberflächlichkeit einzelner Kritiker entschuldigt werden kann. Wolfgang Behring ist ein Freigeist, der mit theoretischen Waffen — mit klirrenden, gleißenden allerdings — gegen die Kirche streitet. Vermuthlich nahm man nun den Kampf gegen den Widersinn der Dogmen — die ideelle Tendenz des Helden — für die künstlerische Tendenz des Dramas, und dann allerdings wäre dasselbe um reichlich ein halbes Jahrhundert zu spät gekommen. Nun aber ist das Motiv der Dichtung — der Titel sagt es ja schon und die obige Darstellung hat es hoffentlich bewiesen — ein ganz anderes, und wenn der Verfasser zum Träger dieses Motivs einen Freigeist erwählt hat, so ist das seine besondere Sache, wenn anders er sie genügend zu begründen weiß. Wolfgang Behring aber war Theologe und ist Lehrer. Seine junge Seele sträubte sich gegen die Theologie und als er mit ihr brach, wurden ihm die Stipendien entzogen und er flog aus der Universität aufs Pflaster. Sie hat ihm Bitterkeit und Enttäuschung gebracht, diese Kirche. Er wurde Lehrer und lernte offene Kinderaugen kennen, die so erstaunt und geängstigt blicken können bei kirchlichen Lehren, die einer längst entschwundenen, finsteren Zeit angehören. Sie hörte nicht auf ihn zu verfolgen und erzeugte ihm gerechten Haß, diese Kirche. Doch offen gestanden: diese Motivirung der seelischen Disposition des Helden stammt ebensosehr vom Kritiker als vom Dichter. Und daraus erwächst der erste, schwere Vorwurf, der gegen den Dramatiker Otto Ernst erhoben werden muß! Er hat uns nicht tief genug in die Seele seines Helden hineinblicken lassen und dessen theoretische Weltanschauung nicht menschlich erklärt. Der Vorwurf trifft die Charakteristik und muß leider bei sämmtlichen Personen des Dramas, mit alleiniger Ausnahme des prachtvollen Schneidermeisters Steck, wiederholt werden. Der Pastor Meiling z. B., um an diesem einen Menschen den kritischen Tadel näher zu illustriren, muß nothwendig jedem unbefangenen Leser in tendenziöser Beleuchtung erscheinen, zumal weil man ihn mit dem strahlenden Charakter Wolfgangs, der leider auch im Sinne des Theaterjargons ein bischen zum „Helden" geworden ist, unwillkürlich kontrastiren läßt. Wir wissen, auch wenn der Brief Stöckers nicht veröffentlicht worden wäre, daß Hinterlist und Toleranz häufig Begleiterscheinungen der Orthodoxie sind; wer uns aber ohne besondere psychologische Motivirung einen Orthodoxen dieser Gattung vor Augen führt, läßt diese verwerflichen Begleiterscheinungen allgemein sein und spricht damit ein Urtheil aus, gegen das mit Recht unser sittliches Gefühl sich empört. Wenn der Pastor Meiling ein Hallunke ist, hätten wir durch einen Blick in die innere Kausalität seines Wesens erfahren müssen, warum er nichts anderes sein kann, aus welchen Bedingungen seiner sinnlichen Natur, seines Entwicklungsganges, seines Milieus die hinterlistige Verschlagenheit stammt, die den Diener des Herrn so empörend kleidet. Wenn die Geschöpfe des Dichters unsere Seele

durch ihre poetische Wahrheit mit unwiderstehlicher Gewalt bezwingen sollen, müssen ihre Charaktereigenschaften aus der unbedingten Allgemeinheit herabgeholt und in der Besonderheit eines konkreten Wesens vereinbart werden. Moderne Leser vor allem sind durch die Größe Ibsens auf diesem Gebiet verwöhnt und vermissen in der „größten Sünde“ die Worte und Handlungen, die wie naturnothwendige Explosionen aus gewitterschwangeren Wolken krachend hervorbrechen und mit jähem, blitzartigem Schein die Abgründe eines menschlichen Innern erhellen. Allzuhäufig leider wird Otto Ernst zum begeisterten Theaterdonnerer, der die Worte seines Ingrimms auf heuchlerische Niedertracht und Gemeinheit schleudert, ohne zu bedenken, daß für den Dramatiker die großen und erschütternden Wirkungen niemals durch subjektive Ausbrüche, sondern immer nur durch das Moderne seiner handelnden Menschen hindurch zu erreichen sind. Wenn unseres Erachtens also die höchste — oder sollen wir sagen: die tiefste — Fähigkeit des Dramatikers, durch große und wahre Charaktere die lauschende Menge zu erschüttern, dem Dichter der „größten Sünde“ noch mangelt, so liegen andererseits in seinem Werk die Garantien für eine glückliche Entwicklung nach oben beschlossen. Mit lodernder Flammengewalt brechen auf einigen Seiten menschliche Empfindungen hervor und durch die Sätze der Prosa geht ein tönender Rhythmus, der die Sinne berauscht, indem die Worte die Herzen ergreifen. Ohne darum bittere Enttäuschungen allzusehr fürchten zu müssen, dürfen wir hoffen, daß mit dieser leidenschaftlichen Kraft einer starken Natur sich bald auch ein tieferer Blick für den inneren Zusammenhang menschlicher Schicksale verbinden möge, um so uns in Otto Ernst ein neues und werthvolles dramatisches Talent zu erwecken.

E. S.

Notizen.

Die „Fränkische Tagespost“ antwortet auf den Artikel der „Neuen Zeit“ über den „Breslauer Parteitag und die Taktik in den Landtagen“. Aber wie antwortet sie! Sie erklärt: „Auf die *sachlichen* Verkehrtheiten des Artikels gehen wir nicht ein, weil es vergebliches Bemühen wäre, einen Autor *bekehren* zu wollen, der sich der von ihm beliebten *falschen Grundlagen* und der darauf aufgebauten Trugschlüsse *bewußt* ist und daher aus Motiven handelt, die seither unter Parteigenossen nicht so gang und gäbe waren, wie es jetzt mehr und mehr *Mode* werden zu sollen scheint.“

Die „Fr. Tagespost“ will, wie es scheint, nicht wissen, daß es sich gar nicht um *mich*, sondern um die Oeffentlichkeit, um die *Partei*, um alle diejenigen handelt, welche meine Ausführungen gelesen haben. Diesen muß ein solcher Verzicht auf eine sachliche Erwiderung recht eigen erscheinen. Haben wir doch die erwähnte Stellungnahme der sozialdemokratischen Abgeordneten im Bayerischen Landtag als eine *Taktik* charakterisirt, „die sich auf den gleichen Boden begiebt, wie die Regierung und das Bürgerthum, diesen freundlich zulächelt, sich mit ihnen im Allgemeinen einverstanden erklärt, sich von dem Parteitag lossagt, einen Bund schließen will mit der Regierung und den Parteien, um dem Bauernthum einen Zwang aufzuerlegen, die nur einige Kleinigkeiten an der Vorlage auszusetzen hat und sich durchaus in einen Gegensatz zu dem Bauernthum verrennt.“ Bis jetzt war es „Mode“ in der Partei, wenn ähnliche Vorwürfe erhoben werden, die „sachlichen Verkehrtheiten“, auf die sie sich stützen — und unser Artikel besteht ja aus lauter „sachlichen Verkehrtheiten“ — mit aller Entschiedenheit *sachlich* widerlegen zu suchen. Der Verzicht darauf bedeutet einen *Rückzug in aller Form*. Sollten darüber noch Zweifel bestehen, so werden sie durch den gereizten, gehässigen, persönlich beleidigenden und verdächtigenden Ton der Notiz der „Fränkischen Tagespost“ gehoben.

Damit nicht genug, leistet sich die „Fränkische Tagespost“ noch folgenden Satz: „Der Autor thut fast so, als ob die Sozialdemokraten diese Versicherung gefordert hätten und es nun kaum erwarten könnten, für dieselbe stimmen zu dürfen.“

Soll wirklich die bayerische Landtagsfraktion nachträglich zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß die Viehversicherung, besonders in der Gestalt der bayerischen Regierungsvorlage, elender Humbug sei? Das wäre zu begrüßen. Oder ist sie immer noch anderer Meinung? Dann ist zu erwarten, daß sie der *sachlichen* Auseinandersetzung, zu der ich sie hiermit öffentlich einlade, nicht ausweicht. Parvus.

Noch ein Wort zur Aufklärung. Der Artikel über „den Breslauer Parteitag und die Taktik in den Landtagen“ war vom Verfasser gezeichnet. Ich strich die Unterschrift, in der Erwartung, dadurch unsere „Agrarier“ zu einer *sachlichen* Diskussion zu veranlassen. Mit dieser Erwartung habe ich mich allerdings „blamirt“.

K. Kautsky.

Feuilleton.

Ein räthselhaftes Thier.

Von Dr. Leopold Jacoby, Zürich.

Zur Naturgeschichte des Aals.

Unter allen Thieren, die den Menschen umgeben, ist der Aal das einzige, welches das Geheimniß seiner Fortpflanzung auch den beharrlichsten Forschern niemals entschleiert hat.

Diesen Ausspruch that der berühmte Zoologe v. Martens in seinem Werk „Italien“ vor nun einem halben Jahrhundert, und noch heute hat der Ausspruch seine Geltung nicht verloren. Es ist sicher beschämend für die Wissenschaft, daß ein Fisch, der an sehr vielen Stellen der Erde so häufig und gemein ist, wie kein anderer — allein den Häring etwa ausgenommen —, ein Fisch, der tagtäglich auf den Markt und auf den Tisch kommt, den so riesenhaft entwickelten Hilfsmitteln der Naturforschung bis auf den heutigen Tag hat trotzen und die Art seiner Fortpflanzung, seine Geburt und seinen Tod in ein noch immer nicht völlig aufgehelltes Dunkel hat verhüllen können.

Dazu kommt, daß dies Geheimniß die forschenden Menschen angeregt und beschäftigt hat, seit es eine Naturwissenschaft giebt. Den Griechen muß der Aal von jeher als ein räthselhaftes Thier erschienen sein. Gewiß war es schon zu den ältesten Zeiten aufgefallen, daß, während man bei allen anderen häufig gefangenen Fischen zu bestimmten Zeiten des Jahres Eier und Samen, Rogen und Milch vorfand, dergleichen bei dem Aal, so viel Tausende auch zu Küchenzwecken geöffnet wurden, niemals anzutreffen war.

Einen Beweis für die sehr frühe Antheilnahme der antiken Welt an dieser Frage — für das mythologische Alter der Aalfrage — liefert die scherzhafte Bemerkung bei griechischen Dichtern: Da ja nun einmal alle Kinder, deren Vater zweifelhaft sei, dem Zeus zugeschrieben würden, so müßte eigentlich Zeus als der Stammvater der Aale angesehen werden.

Aristoteles war der erste, der über den Ursprung der Aale sich äußerte. Leider hat dieser große Denker und Forscher gerade in der Aalfrage die allersonderbarsten Anschauungen kundgegeben. Er sagt: Die Aale entstehen weder durch Begattung, noch durch Eier. Es wurde noch niemals ein Aal gefangen, der Samen oder Eier bei sich hatte. Dieses ganze Geschlecht entsteht allein

unter allen blutführenden Thieren weder durch Begattung, noch durch Eier. Sondern die Aale entstehen aus den sogenannten Eingeweiden der Erde, die sich von selbst aus Schlamm und aus feuchter Erde erzeugen. —

Unter diesen Eingeweiden der Erde versteht Aristoteles, wie aus seiner Schrift über die Erzeugung der Thiere hervorgeht, den Regenwurm (Lumbricus terricola L.).

Es läßt sich denken, welche Wirkung schon im Alterthum diese Anschauung eines Forschers, den man als den Vater aller Wissenschaft pries und verehrte, auf den glaubenden Menschen haben mußte. Und diese Wirkung erhielt sich ungeschwächt fast zweitausend Jahre, das ganze Mittelalter hindurch bis zum Wiedererwachen der Wissenschaften im sechzehnten Jahrhundert. Eine ganze Kette von Märchenerzählungen, Fabeln und abergläubischen Meinungen bildete sich um den Aal, die sich zum großen Theil bis auf heute im Volke erhalten haben. Daß Aale sich mit Schlangen paaren, wird bis heute vielfach von Fischern geglaubt. Die meisten Fischer der Seeküste sind der Meinung, daß Aale nicht von Aalen, sondern von anderen Fischen geboren werden. Diesem Aberglauben verdankt sogar ein bestimmter Schleimfisch aus der Abtheilung der Dornflosser (Zoarces viviparus L.), der lebendige Junge zur Welt bringt, seinen Namen Aalmutter. Die Fischer an der Küste Sardiniens bezeichnen sogar allgemein den bekannten Schwimmkäfer Dytiscus Roselii als die Gebärerin der Aale.

Nicht früher als im siebzehnten Jahrhundert konnten die Naturforscher Franz Redi und Franz Paullini es wagen, freilich ohne eigene Beobachtungen, ihre Ueberzeugung auszusprechen, daß der Aal wie jedes andere Thier aus Samen und Eiern entstehe, deren Entwicklung aber durch unbekannte Umstände dem Menschen verborgen bleibe.

Erst dem achtzehnten Jahrhundert war es vorbehalten, wenigstens die weiblichen Fortpflanzungsorgane sicher zu erkennen und nachzuweisen. Die größten Gelehrten und Naturforscher der Zeit, vor allem der Professor der Universität zu Padua, Vallisneri, waren mit ihren Forschungen der Aalfrage zum Opfer gefallen. Sie hatten in hochgelehrten und illustrirten Werken trächtige Aale beschrieben mit gefüllten Eierstöcken, die sich schließlich als krankhafte Geschwülste der Schwimmblase und des Magens herausstellten. Der erste Forscher, dem das hohe Verdienst zukommt, die wahren Eierstöcke des Aales aufgefunden zu haben, ist der Anatom Mondini in Bologna. Diesem wurde im Jahre 1777 aus Comacchio ein Aal überbracht, der vor der Untersuchung zur feierlichen Besichtigung den Gelehrten der Universität Bologna, darunter auch dem späteren Entdecker des Galvanismus, dem damaligen Studenten Camillo Galvani, vorgezeigt wurde. Mondini verfaßte eine Abhandlung über diesen Aal,* in der er zum ersten Male die durch so viele Jahrhunderte vergeblich gesuchten weiblichen Fortpflanzungsorgane des Aales genau beschrieb und sorgsam abbildete. — Es ist ein Akt der Gerechtigkeit, festzustellen, daß nicht, wie in so vielen Lehrbüchern noch heute angegeben wird, die Forscher O. F. Müller in Berlin oder Ratke in Königsberg die ersten Entdecker der Aalovarien sind, sondern eben der genannte Gelehrte Mondini.

Geben wir zunächst eine allgemeinverständliche Beschreibung der Eierstöcke des Aales. Oeffnet man einen Aal längs der Bauchseite von der Brust bis hinter die Afteröffnung, so sieht man neben den übrigen Eingeweiden, dem Darm

---

* Die Abhandlung führt den Titel: „De Anguillae ovariis“ und wurde veröffentlicht im sechsten Band der Kommentare der Akademie von Bologna im Jahre 1783.

und Magen, die lange, nach beiden Enden verschmälerte Schwimmblase unter dem hinteren Ende der Leber hervorragen. Längs beider Seiten der Schwimmblase nun findet man ein weißes oder gelbliches, ziemlich breites, gerade wie eine Halskrause oder Damenmanschette gestaltetes Band, das mit dem inneren Rande an der Schwimmblase angeheftet ist, mit dem äußeren Rande aber frei in die Bauchhöhle von der Brust bis hinter die Afteröffnung herabhängt. Dieses manschettenförmige Band ist also doppelt zu jeder Seite der Schwimmblase: es ist meist sehr fettreich, und in ihm eingebettet finden sich in zahlloser Menge die Eier, die freilich bis auf heute niemals anders als in winzigster Kleinheit gesehen worden sind. Zerzaust man mit einer Nadel ein Stückchen dieses fettreichen Bandorgans auf einem Glas und spült vorsichtig die Fetttröpfchen ab, so kann man bereits mit bloßem Auge die Eier auf dem Glase als überaus winzige weiße Pünktchen erkennen. Erst bei Anwendung des Mikroskopes sieht man ihre Form und innere Beschaffenheit deutlich und überzeugt sich, daß es wirklich Eier sind.

Die wunderbare Thatsache, daß es so viele Jahrhunderte des eifrigsten Suchens bedurfte, um diese Eierstöcke des Aales aufzufinden, wird dadurch einigermaßen erklärt, daß es bis heute noch niemals gelungen ist, größere, in der Entwicklung vorgeschrittene und somit befruchtungsfähige Eier in irgend einem weiblichen Aal aufzufinden. Wohl hat der vorhin erwähnte Forscher Ratke ein einziges Mal im Jahre 1838 einen trächtigen weiblichen Aal entdeckt und beschrieben; aber auch in diesem Aal, obwohl die Eierstöcke die ganze Bauchhöhle ausfüllten, waren die Eier von so geringem Umfang, daß selbst die größten nur einen Durchmesser von etwa 1/10 Millimeter hatten. —

Der Nachweis befruchtungsfähiger größerer Eier des Aales, die im Stande sind, sich aus dem Eierstock loszulösen, um, befruchtet, zu jungen Aalen zu werden, ist bis heute noch eine Aufgabe, die des Entdeckers harrt.

Bietet so die Entdeckungsgeschichte der Eierstöcke des Aales ein buntbewegtes Bild, so hat bereits die Geschichte der Nachforschung nach dem männlichen Fortpflanzungsorgan des Aales, obwohl sie erst zwanzig Jahre alt ist, einen nicht minder anziehenden Inhalt. Wohl waren schon früher von den Forschern zahlreiche Vermuthungen und Behauptungen über männliche Aale aufgestellt worden, die sich aber alle als irrig und unhaltbar erwiesen haben. Bis zum Anfang der siebziger Jahre dieses Jahrhunderts war weder jemals ein männlicher Aal entdeckt, noch auch irgend eine vernünftige, der Natur entsprechende Anschauung über die Gestalt der Männchen der Aale kundgegeben worden.

Da rief der neckische Zufall wiederum zwei italienische Universitäten, nämlich die Universität Bologna und gleichzeitig Pavia zu einem höchst merkwürdigen Wettkampf auf den Kampfplatz der Aalfrage. In der Sitzung der Akademie von Bologna vom 28. Dezember 1871 las der Professor der Anatomie, G. B. Ercolani, eine Abhandlung vor: „Ueber den vollständigen Hermaphroditismus (das Zwitterthum) der Aale."* Vierzehn Tage später lasen die beiden Professoren B. Crivelli und L. Maggi zu Pavia gleichfalls eine ausführliche Denkschrift vor der versammelten Akademie von Pavia: „Ueber die wesentlichen Fortpflanzungsorgane der Aale."** Die beiden Universitäten und die beiderseitigen Gelehrten

---

* Abgedruckt in den Memoiren der Akademie von Bologna 1872.

** Abgedruckt in den Memoiren des Istituto Lombardo in Mailand, gleichfalls im Jahre 1872. Diese Arbeit wurde ins Deutsche übersetzt in Wiegmanns „Archiv für Naturgeschichte" 1872, Heft 1.

hatten also, ohne voneinander zu wissen, gleichzeitig den Gegenstand der berühmten Streitfrage vom vorigen Jahrhundert wieder aufgenommen; aber beide diesmal mit Rücksicht auf die männlichen Fortpflanzungsorgane des Aales. Das Resultat und der Folgeschluß, zu dem sie in ihren verschiedenen Arbeiten gekommen waren, war merkwürdig genug: beide wollten entdeckt haben, daß die Aale Zwitter seien, daß sie nämlich außer den bekannten manschettenförmigen Eierstöcken auch noch ein männliches Fortpflanzungsorgan in einem weißen, lappenartigen Anhang besäßen. Diesen lappenförmigen Anhang betrachteten sie als den Hoden des Aales, und während Bologna diesen Hoden auf der linken Seite neben dem Eierstock gefunden haben wollte, erklärten die Gelehrten von Pavia, sie hätten ihn auf der rechten Seite entdeckt.

Es sei gleich hier bemerkt, daß beide Arbeiten trotz aller gelehrten Ausführungen und trotz der dazu gegebenen Abbildungen sich als kolossale Irrthümer herausgestellt haben. Es ist nachgewiesen worden, daß die genannten lappenförmigen Anhänge nichts anderes als reine Fettlappen sind ohne jede Spur eines organischen Baues, der auf ein so wichtiges Organ wie das männliche Fortpflanzungsorgan hinweisen würde.

Kurze Zeit darauf, im Beginn des Jahres 1874, wurde die Frage nach dem männlichen Aal, wenn auch nicht vollständig gelöst, so doch um einen bedeutsamen Schritt gefördert durch Dr. Syrski, damals Direktor des naturwissenschaftlichen Museums in Triest. Schon Darwin hat in seiner „Abstammung des Menschen" darauf hingewiesen, daß bei fast allen Fischen das Weibchen größer sei als das Männchen. Während man nun bis dahin zur Untersuchung der Fortpflanzungsorgane vorzugsweise die großen und allergrößten Aale ausgewählt hatte, benutzte Syrski zu seinen Forschungen vorzüglich kleinere Aale, und er fand gleich im Anfang seiner Untersuchung bei einem Aal von 40 Zentimeter Länge — das betreffende Exemplar ist auf dem Museum in Triest aufgestellt — ein völlig neues Organ, das bis dahin noch niemals von einem früheren Forscher im Innern des Aals gesehen worden war, so viele Tausende, ja Zehntausende von Aalen auch bisher aufs Eifrigste untersucht wurden. Syrski veröffentlichte seine Entdeckung im Aprilheft der Abhandlungen der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaft zu Wien 1874.

Als das Wichtigste der neuen Entdeckungen ist hervorzuheben, daß in allen Aalen, in denen sich das Syrskische Organ vorfindet, jenes krausen- und manschettenförmige Band, das wir als den Eierstock erkannt haben, vollständig fehlt. Es geht also hieraus zunächst hervor, daß die Aale keine Zwitter sind. Sodann läßt sich aus allen vielfachen bisherigen Untersuchungen mit dem höchsten Grade der Wahrscheinlichkeit wissenschaftlich schließen, daß das von Syrski neuentdeckte Organ seinem anatomischen und histologischen Baue nach in der That das so lange gesuchte männliche Fortpflanzungsorgan, also der Hoden des Aales sei. Aber räthselhafterweise findet sich, geradeso wie der Eierstock des Aales, auch dieses Organ immer nur in einem so unreifen, unentwickelten und zur Zeugung unfähigen Zustande vor, daß eine endgiltige, entscheidende Bejahung der Wissenschaftsfrage noch bis heute unmöglich ist. Denn wir können nicht eher das Organ als ein männliches in Anspruch nehmen, bevor nicht das Hauptmerkmal seiner organischen Verrichtung, die Samenthierchen (Spermatozoiden) gefunden worden sind. Kein Mikroskop und keine sorgsamste Untersuchung hat bisher in dem Syrskischen Organ die Samenthierchen entdecken können. Das Aussehen und die Gestalt des Syrskischen Organs ist höchst eigenthümlich. Es stellt sich dar als ein von dem Manschettenbande ganz verschiedener, sehr schmaler,

heller Streifen, dessen freier, in die Bauchhöhle hineinragender Rand in schöner und regelmäßiger Weise wogenförmige Einschnitte zeigt. Durch diese halbzirkelförmig-konvexen Einschnitte wird der ganze Streifen in regelmäßige Läppchen getheilt, von denen das Organ im Gegensatz zu den Manschettenfalten des Eierstockes den Namen Lappenorgan erhalten hat.

Von großer Bedeutung ist es, die äußeren, bei den lebendigen Aalen hervortretenden Körperunterschiede festzustellen, je nachdem die Thiere ein Ovarium haben, also Weibchen sind, oder ein Lappenorgan besitzen, also, wie wir annehmen müssen, die Männchen darstellen.

Der wichtigste ist der bereits erwähnte Unterschied in der Größe und Länge des Thieres. Syrski fand den größten von ihm entdeckten männlichen Aal (Aal mit Lappenorgan) in einer Länge von 43 Zentimeter. Dem Verfasser dieses Aufsatzes aber gelang es, bei seinen Studien auf der Zoologischen Station in Triest, sowie in Italien am Ausflusse des Po männliche Aalexemplare von 45, 46, 47 bis zu 48 Zentimeter Länge aufzufinden. Der letztgenannte, auf der Station in Triest aufbewahrte Aal von 48 Zentimeter Länge ist der größte männliche Aal, der von irgend einem Forscher bis auf den heutigen Tag entdeckt wurde.

Alle über diese Größe hinausgehenden Aale, die bekanntlich bis zur Länge von über 1 Meter und bis zur Dicke des allerstärksten Mannesarmes auswachsen, haben sich bisher stets als Weibchen herausgestellt.

Dieser Unterschied in der Größe der beiden Geschlechter erscheint für das Räthsel der Aalfrage so überaus wichtig, daß vor ganz kurzer Zeit der große Bayerische Fischereiverein sich veranlaßt gesehen hat, einen Preis von 300 Mark für denjenigen Fischer oder Forscher auszusetzen, der einen männlichen Aal (einen Aal mit Lappenorganen) von 50 Zentimeter Länge und darüber auffindet und einsendet.

Die anderen, äußerlich beim lebenden Thiere kennbaren Unterschiede, die von dem Verfasser festgestellt wurden, sind: zweitens eine entschieden breitere Schnauzenspitze der Weibchen im Gegensatze zu der schmalen, entweder langgestreckten oder kurz und spitz zulaufenden Schnauze der männlichen Aale. Drittens eine hellere Färbung der Weibchen; sie sind gewöhnlich von ganz grüner Färbung auf dem Rücken und von gelblicher oder gelber Bauchfarbe, während die Männchen ein tiefdunkleres Grün, oft ein ausgeprägtes Schwarz auf dem Rücken und immer einen größeren Metallglanz an den Seiten, sowie eine weiße Bauchfarbe zeigen. Der ausgeprägte Metallglanz erscheint für die Männchen durchaus bezeichnend; ich fand nicht selten völlig bronzefarbige Aale, stets mit dem Lappenorgan. Viertens ein freilich nicht immer zutreffendes und nicht immer sicheres Merkmal ist der größere Augendurchmesser der männlichen Aale. Aale mit auffallend kleinen Augen sind fast immer Weibchen, Aale mit Lappenorganen haben meist verhältnißmäßig große Augen. Freilich kommen auch häufig genug großäugige weibliche Aale vor. Fünftens ein wichtiges äußeres Merkmal, das ich aufgefunden habe, ist endlich ein in die Augen fallender Unterschied in der Höhe der Rückenflossen. Alle Weibchen der Aale haben eine entschieden höhere (breitere) Rückenflosse, als die gleich großen Aale mit Lappenorganen.

Nach diesen angegebenen Unterscheidungsmerkmalen, wobei ganz besonders auf die Höhe oder Schmalheit der Rückenflosse des sich bewegenden Aales geachtet wurde, sind von mir und seither von den Forschern mit gutem Erfolge die Männchen unter den viel zahlreicheren weiblichen Aalen ausgesucht worden. Eine völlige Sicherheit kann freilich niemals erreicht werden.

Wählt man auf dem großen, sehr reichen Fischmarkt zu Triest — die Aale ommen hieher zu Tausenden täglich von Comacchio und von Chioggia — aufs ;erathewohl unter allen Aalen, die nicht länger als 45 Zentimeter sind, so wird ;an im Durchschnitt auf zehn Aale acht Weibchen und zwei Aale mit Lappen-rganen finden. Wählt man aber mit sorgsamer Beachtung aller der fünf enannten äußeren Unterschiede und Merkmale, so kehrt sich das Verhältniß um nd man kann auf je zehn Exemplare, die man nach der Prüfung als Nännchen in Anspruch nimmt, bis zu acht Aale mit dem Syrskischen Lappen-rgan erhalten.

Zur Aufhellung der vielen Räthsel, die in der Naturgeschichte der Aale och bis heute zu lösen sind, machte der Verfasser dieser Skizze vor Jahren eine issenschaftliche Reise nach den Lagunen des Po, zu dem Sitz des größten Aal-inges der Erde, dem Städtchen Comacchio in der Provinz Ferrara, die auf reizehn kleinen, durch Brücken verbundenen Inseln mitten in der Lagune des Po elegen ist. Ich studirte und durchstreifte viele Wochen lang und zwar zur Zeit er Wanderung der Aale ins Meer im November und Dezember die berühmten lalfangstätten der ganzen Lagune des Po in und um Comacchio. Die Ergeb-isse meiner Forschungen und Untersuchungen habe ich in einer Schrift zusammen-estellt.* — Obwohl meine Studien in Bezug auf das Haupträthsel: die Auf-ndung befruchtungsfähiger, reifer Eier und Samen, sowie der ersten Jugend-ustände der jungen Aale, die Beobachtung der Entwicklung aus dem Ei trotz ller Bemühungen vergeblich geblieben sind, so haben sie doch zur Klarstellung es Gesammtumfanges der Aalfrage erheblich beigetragen, wie schon daraus erhellt, aß kein Forscher seitdem in der Aalfrage wesentlich Neues, das über das von ıir Festgestellte hinausginge, hat auffinden und entdecken können.

Die Räthsel der Aalfrage lassen sich in folgende vier Einzelfragen usammenfassen:

1) Wie ist es zu erklären, daß man niemals entwickelte Weibchen und Nännchen, Rogener und Milcher bei den Aalen findet? Im Verfolg dieser Frage

2) Wann und wo geschieht die nothwendige Entwicklung der Fortpflanzungs-rgane der Aale zu ihrer Befruchtungsfähigkeit?

3) Wo findet die Fortpflanzung selbst, die Absetzung und Befruchtung der Eier der Aale statt? Endlich

4) Was geschieht mit den erwachsenen Aalen nach der Laichzeit, weshalb vandern die in das Meer offenbar zur Begattung auswandernden Aale niemals vieder in die Flüsse zurück und bleiben verschwunden?

Diese vier Fragen sind aus dem bisher Erforschten und durch Vernunft-chluß dahin zu beantworten:

1) Die Aale bedürfen zur Entwicklung ihrer Fortpflanzungsorgane des Neerwassers.

Deshalb muß auch irgend eine Eigenthümlichkeit in der chemischen Zusammen-etzung oder in dem organischen Gehalt — vielleicht der geringe Salzgehalt — es Wassers im Schwarzen Meere der Grund sein, weshalb es im gesammten ıngeheuren Flußgebiete des Schwarzen Meeres keine Aale giebt. — Die Aale erlassen, wie durch meine Beobachtungen und Studien in Comacchio festgestellt st, in Rücksicht auf ihre Fortpflanzungsorgane durchaus unvorbereitet die Fluß-

* „Der Fischfang in der Lagune von Comacchio nebst einer Darstellung der Aal-rage", von Dr. L. Jacoby. (Mit zwei Tafeln.) Berlin 1880. Verlag von August Hirschwald.

mündungen und die Brackwasserseen (Lagunen) zur Herbsteszeit, um ins Mee hinauszuwandern und dort erst, im Meere selbst, geschlechtsreif zu werden. Da diese bekannte Wanderung der Aale wirklich der Fortpflanzung halber geschieht ist zunächst aus dem zwingenden Vernunftschluß zu folgern, daß beim Begin des Frühjahres die Erzeugnisse dieser Fortpflanzung, die jungen, halbfinger- bi fingerlangen Aale aus dem Meere in die Flußmündungen hinaufsteigen, um sic bis in die äußersten, entferntesten Verzweigungen und Nebenflüsse zu begeben Die jungen Aale überwinden bei diesem seit Langem bekannten Stromaufwärts steigen selbst die schwierigsten, unglaublichsten Hindernisse, so den Rheinfall be Schaffhausen, um sich in die Schweizer Seen zu begeben. Zu dieser Schluß- folgerung der Fortpflanzung der Aale ausschließlich im Meere zwingt auch di gewichtige, vom Verfasser festgestellte Thatsache, daß die ins Meer hinaus- wandernden alten Aale während dieser Wanderung, gerade wie die anderen Fisch zur Laichzeit, aufhören zu fressen. Den Magen aller auf der Meereswanderung gefangener Aale fand ich in Comacchio immer vollständig leer, während di nicht wandernden — darunter eine besondere Varietät von großen Weibchen mit verkümmerten, unfruchtbaren Eierstöcken — stets gefüllte Magen zeigten. — Die um so viel kleineren Männchen wandern für gewöhnlich aus dem Meere nur in die Flußmündung; sie bleiben in den Lagunen, um später von hier aus mit den Weibchen ins Meer zu wandern. Ich fand ihre Anzahl im Verhältniß zu den Weibchen bei dieser Meerwanderung wie 1 zu 5, also gleich 20 Prozent.

2) Die Entwicklung der Fortpflanzungsorgane findet bei beiden Geschlechtern im Meere statt, und zwar nicht an den Küsten, sondern weiter entfernt im tieferen Grunde des Meeres. Diese Entwicklung der Fortpflanzungsorgane bis zur Be- fruchtungsfähigkeit ist eine außerordentlich schnelle mit Rücksicht auf den ganz unreifen Zustand, in welchem die Aale ins Meer wandern. Sie werden inner- halb weniger Wochen geschlechtsreif, und zwar je nachdem sie in das Meer gelangen. In Comacchio geschieht die Auswanderung von Anfang Oktober bis Ende Dezember.

3) Es giebt bestimmte Hochzeitsplätze der Aale im Meer. Dies sind Schlammbänke auf dem Grunde, zu denen die Aale in Massen hinziehen, um dort zu laichen. Solche Schlammbänke der Adria sind mir von bewährten Fischern und Fischmeistern aus Chioggia, sowie aus der Umgebung von Comacchio selbst bezeichnet worden. — Die junge Brut der Aale entwickelt sich ausschließlich in diesen Schlammbänken und wandert acht bis zehn Wochen nach ihrer Geburt zum beginnenden Frühjahr aus dem Meere in die Mündungen der Flüsse strom- aufwärts.

4) Die alten Aale, Männchen wie Weibchen, gehen unmittelbar nach der Laichzeit zu Grunde. Die so außerordentlich schnelle Entwicklung ihrer Fort- pflanzungsorgane bewirkt eine derartige Erschöpfung der erwachsenen Aale, daß sie bald nach dem Fortpflanzungsakte sterben. Dies ist der Grund für die räthselhafte Thatsache, daß man die alten Aale niemals wieder zurückwandern sieht, und daß es bisher noch nicht gelungen ist, einen erwachsenen Flußaal im Meere selbst, entfernt von den Küsten, aufzufinden. In unmittelbarer Nähe der Küste freilich findet man sie zur Zeit der Wanderung aus den Flußmündungen zu vielen Tausenden, aber hier sind beide Geschlechter, Männchen wie Weibchen, noch völlig unreif zur Befruchtung.

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.



Nr. 9. XIV. Jahrgang, I. Band. 1895-96.

Dogmen-Fanatismus.

✓ Berlin, 20. November 1895.

Unter den Kommentaren, die der Breslauer Parteitag in der bürgerlichen Presse gefunden hat, zeichnet sich durch seine hochwissenschaftlichen Allüren ein Aufsatz aus, den „Professor Dr. Heinrich Herkner" — so ist die Arbeit unterzeichnet — in einem Wochenblatte der bismärckischen Bourgeoisie veröffentlicht. Die Tendenz des Herrn Professors ist der Nachweis, daß die Mehrheit, die in Breslau die Resolution Kautsky angenommen hat, von Gottes- und Rechtswegen eine Minderheit sei. Es sind im Wesentlichen drei durchschlagende Gründe, die Herr Herkner anführt, und es lohnt sich, die sublime Entdeckung in helleres Licht zu rücken.

Erstens meint Herr Herkner, der Breslauer Tag habe kein richtiges Bild der Gesammtpartei gegeben. Schlesische Wahlkreise mit einer verhältnißmäßig geringen Zahl von sozialdemokratischen Wählern seien stärker vertreten gewesen, als Berliner und Hamburger Wahlkreise mit einer verhältnißmäßig großen Zahl von sozialdemokratischen Wählern. Wir thun Herrn Herkner wohl nicht Unrecht mit der Annahme, daß er in den Beispielen, die er anführt, gerade die extremsten Fälle gegriffen hat und daß sich, eins ins andere gerechnet, die Sache nicht so kraß darstellt, wie er seine Leser glauben machen möchte. Indessen mag dem so oder anders sein und zugegeben auch, daß bei der bisherigen, für das nächste Jahr aufgegebenen Praxis, die Parteitage an den Grenzen des Reiches abzuhalten, sich eine mehr oder minder ungleichmäßige Vertretung der sozialdemokratischen Wähler nicht vermeiden lassen wird, so kommt darauf für die Frage, die Herr Herkner aufwirft, wenig an. Das Agrarprogramm ist ja nicht erst auf dem Parteitage, sondern monatelang vorher in der Presse und in Versammlungen diskutirt worden. Hiervon schweigt Herr Herkner aber wohlweislich, denn hätte er darüber mit statistischem Eifer berichten wollen, so hätte er einfach bekennen müssen, daß, wo die Parteimitglieder unmittelbar sprachen, das Agrarprogramm mindestens eine ebenso große, wenn nicht noch größere Mehrheit gegen sich gehabt hat als da, wo sie mittelbar durch ihre Vertreter auf dem Parteitag gesprochen haben.

Zweitens aber sagt Herr Herkner mit Leo Sapieha in Schillers „Demetrius": Man muß die Stimmen wägen und nicht zählen. Und er hat eine sehr einfache

Wage bei der Hand. Alle, die gegen die Resolution Kautsky gestimmt haben, werden von ihm mit Ehrenqualitäten überhäuft, für universitätsfähig erklärt; es sind die glänzendsten und geistreichsten Stilien der Partei, die überdies sehr ernste nationalökonomische Studien getrieben haben, tüchtige junge Gelehrte, genaueste gelehrte Kenner, wissenschaftlich und schriftstellerisch geschulte Kräfte, überaus besonnene und kluge Leute, kurz die „ganze geistige Elite“ der Partei. Ihnen gegenüber wimmelt das namenlose Heer der Herdenmenschen, in dem Herr Herkner nur einen vom Dogmenfanatismus verdüsterten Kopf zu erkennen vermag, Karl Kautsky, den Generalinquisitor der sozialdemokratischen Orthodoxie, der einen schnöden Ton anschlägt und den Marxismus nur zu verknöchern vermag, der mit seinem in Breslau erfochtenen Pyrrhussiege die schließliche Niederlage des revolutionären Doktrinarismus nicht aufhalten kann. Hoffentlich täuscht sich Herr Herkner nicht darüber, daß er mit diesem farbenreichen Gemälde die dunkle Herde ebenso entzückt, wie den von ihm bewunderten Mitgliedern des Breslauer Parteitags lebhaftes Mißbehagen einflößt. Er mag ein großer Theoretiker sein, aber ein großer Taktiker ist er nicht. Darüber sind ja die „Agrarier“ wie die „Dogmenfanatiker“ ganz einig, daß bei Meinungsverschiedenheiten in der Partei das Lob der Gegner immer ein Pech ist für die Seite, die es trifft.

Ein Pech allerdings nur und keine Widerlegung. Wir gehen darin nicht ganz so weit, wie Bebel, der früher einmal sagte, wenn uns Gegner lobten, so könnten wir ganz sicher sein, daß wir uns auf dem Holzwege befänden, und der in Breslau meinte, in Fragen, wo ihm selbst Zweifel kämen, pflege er immer viel Gewicht auf das Urtheil der Gegner zu legen. Ein so besonders großes Gewicht möchten wir nicht auf das Urtheil des Herrn Herkner legen, indessen wenn Bebels Maßstab richtig sein sollte, so hat Bebel in diesem Falle nicht auf der richtigen Seite gestanden. Herr Herkner, der ihn vor etwas über Jahresfrist für einen Mann erklärte, der „durch und durch unwissenschaftlich gedachte“ Bücher schreibe, der durch seine „Doppelzüngigkeit“ nothwendig Spaltungen in der Partei hervorrufe, der „selbst nicht verschmähe, in Ermanglung besserer Gründe“ die Ueberzeugungen Vollmars zu verdächtigen, Herr Herkner erklärt denselben Bebel jetzt, weil Bebel gegen die Resolution Kautsky gestimmt hat, für einen „alten Kämpen von jugendfrischer Elastizität“. Es fällt uns nicht ein, diese aus des gröbsten Basses Grundgewalt in die höchsten Fisteltöne der Bewunderung umschlagende Stimmung gegen Bebel auszunützen; Bebel wird dem Herrn Professor wohl antworten, wie Lessing dem Geheimderath Klotz: „Seine Lobsprüche sind mir äußerst ekel und seine Einwürfe fand ich höchst nüchtern, so ein gelehrtes Maul er auch dabei immer zog.“ Aber für seine Gegner ist der Herr Professor ein Geschenk des Himmels; so einen genialen Taktiker kann man lange suchen, ehe man ihn findet.

Drittens hebt Herr Professor Herkner aus dem Breslauer Protokoll einzelne Sätze hervor, die ihm besonders einleuchtend scheinen, um die Behauptung des schon erwähnten Leo Sapieha zu beweisen:

> Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn.
> Verstand ist stets bei Wen'gen nur gewesen.

Mit glücklicher Hand greift Herr Professor Herkner dabei die allerwunderbarste Aeußerung heraus, die auf dem Breslauer Parteitage zu Gunsten des Agrarprogramms gethan worden ist. Darnach soll es heute mit dem Agrarprogramm „genau so“ stehen, wie vor zwanzig Jahren mit dem Gothaer Programm; es komme nicht darauf an, Prinzipienreiterei zu treiben, sondern die

ozialdemokratie zu vereinigen. Herr Herkner ist entzückt von dieser „glänzenden ertheidigung", von dem „Hieb gegen Kautsky, der wirklich saß", und beweist ıdurch allerdings, daß Bescheidenheit zu den Tugenden gehört, die ihn schmücken. n Gotha handelte es sich darum, zwei sozialdemokratische Fraktionen, die in llem Wesentlichen auf gleichem Boden standen und für die Zukunft auf einander ıgewiesen waren, auf ein Programm zu einigen, das, wenn nach der thatsäch-hen Lage und dem historischen Verlauf der Dinge bei der Vereinigung kein ieger und kein Besiegter sein sollte, eben nur ein Kompromißprogramm sein nnte. Nun waren die „Praktiker" Bebel und Liebknecht in allem oder so gut ie in allem, was der „Prinzipienreiter" Marx an dem Kompromißprogramm ıszusetzen hatte, mit ihm einverstanden, während der „Prinzipienreiter" Marx ieder mit den „Praktikern" Liebknecht und Bebel darin einverstanden war, daß jeder Schritt wirklicher Bewegung wichtiger sei als ein Dutzend Programme". ie ganze Meinungsverschiedenheit beschränkte sich darauf, ob für eine kurze Ueber-ıngszeit, die nur durch die äußere Gewalt des Sozialistengesetzes auf sechzehn ahre ausgedehnt worden ist, lieber gar kein gemeinsames als ein in theoretischer eziehung anfechtbares Kompromißprogramm bestehen solle. Und das soll „genau ısselbe" sein, wie der Breslauer Versuch, die „Grundbegriffe" der Partei zu revidiren" auf die unsichere Aussicht hin, eine nicht zum Proletariat gehörige ıd gegen die Sozialdemokratie mißtrauische Klasse zu gewinnen!

Eher versteht man es, wenn Herr Herkner ein hohes Wohlgefallen an r „Revision der Vorstellungsweise in der Partei" findet. Er verzeichnet mit egeisterung folgende, in Breslau gesprochene Sätze: „Die Revision unserer Vor-ellungen geht unaufhaltsam weiter und der verbissene Fanatismus der Partei-ıgmatiker in der Partei fängt bereits an zu bröckeln. Das Klassenbewußtsein wacht schon in breiten Schichten des Landproletariats, und große Gruppen sind ɔch kraft ihrer Lage zu gewinnen. Sie werden noch einsehen, daß wir jetzt it der Agrarfrage auf das Ernsthafteste zu rechnen haben werden, mit neuen egriffen, mit neuen Zielen. Die Agrarfrage läßt sich nicht nach der alten chablone behandeln, die bisher so oft an die Stelle der Forschung und der rkenntniß getreten ist. Der Dogmenfanatismus ist weit schlimmer als der igenthumsfanatismus der Parzellenbauern. Außerdem ist der Parteidogmatismus ırchaus nicht die Konsequenz der materialistischen Geschichtsauffassung. Marx ıd Engels würden sich schön dafür bedanken, daß man ihre Anschauung so, ie es geschieht, als Schablone behandelt. Engels hat erst in einem kürzlich röffentlichten Briefe davon gesprochen, daß gerade die Marxisten Marx oft falsch rstanden haben und die Methode der materialistischen Geschichtsauffassung falsch ıgewendet hätten." Das ist in Herrn Herkners Ohren der Hahnenschrei eines uen Tages und es fehlt dem, wie er sich auszudrücken beliebt, „praktisch-formatorischen Flügel" der Partei nicht an seinen wärmsten Glückwünschen. r ist so gütig anzuerkennen, daß Marx und Engels „sicherlich überaus werth-lle Anregungen" gegeben hätten, aber er fordert, daß diese Anregungen fruchtbar eiter entwickelt, nicht verknöchert werden sollen.

Es ist ganz richtig, daß Engels in dem angezogenen Briefe von Marxisten hreibt, die Marx oft falsch verstanden haben, aber es fehlt jeder Beweis, daß damit die „Dogmenfanatiker" der Resolution Kautsky gemeint hat. Und dieser eweis fehlt nicht nur, sondern der Gegenbeweis ist geliefert in manchen anderen riefen, in denen er den „Dogmenfanatikern" seine Freude darüber ausspricht, ıß sie den historischen Materialismus recht gut verstanden hätten und anzu-enden wüßten. Es ist ferner ganz richtig, und in der „Neuen Zeit" schon

vor Jahren selbst an den hinterpommerschen Dienstknechten und Tagelöhner nachgewiesen worden, daß in breiten Schichten des Landproletariats das Klassen bewußtsein erwache, aber um das Landproletariat zu gewinnen, bedarf es kein „Revision unserer Vorstellungen", wie Engels schon vor dreißig Jahren in de Vorrede zum deutschen Bauernkriege ausgeführt hat. Dafür aber, daß wir unse Vorstellungen „revidiren", daß wir „mit neuen Begriffen, neuen Zielen" operire sollen, um eine nicht proletarische Klasse der Bevölkerung an ihren noch rüc ständigen Vorurtheilen zu packen, hätten sich Engels und Marx nicht nur schö bedankt, sondern dafür haben sie sich schön bedankt.

Will man einen Präzedenzfall suchen, wo die Dinge bis zu einem gewisse Grade „genau so" lagen, wie in dem Streite über die Resolution Kautsky, s muß man nicht um zwanzig, sondern um ziemlich fünfzig Jahre zurückgehe Man findet diesen Fall nicht in der Geschichte der Partei, aber in ihrer Vo geschichte. Am 17. Mai 1846 schrieb Proudhon von seinem kleinbäuerliche Standpunkte an Marx, der den proletarischen Standpunkt vertrat: „Mit eine Worte, ich bekenne mich zu einem fast absoluten Antidogmatismus in ökonomische Fragen. Suchen wir zusammen, wenn Sie wollen, die Gesetze der Gesellschaf die Art, wie sich diese Gesetze verwirklichen, aber denken wir um Gotteswille nicht daran, nachdem wir alle Dogmen a priori zerstört haben, unsererseit das Volk mit Doktrinen einzuseifen (endoctriner); fallen wir nicht in den Ir thum Ihres Landsmanns Martin Luther, der nach dem Umsturz der katholische Theologie sich sofort daran machte, unter großem Aufwande von Bannflüche und Exkommunikationen eine protestantische Theologie zu gründen.... Mache wir eine gute und loyale Polemik, geben wir der Welt das Beispiel eine weisen und vorschauenden Duldsamkeit, aber spielen wir nicht, weil wir an de Spitze der Bewegung stehen, die Häupter einer neuen Unduldsamkeit, die Apost einer neuen Religion, wäre es selbst die Religion der Logik und Vernunf Sammeln, ermuthigen wir alle Proteste, betrachten wir niemals eine Frage al erschöpft" und so noch eine lange Strecke ins Feld hinein, wie in der vo Langlois herausgegebenen Korrespondenz Proudhons nachgelesen werden mag, i zweiten Bande, Seite 198 ff.

Da haben wir also schon die „Revision der Vorstellungsweise" als Prinzi gegen den „Dogmenfanatismus" als Prinzip. Bekanntlich behielt der „Dogmen fanatiker" Marx aber taube Ohren für Proudhons beredte Beschwörungen un seine Streitschrift gegen Proudhon enthält die interessantesten Streiflichter zu Erhellung des Streits über die Resolution Kautsky. Beispielsweise des Streit über die Frage der Landeskultur, das Wort nicht in seinem korrumpirt-junker lichen, sondern in seinem guten Sinne genommen als Verbesserung vorhandener als Schaffung neuen Bodens, als Bau von Dämmen und Deichen und s weiter. In seinen Ausführungen über das Grundeigenthum stützt sich Marx au Ricardo, und in der That bei einer „Revision" unserer bisherigen Vorstellungs weise müßten wir nicht nur hinter Marx, sondern auch hinter Ricardo zurüc gehen, was Herrn Herkner als einem Jünger der „historischen Schule" freilic nur einen verstärkten Schrei des Entzückens entreißen würde. Ricardo hat zuer nachgewiesen, daß in der modernen bürgerlichen Gesellschaft der Grund und Bode ein Handelsartikel ist, wie jede andere Produktivkraft auch. Gewiß wird da künftige Erbe des Proletariats durch die Devastirung des Bodens geschädig ebenso wie es geschädigt wird, wenn in jeder Handelskrise industrielle Produktiv kräfte massenhaft vernichtet werden. Daraus folgt, daß die arbeitende Klass mit äußerster Kraftanstrengung nach der Eroberung der politischen Macht trachte

ıuß, um diesen wahnwitzig gewordenen Zuständen ein Ende zu machen. Nicht
ıer folgt daraus, so lange die bürgerliche Gesellschaft besteht, daß die arbeitende
lasse irgend ein Interesse daran hat, durch Schaffung neuer Produktivkräfte
ue Apparate zur Aufsaugung von Mehrwerth, neue Maschinen zum Geldschlagen
die Hände der besitzenden Klassen zu legen.

Die verhältnißmäßig seltenen Ausnahmen, in denen Werke der Landes-
ltur mittelbar auch dem Proletariat nützen, stürzen die Regel nicht um, die
egel, daß solche Werke im Klassenstaate immer von den herrschenden Klassen
ihrem eigenen Ausbeuter- und Herrschaftsinteresse durchgeführt werden. Die
ısnahmen können ihrem Wesen nach nur von Fall zu Fall entschieden, die
inzipielle Haltung des klassenbewußten Proletariats kann hier wie überall nur
ırch die Regel selbst bestimmt werden. Im vorigen Jahrhundert waren die
rrschenden Klassen noch so ehrlich, aus dieser Regel durchaus kein Geheimniß
machen. Der alte Fritz sprach es offen aus, daß durch die von ihm aus-
führten Werke der Landeskultur, das Wort immer in seinem nicht korrum-
rten Sinn genommen, die „Königlichen Kassen profitiren“ und die „Revenuen
rer von Adel“ steigen sollten. Das war sein einziger Zweck; die beherrschten
lassen hatten von dieser Landeskultur nichts als die Kosten, allerdings, wenn
das getröstet haben sollte, die ungeschmälerten Kosten, denn weder der König
ch der Adel zahlten Steuern. Der König wies hohnlachend den Vorschlag
, die jüngeren Söhne von preußischen Bauern auf dem neu gewonnenen Lande
zusetzen. In seinem verbohrten Merkantilismus besiedelte er seine Kolonien
ber mit allerlei Gesindel von Auswärts: um seine eigenen Worte zu gebrauchen,
it Perruquiers, Commedianten, Barbieren, Destillateuren, Glücksbudnen, und
brachte es damit glücklich fertig, daß, wie der alte Schlosser aus eigener
ıschauung berichtet, „die Bewohner dieser kostspieligen Anlagen schon nach
anzig Jahren durch Elend, Trägheit, Schmutz, Bettelei, Raub und Mord ein
chrecken der alten Einwohner geworden waren“. Und das war trotz alledem
e goldene Zeit der preußischen Landeskultur, denn der alte Fritz schuf durch
e Verwallung der Netze und Warthe, die Urbarmachung des Drömlings und
s Oderbruchs und so weiter wenigstens neues Land. Als die preußische Landes-
ltur in diesem Jahrhundert zur „inneren Kolonisation“ verheuchelt wurde,
achte sie es nicht einmal mehr so weit. Wir erinnern nur an die Meliorationen
r Tucheler Haide in den vierziger Jahren, bei denen Herr Hermann Wagener,
r bekannte Kreuzzeitungsmann, seine „staatssozialistische“ Lehrzeit durchschmarutzte
ıd deren herrliche Erfolge Friedrich Wilhelm IV. durch das schnöde Witzwort
nnzeichnete, ein Pfund Heu von diesen meliorirten Sümpfen koste dem Staats-
ckel so viel wie ein Pfund echt chinesischen Thees. Dem Staatssäckel, der zur
lben Zeit in erster Reihe durch die Thaler gefüllt wurde, die der Exekutor aus
n Taschen des ländlichen und städtischen Proletariats holte, desselben Prole-
riats, von dem gleichzeitig viele Tausende durch den Hungertyphus dahingerafft
urden. Der romantische König kannte wenigstens seinen „Racker von Staat“
ıd wußte dessen Befähigung für Werke der Landeskultur richtig zu würdigen. . . .

Kehren wir indeß zu Herrn Herkner zurück! Nachdem er den „Dogmen-
natismus“ verdonnert hat, giebt er auch das Agrarprogramm als ein mixtum
mpositum preis, für das sich Niemand erwärmen könne. Als Muster stellt
der Partei den „feinen Takt“ der Reichsverfassung hin, die den Einzelstaaten
e Agrarpolitik überlasse. So solle das Erfurter Programm dahin geändert
erden, daß den sozialdemokratischen Landesorganisationen in agrarpolitischen Fragen
e unumschränkteste Freiheit gelassen werde. Dieser „feine Takt“ steht ganz auf

der Höhe der plumpen Reklame, durch die Herr Herkner die sozialdemokratische Anhänger des Agrarprogramms zu ködern sucht. Um an dem Einen oder der Anderen Geschmack zu finden, müßte allerdings die bisherige „Vorstellungsweise der Partei gründlich „revidirt“ werden. Jedoch ist dazu vorläufig wenig Aussicht vorhanden, so einleuchtend Herr Herkner auch beweisen mag, daß die Mehrheit in Breslau eigentlich eine Minderheit und die Minderheit eigentlich ein Mehrheit gewesen sei.

Etwaigen Versuchen zu dieser „Revision“ sehen übrigens die „Dogmenfanatiker“ noch weit freudiger entgegen, als Herr Herkner ihnen nur imme entgegensehen mag. Denn alle diese Versuche werden an dem „Parteidogmatismus zerbröckeln, der viel zu „verbissen“ ist, um seinerseits ans Bröckeln zu denken Die „Dogmen“, das sind die historischen Gesetze, nach denen sich der Emanzipationskampf des Proletariats vollzieht, und der „Fanatismus“, das ist die Erkenntni dieser Gesetze an der Hand des historischen Materialismus. An diesem „Dogmenfanatismus“ hielt Marx fest, als Proudhon seinen anfangs auch proletarische Standpunkt zu „revidiren“ für gut befand, und Marx ist damit leidlich we gekommen, jedenfalls viel weiter als Proudhon, der, geistreicher und glänzende Kopf, wie er sein mochte, sich nur ins Bodenlose „revidirt“ hat. Immerhi brachte er wenigstens ein zweibändiges, von ihm selbst so betiteltes „System de ökonomischen Widersprüche“ heraus, um zu beweisen, daß sich vom kleinbäuerliche Standpunkt aus die großbürgerliche Gesellschaft umwälzen lasse, und es wäre gar gut, wenn die angebliche Nothwendigkeit, unsere Vorstellungsweise zu „revidiren“ jetzt auch etwas näher auf ihr Wo und Wie dargelegt würde. Das bloße Gered von den „Dogmenfanatikern“ und „Sozialmanchestriern“ mag den Windmacher der bürgerlichen Gelahrtheit die Segel blähen, aber wer außer Herrn Herkner wir sich denn einbilden, daß es den „Dogmenfanatismus“ umzublasen vermag, de auf eine bald fünfzigjährige und wahrhaftig doch nicht verlorene Geschichte zurück blicken darf!

Die Arbeiterbewegung in den Vereinigten Staaten

Von F. A. Sorge.

(Schluß.)

Die Konstitution der Amerikanischen Arbeiterföderation lautet in ihrer letzte Fassung und in den Hauptzügen wie folgt:

Einleitung (preamble).

In Anbetracht, daß in allen Nationen der zivilisirten Welt ein Kamp wogt zwischen den Unterdrückern und den Unterdrückten, zwischen den Kapitaliste und den Arbeitern, ein Kampf, der von Jahr zu Jahr an Intensität zunimm und den arbeitenden Millionen verhängnißvolle Folgen androht, wenn sie nich zu gegenseitigem Schutze und Unterstützung verbündet sind, —

Geziemt es sich für die in Konvention versammelten Vertreter der Gewerk und Arbeitervereine von Amerika, solche Maßregeln zu treffen und solche Grundsätze unter den Arbeitern und Handwerkern unseres Landes zu verbreiten, d geeignet sind, sie unauflöslich zu verbinden, um die Anerkennung ihrer wohl begründeten Rechte zu sichern.

Wir erklären uns daher zu Gunsten der Bildung einer umfassenden Föderation, die jede unter dem Gewerkschaftssystem organisirte Gewerk- und Arbeiterorganisation in Amerika in sich begreife.

Konstitution.

Artikel I. Name.

Sektion 1. Diese Assoziation soll Amerikanische Arbeiterföderation, American Federation of Labor, heißen und aus den Gewerk- und Arbeitervereinen bestehen, die die Regeln und Satzungen der Föderation beobachten.

Artikel II. Ziele.

Sektion 1. Die Aufgabe dieser Föderation ist die Ermuthigung und Bildung von lokalen Gewerk- und Arbeitervereinen, die engere Vereinigung derselben durch die Organisation von Zentralkörpern in jeder Stadt und die fernere Verbindung dieser Körperschaften in Staats-, Territorial- oder Provinzialföderationen, um Gesetzgebung im Interesse der arbeitenden Massen zu erlangen.

Sektion 2. Die Bildung von auf strikter Autonomie jedes Gewerks basirten Nationalen und Internationalen Gewerkschaftsunionen, und die Förderung und Unterstützung derselben.

Sektion 3. Die Errichtung eines amerikanischen Bundes (Federation) aller Nationalen und Internationalen Gewerkschaftsunionen zu gegenseitiger Hilfe und Unterstützung, um nationale Gesetzgebung im Interesse des arbeitenden Volkes zu erlangen und um die öffentliche Meinung zu Gunsten der organisirten Arbeiter zu beeinflussen, auf friedliche und gesetzliche Weise.

Sektion 4. Die Unterstützung der Arbeiterpresse von Amerika.

Artikel III. Konvention.

Sektion 1. Die jährliche Konvention der Föderation soll am zweiten Montag des Dezember an dem Orte zusammentreten, den die vorhergehende Konvention bestimmt hat.

Sektion 2, 3, 4 und 5 treffen Bestimmungen über die zu ernennenden Ausschüsse und dergleichen.

Sektion 6. Der Bericht des Beschwerdekomites soll in geschlossener Sitzung verhandelt werden.

Artikel IV. Vertretung.

Sektion 1. Die Basis der Vertretung soll sein: Von Nationalen oder Internationalen Unionen von weniger als 4000 Mitgliedern ein Delegat; 4000 und mehr Mitglieder zwei, 8000 oder mehr drei, 16000 oder mehr vier, 32000 oder darüber fünf Delegaten u. s. f., und von jedem lokalen oder Distrikt-Gewerkverein oder Körper, der mit keiner Nationalen oder Internationalen Union verbunden ist, je ein Delegat. Die Delegaten sollen mindestens zwei Wochen vor Eröffnung der jährlichen Konvention erwählt und ihre Namen dem Sekretär der Föderation ungesäumt mitgetheilt werden.

Sektion 2. Abstimmungen mögen durch Handaufheben oder Aufstehen entschieden werden, aber sobald namentliche Abstimmung von einem Zehntel der Delegaten verlangt wird, soll jeder Delegat eine Stimme haben für jedes Hundert von Mitgliedern, die er vertritt, aber städtische und staatliche Föderationen (Zentralkörper) sollen nur eine Stimme haben. . . .

Sektion 3. Keine von einer Nationalen oder Internationalen, mit der Föderation verbundenen Union ausgetretene, suspendirte oder ausgeschlossene Organisation darf in der Föderation oder in affiliirten Zentralkörpern und Gewerkschaftsräthen vertreten sein, bei Strafe der Suspension.

Sektion 4. Keine Organisation ist zur Vertretung berechtigt, wenn sie nicht mindestens einen Monat vor der jährlichen Konvention von dem Präsidenten

der Föderation ihr Aufnahme-Certifikat verlangt und erhalten hat, und Niemand ist als Delegat anzuerkennen, der nicht gutstehendes Mitglied der Organisation ist, die er vertreten soll.

Artikel V. Beamte.

Sektion 1, 2, 3, 4 und 5. Die Beamten sind: ein Präsident, vier Vizepräsidenten, ein Sekretär und ein Schatzmeister, die zusammen den Exekutivausschuß bilden und auf ein Jahr gewählt werden. Sie müssen Mitglieder einer lokalen Organisation sein, die mit der Föderation verbunden ist. . . .

Artikel VI. Pflichten des Präsidenten.

Sektion 1. Der Präsident soll in allen allgemeinen Konventionen den Vorsitz führen, allgemeine Aufsicht über die Föderation üben, alle amtlichen Schriftstücke unterzeichnen, Reisen im Interesse der Föderation unter Beistimmung des Exekutivausschusses unternehmen, am Ende jedes Monats dem Sekretär eine detaillirte Rechnung über alle von ihm im Interesse der Föderation und bei seinen Reisen gemachten Ausgaben unterbreiten und am Ende seines Termins der jährlichen Konvention über seine Handlungen Bericht erstatten. Wenn er nicht Delegat ist, soll er bei Stimmengleichheit die Entscheidung haben, aber bei anderen Gelegenheiten nicht stimmen. Er ist verpflichtet, seine ganze Zeit dem Interesse der Föderation zu widmen, soll, wenn nöthig, Sitzungen des Exekutivausschusses anberaumen, darin den Vorsitz führen und in wöchentlichen Raten für seine Dienste das von der Jahreskonvention bestimmte Salär beziehen.

Sektion 2. Im Falle eintretender Vakanz soll der Sekretär binnen sechs Tagen eine Sitzung des Exekutivausschusses berufen zur Wahl eines Präsidenten.

Artikel VII. Pflichten des Sekretärs.

Sektion 1 zählt alle Arbeiten des Sekretärs auf, der in einem Bureau mit dem Präsidenten arbeiten, 1000 Dollars Bürgschaft stellen und in wöchentlichen Raten das von der Konvention festgestellte Gehalt beziehen soll. —

Artikel VIII. Pflichten des Schatzmeisters.

Sektion 1 beschreibt die Pflichten des Schatzmeisters, dessen Bürgschaft der Exekutivausschuß bestimmen soll. Sein Jahresgehalt beträgt 100 Dollars.

Sektion 2 bestimmt, daß alle Bücher und Belege des Schatzmeisters zu jeder Zeit der Inspektion des Präsidenten und des Exekutivausschusses unterliegen.

Artikel IX. Der Exekutivausschuß.

Sektion 1. Es ist die Pflicht des Exekutivausschusses, legislative Maßregeln zu überwachen, die die Interessen des arbeitenden Volkes direkt berühren, und gesetzgeberische Handlungen, wenn immer nöthig, einzuleiten unter Anweisung der Konvention.

Sektion 2. Der Exekutivausschuß soll alle möglichen Mittel anwenden, um neue Nationale oder Internationale Gewerk- und Arbeiterunionen zu bilden, und lokale Gewerk- und Arbeitervereine organisiren und mit der Föderation verbinden, bis eine genügende Anzahl vorhanden, um eine Nationale oder Internationale Union zu gründen, worauf der Präsident der Föderation halten und dringen soll. Ist eine Nationale oder Internationale Union gebildet, so soll der Präsident alle lokalen Unionen des betreffenden Gewerks daran erinnern, derselben beizutreten innerhalb drei Monaten bei Strafe des Ausschlusses.

Sektion 3. Der Exekutivausschuß soll der Konvention in gedruckter Form detaillirte Angaben über bestätigte und bestehende Boykotts unterbreiten, und

die Konvention soll keinen Boykott in Betracht ziehen oder anerkennen, ausgenommen wenn der Exekutivausschuß in erwähnter Weise darüber berichtet hat.

Sektion 4. Während wir das Recht jedes Gewerks anerkennen, seine Angelegenheiten selbst zu verwalten, soll der Exekutivausschuß die Verschmelzung (unification) aller Arbeiterorganisationen soweit betreiben, daß sie sich in Gewerksschwierigkeiten einander beistehen.

Artikel X. Ausstände und Ausschlüsse (strikes and lockouts).

Sektion 1. Wenn eine mit dieser Föderation verbündete Nationale, Internationale oder lokale Union einen Ausstand erklärt oder ausgeschlossen wird und wegen finanzieller Schwierigkeiten genöthigt ist, die Hilfe der Föderation anzurufen, soll der Exekutivausschuß, vorausgesetzt, daß er die betreffende Organisation der Unterstützung würdig erachtet, von jeder anderen mit der Föderation affiliirten Nationalen, Internationalen und lokalen Union eine wöchentliche Steuer von nicht mehr als zwei Cents pro Mitglied erheben. Diese Steuer soll nicht länger als fünf aufeinander folgende Wochen erhoben werden, es sei denn, daß eine allgemeine Abstimmung aller affiliirten Nationalen und Internationalen Unionen anders bestimmt.

Sektion 2. Jede den Bestimmungen der vorstehenden Sektion 1 binnen dreißig Tagen nicht nachkommende, mit der Föderation affiliirte Körperschaft soll suspendirt und nicht wieder eingesetzt werden, bis alle Rückstände voll bezahlt sind.

Sektion 3. Gleichzeitig mit der Ausschreibung der Steuer soll der Präsident ein Rundschreiben erlassen, das die Einzelheiten des Ausstandes oder Ausschlusses enthält.

Sektion 4. Keine mit der Föderation affiliirte Körperschaft soll Anspruch auf Strike-Unterstützung haben, bevor sie sechs Monate affiliirt ist, sechs Monate die regelmäßigen Beiträge bezahlt hat und in Ordnung (gut stehend) mit der Föderation ist.

Artikel XI. Einkommen.

Sektion 1. Das Einkommen der Föderation soll sein: von Internationalen und Nationalen Gewerks-Unionen eine monatliche Kopfsteuer von 1/4 Cent pro Mitglied, von lokalen Gewerkschaften und Föderal-Unionen (gemischten Arbeitervereinen) eine monatliche Kopfsteuer von 1 Cent pro Mitglied, und von Zentral-Labor-Unionen von Städten und Staaten eine vierteljährliche Steuer von 6 Dollars und 25 Cents. Alle Geldsendungen sind an den Sekretär der Föderation zu adressiren.

Sektion 2. Kein Delegat ist zu Sitz und Stimme berechtigt, bevor die vorstehende Steuer seiner Organisation voll bezahlt ist.

Sektion 3. Organisationen, die drei Monate mit ihren Beiträgen im Rückstande sind, sollen suspendirt und erst nach voller Zahlung aller Rückstände durch Beschluß der Konvention wieder in ihre Rechte eingesetzt werden.

Sektion 4. Jede suspendirte oder ausgeschlossene Organisation soll ihren Freibrief und Siegel auf der Kanzlei der Föderation abliefern.

Sektion 5. Wenn das Einkommen der Föderation es gestattet, soll der Exekutivausschuß im Interesse der Föderation Gewerkschaftsredner von Ort zu Ort aussenden.

Sektion 6. Die Entschädigung der Mitglieder des Exekutivausschusses und der ausgesandten Redner für Zeitverlust soll außer den Reise- und Hotelausgaben 3,50 Dollars pro Tag betragen.

Sektion 7. Der Exekutivausschuß soll berechtigt sein, für die Behandlung dieser Angelegenheiten Regeln aufzustellen, die dieser Konstitution und der Konstitution affiliirter Unionen nicht widersprechen und der Föderation zu unterbreiten sind.

Artikel XII. Lokale Zentralkörper.

Sektion 1. Bei Strafe des Ausschlusses von der allgemeinen Konventio der Föderation darf keine Central Labor Union oder anderer Zentralkörper vo Delegirten zu seinen Berathungen Delegirte zulassen von einer lokalen Organ sation, die zu einem anderen Nationalen oder Internationalen, einer affiliirte Organisation feindselig gesinnten Körper gehört, oder von einer affiliirten Nati nalen oder Internationalen Organisation ihres Gewerks suspendirt oder aus geschlossen worden ist.

Sektion 2, 3 und 4 betonen die Bildung von lokalen Gewerkvereine deren Anschluß an sie und die Gründung von Nationalen und Internationale Unionen und die Organisation von Föderal-Unionen (gemischten Arbeitervereinen wo nöthig.

Artikel XIII. Verschiedenes.

Sektion 1. Alle mit der Föderation affiliirten Nationalen und Inter nationalen Unionen und lokale Vereine sollen Affiliations-Certifikate erhalten.

Sektion 2. Sieben Lohnarbeiter von gutem Charakter und Anhänger de Gewerkschaftssystems, deren Beruf oder Arbeitszweig nicht anderweitig organisir ist, können eine sogenannte Federal Labor Union bilden u. s. w.

Sektion 3. Das Affiliations-Certifikat kostet 5 Dollars.

Sektion 4. Alle Gesuche um Affiliation von einer lokalen Gewerkschaf oder Federal Labor Union, in deren Nachbarschaft sich eine affiliirte Centra Labor Union befindet, sollen dieser zur Begutachtung und Beistimmung unter breitet werden.

Sektion 5. Staatsföderationen sollen keine Affiliations-Certifikate aus stellen. Das Recht dazu besitzt nur der Exekutivausschuß der Amerikanische Arbeiterföderation und die Beamten der affiliirten Nationalen und Internatio nalen Unionen.

Artikel XIV. Amendirung.

Diese Konstitution kann nur in einer regelmäßigen Sitzung der Konventio mit zwei Drittel Mehrheit amendirt oder geändert werden.

Nachwort.*

Die Gewerkschaften der Vereinigten Staaten sind nach englischem Muste gebildet, das sie umschließende Band, die Amerikanische Arbeiterföderation indesse ist ein echtes Kind der Neuen Welt, und nach der industriellen Entwicklung den ökonomischen Zuständen und den politischen Verhältnissen der Vereinigte Staaten, sowie nach besonderen Eigenthümlichkeiten des Landes zu be urtheilen. — Wohl ist die industrielle Entwicklung der Vereinigten Staate eine hervorragende und in den wichtigsten Industrien, in der Textilindustrie, i der Eisen- und Stahlbereitung, im Maschinenwesen, im Bergbau, in den Ver kehrsanstalten, in der Bekleidungsindustrie und in den Baugewerken, derjenige der industriellen Länder der Alten Welt im Allgemeinen ebenbürtig, in manche Fällen sogar überlegen, aber dieser Entwicklung entsprechen die Bevölkerungs-

* Auch dieses Nachwort ist Ende 1891 geschrieben und entspricht, nach der Meinung des Verfassers, dem damaligen Stand der Bewegung. Ergänzung und Fortsetzung dieser Mittheilungen sind in den Spezialberichten der letzten Jahre (1892—1895) an die „Neue Zeit" zu finden und etwaige Differenzen auf Konto der wichtigen Vorgänge der jüngsten Zeit zu setzen, Vorgänge, die nicht an sich, sondern in stetem Zusammenhange mit der Gesammtbewegung zu betrachten und zu beurtheilen sind.

verhältnisse durchaus nicht. Es giebt Staaten von 1250 und 265 780 (englischen) Quadratmeilen Flächeninhalt, von 44 327 und 5 981 934 Einwohnern. Neben einer sehr dichten Bevölkerung in gewissen Neu-England-Staaten und verschiedenen Handels- und Industriezentren existiren ungeheure Gebiete mit einer kaum nennenswerthen Einwohnerzahl. So hat z. B. einer der größten Staaten, Nevada, bei einem Flächeninhalt von 110 700 Quadratmeilen eine Einwohnerzahl von nur 44 327, während Rhode Island mit nur 1250 Quadratmeilen Flächeninhalt 345 343 Einwohner zählt. Es ist einleuchtend, daß diese schroffen Gegensätze bedeutende Hindernisse einer gleichmäßigen Organisation bilden. — In Folge der hohen industriellen Entwicklung sind die ökonomischen Zustände des Landes denen des industriellen Europa sehr ähnlich geworden, und die Klassenscheidung in Besitzende und Besitzlose, Ausbeuter und Ausgebeutete, Bourgeoisie und Proletariat ist längst vollzogen und strenger Klassengegensatz vorhanden, aber die Zwischenschichten des Kleinbürgerthums und des Kleinbauernthums, besonders des letzteren, sind in Folge der erwähnten Bevölkerungsverhältnisse absolut und relativ zahlreicher als in den industriellen Ländern Europas, wie die Bauernbewegung (Populisten) der letzten Jahre beweist, und dadurch wird eine planmäßige Propaganda unter den Lohnarbeitern sehr erschwert. — Ganz besondere, häufig kaum zu überwindende und den modernen Europäern fast unverständliche Schwierigkeiten bieten der Arbeiterbewegung die politischen Institutionen des Landes, in erster Linie die geradezu lächerlich große Anzahl von sogenannten souveränen Staaten und Staatslegislaturen neben einer in vielen wichtigen Angelegenheiten ohnmächtigen Nationalregierung und Nationalgesetzgebung. Vor jedem energischen Schritt hütet die Arbeiter Kugel und Kette der Kleinstaaterei an ihren Füßen, und jede Forderung zur Besserung ihrer Lage wird zuerst stets beantwortet mit dem Hinweis auf die Nachbarstaaten und -Gebiete. Die politisch rührige Arbeiterbevölkerung des Staates Massachusets hat jahrzehntelang auf Verkürzung der Arbeitszeit warten und dafür kämpfen und große Opfer bringen müssen, weil ihr zugemuthet wurde, auch die Nachbarstaaten Rhode Island, New Hampshire, Connecticut und Maine zu den gleichen Zugeständnissen zu vermögen. — Eigenthümliche und nicht zu unterschätzende Hindernisse der Organisation der Arbeiter sind ferner die Mischungsverhältnisse der Bevölkerung, die enorme Einwanderung von sehr langsam zu assimilirenden Elementen, und die daraus, sowie aus der historischen Entwicklung des Landes resultirende streng konservative Tradition der Eingeborenen, an der sie mit einer erstaunlichen, auf einem Gemisch von Naivetät und Eitelkeit beruhenden Zähigkeit festhalten.

Die genannten Umstände sind ernstlich in Betracht zu ziehen bei der Beurtheilung dessen, was die Föderation gethan und unterlassen, geleistet und versäumt hat.

Der Vorwurf, der am häufigsten gegen die Föderation erhoben wird, besonders von deutschen Sozialisten diesseits und jenseits des Atlantischen Ozeans, ist: daß sie nicht in die politische Arena gestiegen sei, keine politische Arbeiterpartei gebildet habe.

Die politische Geschichte sowohl, wie diejenige der Arbeiterbewegung des Landes von 1865 bis 1885 beweist, daß die Arbeiterklasse der Vereinigten Staaten weder das nöthige Verständniß, noch die erforderliche Organisation zu einer selbständigen polititischen Bewegung besaß; daß sie aber instinktiv fühlte, wie man sich ihrer nur als Fußschemel zur Erhebung kleinbürgerlicher Quacksalber und anderer Gernegroße bedienen wollte, und sich deshalb in ihre Festungen, die Gewerkschaften, zurückzog. Eine politische Arbeiterpartei setzt stark

entwickeltes Klassenbewußtsein voraus, das dem amerikanischen Arbeiter noch vielfach fehlt. Versuche politischer Arbeiterkampagnen, darunter sehr anerkennenswerthe, sind öfters in diesem Lande an verschiedenen Orten gemacht worden. Daraus eine bleibende Institution, eine wirkliche politische Arbeiterpartei zu bilden, ist immer wieder gescheitert, in erster Linie durch den erwähnten Mangel an Klassenbewußtsein. Eines der schlimmsten Hindernisse ist die bereits angeführte politische Zerstückelung des Landes, das jetzt aus 44 Staaten, 6 Territorien und dem Distrikt von Columbia besteht. Den Parteigenossen im alten Vaterlande ist der größte Theil dieses Hindernisses durch ihre eigenen bittersten Feinde hinweggeräumt und ein einheitliches Zivil- und Strafrecht beschert worden, während die amerikanischen Arbeiter sich mit 40 bis 50 verschiedenen Ausgaben desselben plagen müssen. Das Korrektiv des allgemeinen Stimmrechts, die Beeinflussung der ökonomisch abhängigen Stimmgeber durch die Unternehmerklasse, wird in den Vereinigten Staaten mindestens ebenso stark geübt und viel skrupelloser, als in dem kontinentalen Europa. Die Eingriffe der Bureaukratie, die offiziellen Kandidaturen in Deutschland und seinen Nachbarländern werden reichlich aufgewogen durch das in den Vereinigten Staaten herrschende Nominationssystem der politischen Parteien, das sich stützt und gründet auf die Aemterjagd und den Aemterschacher und die mit den Aemtern verbundene enorme Patronage. Von den schamlosen Attentaten auf die Stimmgeber, auf den Stimmkasten und auf die Wahlresultate in den Vereinigten Staaten ist mehrmals schon berichtet worden, und die Kunst des Hinein- oder Herauszählens ist hier zu staunenswerther Virtuosität entwickelt worden unter der Leitung von gewerbsmäßigen Politikern, einer in Europa noch gering entwickelten, aber auch dort aufstrebenden Zunft.

Der Föderation aus ihrer bisherigen Ablehnung unabhängiger politischer Thätigkeit einen Vorwurf zu machen, erscheint unter den geschilderten Umständen ebenso wenig gerechtfertigt wie die Folgerung, daß die auf den bisherigen Verhältnissen begründete politische Unthätigkeit in Permanenz zu erklären sei. —

Wohl berechtigt ist hingegen der Vorwurf, daß die Föderation, die an der Spitze der Arbeiter dieses Landes zu marschiren vorgiebt und wirklich marschirt, sich kein höheres Ziel setzt, als die Förderung des Gewerkschaftssystems. Will die Föderation obenanstehen, so muß sie auch einen dieser Stellung entsprechenden weiteren Gesichtskreis annehmen, als den nothwendigerweise beschränkten einzelner Orts- und Gewerkschaftsvereine und -Verbände.

Zu tadeln ist, daß die Föderation gewissen Nationaluntugenden mehr als nöthig huldigt. Die Selbstüberhebung, das Sich-in-die-Brust-werfen, das Umgeben mit einem gewissen Schein, das Kokettiren mit der Respektabilität, das Aufbauschen von Erfolgen und Prahlen damit, zusammengehalten mit einem gewissen Mangel an Männlichkeit im Auftreten vor Politikern und hohen Beamten ist bei keinem Volke lobenswerth, und am allerwenigsten bei den Amerikanern und amerikanischen Arbeitern. Und in dieser Beziehung hat die Föderation manchen Fehler begangen.

Es wird der Föderation auch vorgeworfen, daß sie zu wenig in der Organisation der Arbeiter geleistet habe, — aber mit Unrecht; denn zu den bereits erwähnten Schwierigkeiten trat ein besonderes Hinderniß in Gestalt der Rivalität zwischen ihr und den Arbeitsrittern, die zu einem langjährigen Kampfe zwischen beiden führte, einem Kampfe, den die Föderation ehrenhafterweise führen mußte, um den Grundsatz der offenen, nicht geheimen Organisation zu wahren. Erschwert wird die Organisation noch durch die polyglotte Aufgabe, die ihr gestellt wird und diejenige der österreichischen Arbeiterpartei weit übertrifft. —

Weit eher ist der Föderation vorzuwerfen, daß sie ihre Kräfte nicht gehörig zusammengefaßt, nicht zentralisirt hat; denn sie hat sich dadurch zu einer gewissen Impotenz verurtheilt. — Der in der Föderation getriebene Personenkultus ist zwar unschön, thöricht und schädlich, aber nicht schlimmer, als in ähnlichen Stadien der Bewegung in Deutschland, England ꝛc. — Sehr wohl zu tadeln ist die Indifferenz, vielleicht sogar Abneigung gegen die Pflege internationaler Beziehungen, die sich besonders in dem Mangel einer geeigneten und würdigen Vertretung der amerikanischen Arbeiter auf den großen Kongressen zu Paris (1889) und Brüssel (1891) zeigte.

Ein schwerer Vorwurf trifft die Amerikanische Arbeiterföderation dafür, daß sie sich nicht einmal zu einem energischen Protest gegen das stärkste Attentat auf die Arbeiterbewegung dieses Landes, gegen den in Chicago verübten Justizmord, aufraffte. Dieser Vorwurf wird weder durch den Hinweis auf das Benehmen anderer Arbeiterverbände entkräftet, noch durch die persönliche Verwendung des Präsidenten der Föderation bei dem Gouverneur von Illinois um Begnadigung, die er (der Präsident) motivirte mit seiner grundsätzlichen Opposition gegen die Todesstrafe und gegen die Schaffung von Märtyrern.

Gegenüber den erwähnten zahlreichen berechtigten und unberechtigten Vorwürfen ist indessen auch darauf hinzuweisen und zu betonen, daß die Föderation eine echte und rechte Arbeiterorganisation ist, eine Organisation von Lohnarbeitern (pure and simple), ohne Klauseln und Hinterthüren in ihren Statuten, durch die Klein- und Großbürger, Reformer und Politiker hereinschlüpfen könnten. Mit all ihren Mängeln und Fehlern ist sie die Vertreterin der Arbeiterklasse, des Proletariats dieses Landes, die als solche zu achten ist, aber auch große Aufgaben zu erfüllen hat. Die Föderation hat sich manches Verdienst um die Arbeiterklasse der Vereinigten Staaten erworben. Sie hat unter starken Anfechtungen den blöden Streit um Schutzzoll und Freihandel aus ihren Reihen verbannt; sie hat die Bestrebungen zur Verkürzung der Arbeitszeit mächtig gefördert; sie hat die Gesetzgebung zum Schutze der Arbeiter und Arbeiterinnen günstig beeinflußt; sie hat die unentbehrliche Organisation der Lohnarbeiter ohne Unterlaß betrieben; sie hat das Recht der Arbeiter auf offene, männlich auftretende Organisation gegenüber der geheimen geschützt und in langen Kämpfen gewahrt und die Pflicht der Arbeiter ausgesprochen, mit offenem Visier zu kämpfen.

Die Föderation hat auch ökonomisches Verständniß bewiesen, indem sie die Bildung von Trusts und dergleichen als eine natürliche Folge der industriellen Entwicklung betrachtete und nicht in den Chor blöder Schreier dagegen einstimmte; sie erkannte in der Bauernbewegung (Populisten) keinen Bundesgenossen, sondern die Verbindung von Kleinkapitalisten und Kleinbesitzern, die ihre Lohnarbeiter ebenso, wenn nicht mehr ausbeuten, als die Großgrundbesitzer und Unternehmer; sie ließ sich nicht von Henry George ins Schlepptau nehmen; sie liebäugelte nicht mit der neuesten Spielart von Yankee-Reformern, den Nationalisten. Die Föderation ließ sich eben nicht gebrauchen als Versuchsfeld für die hier wuchernden Reformer und Sektirer aller Arten.

Obgleich das Klassenbewußtsein noch nicht genug entwickelt ist, hat die Föderation in diesen Dingen doch den Klassenstandpunkt vertreten und den Klassencharakter ihrer Organisation gewahrt. Ihre Kämpfe waren Klassenkämpfe.

Die Bauernbewegung in Galizien.

Von Dr. **Sigmund Leser.**

Die jüngsten Landtagswahlen in Galizien haben die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf eine sozialpolitische Bewegung unter der Bauernschaft gelenkt, die, plötzlich aus dem Getriebe der wirthschaftlichen Verhältnisse entsprungen, einer ganzen Klasse von Leuten unangenehme Ueberraschungen bereitet hat.

Die Macht des polnischen Adels (Szlachta) galt als so felsenstark in den wirthschaftlichen und politischen Zuständen des Landes gefestigt, daß von einer intensiven Volksbewegung bis an die letzten Jahre keine Rede sein konnte.

Oesterreich übernahm Galizien als ein wirthschaftlich und kulturell zurückgebliebenes Land; eine Provinz mit einer mittelalterlichen Agrarverfassung, mit einem verrotteten Adel, mit einer in höriger Knechtschaft versunkenen Bauernschaft, welche wehrlos dem adeligen und jüdischen Schmarotzerthum preisgegeben war.

Auf das adelig-anarchistische Nationalregime folgte die Herrschaft einer zopfigen, geldgierigen österreichischen Bureaukratie, die zwar mit kleinlichen Maßregeln zwischen dem Bauern und dem Szlachcicen herummeisterte, aber zu ohnmächtig war, um die treibenden Kräfte der wirthschaftlichen Uebermacht des Adels zu verschieben. Erst als sich im Jahre 1846 der langgeknechtete Bauer zu einer Revolte erhob und zum Theil im Einverständniß mit den Behörden seine adeligen Ausbeuter niedermetzelte, sah sich die Regierung genöthigt, an die Aufhebung der Leibeigenschaft* und Ablösung der Frohnden heranzutreten.

Die österreichische Regierung löste so ausgezeichnet ihre Aufgabe, daß der Adel unbehelligt und mit der enormen Ablösungsquote bereichert aus der Krise hervorging, während die vormals leibeigenen Bauern einfach in freie Lumpenproletarier verwandelt wurden.

Es erhielten nämlich die bereits von dem Adel in Vorahnung der Reform gelegten Bauern keinen Besitz, die besten Ländereien riß der Adel an sich, und aus den vormaligen robotpflichtigen Bauernhöfen wurden miserable Zwergwirthschaften ohne ausreichenden Wald und Weide geschaffen. Es entstanden auf diese Weise über 700000 (727558) Bauernwirthschaften mit weniger als 20 Joch Grundbesitz, davon 349032 mit weniger als fünf Joch und 215997 mit weniger als zwei Joch,** und diese Zwergwirthschaften bilden über 90 Prozent des im Jahre 1848 geschaffenen Bauernbesitzes.

Der Lauf der sozialen Entwicklung trieb die in ihren Grundzügen verfehlte Bodenreform ad absurdum und die Zersplitterung des Bauernbesitzes*** macht solche Fortschritte, daß wir heute in Galizien circa anderthalb Millionen Zwergwirthschaften und eine halbe Million Häusler† aufweisen können.

Der Keim der Landfrage in Galizien liegt also in der Thatsache, daß 90 Prozent der Bauernschaft direkt dem Proletariat verfallen sind, daß dieselben ohne industrielle Nebenbeschäftigung absolut nicht auskommen können und von der

---

* Die Leibeigenschaft wurde von Josef II. im Jahre 1781 aufgehoben. Da aber zufolge der Reaktion im Jahre 1790 die Frohnden wieder auflebten, so dauerte thatsächlich die „gemäßigte" Leibeigenschaft bis zum Jahre 1848.

** Wenzel Budzynowski: „Der Bauernbesitz in Galizien" (ruthenisch) 1895. Ein Joch etwas über ein halbes Hektar.

*** Ich verweise sonst auf den lehrreichen Artikel des Genossen Zetterbaum in dieser Zeitschrift, „Bauern und Bauernparteien in Galizien", XII, 1, S. 178 ff.

† Mit weniger wie zwei Joch Bodens.

estehenden Ordnung nichts zu erhoffen haben. Die Bauernbefreiung in Galizien
oar aber für die Szlachta ein wünschenswerther Uebergang von der feudal-
nittelalterlichen Produktionsweise zum kapitalistischen Betrieb, dem die 40 Prozent
es von der Szlachta an sich gerissenen Landes unterworfen wurden. Der befreite
nd doch an die Scholle gekettete Kleinbauer gab jetzt einen besseren und billigeren
lrbeiter ab, wie zu Zeiten der „panszczyrna“, und die beutesüchtige, räuberische
Szlachta modernisirte sich zu einer Klasse des kapitalistisch-junkerlichen Unter-
ehmerthums.

Dieser ökonomische Umschwung zeitigte zugleich einen politischen, und die
Szlachta machte sich daran, die politischen Verhältnisse für sich auszunützen.

Als einer Klasse mit einer politischen Vergangenheit gelang es der Szlachta
icht, sich den neuen Bedingungen anzupassen, und als die konstitutionelle Aera
eranbrach, waren die Szlachcicen die einzige politisch herangeschulte Klasse in
alizien, nachdem die Bauern durch die tausendjährige Hörigkeit zu verknechtet
nd das Bürgerthum in dem überwiegend agrikolen Lande rückständig war. Unter
olchen Verhältnissen war es dem Grundadel ein Leichtes, die ganze politische
Nacht an sich zu reißen und eine Ausnahmsautonomie für Galizien von der
entralregierung zu ertrotzen. Galizien verblieb scheinbar eine österreichische
Provinz mit österreichischer Verfassung, österreichischen Gesetzen, österreichischer
ustiz und Verwaltung, aber thatsächlich gelangte die ganze Verwaltung, Justiz
nd Landesvertretung in die Hände der Szlachcicen, welche mit Mißachtung der
taatsgrundgesetze ein Regiment des Terrorismus, der Korruption und der nackten
ewalt aufrichteten. Die Liberalen, welche durch eine Reihe von Jahren in
esterreich hausten, kümmerten sich nicht viel darum, was in Galizien vorgeht,
nd es wurde so eine Art von stillschweigendem Vertrag zwischen den Szlachcicen
nd liberalen Kapitalisten geschlossen, wonach den Polen die unbestrittene Auto-
omie der Ausbeutung in Galizien zugestanden wurde, während die Liberalen im
origen Oesterreich ihren Unfug trieben. Das Gesetz vom 26. Februar 1861
ber die Kompetenz und Zusammensetzung des Landtags* gab den Szlachcicen
e Handhabe, auf die bäuerliche Bevölkerung außer den immensen Staatssteuern**
och ungerechtfertigte Landessteuern überzuwälzen. Nach der galizischen Wahl-
rdnung wählt der Großgrundbesitz 24 Abgeordnete, die Landgemeinden 74, die
tädte und Handelskammern 23, und 9 fallen auf Virilstimmen. Es gelang
er der Szlachta durch Gewalt und Fälschung, die 74 Bauernmandate für sich
Pacht zu nehmen und so dem Landtag ein ausschließlich adeliges Gepräge zu
ben. Diesen Charakter trägt auch die polnische Reichsrathsdelegation, die
fangs vom Landtag, vom Jahre 1873 ab zwar direkt gewählt wird, aber aus
uter Szlachcicen und Szlachcicenlakaien zusammengesetzt ist, indem das Prole-
riat „von Rechtswegen“, die Bauernschaft faktisch des Wahlrechts beraubt wird.
s wurden nun Landesgesetze geschaffen, deren eklatante Ungerechtigkeit und
utaler Klassengeist in die Augen springen mußte, und die Uebermacht verleitete
e Szlachta zu immer größeren Uebergriffen.

Das Jagdrecht, das Schulgesetz, die Kirchenbaulast, das Ge-
eindegesetz drückten unter ihrer Bürde den Bauer nieder, sie trieben ihn dem

* Zum Wirkungskreise des Landtags gehören alle Anordnungen in Betreff der
ndeskultur, öffentlichen Bauten, Besteuerung für Landeszwecke, Gemeindeangelegen-
ten, Kirchen- und Schullasten.

** 300000 Häusler zahlen eine Steuer, welche das Bruttoerträgniß ihres Bodens über-
gt; bei einer halben Million Steuerträgern kommen auf die Steuer sammt Zuschlägen
er 70 Prozent des Ertrags ihres Bodens.

Elend und der Verzweiflung in die Arme, sie überlieferten ihn erbarmungslos de
jüdischen Wucherer, sie senkten endlich seine Lebenshaltung tief unter das europäisc
Lebensniveau. Seine Beschwerden und Klagen verhallten ohne Echo, seine Freun
und Vorkämpfer wurden brutal niedergeworfen, die Volksbildung künstlich niede
gehalten, alle Mittel der Aufklärung (wie Volksblätter und Broschüren) m
wahnwitzigem Fanatismus verfolgt. Von Zeit zu Zeit machte sich die dump
Verzweiflung der Bauern in Revolten Luft, die aus leisen Anlässen hervorbrache
und desto leichter mit Waffengewalt niedergeworfen wurden. Als vor mehrere
Jahren ein klerikaler Heißsporn Unterschriften für die Einführung der Konfession
schule sammelte, glaubten die Bauern darin eine Agitation für die Einführur
der Frohnden zu erkennen und rotteten sich in mehreren Bezirken zu Revolte
zusammen. Graf Hompesch produzirte einmal im Polenklub eine „Bittschrift"
wo die Bauern den russischen Zaren um Hilfe gegen die Szlachcicen anrufen...
Bei der Durchführung des vom Landtag beschlossenen Straßengesetzes im Jahre 188
kam es zu ernsten Unruhen in ganz Galizien. Dieses Mustergesetz wurzelt i
dem Beschluß, daß die Landgemeinden beim Bau der Straßen alle Arbeite
in natura stellen müssen, während der Dominialbesitz mit einem Spottgeld a
Beisteuer davonkommt. Die Bauern erhoben einen lauten Protest gegen die
moderne „panszczyrna" (Hörigkeit) und als die Regierung davon keine Not
nehmen wollte, setzten sie der Einführung des Gesetzes einen passiven Widerstar
entgegen. Es wurde Militär aufgeboten, und in sechzehn Landbezirken konn
man nur mit der nackten Säbelraison den Nacken der empörten Bauernscha
unter das Joch des schändlichen Gesetzes beugen. Der Terrorismus, den d
Behörden bei solchen Anlässen bethätigten, trieb aber auch in die „antikollekt
vistischen" Bauernschädel ein soziales Bewußtsein ein, und die Macht der soziale
Entwicklung sorgte dafür, daß sich die elementaren Verzweiflungsausbrüche i
sozialpolitische Kämpfe umsetzten. Es siedet und gährt in den bäuerliche
Schichten, und all die Masse der erlittenen Unbill, die ökonomische Ausbeutun
die soziale Zurücksetzung, die politische Vergewaltigung rütteln den Bauer a
der konservativen Passivität auf und zwingen ihn zur Stellungnahme gegen d
bestehenden Mächte. Die Bewegung ist in ihren Anfängen verschwommen u
unklar, sie tappt im Finstern herum, sie klammert sich an jede trügliche Hof
nung und sucht in ihrer Naivetät den Urquell des Volkselends nicht in ökon
mischen Gesetzen der Produktion, sondern in subjektiven Willenserscheinungen ei
zelner Ausbeuter. Das Landvolk fällt zum Opfer nicht nur der Staatsanwält
sondern auch der sozialen Quacksalber, in Ostgalizien aber wird der Bauer
den sterilen Nationalkampf der ruthenischen Intelligenzparteien hineingezerrt. Vo
Jahre 1877 ab hören wir schon von Bauernversammlungen, und in den nächst
Jahren erfreuen sich die seit dem Jahre 1875 erscheinenden Volksschrift
„Wieniec" und „Pszczólka" schon einer großen Beliebtheit. Diese Blätter pla
diren für die Abstellung eklatanter Mißbräuche und Rechtsbrüche in der Ve
waltung, sie fordern kleinere Reformen im Gebiete der Landesgesetzgebung u
Zulassung der Bauern in den Landtag und Reichsrath. Uebrigens stehen d
Blätter auf einem klerikal-konservativen Standpunkt.

Aber auch diese zahmen Forderungen, welche ohne jede Gefährdung d
adeligen Herrschaft bewilligt werden konnten, stoßen auf eine heftige Repression -
wie wüthende Hunde, denen ein Stück Beute entrissen wird, stürzen sich d
Szlachcicen auf die junge Bewegung, um sie im Keime zu ersticken. Einzel
stärkere Individualitäten, die bei jungen Bewegungen die ausschlaggebende Rol
spielen, gelten wie gewöhnlich als die Unheilstifter, und gegen sie wendet sich d

ntfesselte Verfolgungswuth der Szlachcicen. Obgleich die Behörden in den Städten schon mit der auftauchenden revolutionären Bewegung zu schaffen haben, rblicken die Szlachcicen das Gespenst des Umsturzes nicht nur in dem sozialdemokratischen Programm der Arbeiter, auch in den gemäßigten Reformbestrebungen er Bauern. Das Sprachrohr der Bauern war der Pater Stanislaus Stojalowski, in Mann von Begabung und Temperament, der heute durch die barbarischen Verfolgungen wohl stark zum Radikalismus gedrängt wurde, aber zu jener Zeit in frommkatholischer Sozialreformer war, der mehr an das „christliche Herz“ er Herren, als an das Klassenbewußtsein der Bauern pochte und vom Sozialismus keine Ahnung hatte. Dieser Mann wird seiner Pfarre beraubt, mit Prozessen verfolgt, und als er in seinen Blättern „Pszczólka“ und „Wieniec“ as Losungswort erhebt: Bauern, wählet Eure Leute und keine Szlachcicen — a wird er einfach während der Landtagswahlen eingekerkert.* In demselben Jahre 1889) betraten aber auch die Bauern zum ersten Male die politische Bühne nd stellten im Wahlkampfe mit den Szlachcicen ihre eigenen Kandidaten auf. Die Wuth der Szlachcicen war unbeschreiblich. Prozesse, Kerker, Vergewaltigungen nd Exekutionen hagelten auf die führenden Elemente der Bauernschaft — aber s war das die Taufe einer regelrechten Volksbewegung. Durch einen Gewaltakt urde von der Behörde die Herausgabe von „Wieniec“ und „Pszczólka“ eingestellt, ber Stojalowski wanderte nach Schlesien aus und redigirte von dort aus die n Galizien verbotenen Blätter. Um diese Zeit gelang es auch der sozialdemokratischen Organisation, festen Fuß in den Städten zu fassen, die Arbeiter chwangen sich sofort auf die Höhe des Kommunistischen Manifests, begründeten ine Reihe von Parteiblättern, Bildungsvereine, Gewerkschaften, und schlossen sich er sozialdemokratischen Partei in Oesterreich an. Die städtischen Behörden urden durch die eherne Ausdauer der Arbeiter zur Abschwenkung auf den gesetzichen Weg gezwungen, und das konnte in der Folge nicht ohne Rückwirkung auf ie Bauernbewegung bleiben. Jetzt galt es den Szlachcicen, den Hauptstock ihres lusbeutermaterials vor der sozialistischen Sinthfluth zu retten — und es wurde un nicht nur zu den verrosteten Waffen der Gewalt, sondern auch zu den perdesten Mitteln der politischen Korruption und Intriguen gegriffen. Als Stojalowski zusammen mit den bäuerlichen Abgeordneten, den Brüdern Potoczek, inen politischen „Bauernbund“ begründet hatte, wandte sich einfach der damalige Statthalter Badeni an die Potoczek und lockte die naiven Leute unter allerlei Vorspiegelungen ins junkerliche Lager. Zwischen dem von kleinbürgerlichen Demokraten herausgegebenen Bauernblatt „Przyjaciel ludu“ und den Stojalowskischen Pszczólka“ und „Wieniec“ wurde Antagonismus geschürt, aber all diese kleinichen Kniffe vermochten nicht, die in Fluß gerathene Bewegung einzudämmen.

Nun griffen die Bischöfe ein und verfluchten in mehreren Hirtenbriefen die Volksblätter und sozialdemokratischen Zeitschriften; den Lesern der „ruchlosen Blätter“ wird mit Verweigerung aller Gottesdienste gedroht. Es war ein hwerer Schlag für die fanatisch katholischen Bauern, aber sie boten muthig die Stirn dem „Kulturkampfe“, den die Hetzkapläne gegen die Leser der „verbotenen Zeitungen“ entfesselten. Sie überwanden den Schmerz wegen verweigerten Taufen, lbsagen religiöser Begräbnisse, wegen Beschimpfungen von der Kanzel — sie eßen sich ihre geliebten Blätter nicht entreißen, und der Ansturm der Kirche ellte nur die übereifrigen Szlachcicenlakaien blos. Aus den Hirtenbriefen und

* Bei den diesjährigen Landtagswahlen wurde P. Stojalowski ebenfalls eingekerkert. r erlebte in diesem Jahre das Jubiläum des fünfundzwanzigsten politischen Prozesses.

von der Kanzel erfuhren die Bauern, daß es einerlei sei, ob man dem Sozialismus oder der Bauernbündelei fröhne, sie gewöhnten sich an das Schlagwort Sozialismus und suchten in ihrer Bedrängniß Hilfe bei den sozialdemokratischen Redaktionen. Die sozialistischen Blätter gewannen zahlreiche Abonnenten unter den Bauern, und in den westlich zugelegenen Bezirken zählt die Sozialdemokratie viele warme Anhänger.

In der Bauernbewegung fluthen thatsächlich zwei Strömungen; der unklare wirthschaftliche Drang der proletarisirten Massen zum sozialrevolutionären Kommunismus und die sozialen Täuschungen des untergehenden Kleinbauernthums, das sich krampfhaft an verschiedene Reformbestrebungen* anklammert. Die „Bauernfreunde" aus dem bürgerlichen Lager, welche aus der Bauernbewegung Kapital für ihre Parteien schlagen wollen, unterstützen mit allen Kräften diese Täuschungen, indem sie zugleich den Klassencharakter der Bewegung zu verschleiern trachten.

Viel tiefere Einsicht besitzt der P. Stojalowski; in seinen Blättern predigt er einen christlich-sozialen Kommunismus und führt einen temperamentvollen Klassenkampf gegen die Szlachcicen und Kapitalisten.

Die jungradikale Ruthenenpartei in Ostgalizien schließt sich in der letzten Zeit direkt der sozialdemokratischen Partei an.**

Die heurigen Landtagswahlen in Galizien gaben den aufgerüttelten Bauernmassen wiederum Anlaß, in politische Aktion zu treten. P. Stojalowski leitete vom Gefängniß aus, wo er seit elf Monaten schmachtete, die Schritte seiner Parteigenossen, und unter dem Drange der Nothwendigkeit schlossen sich die aufgeklärten Bauernelemente unter Führung kleinbürgerlicher Demokraten in eine „Demokratische Volkspartei" zusammen. Es wurde zwar mit einem bürgerlichen Phrasenschwall ein Aushängeschild von einem Programm aufgestellt, da aber dasselbe neben einem Hurrahpatriotismus nur allgemeine Forderungen „zur Hebung der Industrie und Landwirthschaft" enthält, so wurzelt seine Bedeutung nur in der Kampfgenossenschaft bei den Wahlen. In fast allen Landbezirken wurden demokratisch-bäuerliche Kandidaten aufgestellt, und die Bauern wehrten sich mit Leib und Seele gegen die Aufdrängung der adeligen Ausbeuter. Ein wüthender Kampf entbrannte im ganzen Lande.

Die Bauern wiesen mit Stolz die korrumpirenden Einflüsse des Schnapses und der Wurst zurück, sie pochten auf ihr gutes Recht und protestirten lebhaft gegen die brutalen Gesetzesverletzungen der Szlachcicen. Sie ließen sich durch nichts einschüchtern, sie fürchteten nicht die Säbelhiebe, welche auf sie niedersausten, sie ließen sich einsperren, mißhandeln, abschieben, sie erlitten jede Verfolgung und Verhöhnung, aber von ihrem Rechte ließen sie nicht. Wären die Behörden legal vorgegangen, dann hätte kein einziger Szlachcice ein Mandat in den Landgemeinden erlangt, aber die Herren halfen sich damit, daß sie direkt die Wahlprotokolle und Wahlresultate gefälscht haben.*** Trotzdem drangen acht Oppositionskandidaten durch und das ist unter den beschriebenen Verhältnissen ein erfreuliches Omen für die Zukunft. Zugleich aber drang die Kunde von den Wahlmißbräuchen weit über die Grenzen Galiziens, und die sozialdemokratische Presse zerfetzte gründlich den Nimbus des galizischen Regiments. Zwar hatte die sozialdemokratische Partei in Galizien das Programm der demokratischen Volks-

* Parzellation, Verstaatlichung des Kredits, Herabsetzung der Grundsteuer, Abschaffung des Jagdrechts u. s. w.

** Zeitschriften „Holos Hromadzki", „Radical".

*** Die Berichte der Wiener „Arbeiter-Zeitung" vom Juli, August und September 1895.

ırtei mit scharfer Kritik aufgenommen, in dem Wahlkampfe jedoch den Bauern
le mögliche publizistische und agitatorische Hilfe geboten.

Ein gesunder Instinkt trieb die Bauern zur Annäherung an den Sozia-
smus, und sie hatten hundertfache Gelegenheit zu erproben, daß überall, wo die
ıgeborene Feigheit der Demokraten nicht ausreichte, die Sozialisten muthig dem
errorismus der Behörden die Stirn boten. Die Bauern sahen gerne sozial-
mokratische Redner bei ihren Zusammenkünften, sie besuchten unsere Redak-
onen, ja sie fuhren nach Wien, um in öffentlichen Volksversammlungen* gegen
e Wahlmißbräuche Protest einzulegen und ihre Solidarität mit dem Sozialismus
ı betonen. Die Wahlagitation war eine gesunde politische Schule für den
auer, sie erzog ihn zum Staatsbürger und erschloß ihm die Erkenntniß der
zialen und politischen Zusammenhänge. Sie stärkte das proletarische Bewußtsein
s Bauern, sie stärkte in ihm die Zuversicht, daß bei den nächsten Wahlen nicht
Mandate, sondern alle 74 den Szlachcicen abgenommen werden. Die Bauern-
ewegung ist einmal da, breite Schichten des Volkes pochen auf ihre sozialen
echte, die Bauernschaft entwindet sich der Bevormundung des Adels. Was für
ne Zukunft hat diese elementare, schäumende, trotzige und zugleich unklar ver-
ıwommene Bewegung? Wir haben auf die Berührungspunkte mit der Sozial-
mokratie verwiesen, und trotzdem dürfen wir uns nicht täuschen, daß es der
einen, in den wenigen Städten Galiziens konzentrirten Sozialdemokratie unmöglich
, derzeit thätig in größerem Maßstab in die Bauernbewegung einzugreifen.**
ber die Dialektik der sozialen Entwicklung macht sich daran, den herrschenden
lassen größere Ueberraschungen wie bei den Landtagswahlen zu bereiten — es
die oben geschilderte Eigenthümlichkeit der agraren Verhältnisse in Galizien,
e in einem beschleunigten Tempo die Massen auf revolutionäre Bahnen treibt
ıd die Hinüberleitung der unklaren agrar-kommunistischen Bestrebungen in einen
aren proletarischen Klassenkampf anbahnt.

In einem Lande, wo jährlich 50 000 Menschen den Hungertod sterben,
o 70 Prozent der Bevölkerung sich ungenügend ernähren, in einem Lande, wo
e anormale Bodenbesitzvertheilung eine erschreckende Uebervölkerung gezeitigt hat,
o nur eine Massenauswanderung von zwei Millionen das gräßliche Elend
ıdern könnte, in einem Lande, wo jede Feuersbrunst, jede Ueberschwemmung,
e Zahlungsfrist Hunderte, Tausende von Bauern in das Lumpenproletariat hinab-
ößt, dort ist keine Rede davon, daß eine in Fluß gerathene Bewegung auf
lbem Wege stecken bliebe.

Keine bürgerliche Reform kann den anderthalb Millionen Zwergbauern
istenzbedingungen und Lebensmöglichkeit in der bestehenden Wirthschaftsordnung
ıaffen, keine menschliche Macht kann die einmal ins Rollen gerathene Lawine
r Volksbewegung in ihrem Laufe einhalten. Gelingt es den bürgerlichen Par-
en noch auf einige Zeit, die Bauernbewegung über ihre letzten Ziele hinweg-
täuschen, dann ist es den bäuerlichen Klassen beschert, mit großen Opfern ihre
hrjahre zu bezahlen, und erst wenn sich die Bauernbewegung auf das Niveau
r sozialistischen Weltanschauung stellt, dürfen wir hoffen, daß an Stelle von
ementaren Erschütterungen und revolutionären Ausbrüchen eine normale sozial-
litische Entwicklung der Gesellschaft platzgreift.

---

* Vergl. die „Arbeiter-Zeitung" vom 9. und 23. September 1895.

** Die galizischen Landesparteitage haben sich schon zweimal mit einem Agrarprogramm
chäftigt. Einen von den Entwürfen hat die „Arbeiter-Zeitung" vom 9. Oktober 1895
bendblatt) abgedruckt.

Der Weltmarkt und die Agrarkrisis.

Von **Parvus.**

(Fortsetzung.)

3. Die Stellung Deutschlands auf dem Weltmarkte.

Wir haben in Heft 7 der „Neuen Zeit“ die allgemeinen Zusammenhänge des Weltmarkts skizzirt, unter denen die Entwicklung der später als die englische auftretenden nationalen Industrien Europas, deren reinster Typus die deutsche Industrie ist, sich vollzogen hat. Wir verwiesen auf den Unterschied zwischen dem industriellen Absatzgebiet des europäischen Festlands und dem Englands, und folgerten daraus, daß dem Unterschied des Absatzes Verschiedenheiten der Produktion entsprechen müssen. Unsere nächste Aufgabe ist, diese Verschiedenheiten nachzuweisen. Den Mittelpunkt unserer jetzigen Untersuchung bildet deshalb Deutschland.

Eins fällt sofort auf: die geringe Entwicklung der an die Landwirthschaft anknüpfenden Industriezweige in England gegenüber dem Kontinent. Die Spiritusbrennerei als Exportbetrieb und die Rübenzuckerfabrikation haben ihren Sitz in Deutschland und Frankreich, in Oesterreich und Rußland.

Anfang der siebziger Jahre schrieb Friedrich Engels: „Kartoffelsprit ist für Preußen das, was Eisen und Baumwollwaaren für England sind, der Artikel, der es auf dem Weltmarkt repräsentirt.“ Seitdem hat sich allerdings die Lage stark verändert. Der deutsche Spiritus ist vom Weltmarkt total zurückgedrängt worden (im Jahre 1884 wurden ausgeführt für 32,6 Millionen Mark, im Jahre 1893 für 4,7 Millionen!), und auch der an seine Stelle getretene Rübenzucker wird bereits sehr bedrängt. Immerhin ist noch der Zucker der bedeutendste Ausfuhrartikel Deutschlands, der, im Werthe von ca. 200 Millionen Mark, allein 5—7 Prozent der Gesammtausfuhr ausmacht. Aber viel wichtiger ist die Rolle der Zuckerfabrikation und der Spiritusbrennerei in der Entwicklung der deutschen Industrie.

Beim Spiritus lagen die Verhältnisse ziemlich einfach. War es vortheilhaft, Korn auszuführen, und daß dies der Fall sei, dafür sorgte die industrielle Entwicklung Englands, so war es auch vortheilhaft, Kornbranntwein zu exportiren, dann aber Kartoffelspiritus erst recht. Komplizirter war die Entwicklung der Zuckerindustrie, und diese ist typisch dafür, wie überhaupt der Kampf gegen Englands industrielle Uebermacht vor sich ging.

England importirte zunächst Rohrzucker. Es besaß im Lande Raffinerien, die ihn zu Konsumzucker verarbeiteten. Es hatte dabei noch bis in die fünfziger Jahre eine relativ bedeutende Ausfuhr von rohem und raffinirtem Zucker. Der Kampf des Rübenzuckers mit dem Rohrzucker war zunächst eine Konkurrenz der Rohstoffe, von der die französischen und englischen Raffinerien den Vortheil hatten. In je größerem Maße aber der Rübenzucker den Rohrzucker vom europäischen Markte verdrängte, desto mehr wuchs die Konkurrenz der Rübenzuckerproduzenten untereinander. Zweierlei ergab sich daraus zu gleicher Zeit: erstens, die englische und französische Zuckerraffinerie wurde immer mehr abhängig vom europäischen (also auch französischen) Rübenbau, zweitens, das Sinken der Rohzuckerpreise zwang dazu, statt des rohen raffinirten Zucker auf den Markt zu bringen. Das Resultat war die Vernichtung der englischen Zuckerraffinerie, die sich auf keinen heimischen Rübenbau stützen konnte.

Diese Entwicklung wird von der englischen Handelsstatistik vorzüglich wiedergespiegelt. Die Bewegung ging so regelmäßig vor sich, daß es genügt, durch einzelne Angaben ihre verschiedenen Stadien zu kennzeichnen. 1856 bildete noch

er Rohrzucker 72 Prozent der gesammten Zuckereinfuhr Englands; zu gleicher
Zeit bildete der raffinirte Zucker blos $2^1/_3$ Prozent der Einfuhr. 1865 wurden
ereits zu gleichen Theilen Rohrzucker und roher Rübenzucker eingeführt, Raffinade
iachte 7 Prozent der Einfuhr aus. 1870 geht der Rohrzucker auf kaum 32 Pro-
ent der Gesammteinfuhr herunter; Raffinade machte ca. 12 Prozent der Zucker-
infuhr. 1880 bildete der raffinirte Zucker 15 Prozent der Einfuhr, 1885
1 Prozent und im Jahre 1894 beinahe die Hälfte des englischen Zuckerimports!

So entwickelte sich in Deutschland aus der Ausfuhr eines Rohstoffes, der
ner fremdländischen Industrie zu Gute kam, Kraft der immanenten Gesetze der
ipitalistischen Produktion, eine nationale Fabrikation, die schließlich zur Herr-
haft auf dem Weltmarkt gelangte.

Abgesehen von den besonderen Umständen, die die Entwicklung der Zucker-
ibrikation und der Branntweinbrennerei in den einzelnen Ländern begünstigten
iuf die Rolle, die bei der letzteren in Preußen und Rußland die Bauernablösung
oielte, hat seinerzeit Fr. Engels verwiesen), scheint es Gesetz zu sein für die
idustrielle Entwicklung in den Staaten des europäischen Festlandes, daß sie durch
en Zucker und den Schnaps hindurch müssen.

Der Grund davon ist vor allem der, daß diese Produktionszweige direkt
n die Landwirthschaft anknüpfen. Dann aber sind ihre Produkte Massenkonsum-
egenstände in klassischer Form, die auch im Inlande selbst ein breites Absatz-
ebiet finden, und es sind in erster Linie europäische Verbrauchsgegenstände.
So haben denn auch thatsächlich Frankreich, Deutschland, Oesterreich, Rußland
iese Entwicklung durchgemacht.

Da die allgemeine Bewegung der kapitalistischen Produktion sich von keiner
iropäischen Macht vorschreiben läßt, so kann ihr selbstverständlich auch kein Halt
eboten werden gerade in dem Moment, der etwa für den ostpreußischen Junker
m vortheilhaftesten ist. Sie schreitet weiter und bringt neue Beziehungen zu
Stande. Diese gehen uns aber vorläufig noch nichts an. Ist die deutsche
Spiritusindustrie in den letzten Jahren auch auf den inländischen Markt beschränkt
orden, so werden vom produzirten Zucker noch immer 50 bis 60 Prozent aus-
eführt, wovon der weitaus größte Theil nach England abgeht.

Welche Bedeutung diese Entwicklung für die deutsche Landwirthschaft
atte, darüber an anderer Stelle.

Stellen wir nun einen allgemeinen Vergleich an zwischen der industriellen
estaltung Deutschlands und Englands. Da möge zunächst folgende, nach der
utschen Berufszählung von 1882, der englischen von 1881 zusammengestellte
eberssicht zur Orientirung dienen.

Von 1000 Erwerbsthätigen der nachstehend bezeichneten Berufsgruppen
hörten den einzelnen dieser Berufsgruppen an:

	Deutsches Reich	England und Wales
I.		
Bergbau, Hütten und Salinen	68	85
Metallverarbeitung mit Ausnahme von Eisen . .	11	26
Eisenverarbeitung	72	74
Maschinen, Werkzeuge 2c.	45	64
Textilindustrie	133	188
Transport	329	437

	Deutsches Reich	England und Wales
Transport	329	437
II.		
Chemische Industrie	14	10
Papier- und Lederindustrie	35	24
Industrie der Holz- und Schnitzstoffe	82	42
Industrie der Nahrungs- und Genußmittel	104	54
Industrie der Steine und Erden	51	33
III.		
Baugewerbe	148	150
Industrie der Bekleidung und Reinigung	208	204
Polygraphische Gewerbe	10	15
Künstlerische Betriebe	4	3
Unbestimmte Industriezweige	15	26
	1000	998

Die Tabelle zeigt deutlich eine Dreitheilung: I. Industriezweige, in denen England dem Deutschen Reich überlegen ist, II. Industriezweige, in denen das Uebergewicht auf Seiten Deutschlands ist, III. Produktionszweige, die gleichmäßig in Deutschland und in England vertreten sind. Diese Dreitheilung entspricht einer wichtigen allgemeinen Gruppirung der kapitalistischen Industrie.

Die von uns unter III aufgeführten Industriezweige hängen eng zusammen mit der Entwicklung der Städte. Beim Baugewerbe liegt das auf der Hand. Auch die Industrie der Reinigung (Badeanstalten, Wäscherei 2c.) ist rein städtisch. Das sind Produktionen für den inländischen Markt. Zweifellos verdankt die Bekleidungsindustrie ebenfalls ihre Entwicklung den großen Massenansammlungen und dem verfeinerten Lebensbedarf der Städte. Auch diese Industrie wird stets in der Hauptsache auf den inländischen Konsum angewiesen sein, doch sind ihre Produkte auch exportfähig und bilden dadurch die Verbindung mit Gruppe II, die später zu erörtern ist.

Gruppe I enthält die Maschinen- und Textilindustrie nebst ihrem produktiven Anhang. Das ist die Produktion für den produktiven kapitalistischen Bedarf und für den Kolonialmarkt. Zu dem produktiven Bedarf ist ja auch der Bedarf an Textilstoffen zu rechnen, die die Grundlage der weit ausgedehnten Bekleidungsindustrie bilden. Hier hat, wie unsere Tabelle zeigt, England das große Uebergewicht. Der Unterschied kommt aber, besonders für die Textilindustrie, in dieser Zusammenstellung nur sehr unvollkommen zur Geltung, da sie nur die Zahl der Erwerbsthätigen angiebt, ohne Unterscheidung der Groß- und Kleinbetriebe. Da in Deutschland das Handwerk und die Hausindustrie noch sehr stark vertreten sind, so verschiebt sich das Resultat zu Gunsten Deutschlands.

Die große Gewerbegruppe der Textilindustrie bietet aber auch nach ihrer inneren Zusammensetzung Unterschiede zwischen England und Deutschland.

Es betrugen die Verhältnißzahlen der Erwerbsthätigen:

	Deutsches Reich	Großbritannien
Baumwollindustrie	30,0 Prozent	51,0 Prozent
Wollindustrie	24,0 "	28,0 "
Flachs- und Hanfindustrie .	18,0 "	13,0 "
Seidenindustrie	12,0 "	4,3 "
Strumpfwaarenfabrikation .	11,0 "	2,0 "
Spitzenindustrie	5,0 "	1,7 "
	100,0 Prozent	100,0 Prozent

Währenddem die Textilindustrie in England sich auf die Baumwollindustrie und die Wollmanufaktur konzentrirt, zeigt sie in Deutschland eine viel gleichmäßigere Vertheilung. Auffallend ist das relativ starke Hervortreten der Seidenindustrie, der Strumpfwirkerei und der Spitzenfabrikation in Deutschland. Das sind eben Industriezweige, die in erster Linie auf den europäischen Bedarf berechnet sind. Zum Theil handelt es sich auch um Spezialitäten, worauf wir schon früher verwiesen haben.

Eine gesonderte Betrachtung der Baumwoll- und Wollindustrie zeigt, daß in Deutschland die Weberei relativ stärker vertreten ist. Das ist das Ergebniß der englischen Garnausfuhr. Wieder ein Beispiel, wie England sich selbst Konkurrenten großzog.

Im Allgemeinen zeigt uns die spezifizirte Betrachtung der Textilindustrie, daß sie in Deutschland mehr zersplittert und, soweit sie hier stärker vertreten, im Gegensatz zu ihrem allgemeinen Charakter auf die Produktion von Gegenständen des persönlichen Gebrauchs in Europa berechnet ist.

Soviel über die Gruppe I. Der Bergbau (Steinkohlen!) bildet ihre Verbindung mit Gruppe III und die Eisenverarbeitung mit Gruppe II.

Die Gruppe II, das Spezifikum der deutschen Industrie, ist gemischt. Die Hauptstelle nimmt in ihr die Industrie der Nahrungs- und Genußmittel ein. Das ist in der Hauptsache eine Produktion für den heimischen Bedarf. Doch sind hier auch die Exportindustrien: Spiritusbrennerei und Zuckerfabrikation, enthalten, die wir Eingangs erörtert haben. Die Industrie der Steine und Erden bildet die Verbindung dieser Gruppe mit der Gruppe III, aber sie enthält außerdem die für den Export bedeutenden Produktionszweige: Glas und Glasverarbeitung (Spiegel) und die Porzellanmanufaktur. Die allgemeine Charakteristik dieser bunten Gruppe ist: Fabrikation von Gegenständen des feineren Lebensbedarfs und von Hilfsstoffen der europäischen Industrie (Farbstoffe). Wird Gruppe I als Produktion für den produktiven kapitalistischen Bedarf charakterisirt, so Gruppe II als Produktion für den Bedarf der europäischen städtischen Haushaltung.

So zeigt es sich, daß die scheinbar zufällige Gestaltung der deutschen Industrie ihrer Art nach in Wirklichkeit bedingt worden war durch die Stellung Deutschlands innerhalb der Entwicklung des Weltmarkts. Diese Stellung haben wir im vorigen Artikel charakterisirt.

Der durch das Absatzgebiet bedingte Charakter der Industrie kommt dann selbstverständlich in der qualitativen Zusammensetzung der Ausfuhr zum Ausdruck.

Währenddem die englische Ausfuhr zu 44 Prozent aus Textilfabrikaten besteht, bilden diese in der deutschen Ausfuhr blos 21 Prozent. Die Baumwollfabrikate bilden in England 30 Prozent der Ausfuhr, in Deutschland 5 Prozent. Der Werth der deutschen Ausfuhr (nicht blos der Mehrausfuhr) an Baumwollfabrikaten steht noch ziemlich hinter dem Werth seiner Einfuhr von roher Baumwolle zurück, ein Beweis, daß der Absatz für diesen Produktionszweig noch

weitaus ein inländischer ist. Umgekehrt beträgt in England der Werth der ausgeführten Baumwollefabrikate das Doppelte des Werthes der eingeführten Baumwolle. Wohl aber hat Deutschland eine relativ und absolut viel bedeutendere Ausfuhr an Strumpfwaaren, Spitzen und Stickereien, Posamentirwaaren.

Der relative Ausfall der deutschen Ausfuhr an Textilfabrikaten gegenüber England wird bei weitem wett gemacht durch die Ausfuhr aus dem Gebiete unserer Gruppe II, die wir im Einzelnen nicht auseinanderzusetzen brauchen. Gruppe II liefert mehr als 40 Prozent der Gesammtausfuhr Deutschlands. Sie ist also für Deutschland, was Gruppe I für England: sie „repräsentirt“ es auf dem Weltmarkt.

Wir waren bis jetzt bemüht, an dem Beispiele Deutschlands das Typische der Stellung einer festländisch-europäischen Industrie innerhalb des Weltmarkts hervorzuheben. (Wir werden später sehen, wie damit die Entwicklung der europäischen Landwirthschaft zusammenhängt.) Es ist jedoch klar, daß es in den Handelsbeziehungen Deutschlands mit einzelnen Ländern Variationen geben muß. Es lassen sich aber diese Verschiedenheiten in drei typische Gestaltungen zusammenfassen, für die wir als Vertreter wählen: den Handelsverkehr Deutschlands mit England, mit Frankreich, mit den Vereinigten Staaten. Diese Erörterung soll das Bild von der Stellung Deutschlands auf dem Weltmarkte vervollständigen. Die Jahresnachweise über den auswärtigen Handel Deutschlands liefern uns in diesem Falle trefflich vorbereitetes Material.

Der Handelsverkehr Deutschlands mit Großbritannien. Hier genügt es im Wesentlichen, die vom statistischen Bureau für das Jahr 1893 gegebene allgemeine Charakteristik anzuführen. „Sowohl in der Einfuhr, als auch in der Ausfuhr nimmt Großbritannien im auswärtigen Handel des deutschen Zollgebiets die erste Stelle ein. Letzteres bezieht von Großbritannien einen erheblichen Theil der Rohstoffe und Halbfabrikate, deren es für viele seiner Erwerbszweige bedarf. . . . In dieser Hinsicht sind hauptsächlich die Textil-, Metall- und Leder-Industrie, sowie die chemische Industrie nebst der Industrie der Fette und Oele hervorzuheben. . . . Ein Theil der Rohprodukte, welche Großbritannien dem Zollgebiet liefert, entstammt überseeischen Ländern, ein anderer wird in Großbritannien selbst gewonnen. Zu den Letzteren gehören in erster Reihe Steinkohlen und Kupfer. Industrieprodukte kommen bei der Einfuhr von Großbritannien in das Zollgebiet, abgesehen von den Halbfabrikaten Baumwollen- und Wollengarn, erst in zweiter Linie in Betracht. Die Ausfuhr des Zollgebiets nach Großbritannien erstreckt sich besonders auf Fabrikate, während Rohprodukte und Halbfabrikate eine nur untergeordnete Rolle spielen.“

Die hervorragendsten Ausfuhrartikel Deutschlands nach Großbritannien sind folgende: Zucker, Halbseidenwaaren, Kleider- und Putzwaaren, feine Lederwaaren, Tuch- und Zeugwaaren (wollene, unbedruckte), Farbendruckbilder, Kupferstiche, Butter und Margarine, Handschuhleder, feine Holzwaaren, Anilin- und andere Theerfarbstoffe, Strumpfwaaren, Posamentier- und Knopfmacherwaaren, dichte Baumwollengewebe (gefärbt und bedruckt), Klaviere u. s. w. Dieses spezifizirte Verzeichniß entspricht vollkommen unseren früheren Angaben über den allgemeinen Charakter der deutschen Ausfuhr.

Es hat sich also scheinbar das Verhältniß zwischen Deutschland und England umgekehrt. Früher bezog Deutschland Fabrikate aus England und jetzt bezieht sie England aus Deutschland. Aber Deutschland bezahlte seinerseits die Einfuhr mit Lebensmitteln und erst in zweiter Linie mit Rohstoffen, England aber zahlt mit Rohstoffen bezw. Halbfabrikaten. Der erste Verkehr war ein abschließender, denn

ie Lebensmittel gingen in den englischen persönlichen Konsum ein, die Fabrikate n den deutschen — der zweite ist es aber durchaus nicht. Denn die Rohstoffe, ie Deutschland von England bezieht, dienen nur dazu, die Produktion, nicht as Leben zu erneuern. Sie müssen, nimmt man diesen Verkehr für sich, azu dienen, die Produktion zu erweitern, wenn die deutsche Fabrikatenausfuhr hrem Werth nach vollständig gedeckt werden soll, denn Fabrikate sind der Natur er Dinge nach theurer, als Rohstoffe. Je mehr der Verkehr Deutschlands mit ngland sich nach dieser Richtung hin ausdehnt, destomehr muß sich, caeteris aribus, seine Industrie erweitern, desto stärker sein Bedürfniß nach einer fabrikatenausfuhr, desto schärfer im Lande der Gegensatz zwischen Industrie und andwirthschaft, desto größer das Erforderniß nach Einfuhr von Lebensmitteln nd desto größer die Nothwendigkeit, in Handelsbeziehungen zu einem Lande zu reten, von dem man Lebensmittel gegen Fabrikate eintauschen könnte. Wie der ufgefundene Knochen dem Paläontologen die Gesammtgestalt des Gerippes angiebt, o zeigt dem Oekonomen das aus dem Zusammenhang des Weltmarkts heraus=erissene Handelsverhältniß zweier Nationen, welcher Art der komplementäre Theil sein muß, — und so organisch zusammenhängend ist der Weltmarkt.

Andererseits, je mehr die Ausfuhr Deutschlands zur Fabrikatenausfuhr ird, die heimische Produktion den inländischen Markt deckt, desto mehr sieht sich ngland genöthigt, diese Ausfuhr mit Rohstoffen zu decken. Es tauscht, wie rüher, in den Kolonien Rohstoffe gegen Fabrikate ein, aber statt sie zu Hause u verarbeiten und die gewonnenen Fabrikate in Deutschland gegen Lebensmittel inzutauschen, schickt es diese Rohstoffe nach Deutschland und bekommt dafür fabrikate zurück. Da aber der zurückfließende Werthstrom von Fabrikaten größer st, als die Rohstoffabfuhr, so sieht es sich veranlaßt, diese fortwährend zu teigern. Dann aber zeigt es sich schließlich außer Stande, die eingeführten fabrikate selbst zu verbrauchen. Und dann muß es diese Fabrikate zum Theil ieder ausführen. Das konstatirt das deutsche statistische Bureau: „Die vom Zollgebiete nach Großbritannien gelieferten Fabrikate werden vielfach wieder von ort nach überseeischen Ländern ausgeführt."

Es ist diese Entwicklung keineswegs blos Aenderung des Handelsverkehrs. Zwischen Deutschland und Ostindien steht nicht blos der englische Kaufmann, ondern es steht der Bedarf Englands nach Rohstoffen und Fabrikaten, kurz die nglische Industrie. Es handelt sich um das Ineinander= und Dazwischengreifen er Umschlagszyklen der nationalen Kapitale und ihr Aufgehen in die Zirkulation ines einzigen gesellschaftlichen Kapitals, das keine nationalen und politischen Schranken kennt.

Der Handelsverkehr zwischen Deutschland und Frankreich zeigt ns das Verhältniß zweier gleichartigen nationalen Industrien.

Die Spiritusbrennerei und Zuckerfabrikation haben ja Deutschland und frankreich miteinander gemeinsam. Diese heben sich nunmehr im Handelsverkehr egenseitig auf. Gemeinsam für Deutschland und Frankreich ist auch eine An=ahl anderer Fabrikationen. Deshalb sind Einfuhr und Ausfuhr der allgemeinen Art nach sehr oft identisch. So werden z. B. wollene Tuch= und Zeugwaaren in= und ausgeführt, desgleichen Handschuhleder, Floretseide, Schafwolle, feine Lederwaaren und Aehnliches mehr.

Der Handelsverkehr ist deshalb sehr zersplittert. Keine großen Waaren=ruppen. Bei einem Gesammtwerth der französischen Waareneinfuhr nach Deutsch=and von 241 Millionen Mark im Jahre 1893 war der Werth des wichtigsten Einfuhrartikels, des Weins, 16 Millionen Mark, zu gleicher Zeit war bei einer

deutschen Ausfuhr nach Frankreich von 203 Millionen der Werth des hauptsächlichen Ausfuhrartikels, Koaks,* 12 Millionen Mark. Der Verkehr besteht aus einer Fülle kleiner Waarenposten, die dem Werth nach einander beinahe gleich sind. Volle 35 Waarenarten werden in Summen von 1 bis 2 Millionen Mark eingeführt. Der nationale Unterschied der Industrien ist beinahe ausgelöscht. Die Handelsbewegung ähnelt dem Inlandsverkehr. Daß sie es nicht vollkommen wird, hindern die Zollschranken.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind jenes komplementäre Glied im auswärtigen Handel des Deutschen Reichs, auf das wir schon bei der Erörterung seiner Handelsbeziehungen zu England hingewiesen haben.

Auch hier können wir uns mit der in der deutschen amtlichen Statistik gegebenen allgemeinen Charakterisirung begnügen. „In dem Handel der Vereinigten Staaten von Amerika mit dem deutschen Zollgebiet sind für die Einfuhr zumeist Rohprodukte der Bodenwirthschaft und des Bergbaues von Bedeutung, hauptsächlich Baumwolle, Getreide, Petroleum, unbearbeitete Tabakblätter, Kupfer, sodann Produkte der Viehzucht, wie Fleisch, Schmalz von Schweinen.

„Dagegen empfangen die Vereinigten Staaten von Amerika aus dem deutschen Zollgebiet die verschiedenartigsten Industrieprodukte, vornehmlich aber Fabrikate der Textilindustrie, als Strumpfwaaren, ferner halbseidene Waaren und Zeugwaaren, ferner Zucker, sowie Handschuhe und andere Produkte der Lederindustrie.“

Es ist der kapitalistische Kolonialverkehr. Nur dient als Kolonie nicht ein barbarisches, sondern ein kulturelles Land. Deshalb begegnen wir hier bei der deutschen Ausfuhr denselben Gegenständen wie für den europäischen Bedarf.

Die Ausfuhr Deutschlands nach den Vereinigten Staaten macht 11 Prozent, also zusammen mit der Ausfuhr nach Europa 87 Prozent seiner Gesammtausfuhr aus. Indem das Verhältniß Deutschlands zu Europa und zu den Vereinigten Staaten dargestellt worden ist, ist seine gesammte Stellung auf dem Weltmarkt charakterisirt worden. Die Ansätze neuer Bildungen können an dieser Stelle nicht berücksichtigt werden. Desgleichen konnte Nordamerika nur als Absatzgebiet und nicht in seiner allgemeinen industriellen und landwirthschaftlichen Entwicklung in Betracht gezogen werden.

Soviel über Deutschlands Industrie und Handel. Daß sie typisch sind für das europäische Festland, zeigte ja zum Theil soeben die Betrachtung des Handelsverkehrs Deutschlands mit Frankreich. Zur Vervollständigung ein kurzer Ueberblick über den auswärtigen Handel Frankreichs. Wie in Deutschland, bildet auch hier die Ausfuhr von Textilfabrikaten nur 20 Prozent der Gesammtausfuhr. Daneben führt Frankreich bedeutende Quantitäten Rohseide und roher Wolle aus. Nun nehmen einen breiten Platz die Genußmittel ein: Zucker, Spiritus 2c., aber auch Wein. Der Rest wird ausgefüllt durch die übrigen Vertreter der bekannten Gruppe II unserer Uebersicht: Papier- und Lederwaaren, Glaswaaren, Porzellan, für Frankreich besonders kennzeichnend: Juwelen und kleine Luxusgegenstände. Man sieht, auch hier entspricht die qualitative Zusammensetzung der Ausfuhr dem besonderen Charakter des europäischen Absatzgebiets.

Es ist klar, daß die Industrien des europäischen Festlandes, die für den heimischen und den allgemeinen europäischen Markt produziren, andere handelspolitische Interessen erzeugen müssen, als die Industrie Englands, die für den Kolonialmarkt produzirt. Thatsächlich kommt auch der Unterschied der Industrie scharf zur Geltung in dem Unterschied der Handelspolitik. Währenddem die

* Dies im Jahre 1893.

Handelspolitik Englands darauf hinausging, sich auswärtige Märkte zu erschließen, bezweckt die Handelspolitik der europäischen Staaten vor allem, den heimischen Markt abzuschließen. Im europäischen Zollschutz kommt der Zusammenhang der kapitalistischen Produktion Europas zum Ausdruck, deshalb auch der Zusammenhang zwischen Industrie und Landwirthschaft, dies alles aber, dem Charakter der kapitalistischen Produktion entsprechend, als Gegensatz und Widerspruch. (Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Ueber den Ursprung des Wortes „Sozialismus“ giebt ein von Louis Pierre Leroux an die „Revue Scolaire“ gerichteter Brief einige interessante Aufschlüsse. Nach diesem Briefe soll der im Jahre 1871 zu Paris verstorbene bekannte Philosoph und Sozialist Pierre Leroux, Vater des Genannten, der Urheber des Wortes sein. Es mag dahingestellt bleiben, ob die in jenem Briefe enthaltenen Angaben des Sohnes Leroux' die historische Prüfung über den Ursprung des Wortes „Sozialismus“ bestehen können, jedenfalls bietet der Brief des Interessanten genug, um seine Wiedergabe hier zu rechtfertigen:

Geehrter Herr Redakteur!

In der „Revue Scolaire“ vom 4. Juli lese ich in einem „Georges T.“ gezeichneten Artikel folgende Stelle: „Herr Aulard theilt uns mit, daß das Wort ‚Sozialismus‘ zum ersten Male um das Jahr 1835 in einem Artikel der ‚Revue des Deux Mondes‘ von L. Reybaud angewandt wurde.“ Herr Aulard irrt sich jedoch, wenn er dem Worte „Sozialismus“ wirklich diesen Ursprung beimißt, da dasselbe eine ganz andere Abstammung hat.

Mein Vater Pierre Leroux war nämlich der Erste, der im Jahre 1832 in seiner „Politischen Abhandlung über die gegenwärtige Situation des menschlichen Geistes“ das Wort „Sozialismus“ erfunden und in die Gedankenwelt eingeführt hat. Diese Arbeit erschien im Jahre 1832 in der von meinem Vater damals redigirten „Revue Encyclopédique“ und wurde alsbald als Separatabdruck veröffentlicht.

Zwei Jahre später, im Jahre 1834, erschien nach dem Blutbade der Rue Transnonaine in derselben „Revue Encyclopédique“ eine noch bemerkenswerthere Arbeit meines Vaters unter dem Titel: „Individualismus und Sozialismus.“ Letzteres Wort war seine ureigene Schöpfung.

Wir besitzen übrigens in dieser Hinsicht seine eigene Bestätigung. Als Pierre Leroux im Jahre 1850 einen Neudruck seiner Werke veranstaltete, fügte er einige ergänzende Anmerkungen hinzu, in welchen er erklärte, was er unter dem von ihm geschaffenen Worte verstünde. In „La Gréve de Samarez“ schrieb mein Vater auf S. 255 folgende Zeilen: „Ich war der Erste, der sich des Wortes ‚Sozialismus‘ bediente. Es war dies damals eine Neubildung, aber eine nothwendig gewordene Neubildung. Ich bildete das Wort im Gegensatz zu Individualismus, das eben begann in Gebrauch zu kommen“ (siehe Pierre Leroux, „Oeuvres“, Band I, S. 21, 61, 376).

Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch eine andere Richtigstellung erfolgen lassen. Herr Marion sagt in seinem Buche: „Ueber die moralische Solidarität“, in einer Anmerkung auf S. 2, daß er den Ausdruck „Solidarität“ Herrn Renouvier entlehne. Nun, auch dieser Ausdruck wurde, wie die Bezeichnung „Sozialismus“, ebenfalls durch Pierre Leroux in die philosophische Sprache zuerst eingeführt, bevor noch Herr Renouvier daran denken konnte, sich desselben zu bedienen.

In der That war es mein Vater, der in seinem Buche: „Ueber die Humanität“ im Jahre 1839 die Lehre von der „menschlichen Solidarität“ schuf. Vor ihm bestand dies Wort nur in der Gerichtssprache.

„Ich habe“, sagt Pierre Leroux im „Strike von Samarez“, „zuerst den Gesetzgebern den Ausdruck ‚Solidarität‘ entlehnt, um ihn in die Philosophie ein-

zuführen. Ich wollte die Barmherzigkeit des Christenthums durch die menschliche Solidarität verdrängen, worüber ich mich in meinem Buche über die Menschlichkeit des Weiteren auseinandersetzte."

Man wird mir verzeihen, wenn ich dem Cäsar geben will, was des Cäsars ist, indem ich die Aufmerksamkeit auf einen Autor und Denker lenke, der „zu sehr" vergessen ist, — besonders von denjenigen, die sich an seinen Werken „inspirirten", ohne es zu erwähnen. Louis Pierre Leroux.

Die russische Zuckerindustrie. Die erste Zuckerfabrik wurde in Rußland von General Blanknagel in Alabjew (Gouvernement Tula) zu Anfang unseres Jahrhunderts angelegt. Weitere Gründungen folgten, die indeß trotz aller Staatsunterstützungen zu keiner Bedeutung gelangten. Erst 1834 wurden technische Verbesserungen vorgenommen und die Zuckerproduktion begann zu steigen. 1849 besaß Rußland bereits 343 Zuckerfabriken, von denen aber nur 40 mit Dampfkraft versehen waren, sie verarbeiteten insgesammt 897 457 Berkowets* Rüben, deren Produkte auf 269 234 Pud geschätzt wurden. Um jene Zeit betrug der Zuckerimport 1 815 682 Pud. Bis 1855 stieg die Zahl der Fabriken auf 395, von denen 88 die Dampfmaschine benützten. Der Aufschwung der russischen Zuckerindustrie fällt in die Periode von 1855 bis 1881. Sie erstarkte soweit, daß Rußland eine wichtige Stellung unter den Zucker fabrizirenden Staaten einzunehmen begann. Die Verarbeitung von Zuckerrüben stieg von 2 105 629 Berkowets im Jahre 1855/56 auf 14 219 981 im Jahre 1879/80; die Ausbeute an Zucker wuchs von 795 561 Pud auf rund 15 Millionen Pud, so daß es dem heimischen Zucker nicht nur gelang, den ausländischen fernzuhalten, sondern auch ein Exportartikel zu werden.

In Bezug auf die Zuckerindustrie werden die Gouvernements des europäischen Rußland in drei Regionen getheilt: a) Die südwestliche Region mit den Gouvernements Bessarabien, Kijew, Podolien und Wolhynien, die 52,4 Prozent sämmtlicher Zuckerfabriken aufweisen; b) Die Zentralregion mit den Gouvernements Woronesch, Ekaterinoslaw, Kursk, Orel, Poltawa, Samara, Tambow, Tula und Tschernigow, auf die 29,1 Prozent entfallen; c) Die polnische Region mit 18 Prozent. Außerdem existirt noch seit 1889 eine Zuckerfabrik in Jenisejsk (Ostsibirien).

Die nachstehende Tabelle enthält die dem Zuckerrübenanbau gewidmete Fläche in den verschiedenen Regionen, dann die Zahl und Vertheilung der Zuckerfabriken, das Quantum der verarbeiteten Rüben und die Ausbeute an Zucker im Jahre 1890/91:

Region	Land unter Zuckerrübenkultur in Dessjatinen	Zahl der Zuckerfabriken	Quantum der verarbeiteten Zuckerrüben in Berkowets	Ausbeute von Zucker in Pud
Südwest	154 321	117	17 609 223	15 947 171
Zentral	88 786	65	8 081 460	7 575 750
Polen	36 076	40	4 507 489	4 952 438
Ostsibirien	16	1	855	80
Insgesammt	279 199	223	30 299 027	28 475 439

Zucker gehört in Rußland zu denjenigen Konsumartikeln, die mit schweren indirekten Steuern (Accisen) belastet sind. Die russische Steuerpolitik entlastet den Grund und Boden, schränkt die direkte Besteuerung immer mehr ein, um die Industrieerzeugnisse immer schärfer heranzuziehen. Zucker, Spirituosen, Tabak, Petroleum und Zündhölzchen, deren jährlicher Produktionswerth insgesammt kaum 400 Millionen Rubel übersteigt, müssen an Accisen 300 Millionen Rubel aufbringen, das heißt die Vertheuerung des Produkts um 75 Prozent. M. Beer.

* 1 Berkowets = 10 Pud.

Feuilleton.

Taube Freuden.

Von **Bernard Tag.**

Sie sieht um sich. Nein, es kann noch nicht sehr spät sein. Etwas ;inger hat das Kochen heute gedauert, aber ein Uhr ist's gewiß noch nicht. Die ;traße ist wenig belebt und der weite Platz vor dem Bahnhof fast menschenleer. ;asch geht sie übers Geleise, noch hundert Schritte und sie ist beim Laden, bei ;rem Obstladen. Einen schnellen Blick wirft sie auf ihren Johann, um sich zu berzeugen, ob er nicht schon sehr ungeduldig aufs Essen wartet. Aber sein Aus-ruck ist so gleichmüthig wie immer; er macht ihr Platz und sieht ihr zu, wie e das Einbindtuch löst, den Topf aus der Schüssel hebt, beiseite stellt, die Schüssel ausbläst, dann die dampfenden Nudeln und Erbsen aufschüttet und auf ie Platte stellt. Nun setzen sie sich beide auf die schmale Bank, die an die ;irchenmauer stößt, und essen, Johann bedächtig und langsam, Therese rasch und eweglich. Sonst pflegte Therese während des Essens zu sprechen, viel und ;bhaft, und Johann hörte ihr dann aufmerksam zu, aber seit drei Jahren ist ;s anders geworden. An einem Wintertag war's, an einem sehr kalten Wintertag. ;ie saßen beide vor dem Laden, wie heute. Da fragte sie Johann, ob sie nicht ;eber nach Hause gehen wolle; es sei so kalt. Therese schaute ihn verwundert ;n und fragte ihn, was er so mit den Lippen mache. Johann erschrak — und ann wußten sie's — Therese war taub geworden. Sie ging auf die Klinik. ;ag aus, Tag ein; man machte ihr Einspritzungen; es half nichts, sie blieb aub. Sie faßte sich und wußte bald auch ihren Johann zu trösten. Sie sprach ;tzt nur selten; sie mochte nicht sprechen; die gesprochenen Worte kamen ihr so remd vor. Da begann sie mit den Augen zu sprechen und durch Mienen und Bewegungen, und bald war's gut. Sie verstanden sich. . . .

Therese ist mit dem Essen schon fertig; sie steht auf, legt ihrem Johann ine Knackwurst vor und eine mächtige Brotschnitte, knüpft das leichte Kopftuch twas fester und wendet sich zum Obst, zum Ordnen. Johann hält im Essen n, Therese bemerkt's; Johann blickt zu ihr bittend auf, sie soll doch noch mit-ssen, aber sie macht eine ungeduldige Handbewegung und führt ihm den Löffel, en er noch immer über der Schüssel hält, zum Munde und lacht. Johann chüttelt den Kopf. Wie man nur so wenig essen kann!

Mit großem Behagen macht er sich nun an die Wurst, schneidet sie in Scheiben und bietet eine seiner Therese an. Und Therese nimmt sie, bricht ein Stückchen Brot und ißt und lacht. Sie lacht aus reiner Freude am Wohl-ehagen ihres Johann. Je mehr er Appetit hat, desto größer ist ihre Freude. ;nd dann — Johann muß viel essen, er sieht ihr immer nicht gesund genug us, er ist ihr nicht kräftig genug; er ist ja noch gar nicht so alt — was nur ie grauen Haare in seinem röthlichen Bart zu suchen haben — und mit jedem Bissen, meint sie, komme ihm neue Kraft zu. Nun ist auch Johann mit dem ;ssen fertig, Therese räumt die Brosamen ab und die Reste, stellt Schüssel und ;opf in die Ecke unter die Bank und geht wieder ans Ordnen. Einige Arbeiter ommen vorbei; der eine und der andere tritt heran, Therese betrachtet sie. Sie ;nnt sie ja alle. Sie gehen ja jeden Tag vorüber. Der nimmt Marillen und er Zwetschgen; Johann bedient sie, indeß Therese den ersten Kranz von den

großen Kaiserbirnen zusammenlegt. Bis jetzt sind sie in einem Korbdeckel aufgelegen, wie vieles andere Obst, Marillen, Pfirsiche, Aepfel und die kleinen Birnen; ja, in Korbdeckeln, oder in kleinen und größeren Häuflein. Sie ordnet sie ganz anders; das versteht eben Johann nicht. Jetzt lacht sie wieder. Unter den Marillen hat sie einige Pfirsiche gefunden. Sie kreuzt die Arme, schüttelt den Kopf und sieht schelmisch Johann an, als wollte sie sagen: bist du ungeschickt! Johann lächelt verlegen. Nun kommen die Aepfel dran, dann die Pfirsiche und anderes Obst. Von Zeit zu Zeit wirft Therese einen Blick hinüber zum Bahnhof und dann links ins schmale Gäßchen, von wo der meiste Zuzug von Ausflüglern kommt. Am Bahnhofplatz vor der großen Treppe sind schon einige Wagen vorgefahren; und da kommen auch schon Ausflügler, Männer und Frauen und Kinder. Therese beeilt sich mit dem Ordnen. O, sie wird nicht müßig hinter dem Laden sitzen und zusehen, wie Johann verkauft; sie bekommt auch ihr Theil weg. So, jetzt liegt alles schön abgetheilt; Johann hat die Korbdeckel unter den Tisch gelegt. Therese setzt sich und betrachtet die Vorübergehenden. Die haben es natürlich sehr eilig, denn fast Alle gehen sie ja zum Bahnhof. Eine weiße Rauchwolke dampft über den Bretterzaun herüber, windet sich und zerfließt. Therese blickt gespannt in derselben Richtung. Geht jetzt ein Zug ab oder ist einer gekommen? Sie sieht hin zu der Treppe, zu den Eingängen. Und jetzt strömt's aus der Bahnhofhalle heraus und hinab über die Haupttreppe und Seitenstiegen und ein großer Menschenstrom kommt her, an Therese vorbei. Die sieht sie sich sehr genau an; nur mit einem flüchtigen Blick streift sie den jungen Burschen, der soeben an den „Stand“ herangetreten. Sie kennt ihn nicht. Sie mustert die Anwesenden. Nicht ohne Grund. Von denen, die jetzt kommen, kennt sie manche. Das sind Bekannte vom Lande — d. h. die wohnen den Sommer über auf dem Lande und kommen so ein- oder zweimal die Woche herein und fahren Abends zurück. Ja, da ist e r. Ein frohes Lächeln gleitet über ihr Gesicht. Es gilt einem blassen, schlanken Menschen, der in raschem Schritt, einige Bücher unter dem Arm, ins schmale Gäßchen einlenkt. Ja, ihm gilt ihr Lächeln. Er sieht es zwar nicht, aber das macht nichts. Sie lächelt, denn sein Ankommen, sein Vorübergehen freut sie. Warum? Vielleicht gar eine heimliche Neigung für diesen jungen, blassen Menschen? O kränklicher Johann, nimm dich in Acht! Aber Johann nimmt weder sich in Acht, noch Therese. Er wägt jetzt ganz geruhig Birnen ab, und sein Weib blickt noch immer dem blassen Menschen nach, bis er verschwindet. Indeß ist er nicht der Einzige, dem sie zulächelt und den sie mit ihren Blicken begleitet; gerade so macht sie es mit einem schon sehr alten Herrn, der sich, auf einen Stock stützend, etwas schwer fortbewegt, und ebenso mit einem jungen Mädchen, das mit Tragnetz und Haustasche an ihr vorübergeht. Nun, das sind ihre Hauptkunden; wenn sie Abends zurückfahren, so treten sie bei ihr ein und kaufen Birnen, Pfirsiche, Marillen. Und immer kaufen sie um gleiches Geld und — gleiches Obst, und das freut so Therese, weil sie weiß, was sie ihnen zu geben hat; denn natürlich, diese Käufer bedient sie. Sie kennt noch Andere, die oft zu ihr kommen, aber die kaufen nicht immer gleich. Johann weiß schon. Wenn sie aufsteht, so will sie verkaufen; dann legt Johann das Gewicht auf die Wage, sie sieht ihn an und weiß gleich, was verlangt wird. So jetzt. Eine alte, reichgeputzte Frau tritt an den Laden heran. Sie will Pfirsiche. Therese nimmt die Wage, blickt aber auch auf die Dame. Die bewegt die Lippen; rasch wirft Therese einen Blick auf Johann. Sie hat ihn verstanden; die Kaiserbirnen will die Dame. Therese steigt tiefe Röthe ins Gesicht, während sie nach den Birnen greift; wieder fliegt ihr Blick wechselweise

af die Frau und auf die Wage, und die Frau bewegt schon wieder die Lippen. herese wagt's. Sie war blos dem Blick der Dame gefolgt, hat auf Johann ar nicht gesehen; sie legt die Kaiserbirnen aus der Wage und die gelben uskateller hinein. Und die Dame zahlt und geht. Therese setzt sich; sie ist egt. Wenn sie die Frau nicht verstanden hätte! Wenn ihr Johann die age hätte aus der Hand nehmen müssen oder wenn die Frau sie gar ungeduldig ageschaut hätte — o, das wäre ihr — da geht so ein Stich durchs Herz, wie mals, da jene Frau sie so verwundert, bös angeblickt und, fortwährend die ppen bewegend, ohne zu kaufen weggegangen war. Therese ruht aus wie nach er schweren Arbeit.

Die Sonne, die bis jetzt in voller Gluth herabgebrannt, verschwindet hinter issigen Wolken. Ein Windstoß fegt über den Platz, vorauseilende Kinder flüchten sich rasch zu Mutter und Vater; Therese steht auf und sieht zum Himmel hinauf nd dann auf ihren Johann. Er nickt; ein Gewitter wird kommen. Von oben ind sie geschützt durch ein dünnes, aber festgefügtes Bretterdach, das vier Holz-stangen stützen. Wenn aber der Regen schräg auffällt, so wird das Obst naß nd sie ebenfalls. Johann bückt sich unter den Tisch und holt aus einem Korb ie Leinwand hervor; die spannt er vor den Laden. Der Wind wird stärker nd die ersten Tropfen fallen. Therese legt einige Korbdeckel aufs Obst; dann setzt sie sich und lehnt sich mit dem Rücken an die Mauer. So vom Winkel aus betrachtet sie die eilig zum Bahnhof Vorüberrennenden; sie bedauert sie, daß der Himmel ihnen die Freude stört. Jetzt strömt es stark nieder und der Wind peitscht den Regen; es wird recht kühl. Johann setzt sich ebenfalls und rückt ganz nahe zu Therese. Der Menschenverkehr stockt; Fußgänger sieht man fast keine; nur gedeckte Wagen fahren vorüber und Lastwagen und die Tramway; Therese blickt auf Johann; er sieht trübe drein. Der Regen, der Wind, die plötzliche Kühle haben ein kränkliches Gelb auf sein Gesicht gebreitet; die Wangen Theresens bedeckt ein kräftiges, jetzt noch erhöhtes Braunroth. In schlechtem Wetter bewährt sich ja ein gutes Gesicht. Johann hüstelt; Therese merkt es an dem leichten Schütteln, das durch seinen Körper geht. Sie fährt zusammen. Mit einem Schlage ist ihr ganzes Wesen verwandelt. Eine sorgenvolle Trauer zeigt sich auf ihrem Gesicht aus und mit unruhigem Auge sieht sie auf Johann. Wieder geht ein Schütteln durch seinen Körper, da reißt sie ihr Kopftuch herunter und knüpft es Johann um den Hals; er läßt es ohne Widerstreben geschehen. Johann blickt trübe vor sich und Therese unausgesetzt auf ihren Mann. Langsam gleiten ihre Augen ab von Johann, der Kopf sinkt etwas tiefer, so sitzt sie in traurigem Sinnen. Und es ist blos ein Gedanke, dem sie nachsinnt, ein einziger Gedanke, mit dem sie über die Gegenwart hinaussieht, ein Gedanke — ein Wunsch: sie möchte vor Johann sterben. Nur nicht allein zurückbleiben. Wieder fährt sie zusammen, sie fürchtet ihn, den früheren Tod Johanns. Nur selten kommt ihr die Furcht und der Gedanke; sie unterdrückt sie, vertreibt sie mit ihrem frischen, lebhaften Temperament und mit der hingebenden Zärtlichkeit für Johann. Aber nicht immer lassen sie sich verscheuchen und schon gar nicht, wenn Johann so kränklich, trübe aussieht.

Linerl, der Nachbarin achtjähriges Linerl, kommt jetzt zum Laden trotz des Regens und schlüpft hinter den Laden zu Therese. Freudig zieht diese das Kind an sich und giebt Johann ein Zeichen. Umständlich bereitet er sich nun zum Weggehen. Linerl wird dableiben; er kann jetzt nach Hause gehen und bis Abend wegbleiben. Die Nachbarin erlaubt's, daß Linerl dableibt. Johann nimmt den mächtigen Regenschirm; er will das Halstuch aufbinden. Therese

wehrt ihm's heftig und Johann geht. Sie herzt und küßt Linerl, die so gu ist und immer herüberkommt; dann kann Johann weggehen und frisches Obs einkaufen oder einige Stunden ausruhen — schlafen. Der Schlaf thut ihm s wohl. Es regnet immerfort, Therese giebt Linerl zwei große Birnen. Die ein ist für Katherl, Linerls Schwesterchen. Aber Linerl legt beide beiseite. Da mag Therese nicht. Einige Zwetschgen muß Linerl gleich essen. Linerl ißt un späht mit ihren jungen Augen hinaus, ob nicht Jemand zum Laden komme, e regnete ja jetzt nicht mehr so stark, und — ja, da kommt ein Lehrbub. Rasc springt Linerl von der Bank, Therese steht auf. O, sie verstehen sich; ein Wink und Therese weiß, was er will. Es hört nun ganz zu regnen auf. Theres spannt die Leinwand ab. Käufer kommen von Zeit zu Zeit, es wird Abend Therese blickt jetzt sehr aufmerksam ins Gäßchen; von daher erwartet sie ihr Hauskunden; sie können nicht mehr lange ausbleiben. Johann kommt zurück Therese winkt ihm fröhlich zu, Linerl nimmt die Birnen, nickt einigemal mi ihrem Köpfchen und geht. Und jetzt kommt auch schon der alte Herr, immer is er der erste von den drei Hauskunden. Es ist schon ganz dunkel. Theres thut, als bemerke sie ihn nicht, bis er ganz nahe an den Laden herangetreten dann steht sie rasch auf, ergreift die Wage und wägt ihm Birnen ab. De Herr breitet sein blaues Tuch aus, sie legt ihm die Birnen hinein und knüpf das Tuch fest. Der Herr geht; sie sieht ihm nach, immer; bis er das erst Geleise überschritten; da kommen so viele Wagen zusammen und der Herr geh so schwer; jetzt ist er schon drüben. Die Laternen werden angezündet. D kommt auch schon das Fräulein und rasch hinter ihr der blasse junge Herr; si fahren ja Alle mit demselben Zuge. Das Fräulein nimmt Pfirsiche un Marillen. Die Pfirsiche giebt Therese in Papier, die kommen ins Netz, di Marillen in die Handtasche. Und der junge Herr kauft Birnen. Therese leg sie ihm in die Tasche; halb in die eine, halb in die andere seines langen Ueberziehers. Das Fräulein ist schon fort, der junge Herr auch. Beide eilen; ja es muß schon spät sein. Jetzt ist der Herr schon bei der großen Laterne, un jetzt — ein Schrei — und Therese stürzt hinter dem Laden hervor zwische Menschen, Wagen, Pferde. Starr vor Schrecken steht Johann da, Kutsche fluchen, die Tramway hält — Menschen sammeln sich, ein ganzer Haufe. D endlich löst sich dieser und Therese kommt, geführt von zwei Männern, ers langsam, dann doch etwas rascher auf Johann zu und blickt immer nach rückwärts auf ein kleines Kind, das ein Weib auf den Armen trägt — Katherl ist's Therese hatte es in dem Gewirr von Wagen und Pferden erblickt; langsam wa es herangetrippelt und wäre gewiß unter die Pferde gerathen. Ein leichte Blutstreifen färbt das Gesicht Theresens. Sie lächelt und sieht strahlende Auges auf Johann, der stumm und bestürzt dasteht; sie nimmt das Kind un drückt es an sich, aber sie kann es nicht halten, sie schwankt, sinkt auf die Ban und schlägt ihre Arme um Johann, der sie stützt. Und den Kopf an seine Brus gelehnt, schluchzt sie; sie schluchzt vor Freude, denn das Kind lebt und sie, ja auch sie.

Berichtigung. Nachträglich werden wir auf einen Druckfehler im 4. Heft S. 120, Zeile 18 von oben, aufmerksam gemacht. Statt „nähere mutterseitige Verwandtschaft" muß es heißen „vaterseitige". Auf derselben Seite, Zeile 22 von oben muß es heißen „Sumbai", nicht „Sumboi".

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.



Nr. 10. XIV. Jahrgang, I. Band. 1895-96.

Doktor Eisenbart.

↗ Berlin, 27. November 1895.

König Stumm will den Kaiser scharf machen „zur Anwendung rückhaltloser Gewalt, zum Kampfe auf Leben und Tod“: so hat er im Kreise der Seinen prahlend verkündet, und er ist am Freitag voriger Woche, um den weltgeschichtlichen Tag festzustellen, als Jagdgenosse zu Sr. Majestät gereist, in der liebenswürdigen Absicht, seinem blutdürstigen Plane alsbald Hand und Fuß zu geben. Wären wir Monarchisten, wie wir es nicht sind, so würde es uns mit aufrichtigem Schmerz erfüllen müssen, die Monarchie zum Gespötte gemacht zu sehen durch einen hergelaufenen Profitwütherich ohne Herz und Hirn; so aber dürfen wir uns genügen lassen, die Prahlerei als ein bezeichnendes Zeichen der Zeit festzunageln. Sie würde ein solches Zeichen auch dann noch bleiben, wenn die Soldschreiber des besagten Profitwütherichs in der „Post“ oder sonstwo mit einem lahmen Dementi angehinkt kämen. Bisher haben sie sich nicht dazu aufgerafft, vielleicht in der richtigen Erkenntniß nicht, daß ein solches Dementi das Pronunziamento des Königs Stumm erst recht glaubhaft machen würde.

Die Profitwuth ist die feigste zugleich und die frechste Leidenschaft unter der Sonne. Was kann feiger sein, als wenn König Stumm vor der Windfahne Adolf Wagner zittert oder in dem harmlosen Prediger Naumann einen „reinen Thomas Münzer“ wittert. In solche lächerliche Konvulsionen verfällt ein verhärteter Ausbeuter, wie König Stumm, doch nur in den bebenden Aengsten des bösen Gewissens. Aber so feige die Profitwuth ist, so frech ist sie. Die Monarchie von Gottes Gnaden soll — so will es König Stumm — die Rolle des Büttels und Henkers spielen, um die profitschluckerischen Gelüste der Monarchie Stumm bis zum Uebermaß zu befriedigen. König Stumm ist nicht der Erste, der so denkt oder so gedacht hat; die Blätter der großen Bourgeoisie haben ja schon früher damit gedroht, ihre monarchischen Gesinnungen revidiren zu wollen, falls die Krone nicht tanzte, wie das Kapital pfiffe. Aber König Stumm ist der Erste, der diesem praktischen Standpunkt die persönliche Spitze angeschliffen hat. Er will den gegenwärtigen Träger der Krone „scharf machen zur Anwendung rückhaltloser Gewalt, zum Kampf auf Leben und Tod“. Der Träger der Staatsgewalt soll unbekümmert um Gesetz und Verfassung alles nieder=

schmettern, was sich der unbeschränkten Profitwuth hindernd in den Weg stellt, und dies Programm zeugt von der ausbündigsten Frechheit ebenso, wie es von der ausbündigsten Feigheit erzeugt worden ist.

Welchen Erfolg die agitatorischen Bemühungen des Königs Stumm für sein Programm haben oder nicht haben werden, das ist für uns ohne jedes thatsächliche Interesse. Die Siegesbahn des klassenbewußten Proletariats kann durch keinen König gesperrt werden, weder durch einen König von Gottes Gnaden, noch durch einen König von Gnaden der Profitwuth. Nur für das Tempo, in dem diese Bahn durchmessen wird, mag es von Bedeutung sein, zu wissen, ob König Stumm mit der praktischen Durchführung seines Programms Glück hat oder nicht. Indessen das Tempo unseres Fortschritts interessirt uns nur so weit, als es uns selbst angeht, als wir unter allen Umständen die äußerste Kraft daran setzen, vorwärts zu kommen. Ob aber unsere Gegner dies Tempo beschleunigen wollen oder nicht, indem sie die Methode des Königs Stumm befolgen oder nicht, das ist allein ihre Sache. Wir hindern Niemanden, vernünftig zu handeln, wenn vom kapitalistischen Standpunkte noch vernünftig gehandelt werden kann, wir hindern auch Niemanden, in sein Verderben zu rennen, wenn er sich durchaus den Kopf an einer Mauer einrennen will, die vom dicksten Schädel nicht umgerannt werden kann. Sehe Jeder, wie er's treibe, und wer steht, daß er nicht falle!

Es würde uns umsoweniger anstehen, uns die Köpfe unserer Gegner zu zerbrechen, als die neue Periode der Verfolgung, die über die sozialdemokratische Partei hereingebrochen ist, uns in der alten trostreichen Erfahrung bestärkt, daß unsere Gegner von selbst schon wissen, was uns gut thut. Die massenhaften Verurtheilungen wegen Majestätsbeleidigungen und die massenhaften Haussuchungen, die vor einigen Tagen bei hiesigen Parteigenossen stattgefunden haben, sind vortreffliche Mittel, das Tempo auf der Siegesbahn des klassenbewußten Proletariats zu beschleunigen. Nicht allein dadurch, daß die Opfer, die den Einzelnen auferlegt werden — und es sind theilweise schwere Opfer — den Kampfeifer der Gesammtheit kräftigen und stählen, sondern dadurch fast noch mehr, daß sie die schon sehr trümmerhaften Grundlagen der herrschenden Gesellschafts- und Staatsordnung erfolgreicher untergraben, als sie die erfolgreichste Agitation zu untergraben vermöchte. Die gerichtlichen Urtheile, die in den letzten Monaten gefällt worden sind, ballen nicht nur die Faust des Proletariats, sondern öffnen sogar dem gedankenleersten Philister die Augen über die Rechtspflege im heutigen Staat. Damit sinkt aber eine sehr starke Stütze eben dieses Staats dahin. Es ist ein theuer erkaufter, jedoch nicht ein zu theuer erkaufter Erfolg. Für das Mitleiden des Philisters stehen unsere Verurtheilten zu hoch, aber die bürgerliche Rechtspflege steht nicht so hoch, daß sie die Bewunderung des Philisters entbehren könnte. Somit beschleunigen die Urtheile der Gerichte, denen so viele brave Parteigenossen verfallen sind, in außerordentlichem Maße das Tempo auf der Siegesbahn der Sozialdemokratie.

Einen nicht minder großen Erfolg scheinen die massenhaften Haussuchungen vorbereiten zu sollen, die vor einigen Tagen hier stattgefunden haben. Leute, welche die deutsche Geschichte des letzten Menschenalters kennen, werden diese Haupt- und Staatsaktion des Herrn v. Köller mit dem melancholischen Stoßseufzer begrüßt haben: Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet! Wir wissen im Augenblicke nicht, wie oft in den sechziger Jahren der Allgemeine deutsche Arbeiterverein wegen derselben angeblichen Verstöße gegen das preußische Vereinsgesetz, wegen deren jetzt die Haussuchungen stattgefunden haben, gerichtlich aufgelöst worden ist, aber es war sehr oft. Und was damals niemals gelungen

t, nämlich durch die Sprengung der äußeren Organisation die Partei aufzulösen, as soll jetzt gelingen, wo die Sozialdemokratie noch viel mehr Hunderttausende von nhängern zählt, als sie damals Tausende zählte. Wir können uns diese grrroße hat der Köllerei nicht erklären ohne sehr beleidigende Unterstellungen für die Einsicht rer Urheber, und deshalb müssen wir uns bescheiden, sie völlig unerklärlich zu nden. Der selige Tessendorff, von dem wir annahmen, daß er als Ehrenbürger er guten Seestadt Leipzig für immer in den Katakomben der deutschen Reaktions- eschichte beigesetzt sei, soll noch einmal den Umsturz zu Paaren treiben. Wir öchten Herrn v. Köller rathen, sich demnächst für diesen erhabenen Zweck die Mumie des Sesostris aus den ägyptischen Pyramiden zu holen; sein „Erfolg" ürde nicht geringer sein, als er jetzt sein wird, und es käme doch ein wenig bwechslung in die langweilige Litanei.

Diese Sorte Sozialistenvernichtung ist so genial, daß den halbwegs unter- chteten Mitgliedern der bürgerlichen Parteien dabei angst und bange wird. Sie mmern und wehklagen: So geht es nicht, beileibe nicht, aber wie es denn nders gehen soll, das wissen sie freilich auch nicht zu sagen oder bringen im sten Falle so krause und wirre Heilmittel herangeschleppt, daß Herr v. Köller hließlich nicht ohne eine gewisse innere Befriedigung auf die in ihrer Art enigstens konsequente Bornirtheit seines Polizeiknüppels blicken darf. Der eichstag, der in acht Tagen zusammentritt, findet die bürgerliche Gesellschaft och in derselben heillosen Konfusion vor, in der sie sich befand, als er im rühjahre auseinanderging. Und er selbst ist freilich nur ein getreues Abbild ieser Konfusion. Nach einer Offenbarung der „Kreuz-Zeitung" soll die Regierung eabsichtigen, gestützt auf die konservative Partei, und flankirt hier von den ationalliberalen, dort von den Ultramontanen, den Drachen des Umsturzes zu legen, indessen können wir nicht glauben, daß der Zickzackkurs Hohenlohe- öller so wenig Verstand haben sollte, um eine Taktik zu wiederholen, die ihnen der Umsturzkampagne eine so groteske Niederlage eingetragen hat. Uebrigens ber wenn er sich noch einmal auf das Eis begeben wollte, um ein Bein zu echen, so würden ihn unsere herzlichsten Glückwünsche begleiten.

Einer in heller Hilflosigkeit sich auflösenden Gesellschaft einen Kampf auf eben und Tod zuzumuthen, zeugt von einer sehr lebhaften Phantasie des Königs tumm. Ließe er sich von einer nüchternen Erkenntniß der Thatsachen leiten, att von den Phantasiegebilden, die ihm seine erhitzte Profitwuth vorgaukelt, so ürde er sehen, daß sich die bürgerliche Gesellschaft längst in einem Kampfe um eben und Tod befindet. Die Frage, weshalb sie der Sozialdemokratie nicht n den Kragen kommt, ist einfach gleichbedeutend mit der Frage, weshalb sie r Arbeiterklasse kein menschenwürdiges Dasein sichern kann. Weil sie ihrem neren Wesen nach dieses nicht kann, deshalb kann sie auch jenes nicht. Weil ch die Arbeiterklasse innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft stets in Zuständen efinden muß und wird, die auf die Dauer von Menschen nicht ertragen werden önnen, deshalb wird sie stets in revolutionärer Auflehnung gegen diese Gesell- haft sein, bis sie ihr Ziel erreicht und die kapitalistische in die sozialistische roduktionsweise umgewälzt hat. Die Hilf- und Rathlosigkeit der bürgerlichen arteien gegenüber der sozialdemokratischen Bewegung erklärt sich daraus, daß le ihre Hilfsmittel und Rathschläge, von den bösartigsten bis zu den gut- rzigsten, das Fortbestehen der bürgerlichen Gesellschaft zur Voraussetzung haben, ß sie einem Uebel abhelfen wollen unter der Bedingung, daß die Ursache des ebels nicht angetastet werden darf. Es sind Aerzte, welche einen Schwind- chtigen heilen möchten, vorausgesetzt, daß die Tuberkeln in seiner Lunge bleiben.

Wie lächerlich also, an eine Gesellschaft, die mitten in einem so hoffnung[s]losen Kampfe um ihr Leben oder ihren Tod steht, die heroische Aufforderu[ng] zu einem Kampfe auf Leben und Tod zu richten. Hat sich was mit einer schwindsüchtigen Dame. Von den Aerzten, die um ihr Lager stehen und a[lle] darin einig sind, die Tuberkeln in ihrer Lunge zu erhalten, wollen die Eine[n], die „wohlmeinenden" Sozialreformer, ihr einige stärkende Brühen einflößen, u[m] ihren dünnen Lebensfaden noch ein Endchen weiter zu spinnen, während d[ie] Anderen, die „staatserhaltenden" Polizeihelden, ihr die Ohren abreißen und d[ie] Augen auskratzen und die Zunge absägen möchten, damit sie von ihren Leid[en] nichts hört und nichts sieht und nichts spricht. König Stumm aber fordert [sie] auf, sich krampfhaft aufzubäumen, ein Versuch, den sie in ihrer letzten Agonie n[och] einmal machen kann, aber der unter allen Umständen ihre letzte Agonie sein wi[rd].

König Stumm ist der Doktor Eisenbart, der die Leute auf seine Art kuri[rt]. Eine komische Person, die unter Umständen ein Ritter von der traurigen Gest[alt] werden kann. Einstweilen ist der Helm des Mambrin, den er so stolz auf seine[m] hohlen Kopfe trägt, noch ein Barbierbecken, und darin schlägt er den Schau[m] der großen Worte, womit er andere Leute einseifen möchte.

Eine sozialdemokratische Agrar-Enquete.*

Von Dr. J. Schmidt und Adolf Müller.

Schon vor einigen Monaten wären die Verfasser nachstehender Zeilen [in] der Lage gewesen, die Vorbereitungsarbeiten, die Art der Fragestellung 2c. d[er] unten unter ihrem langathmigen Titel aufgeführten Enquete einer kritischen B[e]trachtung zu unterziehen. Sie waren nämlich damals — nebenbei bemerkt a[uf] völlig loyalem Wege — in den Besitz der betreffenden Fragebogen und Zirkula[re] gelangt. Um indessen dem Vorwurf eines Verraths von Parteigeheimnissen [zu] entgehen, sahen wir damals von einer Besprechung ab, denn das mit den Bog[en] versandte Begleitschreiben enthielt folgenden warnenden Passus: „Die gan[ze] Erhebung ist thunlichst diskret vorzunehmen, insbesondere ist üb[er] Organisation und Verlauf der Presse keine Mittheilung zu machen."** Mit der geübten Toleranz wollte aber keineswegs die Geheimhaltung des Frag[e]bogens gebilligt werden, im Gegentheil, nach wie vor muß diese von einem Thei[l] der weiland Agrarkommission geübte Geheimthuerei sehr bedauert werden. Den[n] abgesehen davon, daß die Geheimhaltung in ähnlichen Fällen sozialdemokratisch[er] Gepflogenheit nicht entspricht, mußte sie für die Sache selbst höchst verhängnißvo[ll] werden. Das hier eingeschlagene Verfahren erscheint aber um so bedauerlicher, a[ls] die Veranstalter der Enquete in ihrer Eigenschaft als sozialdemokratische Abgeordne[te] und Schriftsteller sicher schon öfter in der Lage waren, gegen die bei amtlichen Enquet[en] hie und da übliche Geheimnißkrämerei Stellung zu nehmen und zu verlangen, da[ß] die diesbezüglichen Fragebogen der öffentlichen Kritik unterstellt werden.

Trotzdem bliebe das eingeschlagene Verfahren ja in gewisser Hinsicht ve[r]ständlich, vorausgesetzt natürlich, die Verfasser des Fragebogens waren selbst dav[on]

* Ergebnisse der Fragebogen-Erhebung über die ländlichen Verhältnisse Sü[d]deutschlands. Veranstaltet durch den Süddeutschen Unterausschuß der Sozialdemokratisch[en] Agrarkommission und in dessen Auftrage bearbeitet von Eduard David. Erster Th[eil] (Fragen 1 bis 21). Nr. 1 der „Sammlung agrarpolitischer Schriften". Berlin 189[.] Verlag der Expedition des „Vorwärts".

** A. a. O., S. 5.

ıerzeugt, daß ihre Erhebungsmethode und Fragestellung völlig brauchbar und tadellos ien. Aber dies war durchaus nicht der Fall, denn Dr. David sagt selbst (S. 4): Daß die Fragen im Einzelnen wie in ihrer Gesammtheit der Kritik manchen nhaltspunkt bieten, davon ist Niemand mehr überzeugt, als der Bearbeiter selbst."

Leider sind die in Bezug auf die Brauchbarkeit der Ergebnisse gehegten efürchtungen in vollem Maße eingetroffen, wie wir dies bei der nachfolgenden esprechung der Einzeltheile der Enquete sehen werden.

1. Entstehung und Zweck des Fragebogens.

Von vornherein gesteht der Bearbeiter zu, daß die Arbeit keinen „streng issenschaftlichen Charakter" erhalten konnte, „denn", sagt er (S. 4), „die ugänge zu den behördlichen Bureaus waren uns verschlossen." „Wir mußten gar auf Erschwerung unserer Arbeit von dieser Seite gefaßt sein, falls die oße Glocke der Oeffentlichkeit unseren Plan einläutete. Die Genossen und reunde, auf deren Mitarbeit wir rechneten, durften durch dieselbe nicht gezwungen in, sich irgendwie bei Aemtern und Amtspersonen Auskunft zu holen. Die ragen mußten also ausnahmslos so gestellt werden, daß ein genauer Kenner :s betreffenden Ortes sie ohne Zuhilfenahme behördlicher Personen und Register antworten konnte. Dadurch war für eine Reihe von Punkten die Erfragung n objektivem Zahlenmaterial von vornherein ausgeschlossen. Das für uns darin rreichbare konnte nur auf subjektiver Schätzung mit den ihr anhaftenden, ırch die Persönlichkeit und die Verhältnisse bedingten Gebrechen beruhen. Trotz- m haben wir von der Stellung solcher Fragen nicht Abstand genommen. Denn enso wichtig wie die Kenntniß des durch wissenschaftliche und amtliche Erhebungen beschaffenden objektiven Zahlenmaterials ist für uns die Kenntniß der eigenen Meinung der Landbevölkerung über die Verhältnisse, unter denen sie lebt ıd leidet. Und gerade in dieser Hinsicht hofften wir, unserer Erhebung eine genartige Bedeutung zu geben, die sie vor ähnlichen, von anderer Seite aus- henden Unternehmungen auszeichnete. Wir wollten Stimmen aus der Tiefe r Landbevölkerung heraus hören; unmittelbare Kundgebungen aus den Dörfern ber den Daseinskampf in den Dörfern. Die Volksmeinung ist selbst, wo sie ılsch ist, ein Faktor, den der Gelehrte vielleicht ignoriren darf, der aber vom olitiker Beachtung erheischt. Sehr häufig aber liegt auch in der subjektiven Meinung der Nächstbetheiligten, deren Grundlage die tausendfältige Erfahrung n eigenen Leibe bildet, mehr objektive Wahrheit, als in den Resultaten statistischer elehrsamkeit, deren Urhebern die Kontrolle der Selbsterlebung fehlt. Für uns ber ist die Kenntniß der subjektiven Meinungen in den Dörfern doppelt noth- endig, denn hier hat die praktische Agitation anzusetzen."

Der freundliche Leser möge uns das lange Zitat verzeihen, aber dessen usführliche Wiedergabe erscheint nothwendig, um das Verhältniß beurtheilen zu önnen, in dem die Ergebnisse dieser Enquete zu den von den Urhebern gehegten rwartungen stehen.

Bevor wir nun zur Betrachtung der Ergebnisse übergehen, seien hier nur nige kurze Berichtigungen angefügt. Vor allem ist die Annahme irrig, daß die Zugänge zu den behördlichen Bureaus", zum Beispiel zu den statistischen Aemtern, erschlossen waren. Durch die Vermittlung unserer Landtagsabgeordneten wäre och wohl das wichtigste einschlägige Material zu erhalten gewesen. Sehr über- ieben erscheint weiter die bange Furcht vor der „großen Glocke der Oeffentlich- eit". Denn wer hätte es sich beikommen lassen, die Sammlung von vorwiegend ubjektiven Schätzungen zu hindern oder zu erschweren? Aber selbst wenn hier

oder dort kleine Chikanen unterlaufen wären, so konnte der verursachte Schaden nicht im Entferntesten so groß sein, wie der durch Geheimhaltung des Frage- bogens verursachte. Wenn schließlich der Bearbeiter als eine hervorragende Eigen- thümlichkeit seiner Enquete preist, daß sie Mittheilungen bezüglich der eigenen Meinung der Leute über ihre Lage erbringen wird, so sei darauf hingewiesen, daß alle Enqueten sich dieser Eigenthümlichkeit erfreuen. Wie das zum Beispiel auch aus nachstehender Definition der Enquete zu ersehen ist, welche Georg v. Mayr in seiner „Theoretischen Statistik"* S. 9 giebt:

„Als Enquete kann jene Art der Orientirung über soziale Massen bezeichnet werden, welche ausgewählte Exemplare der sozialen Elemente eingehender That- sachenfeststellung und Beschreibung unterwirft und außerdem darauf ausgeht, eine ausgiebige Sammlung persönlicher Urtheile über gewisse soziale Zustände und Erschei- nungen, unter Ausschluß eines daraus abgeleiteten Obergutachtens, zu veranstalten."

2. Organisation der Erhebung.

Die Erhebung sollte sich auf eine Anzahl typischer Orte erstrecken, d. h. „es sind solche Ortschaften zur Aufnahme auszuwählen, welche für die verschiedenen ländlichen Wirthschaftsverhältnisse der Gegend charakteristisch sind: Orte in der Nähe von Industriezentren — abgelegene reinbäuerliche Orte; Dörfer in Berglage — solche in Thallage; Gemeinden mit vorwiegendem Getreidebau — solche mit Viehzucht; Obst-, Gemüse-, Hopfen-, Weinorte; Gemeinden mit Hausindustrie; Orte mit Parzellenbetrieb — mit geschlossenen Bauerngütern — mit Großgrundbesitz in der Nähe; Dörfer mit starkentwickeltem Pachtwesen u. s. w." (S. 5). Das war sicher ganz gut gemeint, allein auf Grund einer Reihe von hier vorläufig nicht näher zu erörternden Anhaltspunkten läßt sich, angesichts des eingeschlagenen geheimen Verfahrens bezweifeln, daß mit Hilfe „subjektiver Schätzungen" ohne weitgehendste Benützung statistischer Unterlagen eine auch nur annähernd entsprechende Auswahl getroffen werden konnte. Zu ebenso vielen Bedenken berechtigt die Art der Auswahl der mit den Einzelerhebungen zu beauftragenden Personen, denn „vorzugsweise in den betreffenden Orten eingesessene Vertrauensmänner" oder aber „mit den länd- lichen Verhältnissen wohlvertraute städtische Genossen" sollten es sein, welche die Aufgabe hatten, den Fragebogen auszufüllen. Wo aber lag bei der großen Rolle, welche den „subjektiven Schätzungen" zugedacht war, die Garantie für die wirkliche Brauchbarkeit der betreffenden Personen? Erwägt man weiter, daß den dabei doch sehr in Anspruch genommenen städtischen Genossen aus Sparsamkeits- rücksichten** nur außerordentlich geringe Mittel zur Verfügung gestellt wurden, daß ferner die Zeit für Vertheilung, Ausfüllung und Rücksendung der Fragebogen nur auf ein paar Wochen bemessen war, und daß endlich, wie der Bearbeiter selbst eingesteht, „die Antworten einzelner (!?) Bogen die Spuren des Musterbogens*** zeigen", so muß das Vertrauen in die Zuverlässigkeit der

* Handbuch des öffentlichen Rechts. Herausgegeben von Dr. Max v. Seydel. Ein- leitungsband. Fünfte Abtheilung. Freiburg i. Br. und Leipzig 1895.

** „Die Unentgeltlichkeit der Mitarbeit muß allgemeine Regel sein. Nur ganz ausnahmsweise, in Fällen besonderer Zeitverluste und Dienstleistungen (zum Beispiel bei Besorgung mehrerer Orte durch einen hervorragend tüchtigen und auf Entschädigung angewiesenen Genossen) und völlig unvermeidlicher Unkosten kann Vergütung gewährt werden" (S. 5).

*** „Um für die Art der Beantwortung ein ‚erleichterndes Vorbild' zu geben, wurde außerdem ein beantworteter Bogen als ‚Musterbogen' beigegeben. Freilich lag darin di

Ergebnisse noch mehr erschüttert werden. Und zum Exempel dafür, wie „musterhaft“ die „Musterantworten“ des „Musterfragebogens“ gedacht waren, seien einige der Fragen und Antworten hier wiedergegeben:

Frage 18. Wie ist das ganze Verhältniß zwischen den Bauern und ihren Dienstboten? — schroff oder umgänglich? Arbeiten, essen und leben sie zusammen oder getrennt?	**Musterantwort.** Leidlich umgänglich; zusammen arbeiten und leben, dienen der Verwandten u. s. w. machen, daß das Gemeinsame des bäuerlichen Betriebes das Trennende (zwischen Arbeitgeber und Arbeiter) überwiegt.
Frage 22. Was wissen Sie über den Ertrag (die Rentabilität)* der Bauerngüter zu berichten?	**Musterantwort.** Der Ertrag ist (mit Ausnahme des Getreidebaues) an sich nicht schlecht; namentlich ist die Viehhaltung einträglich. Aber die hohe Verschuldung, dann die großen Lasten und Abgaben drücken namentlich die Kleineren schwer und bringen sie bei dem ersten Nothfall an den Rand des Verderbens.
Frage 26. Befinden sich Bauern in den Händen eigentlicher Wucherer? . . .	**Musterantwort.** Einige der Kleineren. . . .

Diese als Beispiele angeführten „Musterantworten“ sind, nebenbei bemerkt, nicht die seltsamsten.

Was würden die Veranstalter der sozialdemokratischen Agrar-Enquete gesagt haben, wenn bei irgend einer amtlichen Enquete ähnliche Fragestellung und ähnliche Musterbeantwortung beliebt worden wäre?

3. Uebersicht über die Erhebungsorte — Charakter — und Verkehrslage der Erhebungsorte. — Größe und Wohndichtigkeit.

Von circa tausend zur Versendung gelangten Fragebogen sind nach Dr. David 234 „brauchbar ausgefüllt“ wieder eingelaufen. Die Zuverlässigkeit der nach Dr. David angeblich brauchbaren Bogen schrumpft noch mehr ein durch die Angabe des Bearbeiters, daß sich die Beantworter „vielfach“ (warum keine präzise Zahl?) nicht genannt haben. Die in Ziffern faßbaren Antworten auf die Fragen 1 bis 6, 13, 19 und 20** sind zu einer mehrere Seiten ausfüllenden tabellarischen

---

Gefahr, daß weniger selbständige Ausfertiger sich durch die Antwort des Musterbogens in ihrem Urtheil beeinflussen lassen würden. Diese Befürchtung hat angeblich ‚vielfach‘ (sehr präziser Ausdruck!) von der Beilegung des Musterbogens abgehalten“ (S. 6).

* Unnöthig, darauf hinzuweisen, daß durch die merkwürdige Nebeneinanderstellung des ‚Ertrages‘ und der ‚Rentabilität‘ zahlreiche bedenkliche Mißverständnisse hervorgerufen werden mußten.

** Dieselben lauten:

Frage 1. Wie heißt der nächste größere Verkehrsort (Stadt, Marktflecken, Eisenbahnstation)? Und wie weit ist er entfernt?

Frage 2. Wie groß ist die Einwohnerzahl? Wie viele Wohnhäuser sind vorhanden? Wie viele Haushaltungen wohnen zur Miethe?

Frage 3. Welche Art von Vererbung besteht: Gleiche Theilung der Grundstücke? Oder Bevorzugung eines Kindes und Geldabfindung der anderen? Bleiben im letzteren Falle die Erbtheilgelder auf dem Gute liegen?

Frage 4. Wie viele Familien (oder ledige Selbständige) leben ausschließlich (oder doch vorwiegend) von ihrer eigenen (oder erpachteten) Landwirthschaft?

Frage 5. Wie viele Familien (oder ledige Selbständige) treiben nur nebenbei Land-

Uebersicht zusammengestellt. Natürlich sind in derselben die von den Beantwortern der Fragebogen „öfters gebrauchten Wörtchen“ „circa“, „ungefähr“, „fast“ u. s. w., die dem objektiven Betrachter anzeigen, daß man es hier mit äußerst unzuverlässigen Angaben zu thun hat, gänzlich weggelassen. Dagegen blieben der Tabelle äußerst präzise Angaben, wie: „wenige“ und „meist“ erhalten.

Ueber Größe und Wohndichtigkeit der Erhebungsorte giebt die Tabelle auf S. 21 Auskunft. Wer aber in dem erläuternden Text dazu eine genauere Beschreibung bäuerlicher Wohnstätten — wie diese doch von jeder derartigen Enquete erwartet werden dürfte — zu finden hofft, sieht sich gründlich enttäuscht. Der Bearbeiter speist ihn diesbezüglich mit folgender Wendung ab: „Für die eigentlichen Landorte gilt die Regel, eine, höchstens zwei Familien wohnen unter einem Dach. . . . Freilich, ‚Villen‘ sind diese Häuser nicht; aber noch weniger sind es ‚Schweineställe‘.“ Und im Anschluß an diese Lösung der Wohnungsfrage auf dem Lande zieht Dr. David den unentwegten Schluß: „Jedenfalls schließt dieses Wohnsystem eine Reihe von schwerwiegenden Mißständen aus, welche den Wohnungsverhältnissen des städtischen Proletariats anhaften.“ Eine Behauptung, die besonders in Bezug auf die Wohnstätten der Knechte, Mägde, ländlichen Tagelöhner, aber auch zum Theil der Kleinbauern in grellem Gegensatz zu den Schilderungen in den diesbezüglichen Arbeiten gewissenhafter Forscher steht. Freilich erscheint diese Art der Schlußfolgerung nicht unbegreiflich, wenn man sich der in den Probeantworten versteckten Tendenz und der kleinen Schwäche des Herrn Bearbeiters für das Pavillonsystem erinnert.

4. Vererbungsart. — Zahl der nur-bäuerlichen, auch-bäuerlichen und nicht-bäuerlichen Familien. — Zahl der Dienstboten haltenden Bauern. — Zahl der Tagelöhner und Wanderarbeiter beschäftigenden Bauern.

„Hinsichtlich der Vererbung herrscht in 129 der Erhebungsorte, welche die Frage ‚klar beantwortet‘ haben, gleiche Theilung. Aus einem Orte wird gleiche Theilung für die kleineren Güter und bei den größeren Bevorzugung eines Kindes verzeichnet. Die letztere Vererbungsart wird als die Regel aus 92 Erhebungsorten berichtet.“ Was unter „Bevorzugung eines Kindes“ hier gemeint ist, klärt der Bearbeiter nicht näher auf, obwohl es doch bekanntlich sehr verschiedene Arten der Bevorzugung giebt. Die zwar noch nicht gänzlich vergessene Thatsache, daß zum Beispiel in der bayerischen Rheinpfalz, der Gegend des kleinen Parzellenbesitzes, gleiche Erbtheilung, dagegen in Oberbayern, Niederbayern 2c., der Heimath

---

wirthschaft, leben aber vorwiegend: Von land- und forstwirthschaftlicher Lohnarbeit? . . . Von Schifffahrt und Flößerei? . . . Von industrieller Lohnarbeit (in Fabriken, Steinbrüchen, Ziegeleien, Bergwerken u. s. w.)? . . . Von Hausindustrie? . . . Von einem Handwerk oder sonstigen Geschäft? . . .

Frage 6. Wie viele Familien (oder ledige Selbständige) treiben gar keine Landwirthschaft: Land- und forstwirthschaftliche Lohnarbeiter? . . . Lohnarbeiter in Industrie und Handwerk? . . . Hausindustrielle (Heimarbeiter)? . . . Selbständige Handwerker und sonstige Geschäftsleute? . . . Beamte und Angestellte? . . .

Frage 13. Wie viel Bauern halten einen Dienstboten (Knecht oder Magd)? . . . Wie viele zwei bis fünf Dienstboten? . . . Wie viele mehr als fünf Dienstboten? . . .

Frage 19. Wie viele Bauern beschäftigen ständig (oder fast ständig) Tagelöhner? Wie viele zur Erntezeit oder sonst ausnahmsweise?

Frage 20. Wie viele Bauern beschäftigen Wanderarbeiter? Und woher kommen dieselben?

:s geschlossenen bäuerlichen Besitzes, die Bevorzugung eines Kindes vorherrscht, ird von der Davidschen Enquete neu entdeckt. Schließlich wird die allbekannte :hatsache hervorgehoben: „Wo Bevorzugung herrscht, bleiben auch meist Erbtheil-elder auf dem Gute liegen, wenigstens bis zur Verheirathung des betreffenden :indes." Weitere Resultate über die wichtige und interessante Frage der Ver-·bung sind in der vorliegenden Verarbeitung der Enquete nicht enthalten.

Die Fragen 4 bis 6 nach der „Bevölkerungsschichtung" sollten Aus-inft bringen nicht nur „über die drei Hauptgruppen: Nur-Bauern, Auch-iauern und Nicht-Bauern", sondern auch über eine „weitere Gliederung".)as ist nach Dr. David nur insofern „einigermaßen befriedigend" gelungen, ls man aus dem Zahlenmaterial angeblich ersehen kann, ob einer der nicht-indwirthschaftlichen Erwerbszweige für den Ort eine „maßgebende Bedeutung" at. „Im Uebrigen", heißt es auf S. 23, „gehen die Beschäftigungsarten nicht ur für die einzelnen Familien, sondern auch für die einzelnen Glieder der näm-chen Familie nach Alter, Geschlecht und Jahreszeiten so durcheinander, daß aran die Bemühungen der Fragesteller sowohl, wie der Beantworter (!!) heitern mußten. Vielfach sind auch die Zahlenangaben nach Familien und olche nach Personen durcheinandergewürfelt." Bei einer auch nur geringen atistischen Schulung, wie sie füglich von dem Verfasser eines derartigen Frage-ogens verlangt werden sollte, hätte ein derartiges Ergebniß allerdings voraus-esehen werden können. Auch der Trost, den sich der Bearbeiter selbst spendet, idem er sagt, daß die diesbezüglichen, in der Hauptsache ihrem Zweck nicht ent-prechenden Angaben „für die Detailbetrachtung der einzelnen Bogen Beachtung erdienen", erscheint als ein sehr spärlicher, wenn man in Betracht zieht, daß ine Ausscheidung der hier gezählten Landwirthschaft treibenden und sonstigen Bevölkerung nach Alter und Geschlecht nicht erfolgte; eine Ausscheidung, welche ekanntlich zur Beurtheilung der wirthschaftlichen Bedeutung einzelner Berufs-ände von großer Wichtigkeit ist. Ein Gesammturtheil läßt sich, wie uns)r. David mittheilt, auf das hier gesammelte Material „natürlich" nicht auf-auen, „da es sich nicht um alle vorhandenen, sondern um eine beschränkte, aus iancherlei Gründen unfreie Auslese handelt." „Nur das erweist die Tabelle", nd damit schließt Dr. David dieses Kapitel, „daß die Schichtung für die inzelnen Orte und die einzelnen Gegenden sehr verschieden ist." Eine Thatsache, die allerdings auch schon vor dieser Agrar-Enquete „einiger-naßen nicht unbekannt" war.

Einige ähnliche Entdeckungen erfreuen den Leser in den beiden nächsten Kapiteln. Hier sind sie: 1) „Das Ueberwiegen der bäuerlichen Familien ohne Dienstboten tritt in den Orten mit gleicher Erbtheilung am schärfsten hervor" (S. 24). 2) „Die brauchbaren Zahlen bestätigen als allgemeine Regel, daß in den Orten mit Anerbenrecht die Familien mit Dienstboten relativ zahlreicher sind, als in denen mit Gütertheilung." 3) „Die Bauerngüter sind in den ersteren (den Orten mit Anerbenrecht) durchschnittlich größer" u. s. w. u. s. w.

Bemerkt sei dann auch noch, daß — sicherlich in Folge der übermäßig klaren Fragestellung — die Frage 12: „In wie viel bäuerlichen Betrieben sind ausschließlich Familienangehörige beschäftigt?" vielfach dahin mißverstanden wurde, „daß die Betriebe angegeben werden, deren Familienangehörige (?) ausschließlich in den eigenen Betrieben beschäftigt sind." Das gleiche Malheur ereignete sich bei der Frage nach der Zahl der Wanderarbeiter, indem hier bei der Beant-wortung „gelegentlich auch Handwerksburschen" eingerechnet wurden. Die völlige Werthlosigkeit der Davidschen „Ermittlungen" der Zahl der Dienstboten haltenden,

Tagelöhner und Wanderarbeiter beschäftigenden Bauern bedarf hier keiner länger[e] Erörterung. Sie erhellt ohne Weiteres daraus, daß eine ziffernmäßige Fe[st]stellung der Vertheilung der arbeitsfähigen Personen im Allgemeinen und i[m] Besonderen der Dienstboten, Tagelöhner und Wanderarbeiter auf Klein- u[nd] Großbetriebe nicht einmal versucht wurde.

5. Die Lohn- und Lebensverhältnisse der Dienstboten. — Die Lohnverhäl[t]nisse der Tagelöhner. — Pachtverhältnisse. — Produktionsrichtung un[d] Zwischenhandel. — Benutzung von Zugvieh und Maschinen.

Die Fragen 14 bis 18 und Frage 21 beschäftigen sich mit der Lage d[er] Dienstboten und Tagelöhner. Das aus der Beantwortung gewonnene, ga[nz] werthlose Material ist dem Leser in einer Reihe von eigenartigen Tabelle[n] zugänglich gemacht. Die Eigenart dieser Tabellen liegt darin, daß in ihne[n] abweichend von der hausbackenen statistischen Praxis, den Prozentberechnunge[n] nicht etwa die beschäftigten Personen, sondern — die Fragebogen zu Grun[d] gelegt sind! Wie enorme Verschiebungen durch diese originelle Anordnung hervo[r]gerufen werden müssen, das erfordert an dieser Stelle wohl keine nähere Au[s]einandersetzung. Die Frage, ob ein erheblicher Theil des Lohnes in Naturalie[n] gegeben wird, hat die „Stimme aus der Tiefe des Volkes" zwar zumeist m[it] „Nein" beantwortet. Ueber dieses „Nein" offenbar mißvergnügt, sucht de[r] Bearbeiter aber die Antwort folgendermaßen abzuschwächen: „Das hat seine[n] Grund wohl in der subjektiven Meinung über den Begriff ‚erheblich'." Einig[e] Schuld an diesem anscheinend etwas unliebsamen Ergebniß trägt wohl ein kleine[s] Versehen des Verfassers des Musterbogens. Die diesbezügliche Musterantwo[rt] desselben lautet nämlich ebenfalls: „Nein." Bei der hingebenden Aufmerksamkei[t,] welche, wie wir schon gesehen haben, der Musterantwort von den Beantworter[n] gewidmet wurde, hätte es zweifellos nur der entsprechenden Musterantwort bedurf[t,] um das entgegengesetzte Resultat zu erzielen.

Aeußerst seltsam ist ferner die Art der Berechnung des Jahreseinkommen[s] der Dienstboten. Diese Berechnung wird nämlich in der Weise vollzogen, da[ß] Kost und Logis dem Geldlohn gleich geschätzt werden; so werden zum Beispie[l] bei einem Jahreslohn von 150, resp. 300 Mark auch Kost und Logis zu 150 resp. 300 Mark angesetzt, so daß sich ein Jahreseinkommen von 300, resp. 600 Mark ergiebt. Ein ebenso einfaches wie unsinniges Verfahren. Ueber di[e] dem Bearbeiter außerdem unterlaufene Verwechslung von Dienstboten und Er[]hebungsorten sei mildes Stillschweigen gebreitet. —

Es hieße den Raum der „Neuen Zeit" unnöthig in Anspruch nehmen[,] wollten wir uns darauf einlassen, alle groben Verstöße gegen die einfachste[n] Regeln der statistischen Technik und sonstige Verstöße, wie sie hier auf dem enge[n] Raum von knapp neun Seiten (25 bis 33) zusammengedrängt sind, auch nur ober[]flächlich zu besprechen. Wir begnügen uns damit, noch auf folgende Merkwürdig[]keiten kurz aufmerksam zu machen. Das sind die Tabelle mit den „Kostwerth[]differenzen" nebst ihrem Begleittext, die Frage über die Pachtverhältnisse („Sin[d] die Pachtpreise auskömmlich oder zu hoch?" u. s. w.), die Ausführungen übe[r] das „schöne patriarchalische Verhältniß", die Tanzbodengemeinschaft, Mistbruder[]schaft 2c. 2c.

Vergebens wird der Leser, der sich für ländliche Verhältnisse interessirt[,] in dieser Enquete nach brauchbarem Material für die praktische Agitation ode[r] die theoretische Verwendung spähen. „Wir wollten Stimmen aus der Tiefe de[r] Landbevölkerung heraus hören; unmittelbare Kundgebungen aus den Dörfer[n]

über den Daseinskampf in den Dörfern." Also hatte der Bearbeiter selbstbewußt seine Absichten verkündet. Der Wille war gut, aber das allein genügt nicht. Anstatt des erhofften neuen und grundlegenden Materials wurde ein Sammelsurium der ältesten und bekanntesten Gemeinplätze in klingende Phrasen verwandelt und als funkelnagelneue Wahrheiten an den Mann zu bringen versucht.

In der letzten Zeit grassirt in gewissen Parteikreisen die Mode, daß sich die „Praktiker" über die „großen Ansprüche der Theoretiker" beklagen. Im vorliegenden Falle werden sowohl die Praktiker wie die Theoretiker mit uns einig sein im Bedauern über den kläglichen Ausfall dieser „Fragebogenerhebung".

Uebersicht über die Theorien der Elektrizität.

Von Dr. **Anton Lampa.**

1. Die Theorien der Fernwirkung.

Die älteste Annahme, welche man zur Erklärung der elektrischen Erscheinungen gemacht hat, bestand darin, daß es einen sehr feinen, sehr leicht beweglichen, überaus leichten, für uns unwägbaren Stoff, das elektrische Fluidum* gäbe, welcher das ist, was wir Elektrizität nennen. Der Unterschied der positiven und negativen Elektrizität verlangte sogleich zwei solche Fluida. In einem unelekrischen Körper sind beide und zwar in gleich großer Menge enthalten, so daß sie sich in ihrer Wirkung nach Außen neutralisiren. Diese Mengen müssen so groß angenommen werden, daß es unmöglich erscheint, einem Körper die eine Elektrizitätsart vollständig zu entziehen. Dies ist die dualistische Hypothese von Symmer (1759). Franklin glaubte mit einem Fluidum auskommen zu können und wurde so der Begründer der unitarischen Hypothese. Das eine der beiden Fluida, z. B. das negative, wird beibehalten. Ein Körper ist dann negativ elektrisch, wenn er mehr, positiv, wenn er weniger Fluidum enthält als im negativen Zustande. Um die einfachen Erscheinungen des polaren Verhaltens positiv und negativ elektrischer Körper zu erklären, muß die unitarische Hypothese die Materie mit ins Spiel ziehen, sie ist also im Grunde genommen dualistisch, nur daß sie das eine Fluidum, im supponirten Fall das positive, durch die Materie ersetzt. In der dualistischen Hypothese bleibt die Einwirkung der Materie auf die Materie, den Erscheinungen der Gravitation entsprechend, eine anziehende, während die kleinsten Theilchen der Fluida, dem Coulombschen Gesetze entsprechend, sich anziehen oder abstoßen (die Einwirkung ist proportional dem Produkt der Elektrizitätsmengen und umgekehrt proportional dem Quadrat ihrer Entfernung). Die unitarische Hypothese dagegen nimmt an, daß sich sowohl die Theilchen ihres Fluidums, als auch die Theilchen der Materie untereinander dem Coulombschen Gesetz gemäß abstoßen. Fluidumtheilchen und Materientheilchen hingegen ziehen sich demselben Gesetz entsprechend an. Um die gewöhnliche Gravitation mit zu erklären, muß angenommen werden, daß die Anziehung zwischen Fluidum und

---

* Das Wesen der Naturkräfte suchte man lange Zeit hindurch zu erfassen, indem man sich sie stofflicher Natur dachte. Da es unmöglich war, ein Gewicht dieser Kraftstoffe nachzuweisen, nannte man sie Imponderabilien (imponderabilis, lat. = unwägbar) oder nach anderen Eigenthümlichkeiten Fluide (fluidum, lat. = Flüssigkeit). Die Erscheinungen zwangen nämlich dazu, sich die Imponderabilien als flüssig vorzustellen, da sie einerseits mit Leichtigkeit von einem materiellen Körper auf den anderen übergehen, andererseits ohne Widerstand in das Innere derselben eindringen können. Man kannte ein Wärme- und ein Lichtfluidum, ferner zwei magnetische und zwei elektrische Fluida.

Materie bei sonst gleichen Umständen die Abstoßung zwischen Fluidum und Fluidum und die zwischen Materie und Materie überwiegt. So wird die Attraktion zweier unelektrischer Körper verständlich. Jeder unelektrische Körper ist hiernach elektrisch, nur ist seine Elektrizität für uns nicht merkbar. Ein Körper besitzt die für diesen Zustand normale Ladung, wenn sein Fluidum ein außerhalb desselben befindliches Fluidumtheilchen in ebendemselben Maße abstößt, als seine Materie dasselbe anzieht. Auch das Fluidum der unitarischen Theorie ist imponderabel, unwägbar.

Diese beiden älteren Hypothesen erklären die elektrostatischen, die Erscheinungen der ruhenden Elektrizität, gleich gut. Mit Zuziehung der Wirkung in die Ferne ist es gelungen, all diese Erscheinungen mathematisch zu behandeln; die Folgerungen dieser mathematischen Theorie sind jedoch vollkommen unabhängig von den Prämissen sowohl der dualistischen als auch der unitarischen Hypothese, so daß also ihre Uebereinstimmung mit der Erfahrung gar nichts für oder wider eine dieser Hypothesen aussagt. Dies beruht darauf, daß die mathematische Theorie der Elektrostatik nur scheinbar auf diesen Hypothesen, in Wahrheit aber auf dem empirisch festgestellten Coulombschen Gesetz aufgebaut ist.

Auch zur Erklärung der Kontaktelektrizität,* welche zur Zeit der Aufstellung der Symmerschen und Franklinschen Hypothese noch nicht bekannt war, reichen dieselben noch aus, wenn die Erfahrungsthatsache hinzugenommen wird, daß an der Grenzfläche zweier heterogener (verschieden*artiger*) Körper eine die Elektrizitäten scheidende Kraft auftritt; diese läßt sich durch die Annahme verständlich machen, daß verschiedenartige Körpermaterien eine verschieden starke Anziehung auf die Elektrizität ausüben. Freie Beweglichkeit des Fluidums in einer Gattung von Körpern, Festhaften an den Molekeln einer anderen begründen den Unterschied von Leitern und Nichtleitern.

Wir hätten somit das Auftreten elektrischer Ladungen bei der Berührung zweier heterogener Körper (und zwar von Leitern) erklärt. Wenn wir nun aber zwei solche Leiter durch einen passenden Körper verbinden (Voltasches Element), erhalten wir einen elektrischen Strom. Die Erscheinungen, durch welche er sich kundgiebt, besitzen theilweise eine Richtung (z. B. die elektrolytischen** Wirkungen) und demzufolge schließen wir, daß der Strom selbst eine Richtung hat. Dies legt den Gedanken nahe, daß das elektrische Fluidum selbst in den Leitern strömt. Die Theorie (Kirchhoff) zeigt nun aber, daß im Innern eines konstanten Stromes keine freie Elektrizität vorhanden sein kann; daraus folgt die dualistische Hypothese, daß beide Fluida in gleichen Mengen in entgegengesetzter Richtung durch jeden Querschnitt des Leiters fließen. Bei der Elektrizitätsbewegung durch Flüssigkeiten haftet die Elektrizität an den Jonen (den Theilen der zerlegten Molekel) und bewegt sich mit diesen fort. Hittorf hat gezeigt, daß die eine Jonenschaar thatsächlich in der einen, die andere hingegen in der entgegengesetzten Richtung im Stromkreis wandert; durch diese Versuche erhält die Möglichkeit einer solchen zunächst wenig plausibeln Doppelbewegung der elektrischen Fluida in Leitern eine Stütze.

Nach dieser Theorie besteht also der elektrische Strom in einer Strömung des Fluidums in dem Leiter. Es ist demnach nicht im Vorhinein sicher, ob die Bewegung des Fluidums sammt dem Leiter, so daß sie bezüglich desselben in

---

* Die Kontakt(Berührungs-)elektrizität wurde zuerst in Galvanis Versuchen über die Zuckungen eines entsprechend präparirten Froschschenkels beobachtet. Jedoch wurden diese Versuche erst von Volta in der richtigen Weise gedeutet.

** Man bezeichnet mit Elektrolyse (lyo, griechisch = lösen) die durch den elektrischen Strom bewirkte chemische Zerlegung eines Körpers. Das bekannteste Beispiel einer solchen ist die Zersetzung des Wassers in seine Bestandtheile Sauerstoff und Wasserstoff.

Ruhe ist, wie ein elektrischer Strom wirkt. Versuche von Rowland und Anderen haben dies bejaht. Umgekehrt darf nun ebensowenig aus diesen Versuchen geschlossen werden, daß in einem elektrischen Strom das Fluidum strömt.

Weiter hat man Aufschlüsse über die Natur des elektrischen Fluidums aus dem Ohmschen Gesetz zu gewinnen gesucht. Dieses besagt, daß die Intensität des Stromes in jedem Moment proportional ist der in diesem Moment wirkenden elektromotorischen Kraft. Diesem Gesetz entsprechend wäre also die Bewegungsenergie des Fluidums nur von der momentanen, keineswegs aber von den vorangegangenen Einwirkungen der die Bewegung hervorrufenden Kraft abhängig, mit anderen Worten, das elektrische Fluidum kann keine Trägheit besitzen. Hertz hat diese Konsequenz einer experimentellen Untersuchung unterworfen und eine obere Grenze für die Trägheit der Elektrizität gefunden.

Während sich, wie aus dem bisher Gesagten hervorgeht, die Erscheinungen der Elektrostatik und der Bewegung des konstanten Stromes durch die Hypothese der beiden Fluida (von welcher die Hypothese des einen Fluidums ein Spezialfall ist) erklären lassen, bedarf sie einer prinzipiellen Erweiterung, um den Induktionserscheinungen* und den elektrodynamischen Wirkungen gerecht zu werden. Es genügt, die letzteren in Betracht zu ziehen: Unter elektrodynamischer Wirkung versteht man die Einwirkung von Strömen auf einander. Hat man zwei Stromelemente gegeben, gleichgiltig, ob sie ein und demselben oder zwei verschiedenen Stromkreisen angehören, so hat man in jedem zwei Bewegungen der Elektrizität und im Ganzen vier Wechselwirkungen, zwei abstoßende zwischen den beiden positiven und den beiden negativen, zwei anziehende zwischen der positiven Fluidummenge im ersten und der negativen im zweiten und zwischen der negativen im ersten und der positiven im zweiten Stromelement. Diese anziehenden und abstoßenden Kräfte sind aber dem Coulombschen Gesetz gemäß gleich groß, müssen sich also aufheben; darnach dürften also zwei Stromelemente keine Kraft auf einander ausüben. Die Erfahrung lehrt aber, daß eine solche Kraft besteht; die Gesetze derselben wurden von Ampère gefunden. Will man dieser Thatsache gegenüber die Theorie der Fluida nicht aufgeben, so genügt es, wie Wilhelm Weber gethan hat, anzunehmen, daß die Kraft, welche zwei elektrische Theilchen auf einander ausüben, nicht blos von ihrer Masse und ihrer Entfernung, sondern auch von ihrer Bewegung abhängt. Auf Grund dieser Annahme formulirte Weber sein Grundgesetz, welches das Coulombsche als Spezialfall umfaßt. Aus den Beobachtungen Ampères folgert er, daß zwei elektrische Massen desto schwächer (abstoßend oder anziehend, je nachdem sie gleichartig oder ungleichartig sind) auf einander wirken, je größer das Quadrat ihrer relativen** Geschwindigkeit ist.

C. Neumann hat später gezeigt, daß sich dasselbe Gesetz auch unter der engeren Annahme ableiten läßt, daß nur die eine Elektrizitätsart sich bewegt,

---

* Die Induktion wurde 1831 von Faraday entdeckt. Die mit diesem Namen belegte Thatsache ist folgende: Wenn ein geschlossener Leiter sich in einem magnetischen Feld (Raum, wo magnetische Kräfte herrschen) befindet, mag nun das Magnetfeld von einem Magnet oder einem elektrischen Strom herrühren, so entsteht in dem Leiter allemal ein Strom, wenn die Intensität des Magnetfeldes eine Aenderung erfährt; dieser induzirte Strom dauert nur so lange als die Intensitätsänderung selbst.

** Das heißt in Beziehung auf einander gemessen. Zwei Eisenbahnzüge, welche nebeneinander fahren, haben, wenn sie fort gleichen Schritt halten, die relative Geschwindigkeit Null, wie groß auch ihre Fahrtgeschwindigkeit an sich sein mag. Fahren sie in entgegengesetzter Richtung, so ist ihre relative Geschwindigkeit gleich der Summe ihrer Fahrtgeschwindigkeiten u. s. w.

die andere aber ruht. Es ist dagegen noch unbeantwortet, ob diese Ableitung noch stichhaltig bleibt, wenn man die ruhende Elektrizität mit der Körpermaterie identifizirt, wodurch man zur Theorie eines Fluidums käme. Bei dem gegenwärtigen Stand der Forschung wäre aber eine solche Untersuchung wohl belanglos.

Von gleichen Gedanken wie Weber ausgehend, hatte Gauß ein dem Weberschen Gesetz ähnliches aufgestellt; jedoch steht dasselbe mit dem Prinzip der Erhaltung der Energie nicht in Einklang. Desgleichen hat Riemann ein Gesetz aufgestellt, welches von der dualistischen Theorie ausgeht; Clausius ferner formulirte ein Grundgesetz, welches auf der unitarischen Theorie beruht.

Es ließen sich Experimente machen, welche gestatten würden, zwischen den drei Grundgesetzen von Weber, Riemann und Clausius sich zu entscheiden. Jedoch ist dieses Problem von der Forschung inzwischen überholt worden. Die Hypothesen der elektrischen Fluida sind, wie oben erwähnt wurde, Fernkraftshypothesen, das heißt, sie nehmen an, daß die Kraftwirkungen durch den Raum hindurch ohne Vermittlung eines Trägers stattfinden können. Sie müssen nun, wie wir gesehen haben, um alle Erscheinungen der Elektrizität zu erklären, Kräfte zwischen zwei Theilchen des elektrischen Fluidums annehmen, welche von der Bewegung der Theilchen abhängen. Für die Frage nach der Richtigkeit der Fernkrafttheorie ist demnach in der Frage nach der Richtigkeit der drei Grundgesetze (Weber, Riemann, Clausius) ein Prüfstein gefunden. Zur Zeit ist aber, von den theoretischen Einwänden, welche Helmholtz gegen das Webersche Gesetz erhoben hat, abgesehen, durch die Versuche von Hertz in definitiver Weise gegen diese Gesetze entschieden, da sich diese Versuche aus diesen Gesetzen nicht theoretisch ableiten lassen.

Unmittelbar an die beiden reinen Fernwirkungstheorien schließen sich Theorien an, welche als

2. Modifizirte Fernwirkungstheorien

angesehen werden können. Während die reinen Fernwirkungstheorien annehmen, daß die Wirkung in die Ferne momentan erfolgt, ist hierzu nach Ansicht dieser Theorien eine gewisse Zeit erforderlich. In diese Gruppe rangiren sonach alle theoretischen Untersuchungen, welche, wie diejenige Riemanns und Lorenz' z. B. von der dualistischen Elektrizitätstheorie, eine Brücke in das Reich des Lichtes zu schlagen versuchten. Wie die Fortpflanzung der Fernwirkung vor sich geht, wie das Medium beschaffen sein mag oder beschaffen sein muß, um Vermittler elektrischer Wirkungen sein zu können, wird von diesen Theorien nicht untersucht. Am meisten ausgearbeitet ist die Theorie von Edlund.

Nach dieser Theorie ist der Lichtäther derjenige Stoff, dessen größere oder geringere Menge in einem Körper als Elektrisirung, dessen Strömung als elektrischer Strom in Erscheinung tritt. Ein Körper besteht aus Molekeln, welche von Aetherhüllen umgeben sind, und freiem Aether. Ein Ueberschuß des letzteren über den normalen Betrag erzeugt einen Zustand, welchen wir als positive Elektrisirung bezeichnen; umgekehrt ist ein Körper negativ elektrisch, wenn die Menge seines freien Aethers geringer als der normale Betrag ist. Die Anziehungen und Abstoßungen elektrisirter Körper und ihre Bewegungen finden also im Lichtäther statt, sind demnach so zu behandeln, wie es das Archimedische Prinzip* verlangt.

* Dasselbe lautet: Ein in einer Flüssigkeit befindlicher Körper erfährt eine der Richtung der Schwerkraft entgegengesetzte Einwirkung, welche ihrer Größe nach gleich ist dem Gewicht der von dem Körper verdrängten Flüssigkeitsmenge. Diese Kraft, der Auftrieb genannt, und die Schwerkraft geben im Allgemeinen Veranlassung zu Bewegungen des Körpers.

Das Prinzip gilt auch für andere Kräfte, welche sowohl auf die Flüssigkeit als auch auf den in ihr befindlichen Körper einwirken.

Bewegt ſich der freie Aether in den Leitern, ſo entſteht ein elektriſcher
ẞtrom. Die Stromſtärke iſt der fließenden Aethermenge proportional. Die
Birkung der elektrizitätsbewegenden Kraft iſt der Wirkung einer Pumpe zu ver-
leichen, welche den Aether durch den Stromkreis treibt. Die elektrodynamiſchen
Birkungen werden durch die Annahme erklärt, daß die Kraft, welche zwiſchen
vei Körpern wirkt, Zeit braucht, um von dem einen zum anderen zu gelangen.
Ran ſieht, die Edlundſche Theorie iſt im Weſentlichen eine unitariſche Stoff-
jeorie, in welcher das (poſitive) Fluidum ſeiner Natur nach inſofern näher
eſtimmt erſcheint, als es mit dem Lichtäther identifizirt wird.

Die Theorie iſt, wie alle Theorien dieſer Gruppe, lückenhaft und ſomit
nzulänglich; läßt ſie doch die höchſt wichtige Frage, ob die elektriſche Kraft bei
er Fortpflanzung durch das Zwiſchenmedium in demſelben Veränderungen hervor-
uft oder nicht, ganz unberührt. Dieſe Frage aber und die ſich ihr unmittelbar
nſchließende nach der Natur dieſer Veränderungen iſt durch Faradays Entdeckung
er dielektriſchen Polariſation* in den Vordergrund gerückt worden und zwar in
olchem Maße, daß er, wie die Unterſuchungen ſeiner Nachfolger gezeigt haben,
ıit vollem Rechte die Frage nach dem Weſen der Elektrizität gerade von dieſem,
on den Fernwirkungstheorien ignorirten Gebiete aus in Angriff nehmen konnte.
lle Theorien, welche von dem von Faraday fixirten Standpunkt ausgehen, können
ls mechaniſche bezeichnet werden.

3. **Mechaniſche Theorien.**

Es iſt eigentlich nur ein eingebürgerter Sprachgebrauch, die Anſchauungen
ber die elektriſchen Vorgänge, welche von einer Fernwirkung ausgehen, als
heorien zu bezeichnen. Die Theorie ſoll doch einen Einblick in den Verlauf,
der wie wir uns gleich naturwiſſenſchaftlich genau ausdrücken können, in den
Rechanismus des Vorganges, welchen ſie erklären ſoll, gewähren. Daß das
hyſikaliſche Erkennen über die Mechanik nicht hinausgeht, iſt ſattſam erörtert
vorden; ich brauche mich bei dieſem Punkte nicht weiter aufzuhalten. Eine wirk-
che Theorie der Elektrizität wird ſich demnach die Aufgabe ſtellen, einen Mecha-
ismus zwiſchen den einzelnen Theilen eines elektriſchen und magnetiſchen Syſtems
ı erſinnen, welcher verſtändlich macht, wie durch beſtimmte Bewegungen oder
uſtände in einem Theile des Syſtems, welche man mit gewiſſen elektromagnetiſchen
rſcheinungen identifizirt, in den anderen Theilen des Syſtems Bewegungen oder
uſtände hervorgerufen werden, welche, in konſequenter Weiſe interpretirt, mit
n wirklich erzeugten elektromagnetiſchen Zuſtänden oder Veränderungen identi-
zirt werden können. Wenn man alſo z. B. den elektriſchen Strom in einem
raht als eine wirklich ſtrömende Bewegung, d. i. als einen mechaniſchen Vor-
ıng anſieht, beſteht die Aufgabe darin, einen Mechanismus ausfindig zu machen,
ırch welchen dieſe Strömung 1) in den umgebenden nichtleitenden Subſtanzen
agnetiſche Erſcheinungen hervorruft, 2) etwa vorhandene Magnete in Bewegung
ẞt, 3) in benachbarten Leitern Induktionsſtröme hervorruft, 4) benachbarte

---

* Faraday hat gefunden, daß ſich die nichtleitende Umgebung eines elektriſirten Leiters
ets in einem Spannungszuſtand befindet, welchen man ſich als einen Zug längs der Kraft-
nien und einen Druck ſenkrecht zu den Kraftlinien vorzuſtellen hat. (Die Kraftlinien geben
jedem Theil ihres Verlaufes die Richtung der in jenem Theile herrſchenden elektriſchen
raft an.) Die Nichtleiter nannte Faraday Dielectrica (*διά*, griechiſch = durch), weil
ı Gegenſatze zu den Leitern auch in ihrem Innern elektriſche Kräfte herrſchen können:
n Spannungszuſtand, welchen ſie durch elektriſche Kräfte erfahren, nannte er dielektriſche
olariſation.

Ströme in Bewegung setzt, 5) zu der Erscheinung der Drehung der Polarisation
ebene des Lichtes* in nichtleitenden Substanzen Veranlassung giebt.

Es ist die geniale Leistung Maxwells, ganz allgemein gezeigt zu habe
daß es mechanische Systeme bestimmter Art giebt, welche diese Bedingung
erfüllen. Seine Betrachtungen sind ganz unabhängig von einem speziell gewählt
Mechanismus; sie gehen einzig und allein von der Voraussetzung aus, daß i
einem elektrischen Strom eine Bewegungserscheinung irgend welcher Art vorhand
ist. Dadurch werden die elektromagnetischen Erscheinungen den Prinzipien d
Mechanik unterworfen, auf deren Basis die mathematische Theorie entwickelt wir
Wie gleich bemerkt werden mag, leiden die verschiedenen speziellen Mechanisme
an Unzulänglichkeiten; die mathematische Theorie des Elektromagnetismus i
jedoch frei davon, so daß Hertz mit Recht den Ausspruch thun konnte: „D
Maxwellsche Theorie sind die Maxwellschen Gleichungen." Es tritt hier dieselb
Erscheinung auf, wie bei den Grundgleichungen der Mechanik selbst. Um d
Mechanik frei von allen Einwänden darzustellen, ging Kirchhoff von einer gewisse
Grundgleichung aus; in ähnlicher Weise stellte Hertz die Maxwellsche Theor
dar, indem er von den Grundgleichungen ausging, ohne sie abzuleiten. D
Mechanismen spezieller Art können als eine Art mechanischer Illustration zu de
Gleichungssystem Maxwells angesehen werden. Die Beziehungen zwischen de
Theilen eines elektromagnetischen Systems lassen sich zum Theil durch Model
veranschaulichen. Ein solches wurde zuerst von Boltzmann konstruirt; ande
rühren von Maxwell selbst, Lodge, Ebert, Thomson u. A. her.

Ich führe nun die hauptsächlichsten speziellen Theorien an.

a) Manche Erscheinungen, welche die Elektrizität und der Magnetism
darbieten, lassen sich durch hydrodynamische** Vorrichtungen nachmachen; man h
daher versucht, eine Erklärung der elektrischen Erscheinungen zu gewinnen, inde
man dem Aether zum Theil die Eigenschaften einer Flüssigkeit zuschrieb. Z
dieser Gruppe der hydrodynamischen Theorien gehört die erste Theorie von Helm
Nach seiner Hypothese ist jeder Körper ein Aggregat von flüssigen Aethermolekel
welche in festem, elastischem Aether eingelagert sind; das Verhalten des letzter
ist durch jene Molekel mitbedingt. Sind verhältnißmäßig wenige flüssige Molek
vorhanden, enthält der Körper also zumeist festen Aether, so ist er ein Dielektriku
(Nichtleiter). Ueberwiegt dagegen die Menge des flüssigen Aethers über de
festen, so ist der Körper ein Leiter. Zwischen dem flüssigen Aether und de
festen findet Reibung statt. Ein elektrisch geladener Körper ist ein solcher, welch
das umgebende Medium in einen Spannungszustand versetzt. Positiv ist ei
Körper, wenn er das Medium verdünnt. Der elektrische Strom ist einfach ei
Strömung des flüssigen Aethers. Vermöge der Reibung an den inneren Theile
des festen Aethers wird Wärme erzeugt, an den äußeren hingegen elastisch
Verschiebungen hervorgerufen, welche auf weiter entfernte Leiter induziren
bezüglich elektrodynamisch einwirken. Die magnetischen Erscheinungen werde

* Im gewöhnlichen Lichte erfolgen die Schwingungen, welche das Licht ausmache
in allen möglichen Ebenen, welche sich in dem Lichtstrahl durchschneiden, im polarisirten Lic
in einer einzigen. Die Ebene, welche zu jener, in welcher die Schwingungen vor sich gehe
senkrecht steht, heißt die Polarisationsebene des Strahls; sie erfährt von manchen Substanz
eine Drehung, wenn der Strahl durch dieselben hindurchgeht, z. B. von einer Zuckerlösun
Faraday hat nun entdeckt, daß auch solche Substanzen, welche an sich nicht die Fähigke
haben, die Polarisationsebene zu drehen, diese Fähigkeit erlangen, sobald sie in ein magn
tisches Feld gebracht werden.

** Hydrodynamik ist die Lehre von der Bewegung der Flüssigkeiten.

durch Wirbel in dem flüſſigen, durch Torſions- (Verdrehungs-) Spannungen in dem feſten Aether erzeugt. —

b) Zur Gruppe der Wirbeltheorien gehört die Theorie von Maxwell (publizirt unter dem Titel: „On physical lines of force“, 1861—62). Maxwell ſtellt ſich zunächſt die Aufgabe, die Beſchaffenheit eines Mediums ausfindig zu machen, welches im Stande iſt, durch ſeinen Bewegungs- oder Spannungszuſtand die Anziehungserſcheinungen von Magneten zu erklären. Seine Hypotheſe genügt nicht nur dieſer Aufgabe, ſie erklärt auch die elektromagnetiſchen Eigenſchaften und die Induktion.

In jedem Punkte eines Magnetfeldes, d. i. eines Raumes, in welchem magnetiſche Kräfte wirken, hat die magnetiſche Kraft eine Größe und Richtung. Sie läßt ſich darſtellen durch eine mechaniſche Spannung, die in einer beſtimmten Richtung (Axe genannt) größer oder kleiner iſt als in allen anderen, und durch Drücke, welche auf der Axe ſenkrecht und nach allen Richtungen gleich ſind (Kraftlinien). Einen derartigen Spannungszuſtand kann man ſtets zerlegen in einen gewöhnlichen hydroſtatiſchen* Druck und in einen einfachen Druck oder Zug (je nachdem der Druck in der Axe größer oder kleiner iſt als ſenkrecht dazu) längs der Axe. Im magnetiſchen Feld tritt der letztere Fall ein; es iſt alſo in demſelben der Zuſtand des Mediums ein ſolcher, daß in einer Richtung der Druck einen kleineren Werth hat als in jeder dazu ſenkrechten, was den Gedanken nahelegt, den Drucküberſchuß in den zur Axe ſenkrechten Richtungen, kürzer geſagt der Aequatorialrichtung, auf Rechnung einer Zentrifugalkraft** zu ſetzen. Nimmt man an, daß in dem Medium lauter Wirbel vorhanden ſind, deren Axen mit den Kraftlinien zuſammenfallen, ſo entſpricht eine ſolche Anordnung dem Zuſtand eines Magnetfeldes. Die Kraftlinien ſind nun nicht immer parallel, ſie ändern ihre Richtung. Damit alſo auch die Axen der Wirbel. Nimmt man nun noch hinzu, daß die Dichtigkeit der Wirbelſubſtanz und ihre Drehungsgeſchwindigkeit auch verſchiedene Werthe haben kann, ſo hat man genug variable Größen, um das Wirbelſyſtem verſchiedenen Bedingungen anzupaſſen.

Es ergiebt ſich nun zunächſt, daß ein mit derartigen Wirbeln gefülltes Medium ſich ſeitlich (äquatorial) ausbreiten würde, wenn nicht entſprechende Drücke es daran hindern würden. Man muß daher zunächſt die von dem Wirbelſyſtem ausgeübten Drücke berechnen, was leicht auszuführen iſt. Um die Ausdrücke, welche die auf ein Element im Innern des Mediums wirkenden Kraftkomponenten*** beſtimmen, zu interpretiren, nimmt Maxwell an, daß die Komponenten der Umfangsgeſchwindigkeit der Wirbel (in drei zu einander ſenkrechten Richtungen) die Komponenten der magnetiſchen Kraft (nach dieſen Richtungen) dar-

* D. i. einen Druck, wie er innerhalb einer ruhenden Flüſſigkeit auf einen Punkt ausgeübt wird, nämlich von allen Seiten.

** Wenn ein Körper eine Drehbewegung ausführt, tritt immer eine Kraft auf, welche ihn von dem Mittelpunkt ſeiner Drehung zu entfernen ſtrebt, die Zentrifugalkraft. Beiſpiele: Schleuder, Zentrifugalregulator, die Zentrifugen der Induſtrie ꝛc.

*** Wenn auf einen Punkt mehrere Kräfte wirken, ſo kann man ſie durch eine einzige Kraft erſetzen, welche denſelben Effekt hervorbringt, wie jene einzelnen Kräfte zuſammen. Man nennt dieſe Kraft die Reſultirende und ſagt, daß ſich die Einzelkräfte zu einer Reſultirenden zuſammenſetzen laſſen. Umgekehrt kann man wieder jede Kraft als eine Reſultirende auffaſſen und in mehrere Einzelkräfte zerlegen. Dieſe nennt man dann die Komponenten der Kraft. Die Zerlegung erfolgt gewöhnlich, wie es ſich für die mathematiſche Behandlung empfiehlt, in drei zu einander ſenkrechten Richtungen. — Ebenſo kann man Geſchwindigkeiten zuſammenſetzen und zerlegen.

stellen. Dann ersieht man aus den Ausdrücken für die Drücke, was hier nur referirend angeführt werden kann, daß das supponirte Wirbelsystem die Wirkung eines Magnetfeldes 1) auf magnetische Pole, 2) auf magnetisch induzirbare Körper, 3) auf elektrische Ströme vollständig erklärt.

Die Annahme eines solchen Wirbelsystems leidet aber an einer Schwierigkeit. Es ist nämlich ein schwieriger Punkt für die Theorie, zu erklären, wie derartige Wirbel nebeneinander bestehen können, wenn sie sich um parallele Axen drehen, und noch mehr, wie ein Wirbel einen benachbarten erzeugen kann (was der Thatsache der Fortpflanzung des magnetischen Zustandes im Raume entspricht), da sich die Wirbel gleichsinnig, an der Berührungsstelle also im entgegengesetzten Sinne drehen. Um dies mechanisch zu veranschaulichen, nimmt Maxwell weiter an, daß zwischen je zwei Wirbeln kleine Partikel vorhanden sind, welche sich um ihre eigene Axe drehen können und gewissermaßen als Zahnräder zwischen die Wirbel eingelagert sind. Die Interpretation der Gleichungen giebt das Resultat, daß durch die Bewegung dieser Zwischenpartikel in vollkommener Weise ein elektrischer Strom dargestellt wird.

Die Größe der Partikel kann gegenüber jener der Wirbel sehr klein angenommen werden, ferner kann innerhalb einer Molekel eine ganze Menge von Wirbeln bestehen. Innerhalb einer Molekel ist die Bewegung der Partikeln widerstandslos, sobald jedoch die Partikel von einer Molekel zur benachbarten übergehen, erfahren sie einen Widerstand, wodurch die elektrische Energie in Wärme umgewandelt wird.

Mit Hilfe des durch die Zwischenpartikel vervollständigten Wirbelsystems lassen sich alle Eigenschaften des elektromagnetischen Feldes erklären und das Gleichungssystem für dasselbe in der Form und Vollständigkeit aufstellen, wie es heute durch die Versuche von Hertz als bestätigt anzusehen ist.

Um nun auch noch die elektrostatischen Erscheinungen und die Einwirkung des Magnetismus auf das Licht zu erklären, sieht sich Maxwell genöthigt, den Abtheilungen des Mediums, in welchem die Wirbel stattfinden, Elastizität zuzuschreiben. Dies ist vor allem nothwendig, um zu erklären, wieso das Medium, wenn die Einwirkung der elektrischen Kräfte aufhört, aus dem Zustande der dielektrischen Polarisation in den gewöhnlichen zurückkehrt. Wieso die Lage der Polarisationsebene des Lichtes durch die Wirbel eine Verdrehung im Sinne der Wirbel erfährt, ist auch ohne Mathematik verständlich.

Die Maxwellsche Theorie erklärt, wie man sieht, in großer Vollständigkeit die elektrischen Erscheinungen. Sie bietet in der That einen dem beabsichtigten Zweck vollkommen angepaßten Mechanismus, leidet jedoch an physikalischen Schwierigkeiten. Die hauptsächlichsten sind: erstens müssen der flüssigen Wirbelsubstanz (dem Aether) die Eigenschaften eines elastischen festen Körpers zugeschrieben werden; zweitens wird außer dem Aether eine noch feinere Substanz, aus welcher die Zwischenpartikel bestehen, eingeführt. —

c) J. J. Thomson hat versucht, mittels einer eigenthümlichen Molekulartheorie auch die Erscheinungen der Elektrizität und des Magnetismus zu erklären. Faraday hat die Vorstellung der Kraftlinien und der durch Kraftlinien gebildeten Kraftröhren in die Elektrizitätslehre eingeführt. J. J. Thomson nimmt nun an, daß diese Kraftröhren reale Existenz haben. Sie sind entweder in sich zurücklaufende Ringröhren, oder sie verbinden zwei Atome, sei es desselben, sei es verschiedener Körper. Die Atome einer Molekel sind durch kurze Röhren miteinander verbunden. Freie Elektrizität deutet auf das Vorhandensein freier, unverbundener Atome. Form und Lage der Röhren wird als beliebig veränderlich angenommen. Durch Bewegung und Deformation dieser Röhren resultiren Ver-

nderungen; das ganze System läßt sich leicht den Gleichungen des magnetischen ·eldes anpassen. Die elektrischen und magnetischen Größen zeigen sich dabei nmittelbar bedingt durch die Anzahl und durch die Bewegung der reellen Kraft= öhren: die Schwierigkeit der Theorie liegt darin, zu erklären, warum die Röhren n ihren Enden die Wirkungen freier Elektrizität zeigen. Das Wesen der freien lektrizität bleibt nach wie vor das Mysterium. —

d) Die letzte Gruppe der zu besprechenden Theorien sind Elastizitätstheorien. Will man die Erscheinungen der Elektrizität und des Magnetismus durch die= elben elastischen Eigenschaften des Aethers erklären, welche man zur Theorie der ichtschwingungen braucht, so stößt man auf unüberwindliche Schwierigkeiten (siehe as bei der Maxwellschen Theorie Bemerkte). —

Sie lassen sich umgehen durch besondere Annahmen über den Aether. V. Thomson (jetzt Lord Kelvin) denkt sich den Aether als einen absolut un= usammendrückbaren Stoff, der sich wie eine Flüssigkeit bewegt, also vollkommen nelastisch ist. Dagegen soll er einer Rotation seiner Volumelemente einen Wider= and entgegensetzen; solchen Aether bezeichnet er als quasirigid. Mit dieser An= ahme lassen sich die Grundgleichungen der Maxwellschen Theorie ableiten. Diese Theorie führt zu der schwer zu acceptirenden Konsequenz (Boltzmann), daß an allen Stellen, wo sich wahre Elektrizität befindet, Aether in die Welt ein= oder ausströmt. Nicht glücklicher sind die elastischen Theorien Sommerfelds und Helms (zweite Theorie).

Man ersieht aus dieser Uebersicht, wie weit wir noch von einer Einsicht n das Wesen der Elektrizität entfernt sind. „So soll ich denn mit saurem Schweiß Euch lehren, was ich selbst nicht weiß — dieses Wort Fausts ist wohl Niemanden so sehr aus der Seele gesprochen wie dem, der über die Natur er Elektrizität vortragen will“, sagt Boltzmann in der Einleitung zu seinen Vor= esungen über die Maxwellsche Theorie. Andererseits dürfen wir überzeugt sein, aß der Faraday=Maxwellsche Ideenkreis sich fruchtbar bewähren wird bis zur Erreichung des Ziels. Diese Ueberzeugung ist durch die Versuche von Hertz heute wohl eine allgemeine geworden.

Pestalozzi und die Volksschule.

Von Justus Heinrich.

Wenn heute ein Volksschullehrer im praktischen Examen keine Biographie Pestalozzis zu geben vermöchte, den Ausspruch dieses Schweizer Volksfreundes: Wenn ich zurücksehe und mich frage, was habe ich denn eigentlich für das Wesen es menschlichen Unterrichts geleistet? so finde ich, ich habe den höchsten, obersten Grundsatz des Unterrichts in der Anerkennung der Anschauung ‚als dem absoluten Fundament aller Erkenntniß festgesetzt‘“, nicht auswendig wüßte, bekäme er sicher in schlankes „ungenügend“ und fiele unter Umständen darob durch; wenn er nun ber in seiner Volksschule dieses „Vorbildes“ pädagogische Grundsätze anwenden vollte und anwendete, würde er auf Schritt und Tritt mit dem Schulinspektor in Konflikt kommen. Das „fundamentlose Maulbrauchen“, welches Pestalozzi so scharf nklagt, ist eben immer noch an der Tagesordnung, wie die Anschaulichkeit und Bil= ung von innen heraus immer noch auf sich warten läßt. Dem Utilitätsprinzip röhnend, erblickt man in der Schule noch heute eine Abrichtungsanstalt für die Bedürfnisse des Lebens, doch so, daß das Volk dabei nur zum geduldigen Hammel= hum vorbereitet wird. Von allgemeiner Menschenbildung, wie sie der edle Mann orderte, kaum ein Anfang; Sonderinteressen, kapitalistische und kirchliche, überall! Höchstens darf sich der Schreib=, Lese=, Rechen= und Gesangsunterricht in freieren Bahnen bewegen.

Da Pestalozzis Ideen noch Werth haben und bei einer künftigen Neugestaltung nicht außer Acht gelassen werden dürfen, mag hier in Kürze eine Gegenüberstellung seiner Ansichten mit der heutigen Volksschulpraxis — namentlich der in Preußen, dem „klassischen" Land der Volksschulen — folgen, woraus gleichzeitig Lichter für die Zukunft gewonnen werden dürften.

Es ist ganz gewiß, daß die Schule immer im direkten Verhältniß zu den Bedürfnissen der herrschenden Klassen steht und von da aus ihre Vorschriften und Direktionen erhält. Müssen in Folge der fortschreitenden Produktion die Arbeiter größere Kenntnisse besitzen, in Folge der wachsenden Konkurrenz ausbeutungsfähiger werden, dann wird einfach auch die Schule darnach umgewandelt; macht sich Gefahr für die bestehende Macht bemerkbar, wird gleich die geistdrückende Schraube fester angezogen. Bisher lag in dem gesammten Gesellschaftsleben überhaupt kein Bedürfniß nach allgemeiner Menschenbildung vor, die zudem sehr im Geruch der Staatsgefährlichkeit steht, kein Bedürfniß nach einem alle Kräfte des Menschen weckenden Unterricht. Die Volksschulen sollen zum Dienen, die höheren zum Herrschen unter Aufsicht vorbereiten; ein den ganzen Menschen bildender Unterricht würde aber wenigstens *ein* verbindendes Glied herstellen. Das darf nicht sein. Daher auch und aus dem Bedürfniß, kürzere Wege zur Ausbeutung zu finden, die unterschiedlichen Schulen. So war es schon früher und auch in der Umgebung des großen Schweizer Pädagogen, der von den damaligen Schulen sagt: „Es war hier Schulordnung, Schein von Verantwortlichkeit, etwas Pedanterie und Anmaßung." Sein Predigen gegen „Pausbackengefühle", Menschen, welche „Gewalt suchten und nach wohlbesetzten Tischen haschten", ist vergebens gewesen; denn die herrschende Gesellschaft ist noch heute so und verkennt noch heute, daß alle Menschen bildungsfähig sind. „Es wallte in meinem Busen die Wuth über den Menschen, der es noch aussprechen könnte: Die Veredlung des Volks ist nur ein Traum." Ganz prächtig ist eine Ausführung in der ersten Auflage seines Buches: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt", die er aber sonderbarerweise später fortließ, wozu eine innere Veranlassung durchaus nicht ersichtlich. Dieselbe lautet: „Europens Volk genießt . . . in keinem Stücke eine öffentliche Bildung zu Fähigkeiten, ausgenommen zu dem Menschenmord, dessen militärische Organisation alles verschlingt, was man dem Volke schuldig ist; sie verschlingt alles, was man ihm auspreßt und was man ihm in immer steigenden Progressionen immer mehr auspressen muß, weil man ihm das nie hält, warum man sagt, daß man ihm auspresse. . . . Jetzt aber entreißt man der Witwe das Brot, das sie ihrem Munde entzieht, um es dem Säugling zu geben, ohne Nutzen und ohne Zweck für das Volk, wohl aber wider sein Heil. . . . Im Stalle und bei Hunden und Katzen würdest du Viele von ihnen menschlich finden und menschlich glauben, aber für das Volk sind sie es nicht. . . ." Zwei Seiten weiter heißt es: „Aber diese* dienen den Grundsätzen des *Nepotismus* und der *Rechtlosigkeit*, die die Basis des Routinengebrauches unserer öffentlichen Einkünfte ausmachen, nicht wohl, und sind zugleich mit dem bestimmten Nervenzustand des Personales, das bei diesem Nepotismus und bei dieser Rechtlosigkeit des Welttheils für sich selbst den *größeren Schnitt* macht, nicht wohl vereinbar." Und weiter meint der Schweizer Schulmeister: „Es ist im Gegentheil sich noch zu verwundern, daß die gute Menschennatur mitten durch alle Verpfuschungskünste, die in unseren Wort- und Klapperschulen an ihr probirt werden, noch so viel innere Kraft erhalten hat, als man in der Tiefe des Volkes noch allgemein antrifft. Doch — Gottlob! Die Dummheit aller Afterkünste findet allemal am Ende in der Menschennatur selber ihr Gegengewicht, und hört auf, unserem Geschlecht weiter schädlich zu sein, wenn ihre Mißgriffe den höchsten Punkt erreicht haben, den wir ertragen mögen."

Noch eine Stelle erscheint uns hier bemerkenswerth: „Die Welt ist voll brauchbarer Menschen, aber leer an Leuten, die den brauchbaren Mann anstellen. In unserem Zeitalter verengert jeder seine Idee von der menschlichen Brauchbarkeit gern

---

* Die *Menschenschulen*, welche Pestalozzi fordert.

innerhalb seiner eigenen Haut oder dehnt sie höchstens über Menschen aus, die ihm so nahe liegen, als sein Hemd.“

Wir haben nun nachzuweisen, inwiefern unsere Schulen solche „Erstickungsmaschinen aller Kräfte und Erfahrungen“ sind, zu denen die Natur die Keime in uns gelegt hat, inwiefern sie Pestalozzi Pestalozzi und Pädagogik Pädagogik und Psychologie Psychologie sein lassen.

Pestalozzis oberstes Unterrichtsprinzip ist das der Anschauung als des Fundamentes aller Bildung, allerdings nicht von ihm zuerst *betont* (Comenius, Basedow), wohl aber von ihm zuerst auf das ganze Unterrichtsgebiet *angewandt*, wirklich in die Schule *eingeführt*. Dabei ist noch zu erinnern, daß er sehr wenig las und die Werke des Comenius und die Bestrebungen des Philanthropins kaum kannte. Er kam durch eigenes Nachdenken und Praktiziren darauf, daß „allgemein verständliche Unterrichtsmittel von einfachen Anfangspunkten ausgehen müssen, und wenn sie in lückenlosen Reihen- und Stufenfolgen fortgeführt werden, ihre Resultate zu einem psychologisch gesicherten Erfolg hinführen müßten.“ Gegen seinen Mithelfer *Krüsi* äußerte er einst: „Wahrheit, die aus Anschauung entquillt, macht das mühselige Reden und die vielseitigen Umtriebe überflüssig, die gegen Irrthum und Vorurtheile ungefähr das wirken, was das Glockengeläute gegen die Gefahr des Gewitters, und weil eine solche Wahrheit bei den Menschen eine Kraft erzeugt, welche das Eindringen der Vorurtheile und des Irrthums in seine Seele vielseitig selbst versperrt, und dieselben da, wo sie durch das ewige Maulbrauchen unseres Geschlechts ihnen doch zu Ohren kommen, in ihnen so isolirt läßt, daß sie bei ihnen gar nicht die gleichen Wirkungen haben können, als bei den Alltagsmenschen unserer Zeit, denen Wahrheit und Irrthum, beides gleich ohne Anschauung, mit bloßen Zauberworten, wie durch eine Laterna magica, in ihre Einbildungskraft geworfen wird.“ Wenn dieses Anschauungsvermögen nur recht gebildet wäre, könnte sich Jeder dann durch sich selbst weiter helfen. Er sowohl als später Herbart waren ja der Meinung, daß die Unterrichtsstoffe an und für sich keinen großen Werth haben, sondern nur das Interesse, das sie erzeugten, die Kraft des Urtheils, die sie erweckten und großzögen. Kein Urtheil hat Berechtigung und ist reif, wenn es nicht das Resultat einer in allen Theilen vollendeten Anschauung ist! Durch Vernachlässigung dieses uns von der Natur geschenkten Anschauungsvermögens und der statt dessen beliebten „Auftischung aller Arten von Brockenwahrheiten“ wird nicht nur der Geist der Wahrheit, sondern auch die Kraft der Selbständigkeit getödtet. Damit haben wir gesagt, daß, trotzdem „Anschauungsunterricht“ auf jedem Volksschullehrplan verzeichnet ist und die *Anschauung* in Worten gepriesen wird, wir doch noch weit davon entfernt sind, dieses oberste Prinzip praktisch verwerthet zu sehen. Wenn auch das viele Verkehrte in Pestalozzis Ausführungen nicht verkannt werden kann, ist es doch wunderbar, daß das Richtige ebenso unbeachtet bleibt, zudem dasselbe später noch eine schärfere Fassung erhielt, indem betont wurde, daß nur *das* geistiges Eigenthum werden könnte, was zu durchsichtiger Anschauung erhoben, durchdacht und in frei erkennender Thätigkeit aus sich selbst hervorgebracht ist. Damit ist die Anschauung als Quelle des Urtheils und der Kunstthätigkeit gewerthet. Die Kunst des Unterrichts hat dabei dem Gange der Natur zu folgen, welche ja auch Zelle an Zelle baut, entwickelt, wächst.

Zu den Lehren, deren Definitionen den Kindern „wie ein Deus ex machina in die Seele gezaubert“ oder „in die Ohren geblasen“ werden, gehören vor allen noch heute die der Religion. Man sagt da freilich, die biblischen Geschichten veranschaulichten in trefflicher Weise die Lehren der christlichen Religion, hat beispielsweise auch für die Unterstufe die leichtesten Familiengeschichten ausgewählt und erlaubt, dieselben in einfacherer Weise zu erzählen. Abgesehen von dem Werth, welchen diese Darstellungen für die sittliche Richtung haben sollen, ist gar nicht einzusehen, wie den Kindern der Brudermord, die Sündfluth, Isaaks Opferung klar gemacht werden können. Man bläst sie ihnen eben einfach ins Ohr, fragt die Thatsachen ab, baut darauf und entwickelt aus ihnen mancherlei Lehren und glaubt nun, die Sache sei anschaulich. Dabei wird nicht selten eine ganz andere Bedeutung in

die Geschichten gebracht, als dieselben wirklich haben. Wann irgendwo das bloße „Maulbrauchen“ florirt, so ist das hier der Fall. Hohle Phrasen und dogmatisches Formelwesen! Die Bildung klarer Vorstellung geht unmittelbar nur aus Beobachtung hervor und daher will die Herbart-Zillersche Schule auch im Anfang Märchen und einfache Geschichten erzählt wissen, aus denen man die Lehren der Moral entwickle. Obgleich auch dieses Verfahren noch nicht auf unmittelbarer Eigenbeobachtung des Kindes basirt, hat es der Dogmatismus, welcher die Schule noch stark beherrscht, verworfen. Das Menschenleben, das um uns pulsirt, das sei der Ausgangspunkt aller ethischen Betrachtungen; denn die Moral ist ein Kind der Gesellschaft. Da aber das Menschenleben in seiner vielfachen Verworrenheit von den Kindern gar nicht tiefgründend genug angeschaut werden kann, so muß als Mittelpunkt aller Unterweisung auf die Natur zurückgegangen werden. Später folgen dann die Anschauungen von dem Abhängigkeitsverhältniß des Menschen von der Natur, welche immer noch in der Gegenwart Stoff genug finden, endlich, wie diese Abhängigkeit zum Zusammenschluß der Menschen, zur Gesellschaft führte und zu den sozialen Bedürfnissen. Eine Betrachtung der Gegenwart würde dann ergeben, inwieweit der Mensch seine wahren Pflichten erfülle und die Kritik des Zöglings herausfordern, eine Kritik, die dann doch fest auf Anschauungen beruhte.

Auch Pestalozzi verwarf den Religionsunterricht seiner Zeit, das unsinnige Auswendiglernen des „Heidelberger“, und wird deswegen noch heute von der Kirche angegriffen, die da weiß, daß, würde nach seinem Vorgange unterrichtet, ihr ganzes Gebäude in sich verfiele. Auch er erkennt in dem gesellschaftlichen Zusammenleben die Quelle aller wahren Sittlichkeit. Ist nun ein solcher Religionsunterricht der Mittelpunkt einer Schule, dann ist auch sofort klar, daß alle anderen Fächer davon beherrscht werden. So ragt denn auch überall die „wunderbare Fügung Gottes“ hinein, wenn auch davon eher das Gegentheil der Fall ist. Noch mehr! Da in Folge der immer schärfer werdenden Klassengegensätze die ganze Gesellschaftsordnung geradezu die Kritik, auch des einfachsten Mannes, herausfordert, eine solche nun in der That auch seit einer Reihe von Jahren von einer ganzen Klasse geübt wird, beides aber nur der heutigen Gesellschaft schädlich sein kann, wird mit Hilfe der Kirche versucht, dem Volk einen unzureichenden Maßstab und geringe Anschauungs- und damit Urtheilskraft aufzudrängen. Da kann dann allerdings Pestalozzi nicht mitsprechen, der da meint: „Der Troß unserer öffentlichen Schulen giebt uns nicht nur nichts, er löscht im Gegentheil noch das in uns aus, was die Menschheit auch ohne Schulen allenthalben hat und was jeder Wilde in einem Grade besitzt, von dem wir uns keine Vorstellung machen.“ Das erweist auch Nordenskjöld an vielen Stellen seiner Reisebeschreibung, Waitz in seinem Werke „Die Indianer“ u. n. A.

Wir stellen es ebensowenig wie der große Schweizer Schulmann in Abrede, daß durch unsere gegenwärtig beliebte Methode, gute Schneider, Kaufleute und Soldaten hervorgebracht — er und wir sagen nicht gebildet — werden können, aber ebenso wie er stellen wir in Abrede, daß sie einen Schneider oder einen Kaufmann — den Soldaten zählt auch Pestalozzi nicht mehr mit auf! — hervorbringen könne, der im hohen Sinne des Wortes ein Mensch ist. „Jede Methode aber, die dem Lehrling das Gepräge allgemein erstickter Naturkräfte und den Mangel an Menschensinn und Mutterwitz auf seine Stirn brennt, die ist von mir, was sie auch immer sonst für Vorzüge haben mag, verurtheilt.“

„Vollendete Natur muß in dem Menschenkinde leben, eh' es in die Schule geht“, ruft Hölderlin in seinem Hyperion aus. Es wird aber nicht nur nicht diese Vollendung abgewartet, sondern auch eine Dressur begonnen, die das Kind von der Natur abwendet. Wer einigermaßen Beobachtungsgabe besitzt, wird herausgefunden haben, daß sehr viele frische, rothwangige Kinder, sobald sie die Schule besuchen, blaß und matt werden. Man redet ja von Schulkrankheiten! Den Soldaten führt man, wenn er das Schießen lernen soll, hinaus, man legt große Exerzirplätze an, und doch handelt es sich dabei um so äußerst fragliche Fertigkeiten; aber den Schüler, der die Natur kennen lernen sollte, hält man in engen Stuben und erzählt ihm von

em Wald, dem Leben des Fuchses, man zeigt ihm allenfalls Bilder, die indessen och mehr der Natur entwöhnen! Dagegen kann geltend gemacht werden, daß eine o große Schülerzahl sich draußen doch keine Anschauung holen könne. Wenn das virklich zutreffend sein sollte, dann müßte eben die Schülerzahl einer Klasse herabgesetzt verden. Die Zukunft wird denn auch solche Klassenzahlen nicht aufweisen und eine lnschauung in der Natur, die sie zum Ausgangs- und Mittelpunkt alles Unterrichts nachen wird, überall einführen und damit auch die Uebung von Fertigkeiten, wie e ein die Selbstthätigkeit weckender Unterricht im Gefolge hat. Dem Wissen wird ch das Können, der Kenntniß die Fertigkeit anschließen, doch nicht so, als ob Kennt-isse und Fertigkeiten der Zweck wären, nein, der ist nur: Entwicklung und Stär-ung der geistigen Kräfte. Ueber den Eintritt des Kindes in die Schule schreibt Pestalozzi: „Man läßt die Kinder bis ins fünfte Jahr im vollen Genusse der Natur, nan läßt jeden Eindruck derselben auf sie wirken; sie fühlen ihre Kraft; sie sind chon weit im sinnlichen Genuß ihrer Zwanglosigkeit und aller ihrer Reize, und der reie Naturgang, den der sinnlich glückliche Wilde in seiner Entwicklung nimmt, hat n ihnen schon seine bestimmteste Richtung genommen. Und nachdem sie also fünf ganzer Jahre diese Seligkeit des sinnlichen Lebens genossen, macht man auf einmal die ganze Natur um sie her vor ihren Augen verschwinden; stellt den reizvollen Gang hrer Zwanglosigkeit und ihrer Freiheit tyrannisch still; wirft sie wie Schafe in ganze Haufen zusammengedrängt in eine stinkende Stube; kettet sie Stunden, Tage, Wochen, Monate und Jahre unerbittlich an das Anschauen elender, reizloser und einförmiger Buchstaben, und an einen mit ihrem vorigen Zustande zum Rasendwerden abstechenden Gang des ganzen Lebens.“ Darin sieht er die ersten Quellen der Zerrüttung unseres Geistes, den Ruin unserer Kraft. Dabei aber stellen sich die heutigen Scholarchen noch ebenso wie zu seiner Zeit hin und erklären, ihre Kunst wirke Wunder, und ge-berden sich, als ob die Natur nichts am Menschengeschlecht thue. Sie allein aber thut uns Gutes, sonst wären wir schon längst untergegangen in der Buchstabenmeierei und dem Geplapper der Urtheilspapageien. Wenn wir, dem erkannten Gang der menschlichen Fähigkeiten folgend, auch später den Unterricht noch über das vier-zehnte Jahr ausdehnen, freuen wir uns, daß er jetzt mit diesem Alter schließt.

Es ist nun ganz klar, daß überfüllte Klassen eine Berücksichtigung der Indi-vidualität der Schüler unmöglich machen oder doch erheblich erschweren. Dem Er-zieher aber soll die Individualität des Zöglings heilig sein und das Verhältniß beider soll sich auf Liebe gründen. Weil nun ohne die Berücksichtigung der Individualität alles auf Zwang beruhen muß, wird der Lehrer sehr oft vom Führer zum Treiber. Er muß um so mehr zum Treiber werden, je bestimmter „positive“ Unterrichts-resultate, d. h. Wissen, verlangt werden. Daher kommt dann auch wieder das Aus-wendiglernen und die Prügelstrafe: was nicht angeschaut wird, muß gegen alle Natur auf guten Glauben gemerkt werden, und da dies eben unnatürlich ist, fällt es schwer und geschieht ungern. Zur bestimmten Zeit muß es aber dem Plane gemäß „sitzen“, und da hilft denn der Stock mit. Man muß sich nur das Vielerlei und dann das Aufsichtssystem vergegenwärtigen! Das ist also wieder gegen Pestalozzi, welcher sagt: „Die Individualitätseigenheiten unseres Geschlechts sind nach meinem Gefühl die größte Wohlthat unserer Natur und das eigentliche Fundament, woraus ihre höchsten und wesentlichen Segnungen hervorgehen. Darum sollten sie auch in hohem Grade respektirt werden. Sie können das aber nicht, wo man sie nicht sieht, und man sieht sie nicht, wo ihnen immer alles im Weg steht, sich zu zeigen, und jede Selbstsucht nur dahin trachtet, ihre Eigenheit herrschend und die Eigenheiten der Anderen der seinigen dienend zu machen.“

So müssen wir denn zum Schluß bekennen, daß nicht nur unsere Schulen Scheinreife hervorrufen, sondern daß das allgemeine Urtheil der meisten Schul-männer über Pestalozzi ein scheinreifes ist, abgesehen davon, daß ein reifes sich unter den heutigen Verhältnissen wohl kaum hervorwagen darf. Darum aber haben wir auch den großen Menschenkenner und Deuter meist selbst reden lassen.

Literarische Rundschau.

Dr. Lampertus Otto Brandt, **Ferdinand Lassalles sozialökonomische Anschauungen und praktische Vorschläge** (Staatswissenschaftliche Studien, 5. Ban 4. Heft). Jena 1895, Gustav Fischer. 90 S. gr. 8°. 2 Mark.

Der Verfasser will erstens „das System, auf dem Lassalle fußte", auf Grun von dessen Schriften und Reden „darstellen und betrachten", — „System in de Sinne des Versuches einer historischen und logischen Begründung des von Lassal vorgeschlagenen sozialen Heilmittels." Sodann will er „zur Darstellung bringe welche Anregungen Lassalle gegeben hat, sei es auch nur dadurch, daß eine schar Kritik seine Sätze zergliederte, da die Wissenschaft doch gerade der kritischen Thäti keit große Fortschritte verdankt". Die das gleiche Thema behandelnde Schrift de Dr. Gustav Mayer: „Lassalle als Sozialökonom", macht nach Ansicht des Verfasse seine, bei Erscheinen jener schon abgeschlossene Arbeit nicht überflüssig, da sie „de Gegenstand bei Weitem nicht erschöpft und nur das bekannteste Material verwerthe (Vorbemerkung).

Wenn man sich vergegenwärtigt, daß die spezifisch Lassalleschen Vorschläg heute nirgends mehr propagirt werden, daß kein Sachverständiger mehr bestreite daß Lassalle als ökonomischer Schriftsteller nur in der Darstellung, nicht aber in de Sache originell war, während dagegen Lassalles Bedeutung als Aufrüttler de Arbeiterklasse allgemein anerkannt ist, so wird man verstehen, warum wir mit Bezu auf den Werth und Nutzen der vorliegenden Arbeit uns nicht viel anders äußer können, als seinerzeit bei Besprechung der Mayerschen Abhandlung (vergl. Band XI 2, S. 180 der „Neuen Zeit"), d. h. ihn als nicht sehr hoch bezeichnen müssen. Un zweifelhaft hat die Brandtsche Arbeit vor der Mayerschen einige Vorzüge voraus Sie ist freier von Pathos, kritischer, gedrungener. Aber wie jene ist sie nicht fre von groben Irrthümern, und sie erschöpft die Aufgaben, die sie sich mit Bezug au die Kritik Lassalles stellt, nur unvollkommen. Vor allem aber hat Herr Dr. Brand mit Herrn G. Mayer gemein, daß es ihm bedenklich oft an der Fähigkeit fehl richtig zu lesen.

So schreibt er gleich auf S. 3, es hieße „übergroße Nachsicht üben, wenn ma das Feststellen der Quellen, aus denen Lassalle schöpfte, ‚kleinliche Pedanterie' nenn wie das Bernstein thut." Das geht auf eine Bemerkung zu einer Note auf S. 77 Band 3 der Gesammtausgabe der Lassalleschen Schriften. Dort wird aber gar kei allgemeines Prinzip aufgestellt, sondern nur der Gedanke abgewiesen, in jener Aus gabe, „überall, wo Lassalle die Arbeiten seiner Vorgänger benützt hat, dies durc Hinweise auf korrespondirende Stellen bei denselben zu vermerken." Eine solch literarische Detektivarbeit und ein Feststellen der Quellen, aus denen Lassalle schöpfte sind nun zweierlei. Herr Dr. Brandt, der das Letztere mit als eine Aufgabe seine Schrift hinstellt, ist selbst so frei von — Pedanterie gewesen, die Vergleiche Lassalle scher Sätze mit solchen von Vorgängern desselben auf gewisse, ihm wesentlic erscheinende Punkte zu beschränken. Man kann ihn dazu nur beglückwünschen, abe wenn er dies für gerechtfertigt hielt, so mußte er den oben angefochtenen Sat gründlich mißverstehen, um ihn angreifen zu können.

Auf S. 11 passirt Herrn Brandt das Malheur, als Beweisstück für ein geistige Anleihe Lassalles bei Marx einen Satz des Letzteren anzuführen, den derselbe am 24. Januar 1865 geschrieben, fünf Monate nach Lassalles Tode! Uebrigens beweist der Satz an jener Stelle auch sonst nicht, was er beweisen soll.

Auf S. 29 lesen wir: „Bernstein bemüht sich, mit einem großen Zitatenaufwand nachzuweisen, daß Lassalle nicht national gesinnt gewesen sei, d. h. er dreht die Sache geschickt so, daß er, was für ihn gleichbedeutend mit dem Begriffe national ist, nicht nationalliberaler Patriot und nicht von der nationalen Mission der Hohenzollern überzeugt gewesen sei." Es wird Herrn Dr. Brandt schwer fallen, mit Aufwand auch nur eines Zitats nachzuweisen, daß für Bernstein national und national-

ıraler Patriot 2c. gleichbedeutend ist. Uebrigens bleibt die Thatsache bestehen, daß o seiner spekulativen Auffassung des Begriffes national ungeachtet, Lassalle im gebenen Moment das nationale Interesse dem Interesse an der Revolution unter-onete.

S. 82 schreibt Herr Dr. Brandt: „Das Eine aber erscheint unbegreiflich, daß ssalle, der ausdrücklich hervorhebt, die Produktivassoziationen seien nur im Großen rchzuführen, die Gründung einer einzelnen Genossenschaft veranlaßte, da er Bismarck sen Plänen günstig zu stimmen gewußt hatte." Folgt ein kurzer Hinweis auf die putation der schlesischen Weber und die Gründung der famosen Weberassoziation t dem Landrath an der Spitze. Und das schreibt Herr Dr. Brandt in demselben pitel, in dem er wiederholt die „Erwiderung auf eine Rezension der Kreuzzeitung" irt, deren Gipfelpunkt, soweit die Frage der Produktivassoziationen in Betracht nmt, ein verzweifelter Protest — man kann fast sagen, ein Angstschrei Lassalles gegen den Gedanken, im kleinen Maßstab Versuche mit staatlich subventionirten oduktivgenossenschaften zu machen.*

Allerdings ist das ganze Kapitel, das von der Lassalleschen Produktivgenossen-aft handelt, verfehlt aufgebaut. Um ein einheitliches Bild derselben zu geben, tnimmt Herr Dr. Brandt den verschiedenen Schriften oder Auslassungen Lassalles er den Gegenstand jedesmal das, was ihm als ein wesentliches Element zum esammtbau erscheint, und reiht dann ohne Rücksicht auf die Zeitfolge der Ver-entlichungen diese Einzeltheile aneinander. Das würde ganz berechtigt und sogar benswerth sein, wenn man annehmen dürfte, daß Lassalle, als er die Agitation fnahm, den Plan der Produktivgenossenschaften schon vollständig ausgearbeitet tte und es nur auf die Gelegenheit ankommen ließ, sich über die Einzelnheiten her zu äußern. Eine solche Annahme ist aber durch die großen Widersprüche in ssalles einander folgenden Erklärungen ausgeschlossen. Es ist gar kein Zweifel rüber möglich, daß Lassalle anfangs nur aus taktischen Gründen und weil sie n das große Ziel der Bewegung verkörperte, die Forderung der Staatshilfe r Produktivgenossenschaften aufstellte, ohne sich um die Einzelheiten der Aus-hrung ernsthaft zu kümmern — daß das allgemeine Wahlrecht sein nächstes Ziel, e staatlich subventionirte Genossenschaft aber für ihn — in der Idee — durchaus kunftsmusik war. Weil er aber dies dem „Mob" — und dazu gehörte für ihn ch Bismarck und dessen Souverän — nicht sagen mochte und durfte, mußte er auf e verschiedenen Kritiken seines Genossenschaftsprojekts näher eintreten und, gezwungen rch sie, wiederholt an demselben ändern. Durch dieses „Listen mit der Idee" kam ı Bastard zu Stande, der in allen Farben schillert und weder Lassalles ursprüng-hem Vorschlag, noch seinem wirklichen Ziel entspricht, die monopolistische und bei freie, staatlich finanzirte und dabei unabhängige, durch Assekuranz gegen eschäftsverluste geschützte und dabei die höchste Wirthschaftlichkeit darstellende ssoziation, ein Ding, das Lassalle, wenn er es zu einer Zeit, wo er noch frei war, itte beurtheilen sollen, wahrscheinlich selbst als Spottgeburt bezeichnet hätte. Kurz, e Gelegenheits- und Verlegenheitsantworten Lassalles auf die Kritiken seines Vor-hlages sind alles Mögliche, nur nicht die zerstückelten Glieder eines in der Idee rtigen Körpers, und jeder Versuch, aus ihnen einen solchen nachträglich herzustellen, weist nur das Verkennen des wirklichen Sachverhalts.

Falsch ist es auch, wenn Herr Dr. Brandt den Unterschied zwischen Lassalle ıd Louis Blanc dahin bezeichnet, daß Ersterer „nicht mit Hilfe der Staatsgewalt ıter Anwendung von Zwang die Assoziation durchgeführt wissen wollte" (S. 80/81). on Zwang ist bei Louis Blanc so wenig die Rede wie bei Lassalle. Louis Blanc

* Die Stelle beginnt mit den Worten: „Man scheint sich jetzt von manchen Seiten r mit dem Gedanken an eine gewisse Ausführung meines sozialen Programms, an gewisse xperimente mit Produktivassoziationen ohne das allgemeine Stimmrecht zu tragen" 2c. 2c. ie muß als gegenstandslos erscheinen, wenn man nicht annimmt, daß Lassalle von jenem rojekt Wind bekommen hatte.

will nur eine stärkere Initiative des Staats und überträgt demselben größere Kontrollrechte als Lassalle. Oder vielmehr, er spricht sich von Anfang an bestimmt darüber aus, wie er sich dieselben denkt, während Lassalle erst nur obenhin von einem quasi formalen Aufsichtsrecht des Staats spricht, späterhin aber Schritt für Schritt sich zu Zugeständnissen in der Richtung des Blanc'schen Planes genöthigt sieht.

Diese Beispiele dürften genügen, um zu zeigen, daß es Herrn Dr. Brandt noch sehr an der für seine Arbeit erforderten kritischen Schärfe fehlt. Wir machen diesen Mangel auch für die vorerwähnten und andere Quiproquos verantwortlich, die auf den ersten Blick leicht als böswillige Entstellungen erscheinen könnten. Ungenügendes Vermögen, die Sache vom Ausdruck zu trennen, zeigt sich aber oft genug, wo augenscheinlich jeder böse Wille ausgeschlossen ist. Wo zum Beispiel von Schulze-Delitzsch, Schmoller und Anderen das Wort „Handwerker" gebraucht wird, ist es für Herrn Dr. Brandt ohne Weiteres ein Grund, den Handwerks**meister** zu unterstellen. Als ob nicht das Wort auch den Handwerks**arbeiter** einschlösse und sehr lange — vielfach sogar noch heute — für denselben gebraucht würde. Selbst in England wird der qualifizirte Lohnarbeiter noch sehr oft mit „artisan" bezeichnet, gleichviel ob er in den modernen Riesenwerkstätten oder bei Kleinmeistern arbeitet. Solche Zeitwidrigkeiten im Ausdruck sind meist bloße Nachlässigkeit oder Folge des Mangels eines zeitgemäßen Sammelwortes für die zu bezeichnende Berufskategorie. Ihr Gebrauch kann auch Folge sein ungenügenden Unterscheidungsvermögens. Aber wie wenig sie als Anzeichen dienen können für die wahre Natur der jeweilig bezeichneten Sache, geht schon daraus hervor, daß die Fortschrittler ihre vorwiegend auf die Lohnarbeiter berechneten und manchmal fast nur aus solchen, und obendrein Fabrikarbeitern, zusammengesetzten Bildungsvereine **Handwerker**vereine nannten. In einem solchen „Handwerkerverein" hielt Lassalle seine als „Arbeiterprogramm" gedruckte Rede. Wenn er dort seinen Hörern zuruft: „**Sie** sind der Fels, auf welchen die Kirche der Gegenwart gebaut werden soll", so wäre das nach der Logik des Herrn Dr. Brandt ein Beweis, daß Lassalle die von den Lohnarbeitern unterschiedenen Handwerker, d. h. also die Handwerksmeister, aufgerufen habe, ihre Idee zur leitenden Idee der ganzen Gesellschaft zu machen. —eb.

Notizen.

Die Entwicklung der russischen Bergwerksindustrie ist unzertrennlich verknüpft mit dem Namen eines Deutschen. Wilhelm Henning, der Berather Peters des Großen, lenkte die Aufmerksamkeit der russischen Regierung auf den Mineralreichthum des Uralgebirges; er ist der Gründer der Stadt Ekaterinburg und der ersten Bergbauschule in Rußland. Um den Bergbau zu fördern, rüstete ihn Peter mit zahlreichen Privilegien aus, die jedoch 1736 annullirt wurden. 1773 entstand die höhere Bergbauschule in Petersburg und 1806 ein besonderes Bergbaudepartement. 1825 wurde das „Bergbau-Journal" — eine den Bergwerksinteressen gewidmete Zeitschrift — gegründet und verschiedene wissenschaftliche Expeditionen ausgerüstet, worunter die im Jahre 1829 von Humboldt, Rose und Ehrenberg unternommene. Mit geologischen Untersuchungen wurde um diese Zeit der Engländer Murchison, der Franzose de Vernier, der Deutsch-Russe Kaiserling betraut.

Der eigentliche Aufschwung des russischen Bergbaues fällt in die Dekade 1860 bis 1870. Von dieser Zeit an datirt die Kohlen- und Naphtaindustrie, die im russischen Bergbauwesen die bedeutendsten Stellen einnehmen. In diese Dekade fällt aber auch die Bauernbefreiung und die „freie" Arbeit ist es, der die Industrie den Aufschwung verdankt. Der vom Bergingenieur Keppen ausgearbeitete amtliche Bericht sagt hierüber Folgendes:

„Die Abschaffung der Leibeigenschaft, auf der auch die Bergwerksindustrie beruhte, mußte nothwendigerweise die Lage der Industrie wie die der Arbeiter radikal

mwälzen; ebenso mußte sich in den Rechten und Pflichten der Bergbauverwaltung in starker Umschwung vollziehen. Die amtliche Verwaltung, welche bis 1861 die lrbeiterbevölkerung der Staatsbergwerke in jeder Beziehung zu lenken und zu leiten atte, und welcher es ferner oblag, die Arbeitsverhältnisse in den privaten Bergverken zu bewachen, war nicht im Stande, sich auf die Bergbautechnik zu beschränken. So hatte das Bergbaudepartement eine eigene Polizei, eigene Gerichtshöfe, Krankenäuser, Schulen und Kirchen, ja sogar eine eigene Post zu verwalten. Mit der Aufhebung der Leibeigenschaft mußte diese Vereinigung von höchst verschiedenen ßflichten unter einem Departement ihre Berechtigung verlieren, und von jener Zeit n begann, sozusagen, der Spezialisirungsprozeß in der Bergbauverwaltung."

In den sechziger und siebziger Jahren wurden bedeutende legislative Maßahmen zur Förderung des Bergbauwesens getroffen und 1882 wurde die Geoogische Kommission geschaffen, welche eine geologische Karte nebst Besprechung der eologischen Formationen Rußlands veröffentlichte.

Die Leitung der Bergbauangelegenheiten ist gegenwärtig konzentrirt im Departement des Ministeriums für Staatsdomänen. Ausnahmen bilden: die metallrgischen Industrien in der Provinz der Donschen Kosaken, welche dem Kriegsninisterium unterstehen, ferner die metallurgischen Werke in Sibirien, welche vom Hofminister verwaltet werden, und die Naphtaindustrie, die in das Ressort des Finanzministeriums gehört. Ebenso hat Finnland seine eigene Verwaltung.

Die nachstehende Tabelle giebt eine Uebersicht über die Entwicklung der Bergwerksindustrie in den Jahren von 1825 bis 1890:

Jahresausbeute in Pud.

Jahr	Gold	Silber	Platin	Kupfer	Blei	Zink	Roheisen	Kohle	Salz	Naphta
1825	237	1140	11	203 000	—	—	9 644 500	—	—	—
1830	383	1282	107	236 000	42 400	—	11 169 300	—	20 920 400	—
1840	458	1205	93	251 600	54 400	167 200	11 331 500	—	26 550 000	—
1850	1454	1068	10	393 600	41 200	159 100	13 892 300	—	24 892 000	—
1860	1491	1070	61	717 100	66 700	112 200	20 467 500	18 309 000	26 232 500	—
1870	2163	868	119	308 400	100 700	230 800	21 949 400	42 416 500	29 013 500	1 704 450
1880	2642	616	180	195 500	70 000	267 800	27 364 400	200 784 000	47 531 900	21 498 000
1890	2403	889	173	349 500	51 100	230 400	56 560 000	367 103 500	84 857 200	242 941 600

Am schnellsten entwickelt hat sich die Kohlen- und die Naphtaindustrie. Die reichsten Kohlenfelder befinden sich am Doniez und in Polen; die ersteren sind ausgiebiger, dagegen werden die letzteren rationeller ausgebeutet. In Folge der Schwierigkeiten, die der polnischen Industrie von Seiten der russischen Regierung gemacht werden, übersiedeln polnische Fabriken nach dem Doniezgebiete.

Das Zentrum der Naphtaindustrie ist die Apscheron-Halbinsel im Gouvernement Baku. Im Ganzen waren im Jahre 1892 500 Naphtaquellen im Betriebe, die 290 Millionen Pud Naphtaprodukte ergaben. Von den 167 Naphtadestillationen Rußlands sind 135 in Baku gelegen.

Die Zahl der in den Bergwerken beschäftigten Personen wuchs in den letzten 20 Jahren folgendermaßen:

Jahr	Beschäftigte Personen
1870	223 400
1875	268 000
1880	283 400
1885	349 300
1890	435 700

M. Beer.

Feuilleton.

Die Armen in Hamburg während des 16., 17. und 18. Jahrhunderts.

Von Gustav Schönfeldt.

Das 16. Jahrhundert begründete Hamburgs Welthandelsstellung und seinen Reichthum. Die Verschiebung der Handelswege, welche der Hansa den allmählichen Untergang bereitete, brachte Hamburgs Handel nur Vortheil. Die engen Beziehungen, welche seit altersher zwischen Flandern und Hamburg bestanden,* bewirkten, daß mit dem Aufblühen Antwerpens, welche Stadt der erste Handelsplatz des Kontinents wurde, auch Hamburg seinen Aufschwung nahm. Der Mitbewerb der übrigen Hansastädte um Theilnahme an dem portugiesisch-indischen Handel wurde von immer geringerem Erfolge: theils wegen der günstigeren geographischen Lage Hamburgs und der Versiegung der früheren Quellen der Uebermacht jener überhaupt, theils aber auch in Folge einer Handelspolitik, die mit der veralteten hansischen Praxis der Gebundenheit und Einengung brach und auch sonst das Schicksal Hamburgs von dem des untergehenden Hansabundes löste. Hamburg wurde der wichtigste Platz für den Verkehr der deutschen Städte mit Antwerpen und erhielt den hervorragendsten Antheil an dem in Antwerpen konzentrirten Gewürz- und Kolonialhandel. Waaren, die bis dahin über andere Plätze ins Ausland gelangt waren, wurden nunmehr über Hamburg geleitet. Auch an dem Getreidehandel zwischen Ost- und Westeuropa betheiligte sich Hamburgs Schiffahrt in wachsendem Maße.**

Bedeutend wurde Hamburgs Tuchhandel, seitdem 1530 die Hamburger Englandsfahrer die Antwerpener Tuchbereitung und Färberei in ihre Stadt verpflanzt hatten.***

Von umgestaltender Wirkung war die Befolgung einer selbständigen und freisinnigen Handelspolitik, die sich besonders in der Aufnahme der Merchant adventurers, einer englischen Kolonie in Antwerpen, welche nach dem Ausbruche der englisch-spanischen Feindseligkeiten Antwerpen verließen,† und in der Aufnahme der vor den Spaniern flüchtenden Niederländer†† und portugiesischer

* Die Gesellschaft der Flanderfahrer zählte schon im Jahre 1376 84 Mitglieder. (Richard Ehrenberg, „Hamburger Handel und Handelspolitik im 16. Jahrhundert", abgedruckt in „Aus Hamburgs Vergangenheit". Herausgegeben von Karl Koppmann. Hamburg und Leipzig. 1885. S. 286.)

** Das Wachsen des Hamburger Schiffsverkehrs ist aus dem Wachsen des „Werkzolls" — eine Abgabe, die bei Neuwerk vor dem Eingang in die Elbmündung erhoben wurde — ersichtlich. 1530 betrug derselbe 2145 ℳ (Mark), 1540: 3262 ℳ, 1550: 4480 ℳ, 1560: 6510 ℳ. — Auch der Umstand, daß Hamburg früher als Lübeck und Danzig eine Börse errichtete — 1558 — weist darauf hin, daß Hamburgs Großverkehr um diese Zeit den der genannten Städte bereits überflügelt hatte. (Ehrenberg, a. a. O., S. 295.)

*** Ehrenberg, a. a. O., S. 292 ff.

† 1568 kamen versuchsweise die vier ersten Schiffe der Adventurier nach Hamburg, 1569 folgten eine Flotte von 28 Schiffen mit Wolle und Tuch, 700 000 Rthlr. werth, und eine zweite von 25 Schiffen; die Gesammteinfuhr dieses Jahres hob sich auf 2 500 000 Rthlr. (Dr. J. G. Gallois, Geschichte der Stadt Hamburg. Hamburg 1853. I. Band. S. 401.)

†† Die überwiegende Zahl der niederländischen Ankömmlinge lebte im Wohlstande. Um 1606 werden 130 wohlhabende Familien erwähnt, die zur Zahlung eines „Synzinses"

zuden* bekundete. Es ist hier nicht der Platz, die bedeutenden Wirkungen dieser Maßnahmen in ihren Einzelheiten darzulegen; es ist dies in vorzüglicher Weise eschehen von Richard Ehrenberg in seiner Abhandlung: „Hamburgs Handel und Handelspolitik im 16. Jahrhundert“. Nur kurz sei hier darauf hingewiesen, daß Hamburg in wenigen Jahrzehnten aus einem Handelsplatze von lokaler Bedeutung, dessen Hauptgeschäft Frachtschiffahrt für Rechnung der Binnen- und Ostseestädte gewesen war, zu einem internationalen Zwischenmarkte mit mächtig aufblühendem Kommissions-, Speditions- und Wechselgeschäft wurde, während der Properhandel ebenfalls zunahm. Hamburg wurde für einen großen Theil Nordeuropas das im kleinen Maßstabe, was Antwerpen für ganz Europa gewesen war. Auf dieser Basis gedieh es fernerhin, in seiner Entwicklung wurde es durch die Kriege des 17. und 18. Jahrhunderts so gut wie gar nicht gehemmt. Selbst während des dreißigjährigen Krieges erfreute Hamburg sich eines hohen Wohlstandes; der siebenjährige Krieg erwies sich nach Büsch** für Hamburg geradezu segensreich. Abgesehen von der Zeit 1763—1788, welche eine Periode verschlechterter Handelsverhältnisse darstellt, zeigt die Handelsgeschichte Hamburgs im 17. und 18. Jahrhundert das Bild einer steten Fortentwicklung.

Mit dem Aufschwunge des Handels entstanden auch einige Manufakturen in Hamburg. Professor Büsch führt in dem oben zitirten Werke*** besonders die Gold- und Silberarbeit, die Manufaktur der Sammte und ähnlicher Zeuge, die Zuckersiederei und die Kattundruckerei an. Jedoch scheiterten die Bemühungen, Manufakturen hier anzusiedeln, oft an dem Widerspruche der interessirten Innungen.

Der wachsende Handel brachte wachsende Reichthümer nach Hamburg, die bald im äußeren Leben der Hamburger in Erscheinung traten. Es machte sich ein solcher Luxus in Kleidern, bei Festen und Gastereien bemerkbar, daß der Rath sich genöthigt sah, dagegen Verfügungen zu erlassen. Allerdings sind Hochzeits- und Kleiderordnungen schon aus dem 15. Jahrhundert bekannt (Receß von 1410, Art. 19, und Receß von 1485, Art. 25), doch gehäufter werden sie erst im 16. und 17. Jahrhundert,† gewiß ein Beweis des zunehmenden Wohlstandes und Wohllebens, als auch der Vergeblichkeit der Bemühungen, durch polizeiliche Maßnahmen dem einreißenden Luxus zu steuern. Auch große öffentliche Lustbarkeiten und Bewirthungen fürstlicher Persönlichkeiten im 16. und 17. Jahrhundert sprechen für den wachsenden Reichthum des offiziellen Hamburg.††

(Aufenthaltsgeld) verpflichtet wurden. Für einige Familien belief sich der Synzins auf 600 ℔, welcher Betrag auf ein Vermögen von 240 000 ℔ deutet. (Büsch, Geschichte der Hamburgischen Handlung. Hamburg 1797. S. 30.)

* In den drei Jahren 1603—1606 brachte der Handelsverkehr der aufgenommenen portugiesischen Juden der Stadt 10 000 ℔ an Zoll ein. Die Portugiesen begründeten den später so schwungreichen Handel mit Spanien und Portugal. (Dr. Gallois, a. a. O., S. 412.)

** Versuch einer Geschichte der Hamburgischen Handlung. Hamburg 1797. S. 109.

*** A. a. O., S. 64 ff.

† Es sei unter Anderem hier auf die „Hamburgischen Hochzeits- und Kleiderordnungen von 1583 und 1585“, von Dr. J. F. Voigt 1889 veröffentlicht, verwiesen. Aus den bis auf das Kleinste sich erstreckenden Vorschriften läßt sich ein anschauliches Bild von dem herrschenden Luxus gewinnen. Ferner befassen sich mit dem Luxus die „Burspraken“ von 1594 und 1596, die Rathserlasse und Hochzeits- und Kleiderordnungen von 1607, 1609, 1611, 1618, 1652, 1659, 1669, 1674 und 1678.

†† 1525 fand anläßlich der Vermählung des dänischen Kronprinzen mit der Tochter des Herzogs Magnus von Sachsen ein überaus glänzendes Turnier auf dem Hopfenmarkte statt. 1603 wurden große Festlichkeiten bei Gelegenheit der Huldigung an den König Christian IV. von Dänemark beliebt. Von 19 Fähnlein Bürgern unter der Führung zweier

I.

Im düstersten Kontraste zu dem Bilde sicheren und gewinnreichen Erwerbs, des Wohllebens und der Verschwendung steht die Lage der Elenden und Armen in diesen Jahrhunderten. Mitten im Gewühl des Wohlstandes, wo der Luxus in der schönen Gestalt vermehrter Bedürfnisse und täglich sich mehrenden Gewinnes erschien, kauerten die hohläugige Noth und die blasse Sorge, fror und darbte die Armuth. Es steht zur Schilderung der Größe des Elends, das Hamburgs Mauern barg, für die erste Zeit kein statistisches Material zu Gebote; wir sind in dieser Hinsicht auf amtliche Urkunden und die Darstellungen zeitgenössischer Schriftsteller angewiesen.

Am markantesten treten Noth und Elend im Bettel in die äußere Erscheinung. Freilich hat nun Hamburg von jeher stark unter dem Bettel zu leiden gehabt; jedoch mit dem 16. und noch mehr im 17. Jahrhundert nahm die Bettelei einen Umfang an, der wohl beispiellos ist. Es soll eine spätere Aufgabe sein, den Ursachen dieses Umstandes nachzuspüren; hier wollen wir zunächst den Umfang des Straßenbettels skizziren.

Schier unzählbar war das Gewimmel der Bettler, fremder und einheimischer, die beim Morgengrauen aus den vielen Bettlerherbergen wankten oder im Dunkel der Nacht sich aus den engen Gängen und schmutzigen Höfen hervorwagten, um bei Tage oder bei Nacht auf den Gassen und Wällen, Märkten und Kirchhöfen, vor den Häusern und vor den Kirchthüren ihrem traurigen Gewerbe nachzugehen. Vertriebene Mönche und Nonnen, heimathlose Vagabonden und Brest- und Nothhafte der Stadt jeglichen Geschlechts und Alters, Soldatenweiber und -Kinder, Lehrjungen,* Züchtlinge in Ketten und arme Studenten, die vor den Thüren mit Gesang bettelten,** Blinde, von Hunden geleitet, und Bettelweiber mit kleinen Kindern auf den Armen oder am Rocke hängend,*** Krüppel, hausirende Juden, Zigeuner u. s. w. füllten die Gassen. Jede Gattung dieser Bettler suchte entweder durch ein ihr eigenthümliches Geschrei und die Bestimmung des Segens, in welchem sie den reichlich Gebenden Gottes Lohn verhießen, das Mitleid der Angeflehten herzinniger zu erregen oder ihre Harthörigkeit durch Glockengeklingel, durch grelle Stöße in Ochsenhörner, durch Schnarren mit großen Rasseln zum Aufmerken zu nöthigen.† Nicht immer — Noth macht erfinderisch — entsprachen die von den Bettlern angegebene Noth und das zur Schau getragene Gebrechen der Wirklichkeit. Sie maskirten sich wohl mit langen Bärten und malerischen Bettlerröcken und

---

Rathsherren wurden der König und die Königin, die von dem Bischof von Schwerin, dem Herzog von Holstein und einem Gefolge von 500 Pferden begleitet wurden, festlich eingeholt. Mehrere Tage währten die Ring- und Speerrennen auf dem Hopfen- und auf dem Pferdemarkte, an welchen sich der Herzog und die Herzogin von Braunschweig, die Herzöge von Hannover und Celle, von Holstein und von Mecklenburg, die Kurfürstin von Sachsen, der Erzbischof von Bremen, der moskowitische Gesandte und mehrere Grafen betheiligten. Große Festessen wurden zur Bewirthung der Gäste angerichtet. — 1621 wurde ein besonders glänzendes Traktament dem „Winterkönige“ gegeben. Nicht minder prächtig waren die Festlichkeiten gelegentlich des Beilagers, das im Jahre 1650 der Herzog Christian von Mecklenburg mit der verwitweten Herzogin von Sachsen-Lauenburg in Hamburg hielt. — Wiederholt war die Königin Christine von Schweden in Hamburg; ihr Gastmahl beim reichen Juden Texeira gab Veranlassung zu einem großen Straßentumulte, der die Königin nöthigte, durch die „Christinenpforte“ zu entfliehen. (Dr. Gallois, a. a. O. II. Band, S. 524 ff.)

* Revidirte Ordnung vom 1. Juni 1635. Klefeker, Mandatens., I, S. 154 ff.

** Klefeker, I, S. 159.

*** A. a. O. S. 158.

† Leonhard Wächter, Histor. Nachlaß. II. Hamburg 1839. S. 114 ff.

ugen zum Schein Krücken, verbundene Arme und Beine und unförmliche Schuhe. in beliebter Kniff der Bettler war das „Krankentragen“. Sie trugen auf einer ragbahre einen in Laken gewickelten Kameraden in der Richtung nach dem Pesthofe zu ıd erregten dadurch das Mitleid der Begegnenden. Das Urtheilsbuch des Nieder- richts nennt unter den 1610 verurtheilten peinlich Angeklagten einen Bettler, r sich den Arm mit Ochsenblut beschmiert und darauf ein Kohlblatt gelegt hatte.* och werden derartige Vorkommnisse wohl zu den Seltenheiten gehört haben.

Ueberaus lästig fielen die Bettler den Bürgern, immer lauter wurden die lagen über ihre „Zudringlichkeit und Unverschämtheit“, um nicht wieder zu ver- ummen. In der Verordnung über die Stiftung des Waisenhauses vom 7. September 1604 heißt es, daß „Bürger und Einwohner nicht allein vom Torgen während ihrer Ruhe, vor den Häusern, bis zum Abend, wenn sie schlafen ehen, dermaßen ungescheut überlaufen werden, daß sie dadurch in ihrem Schlafe estört werden, sondern auch kein ehrlicher Mann, der etwas im Hause, sowie uf der Straße mit anderen zu reden habe, vor den Bettlern seine Rede ohne erhinderung zu enden gesichert sei.“**

Während des dreißigjährigen Krieges, besonders nach 1627 und 1643, urde dieser Zustand geradezu beängstigend. Neben der Unzahl heimathflüchtiger rmer, die, durch Leid und Kummer jeder Art ausgemergelt, sich bei Tage durch ie Stadtgassen schleppten, vor Haus- und Kirchthüren Almosen erheischten und ei Nacht ein Obdach in den leeren Ziegelhütten vor dem Thore, auf den Keller- reppen und in den Hauswinkeln suchten, drang auch mannigfaches Diebs- und äubergesindel in die Stadt. Viele der unglücklichen Flüchtlinge waren krank; hne jegliche körperliche und ärztliche Pflege geblieben, wurden sie nicht selten Morgens verschmachtet und erfroren auf den Gassen und in den Winkeln auf- efunden. Die im Jahre 1632 erlassene Ordnung des neuen „Gast- und Kranken- auses“ sagt: „Wiewohl diese gute Stadt durch Gottes gnädigen Segen mit nterschiedlichen Hospitälern und Armenhäusern versehen, aber dennoch für die rmen, so mit keinen klebenden Krankheiten behaftet und dennoch weder Scheu- ung noch Bekannte hier haben, bisher keine gebührliche Verordnung geschehen, nd dahero sich, zuvorderst bei diesem betrübten Kriegswesen leider befunden, aß solche Kranke vor und in dieser Stadt sich hin und her, in den Ziegelhäusern und anderen Orten, ja öffentlich vor den Kirchen und n den Gassen geleget, allda zwar viele gutherzige Christen zum Mit- eid und Ertheilung der Almosen erwecket, aber gleichwohl viele der- elben Kranken es an gebührlicher Kur und Wartung gemangelt“ 2c.***

Dieser Zustand blieb. Vergeblich waren die Behörden bemüht, dem Bettel- unwesen zu steuern. Die zahllosen Armenvorschriften und Mandate von 1635, 1658, 1660, 1662, 1663, 1664, 1665, 1691, 1701 u. s. w. legen das be- redteste Zeugniß ab von der Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen. Die Zahl der Bettler nahm nicht ab, vielmehr stetig zu. Häuser, Kirchen und Stadtthore blieben nach wie vor von Vagabonden, Landstreichern und einheimischen Bettlern belagert. Die Armenordnung von 1711 läßt sich über das Bettlerunwesen olgendermaßen aus: „Es bezeuget die tägliche Erfahrung und der Augenschein elber, daß obgleich die Gottseeligen Vorfahren, zum Unterhalte der Armen, ver-

* Streng, Geschichte der Gefängnißverwaltung in Hamburg. Hamburg 1890. S. 19 und S. 32.

** Streng, a. a. O., S. 15.

*** Dr. W. v. Melle, Die Entwicklung des öffentlichen Armenwesens in Hamburg. Hamburg 1883. S. 47.

schiedene Hospitäler, Armen-Häuser, Testamente und reiche Almosen gestifftet, E. E. Rath auch von Zeit zu Zeit nachdrückliche Mandata und Verordnungen zu Abhelffung der verdrießlichen Gassen-Betteley ergehen lassen, selbige jedennoch zu dieser Zeit so gemein geworden, daß man fast mehr als jemahls von den Bettlern sowohl auf den Gassen, als vor den Thüren und in den Häusern, incommodiret wird."*

In einer späteren Proposition des Rathes an die Bürgerschaft wird berichtet, daß „die Stadt mit dem seitherigen starken Anwachs von wohlhabenden Einwohnern zugleich mit bedürftigen Menschen, wie mehrentheils zu geschehen pflegt und nicht anders kann, in übermäßiger Proportion sich vermehret."**

Trotz ihrer großen Menge gaben die Gassenbettler noch lange nicht den erschöpfenden Ausdruck der wahren Größe des Elends, das Hamburgs Mauern barg; diese wurde erst erschreckend klar gelegt, als man im vorletzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts mit Rücksicht auf eine Reorganisation des Armenwesens eine sorgfältige Visitation aller Straßen, Gänge, Höfe und ihrer Insassen vornahm. Ueber 600 Menschen fand man ohne Lager und Decken, über 2000 hatten keine Hemden; die mehrsten machten sich ein Lager aus Lumpen; 2200 Kinder dieser Armen waren zerlumpt, lagen auf den Sählen und schmutzigen Höfen umher.*** Der edle Professor Büsch, welcher um das Zustandekommen einer neuen Armenordnung das hervorragendste Verdienst hat, sagt in seinen „Zwei kleine Schriften, das Armenwesen betreffend. Hamburg 1786"†: „Wer möchte sie zählen, alle die Elenden, die jetzt in unseren Gassen uns anbetteln und mit Wahrhaftigkeit die letzten Winter uns als die Ursachen ihrer Verarmung angeben können." „Ich mag das Verhältniß unserer Armen zu der ganzen Zahl der Einwohner nicht ausdrücken." „Was kann ein Fremder von unserem Wohlstande denken, wenn er sich von einer solchen Menge lästiger Bettler angerannt sieht; wenn er nicht eine Minute stille stehen kann, um mit einem ihm begegnenden Bekannten zu reden, ohne von diesen Elenden so gestört zu werden, daß er durchaus weiter gehen muß?" Er erzählt sodann von einem Fremden, mit dem er durch eine der volkreichsten Straßen gefahren, und welcher ausgerufen habe: „Wie elend ist hier das Ansehen und der Aufzug des geringen Volkes! So ist es mir doch noch in keiner großen Stadt vorgekommen!" — Und v. Heß schreibt in seinem „Hamburg, topographisch, politisch und historisch beschrieben. Hamburg 1789. Band 2. S. 357" über den Zustand vor Einführung der neuen Armenordnung, daß „Tausende von Bettlern die Vorübergehenden auf den Wällen, Märkten und Gassen belagert" hätten und spricht von dem „nie erschöpften Ueberall der gemeinen Hebräer, die den Tag ihr Nachtlager noch nicht kennen und ihre Mahlzeit unter freiem Himmel halten", von „einer Bande von Lumpensammlerinnen, die mit ihren kleinen Stäbchen die Misthaufen durchwühlen".

(Fortsetzung folgt.)

* Vorhanden in der Hamburger Kommerz-Bibliothek, J 818, Kps. 816.

** Proposition E. E. Raths an die Erbgesessene Bürgerschaft vom 4. Oktober 1725. Anlage 2 des Anhangs zu „Streng, Geschichte der Gefängnißverwaltung".

*** „Nachrichten an Hamburgs wohlthätige Einwohner über den Fortgang der allgemeinen Armenanstalt." Erstes Heft. 1789. S. 10.

† Hamburger Kommerz-Bibliothek, J 817.

Briefkasten.

M. M., Heidelberg. Wenn Sie auf eine Antwort reflektiren, bitten wir um die Angabe Ihrer Adresse.

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.



Nr. 11. XIV. Jahrgang, I. Band. 1895-96.

Eines Umstürzlers Umsturz.

✓ Berlin, 4. Dezember 1895.

Die Todten reiten schnell und heutzutage schneller als jemals früher. Seitdem wir vor acht Tagen über die drohende Sprengung der sozialdemokratischen Organisation schrieben, ist die rettende That nicht nur erfolgt, sondern auch schon ihr Urheber ins Grab gesunken. Kaum drei Tage, nachdem elf hiesige angebliche oder wirkliche Vereine der sozialdemokratischen Partei aufgelöst worden waren, hat Herr v. Köller aufgehört, preußischer Minister des Innern zu sein. Der Umstürzler von oben ist selber umgestürzt.

Es ist möglich, daß zu seinem Sturze auch noch andere Gründe mitgewirkt haben, als sein tragikomischer Feldzug gegen die Sozialdemokratie. Es mag selbst sein, daß er nicht wegen dieses Feldzuges, sondern trotz seiner gefallen ist. Aus dem Wirrwarr von Nachrichten, die über die Ursachen seines Falles verbreitet werden, ist einstweilen schwer klug zu werden. Trotzdem ist es ganz richtig, zu sagen, daß Herr v. Köller bei seinen plumpen Schlägen gegen die Sozialdemokratie sich überschlagen hat, ganz ähnlich wie Bismarck im letzten Grunde an seiner bornirt-eigensüchtigen Sozialpolitik gescheitert ist, mag er selbst und was ihm anhängt sich auch einbilden, daß er sich nur in Fangeisen gefangen hat, die ihm von heimlichen Feinden angeblich oder wirklich gelegt worden sind. Bei der eigenthümlichen Natur des preußisch-deutschen Staatswesens vollziehen sich seine Haupt- und Staatsaktionen in einem wüsten Gewirr von bureaukratischen und höfischen Intriguen, aber was sich in diesem Gewirr durchsetzt, sind doch nur die Gesetze der historischen Entwicklung.

Herr v. Köller ist ein unmöglicher Mann geworden, weil er den Zickzackkurs bis auf den todten Punkt gefahren hat. Die Auflösung der sozialdemokratischen Organisation ist nicht blos ein klatschender Schlag ins Wasser. Wäre sie nur das, so brauchte sie Herrn v. Köller noch kein Haar zu krümmen. Solche Schläge ins Wasser haben auch manche seiner Vorgänger geführt, ohne daß sie deshalb gezwungen gewesen wären, sich auf ihre „väterlichen Ochsen“ zurückzuziehen. Nicht erst von Tessendorff, sondern auch schon vorher, in den sechziger Jahren, ist der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein aufgelöst worden, ohne einen anderen Erfolg, als daß die sozialdemokratische Partei gefördert und gestärkt wurde. Man würde der preußischen Staatsweisheit ein unverdientes Kompliment

machen, wenn man sagen wollte, daß sie zweckwidrige Maßregeln ihrer Würdenträger sofort mit deren Sturze rächte. Worin es Herr v. Köller versehen hat das ist der Unterschied der Zeiten. Was vor zwanzig oder dreißig Jahren nur ein klatschender Schlag ins Wasser war, das ist heute auch ein klatschender Schlag ins Gesicht der bürgerlichen Gesellschaft. Und dieser Frevel ist Herrn v. Köller zum Verhängniß geworden.

Sein „Hauptschlag“ ist erfolgt wegen angeblicher Verletzung des preußischen Vereinsgesetzes und zwar derjenigen seiner Bestimmungen, welche den politischen Vereinen verbietet, mit anderen Vereinen gleicher Art für gemeinsame Zwecke in Verbindung zu treten. Diese Bestimmung trägt ganz den Charakter der feigen Manteuffelei, welche sie geschaffen hat, jener nichtsnutzigen Reaktion, die noch ganz in vormärzlichen Vorstellungen befangen, ihres Lebens nicht froh werden konnte aus zitternder Angst vor heimlichen Verschwörungen der von ihr gepeinigten Volksmassen. Sie fiel von selbst dahin mit dem parlamentarischen und sei es auch nur scheinparlamentarischen Leben, mit der Bildung moderner politischen Parteien, die ihrem Wesen nach über das ganze Gebiet des Staates hin in steter Verbindung bleiben müssen. Das lag so auf der Hand, daß sogar das Ministerium Manteuffel die Wahlvereine ausdrücklich von jener einschränkenden Bestimmung ausnehmen mußte; es hätte nicht einmal seine Landrathskammern zusammenbringen können, wenn es diese Ausnahme nicht gemacht hätte. Je mehr sich dann das politische Leben entwickelte, um so ungenirter wurde gerade von den bürgerlichen Parteien das Verbot aus den Augen gesetzt, wonach politische Vereine nicht für gemeinsame Zwecke miteinander in Verbindung treten sollen. Und das war ganz selbstverständlich, denn mit solchen juristischen Zwirnsfäden läßt sich die politische Entwicklung nicht fesseln. Ein Verbot, das mit seiner Lokalisirung des politischen Lebens ganz aus feudal-mittelalterlichem Geiste geboren war, konnte nicht praktisch durchgeführt werden in einem modernen Staate, der unter dem Zeichen der großen Industrie stand.

Erst als sich eben unter diesem Zeichen eine selbständige Arbeiterbewegung entwickelt hatte, entsann sich die preußische Polizei wieder der in ihrer Rumpelkammer längst verrosteten Waffe. Sie beeiferte sich, damit die sozialdemokratische Partei todtzuschlagen, ohne die politischen Vereine der herrschenden Klassen im Geringsten zu behelligen. Das war wie gesagt schon vor dreißig und zwanzig Jahren ein klatschender Schlag ins Wasser! Aber es war noch nicht ein klatschender Schlag ins Gesicht der bürgerlichen Gesellschaft — aus zwei Gründen nicht, die innerlich zusammenhängen und insofern einen einzigen Grund bilden. Die deutsche Sozialdemokratie war damals erst eine verhältnißmäßig kleine Partei und hatte die Massen erst sporadisch ergriffen. Im Zusammenhange damit kümmerten sich die bürgerlichen Parteien noch wenig um die Massen und bildeten mehr abgeschlossene Konventikel, die ihr gewohnheitsmäßiges Uebertreten des preußischen Vereinsgesetzes einigermaßen vertuschen konnten. Die schreiende Ungerechtigkeit, die darin lag, daß die politischen Organisationen der arbeitenden Klassen mit dem § 8 dieses Gesetzes chikanirt wurden, die politischen Organisationen der besitzenden Klassen aber nicht, trat damals nicht mit so schreiender Offenheit hervor, wie heute.

Diesen Unterschied der Zeiten nicht erkannt zu haben, ist das Verbrechen des Herrn v. Köller in den Augen derer, für die er kämpft. Die Wurzeln der Sozialdemokratie haften viel zu fest und tief in den Massen, als daß ihr viel auf die äußere Organisation anzukommen brauchte: geht es auf diesem Wege nicht, so geht es eben auf einem anderen Wege. Dagegen wird den bürgerlichen

ßarteien der Weg in die Massen versperrt, wenn der § 8 des Vereinsgesetzes
icht ein rudimentäres Organ mittelalterlicher Gesetzgebung, sondern ein lebendiges
Blied am Leibe des herrlichen Gegenwartsstaats sein soll. Es ist leicht gesagt:
ro kein Kläger ist, da ist kein Richter; die Polizei und die Staatsanwaltschaft
vird auf Grund von § 8 des Vereinsgesetzes eben nur gegen die Sozialdemo-
ratie vorgehen, nicht aber gegen die bürgerlichen Parteien. Dieser Trost ist
rstens einmal sehr kümmerlich, denn wenigstens jeder oppositionellen Partei
ann morgen billig sein, was heute der Sozialdemokratie recht sein soll, zweitens
ber wäre in diesem Falle ein doppeltes Recht für die arbeitende und die besitzende
Klasse geschaffen, was gerade der richtige Weg wäre, das Proletariat mit dem
Reiche der Gottesfurcht und frommen Sitte zu versöhnen. Deshalb hat Herr
. Köller dem Kalbe ins Auge geschlagen, und deshalb verkünden sogar schon
ı der offiziösen Presse einzelne Stimmen, er habe seinen „Hauptschlag" auf
igene Faust ausgeführt, ohne sich darüber mit seinen Kollegen vorher zu ver-
ändigen, und wenn die Sache vor den Gerichten schief gehen sollte, so falle die
lleinige Verantwortlichkeit dafür auf Herrn v. Köller.

Ob die Sache vor den Gerichten schief gehen wird, ob die polizeiliche
luflösung der sozialdemokratischen Organisation bestätigt werden wird oder nicht,
as ist schwer vorherzusagen, da die staatliche Rechtspflege seit lange auf Wegen
vandelt, die das allgemeine Rechtsbewußtsein nicht zu erkennen und zu betreten
ermag. Die sozialdemokratische Partei, die schon so manches fertig gebracht
at, weiß allen Manteuffeleien ein Schnippchen zu schlagen, wenn es ihr sonst
arauf ankommt, und sie hat sich mit dem preußischen Vereinsgesetze besser ein-
urichten gewußt, als irgend eine bürgerliche Partei. Herr v. Köller konnte
einen „Hauptschlag" nur dadurch ausführen, daß er einerseits den Parteivorstand,
ie Agitationskommission, die Preßkommission, ja sogar die Vertrauensmänner
er hiesigen Wahlkreise als eben so viele Vereine einschätzte, andererseits die
iesigen Wahlvereine unter den § 8 des Vereingesetzes stellte, obgleich § 21 des-
elben Gesetzes ausdrücklich bestimmt, daß Wahlvereine nicht darunter stehen sollen.
Es ist also sehr fraglich, ob es überhaupt nur eine formal juridische Möglichkeit
iebt, die polizeiliche Heldenthat gerichtlich zu bestätigen. Indessen scheint uns
iese Frage nicht in erster Reihe zu stehen; die Fähigkeit unserer Gerichte zu
uristischen Konstruktionen, die der beschränkte Unterthanenverstand vorher nicht
u ahnen und nachher nicht zu verstehen vermag, ist so unerschöpflich, daß sie
nöglicher Weise auch eine Handhabe finden wird, die vorläufig geschlossenen
Organisationen endgiltig zu schließen. Dann aber ist nur eins von Beiden möglich:
ntweder müssen dann auch alle politischen Organisationen der besitzenden Klassen
eschlossen werden, oder aber die Regierung gesteht offen ein, daß sie das geltende
Recht verschieden handhabt, je nachdem es sich um die besitzenden oder aber um
ie arbeitenden Klassen handelt. In jedem der beiden Fälle ist der Profit für
ie sozialdemokratische Agitation sehr klar.

Der ganze Zwischenfall ist überhaupt ein erfreuliches Zeichen dafür, daß
vir in einem Menschenalter doch tüchtig vorwärts gekommen sind. Für uns ist
Herr v. Köller weit mehr eine komische als eine tragische Person, und es liegt
ıns sehr fern, diesem fröhlichen Naturburschen bei seinem Scheiden aus der
johen Politik einen Fluch mit auf den Weg zu geben. Die „sittliche" Ent-
üstung über sein „reaktionäres Treiben" überlassen wir gern den liberalen
Biedermännern. Im Gegentheil möchten wir ihm den Trost widmen, daß die
Streiche, die er in dem ersten und einzigen Jahre seiner Ministerschaft gemacht
at, auch nicht dümmer waren, als die Streiche des Herrn Bismarck in dem

ersten und leider nicht einzigen Jahre seiner Ministerschaft. Es ist eben ein erquickender Unterschied der Zeiten, daß Bismarck sich mit seinen Streichen noch bis zum „Heros des Jahrhunderts“ fortwursteln konnte, während Köller mit seinen Streichen nach einem Jahre völlig abgewirthschaftet hat. Jener hatte freilich mit dem deutschen Philister, dieser mit dem deutschen Proletariat zu thun, aber das ist ja eben der ungeheure Fortschritt von den sechziger zu den neunziger Jahren des Jahrhunderts. Wer mit der deutschen Sozialdemokratie Kirschen essen will, bekommt allemal die Steine, und den noch unbekannten Nachfolger des Herrn v. Köller begrüßen wir mit dem aufrichtigen Willkomm: pereat sequens!

In der liberalen Presse erweckt der schnelle Fall der bisher so selbstbewußten Köllerei natürlich wieder Frühlingswehen und Knospendurchbruch. Ueberflüssig zu sagen, daß wir für diese kindischen Illusionen erst recht nichts übrig haben. In wohlthuendem Gegensatze zu der freisinnigen Salbaderei steht die Ehrlichkeit, womit der Kaiser bei einer Tischrede in Breslau erklärt hat, je mehr man sich hinter die Schlagworte und Parteirücksichten zurückziehe, desto bestimmter hoffe er, daß die Armee, sei es nach Außen oder nach Innen, seinem Winke und Wunsche gewärtig sei. Da Herr Brausewetter verfügt hat, daß Niemand etwas gegen die Toaste des Kaisers einzuwenden habe, so werden wir uns hüten, etwas gegen diesen Toast des Kaisers einzuwenden. Wir denken nur mit wehmüthiger Theilnahme an die Bemühungen unseres alten Schulmeisters, der im Schweiße seines Angesichts uns das preußische Nationallied eingepaukt hat, wonach die Liebe des freien Mannes, und nicht Roß und Reisige die steile Höh’ sichern, wo Fürsten stehen. Das war also vergebene Mühe. Der Kaiser verläßt sich auf das Heer als auf die Stütze der Monarchie, und wenn wir da loben dürfen, wo wir nicht tadeln sollen, so halten wir diese Auffassung für richtig.

Von großem Interesse war eine historische Erinnerung, die der Kaiser in dieselbe Tischrede verflocht, indem er sagte, sein Großvater habe, als er 1848 nach schwerer Zeit in Koblenz ans Land gestiegen sei, auf das ihn empfangende Offizierkorps mit den Worten hingewiesen: „Das sind die Herren, auf die ich mich verlasse.“ Die Thatsache war bisher nicht bekannt, wenigstens nicht in der weiteren Oeffentlichkeit, und es ist sehr erfreulich, daß der Kaiser ihr die weiteste Oeffentlichkeit gegeben hat. Sie wirft neues Licht auf das große und unvergeßliche Jahr 1848. Nach der Revolution vom 18. März hatte der damalige Prinz von Preußen, der spätere Kaiser Wilhelm I., bekanntlich aus Berlin nach England flüchten müssen, vertrieben von dem sehr berechtigten Hasse der Massen und unter Abenteuern, die alles Andere waren, nur nicht heldenhaft. Es kostete dem Ministerium Camphausen schwere Mühe, seine Rückkehr nach Berlin zu ermöglichen, und der Prinz, der irgendwo von den preußischen Hinterwäldlern in die Berliner Nationalversammlung gewählt worden war, mußte in dieser erscheinen und das Bekenntniß ablegen, daß er von seinen absolutistisch-militaristischen Neigungen gründlich kurirt worden sei. Er that es und sagte u. a.: „Die konstitutionelle Monarchie ist die Regierungsform, welche unser König uns zu geben vorgezeichnet hat. Ich werde ihr mit der Treue und Gewissenhaftigkeit meine Kräfte weihen, wie das Vaterland sie von meinem, ihm offen vorliegenden Charakter zu erwarten berechtigt ist.“ Ein großer Theil der Versammlung nahm dieses Bekenntniß mit Zischen auf, und wie sich nunmehr zeigt: mit vollem Rechte. Denn zwischen dem, was der Prinz von Preußen den Offizieren in Koblenz und was er den Volksvertretern in Berlin sagte, besteht eine so eigenthümliche Verschiedenheit, daß er jedenfalls in einer wunderlichen Selbsttäuschung be-

angen gewesen ist, wenn er meinte, daß „dem Vaterlande sein Charakter offen orliege".

Doch genug davon, und nur noch ein kurzes Wort über die allerletzte Chat, die Herr v. Köller nach seinem „Hauptschlage" ausgeführt hat. Er hatte ekanntlich gegen den Professor Delbrück, den Herausgeber der „Preußischen Jahrbücher", einen Strafantrag wegen Beleidigung der Polizei gestellt, verkündete ber am Morgen seines Sturzes in seinem offiziösen Blättchen, „nach gegenseitiger Aussprache" mit dem Patrioten und Professor habe er den Antrag zurückenommen. Hatten wir nicht Recht, vor drei Wochen an dieser Stelle zu sagen, aß die Krakehle zwischen Bureaukratie und Universität von beiden Seiten „mit inem Maximum an Blamage und einem Minimum an Heroismus" ausgefochten u werden pflegen? Den rechten Kitt zu dieser Versöhnung zweier schönen Seelen liefert Herr Delbrück übrigens in einem infamen Pasquill auf Engels nd Marx, das er als Leitaufsatz in dem Dezemberhefte seiner Zeitschrift verffentlicht. Wir behalten uns vor, darauf zurückzukommen.

Die Entwicklung der belgischen Arbeiterpartei.*

Von Professor Dr. Emil Vinck.

Ein Artikel unseres Freundes Vandervelde, welcher vor ungefähr Jahresrist in den Spalten dieser Zeitschrift erschien (XIII, 1, S. 306 ff.), ließ vor em Blick der Leser der „Neuen Zeit" die Entstehung und die Jugend der elgischen Arbeiterpartei vorüberziehen.

Er zeigte, wie diese Partei von ihren ersten Anfängen an das Glück hatte, aß sich gewichtige Stimmen erhoben, welche Einspruch einlegten gegen eine zu nge, eine rein wirthschaftliche Auffassung ihrer Forderungen. Das dementsprechend ormulirte und verstandene Programm war so weitfassend, als es der Natur der Sache nach sein mußte. Genosse Vandervelde zeigte ferner, welcher Mittel sich ie Partei bedient hat, um gewisse Punkte ihres Programms zu verwirklichen nd um diesem immer mehr Anhänger zu gewinnen. Er skizzirte die Entwicklung er drei Arten von Organisationen, welche gegenwärtig die Basis der belgischen Arbeiterpartei bilden: Unterstützungsvereine auf Gegenseitigkeit, Gewerkschaften und Kooperativgenossenschaften.

Es liegt uns fern, auf diese Ausführungen zurückzukommen und sie zu wiederholen. Damit aber der Leser die folgenden Darlegungen richtig erfaßt, sei s gestattet, nochmals ganz besonders die hervorragende Bedeutung zu betonen, ie unter allen unseren Organisationen den Kooperativgenossenschaften zukommt. Gewiß, die Unterstützungsvereine auf Gegenseitigkeit und die Gewerkschaften sind on eminentem Nutzen. Allein sie sind zu sehr Sonderorganisationen, welche weder genügende Unabhängigkeit, noch genügende Elastizität besitzen, um den Klassenkampf führen und die allseitige Verwirklichung eines Programms durchsetzen zu können, das so weitfassend ist wie das des Sozialismus. In der Kooperativgenossenschaft verfügt dagegen das belgische Proletariat über ein Werkzeug, das sich von erstaunlichem Nutzen erweist wegen der Leichtigkeit, mit der s geschaffen werden kann, der Einfachheit seines Mechanismus und vor allem wegen seiner Elastizität.

* Vorliegender Artikel wurde vor dem jüngsten Triumph unserer belgischen Genossen, en Gemeinderathswahlen, verfaßt. Ein Artikel über diese von demselben Verfasser ist uns n Aussicht gestellt. D. Red.

Die Form der Genossenschaften wurde in Belgien durch das Gesetz v 18. Mai 1873 über die Handelsgesellschaften bestimmt. Ihre wesentlichen Charak züge sind: 1) die Veränderlichkeit der Höhe des Gesellschaftskapitals; 2) V änderlichkeit und Unbeschränktheit der Zahl der Genossenschafter; 3) die Unü tragbarkeit von Antheilen an dritte Personen, die der Genossenschaft nicht angehö

Sieben Jahre lang hatte man den ungeheuren Nutzen nicht erkannt, die Bewegung aus diesem Gesetze zu ziehen vermag. Erst im Jahre 1880 wur die ersten sozialistischen Genossenschaften gegründet. Gegenwärtig existirt überall, immer eine zielbewußte Gruppe der belgischen Arbeiterpartei besteht, eine Genos schaft (Verkaufsläden für Spezerei-, Kolonialwaaren und Butter; für Schn Weißwaaren und Konfektion; für fertige Schuhe und Schuhmacherartikel; Kohlen; Restaurants; Bäckereien und Fleischereien, Webereien, Bürstenfabriken

Unter der Form von Sammlungen, regelmäßigen Beiträgen und Un stützungsgeldern liefern die Genossenschaften einen großen Theil der Geldm für die Partei. So hat das „Maison du Peuple“ (Volkshaus) von Brüssel 1. März bis 31. August 1894 in runder Summe circa 15000 Francs Propagandazwecken aller Art an die Partei abgeführt; vom 1. September 18 bis 28. Februar 1895 aber 18500 Francs. Der „Progrès (Fortschritt) Jolimont“ verausgabte vom 1. Juli 1894 bis 1. Januar 1895 für Agitatio zwecke 17600 Francs und 5500 Francs vom 1. Januar bis 30. Juni 18

Beschäftigen wir uns nun etwas eingehender mit der Thätigkeit belgischen Arbeiterpartei seit den letzten Wahlen. Die Zeit, welche seit Oktoberwahlen des vorigen Jahres verstrichen ist, war der Entfaltung der so listischen Aktion und der Ausbreitung der sozialistischen Ideen besonders günst.* Vor den Wahlen hatten nicht wenig Sozialisten an dem Nutzen der Vertret der Partei im Parlamente gezweifelt, weil diese nur durch eine kleine Min heit vertreten sein konnte. Die Erfahrung hat diese Zweifel in entscheide Weise widerlegt. Die Anwesenheit der sozialistischen Minorität in der belgis Kammer, die trefflichen Reden, durch welche die parlamentarischen Vertreter Arbeiterpartei Stellung zu allen Fragen nahmen, welche die gesetzgebenden Gewa beschäftigten, haben in Belgien das politische Interesse wachgerüttelt, ha bewirkt, daß sich Aller Augen der neuen Sonne zuwenden, welche am Hori emporsteigt. Die Unwissenheit ist von dem Interesse abgelöst worden; an S ängstlichen Uebelwollens trat die Achtung, welche durch den streng aufricht Charakter der Erklärungen und der Haltung der sozialistischen Kammerfrak errungen wurde. Die sozialistischen Lehren dringen heutzutage in Kreise ein, noch vor kaum Jahresfrist die sozialistischen Agitatoren auf eine oft aggressive Feindseligkeit stießen. Die Industriegegenden hat die Partei für im erobert, in den ländlichen Bezirken werden die im Juni nächsten Jahres be stehenden Parlamentswahlen gar manche Ueberraschung zeitigen. Die Resulte, welche die Arbeiterpartei am vergangenen 14. und 19. Mai in dem Wahlk von Thuin erzielte, der doch zum großen Theil eine ländliche Bevölkerung weist, sind ein sehr schätzenswerther Fingerzeig. Im Oktober 1894 hatte diesem Wahlkreis der sozialistische Kandidat 11000 Stimmen erhalten, Kandidat der Liberalen hatte 16000, derjenige der Katholiken 18000 Stim auf sich vereinigt. Bei der Nachwahl am 14. Mai wurden dagegen für Sozialisten 18111, für den Katholiken 16083 und für den Liberalen gar

* Siehe über diese Wahlen Vanderveldes Artikel in der „Revue Socialiste“ November 1894.

och 9460 Stimmen abgegeben. In der Stichwahl vom 19. Mai siegte der andidat der Katholiken mit 22209 Stimmen über seinen sozialistischen Gegner, r den 22185 Stimmen abgegeben wurden. Ueberall im ganzen Lande wird e Agitation planmäßig und stetig betrieben. Die Gegend um Brüssel zumal ird im buchstäblichen Sinne des Wortes von sozialistischen Agitatoren und ednern belagert, mit sozialistischen Broschüren und Zeitungen rc. überschwemmt. onntags früh, kaum daß der Morgen graut, unternimmt der Verein der sozia-tischen Radfahrer (der 60 Mitglieder zählt, von denen sich etwa 20 an den gitationsausflügen betheiligen) einen Agitationsausflug in die umliegenden Ort-haften. Die sozialistischen Radfahrer vertheilen Broschüren an die Leute, die is der Frühmesse kommen, und halten im Laufe des Vormittags eine Ver-mmlung ab. Die sympathische Aufnahme, die ihnen von den Bauern zu Theil ird, beweist, wie tief die sozialistischen Ideen bereits in die ländlichen Gegenden ngedrungen sind. Noch vor einem Jahre würde man die sozialistischen „Auf-tzer" verfolgt und aus dem Orte getrieben haben, gegenwärtig begrüßt man freundlich und ersucht sie um Broschüren rc. Sonntag den 14. Juli ver-istaltete die Arbeiterpartei im nördlichen, durchaus ländlichen Theil des Brüsseler Wahlkreises einen Riesenzug, welcher sich mit Musik an der Spitze durch die imlichen Dörfer bewegte, in denen noch vor wenigen Monaten der Pfarrer ibestritten geherrscht hatte.

Die Bewegung breitet sich überall mehr und mehr aus, von Süden her faßt sie den Norden. Trotzdem giebt es noch einen großen Theil der Karte elgiens, wo nur sehr vereinzelt rothe Punkte zu finden sind: so Ost- und West-andern, die Provinzen Antwerpen und Limburg.

In Flandern zumal ist das Werk der Bekehrung äußerst schwierig, und es in Folge der wirthschaftlichen Lage der Arbeiter. Diese sind so tief herunter-drückt, daß sie ihre Befreiung nicht einmal zu träumen wagen. In Flandern idet man in holdem Verein den religiösen Konservativismus, eine niederdrückende id entwürdigende „Wohlthätigkeit" und die größte allgemeine Kriminalität (siehe e letzte Kriminalstatistik aus dem Jahre 1885).

Den Einfluß der Geistlichkeit in den genannten Provinzen vermag nur der chtig zu schätzen, der ihn aus eigener Erfahrung kennt: er ist geradezu wunderbar. nd trotz alledem dringt der Sozialismus auch in jene Gegenden ein. Sonderbar nug sind gerade die Pfarrer seine Pioniere. Die Vikare der kleinen Dörfchen id meist Söhne von Proletariern, und ihren persönlichen Beziehungen, ihrem ageren Gehalt nach selbst Proletarier. In dem Hirtenbriefe „Rerum novarum" nden sie den Ausdruck des Gefühls, das Jeder angesichts der schreienden sozialen ngleichheiten empfindet, deren Zeuge oder gar Opfer er täglich wird. Ein lcher Dorfgeistlicher, der Abbé Daens d'Alost, betrieb in seinem Wahlkreis eine eifrige christlich-demokratische Agitation, daß er bei den Oktoberwahlen, wo zum ersten Male für die Kammer kandidirte, einen der ältesten und einfluß-ichsten Führer der alten katholischen Partei an Stimmenzahl überflügelte.

Seitdem ist leider der gute Abbé, der eine endgiltige Spaltung innerhalb r katholischen Partei hervorzurufen drohte, nach Rom beordert worden. Dort it man ihm begreiflich gemacht, daß es gut und heilsam ist, die päpstlichen ullen zu lesen, noch besser und heilsamer, sie in überschwänglicher Weise zu ben; daß man sich dagegen wohl hüten muß, sie ehrlich in die Praxis über-agen zu wollen. Das Uebel war jedoch schon geschehen. Das Saatkorn ist isgestreut, es wird aufgehen und Frucht bringen. Die flamländische Bevölkerung ird vollständig erwachen, und dies um so sicherer, als die endgiltige Eroberung

der industriellen Gegenden der Arbeiterpartei ermöglicht, all ihre Bemühungen auf die Aufklärung der ländlichen Bezirke zu konzentriren.

Der wallonische Theil Belgiens besitzt gleichfalls eine ländliche und waldreiche Gegend. Sie umfaßt den Süden des Hennegau und den größten Theil der Provinzen Namur, Luxemburg und Lüttich. Hier ist jedoch der Einfluß der Industriezentren der Ausbreitung der sozialistischen Ideen sehr förderlich. Viele Dörfer werden von Industriearbeitern bewohnt, welche neben der Fabrikarbeit noch zwerghafte Landwirthschaft treiben und nach ihrem Wohnort die neuen Ideen mitbringen, mit denen sie in der Stadt oder in der Werkstatt bekannt geworden sind. In den angeführten Provinzen ist das Elend der Bevölkerung kein so tiefes und volles, als im flamländischen Theile Belgiens. Der Grund davon beruht darin, daß hier die Gemeinde noch Wiesen, Wald und Aecker besitzt, deren Gemeinnutzung den Dorfangehörigen erlaubt, eine Kuh, Ziegen oder Kaninchen zu halten, über ein gewisses Quantum Holz zu verfügen oder Kartoffeln zu bauen. Das Programm der belgischen Arbeiterpartei fordert, daß überall (?! Red.) derartiger Gemeindebesitz geschaffen wird, dessen Verschwinden meist auf Rechnung der Schloßherrn und Großgrundbesitzer gesetzt werden muß, welche entweder die Ländereien auf ehrliche Weise von Kommunalverwaltungen erwarben, die ihre Pflichten verkannten, oder aber sich dieselben auf betrügerische Weise aneigneten.

In den ländlichen Gegenden, wo der Grund und Boden einen großen Werth hat (in Flandern), hat sich diese Verschiebung der Besitzverhältnisse, der Uebergang der Gemeindeländereien in Privatbesitz, bereits seit Langem vollzogen. In jenen ländlichen Gemeinden in der Nachbarschaft von Industriedistrikten, wo der Grund und Boden erst in jüngerer Zeit Werth erhielt, ist dagegen die Verschiebung der Besitzverhältnisse neueren Datums und vollzieht sich zum Theil noch vor unseren Augen. In den unfruchtbarsten Theilen des Landes, den Ardennen und der Campine (Kempenland) ist der Verschiebungsprozeß noch nicht vollendet.*

Die belgischen Bürger, welche ihrer Rechte sich nicht bewußt sind, wären in kurzer Frist der bescheidenen Hilfe beraubt worden, welche ihnen das Gemeindeeigenthum an Grund und Boden gewährt, wenn sich die Arbeiterpartei nicht rechtzeitig gegen ein wahres soziales Verbrechen erhoben und die Aufmerksamkeit aller Betheiligten auf die Frage gelenkt hätte.

* * *

Das vergangene Jahr hat die Geschichte der sozialistischen Genossenschaften in Belgien um ein weiteres glänzendes Blatt vermehrt. In wichtigen Zentren des Landes, so in Tournai und Namur, entstanden neue Genossenschaften (Maisons du Peuple = Volkshäuser), und die bereits bestehenden einschlägigen Schöpfungen nahmen einen nicht vorausgesehenen günstigen Aufschwung.

Gegen das Ende des Jahres 1894 eröffnete der „Vooruit" zu Gent die neuen Magazine, in denen der Verkauf von Schnitt-, Weißwaaren- und Konfektionsartikeln, von Spezerei- und Kolonialwaaren, von Leder- und Schuhwaaren konzentrirt ist. 250 000 Francs wurden für die neue Einrichtung aufgewendet. Die neuen Räumlichkeiten sind sehr weitläufig, und doch erweisen sie sich bereits als unzulänglich. Die Werkstatt, in der gut hundert Näherinnen schaffen, deren Maschinen — um die Berufskrankheiten der Maschinennäherinnen zu vermeiden — durch Elektrizität bewegt werden, muß bereits vergrößert werden. Der Jahresumsatz des „Vooruit" rechtfertigt übrigens durchaus die gemachten Aufwendungen. Er betrug:

---

* N. P. Evrera, „Les Masuirs", Brüssel 1892.

An	Vom 1. Juni bis 30. November 1894	Vom 1. Dez. 1894 bis 31. Mai 1895
	Francs	Francs
Schnitt-, Weißwaaren und Konfektionsartikeln . .	126 834	226 998
Kohlen	78 811	107 735
Leder- und Schuhwaaren	66 285	92 597
Spezerei-, Kolonialwaaren und Trockengemüse . .	113 546	128 562
Apotheke	27 853	34 614
Bäckerei	371 364	389 437
Restaurant	22 161	20 956
Gesammtumsatz	806 454	1 000 899

Der Verkauf von Brot ist pro Woche von 76 000 Kilo auf 86 000 Kilo gestiegen, er stellt sich für die Wochen, wo der Geschäftsgewinn unter die Genossenschafter vertheilt wird (les semaines de partage de bénefices) auf 100 000 Kilo.

Die Genossenschaft zu Jolimont verzeichnete beim Abschluß des ersten Halbjahres 1894 einen Reingewinn von 42095 Francs, am 5. Januar 1895 dagegen konnte sie für das zweite Halbjahr auf einen Gewinn von 64 265 Francs verweisen.

Aus dem Rechnungsabschluß des „Maison du Peuple“ von Brüssel stellen wir einander folgende Zahlen gegenüber. Es betrug:

	Vom 1. Septbr. 1893 bis 28. Februar 1894	Vom 1. Septbr. 1894 bis 28. Februar 1895
Die Zahl der erzeugten Brote	1 968 787 Kilo	2 676 191 Kilo
Der Reingewinn der Bäckerei	76 447,91 Frcs.	104 812,84 Frcs.
Die Gesammtsumme des vertheilten Gewinns	81 436,43 „	120 038,22 „

Wie in Gent, so erweisen sich auch in Brüssel die Lokalitäten der Genossenschaft als bei Weitem zu klein und unzureichend, und es macht sich täglich mehr fühlbar, wie unvortheilhaft es ist, daß einzelne Abtheilungen des Betriebs weit auseinanderliegen. Die Genossenschaft ist deshalb zum Bau eines neuen „Maison du Peuple“ gezwungen, das im Jahre 1896 eingeweiht und eröffnet werden soll.

Am letzten 1. Juli tagte in Brüssel ein Kongreß der sozialistischen Genossenschaften, auf welchem die 23 vertretenen Organisationen einstimmig beschlossen, die Genossenschaften in einem Verbande zu vereinigen. Der Kongreß erklärte sich ferner für die Herausgabe eines „Wochenberichts“ (bulletin hebdomadaire), welcher die Preise der verschiedenen Waaren auf den verschiedenen Märkten enthalten soll. Außerdem wurde die Möglichkeit vorgesehen, daß sich mehrere Genossenschaften zu einer Ankaufsgenossenschaft zusammenschließen können.

Die belgische Arbeiterpartei, so erklärten wir bereits eingangs, hatte von ihren ersten Anfängen an das Glück, daß sich gewichtige Stimmen erhoben, welche Einspruch einlegten gegen eine zu enge, eine rein wirthschaftliche Auffassung ihrer Forderungen. Die Leiter und Mitarbeiter der „Liberté“ (Freiheit) V. Arnould, H. Denis, G. de Greef traten für die Auffassung ein — die auch Dank Cäsar de Paepes allgemein von der Partei anerkannt wurde —, daß der Sozialismus mehr ist als eine bloße Magenfrage, daß er sich auch als eine Frage der Moral darstellt, und daß er in dieser seiner Eigenschaft der Kirche die angemaßte Oberherrschaft über die Geister streitig machen muß. Dank dem Wirken der genannten

Männer ist die moralische, die geistige Seite des Sozialismus nie unterschä
worden, und die Bewegung für eine freie, freiheitliche geistige Entwicklung h
in letzter Zeit in Belgien einen ungeahnten Aufschwung und eine bedeutende Be
tiefung und Erweiterung erfahren. Im Oktober vorigen Jahres wurde in Brüss
eine neue Universität eröffnet. Irrthümlich wäre wohl die Behauptung, daß die
Universität eine rein sozialistische Schöpfung ist. Allein abgesehen davon, daß d
meisten der vortragenden Professoren Sozialisten sind, besteht der Professorenstab aus
schließlich aus Freunden der sozialistischen Arbeiterpartei und das gebotene Wisse
ist von einem wahrhaft sozialen Geiste erfüllt und bereitet die Jugend auf d
großen Aufgaben vor, welche sie in der Zukunft zu erfüllen hat. Das Institu
für höhere Studien, das der neuen Universität angegliedert ist, erscheint nicht al
ihr am wenigsten interessanter Theil. Es verfolgt den Zweck, außerhalb de
Rahmens der offiziellen Programme — die nur Berufsleute heranbilden — ein
wirklich wissenschaftliche Ausbildung zu vermitteln. Zu diesem Behufe sind übe
die verschiedensten Gegenstände Kurse eingerichtet, welche von sechs bis vierzi
Vorlesungen umfassen. Die neue Universität zählt hauptsächlich auf die Unter
stützung ausländischer Gelehrter, um dem Institut einen internationalen Charakte
aufzuprägen und es — um diesen Ausdruck zu gebrauchen — zu einer Zentral
der höheren wissenschaftlichen Bildung zu machen. Vergangenen Winter war e
uns vergönnt, den Vorlesungen von Elisée Reclus und Elie Reclus zu lauschen
Diesen Winter finden Vorlesungen statt von de Roberti, Kowalewsky, Pau
Reclus, Brissaud, Enrico Ferri und angesehenen englischen und deutschen Gelehrte
und Kunstverständigen.*

Neben der angezogenen Schöpfung entwickelt sich ein anderes Bildungs
unternehmen: „L'Extension universitaire", das die Verallgemeinerung eine
höheren wissenschaftlichen Bildung bezweckt. Den Komites der „Extensio
universitaire" gehören meist Sozialisten an; Sozialisten in der Mehrzahl bilde
das Lehrpersonal und stellen die Schülerschaft. Das Unternehmen ist nach eng
lischem Vorbilde entstanden und will Wissenschaft und höhere Ausbildung dene
vermitteln, welche sie nicht an Hochschulen suchen können. Im vergangene
Winter fanden in ungefähr zwölf Orten über verschiedene Gegenstände Kurs
statt, welche sechs bis zwölf Vorlesungen umfaßten. Die Gesammtzahl de
Zuhörer betrug ungefähr 4000. Für diesen Winter sind 110 Kurse vorgesehen
mehr als zwanzig Lokalkomites haben sich organisirt.** Die Geschichte der Kämpfe,
unter denen sich die neuen Bildungsanstalten (Université nouvelle und Extension
universitaire) entwickelt haben, ist hochinteressant, ihre Schilderung liegt jedoch
außerhalb des Rahmens dieses Artikels.

Neben den angeführten, der Bildung dienenden Schöpfungen, welche der
Partei nicht angegliedert sind, giebt es solche, welche ihr angehören, mit ihr aufs
Innigste verwachsen sind. So die Schulen für gegenseitige Ausbildung
von Rednern. Sie wurden von der Brüsseler Föderation zu Beginn des
Jahres 1893 beschlossen und gegen Ende desselben ins Leben gerufen. Um die
Zöglinge der Rednerschulen an die eingehende Erörterung einer Frage zu
gewöhnen, unterzieht man die einzelnen Punkte des sozialistischen Programms
einem gründlichen gemeinsamen Studium. Um sie zum fließenden, gewandten

* Nähere Auskunft erhält man durch das Secrétariat de l'Université Nouvelle, Rue des Minimes, Brüssel. Siehe den Artikel von Ed. Picard in der „Société Nouvelle", Mai 1894.

** Secrétariat général de l'Extension universitaire, Rue des Minimes 13, Brüssel.

lussprechen des Durchdachten zu erziehen, läßt man sie sich gegenseitig schulen nd unterweisen. Der zu schulende Redner hält thunlichst ohne vorherige schrift- iche Vorbereitung einen Vortrag, der dann nach Inhalt und Form von den Nitgliedern der Schule eingehend kritisirt wird. Nach einiger Zeit, wenn man ie Ausbildung des jungen Mannes für genügend fortgeschritten erachtet, schickt nan ihn, zusammen mit einem gewandten Redner, in kleinere Versammlungen. Die Brüsseler Genossen waren die ersten, welche derartige Rednerschulen ein- ichteten. Im ersten Jahre des Bestehens derselben wurden zwei, im zweiten Jahre fünf Redner daselbst ausgebildet. Gegenwärtig bestehen in Jolimont, Lüttich, Verviers, Löwen, Antwerpen, Gent und Houdeng gleicherweise Redner- chulen. Die Brüsseler Genossen gedenken demnächst die Initiative zu ergreifen ur Gründung eines Verbandes der Rednerschulen, die wahre Pflanzstätten für igitatorische Kräfte sind.

Die Bemühungen für die künstlerische Bildung des Proletariats gewinnen gleicherweise mehr und mehr an Bedeutung. Neben zahlreichen Organisationen, velche einzelne Zweige der Kunst pflegen, wie Vereinen für Instrumentalmusik, Musikkapellen, Gesangvereinen für Männer, Frauen oder Kinder, gemischten Chören, Theatergesellschaften, sind Sektionen entstanden, welche sich die Förderung des Kunstverständnisses, des Kunstgeschmacks, die methodische höhere Bildung des künstlerischen Empfindens der Masse angelegen sein lassen. So zum Beispiel die Sektion für Kunst in Brüssel, welche Vorträge organisirt hat, die zwar dem Verständniß der Arbeiter durchaus angepaßt waren, aber gleichzeitig in Folge des tiefen und weiten Erfassens der behandelten Fragen ein höheres wissenschaftliches Gepräge trugen. Die vortragenden Künstler waren meist Musiker, und um ihrer Zuhörerschaft das Verständniß der entwickelten Gedanken zu erleichtern, wurden im Laufe der Vortragsabende charakteristische Proben der besprochenen Werke vorgeführt.

Mehrere Gewerkschaften, so die der Buchbinder und der Holzarbeiter, haben die „Extension universitaire“ aufgefordert, im laufenden Winter Kurse über das Kunstgewerbe abzuhalten und zwar mit besonderer Berücksichtigung ihrer Gewerbe.

Die Angriffe, welche die klerikale Regierung gegen den Schulunterricht gerichtet hat, bewirkten, daß in allen größeren Orten sozialistische Schulvereine entstanden und daß kürzlich eine sozialistische Schulliga gegründet ward, der mehrere Hundert staatlich und kommunal angestellte Lehrer beigetreten sind. Diese Liga agitirte in energischster Weise gegen den Entwurf des reaktionären Schul- gesetzes der Regierung, dem eine knechtische und reaktionäre Kammermajorität zu- stimmte. Gegenwärtig weigern sich alle der Liga angehörenden Lehrer, den Religionsunterricht zu ertheilen, wie dies die Regierung gewünscht hätte.

Eine gutentwickelte, an Umfang und Bedeutung gewinnende sozialistische Presse verbindet die verschiedenen Seiten des Parteilebens miteinander und hält über dessen Entwicklung gewissenhaft auf dem Laufenden. „Le Peuple“ (das Volk), das pro Nummer 5 Centimes kostet, wurde 1892 in 1 624 000 Exemplaren verbreitet, 1894 dagegen in 2 060 715 Exemplaren, „L'Echo du Peuple“ (das Volksecho), dessen Preis 2 Centimes beträgt, hatte 1892 eine Jahresauflage von 4 550 800 Exemplaren zu verzeichnen, 1894 aber eine solche von 11 682 051 Exemplaren. Am 28. Februar 1894 betrug die Tagesauflage des „Peuple“ 4651 Exemplare, die des „Echo du Peuple“ 31 440 Exemplare. Am 28. Februar 1895 stellte sich die Tagesauflage des „Peuple“ auf 7550, die des „Echo du Peuple“ auf 41 390 Exemplare. Bis zum Oktober dieses Jahres war die Tages- auflage des erstgenannten Blattes auf 8500, die des letztgenannten auf 45 000

Exemplare gestiegen. Der Genter „Vooruit“ (2 Centimes) verzeichnete 1894 eine Auflage von 9000, 1895 aber von 13 500 Exemplaren.

Die Agitationsbroschüren der belgischen Arbeiterpartei sind zahllos. In der Regel kosten sie blos 5 oder 10 Centimes, da sie bei höherem Preise von den Arbeitern nicht angeschafft werden könnten. Weiter oben wurde bereits erwähnt, wie die sozialistischen Radfahrer viele Tausende von Agitationsschriften in den Dörfern verbreiten, welche in der Nähe der Hauptstadt gelegen sind.

Wir geben an dieser Stelle nur ein Verzeichniß der wichtigsten Schriften, welche im laufenden Jahre von Parteimitgliedern veröffentlicht worden sind: G. de Greef: „Le Transformisme social“, Paris 1895, Alcan.* H. Denis: „La Dépression économique et sociale et l'Histoire des Prix“, avec atlas des statistiques (Die wirthschaftliche und soziale Depression und die Geschichte der Preise, mit statistischen Tafeln), Ixelles 1895, Huysmans. E. Vandervelde: „Le Socialisme agricole“ (Der Sozialismus in der Landwirthschaft); „Lettre collectiviste“ (Brief über den Kollektivismus); „Vive la Commune“ (Es lebe die Kommune), im Verlag der Propagandaschriften der Partei, Rue des Sables 35, Brüssel. „Annales de l'Institut des sciences sociales“ (Annalen des Instituts für soziale Wissenschaften), herausgegeben unter der Leitung von E. Solvay, G. de Greef, H. Denis, E. Vandervelde. L. Bertrand: „Le budget de la justice dans ses rapports avec la question sociale“ (Das Budget des Justizministeriums und seine Beziehungen zur sozialen Frage), „Le socialisme communal“ (Der Gemeindesozialismus), im Verlag der Propagandaschriften der Partei. E. Anseele: „Cartouche et Cie.“ (Schinderhannes und Co., ein Auszug aus den Reden, welche bei der Diskussion des Budgets des Justizministeriums gehalten worden sind); im Verlag der Propagandaschriften der Partei. Langerock: „Le socialisme agricole“ (Der Sozialismus in der Landwirthschaft), Brüssel, bei Rosez. Bertrand: „La Coopération en Belgique“ (Das Genossenschaftswesen in Belgien), Brüssel, bei Rosez. Vor etlichen Monaten wurde auch eine neue Zeitschrift ins Leben gerufen: „Le Coq rouge“ (Der rothe Hahn). Sie wird von einigen ehemaligen Redaktionsmitgliedern der „Jeune Belgique“ (Das Jungbelgien) herausgegeben und geleitet, die sich nicht mehr dem Doktrinarismus eines Redaktionskomites beugen wollten, das taktlos und anmaßend genug war, ihnen einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie „zum Volke“ gegangen waren.

* * *

Die politische Bewegung hat im laufenden Jahre einen bedeutenden Aufschwung genommen, angesichts des Umstands, daß erst seit dem Oktober 1894 die Partei sich im Parlamente bethätigen und hier ihre Lebenskraft erweisen kann. Auch nicht einen Augenblick hat die Thätigkeit der ungemein eifrigen sozialistischen Minorität der Kammer eine Abschwächung erfahren. Und wenn auch in Folge des zähen Widerstands einer reaktionären Majorität die positiven Erfolge ihrer rastlosen Bemühungen nicht zahlreich sind, so haben nichtsdestoweniger das Vorgehen und die Haltung der sozialistischen Fraktion die Aufmerksamkeit des gesammten Landes auf eine Menge Fragen gezogen, von denen die kluge Politik der Herrschenden bisher das öffentliche Interesse sorgfältig abgelenkt hatte. Verschiedene Gesetzentwürfe sind seitens sozialistischer Abgeordneter in der Kammer eingebracht worden, und wäre irgend welche Aussicht vorhanden, daß sie zur Annahme gelangten, so würden es die Sozialisten nicht an weiteren Initiativanträgen fehlen lassen. In Folgendem ein Ueberblick über die wichtigsten Anträge und

* Besprochen in der „Neuen Zeit“, XIII, 2, S. 726.

Gesetzentwürfe, welche von den belgischen Genossen in der Kammer eingebracht worden sind:

Ein Antrag auf die Amnestirung aller politischen Vergehen und Verbrechen, aller Vergehen und Verbrechen, welche im Zusammenhang mit Strikes erfolgten, aller Vergehen gegen das Preß-, Vereins- und Versammlungsgesetz, welche seit dem 1. Januar 1884 in Belgien begangen worden sind. Ein Gesetzentwurf über die Altersversicherung der Grubenarbeiter; ein Entwurf eines Jagdgesetzes; Gesetzentwurf über die landwirthschaftlichen Vereine; Gesetzentwurf über den Arbeiterschutz; Gesetzentwurf über eine Erbschafts- und Einkommenssteuer; Gesetzentwurf über eine progressive Einkommen- und Vermögenssteuer; Gesetzentwurf über die Organisation des Arbeitsnachweises; Gesetzentwurf über die Entschädigung unschuldig Verhafteter und Verurtheilter; Gesetzentwurf über die Grubeninspektion; Gesetzentwurf über die Verbesserung der Lage der öffentlichen Beamten.

Ueberflüssig zu betonen, daß auch nicht einer dieser Gesetzentwürfe zur Debatte gelangt ist. Die diesjährigen Verhandlungen der Kammer mußten dazu herhalten, daß reaktionäre Gesetze zu Stande kamen, deren die Regierung bedarf, um sich in der Macht zu erhalten. Die geplante Einverleibung des Kongostaates, das Kommunalwahlgesetz und das Schulgesetz, das waren die drei wichtigsten Fragen, welche dieses Jahr das öffentliche Interesse in leidenschaftlicher Spannung hielten. Dank der energischen Kampagne, welche gegen die Einverleibung des Kongostaates geführt wurde, mußte die Regierung ihren Plan fallen lassen und sich vielmehr mit der Bewilligung weiterer Unterstützungsgelder begnügen. Das Kommunalwahlgesetz war von weittragendster Bedeutung. Nur der Klugheit und kühlen Besonnenheit des Generalraths der Arbeiterpartei ist es zu verdanken, daß der Generalstrike unterblieb, den die Regierung inbrünstig herbeisehnte und den sie gern provozirt hätte, um durch eine Neuauflage der blutigen Woche in Belgien „die Ordnung“ zu retten und die Arbeiterbewegung abzuwürgen. Hätten sich die Wünsche der Herrschenden erfüllt, so wäre vielleicht heute die belgische Arbeiterbewegung um zehn Jahre zurückgeschleudert, ihre energischsten Vorkämpfer im Kampfe gefallen, ihre Organisationen zerschmettert, und die siegreiche Reaktion würde leichtes Spiel mit den proletarischen Befreiungskämpfern haben. Der Generalrath der Partei hat durch seine Haltung diese Eventualitäten zu vermeiden gesucht. Allerdings erfuhr sein Vorgehen die Mißbilligung etlicher hitzköpfiger Genossen, allein es wurde einstimmig von dem Nationalkongreß gebilligt, der am 14. und 15. April tagte. Sicherlich ist das neue Kommunalwahlgesetz für das Proletariat, für die Sozialisten äußerst unvortheilhaft, denn es schafft Wähler, welche über vier Stimmen verfügen und es gewährt das Wahlrecht erst vom 30. Jahre an. Aber so groß auch der Wunsch der Sozialisten sein mag, die Rathhäuser zu erobern, hat ihnen doch unseres Erachtens die Regierung einen guten Dienst dadurch erwiesen, daß sie es ihnen unmöglich machte, allzufrüh und allzuschnell dort ihren Siegeseinzug zu halten. Unserer Meinung nach gewinnt das Parteileben an Intensität und Zusammenhang, was ihm in der Folge der geschaffenen Situation an rascher Ausdehnung verloren geht, und das Endresultat gereicht der Bewegung nur zum Vortheil.

Die Budgetdebatten gaben den sozialistischen Abgeordneten Gelegenheit zu zeigen, was wir unter der Verwaltung eines Gemeinwesens verstehen. Diese Diskussionen haben das ganze Land aufs Lebhafteste interessirt. Unter Anderem gab auch die Agrarfrage im Monat März Anlaß zu hochinteressanten Debatten, die zum Ausgangspunkt einer äußerst regen Landagitation geworden sind, welche die Sozialisten unter der bäuerlichen Bevölkerung betreiben.

Gegenwärtig steht das Schulgesetz im Vordergrunde des öffentlichen Interesses. Die Regierung hat es noch zur Abstimmung gebracht, ehe die Kammer in die Ferien ging (ungefähr gegen den 15. August). Es war ihr nämlich sehr viel daran gelegen, dieses Gesetz vor 1896 unter Dach und Fach zu bringen, denn für dieses Jahr stehen ihr Parlamentswahlen bevor. Für diese aber möchte sie sich die öffentliche Meinung dadurch günstig stimmen, daß sie vor der Wahlkampagne etliche gesetzliche Maßregeln zum Schutze der Arbeiter beantragt. Jedenfalls wird sie zuerst ein Gesetz einbringen, das den Gewerkschaften die juristische Persönlichkeit zuerkennt (reconnaissance civile), und ein anderes, das sich auf die Fabrikinspektion bezieht.

Das Schulgesetz schuf für die Arbeiterpartei eine äußerst schwierige Lage. Die Partei mußte einerseits vermeiden, daß der alte Hausstreit zwischen Klerikalen und Liberalen von Neuem aufflammte, die Gemüther gefangen nahm und die Arbeiter von ihren Zielen ablenkte. Andererseits konnte und durfte sie nicht mit in den Schooß gelegten Händen einem so ungeheuerlichen Attentat auf die Gewissensfreiheit zuschauen, wie es von der Regierung verübt wurde. Diese erklärte, daß es ohne Religion keine Moral gäbe; der Sozialismus behauptet dagegen, daß es Moral ohne Religion giebt. Dieser Standpunkt durfte nicht verleugnet, nicht verschleiert werden, sogar auf die Gefahr hin, daß die politischen Erfolge der Partei in der Folge beeinträchtigt würden. Die Partei ist dieser ihrer Aufgabe voll gerecht geworden. Furchtlos nahm sie den Kampf auf, ohne eine Bundesgenossenschaft zu suchen, aber auch ohne ihr entgegengebrachte Unterstützung zurückzuweisen. Schon jetzt läßt sich voraussagen, daß man sie zu ihrer Haltung in der Schulfrage nur beglückwünschen kann. Viele Elemente, welche bisher noch an die Aufrichtigkeit der Liberalen glaubten, sammeln sich um das sozialistische Banner, seitdem sie sich davon überzeugt haben, wie ungemein schwächlich die gemäßigten Liberalen Grundsätze verfechten, deren Vertheidigung ehemals der einzige Berechtigungsgrund ihrer Parteiexistenz war. Nachdem sich der Liberalismus entehrt hat, endet er durch Selbstmord.

Ehe das belgische Parlament in die Ferien ging, mußte es noch das Gesetz über das aktive und passive Wahlrecht zu den Gemeinderäthen berathen und votiren. Nach schweren Wehen hat es die größte, zopfigste Chineserei in die Welt gesetzt, die je ein Menschenhirn ausheckte. Das Wahlsystem für die Gemeinderäthe beruhte bisher auf der Majoritätsvertretung. Das Land forderte das Proportionalwahlsystem. Dank den Kammerbeschlüssen gelten nun für die Wahlen zu den Gemeinderäthen beide Systeme. Hätte man klipp und klar, ohne Drehen und Deuteln, die Vertretung der Minoritäten gesetzlich festgelegt, so war den am weitesten links stehenden Minoritäten, so war vor allem den Sozialisten das Eindringen in eine sehr große Anzahl von Gemeinderäthen sicher. Um dies zu vermeiden, klügelte man das folgende Wahlsystem aus: Wenn im ersten Wahlgang eine der aufgestellten Listen die absolute Majorität erlangt hat, so bleibt das bisherige Wahlsystem in Kraft, und nur die Kandidaten dieser Liste gelten für gewählt. Es liegt auf der Hand, daß diese Bestimmung die alten Parteien sehr begünstigt, welche bereits im Besitz fester Positionen sind. Wenn jedoch keine der präsentirten Kandidatenlisten die absolute Majorität erhalten hat, so tritt das Proportionalwahlsystem in Kraft, auch die Minoritäten werden dann vertreten. Allein diese Vertretung wird durch so wunderbar verschrobene Bestimmungen geregelt, daß man sich nur auf Grund eines besonderen Spezialstudiums in ihnen zurechtfinden kann.

Noch gar manches hätte ich zu berichten von dem Thun und dem Einfluß der Sozialisten in den Industrie- und Arbeitsräthen (geschaffen auf Grund des

ganischen Gesetzes vom 15. August 1887), in den Gewerbeschieds-gerichten eschaffen auf Grund des organischen Gesetzes vom 30. Juli 1889) und in den ndwirthschaftlichen Vereinen (entstanden in Gemäßheit eines königlichen Erlasses m 29. Oktober 1889). Allein ich habe bereits mit den vorstehenden Ausührungen die Grenzen überschritten, welche ich mir für diesen Artikel gesteckt tte. Ich schließe deshalb, indem ich das aufsteigende politische Jahr grüße, s uns bedeutungsreiche Vorgänge verspricht: den Zusammenschluß der kathochen und liberalen konservativen Elemente; das allmälige Verschwinden der ittelparteien; die langsame, aber stetige und sichere Entwicklung der belgischen beiterpartei, die allen Arten der menschlichen Bethätigung, allen Aeußerungen s menschlichen Lebens ihre verständnißinnige Aufmerksamkeit zuwendet. Verttels der verschiedenen Sonderorganismen, aus denen sich die Partei als Ganzes fbaut, vermittels der verschiedenartigen Bestrebungen, die sie trägt, unterstützt d fördert, wird sie den verschiedenen Seiten des menschlichen Wesens gerecht, d diese ihre Vielseitigkeit, ihre Allseitigkeit ist es, welche ihr den endgiltigen ieg sichert.

Der Weltmarkt und die Agrarkrisis.

Von **Parvus**.

(Fortsetzung.)

4. Städte und Eisenbahnen.

Während die Eisenbahnen in ihrem ganzen Wesen ihren modernen Urrung zur Schau tragen, haben die Städte eine Jahrhunderte lange Geschichte nter sich. Dennoch haben die Städte nunmehr einen ausgeprägt kapitalistischen harakter und unterscheiden sich wesentlich von den Städten der vorangehenden esellschaftsformen. Nicht nur darauf kommt es an, daß, wie Professor . Bücher in seiner interessanten Schrift über die inneren Wanderungen es mit echt hervorgehoben hat, die modernen Städte viel mehr differenzirt sind. Das nteressanteste ist der Typus der kapitalistischen Großstadt. Das ist die roßstadt, die Hunderttausende auf Hunderttausende von Einwohnern häuft, alle denklichen Berufsarten in sich vereinigt, eine Unzahl neuer Berufsarten schafft, e ausgedehntesten wirthschaftlichen Verbindungen weit über die Grenzen des nlandes hinaus eingeht, als selbständige wirthschaftliche Organisation innerhalb r Weltproduktion erscheint, ihre eigenartige Stadtwirthschaft, ihre eigenartige inanzpolitik treibt, unausgesetzt, schrankenlos sich ausdehnen zu können scheint, ur im Grad des Wachsthums, nicht im Wachsthum selbst durch die allgemeine irthschaftliche Lage beeinflußt, dabei aber der Grundlage der gesellschaftlichen ristenz, der Erzeugung von Nahrungsmitteln, entbehrt, im Gegentheil durch die ete Aufsaugung der landwirthschaftlichen Bevölkerung die Klasse der Produzenten ieser Lebensmittel im Lande selbst relativ vermindert.

Diese kapitalistische Großstadt, eine der wichtigsten und wunderlichsten Erheinungen der kapitalistischen Produktion, ist bis jetzt so gut wie unerforscht eblieben. Man weiß wissenschaftlich mehr über die deutschen Städte des Mittelalters, als über die deutschen Städte der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Und doch verfügt man dort nur über abgerissene Fetzen von Material, während hier ein fast kaum mehr zu bewältigendes statistisches und eskriptives Material unter den Händen liegt.

Nur Eins bildet den Unterschied: um die kapitalistische Städteentwicklung u begreifen, muß man die kapitalistische Produktion begreifen, — für das Alter-

thum braucht man freilich diese Kenntniß nicht. Auch genügt es hier nicht, Staub der Archive noch so viele Aktenstöße zu durchwühlen, und es ist k todter Körper, der auf den wissenschaftlichen Sezirtisch gelegt werden kann, sondern in das Gewühl der Wirklichkeit muß hineingegriffen und an dem st wandelbaren Leben selbst muß erkannt werden, was dieses Leben ist.

Man verzeihe uns diese Abschweifung. Es ist die Klage eines Pub zisten, der, um praktische Fragen zu lösen, sich genöthigt sieht, Forschungsgebi zu streifen, die von Rechtswegen von Anderen so weit wissenschaftlich präpar werden dürften, daß der Politiker nur noch nach den allgemeinen Ergebnissen greifen brauchte. Unsere Charakteristik des industriellen Marktes hätte eine empfin liche Lücke, würden wir die Rolle der Städte und Eisenbahnen bei der Schild rung des *inneren* Marktes unberücksichtigt lassen. Und nur in diesem Zusamme hang sollen sie behandelt werden.

Wir beginnen mit den Eisenbahnen. Es mag befremden, daß wir hauptsächlich vom Standpunkte des inländischen Verkehrs betrachten. Allein ih ausgesprochene Aufgabe ist thatsächlich die: im Inlande den Verkehr der Städ untereinander und zwischen den Städten und der Landbevölkerung zu vermitteln Für den Personenverkehr braucht dies nicht erst besonders nachgewiesen zu werde Ueber den Güterverkehr geben folgende Nachweise Aufklärung.

Von dem gesammten Güterverkehr der Eisenbahnen Deutschlands, das ware 162 Millionen Tonnen im Jahre 1891, entfielen auf den *Inlandsverkeh* 137 Millionen Tonnen. Von diesem Inlandsverkehr der Eisenbahnen i freilich noch die Zufuhr nach den Häfen, um über die See nach fremden Länder ausgeführt zu werden, sowie die überseeische Einfuhr abzurechnen. Es erreic aber der gesammte Verkehr der deutschen Eisenbahnen mit den Häfen nic 20 Millionen Tonnen (1894 circa 18 Millionen).

In den 137 Millionen Tonnen des Inlandverkehrs der Eisenbahne bildeten folgende drei Gruppen von Gebrauchsgegenständen die Hauptbestandtheile

	Millionen Tonnen	
1. Heizungsmittel . . .	63,1	(darunter 51,6 Millionen Steinkohlen)
2. Baumaterial	20,3	(darunter 12,3 Mill. Bau- und Pflastersteine
3. Getreide und Kartoffeln	6,4	
Zusammen	89,8 Millionen Tonnen.	

Es handelt sich bei diesen Waarengruppen zweifellos in erster Linie um de städtischen Bedarf. Aber auch von dem übrigen Verkehr an Nahrungsmitteln un an industriellen Rohstoffen wird wohl der Löwenantheil den Städten zufallen.

Dieses Verhältniß ist in einem Lande wie Deutschland doch sehr begreiflich Die Landbevölkerung ist hier das gedrückte, hungernde Bauernthum, das elen haust, sich schlecht kleidet, seine Bedürfnisse überhaupt auf ein Minimum beschränkt Aber es hat auch noch eine andere Erklärung.

Man hat stets den *billigen* Eisenbahntransport gepriesen. Man dacht dabei stets an den *Massentransport*. Dieser Massentransport ist aber ers durch die Eisenbahnen geschaffen. Ohne ihn wäre der Eisenbahntransport au leicht erkenntlichen Gründen sehr kostspielig. Der Massenversandt fordert abe große Handelszentren. So strömt alles nach den Städten und von den Städten Es wachsen die Städte und der städtische Bedarf. Es wächst die städtische In dustrie und es wächst der Eisenbahnverkehr.

Die Städte erzeugen Eisenbahnen, und die Eisenbahnen erzeugen Städte. Selbstverständlich haben wir es weder auf der einen noch auf der anderen Seite mit der *einzigen* Entstehungsursache zu thun. Aber man schleife die Städte

zum Boden, und die Eisenbahnen sind ruinirt (selbstverständlich ist die Rede nur von kapitalistischen Zusammenhängen), — man beseitige die Eisenbahnen, und die Städte können nicht mehr bestehen.

Für Berlin gewährt folgende Tabelle einen Einblick in den Zusammenhang:

Im Zeitraum	Länge der neu dem Betrieb übergebenen Eisenbahnlinien, mit denen Berlin in Verbindung trat	Durchschnittl. Wanderungszuwachs pro 1000 der mittleren Bevölkerung
1841 bis 1850	941 Kilometer	18,1
1851 „ 1860	137 „	9,6
1861 „ 1870	684 „	32,8
1871 „ 1880	987 „	22,4

Nicht immer freilich bedingt die Verbindung einer Stadt mit einer Eisenbahn einen Bevölkerungszufluß nach dieser Stadt. Eine vor Jahren in den Monatsheften zur Statistik des Deutschen Reichs veröffentlichte, allerdings sehr lückenhafte Untersuchung zeigt sogar für kleinere Städte eine Verminderung des relativen Zuwachses, selbst eine Einbuße durch Auswanderung unmittelbar nach der Eröffnung der Eisenbahn.* Hier vollzog sich, vermittelt durch die Eisenbahn, der Rückgang des Wachsthums der kleineren Städte zu Gunsten der Konzentration der Bevölkerung in den Großstädten. Die neueren österreichischen Arbeiten über Bevölkerungsstatistik haben diesen Prozeß der Zurückdrängung der Kleinstädte durch die großen Städte in einem noch grelleren Lichte gezeigt.

Die Eisenbahnen begünstigen nicht die Entwicklung der Städte überhaupt, sondern vor allem die Entwicklung der Großstädte. Je mehr das der Fall, desto mehr konzentrirt sich der Waarenverkehr nach den Großstädten, in denen schließlich das Schwergewicht der gesammten inländischen Produktion liegt. Die Eisenbahnen erscheinen als ein feinmaschiges Netz von Saugarmen, mittels deren die Großstädte Menschen und Waaren aus dem ganzen Lande nach sich zusammenziehen. Dann aber hängt die Entwicklung der Produktion mit der Entwicklung der Großstädte eng zusammen.

Was sind aber diese Großstädte? Wie existiren sie? Um auf diese Fragen Antwort zu geben, müssen wir zunächst einen Blick werfen in die städtische Berufsstatistik.

Die amtliche Bearbeitung der Berufszählung von 1882 giebt eine besondere Statistik der Großstädte (Städte mit über 100000 Einwohnern). Darnach betrug der Prozentsatz der Erwerbsthätigen:

Berufsabtheilung	In den 15 Großstädten	Im Reich
A. Land- und Forstwirthschaft	1,1	40,4
B. Industrie, inkl. Bergbau und Bauwesen	43,2	31,5
C. Handel und Verkehr, inkl. Gastwirthschaft	20,4	7,8
D. Häusliche Dienstleistungen**	15,7	8,3
E. Staats-, Gemeindedienst 2c. und freie Berufsarten***	10,3	5,0
F. Selbständige ohne Beruf†	9,5	6,6

* Monatshefte zur Statistik des Deutschen Reichs, 1884, V, S. 9.

** In der Hauptsache Dienstboten. Die amtliche Statistik zählt sonderbarerweise die Dienstboten nicht zu den „Erwerbsthätigen", wohl aber — das Militär. Wir haben dieses insofern korrigirt, als wir die Dienstboten zu den Erwerbsthätigen gerechnet haben. Darum stimmen unsere Prozentsätze nicht ganz mit den amtlichen überein. Im Uebrigen handelt es sich für uns nicht blos um die Erwerbsthätigen, sondern um die Erwerbsfähigen.

*** Darunter das stehende Heer.

† In den Großstädten wie im Reich hauptsächlich Rentiers.

Man sieht, der Mangel an landwirthschaftlicher Produktion in den Städten wird nicht durch die Industrie ersetzt. Die deutschen Großstädte sind keine Fabrikstädte, schon eher wären sie als Handelsstädte zu bezeichnen, da Rubrik C hier relativ fast dreimal so stark vertreten ist, als im Reich (auch wenn man die Gastwirthschaft abrechnet, so bleibt das Verhältniß gleich). Allein für sich reicht die Handelsthätigkeit bei Weitem nicht aus, um die deutschen Großstädte wirthschaftlich zu charakterisiren.

Folgender allgemeine Unterschied springt in die Augen: Während im Reiche 72 Prozent der Erwerbsthätigen in Landwirthschaft und Industrie, also mit der Produktion von Gebrauchsgegenständen beschäftigt sind, sind es in den Großstädten blos 43 Prozent.* Mag nun die Thätigkeit der anderen Erwerbenden gesellschaftlich noch so nützlich sein, sie basirt darauf, daß ihnen die Gebrauchsgegenstände von Anderen produzirt werden. Sie treten wirthschaftlich als Konsumenten auf und nicht als Produzenten. Insofern diese 57 Prozent der Erwerbsthätigen der großstädtischen Bevölkerung in Betracht kommen, wird also der Waarenverkehr der Großstädte mit dem Lande ein einseitiger sein: Empfang von Waaren, ohne Zurückgabe von Waaren.

Bietet nun die produktive Thätigkeit der übrigen 43 Prozent genügend Ersatz für diese Einseitigkeit? Das wollen wir jetzt prüfen.

Die Gesammtzahl der industriellen Erwerbsthätigen der Großstädte betrug 744534. Darunter giebt es aber eine große Anzahl von Berufsarten, die ihrem ganzen Wesen nach ausschließlich dem Bedarf dieser Großstädte selbst dienen. Da ist das Baugewerbe mit seinen Hilfsgewerben, dann Thätigkeiten, die durch die Existenz jeder Großstadt bedingt sind — die Stadtwirthschaft: Gasanstalten, Wasserversorgung 2c., dann Berufe, die sich der Befriedigung des unmittelbaren Lebensbedarfs widmen, wie Bäckerei, Metzgerei 2c., hierher gehören auch die Apotheker, schließlich Produktionsarten, deren Bethätigung räumlich von den Käufern des Produkts meistens unzertrennbar ist, wie die Photographie. Diese Berufsarten kommen selbstverständlich für den Waarenexport der Großstädte nach dem Lande nicht oder nur sehr wenig in Betracht. Rechnet man die in ihnen Thätigen zusammen, so erhält man die große Zahl von 239176 Personen, das sind 13,7 Prozent der Erwerbsthätigen. Es zählen also für den Waarenverkehr nach Außen nur noch 29,5 Prozent der Erwerbsthätigen mit.

Aber auch diese 30 Prozent produziren keineswegs hauptsächlich für auswärts. Im Gegentheil, es giebt darunter Gewerbsarten, die nicht einmal dem großstädtischen Bedarf selbst genügen. Um einen weiteren Vergleich zu ermöglichen, haben wir deshalb berechnet, wieviel Einwohner durchschnittlich in den Großstädten und im Reich auf jeden der in den einzelnen Industriegruppen Erwerbsthätigen entfallen.

Industriegruppen	Zahl der Einwohner auf einen Erwerbsfähigen in den 15 Großstädten	im Reich
Bergbau, Hütten 2c.	490	103
Industrie der Steine und Erden	281	136
Textilindustrie	101	53
Eisenverarbeitung	97	99
Nahrungs- und Genußmittel	46	68
Bekleidung und Reinigung	15	34

* Selbst jede einzelne deutsche Großstadt für sich zeigte 1882 ungefähr das gleiche Verhältniß. So betrug der respektive Prozentsatz: in Berlin 50,8, Hamburg 40,8, Breslau 41,5, München 40,4, Dresden 41, Leipzig 41,4, Köln 41, Königsberg 30,8, Frankfurt a. M. 35,7, Hannover 45, Stuttgart 42,5, Bremen 44, Danzig 36,7, Straßburg 40,3, Nürnberg 51,9.

Industriegruppen	Zahl der Einwohner auf einen Erwerbsfähigen in den 15 Großstädten	im Reich
Metallverarbeitung (außer Eisen)	177	632
Maschinen, Werkzeuge ꝛc.	53	158
Chemische Industrie	186	511
Papier und Leder	78	206
Holz- und Schnitzstoffe	51	86
Polygraphische Gewerbe	108	650
Künstlerische Gewerbe	512	1892

Je geringer die Zahl der Einwohner, die auf einen Erwerbsthätigen tfällt, desto stärker ist die betreffende Industriegruppe vertreten. Unsere ıbelle zeigt, daß in den Großstädten der Bergbau, die Industrie der Steine d Erden, die Textilindustrie verhältnißmäßig schwächer als im Reich über- upt vertreten sind, folglich ist hier eher eine Waarenzufuhr als eine Waaren- sfuhr zu erwarten. Für Berlin läßt sich das auch thatsächlich aus der tatistik der Güterbewegung auf den Eisenbahnen nachweisen.

Die Eisenverarbeitung ist gleichmäßig vertheilt. Die Industrie der Nahrungs- ttel und Genußmittel ist zwar in den Großstädten zahlreicher, aber das ist wohl dingt durch den größeren Waarenbedarf der Großstädte an diesen Produkten. chon nicht mehr in demselben Maße gilt das für die Industrie der Bekleidung d Reinigung.* Dann erst folgen die auf den Versandt berechneten Industrie- eige der Großstädte.

Die großstädtischen Exportindustrien beschäftigen zusammen 251 000 Personen, s sind 14,4 Prozent der Gesammtzahl der Erwerbsthätigen. Es ist demnach r hoch gerechnet, wenn wir annehmen, daß von der Gesammtzahl der Erwerbs- itigen der Großstädte 10 Prozent damit beschäftigt sind, Waaren für den ntausch der vom Lande empfangenen Gebrauchsgegenstände zu produziren.

Das gesammte wirthschaftliche Bild der deutschen Großstädte stellt sich nmehr so dar:

56 Prozent der Erwerbsthätigen produziren nichts,
34 Prozent produziren Industriewaaren für diese 56 Prozent und für sich,
10 Prozent liefern Waaren, um landwirthschaftliche Produkte und die noch mangelnden Industrieerzeugnisse vom Lande einzutauschen.

Im Lande selbst aber braucht man von je 100 Erwerbsthätigen 40 allein ı den Bedarf an landwirthschaftlichen Produkten zu decken. Wozu also die beit von vier Zehntel der Erwerbsthätigen nothwendig ist und noch darüber aus, das soll mit dem Arbeitsprodukt eines Zehntels der Erwerbsthätigen der roßstädte eingetauscht werden. Offenbar ist das als Massenerscheinung undenkbar. ann aber müssen die Großstädte mehr Waaren vom Lande beziehen, als an s Land abgeben, und die Differenz mit Geld bezahlen.

Wir besitzen keine Werthstatistik des inländischen Waarenverkehrs. Nach dem rausgeschickten dient aber auch die Gewichtsstatistik als ausreichende Illustration. o hat 1894 Berlin im Eisenbahnverkehr 4,4 Millionen Tonnen Güter empfangen d nur 800 000 Tonnen versendet; Breslau hat 2,5 Millionen Tonnen empfangen d 500 000 Tonnen abgeschickt.

Das wirft wieder ein Streiflicht auf die Rolle der Eisenbahnen: sie dienen ht blos als Vermittler eines gegenseitigen Verkehrs, sondern als Zufuhr- ittel an die Städte.

---

* Für einzelne Großstädte, wie Berlin, ist die Konfektion eine bedeutende portindustrie.

Woher nehmen aber die Großstädte das Geld, um den fehlenden Waaren
bedarf einzukaufen? Das zeigt uns wiederum ihre Berufsgliederung.

Zunächst bringt der unverhältnißmäßig stark vertretene Handel einen Thei
des außerhalb der Städte erzeugten Mehrwerths in Geldform in die Städt
hinein. Im Handel ist auch der durch die Banken vermittelte Kreditverkehr i
dem Maße enthalten, als er für die betreffenden Anstalten einen Profit abwirft
Die zweite Geldquelle sind die Beamtengehälter, die in Gestalt von Steuern erhobe
werden. Die dritte Quelle ist der Tribut, den sich die Rentiers für ihr Kapita
zahlen lassen. Diese Geldeinnahmen erscheinen aber nur insofern als vermehrt
Kaufkraft der Städte gegenüber dem Lande, als sie nicht einer Vertheilung de
in den Städten produzirten Mehrwerthe entspringen, sondern den Städten vo
außerhalb, oder, solange man beim inländischen Verkehr bleibt, vom Lande zu
fließen. So ist es das vom Lande bezogene Geld, mit dem die Großstädte ihre
überschüssigen Waarenbedarf vom Lande einkaufen.

Nach der sächsischen Einkommensstatistik bestehen 14 Prozent des städtische
Einkommens aus Renten, in den Dörfern nur 9 Prozent. Aber diese Zahle
zeigen das wirkliche Verhältniß noch nicht an. Denn die sächsische Statistik führ
auch in den Städten das Einkommen aus Grundbesitz als besondere Einkommens
quelle an, dieses ist aber in den Städten ein abgeleitetes Einkommen, da
als Miethzins von den übrigen Einkommensarten abgezogen wird, und zwar a
wenigsten vom Renteneinkommen. Vermindert man um diesen Betrag da
Gesammteinkommen, so wächst selbstverständlich der Prozentsatz des Renten
einkommens. Das Renteneinkommen zerfällt aber seinerseits in zwei groß
Gruppen: Staatsschulden und Hypotheken. Beide dienen dazu, das gesamm
Land den Großstädten tributpflichtig zu machen.

So erscheinen die Großstädte als Sammelbecken der Konsumtion und de
Geldes. Der Mehrwerth fließt hier zusammen, um zum Theil als Reven
verzehrt, zum Theil vermittelst der Kreditinstitute der Produktion wiedergegebe
zu werden. Und darum ist hier auch der Sitz der Börse.

Mittelst der Börse aber werden Verbindungen eingegangen, die viel weit
hinausreichen, als das inländische Eisenbahnnetz. Nunmehr gelangt Mehrwert
aus den entferntesten Ländern nach der Großstadt, wird hier verhandelt, hier i
Revenue und Kapital gespalten, um zwei verschiedene Zirkulationen zu beginne
Die Großstadt wirft die nationalen Eierschalen ab und wird zum Knotenpun
des Weltmarktes. Als Geschäftsführerin des kosmopolitischen Kapitals erschei
sie nun dem Inland gegenüber. Keine nationalen Schranken der Produktio
mehr: auf einen Druck des Telegraphenknopfes erscheinen Geld, Produktions
mittel, Rohstoffe, Arbeiter aus den entferntesten Ländern. Und wie die Produktio
zur Weltproduktion, so wird die Großstadt zur Weltstadt.

Es kann aber nicht jede Stadt zum Zentralpunkt des Weltmarkts werde
und auf dem Wege zu dieser höchsten Verklärung des Waarenverkehrs und d
Kapitalakkumulation werden verschiedene Entwicklungsphasen und Entwicklung
formen durchgemacht.

Im Allgemeinen lassen sich drei Erscheinungsformen der kapitalistische
Städte unterscheiden, die aber auch als ebensoviele Entwicklungsformen der ein
Stadt auftreten können.

I. Die Handels- und Gewerbestadt, die fremdländische Waaren u
Produkte der heimischen Gewerbethätigkeit der Landbevölkerung vermittelt. Ih
Voraussetzung ist eine große Ausfuhr von landwirthschaftlichen Produkten. I
reinster Typus ist in Amerika zu studiren.

II. Die Fabrikstadt, die meistens einen bestimmten Industriezweig in ich konzentrirt. Sie setzt meistens einen kolonialen Absatz voraus. Jedenfalls rfordert sie diesen, um mehr zu sein, als eine vereinzelte Erscheinung. Diese Art hat sich am vollendetsten in England entwickelt.

III. Die Großstadt als Konsumtions- und Geldakkumulations-entrum. Die kapitalistische Entwicklung Deutschlands, dem weder eine alles eherrschende landwirthschaftliche Ausfuhr, noch ein koloniales Absatzgebiet zu Gebote stand, bildete diese Städteform relativ früh aus. War diese Entwicklung uch begünstigt durch die spezifischen Eigenschaften des preußisch-deutschen Beamten- und Garnisonstaats, so dient sie ihm andererseits zur Stütze.

Die deutschen Großstädte üben eine ungemein revolutionäre Wirkung auf ie deutsche Landwirthschaft. Durch die kapitalistischen Verbindungen, die sie mit hr eingehen, zerstören sie ihre Naturalwirthschaft. Sie bilden das erste Absatz-ebiet für die an die Landwirthschaft anknüpfenden Industriezweige. Sie liefern ber auch das Kapital, um diese Industriezweige zu entwickeln. Schließlich ver-nüpfen sie mittelst des Waarenverkehrs und mittelst des Kreditverkehrs das Schicksal der Landwirthschaft aufs Engste mit ihrem eigenen Schicksal. Die Zeiten sind vorbei, wo die Landwirthschaft die wirthschaftliche Grundlage des Staats bildete. Die Städte können jetzt auch ohne einheimische Landwirthschaft xistiren. Aber ohne Städte keine Landwirthschaft. Man kann nicht aus er Entwicklung der Landwirthschaft die Entwicklung der Städte ableiten, wohl ber begreift man die Entwicklung der Landwirthschaft nicht mehr, wenn man icht die Entwicklung der Städte in Betracht zieht.

Mit der Charakteristik der Städte und Eisenbahnen schließen wir vorläufig ie Betrachtung der industriellen Verhältnisse, um uns der Landwirthschaft uzuwenden.

5. Agrarische Widersprüche.

Die landwirthschaftlichen Verhältnisse bieten in diesem Moment eine Menge inander widersprechenden Erscheinungen. Wir wollen auf einige dieser Wider-prüche kurz hinweisen, bevor wir eine positive Darlegung der landwirthschaftlichen Entwicklung geben.

1. Man klagt über den Druck, den die ausländische Getreidekonkurrenz uf dem Markt ausübt. Als solche Konkurrenten kamen bis auf die letzte Zeit or allem in Betracht: Rußland und die Vereinigten Staaten. Thatsächlich war uch ihre Konkurrenz so stark, daß sie aller Zollschranken spottete. Und doch aben wir soeben gesehen, wie Rußland sich in eine Hungersnoth hineinwirth-haftete. Und die Vereinigten Staaten, der mächtigste Konkurrent in der Weizen-usfuhr, haben ihre Weizenanbaufläche in den letzten 15 Jahren, trotzdem die Be-ölkerung dieses Landes um 25 Prozent gewachsen und der relative Produktions-rtrag gleich geblieben ist, nicht ausgedehnt, im Gegentheil, sie ist in den letzten Jahren zurückgegangen.

2. Die Weltmarktsproduktion an Brotfrüchten, sowie im Besonderen die Produktion Europas und der für den europäischen Markt in Betracht kommenden Länder zusammengenommen zeigt seit Jahren in absoluten Zahlen keine Steigerung, e geht vielmehr im Verhältniß zur Bevölkerung zurück, auch sind die Produktions-osten weder in den Vereinigten Staaten, noch in Europa gesunken (seit 1885 nd auch die Frachtsätze in den Vereinigten Staaten gleich geblieben), und den-och sinken die Getreidepreise.

3. Nimmt man größere Perioden, so zeigt sich für Deutschland, daß, obwohl ie Getreidepreise sinken, der Getreidekonsum zurückgeht.

4. Obwohl die Getreidepreise sinken und der Konsum pro Kopf der Bevölkerung zurückgeht, steigt in Deutschland der inländische Getreideverkehr.

Diese agrarischen Widersprüche lösen sich von selbst, wenn man die landwirthschaftliche Entwicklung in Zusammenhang bringt mit der allgemeinen kapitalistischen Produktionsentwicklung. Der landwirthschaftliche Waarenverkehr für sich, ohne Zusammenhang mit der Industrie und mit der kapitalistischen Weltproduktion überhaupt, ist ebensowenig zu begreifen, wie die Blutzirkulation ohne Kenntniß der Herzthätigkeit und des Athmungsprozesses. (Fortsetzung folgt.)

Die Verstaatlichung des Aerzteberufs.

Von Dr. Siegfried Rosenfeld.

Unter diesem Titel veröffentlicht Dr. W. Ellenbogen einen Artikel in Nr. 5 der „Neuen Zeit". Da die in dem genannten Aufsatze behandelte Angelegenheit einen Programmpunkt bildet, so ist deren allseitige Beleuchtung wohl gerechtfertigt. Es möge mir, der ich einen anderen Standpunkt als Ellenbogen einnehme, daher gestattet sein, dessen Behauptungen auf ihre Stichhaltigkeit zu prüfen.

Ellenbogen meint: „Meine Ueberzeugung ist demnach, daß die Verstaatlichung des Aerzteberufs ein anstrebenswerthes Ziel ist, daß jedoch die gegenwärtige kapitalistische Gesellschaft nicht im Stande ist, sie zweckentsprechend durchzuführen." Das Wörtchen „vollkommen" vor zweckentsprechend eingeschaltet, und wir haben einen Satz vor uns, den jeder Sozialist als selbstverständlich betrachtet. Es ist eine geläufige Meinung, daß selbst die bestgemeinten Reformen bei der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung nicht das gewünschte Resultat in idealer Weise geben. Hätte Ellenbogen blos das sagen wollen, kein Widerspruch hätte sich geregt; aber es wäre auch unnöthig gewesen, diese ohnehin anerkannte Thatsache nochmals zu erörtern. Man kann aber auch noch einen Schritt weiter gehen und sagen, daß alle Reformen nicht blos durch den passiven Widerstand der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung abgeschwächt werden, sondern auch, daß diese bemüht ist, jene ganz von ihrer Richtung abzulenken, ja sogar in das Gegentheil des Zweckes zu drängen.

Ich möchte diesbezüglich nur an den Achtstundentag erinnern, in Bezug auf welchen manche Genossen gar sehr im Zweifel sind, ob er, gegenwärtig durchgeführt, den Arbeitern auch von Nutzen wäre, da wahrscheinlich die Fabrikanten bestrebt sein würden, die Arbeitskraft um so intensiver anzuspannen; daher erwarten Viele von der Einführung des Achtstundentages ein starkes Anwachsen der Nervenkrankheiten. Trotz dieser Befürchtung wird es aber Keinem beifallen, sich gegen die Einführung des Achtstundentages auszusprechen, in gutem Glauben, daß es gelingen werde, die schädlichen Praktiken der Arbeitgeber wettzumachen. Auch bei einer eventuellen Verstaatlichung des Aerzteberufs ist zu befürchten, daß die herrschenden Klassen die ihnen unangenehmen Seiten derselben umgehen oder beseitigen werden. Nichtsdestoweniger wird die Verstaatlichung der Ausübung der Heilkunde angestrebt, weil man von ihr Beseitigung grober Mißstände erwartet und einer mißbräuchlichen Anwendung seitens der herrschenden Klassen begegnen zu können glaubt.

Ellenbogen aber meint, daß gegenwärtig eine Verstaatlichung keinen ihrer erstrebten Zwecke erreichen würde. Als solcher ist in erster Linie die Hebung der sozialen Lage der Aerzte gemeint. Von Niemand wird es geleugnet, daß die Verstaatlichung Geld kosten würde und daß der Staat wohl für Kanonen, aber nicht für Aerzte solches leicht zur Verfügung stelle. Die Kosten der Verstaatlichung dürften aber stets viel zu hoch veranschlagt werden. Im Jahre 1890 gab es in Oesterreich 7487 Doktoren der Medizin und Wundärzte. Ein durchschnittliches Einkommen von 2500 Gulden (4200 Mark erhält ein Redakteur des „Vorwärts") ergäbe für die Aerzte eine jährliche Ausgabe von $18^3/_4$ Millionen Gulden, eine keineswegs enorm zu nennende Summe, die allerdings von Jahr zu Jahr sich vergrößern würde und

noch mehr müßte, sollte die Heilkunde sorgfältig ausgeübt werden können. Von diesen 19 Millionen wird aber jetzt schon durch den Staat, das Land oder die Gemeinde ein großer Theil aufgebracht, da von den 7487 Aerzten 4417 angestellt waren, und zwar vom Staate 1074 und von den Gemeinden, Bezirken und den Provinzen 1883. Wie viel diesen Aerzten ausgezahlt wurde, kann ich nicht genau angeben. Wenig ist es schon deswegen nicht, weil ein Gemeinde- oder Distriktsarzt mindestens 400 Gulden erhält, viele Aerzte aber mehr als 3000 Gulden vom Staate oder Lande erhalten. Mit einer Mehrausgabe von höchstens 20 Millionen könnte also die Verstaatlichung durchgeführt werden, und zwar so, daß das durchschnittliche Einkommen der Aerzte bedeutend höher als derzeit wäre. Und daß, wenn die Verstaatlichung durchgeführt wird, dies in einer für die Aerzte nicht ungünstigen Weise geschieht, dafür lassen wir nur die Bourgeoisie sorgen, deren Söhne ja auch Aerzte werden. Wenn der Staat derzeit dem Arzte Schundlöhne zahlt, so nur, weil er dem Arzte noch überdies die Privatpraxis freigegeben hat, ganz abgesehen von jenen Fällen, in denen er behauptet, daß der Arzt seiner weiteren Ausbildung, also eines anderen Nutzens wegen eine Stelle angestrebt hat.

Doch selbst wenn für die Aerzte nicht auskömmlich gesorgt werden sollte, so könnte darin kein Hinderniß der Verstaatlichung gesehen werden. Die Partei strebt die Verstaatlichung nicht der Aerzte wegen, sondern der Proletarier halber an. Ist dies auch zum Nutzen der Aerzte möglich, so gut; wenn nicht, so wird es die Partei nicht mehr kümmern, als wenn Expropriirte über die Expropriation sich beklagen.

Ellbogen meint nun, daß die Proletarier derzeit von einer Verstaatlichung der Heilkunde überhaupt keinen Nutzen ziehen würden. Weder würden die sie behandelnden Aerzte kenntnißreicher sein, noch sorgfältiger vorgehen; die Verstaatlichung würde im Gegentheil eine Bureaukratisirung des Aerzteberufs hervorrufen.

Es ist zweifellos, daß eine gute Ausbildung unserer Aerzte erst bei einer gründlichen Reform des medizinischen Unterrichts möglich wäre, als dessen Grundlage ein Studium auf Staatskosten vorausgesetzt wird. Durch die Verstaatlichung des Aerzteberufs würde aber eine bessere Ausbildung hervorgerufen werden, weil die jungen Aerzte die ersten Jahre ihrer Thätigkeit zwangsweise in Anstalten oder überhaupt unter Anleitung älterer Aerzte zubringen müßten. Keinesfalls würde aber durch die Verstaatlichung den Aerzten ein Mindermaß von Kenntnissen zufallen.

Die weiteren Vorwürfe, die Ellenbogen gegen den verstaatlichten Arzt richtet, werden nur durch Analogiebeweise von ihm gestützt. Der unsicherste Beweis ist aber ein Analogiebeweis. Daher muß Ellenbogen es sich gefallen lassen, daß seine Ansichten auch aus Analogie für falsch gehalten werden.

Für den Bureaukratismus des verstaatlichten Arztes führt Ellenbogen die heutigen beamteten Aerzte ins Feld. Merkwürdigerweise vergißt er auf die Militärärzte, die seine Theorie am ehesten stützen würden. Denn in keiner anderen Stellung hat sich der Arzt den Verhältnissen so akkommodirt, wie beim Heere. Dies rührt zumeist daher, daß er sich nur selten als Heilarzt, in der Regel nur als sanitärer Militärbeamter fühlt. Aehnliches ist auch bei den von Ellenbogen angeführten verstaatlichten Aerzten der Fall. Sie funktioniren nicht als Aerzte, sondern als Beamte mit hygienischen Kenntnissen. Ihre Aufgabe ist blos, die Ausführung der hygienischen Maßregeln zu überwachen und neue in Vorschlag zu bringen. Die Heilkunde üben sie durchaus nicht aus. Ja, gewissen Staatsärzten ist dies sogar verboten. Von den heutigen Staatsärzten läßt sich kein Schluß auf die Verhältnisse bei einer Verstaatlichung des Aerzteberufs ziehen, da die Gemeinsamkeit oft in nichts weiter als in dem Namen besteht.

Wenn Ellenbogen den heutigen Amtsärzten vorwirft, daß ihre Maßnahmen unzulänglich sind, so trifft dieser Vorwurf nicht die Verstaatlichung, sondern den eingeengten Machtkreis der Amtsärzte. Die Aerzte werden angeklagt, weil sie blos die Ueberfüllung der Wohnungen konstatirten und für deren Evacuation Sorge tragen ließen, aber nicht den Bau gesünderer Wohnungen verlangten. Es ist mir unverständlich, inwiefern dies ein Argument gegen die Amtsärzte sein soll. Auch

anderen als Amtsärzten wäre es passirt, daß sie sich mit der Vollendung der aufgetragenen Untersuchung begnügt hätten. Nach Ellenbogens Anschauung würde jeder Arzt einen Fehler begehen, welcher bei einem Kranken mißliche Lebensverhältnisse als Krankheitsursache konstatirt und nicht zugleich auf deren Beseitigung hinwirkt. Die Amtsärzte hatten blos die Ueberfüllung der Wohnungen festzustellen, sozialpolitische Folgerungen konnte Jeder für sich daraus ziehen, wenn auch deren Durchsetzung oder Beantragung nicht in seine Machtsphäre fiel. Dem, was Ellenbogen befürchtet, könnte einfach dadurch vorgebeugt werden, daß die Machtsphäre der Amtsärzte erweitert wird. Uebrigens möge Ellenbogen nicht vergessen, daß selbst bei unserem verzopften Bureaukratismus wichtige hygienische Maßregeln — wenn auch oft unzulänglich — unter dem Drucke der öffentlichen Meinung zu Stande kamen.

Bei einer Verstaatlichung des Aerzteberufs werden wir es mit zwei Kategorien von Aerzten zu thun haben. Die eine hat nur administrativen Dienst, und diese mag die Befürchtungen Ellenbogens rechtfertigen. Die zweite Kategorie hat aber nichts mit dem Beamtenthum gemein, sie steht in fortwährendem Verkehr mit den Kranken, ihr liegt der Heilberuf ob. Ihre Thätigkeit ist gleichsam privater, die Thätigkeit jener öffentlicher Natur. Diese beiden Kategorien wirft Ellenbogen in einen Topf.

Vielleicht wäre ihm nicht dieser Fehler passirt, wenn er an eine andere Institution gedacht hätte. Auch das Volksschulwesen ist verstaatlicht; deswegen wird aber den Lehrern kein Bureaukratismus vorgeworfen. Die Volksschullehrer haben eine ähnliche Stellung wie die Heilärzte. Beide bewahrt der fortwährende Verkehr mit dem Volke vor dem Aufgehen im Beamtenthum.

Ellbogen wirft ferner den künftigen Staatsärzten vor, daß sie ähnlich wie die heutigen Armenärzte die Armen vernachlässigen und sich mehr der Heilung der Reichen zuwenden würden, von denen sie ein Extratrinkgeld zu erwarten hätten. Das wäre wohl denkbar. Dagegen würde aber die geplante Kontrollirung der Pflichterfüllung vorbauen können. Auch sind für dieses Verhältniß die Armenärzte wenig beweisend. Sie sind durch die Höhe des Honorars ebenso wie die Kassenärzte auf die Privatpraxis angewiesen. Ihre Pflichtvernachlässigung resultirt aus der geringen Besoldung. Die heutigen Volksschullehrer, halbwegs genügend bezahlt, kommen ihrer Aufgabe in der Schule gewissenhaft nach, ohne einen absichtlichen Unterschied zwischen reichen und armen Schülern zu machen. In früheren Zeiten, als die Besoldung der Lehrer elend war und sie zum Nebenerwerbe gezwungen waren, thaten sie ihre Pflicht mehr schlecht als recht, reichere Schüler bevorzugend. Schließlich — wenn dies überhaupt ein Trost ist — ärger als es heute um die Krankenbehandlung der Armen steht, kann es nimmer werden.

Wenn aber Ellenbogen doch mit seiner letzten Befürchtung recht hätte, würde dies nur beweisen, daß die von mir des Oesteren vorgeschlagene obligatorische Spitalbehandlung ein nothwendiges Beiwerk der Verstaatlichung der Heilkunde sein würde. Ganz abgesehen von den vielen anderen Vortheilen, welche dieselbe mit sich brächte, würde sie eine größere Gleichmäßigkeit in der Behandlung herbeiführen.

Ich glaube demnach, daß Ellenbogen viel zu schwarz gesehen hat und daß die Partei nach wie vor ruhig die Verstaatlichung der Heilkunde verlangen soll. Eine andere Frage ist es, ob dieselbe überhaupt unter den gegenwärtigen Wirthschaftsverhältnissen zur Durchführung gelangen wird. Die Beantwortung dieser Frage gehört jedoch nicht hierher.

Notizen.

Neues vom Kohlenstoff. Noch bis vor nicht langer Zeit waren alle Versuche der Physiker und Chemiker, den Kohlenstoff aus seiner festen Form in die flüssige oder gasförmige überzuführen, vergeblich gewesen. Man mochte die Temperatur so hoch steigern wie man wollte — der Kohlenstoff blieb fest. Erst im elektrischen Flammenbogen hatte man, wie Violle nachwies, ein Mittel zur Verdampfung des Kohlenstoffes gefunden.

Neuerdings hat der bekannte französische Forscher Henri Moissan dieses Mittel zu eingehenderen Studien über die Verdampfung des Kohlenstoffes herangezogen; hierbei wird der Flammenbogen in zweckentsprechender Weise in einem sogenannten elektrischen Ofen hergestellt.

Es handelte sich hauptsächlich darum, festzustellen, ob der Kohlenstoff bei dem Uebergang aus dem festen in den gasförmigen Zustand den flüssigen passirt. Dies ist nun nach den Ergebnissen Moissans nicht der Fall; stets folgte dem festen Zustande unmittelbar der gasförmige. Bei der Wiederverdichtung des Dampfes erhielt man die Kohle regelmäßig in der Form von Graphit.

Dennoch muß es möglich sein, Kohlenstoff in flüssiger Gestalt zu erhalten, da wir ja in den Diamanten krystallisirten Kohlenstoff besitzen, der nothwendig den flüssigen Zustand durchgemacht haben muß. Es ist wahrscheinlich, daß zur Verflüssigung des Kohlenstoffes auch noch ein sehr starker Druck mit in Anwendung kommen muß. In der That war es Moissan bereits vor einigen Jahren gelungen, den im flüssigen Eisen enthaltenen Kohlenstoff mit Hilfe eines sehr starken Druckes in — allerdings sehr kleinen — Diamanten auskrystallisiren zu lassen. Hierbei benutzte Moissan in sinnreicher Weise die Eigenschaft des Gußeisens, sich im Momente des Erstarrens plötzlich stark auszudehnen. Das kohlenstoffhaltige Gußeisen wurde zunächst in einem Tiegel geschmolzen. Dann ließ man es einige Zeit abkühlen, bis sich auf der Oberfläche bereits eine widerstandsfähige Kruste gebildet hatte, während das Innere noch vollkommen flüssig war. In diesem Zustande wurde der Tiegel in kaltes Wasser getaucht. Dadurch fand nun auch im Innern eine starke Abkühlung statt und das Eisen erstarrte. Durch die feste Oberflächenkruste wurde es aber an der plötzlichen Ausdehnung verhindert, wodurch es unter einen enormen Eigendruck zu stehen kam. Als nachher das Eisen — durch Lösungsmittel — entfernt wurde, blieb der in ihm enthalten gewesene Kohlenstoff in Form kleiner Diamanten zurück.

Auf ähnliche Weise dürfen wir uns wohl auch die in der Natur vorkommenden Diamanten entstanden denken. F. H.

Zum Einfluß der Krisen auf die Frequenz der Eheschließungen. Wir haben schon öfters Gelegenheit gehabt, in diesen Blättern den Einfluß der Krisen auf das Gesellschaftsleben zu behandeln. Im Anschluß an unsere früheren Veröffentlichungen, welche vorzugsweise das Großherzogthum Baden berührten,* wollen wir heute noch einige Daten hinsichtlich der Beeinflussung der Ehefrequenz durch die Krisen in einigen anderen Ländern hinzufügen. Den Angaben in dem VII. Band des vom internationalen Statistischen Institut herausgegebenen Bulletins** zufolge betrug die Zahl der Eheschließungen in

Jahr	Italien		Frankreich		England und Wales		Schweiz	
	überhaupt	pro 10 000 Einw.	überhaupt	pro 10 000 Einw.	überhaupt	pro 10 000 Einw.	überhaupt	pro 10 000 Einw.
1875 . .	230 486	83,9	300 427	82,2	201 212	83,7	24 629	89,6
1876 . .	225 453	81,6	291 393	79,0	201 874	82,8	22 376	80,8
1877 . .	214 972	77,3	278 094	75,2	194 352	78,7	21 871	78,5
1878 . .	199 885	71,5	279 580	75,3	190 054	75,9	20 590	73,4
1882 . .	224 041	78,2	281 060	74,9	204 405	77,6	19 414	68,0
1883 . .	231 945	80,4	284 519	75,7	206 384	77,5	19 696	68,8
1884 . .	239 513	82,5	289 555	76,8	204 301	75,9	19 898	69,2
1885 . .	233 931	80,1	283 170	74,9	197 745	72,6	20 105	69,7

* Vergl. u. a. „Neue Zeit" XII, 2, S. 132, sowie „Neue Zeit" XIII, 2, S. 177 ff.

** „Bulletin de l'institut international de statistique", Tome VII. Deuxième livraison. Rome 1894.

Jahr	Belgien		Deutschland		Preußen		Sachsen	
	überhaupt	pro 10 000 Einw.	überhaupt	pro 10 000 Einw.	überhaupt	pro 10 000 Einw.	überhaupt	pro 10 000 Einw.
1875 . .	39 050	72,3	386 746	91,0	231 331	89,8	29 086	106,2
1876 . .	38 228	71,6	366 912	85,2	221 727	84,8	26 606	95,5
1877 . .	36 964	68,3	347 810	79,8	210 357	79,4	24 919	88,1
1878 . .	36 669	67,0	340 016	77,1	207 716	77,5	24 797	86,4
1882 . .	39 214	69,3	350 457	76,7	217 239	78,6	26 662	87,7
1883 . .	38 666	67,6	352 999	76,7	220 748	79,3	27 367	88,8
1884 . .	39 205	67,8	362 596	78,3	225 939	80,5	28 818	91,9
1885 . .	39 910	68,2	368 619	78,9	230 707	81,4	29 286	92,6

Jahr	Oesterreich		Ungarn		Holland		Irland	
	überhaupt	pro 10 000 Einw.	überhaupt	pro 10 000 Einw.	überhaupt	pro 10 000 Einw.	überhaupt	pro 10 000 Einw.
1875 . .	180 349	85,5	147 443	109,5	31 553	83,3	24 037	45,5
1876 . .	176 148	82,6	135 011	99,9	31 699	82,6	26 388	50,0
1877 . .	161 337	75,1	125 064	92,1	31 470	80,8	24 722	46,8
1878 . .	164 233	76,0	129 346	94,9	30 710	77,7	25 284	47,9
1882 . .	183 378	82,3	141 344	102,1	29 571	71,4	22 029	43,2
1883 . .	176 016	78,4	145 004	103,1	29 815	71,0	21 368	42,5
1884 . .	179 171	79,2	144 416	101,3	30 528	71,8	22 585	45,4
1885 . .	175 233	76,9	142 367	98,8	29 894	69,4	21 177	42,9

Mit wunderbarer Schärfe tritt aus den aufgeführten Zahlenreihen der Ein-fluß der Krise zu Tage, welche unmittelbar dem zu Beginn der siebziger Jahre eingetretenen Aufschwung folgte. Bemerkenswerth ist ferner, daß, während in den Staaten mit einem stark ausgeprägten industriellen Charakter in den Jahren 1882 bis 1885 die Ehefrequenz zumeist in Zunahme begriffen war, in den vorwiegend agrarischen Staaten wie Oesterreich, Ungarn, Holland und Irland in dem zuletzt genannten Zeitraum ein weiteres Sinken der Zahl der Eheschließungen zu verzeichnen ist. Man kann nur lebhaft bedauern, daß der Mangel an ausreichendem statistischen Material es zur Unmöglichkeit macht, den Einfluß der Krisen auch auf andere Erscheinungen des Gesellschaftslebens in so umfangreicher Weise zu verfolgen, wie wir das seinerzeit für das Großherzogthum Baden gethan haben. Dr. J. S.

Die russische Metallindustrie, deren Jahresproduktion sich auf mehr als 300 Millionen beläuft, kann man des besseren Ueberblicks halber in zwei Kategorien eintheilen: a) Maschinenbau, b) Kleinmetallwaarenindustrie.

Im Jahre 1850 hatte Rußland 50 Maschinenfabriken, die zusammen 1575 Arbeiter beschäftigten. Der Werth der Produktion betrug 423 390 Rubel, der Werth der Maschineneinfuhr 2 315 000 Rubel.

Zu Anfang der fünfziger Jahre entstanden neue Maschinenfabriken, deren Erzeugnisse indeß sich noch lange nicht mit denen des Auslandes messen konnten. Die Folgen der äußerst langsamen Entwicklung der Technik zeigten sich in empfindlichster Weise im Krimkriege, in welchem Rußlands Marine und Waffen denen Englands und Frankreichs in jeder Beziehung nachstanden.

Die Niederlagen despotischer Regierungen sind immer und überall der Segen der Völker. Nikolaus I. starb, Sebastopol fiel und ein freierer Luftzug durchstrich die weiten Gebiete Rußlands. Ueberall regte man sich, das Versäumte nachzuholen

Energisch ging die Regierung daran, Kriegsschiffe und Eisenbahnen zu bauen und ie Armee auszurüsten. Die Nachfrage nach Maschinen und metallurgischen Erzeug- issen wuchs und im Jahre 1860 besaß Rußland 92 Maschinenfabriken; der Import n Maschinen und Werkzeugen hatte damals einen Werth von über 11 Millionen Rubel.

Während der Dekade 1860 bis 1870 wuchs die russische Maschinenindustrie och schneller, da die Regierung den größeren Fabriken verschiedene Begünstigungen ewährte, aber noch mehr durch die um jene Zeit erfolgte Bauernbefreiung, die den Bau von landwirthschaftlichen Maschinen zur Nothwendigkeit machte. In welchem Maße die Nachfrage nach diesen Maschinen stieg, zeigen folgende Zahlen.

Es wurden landwirthschaftliche Maschinen nach Rußland eingeführt:

1869	259 439 Pud	1877	629 551 Pud
1873	566 306 „	1884	962 740 „

Seit 1885 ist dieser Import in Folge der Entwicklung der heimischen Industrie, owie der starken Schutzzölle im Sinken begriffen.

Nach amtlichen Statistiken besaß das europäische Rußland im Jahre 1870 45 Maschinenfabriken mit einer Arbeiterschaft von 27 391 Personen und einer Wertherzeugung von 27 391 753 Rubel. Die Dekade 1870 bis 1880 zeigt einen weiteren Aufschwung. 1880 zählte Rußland bereits 237 Maschinenfabriken mit 6 105 Arbeitern und einer Wertherzeugung von 72 289 200 Rubel. Die Einfuhr an Maschinen betrug 67,4 Millionen Rubel. Nun begann die Aera der Schutzzölle, die esonders den Import von landwirthschaftlichen Maschinen und Lokomotiven hemmten nd die inländische Industrie quantitativ bedeutend hoben. Die russische Zollpolitik at auch den Maschinenbau in Polen stark beeinträchtigt.

Ein ziemlich klares Bild der russischen Maschinenbauindustrie dürfte die nach- tehende Tabelle geben:

Jahr	Land oder Provinz	Zahl der Fabriken	Zahl der Arbeiter	Werth der Erzeugnisse in Rubel
1885	Europäisches Rußland . . .	266	37 918	34 978 000
	Polen	70	4 854	6 372 000
	Zusammen	336	40 772	41 350 000
1887	Europäisches Rußland . . .	302	40 701	41 793 000
	Polen	68	5 405	7 616 000
	Kaukasien	10	410	312 000
	Sibirien	2	302	222 000
	Zusammen	382	46 818	49 943 000
1890	Europäisches Rußland . . .	338	43 328	42 669 000
	Polen	57	4 241	5 907 000
	Kaukasien	13	1 213	1 131 000
	Sibirien	4	300	204 000
	Zusammen	412	49 082	48 911 000

Die großen Etablissements sind meistens in Händen von Deutschen, Engländern nd Juden.

Die Kleinmetallindustrie zerfällt in zwei Gruppen: a) Fabrikindustrie, b) Haus- ndustrie. Letztere ist bekanntlich in Mittel- und Nordrußland ziemlich stark ver- reitet und nimmt einen bedeutenden Platz in der russischen Metallindustrie ein. Wie sich das Verhältniß zwischen beiden Gruppen stellt, ist aus den mir vorliegenden Berichten nicht zu ersehen, dagegen wird die nachstehende Tabelle die Lage der Kleinmetallwaarenproduktion genügend illustriren:

Waaren	Heimische Produktion	Einfuhr	Ausfuhr	Heimische Konsumtion	Geliefert durch heim. Produktion Prozent
	In Tausenden von Rubel				
Gold und Silber	7 000	809	282	7 527	94,3
Messing und Legirungen	16 000	1874	280	17 594	90,9
Zink, Zinn und Blei	8 500	348	—	8 848	96,0
Schmiedewaaren	27 500	1511	—	29 011	94,8
Gußeisen und =Stahl	21 000	199	95	21 104	99,5
Messerschmiedewaaren	2 425	133	—	2 558	94,8
Werkzeuge	500	1871	—	2 371	21,1
Sicheln und Sensen	275	1757	—	2 032	13,5
Draht und Drahtwaaren	22 500	2117	—	24 617	91,4
Schlösser und Schlossereiwaaren	15 000	2396	692	16 704	89,2
Zusammen in Millionen	120	13	$1^1/_3$	132	91

M. Beer.

Feuilleton.

Die Armen in Hamburg während des 16., 17. und 18. Jahrhunderts.

Von Gustav Schönfeldt.

(Fortsetzung.)

Wie schon gesagt, giebt eine allgemeine Schilderung des Bettelunwesens noch keine genügende Vorstellung von dem Umfang des Elends in Hamburg Hierzu ist erforderlich eine Kenntniß der Zahl der sogenannten „Armen“ mag dieselbe auch nur annähernd richtig sein, und ihrer Lage überhaupt Bettler und „Arme“ sind sozial=wirthschaftlich einander gleich; die Bezeichnungen drücken nur verschiedene Grade der gleichen Erscheinung aus und sind nach dieser Richtung wesentlich polizei=geschichtlicher Natur. Erst mit der Entwicklung der organisirten bürgerlichen Armenpflege entstanden diese begrifflichen Unterschiede wie sie heute gemacht werden. Wer heutzutage der Armenpflege anheimfällt war im Mittelalter, sofern er nicht zu den „bettlägerigen Hausarmen“ gehörte wohl meistens ein Bettler. So blieb es in Hamburg im Allgemeinen auch bis zu der Reformation des Armenwesens Ende des vorigen Jahrhunderts. Es sind daher die nachfolgenden Zahlen nicht als Posten zu betrachten, die der vorstehend geschilderten Größe der Bettlerschaaren nebengeordnet dazu dienen sollen, die Summe des Elends zu ermitteln: vielmehr umfassen dieselben wohl recht oft auch die Anzahl der Bettler, wenigstens der einheimischen. Die traurige Lage der unteren Klassen überhaupt ist der Pfuhl, der die schmutzigen Bäche der Bettelei speist; mit der Erkrankung oder zunehmenden Gesundung sozialer und wirthschaftlicher Zustände nimmt der Zufluß in denselben ab oder zu, wird der Abfluß, der Bettel, stärker oder geringer.

Für das 16. Jahrhundert habe ich nur eine Zahlenangabe und für das 17. nur wenige finden können, die für unseren Zweck dienlich erscheinen. — Von einer „Spende“, d. i. einer durch testamentarische Bestimmung für gewisse Tage verfügten Austheilung an Geld von je einem Pfennig an Arme, wird uns au

dem Jahre 1538 berichtet, daß dieselbe 17—18 ℔ betragen habe. Der Durchschnitt von 17 ℔ 8 ß würde 3360 Arme ergeben. Das Jahr 1451, wo eine Spende 15 ℔ betragen, hatte 2880 Arme gehabt. In etwa 90 Jahren hatte sich demnach die Zahl der Armen von etwa 2900 auf etwa 3400 vergrößert. Laurents Listen, gegen deren Richtigkeit K. Koppmann allerdings schwerwiegende Bedenken erhebt, geben die Einwohnerzahl Hamburgs für 1451 auf 18 000 und für 1538 auf 14 000 an, so daß hiernach die Armen 1451: 16 Prozent und 1538: 24 Prozent der Bevölkerung ausgemacht hätten.* Das Waisenhaus, welches 1604 errichtet wurde, hatte während des ersten Jahrzehnts seines Bestehens jährlich 150 Kinder zu versorgen.** 1622 waren schon über 300 Kinder im Waisenhause, 1664: 700 und 1699 mußten bereits beinahe 1000 Kinder vom Hause versorgt werden.*** Nach Gerhard Hackmanns „Katechismusschule" vom Jahre 1641 wurden von den Gotteskasten der vier Kirchen je 3—400 Arme versorgt, ungerechnet diejenigen, die von den übrigen Wohlthätigkeitsanstalten unterstützt wurden.† Im Pesthofe, welcher 1606 erbaut wurde und das Haupthospital der Stadt war, befanden sich 1662 400 Arme. Eine im Jahre 1677 veranstaltete Razzia auf Bettler und Herumtreiber ergab allein an wirklich kranken Subjekten sechs große eng bepackte Lastwagen voll, welche dem Pesthofe überliefert wurden.†† Um diese Zeit hatte Hamburg nach der Schätzung des Grafen Gualdo Priorato ungefähr††† 100 000 Einwohner, eine Zahl, die wohl zu hoch gegriffen sein wird, denn zu Anfang des 16. Jahrhunderts zählte die Stadt nur 16 000 Einwohner*† und noch Mitte und Ende des vorigen Jahrhunderts wurde von Professor Büsch und v. Heß die Einwohnerzahl nicht über 100 000 bemessen.**† Eine solche rapide Zunahme, wie sie die Stadt nach der Schätzung des Grafen Priorato hätte in anderthalb Jahrhunderten erfahren müssen, ist wohl kaum anzunehmen.

Für das 18. Jahrhundert verfügen wir über mehr Zahlen und Mittheilungen. Zur Verhütung der häufigen Kindsmorde wurde 1709 im Eingange des Waisenhauses eine Drehlade (Torno) angebracht in Gestalt eines ausgehöhlten hölzernen Zylinders, der sich um eine senkrechte Axe drehte und dadurch das von außen in die Aushöhlung gelegte Kind in das Innere des Gebäudes gelangen ließ, wo es auf den Schall einer Glocke in Empfang genommen wurde. Von dieser Einrichtung wurde Seitens der armen Bevölkerung so weitgehender Gebrauch gemacht, daß nicht nur Neugeborene, wie es bestimmt war, sondern auch Größere hineingelegt wurden, so daß zur Verhütung einer Ueberfüllung des Hauses mit „Tornokindern" die Lade kleiner gemacht und mit Vorstangen versehen werden mußte. Trotzdem waren 1710 schon über 200 Tornokinder im Hause. Eine strenge Androhung des Rathes, mit Leibes- und Lebensstrafe gegen

* Mittheilungen des Vereins für Hamb. Gesch. 3. Jahrg. S. 124.

** v. Melle, Die Entwicklung des öffentlichen Armenwesens in Hamburg. Hamburg 1883. S. 26.

*** Dr. Gallois, Geschichte der Stadt Hamburg, II, S. 142 und 145.

† Mittheilungen des Vereins für Hamb. Gesch., IV, S. 390.

†† Dr. O. Beneke, Von unehrlichen Leuten. Hamburg 1863. S. 87.

††† Gallois, a. a. O., II. Band, S. 526.

*† Gallois, a. a. O., I, S. 180.

**† v. Heß berechnete „das Total aller in Hamburg und dem Hamburger Gebiete lebenden gesammten Menschenmenge" auf 122 225 („Hamburg, topographisch, politisch und historisch beschrieben." Hamburg 1789. II. Theil. S. 378). — Büsch schätzt die Einwohnerzahl der Stadt auf höchstens 100 000 („Ueber die Ursachen der Verarmung &c." Hamburg 1785. S. 9).

solche Eltern vorgehen zu wollen, die andere denn Neugeborene in den Torno legen würden, schreckte die Armen nicht zurück. 1714 wurde die Drehlade wegen ihrer zu häufigen Benützung wieder entfernt. Jedoch noch längere Zeit dauerten die Aussetzungen in der Nähe des Waisenhauses fort und überfüllten das Haus mit Tornokindern.*

Im Staats- und Bürgerkonvent vom 3. Oktober 1726 wurde vom Senat die Zahl der einheimischen Armen auf 2850 angegeben.** Von diesen waren um 1725 im Werk- und Zuchthause 514 Arme freiwillig zugegangen, unter diesen befanden sich 190 arme Kinder. 1725 und 1734 mußte die Abschiebung fremder Bettler aus dem Zuchthause angeordnet werden, um die große Zahl der freiwillig zuziehenden Armen unterbringen zu können; 1784 war der Zugang so stark, daß viele Betten dreifach belegt werden mußten. Die starke Inanspruchnahme des Zuchthauses seitens der Armen offenbart eine übergroße Noth, da sich doch Niemand gerne ohne zwingendste Noth der Disziplin des Zuchthauses unterwarf, welche auch den freiwilligen Armen im Interesse der Hausordnung mannigfache Beschränkung auflegte und Muthwillige und Widerspenstige mit scharfen Strafen bedrohte.*** — Das Waisenhaus versorgte 1731 nach den Angaben Steltzners weit über 1000 Kinder.† Die 1726 angegebene Zahl betrifft jedenfalls nur die eingeschriebenen Armen; nach der Angabe Strengs bewegte sich die Zahl der allein auf dem Armenkomptoir des Werk- und Zuchthauses Eingeschriebenen zwischen 1200 bis 2500.†† Dazu noch die große Zahl derjenigen, die von den Gotteskasten, Hospitälern, Testamenten 2c. versorgt wurden. Wie hoch die Zahl der Hilfsbedürftigen überhaupt von den Behörden geschätzt wurde, ergiebt sich daraus, daß bei der ersten Besprechung des Raths mit den Deputirten der Strumpfhändlersozietät (November 1725), behufs Beschäftigung der Armen mit Strumpfstricken, von 20000 Menschen die Rede war, die auf diese Weise Arbeit erhalten sollten. Wenn nun auch die angeführten Zahlen mit Vorsicht betrachtet werden müssen, so beweisen sie doch so viel, daß die Armuth zu Anfang des 18. Jahrhunderts eine ganz enorme Ausdehnung genommen hatte. Allein der nicht arbeitsfähigen Armen waren so viele, daß sie unmöglich, wie die neue Armenordnung von 1726 beabsichtigt hatte, im Pesthofe und in den anderen Armen- und Krankenhäusern untergebracht werden konnten, sondern dem Zuchthause überwiesen werden mußten. Im Februar 1757 meldeten sich in Folge der grimmigen Kälte an einem Tage 1860 Personen zur Unterstützung im Armenkomptoir.†††

In seiner ganzen unheimlichen Größe wurde das Elend aber erst aufgedeckt, als man auf Anregung des Professor Büsch daran ging, durch eingehende Visitation der Gänge und Höfe den Umfang der Armuth festzustellen. Schon 1786 hatte Büsch in seinen „Zwei kleine Schriften, das Armenwesen betreffend“, die Zahl derjenigen, die entweder ganz von Almosen lebten oder ihren Unterhalt kaum mit Arbeiten am Walle und im Bauhofe, mit Lohnbürgerwachen oder mit einem bischen Vorhökerei verdienten, auf wenigstens 15000 geschätzt. Die Untersuchung ergab denn auch, daß der zwölfte Theil der Einwohner entweder im Spital Unterschlupf suchen mußte oder durch Betteln das Leben

---

* v. Melle, a. a. O., S. 28 ff.

** Dr. Asher, Die Hamburger Armenanstalt im Jahre 1830, S. 55.

*** Streng, Geschichte der Gefängnißverwaltung, S. 29, 35 und 71.

† v. Melle, a. a. O., S. 33.

†† Streng, a. a. O., S. 65.

††† Streng, a. a. O., S. 64, 65.

ristete.* Die nachstehenden Zahlen sind den „Nachrichten von der Einrichtung nd dem Fortgange der Hamburgischen Armenanstalt" (Band 1 und 2, Hamburg 1789—1794 und 1803) entnommen.

Vom 25. Oktober 1788 bis April 1789 wurden 3903 Familien und var 1079 Männer, 4087 Weiber, 1026 Knaben und 1199 Mädchen unter 8 Jahren unterstützt; außer diesen befanden sich auf dem Krankenhofe 920, n Zucht- und Werkhause 446 Arme, und hatte das Waisenhaus nahe an 000 Kinder zu versorgen.** Die Zahl der Unterstützten wird erst in das richtige icht gerückt, wenn man erfährt, daß nur solche Personen unterstützt wurden, ie weniger als 1/2 Reichsthaler = 24 Schillinge Wochenverdienst hatten („Historische Darstellung der Armenanstalt", 1802, S. 15, 17). Bis zum Februar 1789 urden 4686 Hemden, 875 Betten und 811 Decken vertheilt, und zwar erhielten ur diejenigen Hemden, die gar keins oder nur eins besaßen; Betten bekamen ur solche, die nicht bei anderen Armen in Schlafstelle untergebracht werden onnten.*** In der zweiten Armennachricht wird bereits von nahe 3000 Menschen esprochen, die mit Hemden, und von 1500 Personen, die mit einem trockenen nd warmen Lager hatten versorgt werden müssen; fast 4000 Familien hatten n Vorwinter Feuerung erhalten.† Von Juli 1789 bis Juni 1790 wurden 742 Familien unterstützt; 1790/91: 3890 Familien, im Winter, ungerechnet inder und verschämte Arme, allein 5114 Personen; für fast alle Familien urde die Miethe bezahlt.†† Dezember 1791 wird berichtet, daß die Sommerxe an 3630 Familien und die Wintertaxe an ca. 3900 Familien gezahlt orden sei.††† Der Bericht vom Mai 1793 konstatirt, daß in den ersten fünf ahren der neuen Armenanstalt über 5000 Familien aufgesucht worden, 6325 Kranke während der Jahre Oktober 1788—93 verpflegt, über 2000 Armen eschäftigung gegeben und 2046 Kinder aus dem äußersten Elend gerettet worden ien. Februar 1794 wird von 3294 Familien, Februar 1795 von 3120 Familien, Juli 1795 von 3133 zu Anfang der Sommermonate verpflegten Familien esprochen. Die Zahl der Familien fällt von nun ab stetig: 3015, 2681, 562, 2460, 2349. Diese Verminderung ist jedoch weniger auf eine wirkliche bnahme der Armuth, als vielmehr auf eine seitens der Verwaltung angeordnete erengung des Kreises der Aufzunehmenden zurückzuführen. Aus welchen Elementen sich gegen Ende des Jahrhunderts die eingezeichneten Armen nur noch isammensetzten, ergiebt sich aus einer 1796 in drei Armenbezirkshälften vornommenen Erhebung, die Arbeitsfähigkeit der Armen betreffend. Nach dieser aren unter 1003 Erwachsenen: 781 60—90jährige Greise oder Krüppel.*† och mehr erhellt diese Verengung aus einer im Jahre 1798 vorgenommenen rhebung: von 2689 Armen waren 1592 im Alter von 60—100 Jahren, 08 zwischen 40 und 60 Jahren alt, die meistens mit chronischen Krankheiten haftet waren, 189 Personen waren Sieche oder Krüppel unter 40 Jahren.**† aß die Noth noch ungeschwächt wirkte, ersieht man aus den Notizen über die bdachlosigkeit in den Jahren 1797 und 1798. Himmelfahrt 1797 blieben

* Gallois, II, a. a. O., S. 606.
** Armennachrichten, II, S. 180.
*** Armennachrichten, I, S. 10 und 11.
† Armennachrichten, I, S. 14.
†† Armennachrichten, I, S. 115.
††† A. a. O., I, S. 132.
*† A. a. O., II, S. 56.
**† A. a. O., II, S. 179.

117 Menschen ohne Wohnung, die im Zucht- und im Drillhause untergebrac wurden; Martini desselben Jahres kommen noch 148 Obdachlose hinzu ohne 4 die der Krankenhof, und 20, die das Zuchthaus zu versorgen erhielten.* D „Nachricht" vom September 1798 unterrichtet uns, daß diese Zahlen noch lan nicht alle diejenigen umfaßten, die unter dem Wohnungsmangel seufzten. „Die muß man auf den Böden, Vorplätzen, in den Kellern und Zimmern der Arm aufsuchen, sehen, wie sie da, größtentheils weder gegen Kälte noch gegen Näs gesichert, nur zum Nachtlager für sich einen eingeschränkten Platz einnehmen u während daß sie den Dürftigen, die sie aufnehmen, die Luft ihrer Wohnung noch mehr verunreinigen und oft ihre häusliche Ruhe stören, dieser elend Herberge alles, was ihnen gehört, aufopfern mußten und doch nirgends ei Werkstätte, um ihre zum Unterhalt nöthige Arbeit zu treiben, fanden."** E wurden Armenwohnungen und Baracken zur Aufnahme der Obdachlosen erbau Nach derselben „Nachricht" wurden in den Armenwohnungen 82 Famili mit 286 Personen, und in den Baracken 53 Familien mit 136 Person untergebracht, und noch immer blieben 186 Personen ohne Wohnung. D Drang nach den Armenwohnungen war so groß, daß die Vorsteher sich vor de Ueberlauf nicht retten konnten. „Viele, sehr viele", heißt es an einer ander Stelle, „blieben noch ohne Wohnung, wo sie ein Bett hinstellen können, me ohne eine Wohnung, wo sie ein Gewerbe treiben können. Oft haben wir den Versammlungen das Jammern der Leute gehört, die nirgends hinwußte und denen wir keine Unterkunft zu schaffen im Stande waren; erkran Personen gesehen, die kein Lager mehr finden konnten und die Erlaubniß, d Nacht auf einem Stuhle zuzubringen, noch obendrein theuer bezahlen mußten. Von einer Gesundung der wirthschaftlichen Verhältnisse, der die stete Abnahr der eingezeichneten Armen zuzuschreiben wäre, kann also nicht wohl die Re sein. Dagegen spricht auch die Thatsache, daß durch die im Jahre 1797 v der Armenanstalt errichtete Vorschußanstalt, die der Verarmung vorbeugen sollt bis zum Jahre 1800 insgesammt an 1382 Familien 93 622 Mark 12½ Schi ling Vorschuß gewährt wurde.***

Die große Zahl der Armen lebte in den denkbar menschenunwürdigste Verhältnissen. Im tiefen Elende, ohne Hemden auf dem Leibe, mit elend Lumpen behangen, die kaum ihres Leibes Blöße bedeckten, waren sie nicht i Stande, bei Tage auszugehen und nährten sie sich durch nächtlichen Bettel. den dicht bebauten Gängen und Höfen führten sie in ihren verborgenen Hütt und Kellern ein fast thierisches Leben. Oft bewohnten vier bis fünf Famili einen Raum, „den unsere Menschenliebe für eine Familie viel zu klein finden würd Wohnungen, die zum Theil während dieses harten Winters nicht geheizt werd konnten und nicht einmal gegen äußere Kälte und Nässe hinlänglich geschützt waren". Ohne Bett und ohne Stroh lagen sie in ihren Lumpen auf der harten Erd

(Fortsetzung folgt.)

* A. a. O., II, S. 111. Von den 263 Obdachlosen wurden 117 in Baracken unt gebracht, 12 verschafften sich selbst Wohnung, 71 wurden im Zuchthause und 63 im Dri hause aufgenommen. Ueber die Lage der im Drill- und im Zuchthause Untergebrachten wi berichtet: „Jedes Alter und jedes Geschlecht machen in einer Halle ohne Rauchfänge f ihre Feuerplätze, um ihr Essen zu bereiten, kochen, essen, schlafen und leben den Tag üb an demselben Orte, haben keine Reinlichkeit 2c."

** 2. Band, S. 133.

*** 2. Band, S. 281.

† Armennachrichten, II, S. 181.

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.



r. 12. XIV. Jahrgang, I. Band. 1895-96.

Verschiedenes.

✓ Berlin, 11. Dezember 1895.

Der Reichstag ist seit acht Tagen zusammengetreten, ohne daß seine bis-
rigen Verhandlungen ein besonderes Interesse zu erregen gewußt hätten. Nach
n krampfhaften Umsichschlagen des Septemberkurses zeichnete sich die Thronrede
rch eine auffallende Lauheit und Mattigkeit aus. Sie kündigte neue Liebes-
ben für die herrschenden Klassen und allerlei reaktionäre Quacksalbereien für
n kleinen Besitz an; an den arbeitenden Klassen ging sie in Glimpf und
himpf wortlos vorüber, es sei denn, daß man eine rein platonische An-
selung auf eine schüchterne Fortbildung der Arbeiterschutzgesetzgebung für ein
ort nehmen will.

Dem entsprechend haben sich die bürgerlichen Parteien des Reichstags bisher
e große Zurückhaltung auferlegt. Eine so langweilige und ruhige General-
batte des Etats, wie sie in den letzten drei Tagen stattgefunden hat, ist im
ichstage seit Jahrzehnten nicht dagewesen. Hätte der sozialdemokratische Hecht
ht einiges Leben in den parlamentarischen Karpfenteich gebracht, so wären
sen Wässerchen kaum von einem leisen Hauche gekräuselt worden. Die stereotype
atsrede des Herrn Eugen Richter ist nicht mehr als solch leiser Hauch. Herr
chter ist der Sprecher des modernen Großkapitals, das in der Bureaukratie,
n Militarismus, dem Junkerthum unbequeme Kostgänger seiner Profite sieht,
s zwar aus Angst vor den arbeitenden Klassen ihnen keineswegs den Garaus
chen will, aber doch mit einiger Knickerigkeit den Inhalt ihres Brotkorbes
idirt. Herr Richter hat im Laufe von ziemlich dreißig Jahren diesen Kost-
ngern vielleicht so viel an Millionen gestrichen, wie sie an Milliarden
schluckt haben, und wir fürchten, daß diese Rechnung eher zu hoch als zu
edrig angesetzt ist; Herr Richter hat auch eine Reihe von Witzchen auf Lager
er die rückständigeren Formen des Kapitalismus, und wir sind weit entfernt,
ese Meriten antasten zu wollen. Aber seine Opposition hat nicht das Geringste
thun mit der prinzipiellen Opposition gegen das System der Ausbeutung und
terdrückung, das in dem Klassenstaat herrscht. Im Gegentheil: in einem
hlassortirten Lager der entwickelten bürgerlichen Gesellschaft verdienen Herrn
ichters Etatsreden sogar einen Ehrenplatz, und es gehörte die ganze, noch halb

in feudalen Vorurtheilen steckende Beschränktheit Bismarcks dazu, um in Hei Richter einen Todfeind zu erblicken.

Die einzige Etatsrede von ernsthafter politischer Bedeutung war die sozi demokratische, und sie war auch die einzige, welche innerhalb und außerhalb d Reichstagssaales ernsthafte Beachtung gefunden hat. Bebel entwickelte in drastisch Weise das ganze Sündenregister des Septemberkurses, und die Hiebe, die er au theilte, saßen wo sie sitzen sollten, so sehr sich der ultramontane Präsident beeifer zu zeigen, daß er an guter Gesinnung seinem konservativen Vorgänger keineswe nachstünde. Vom Ministertische antwortete nur der Kriegsminister auf Beb Rede, und wie man es seit lange an dem offiziellen Vertreter der bewaffnet Macht gewohnt ist, mit Redewendungen, die bemerkenswerthes Zeugniß ableg von der Feinheit der Ausdrucksweise und Empfindung, welche in dem deutsch Offizierkorps herrscht. Er sprach von der „Schamlosigkeit" und „Niedertrach der „sozialdemokratischen Schmierfinken, die mit ihren in die Gosse getaucht Federn das geheiligte Ansehen unseres großen Kaisers in frecher Weise besud haben." Der Kriegsminister scheint es als eine Probe außerordentlicher Koura zu betrachten, aus geschützter Stellung mit solchen Blüthen feiner Bildung u sich zu werfen, während er recht gut weiß, daß wenn einer der Männer, die in dieser Weise zu beschimpfen sucht, seine Kampfweise bei dem richtigen Nam nennen wollte, sofort die eigenthümliche Rechtspflege des deutschen Reich mobil machen würde. Jedoch liegt dazu nicht die geringste Versuchung vo Die „sozialdemokratischen Schmierfinken" sind ebenso in der glücklichen Lage, m dem Gefühle äußerster Wurstigkeit zu hören, was sämmtliche preußische Minist über sie sagen mögen, wie sie in der glücklichen Lage sind, zu wissen, daß ih kritische Auflösung der tragikomischen Legende von dem „geheiligten" Heldengre in den Massen ein tausendfältiges Echo findet.

Im Uebrigen ist die sich selbst überschlagende Kraftmeierei des Kriegsministe nicht weniger ein Beweis für die innere Schwäche des Septemberkurses, als d inhaltlose Thronrede und die Tonlosigkeit der bürgerlichen Reichstagsparteien sind. Der Haß gegen das klassenbewußte Proletariat glüht in den herrschend Klassen so grimmig wie je und entlädt sich in Formen, die selbst nach all Erfahrungen des letzten Menschenalters mitunter noch etwas Verblüffendes habe Was ihnen aber gänzlich abhanden gekommen ist, das ist ihr Vertrauen auf d eigene Sache. Sie treiben müde und rathlos durcheinander, sie haben abgedan in die Hände einer Instanz, deren Rathschlüsse unerforschlich sind. Die maßlo Erhitzung der Einen und die maßlose Erschlaffung der Anderen sind entgegen gesetzte, aber gleich kräftige Zeugnisse dafür, daß den „maßgebenden Kreiser alles Maß abhanden gekommen ist. Diese Kreise sind die Beute einer Verwirrun die nicht einmal mehr für das kleinste Epigramm einen brauchbaren Stoff biete

Gehen wir deshalb zu etwas Anderem über! Unsere neulichen Bemerkung über das Verhältniß von „Bureaukratie und Universität" haben in der Part ein erfreuliches Echo gefunden, und dies Echo wieder veranlaßt den „Vorwärts der von sich bekennt, „den Vorgängen auf der Universität eingehendere Aufmer samkeit gewidmet zu haben", zu einer Vertheidigung seiner Taktik. Wir halt diese Vertheidigung nicht für gelungen; wir halten sie für so wenig gelunge daß wir keinen Anlaß haben, auf sie einzugehen. Dagegen müssen wir d Behauptung des „Vorwärts": Marx und Engels hätten es in dem Kommun stischen Manifest für die Pflicht des revolutionären Proletariats erklärt, für d Erhaltung der bürgerlichen Freiheit zu sorgen, in ihrer Anwendung auf de vorliegenden Fall richtig stellen. Wir sehen ganz von der mindestens schief

ıd ungenauen Ausdrucksweise ab, nehmen vielmehr den Willen für die That ıd erkennen an, daß im Kommunistischen Manifest gesagt ist, die kommunistische artei in Deutschland kämpfe, sobald die Bourgeoisie revolutionär auf- ete, gemeinsam mit der Bourgeoisie gegen die absolute Monarchie, das feudale rundeigenthum und die Kleinbürgerei. Wir erkennen weiter an, daß dieser atz theoretisch auch heute noch seine Gleichgiltigkeit hat, Dank der Feigheit, omit die Bourgeoisie ihren revolutionären Aufgaben bisher nicht — gerecht worden ist. Sollte sie noch einen herzhaften Versuch machen, mit der abso- tistisch-feudalen Reaktion anzubinden, so wäre es gewiß die Aufgabe der deutschen ozialdemokratie, sie kräftig zu unterstützen.

Fragt sich also, ob die so viel beklagten Universitätsmärtyrer einen solchen ersuch gemacht haben? Die Frage aufwerfen, heißt zugleich sie unter allgemeiner eiterkeit ersticken. Die deutschen Universitäten selbst sind durchaus reaktionäre nstitute, Vorkämpfer günstigsten Falls mittelalterlich-feudaler Freiheiten, aber Ver- ither an der bürgerlichen Freiheit. Wir können es uns ersparen, hierfür noch ehr historische Beispiele anzuführen, als wir neulich schon angeführt haben: die oße, ebenso unbestreitbare wie unbestrittene Thatsache, daß die deutschen Uni- rsitäten jeden Dozenten ausschließen, der auf dem Boden des wissenschaftlichen ozialismus steht, beweist hinlänglich, daß sie bewußte Verräther an der bürger- chen Freiheit sind. Denn die bürgerliche Freiheit ist nichts anderes, als die reiheit jedes Staatsbürgers, seine Ansichten und Ueberzeugungen zu vertreten, ne daß er deshalb beschränkt, geschädigt, verfolgt werden darf. Indem die niversitäten diese bürgerliche Freiheit mit Füßen treten, empören sie sich nicht gen die absolutistisch-feudale Reaktion, sondern spielen vielmehr deren gehorsame Verkzeuge. Ein Krakehl zwischen Bureaukratie und Universität ist in seiner Weise sselbe wie der Klassenkampf zwischen König- und Junkerthum, in dem das assenbewußte Proletariat seine Sympathien wirklich noch nicht nach der einen der anderen Seite aufgedrängt hat.

Man könnte einwenden, daß einer jener Universitätsmärtyrer von der ureaukratie verfolgt werde wegen seiner sozialdemokratischen Gesinnung, während n die Universität — bisher wenigstens noch, denn wie lange es noch dauert, ollen wir erst abwarten — zu schützen suche. Da läge also doch ein Fall r, der des Schweißes der Edeln werth sei. Indessen diese Auffassung, von r wir nicht wissen, ob sie irgendwo gehegt wird, würde nichts als ein Quid- oquo sein. Die Universität und ebenso diejenigen bürgerlichen Blätter, die für rons eingetreten sind, vertheidigen ihn nur, weil er außerhalb seiner Lehr- ätigkeit sozialdemokratische Ansichten vertritt; sie sind aber ganz einig darin, ß Arons zum Teufel gejagt werden müßte, wenn er als Universitätslehrer den issenschaftlichen Sozialismus lehren würde. Es handelt sich in dem Falle rons nicht um Lehrfreiheit oder irgend eine andere Art bürgerlicher Freiheit, ndern um den Streit eines mittelalterlich-feudalen Privilegs mit der absolu- stischen Staatsmacht. Die Universität will ihre Angehörigen nach Möglichkeit eihalten von der Gewalt der Bureaukratie, gegen deren Schalten über den lassen des Volks sie nichts einzuwenden hat, die Bureaukratie aber will die niversitätsdozenten einschwenken lassen, wie die Unteroffiziere. Und in diesem rmoderten Hader soll sich das klassenbewußte Proletariat für eine von beiden eiten begeistern: die deutsche Sozialdemokratie soll für die „bürgerliche Freiheit" hwärmen, die ihren Angehörigen gestattet, an den deutschen Universitäten zu ziren, vorausgesetzt, daß sie Lehrfächer wählen, in denen sie nicht den wissen- haftlichen Sozialismus zu vertreten brauchen!

Es ist natürlich eine andere Frage, ob und inwieweit der einzelne Sozia demokrat von dieser „bürgerlichen Freiheit“ Gebrauch machen will. Will si der „Vorwärts“ auf Marx beziehen, so verschmähte es Marx allerdings, deutschen Universitäten zu lehren, nachdem diese Anstalten zu Bütteln der al solutistisch-feudalen Reaktion geworden waren. Indessen ist dies eine Frage d persönlichen Empfindens, über die wir uns gern eines Urtheils enthalten. Grun sätzlich aber geht der Krakehl zwischen Bureaukratie und Universität das klasse bewußte Proletariat nicht das Geringste an, so lange Bureaukratie und Universit vollkommen einig darin sind, die einfachsten Begriffe der bürgerlichen Freiheit m Füßen zu treten.

Indem wir diese Zeilen schreiben, geht uns das Programm des Universität martyriums, die Rektoratsrede des Herrn Adolf Wagner über die akademisc Nationalökonomie und den Sozialismus, in ihrem gedruckten Wortlaute zu. E ist wahr: dieser große Mann nennt hier „Rodbertus und Marx, auch Fr. Engel und selbst Lassalle ökonomische Denker ersten Ranges“, aber er thut es nur, u zu beweisen, daß er diese Denker allesammt mit dem kleinen Finger in den Sa strecken kann. „Lücken, Sprünge, Sophismen, petitiones principii, besonders i Interesse der Prämissen, finden sich vielfach, namentlich in den theoretischen Haup lehren, vor allem in der Werth- und Mehrwerthlehre, dem Eck- und Grun stein der sozialistischen Kritik und Dogmatik. Für mich ist diese ganze Leh ein einziges großes Sophisma. Mit dieser Lehre stehen und fallen die meiste und wichtigsten weiteren Sätze der sozialistischen Kritik und der Folgerungen u Forderungen. „Einzelnes Richtige wird unzulässig generalisirt.... Deutlic Gegentendenzen werden einfach, selbst absichtlich, ignorirt.... Die windigste Hypothesen der Prähistorie und Primitivhistorie bilden wichtige Glieder in d Beweisführung. Diese letztere entbehrt daher des wissenschaftlichen Charakter der zwingenden Kraft.... Vollends der Versuch des Marxismus, die mannig faltige Entwicklung menschlicher Geschichte in die knappen, dürren Formeln d materialistischen Geschichtsauffassung einzuzwängen, kann nur einem Achselzucke begegnen.“ So geht das Geschwafel über das „Gemisch des Halb-Wahren, de Ganz-Falschen und des Rein-Hypothetischen“ seitenlang fort. Selbst was a Sozialismus „ausführbar und zweckmäßig“ ist, will Herr Wagner nur dann al „erstrebenswerth“ anerkennen, wenn „dem nicht andere überwiegende Bedenke gegenüberstehen“, und wie „überwiegend“ sind die „Bedenken“ der absolutistisch feudalen Reaktion!

Will man derartiges Zeugs überhaupt am Kommunistischen Manifest messe so wird man höchstens an den „wahren“ Sozialismus erinnert, der die erwünsch Gelegenheit ergreift, „der politischen Bewegung die sozialistischen Forderunge gegenüberzustellen, die überlieferten Anatheme gegen den Liberalismus, gegen de Repräsentativstaat, gegen die bürgerliche Konkurrenz, bürgerliche Preßfreihei bürgerliche Freiheit und Gleichheit zu schleudern und der Volksmasse vorzupredige wie sie bei dieser bürgerlichen Bewegung nichts zu gewinnen, vielmehr alles z verlieren habe“, was alles Herr Wagner als Kumpan des Herrn Stöcker ja i reichlichem Maße seit Jahrzehnten gethan hat. Gerade das auch von uns nic geleugnete Interesse, das die sozialdemokratische Partei an der bürgerlichen Frei heit hat, gebietet die schärfste Geißelung des heuchlerischen Humbugs vo Universitäts-Sozialismus, der, um noch einmal das Kommunistische Manifest z zitiren, die „süßliche Ergänzung der bitteren Peitschenhiebe bildet, womit di deutschen Regierungen die deutschen Arbeiter bearbeiten“. Nach dem seitenlange Geschimpfe über Marx, Engels und Lassalle feiert Herr Wagner die bismärckisch

ozialpolitik als „klassisches Aktenstück echt staatsmännischer Politik", als „herr-
che Worte", als „sozialpolitisches Testament unseres großen und edlen ersten
euen deutschen Kaisers aus dem Hohenzollernhause", kurzum als das Ideal seines
ozialismus.

Der ganze Zank zwischen Bureaukratie und Universität ist einfach ent-
anden aus der entsetzlichen Rückständigkeit der Reaktion, die augenblicklich in
eutschland herrscht und den deutschen Namen zum Gespötte im ganzen Ausland
emacht hat. Verbohrte Landjunker wie Köller oder verbohrte Schlotjunker wie
tumm können nicht begreifen, daß die bitteren Peitschenhiebe, womit sie die
rbeitenden Klassen bedecken möchten, der „süßlichen Ergänzung" durch den
niversitäts-Sozialismus bedürfen. Mit der bürgerlichen Freiheit hat die lächer-
che Episode aber auch wirklich gar nichts zu thun. Vom proletarischen Stand-
unkte verdient sie nichts als souveräne Verachtung. Und wir bekennen uns nach
ie vor gern zu der Ansicht, daß der Kampf des kleinsten Arbeiterblattes gegen
en Septemberkurs historisch und politisch unendlich weit bedeutender ist, als die
kademischen Fälle Delbrück, Jastrow und wie sie sonst noch heißen, alle zusammen-
enommen.

Probleme der Demokratie in England.

Von **J. R. Macdonald**, Mitglied der Independent Labour Party.

Vorbemerkung des Uebersetzers. Die nachfolgende Abhandlung ist, mit
nigen Auslassungen, die Wiedergabe eines Vortrages, den der Verfasser am
5. Oktober dieses Jahres in der Londoner „Fabian Society" gehalten, und der selbst
ieder ein Glied ist einer Reihe von Vorträgen, welche die genannte Gesellschaft für
en Winter 1895/96 veranstaltet hat unter dem Sammeltitel: „Die Anwendung der
rundsätze des Kollektivismus auf einige politische Fragen der Gegenwart." Ob-
ohl keineswegs durchgängig mit den Ansichten Macdonalds einverstanden, glaube
h doch, seine Ausführungen als höchst lesenswerth bezeichnen zu können. Zur
chtigen Beurtheilung der Handlungsweise der Parteien in anderen Ländern ist es
icht nur nöthig, die allgemeinen Verhältnisse dieser Länder zu kennen, sondern auch
ch die Auffassungsweise der dort wirkenden Elemente vertraut zu machen. Die
roßen Züge und Tendenzen der sozialistischen Bewegung sind in allen Ländern
pitalistischer Entwicklung gegeben, die Beurtheilung der Detailfragen der Politik
ird aber wesentlich modifizirt je nach der Besonderheit der geschichtlichen Entwick-
ing jedes einzelnen Landes. So lange der Sozialist in dem einen Lande sich auf
em Boden der großen Grundgedanken des Sozialismus hält, werden die Sozialisten
nderer Länder selten etwas von ihm erfahren, was sie nicht schon wissen; anders
ber, wenn er auf die Anwendungen im Detail zu sprechen kommt, und namentlich,
enn es sich um einen vor Landsleuten unter Berücksichtigung der gegebenen Ver-
ältnisse seines Landes gehaltenen Vortrag handelt. Da reflektirt sich, sofern der
edner kein bloßer Phrasendrescher ist, die Besonderheit der Verhältnisse seines
andes in einer Bewerthung politischer und sozialer Maßregeln, die von der anderer
änder sehr wesentlich abweicht. Wir sind nur zu oft geneigt, solche Abweichungen
on unserem eigenen Werthungsmaßstab als einen Beweis von geringerer Intelligenz
ı betrachten, während sie doch in vielen Fällen das nothwendige Produkt sind der
nderen Verhältnisse, die der Urtheilende vor sich sieht. Um die von der unseren
bweichende Taktik der Sozialisten anderer Länder zu verstehen, müssen wir die
nstitutionen und die Geschichte dieser Länder selbst kennen, sowie den spezifischen
deenkreis, den dieselben hervorgebracht. Als eine Probe des letzteren, soweit die
ozialistische Bewegung im britischen Reich in Betracht kommt, kann der Macdonaldsche
ortrag gelten, so sehr verschiedene der Schlüsse, die dort gezogen werden, von den

auch in der Masse der Sozialisten Großbritanniens umlaufenden Schlagworten abweichen. Die sozialistische Bewegung Englands ist im Werden, es fehlt ihr nicht an Materie, aber sie ringt noch nach Gestaltung, nach der Emanzipation vom Sektenthum. Die Fabian Society war die erste Reaktion gegen den Sektengeist, der in den Kinderjahren der Bewegung vorwaltete, und, wie immer in solchen Fällen, eine Reaktion, die ins entgegengesetzte Extrem führte; vom unbestimmten und unbeholfenen Allerweltsrevolutionarismus zu einem ultrapossibilistischen und fast nativistischen Nationalismus. Zwischen beiden Extremen steht die Independent Labour Party, die jüngste der sozialistischen Organisationen und die in der Arbeiterwelt verbreitetste. Ob oder inwieweit sie die richtige Synthese jener Extreme darstellt, wird abzuwarten sein, jedenfalls stellt sie einen Schritt zur Lösung des Gegensatzes dar, und wie ihr relativer Erfolg zeigt, in der dem Geist der englischen Arbeiter am meisten zusagenden Richtung.

J. R. Macdonald ist zugleich Mitglied der Fabian Society und der Independent Labour Party, für welche letztere er bei der diesjährigen Parlamentswahl in Southampton kandidirt hat. Er ist im Jahre 1866 in der Grafschaft Elgin (Nordost-Schottland) als der Sohn von Landarbeitern geboren, hat selbst zeitweise als solcher gearbeitet, nach absolvirter Volksschule mehrere Jahre als Hilfslehrer sich bethätigt, ist dann, nachdem er schon als Lehrer sich dem Sozialismus zugewendet, einige Jahre Privatsekretär eines wohlhabenden radikalen Politikers gewesen und lebt jetzt vom Ertrage seiner Feder als Schriftsteller. Er ist Mitglied der Exekutive der Fabian Society und vertritt dort die schärfere Tonart.

Es ist also bei den folgenden Ausführungen im Auge zu behalten, daß wir einen Mann hören, der die typische Entwicklung der meisten englischen Sozialisten durchgemacht hat, d. h. vom bürgerlichen Radikalismus zum Sozialismus, der, wenn nicht selbst Lohnarbeiter im engeren Sinne des Wortes, doch aus der Arbeiterklasse hervorgegangen ist, und der in einem Lande spricht, wo die formelle politische Freiheit fest begründet ist, ein dem allgemeinen Wahlrecht nahes Wahlsystem herrscht und der im Parlament verkörperte Wille der Mehrheit der Wähler die Prinzipien der Regierung bestimmt. Ed. B.

* * *

1. Frauenstimmrecht. Stichwahlsystem. Proportionalvertretung.

Der erste, der Arbeiterpartei angehörige Vertreter für Süd-Westham (Keir Hardie) stellte es, als er seinen zweiten Appell an die Wähler ergehen ließ, als einen Satz seines politischen Glaubensbekenntnisses hin, daß des Volkes Stimme Gottes Stimme sei. Zehn Tage darauf war er bei der Wahl unterlegen. Diese „Gottesstimme“ ist sehr wetterwendisch, und nicht Wenige von uns, die wir politisch thätig sind, würden es mit Freuden begrüßen, wenn wir unsere göttliche Berufung einer Probe zu unterwerfen hätten, deren Ergebnisse weniger von Launen beeinflußt werden, wie die Wahlen mit Stimmzetteln, mit Gesetzen, die korrupte Praktiken verbieten, und mit Mehrheitsentscheidungen. Wenn wir nur jene Kolonie von erleuchteten Staatsbürgern ermitteln könnten, die das soziale Bedürfniß und die politische Weisheit in solcher Weise in sich konzentrirt, daß sie im Stande ist, mit Sicherheit für die Gesellschaft zu sprechen und zu richten, wenn wir die äußeren Zeichen innerer politischer Weisheit zu entdecken vermöchten, ob sie Bildungszeugnisse oder Besitznachweise seien, dann wäre, meint man, das Land der Gefahren ledig, wie sie die Launen und Vorurtheile der Demokratie mit sich bringen, und Mancher unter uns schmeichelt sich, daß er alsdann sicher ein beglaubigter Volksvertreter sein würde. Aber die Hoffnung, eine solche Kolonie finden zu können, ist eitel. Die politische Weisheit findet sich von der Gasse bis zum Throne bunt ausgestreut. Man findet sie ebenso im Arbeiterzug, der des Morgens von Tottenham einfährt, wie im Schnellzug, der den City-

aufmann von Brighton nach London bringt, im Klub von Liberalen und adikalen in der Seitengasse und im Athenäumsklub und dem Klub der Universiten in der Pall Mall-Gegend. Sie ist kein Produkt der Erziehung im Schulne des Wortes, des geschäftlichen Erfolges, der Geburt, der gesellschaftlichen osition. . . . Die ideale politische Einsicht ist ein soziales und kein individuelles esitzthum, sie ist nicht das Eigenthum Einzelner, sondern von Massen von enschen. Die politische Weisheit ist eine der wenigen Qualitäten, die von uantitäten erlangt wird. Die Weite des Wahlrechts ist daher ein Titel für e Rechtmäßigkeit der Aussprüche von Wahlkörpern, und die Herrschaft der ehrheit die Bedingung demokratischer Stabilität. Wahlrechtsunterschiede, wie luralstimmen, sind abgeschmackt. Es giebt keine Grundlage, worauf sich solche nterschiede rationell begründen ließen.

Eine Einschränkung, die vorgeschlagen, sei indeß hier erwähnt. Wenn wir s darüber einig sind, daß Pluralstimmen, die darauf beruhen, daß gewisse ersonen mehr politische Macht haben sollen als andere, undemokratisch sind, nnen wir nicht wenigstens uns darüber einigen, der Wählermasse eine gewisse robe des politischen Verständnisses aufzulegen und diejenigen vom Stimmrecht szuschließen, die sie nicht bestehen? Gewisse Vorgänge, die sich in neuerer Zeit Irland abgespielt, haben eine außerordentlich plausible Form für eine solche robe in den Vordergrund gebracht, und es kann sein, daß wir während der mtsdauer der jetzigen Regierung im Parlament etwas darüber werden zu hören kommen. Soll der des Lesens Unkundige zur Abstimmung zugelassen werden? Warum nicht? Die Streitfragen zwischen Tories, Liberalen und Sozialisten nd, soweit der Abstimmende in Betracht kommt, nicht die der Buchgelehrsamkeit er der Zeitungslektüre, sondern der sozialen E r f a h r u n g. Die Gründe, die an für diese Wahlrechtsentziehung anführt, sind gerade dieselben, welche 1829 s unreformirte Parlament veranlaßten, nach dem Ausfall der Wahl in der rafschaft Clare (wo der große Agitator O'Connell siegte. Ed. B.) in Irland n 40 Schilling-Householdern das Wahlrecht zu nehmen und den Wahlzensus f 10 Pfund Sterling Miethswerth zu erhöhen. Mag sein, daß der Anphabet von der Gnade des Priesters abhängt, aber dieser Umstand räth, wenn überhaupt etwas anräth, eher dazu, die Macht des Priesters zu beschränken. edenfalls ist der Analphabet in dieser Hinsicht nicht schlechter daran als der rivatbeamte, der Landarbeiter, der Farmer, der Krämer — kurz alle, die bei rer Stimmabgabe, sei sie geheim oder offen, von anderen als politischen Rückchten beeinflußt werden. . . .

Als Demokraten müssen wir uns daher hartnäckig jedem Versuch widerzen, Unterschiede mit Bezug auf das Gewicht der Stimmen einzuführen oder s Stimmrecht zu beschränken. Unzweifelhaft giebt es so ein Ding wie eine fgeklärte Minderheit, die unter dem Bleigewicht einer unaufgeklärten Mehrheit ufzt und ächzt. Wir malen uns, glaube ich, in der That gern selbst als solche ärthyrer aus. Aber der Weg einer derartigen Minderheit kann nicht durch erengerung der Oeffnung des Stimmkastens geglättet werden. Ihre Aufgabe t, zu erziehen, und nicht, zu herrschen. Das Stimmrecht aller Erwachsenen nd „für Jedermann eine Stimme" ist daher das Grundprinzip eines demokratischen Wahlsystems.

Müssen wir das Wort „mann" in dieser Verbindung als Begriff der Art nd nicht des Geschlechts nehmen? „Ja", sagen Einige, „weil den Frauen nicht er Gerechtigkeit wird, als bis sie das Stimmrecht haben." Als Politiker bin h nur sekundär daran interessirt, den Frauen oder sonst Jemand Gerechtigkeit

auszutheilen. „Nein", sagen Andere, „denn Väter, Brüder und Gatten nehme die Interessen der Frauen leidlich genügend wahr." Da ich weder Vater, no Bruder, noch Gatte bin, kann ich mich darüber nicht äußern. Verweist man a die Geschichte, so umgeht man die Frage, denn wer da beweist, daß, was früh geschah, nicht den Moralbegriffen der Gegenwart entspricht, beweist nur, daß d Moralbegriffe sich fortschreitend entwickeln, nicht daß die Männer unfähig sin für ihre besseren Hälften Gesetze zu machen. Soll das demokratische „Jede mann" auch die Frau einbegreifen, so muß nachgewiesen werden, daß die E fahrung der Frau für die gute Leitung der Staatsgeschäfte erfordert ist. Schlie die Verschiedenheit des Geschlechts eine Verschiedenheit in Bezug auf die sozia Erfahrung ein? Ich bin mir nicht bewußt, daß über diesen Punkt Meinungs verschiedenheit besteht. Wenn dem nun so ist, sind wir in der sozialen Entwic lung soweit vorgeschritten, um uns vor jenen Problemen zu befinden, für die d Erfahrung der Frau von entscheidender Bedeutung ist? Um die Diskussion nic übermäßig zu verlängern, sei es mir erlaubt, gleich auf die konkrete Fragestellun überzugehen. Fangen die Probleme des Staates an, sich in ihrem Charakter de Problemen der Familie zu nähern? Ich kann mir schwer vorstellen, daß i einem sozialistischen Verein nennenswerthe Meinungsverschiedenheit darüber bestehe könne. Mit der Feststellung dieser Punkte ist auch die Sache des Frauen stimmrechts entschieden. Alles Andere ist untergeordneter Natur und kann n von modifizirendem Einfluß in Hinblick auf die Methode der Durchführung sei Und doch ist es auffallend, wie selten die Gegner des Frauenstimmrechts die Punkte auch nur berühren. . . . Es ist heute nicht meine Aufgabe, mich darüb auszubreiten, wie weit wir beim ersten Schritt gehen sollen und welche Gese gebungsreformen zu Gunsten dieser verschoben werden dürfen; wofür ich mich hi erhebe, ist nur, daß die dem ökonomischen Kollektivismus entsprechende Auffassun demokratischer Regierung es erheischt, daß jede Erfahrung an der Wahlurne ihre Ausdruck findet. —

Von der Frage der Stimmberechtigung kommen wir zu einer Reihe vo Problemen, die sich auf die Wahlmethoden beziehen. Hier befinde ich mich i der Rolle des Ketzers. An erster Stelle haben wir da die Forderung vo Stichwahlen, die im Besonderen als Morrison-Pille geplant wird, welche d liberale Partei der Folgen des Alters und einer Verschiebung der inneren Orga entheben soll, den verblüfften Wählern aber als Universalheilmittel gegen al Spaltungen und als Grundstein eines neuen Systems von politischer Harmon dargeboten wird. Sie wissen, was zu ihren Gunsten gesagt wird, und Sie wisse daß die Riesenanschläge der jungen Retter der liberalen Partei in ihre betreffenden Wahlkreisen lauten werden: „Stimmt für John Jones, für Stic wahlen und die Herrschaft der Mehrheit." Prüfen wir diesen Satz. Bei de letzten Wahl wurden in 30 Wahlkreisen die Stimmen der Liberalen, wie d letzteren es nennen, „gespalten", wenn auch in etwa der Hälfte dieser Kreise ih Kandidaten die letzten im Felde und daher für die Zersplitterung der Stimmun verantwortlich waren.* Halten wir uns nur an die Zahlen, so hat diese Ze

* Da in England bei der Wahl das relative Mehr entscheidet und geschichtlich n zwei große Parteien um die Sitze und die Herrschaft im Parlament streiten, ist von jeh gegen Kandidaten, die zu keiner dieser beiden Parteien gehören, der Ruf ausgegeben worden, da sie lediglich der Partei, die ihnen politisch am nächsten steht, Stimmen entziehen, und so wi heute von Liberalen und Radikalen gegen die Kandidaten der sozialistischen Arbeiterpartei regelmäßig der Vorwurf erhoben, ihre Kandidatur habe nur den Effekt, die „liberale Stimmen" zu Gunsten der Tories zu „zersplittern". Die Thatsache dieses Effekts ist j

plitterung den Liberalen neun Sitze gekostet oder, wie sie es ausdrücken würden, wenn es sich um die Forderung der Einführung von Stichwahlen handelte, die Tories vertreten neun Wahlkreise zu Unrecht. Aehnliches geschah 1892. Nun heißt es, in all diesen Fällen hätte eine Stichwahl vorgenommen werden müssen, um der Mehrheit den Vertreter zu sichern. Und doch wird Niemand, der die derzeitige Konstellation der politischen Parteien kennt, behaupten wollen, daß mit vielleicht der einzigen Ausnahme von Northampton bei dieser und Perth bei der vorigen Wahl auch nur eine der im ersten Wahlgang gewählten Personen bei der Stichwahl unterlegen wäre.... Ich stütze mich in dieser Hinsicht auf den Ausgang einer Anzahl von Wahlen, die thatsächlich Stichwahlen waren. Ost- und Inner-Bradford, Cardiff, Crewe und der Falkirk-Distrikt fallen unter diese Rubrik. In diesen Wahlbezirken waren keine Arbeiterkandidaten im Felde, wohl aber bestehen dort starke Sektionen der Arbeiterpartei, und die Situation war am Wahltage genau dieselbe, als ob schon ein erster Wahlgang stattgefunden, der Konservative die meisten Stimmen, aber keine absolute Mehrheit, und der Liberale die nächsthöchste Stimmenzahl erhalten hätte. Wir wissen, welches der Ausgang dieser Stichwahlen gewesen. Die Arbeiterpartei brachte die Kandidaten der Liberalen zu Fall und bewies, wie falsch die Behauptung dieser Partei, daß, wenn nicht die dritten Kandidaten gewesen wären, sie mindestens zehn oder zwölf Sitze mehr gewonnen hätte. Vielleicht wird diese Preisgabe der Liberalen den Fabianern liberaler Schattirung einige weise Betrachtungen über die Stümperhaftigkeit der Arbeiterpartei entlocken, aber zum Unglück für diese Weisen habe ich Gorton, Bolton und Preston zur Hand. In diesen Kreisen war die Wahl ebenfalls praktisch eine Stichwahl, wo aber der Arbeiterkandidat sozusagen die Probe als Stärkerer überstanden. Wieder war das Resultat das gleiche. Die Liberalen „plumpten" oder stimmten für den Tory, und der Kandidat, der bei der ersten Wahl in Minorität gewesen, ward gewählt. So sicher es ist, daß die Liberalen von Stichwahlen keinen Vortheil gehabt hätten, weil die Independent Labour Party nicht für sie gestimmt hätte, so sicher wäre dies auch bei den Sozialisten der Fall gewesen, sintemalen die Liberalen die Tories dem Kollektivismus vorziehen.... Die Sache steht daher zur Zeit so: Wenn die sozialistische Partei bei einer Stichwahl liberal stimmen soll, so wird es nicht deshalb sein, weil sie die Liberalen lieber an der Macht sieht als die Tories, sondern nur dann, wenn die Liberalen ihr einen höheren politischen Preis für ihre Stimmen bieten. Ich meine, wir werden es uns zweimal überlegen, bevor wir uns von unserer sklavischen Anhängerschaft an die demokratische Phraseologie — so ausgezeichnete Phraseologie wie „Herrschaft der Mehrheit" — dazu verleiten lassen, den Ton auf die kommerzielle Seite der Politik zu legen und die Mehrheit als das Uebergewicht der gekauften statt als das der bekehrten Stimmen zu bezeichnen. Sollten wir das in der That thun, so würden wir nicht von der Herrschaft der Mehrheit, sondern von der der Koalitionen reden

---

auch nicht zu bestreiten, und außer bei Wählern, die in dem Siege des Liberalen das größere Uebel sehen, verfehlt der Vorwurf daher selten seine Wirkung. In Folge dessen wird die Forderung der Einführung der Stichwahlen von vielen Sozialisten lebhaft unterstützt, und in der Diskussion, die dem vorliegenden Vortrag folgte, begegneten Macdonalds betreffende Ausführungen vielem Widerspruch. Indeß steht derselbe mit seiner Gegnerschaft gegen die Befürwortung der Einführung von Stichwahlen im Lager der Sozialisten Englands durchaus nicht allein da, und darum ist es nicht uninteressant, die Gründe kennen zu lernen, worauf diese Gegnerschaft sich stützt. Der Ideengang, so fremdartig er den Festländer anmuthet, ist ein in England immerhin begreiflicher. Ed. B.

müssen und bereit sein, unter Regierungen wie die jüngste zu leben, die mehr Zeit dazu aufwendete, ihre Mitgänger zum Schweigen zu bewegen, wie ihre Feinde zu bekämpfen, und mehr bemüht war, Ausreden zu formuliren, wie Versprechungen einzulösen. Die Lage der Sozialdemokratie in Deutschland und die Stellung derselben zum Stichwahlsystem hilft uns bei der Abschätzung der voraussichtlichen Wirkungen dieses Systems auf die sozialistische Bewegung in England nicht sehr weit. Unser Parlament ist durchaus vom deutschen Reichstag verschieden, unsere liberale Partei durchaus verschieden von den deutschen Liberalen, und die uns Sozialisten hierzulande zufallenden politischen Aufgaben durchaus andere, als die der Sozialisten in Deutschland.

Die Wirkung des Stichwahlsystems auf die liberale Partei würde die sein, jenen periodischen Häutungen, die bisher ihre Rettungen gewesen, gründlich ein Ende und aus ihr eine richtige Mittelpartei zu machen, mit Prinzipien, wie sie in der Mulde der Leitartikel des „Speaker“ und der „Daily News“ stereotypirt sind. Die Partei würde in dieselbe Lage versetzt werden, wie die gleichnamigen Parteien auf dem Festland, und deren Schicksal theilen. Das würde an sich ja eine höchst vortreffliche Sache sein, da das einzige Geschehniß, welches die Partei des Fortschritts zur Zeit zu fürchten hat, die Wiedererhebung der liberalen Partei ist. Wenn aber die Partei des Fortschritts weiß, was ihre Sache erheischt, so braucht dieses Ereigniß nie einzutreten, ob wir Stichwahlen haben oder nicht.... Auf der anderen Seite würde die nächste Folge dieser Neuerung die sein, unabhängigen Kandidaturen einen viel kräftigeren Rückhalt zu gewähren, als er jetzt für solche zu haben ist, weil so viele Wähler durchaus abgeneigt sind, ihre Stimmen einem Kandidaten zu geben, der sicher ist, geschlagen zu werden, oder dessen Eintritt in den Kampf einen Bruch der alten Parteidisziplin darstellt. Auf diese Weise würden die Parteifesseln gelockert und einer Neugruppirung der politischen Kräfte Gelegenheit gegeben werden. Außerdem würden die Abmachungen, Drahtziehereien und Schachergeschäfte, die auf den ersten Wahlgang folgen, Kandidaten von Minderheiten einige Sitze verschaffen, und in der That scheint mir das beste Argument, welches zu Gunsten der Stichwahlen ins Feld geführt werden kann, das zu sein, daß dasselbe die Vertretung von Minoritäten begünstigen würde. Aber um welchen Preis? Ich bin konservativ genug, der Beeinträchtigung der Parteidisziplin, welche die Milderung der Härten des Wahlverfahrens zur Folge haben würde, sowie der Wurstelei in der politischen Methode, die mit dem Gruppensystem in der Volksvertretung verbunden ist, mit nicht geringer Befürchtung entgegenzusehen. Einem natürlichen Impulse folgend, der sich gegen die derzeitigen Monopolbedingungen richtet und Schutz gegen die einschläfernde Gewalt der bloßen Tradition und die mögliche Unehrlichkeit von Parteiführern erstrebt, haben Sozialisten eine ziemlich kurzsichtige Auffassung mit Bezug auf die Politik im Allgemeinen entwickelt. Ich glaube nicht, daß es, gleichviel in welcher Partei, auch nur eine Gruppe von verantwortlichen Politikern giebt, die freiwillig und mit Bewußtsein für einen solchen Zustand politischer Zerfahrenheit stimmen würden, wie er in Deutschland und Frankreich besteht. Sollten indeß Sozialisten den Erfolg ihrer Partei in diesem Lande für wichtiger halten, wie den allgemeinen politischen Zustand, so erinnere ich sie an den sehr entschiedenen Erfolg der Sozialisten bei den sächsischen Landtagswahlen, wo es keine Stichwahlen giebt und wo das Fehlen derselben, nachdem die Schwierigkeit der Erzielung sozialistischer Stimmen erst überwunden, faktisch zu einer Verschmelzung von Liberalen und Reaktionären auf der einen und von Liberalen und Sozialisten auf der anderen Seite geführt hat, so daß das wünschenswerthe

Verhältniß von zwei, statt einem Dutzend politischer Parteien nahezu erreicht worden ist. . . . Wir müssen uns mit dem Gedanken vertraut machen, daß wir erst Anhänger zu gewinnen haben, bevor wir Wahlen gewinnen können. Jede Partei beruht auf einem Fundament von erzieherischer oder zum Wenigsten propagandistischer Arbeit. Die Sozialisten Englands haben dieses Fundament noch nicht vollendet, und es ist sehr kurzsichtig von ihnen, ihre Hoffnungen auf die Wirkungen politischer Kunststückchen zu setzen. Als ein Bestandtheil des politischen Triebwerks betrachtet, hat meines Erachtens die Stichwahl nur die eine gute Seite, daß sie die berechtigte Vertretung von Minoritäten ermöglicht, während die Uebel, die sie wenigstens in diesem Lande zur Folge haben kann, große und mannigfaltige sind. Vom Standpunkte des fabianischen Durchtränkens der Liberalen mit Sozialismus — des sozialistischen Trinkbruders, der gern heimlich etwas Alkohol in das Glas reinen Wassers des liberalen Teetotalers schütten möchte — würde die Stichwahl eine verderbliche Neuerung sein, weil sie die liberale Partei jeder ihr möglicherweise innewohnenden Fähigkeit berauben würde, sich nach Bedarf entweder in sozialistischer oder in individualistischer Richtung unendlich fortzuentwickeln. Was die unabhängige sozialistische Partei betrifft, so mag dieselbe, was immer ihr letztes Wort in dieser Frage sein wird, sich vorläufig damit begnügen, daß die Zeit noch nicht gekommen ist, wo die Stichwahl eine Frage von praktischer Bedeutung für sie ist. Vom Gesichtspunkte der allgemeinen nationalen Wohlfahrt aber erschwert die Stichwahl die Beständigkeit und den Zusammenhang in der Politik.

Es giebt noch eine weitere Idee demokratischer Vollkommenheit, die gleich einem schalen Duft die Persönlichkeiten so antiker Demokraten wie Sir John Lubbock und Leonhard Courtney umstrahlt. Ich meine die Proportionalvertretung. Auch hier brauche ich Sie nicht mit den der Idee zu Grunde liegenden Thatsachen aufzuhalten. Wir Alle erkennen dieselben an. Um ihnen abzuhelfen, wird als das eine Extrem vorgeschlagen, die Wahlkreise abzuschaffen und das ganze Land als Einheit abstimmen zu lassen, so daß der Fischer von John o'Groats (nördlichste Spitze Schottlands), wenn er Lust hat, für denselben Kandidaten stimmen kann wie sein Kollege von Lands End (äußerster Punkt im Südwesten Englands), und als anderes Extrem haben wir den milden Vorschlag, der seit mehreren Jahren seine Pflicht als Toryschlepper von Birmingham gethan hat: die Neuvertheilung der Wahlkreise, auf daß jede Wahlstimme gleichen Werth habe, wie jede andere. Es leuchtet auf den ersten Blick ein, daß die Parole: „Jeder Stimme denselben Werth" in dieser beschränkten Anwendung, wie die meisten Schlagworte, die Herr Chamberlain ausgemünzt oder denen er seine Schutzmarke gegeben hat, keinen Sinn hat. . . . Wenn wir unsere Ideen von Minoritätenvertretung mit politischer Genauigkeit durchführen wollen, müssen wir die Einzelwahlkreise ganz und gar abschaffen. Die einzig mögliche Einheit ist alsdann das ganze Land. Wir müssen ferner irgend ein Haresches Auskunftsmittel erfinden, auf daß nicht, wie bei den Londoner Schulrathswahlen, beliebte Kandidaten das Parteivotum auf sich konzentriren, sonst würden wir statt der Minoritätenvertretung Minoritätenherrschaft haben. Das bedeutet, daß wir für eine Methode der Auszeichnung von Stimmen sorgen müssen, kraft deren der Wähler, wenn er Neigung dazu verspürt, seinen zweiten, dritten, hundertsten und fünfhundertsten Vorzugskandidaten bezeichnen kann. Angenommen bei der letzten Wahl hätte ein solches System obgewaltet, so hätte für die Zählung von 4700000 auf etwa 1200 Kandidaten vertheilte Stimmen Vorsorge getroffen werden müssen. Gehen wir von der sehr mäßigen Annahme aus, daß im Durchschnitt jeder Wähler einen ersten, zweiten, dritten, vierten und fünften Stimmen-

rang vermerkt, d. h. fünf Vorzugskandidaten bezeichnet hätte, und daß die Zählungsbeamten jedem Kandidaten zehn Kästen zugewiesen hätten, um seine Vorzugsstimmen bis zur zehnten getrennt halten zu können, so würde die technische Folge die gewesen sein, daß 23500000 Stimmen in 12000 Kästen hätten eingereicht werden müssen, gar nicht gerechnet die nothwendigen gemischten Stimmen. Die Wahlresultate würden dann wie die Volkszählungsresultate ein oder zwei Jahre nach dem Wahltag stückweise bekannt werden — zu einer Zeit, wo einige der glücklichen Kandidaten inzwischen bereits zur großen Mehrheit abmarschirt sind und andere noch lebende alsbald um eine nochmalige Zählung einkommen würden.... Meine Kritik mag manchen Freunden dieses Stimmsystems absurd erscheinen. Ich weiß, daß sie sich der Schwierigkeiten der Zählung bewußt sind und von der strengen Logik ihrer Theorie etwas nachgelassen haben. Aber mit entsprechender Modifikation trifft die Kritik doch für jedes System zu, das ich kenne. Immer wird das Prioritätsvotum Schwierigkeiten machen. Um sie zu überwinden, schlagen einige Befürworter des Proportionalwahlsystems, darunter Liebknecht,* das Stimmen nach Parteilisten vor. Aber das wäre nicht nur sehr schlechte Demokratie, sondern auch ein sehr dürftiges Auskunftsmittel.... Was soll zum Beispiel mit dem Wähler geschehen, der nicht Parteimann ist und der seine Stimmen zu theilen wünscht? Ich gebe die Lösung dieser Räthsel auf.

Aber von den technischen Schwierigkeiten abgesehen, worauf bezieht sich die Proportionalität der Proportionalvertretung? Auf Zahlen? Beruht die Majoritätsherrschaft ausschließlich auf mathematischen Erwägungen? Ich stelle die Frage mit Bezug auf die Dinge, wie sie heute sind, und nicht für eine ideale Welt. — Heute haben wir nationale und lokale Verschiedenheiten, geschichtliche Beziehungen und Bedürfnisse, die ebenso sehr bestimmen, was eine gerechte Vertretung ist, wie die relativen Volks- oder Besitzziffern.... Es ist ebenso ungerecht und undemokratisch, die Forderungen der landwirthschaftlichen Bevölkerung im Maßstabe der abnehmenden Zahl derselben zu behandeln, wie es vor dreiviertel Jahrhunderten seitens der Landwirthschaftsinteressenten ungerecht war, die Vertretung der Industrie niederzustimmen. Eine proportionelle Vertretung kann nicht ausschließlich mit Bezug auf Kopfzahl und Reichthum begründet werden. Eine richtige demokratische Vertretung ist gerade eine solche, in welcher die Bedeutung, welche eine Lokalität oder ein Interesse für das nationale Leben hat, angemessen vertreten ist, und welche die Lokalität in den Stand setzt, so viel von ihrer Individualität zu bewahren, als sie braucht, um sich gesund zu entwickeln. Jedes andere Prinzip ist undemokratisch. Die Erfüllung dieses Vertretungsbedürfnisses aber, dessen Umfang beständig wechselt, groß ist in Hinblick auf eine bestimmte Vorlage und unendlich klein in Hinblick auf die ihr folgende, kann durch die Zahl von Leuten, welche der betreffende Körper ins Parlament sendet, überhaupt nicht sichergestellt werden, sondern hängt davon ab, wie bereit die Gesammtheit desselben ist, jene besonderen Ansprüche jedesmal anzuerkennen.... Ich bin natürlich weit entfernt zu behaupten, daß die jetzige Vertheilung der Sitze nicht verbesserungsfähig sei, ich behaupte nur, daß das jetzige System sehr viel leichter zu handhaben und, wenn erst einige seiner Anomalien beseitigt sind, ebenso wirkungsfähig sein kann, wie irgend ein anderes.

Jener undemokratische Vorschlag drückt jedoch auf unzweckmäßige Weise ein wirkliches demokratisches Bedürfniß aus. Das nämlich, daß, wo es sich um

* Macdonald meint hier wohl den Vorschlag, den Bebel zuerst in der „Zukunft" und dann in seiner Broschüre „Die Sozialdemokratie und das allgemeine Stimmrecht" gemacht hat. Die Redaktion.

gemeinsame Interessen handelt, Jeder gleiches Stimmrecht haben sollte. Dieses zugestandene Bedürfniß erfordert, auf den demokratischen Apparat angewendet, nicht, daß man Dinge, die spezieller Natur sind, für allgemeine Angelegenheiten erklärt oder natürliche und nützliche Verschiedenheiten zu nivelliren sucht, sondern weist auf eine weitere Dezentralisirung des Behördenwesens in Gesetzgebung und Verwaltung hin, dergestalt, daß Gebiete, die aus in bestimmter Hinsicht gleichartigen Elementen bestehen, abgesteckt werden, für die dann die Proportionalvertretung festgesetzt werden mag. Der Regierungsapparat sollte von der Kirchspielvertretung bis zum Reichsparlament aufwärts eine abgestufte Organisation von Vertretungskörpern bilden, die einer nach dem anderen eine immer umfassendere und vielseitigere Gruppe von jedesmal dem vertretenen Körper gemeinsamen Interessen zu behandeln hätten. Der heutige Organismus der Regierung entspricht dem noch in sehr geringem Grade, und ehe in dieser Hinsicht Reform stattgefunden, dürfen — ja, müssen wir als Demokraten uns sagen, daß, weit entfernt, die Vertretung direkt im Verhältniß zu Reichthum oder Kopfzahl variiren zu lassen, man dieselbe vielmehr — wenn überhaupt hier ein durchgängig gleiches Verhältniß statuirt werden kann, was ich aber bestreite — ebenso oft im indirekten Verhältniß variiren lassen müßte, so daß, um ein Beispiel zu wählen, der Rückgang der Bevölkerung Irlands statt eine Verminderung der irischen Vertretung im britischen Reichsparlament zu erheischen, genau das Gegentheil gebietet, weil er anzeigt, daß das Parlament Irland gegenüber seine Pflicht nicht erfüllt.

(Um Mißverständnissen oder Mißdeutungen vorzubeugen, sei noch einmal betont, daß hier immer das allgemeine und gleiche Wahlrecht und die politischen Freiheiten Englands unterstellt sind. Ed. B.) (Schluß folgt.)

Schutzvorschriften für das Gastwirthspersonal.

Von Dr. **Max Quarck.**

Die Reichskommission für Arbeiterstatistik lebt noch! Nachdem sie länger als ein Jahr unthätig gewesen ist,* erscheint wenigstens ein papierenes Lebenszeichen von ihr in Gestalt des zweiten Theils der „Erhebung über die Arbeits- und Gehaltsverhältnisse der Kellner und Kellnerinnen nebst Ermittlungen betreffend das Küchenpersonal in Gast- und Schankwirthschaften" (Drucksachen der Reichskommission für Arbeiterstatistik, Erhebungen Nr. 9. Berlin, Karl Heymanns Verlag, 1895). Der Titel dieser neuen Veröffentlichung läßt aber nicht recht erkennen, worum es sich handelt. Die statistischen Stichproben in zehn Prozent deutscher Gastwirthsbetriebe nach der bekannten, viel kritisirten Methode der Reichskommission fanden bereits 1893 statt. In dem Tempo, das wir nun einmal bei der Reichskommission gewohnt sind, folgte nach Berathungen im November 1894 die Befragung ausgewählter Wirths- und Kellnerorganisationen über die Thunlichkeit von Schutzvorschriften für das Personal. Diese Gutachten bilden den Hauptinhalt der neuen, jetzt vorliegenden Veröffentlichung. Daneben stehen ein Gutachten des Reichsgesundheitsamtes und Verhandlungen in Wirthsorganisationen über die Trinkgelderfrage. Ueber die letztere ließe sich an der Hand der reichlichen Materialien eine eigene Betrachtung anstellen. Daß gesetzlich gegen das Trinkgelderunwesen eingeschritten werden könnte, wird kaum behauptet.

* Inzwischen wurde sie endlich auch wieder zu einer Sitzung auf den 10. Dezember einberufen, in welcher das Ergebniß der Handels- und Müllerenquete berathen worden ist. Der Verf.

Die am weitesten links stehenden Kellnervereinigungen machen nur ganz richtig darauf aufmerksam, wie viel Staat und Gemeinden bei Verpachtung ihrer Restaurationslokalitäten thun könnten, indem sie in ihren Pachtverträgen den Wirthen eine auskömmliche, feste Bezahlung des Personals vorschrieben, für die sich aus dem Mitgetheilten ganz bestimmte Normen schöpfen lassen. Damit mag diese Frage hier erledigt sein. Hauptsache bleibt, ob gewisse unwürdige Arbeitszeitverhältnisse durch staatliche Vorschriften sich regeln lassen.

Hier giebt das Gutachten des Reichsgesundheitsamtes die sicherste Grundlage ab. An der Hand der zahlenmäßig mitgetheilten Erfahrungen aus dreiundzwanzig deutschen Krankenkassen für das Gastwirthspersonal, sowie an der Hand zahlreichen sonstigen Materials deutschen und ausländischen Ursprungs gelangt das Reichsgesundheitsamt zu der Feststellung, „daß die Personen des Kellnerstandes besonders in Folge der unter ihnen stark verbreiteten Lungenschwindsucht in verhältnißmäßig frühem Lebensalter sterben, daß die durchschnittliche Krankheitsdauer bei ihnen die für die Mitglieder sämmtlicher Krankenkassen im Deutschen Reiche berechnete Höhe übertrifft, endlich daß die Erkrankungsgefahr für Kellnerinnen größer ist, als für den Durchschnitt der bei Krankenkassen überhaupt versicherten Personen. Diese gesundheitlich ungünstigen Verhältnisse sind zum Theil auf die gegenwärtig übliche übermäßige Dauer der täglichen Arbeitszeit zurückzuführen. . . . Es ist daher angezeigt, für die Personen des Kellnerstandes sowohl wie für das Küchenpersonal in Gasthäusern und Schankwirthschaften, zumal für die noch in der körperlichen Entwicklung stehenden Lehrlinge und für die weiblichen Personen, eine Kürzung dieser Arbeitszeit auf gesetzlichem Wege eintreten zu lassen . . . es empfiehlt sich, eine tägliche Mindestruhezeit festzusetzen, deren Dauer für Erwachsene wenigstens acht, für jugendliche und weibliche Personen wenigstens zehn Stunden — in beiden Fällen ohne die Wege nach und von der Arbeitsstätte gerechnet — zu betragen hätte. „Nebenbei wäre auf die regelmäßige Wiederkehr von Ruhetagen Bedacht zu nehmen.“ Zu erwägen sei endlich die Vorschrift, daß in neu zu errichtenden Wirthschaftsküchen auf jede beschäftigte Person mindestens 15 Kubikmeter Luftraum entfallen. Klarer und bündiger, zugleich aber auch bescheidener kann man die Dringlichkeit gesetzgeberischer Maßnahmen nicht hervorheben. Man ist versucht, zu glauben, daß die drei Wirthsvereinigungen, deren „Schlußwort“ S. 46 der neuen Veröffentlichung mitgetheilt ist, das Ergebniß der gesundheitsamtlichen Prüfung vorausgeahnt haben. Der Mitteldeutsche, Württembergische und Rhein-Main-Verband schreiben beinahe übereinstimmend, es möchten „nicht theoretische, sondern praktische Gesichtspunkte“ bei Beurtheilung dieser Fragen maßgebend sein. Die „Theorie“ zielt auf die vom Reichsgesundheitsamt vertretene Hygiene und auf die amtlich unvertretene energische Sozialpolitik. Damit ist aber auch gesagt, was die „praktischen“ Gesichtspunkte bedeuten sollen. Es sind offenbar die euphemistisch umkleideten Wirthsinteressen, die den allgemeinen an der Schaffung gesunder Verhältnisse im Kellnergewerbe schroff entgegenstehen.

Mit welcher Schärfe und Nacktheit sie ihnen entgegengestellt werden, dafür nur wenige Belege. Die überwiegende Mehrheit der Wirthsvereinigungen verneint die Frage, ob eine Regelung der Arbeitszeit erwünscht und durchführbar sei (S. 15); in allen Wirthschaften, die ein gutes Geschäft hätten, sorge der Wirth selbst dafür, daß genügende Ruhepausen vorhanden seien; „er würde sich ja selbst schädigen, wenn er seine Leute so anstrengend und anhaltend beschäftigte, daß dadurch die Bedienung mangelhaft würde.“ Ist es nicht kostbar, wie in diesen wenigen Worten das Interesse des Unternehmers an guter Geschäftsführung

ls das bisher einzig Maßgebende zugestanden wird? Die Grenze der Ausnutzung es Gastwirthspersonals für die Wirthe liegt heute erst dort, wo „die Bedienung angelhaft wird“. Das gewährt einen weiten Spielraum, und mit Strafen und Rücksichtslosigkeit läßt sich zur Noth sogar aus einem übermüdeten Kellner noch ine gute Bedienung herauspressen. Wo aber wirklich der Eine versagt, da stehen ben zehn Andere in Bereitschaft, mit frischen Kräften einzuspringen, bis auch sie bgetrieben sind. Und abgetrieben wird das Wirthspersonal an vielen Stellen. Man braucht auf die Bemerkung des Reichsgesundheitsamtes, daß gelegentliche Pausen „weniger von Bedeutung“ sind, als die Bettruhe (S. 58), nicht allzu iel Nachdruck zu legen; es hapert überhaupt mit den gelegentlichen Ruhepausen. Sonst könnte es in der S. 21 mitgetheilten „Hausordnung“ des Weihenstephan n Berlin nicht heißen: „Es wird den Kellnern auf das Strengste untersagt:) das Setzen in Gegenwart von Gästen; 4) das Unterhalten der Kellner miteinander in Gegenwart von Gästen; 6) sich ohne Erlaubniß aus dem Geschäftslokal zu entfernen; 8) das Schlafen während der Geschäftszeit; 12) ohne Grund as Revier zu verlassen.“ Unter einer solchen „Hausordnung“ noch gelegentliche „Ruhepausen“ herauszubringen, das müßte ein wahres Kunststück eines Kellners sein.

Aber die Vorfrage der gelegentlichen Ruhepausen wird offenbar nur deshalb von den Gastwirthen so aufgebauscht, weil ihre Position in der Frage der Regelung der Arbeitszeit zu schwach ist. Einige wenige Wirthsvereinigungen scheuen sich allerdings nicht, eine sechs- und siebenstündige Mindestruhezeit für Kellner auch als „genügend“ zu erklären; die eine davon meint, bei sechsstündiger Mindestruhezeit, vier Stunden „gelegentlicher Ruhepausen“ und halbstündiger (!) Mittagspause blieben ja „nur 13½ Stunden Arbeitszeit“. Jedoch haben sich die meisten der 27 befragten Wirthsvereinigungen davor gehütet, die Unternehmerrücksichtslosigkeit an diesem gefährlichen Punkte zu deutlich zur Schau u stellen. Sie führen, nach der Veröffentlichung der Reichskommission wenigstens, n der Mehrzahl überhaupt keine Gründe weiter an, sondern sind „einfach dagegen“, wie man in der offenen Sprache des praktischen Klassenkampfes zu agen pflegt. Wohl aber drohen sie mit der äußersten Wahrung ihres Unternehmerstandpunktes. Der Internationale Verein der Gasthofbesitzer und die Wirthe-Innung zu Köln meinen: „Die Mehrzahl (der Wirthe) würde geradezu genöthigt werden, die kostspieligere männliche Bedienung möglichst zu beschränken und überall da, wo es sich nur um mechanische Dienstleistungen handelt, weibliches Personal einzuführen, wie dies bereits an vielen Luftkurorten der Schweiz, in Tirol und anderwärts mit Erfolg geübt wird“ (S. 16). In diesen Sätzen kommt der intransigente Unternehmerstandpunkt vollendet zum Ausdruck. Ergänzt man dieselben sinngemäß durch ein vorsichtigerweise ausgelassenes Wort, so heißen sie: statt des „kostspieligeren männlichen billiges weibliches Personal“. Damit ist aber auch die Wichtigkeit eines besonderen Schutzes für weibliches Personal angedeutet, deren sich offenbar nicht alle befragten Kellnerorganisationen bewußt waren. Denn nur 8 von den befragten 28 beantworteten die Frage, ob für Kellner einerseits und Kellnerinnen andererseits die Arbeitszeit verschieden geregelt werden solle; 7 davon allerdings ganz richtig bejahend, wobei sie wünschten, daß dem weiblichen Personal die Nachtarbeit untersagt werde. Das würde den Ersatz des „kostspieligeren“ männlichen Personals durch das billigere weibliche allerdings bedeutend erschweren. Deshalb sind natürlich auch alle antwortenden Wirthsvereinigungen gegen die Maßregel. Ebenso wollen sie in der Hauptsache keinen Ruhetag in der Woche, höchstens einige Freistunden, am liebsten nur eine 48stündige Ruhezeit in jedem Monat

gewähren; den jugendlichen Kellnern sollen eventuell ganze zwei Nachtruhestunden mehr vergönnt sein, als den erwachsenen. . . .

Damit sind die sozialpolitischen Hauptgesichtspunkte für Schutzvorschriften im Interesse der Handelsangestellten aus dem neuen Material herausgehoben, soweit sie einerseits zu Gunsten der Gehilfen durch das Gutachten des Reichsgesundheitsamtes wissenschaftlich festgelegt und andererseits gegen die gesetzliche Regelung von den „praktischen“ Unternehmern betont werden. Die Stellenvermittlung für Gastwirthspersonal durch ausbeuterische Agenten ist ein so trauriges und interessantes Kapitel, daß es besonders behandelt werden muß. Hierzu bringt die jetzige Veröffentlichung weit reicheres Material, als die Erhebung von 1893.

Leider legt man aber alle diese Erhebungen mit dem melancholischen Gefühl beiseite, daß sie unter den heutigen politischen Verhältnissen praktische Folgen so bald nicht zeitigen werden. S. 13 der Veröffentlichung steht zu lesen, daß der Kellner häufig genöthigt sei, dem Prinzipal die Thatsache seiner — Verheirathung zu verheimlichen, da er sonst auf gute Stellungen und bisweilen auf eine Stellung überhaupt verzichten müßte. Und S. 39 verlangt der Verein Berliner Gastwirthsgehilfen „freies Versammlungs- und Koalitionsrecht“: „Die . . . Kellnervereine müßten zur Erlangung besserer Arbeitsbedingungen ungehindert sich verbinden dürfen. In einzelnen Städten mache die Polizei den Kellnern Schwierigkeiten, sich Nachts nach zwölf Uhr, die einzige Zeit, wo wenigstens ein Theil derselben mit Bestimmtheit auf freie Zeit rechnen könne, zu versammeln.“ Fast in denselben Tagen, in welchen eine amtliche Veröffentlichung des Deutschen Reichs diese Nachtbilder aufweist, wurden in der Reichshauptstadt Massenhaussuchungen bei Arbeitern und Arbeiterführern gehalten, um Material für die polizeiliche und gerichtliche Anwendung veralteter preußischer Vereinsgesetzparagraphen zu finden und den Arbeiterorganisationen einen tüchtigen Schlag zu versetzen. Wo solche Dinge nebeneinander hergehen, da ist wohl jede Hoffnung auf eine sozialpolitische Regsamkeit der maßgebenden Stellen verloren. Man komme auch nicht mit dem „Appell an das Publikum“. Das „Publikum“ ist das indolenteste, schläfrigste Ungeheuer in sozialen Dingen, das es giebt. Es läßt die Ladnerinnen in den großen Geschäften drangsaliren und kauft in denselben Läden seine schönsten Geschenke; es ißt das Brot aus den Bäckerhöhlen, deren fürchterliche Zustände eine andere Reichsenquete enthüllt hat; es speist und trinkt auch wohlgemuth in den Restaurants und Theatern weiter, in denen die Kellner durch sechzehnstündige Arbeitszeit körperlich und moralisch zerrüttet werden.

Die Gemeinderathswahlen in Belgien.

Von Professor Dr. **Emil Vinck.**

Als Anhang zu meinem Artikel über die Entwicklung der belgischen Arbeiterpartei im vorigen Heft seien hier einige Zeilen über die letzten Gemeinderathswahlen gegeben, welche am 17. und 24. November stattfanden. Diese weisen folgende charakteristische Züge auf:

1) den unbestrittenen Sieg der sozialistischen Ideen;

2) das fast vollständige Verschwinden der Partei, welche bisher im politischen Leben die Rolle eines Puffers spielte: der radikalen Partei;

3) die ausgesprochene Weiterentwicklung der Partei des vulgären Liberalismus nach rechts hin zu einer großen konservativen, reaktionären Partei.

Um eine genaue Würdigung des sozialistischen Sieges und die richtige Einschätzung des ziffernmäßigen Wahlresultats zu ermöglichen, müssen wir an dieser Stelle die Wahlbedingungen kurz skizziren.

Das Gesetz vom 12. September 1895, das die Bedingungen für die Gemeinderathswahlen festlegt, ist von der Regierung langer Hand und mit großem Geschick vorbereitet worden. Das alte, auf der Majoritätsvertretung beruhende Wahlsystem, das alle Kandidaten als erwählt erklärte, welche im ersten Wahlgange die absolute Majorität erhalten hatten, und das eine Stichwahl zwischen allen nicht im ersten Wahlgang erwählten Kandidaten zuließ, ist durch ein gemischtes Wahlsystem ersetzt worden, das im Wesentlichen Folgendes bestimmt: Alle Kandidaten, welche die absolute Mehrheit der abgegebenen Stimmen erhalten, sind gewählt. Wenn in der Folge nicht alle Mandate vergeben sind, so findet nicht mehr, wie früher, ein zweiter Wahlgang statt, sondern die noch vakanten Gemeinderathssitze werden proportional unter alle die Wahllisten vertheilt, welche ein Stimmenminimum erhielten. Um dieses festzusetzen, bringt man nur die Stimmzettel in Anrechnung, welche für eine Wahlliste abgegeben worden sind, d. h. die, wo der Wähler nur für eine einzige Partei stimmte, und zwar entweder für alle Kandidaten dieser Partei oder auch nur für einen oder mehrere derselben. Die Stimmzettel, auf denen Kandidaten verschiedener Parteien verzeichnet stehen, werden ausgeschieden und kommen bei der Vertheilung der Mandate erst an dritter Stelle in Betracht. Unter dem früheren Zensuswahlsystem stand jedem Wahlberechtigten eine Stimme zu. Wie für die Legislativwahlen, so ist auch für die Gemeinderathswahlen das Pluralstimmensystem eingeführt worden und zwar sogar im Vergleich zu ersteren mit einer weiteren reaktionären Verböserung. Während bei den Legislativwahlen der Wahlberechtigte eventuell höchstens drei Stimmen haben kann, steht dem Besitz bei den Gemeinderathswahlen eine vierte Stimme zu. Das Wahlrecht für den Gemeinderath wird erst mit einem Aufenthalt von mindestens drei Jahren in dem betreffenden Orte erworben; es erlischt dagegen mit dem Datum des Fortzuges aus diesem. Erst mit dem dreißigsten Lebensjahre erhält der Belgier das aktive Wahlrecht, mit fünfundzwanzig Jahren kann er hingegen bereits gewählt werden, und seine Wählbarkeit ist an keine Bedingung bezüglich des Aufenthalts gebunden. Die vorstehenden Bestimmungen kennzeichnen zur Genüge den zopfigen, verschrobenen und reaktionären Charakter des Gesetzes über die Gemeinderathswahlen. Trotz alledem haben die Sozialisten die Majorität in den Gemeinderäthen von achtundsiebzig Orten erhalten, die zum größten Theil im Hennegau gelegen sind. Im Ganzen haben die Sozialisten in 507 Gemeinden sich am Wahlkampf betheiligt, und in 288 derselben sind sie nun vertreten. Das Letztere gilt für die meisten der großen Städte, und gerade die Siege, welche die sozialistische Arbeiterpartei hier und unter den obwaltenden Umständen errungen hat, zählen zu ihren schönsten Erfolgen. Sie erscheinen uns als das Vorspiel zur Eroberung der großen Zentren und gewinnen um so mehr an Bedeutung, wenn man den so äußerst ungünstigen Bestimmungen des Wahlgesetzes die Zahl der eroberten Mandate gegenüberstellt: 12 in Brüssel, 12 in Lüttich, 14 in Gent, 9 in Charleroi, 11 in Verviers, 10 in Molenbeek, 10 in Gilly ꝛc.

Man fühlt sich wahrhaftig versucht, der Regierung dafür zu danken, daß sie uns mit dem Gesetz der vier Infamien bedacht hat. Hätten wir das einfache, allgemeine und gleiche Wahlrecht vom 25. Lebensjahre an, so wäre der Sieg der Arbeiterpartei ein so ungeheurer gewesen, daß er ihr selbst verhängnißvoll werden konnte. Unseres Erachtens ist es besser, daß die Partei an Intensität, Festigkeit und Zusammenhalt gewinnt, was sie unter günstigen Wahlbestimmungen an Ausdehnung hätte gewinnen können. Wenn im Verlaufe einiger Jahre Dank einer unermüdlichen Agitation die noch unentschieden hin- und herschwankende Masse von der Gerechtigkeit der sozialistischen Forderungen überzeugt worden ist, so genügt es, daß die erste zur Macht gelangende demokratische Majorität das Pluralstimmensystem sowohl für die Kammer wie für die Gemeinderäthe durch das allgemeine Stimmrecht ersetzt, und der Sieg der Sozialisten ist für immer gesichert. Wenn das Gesammt-

resultat der Gemeinderathswahlen diese Behauptung als begründet erscheinen läßt, so gestattet der Ausgang der Wahlen für die Zusatzräthe, welche am 24. November stattfanden, kaum noch einen Zweifel an ihrer Richtigkeit. Auf Grund eines der Artikel des zopfigen Gemeindewahlgesetzes erwählen in allen Kommunen, wo ein Gewerbeschiedsgericht besteht (es giebt gegenwärtig deren 29 in Belgien), die Wähler dieser Körperschaften einige Gemeinderäthe, und zwar für ganz Belgien 66 für die Arbeiter und 66 für die Unternehmer. Für die betreffenden Wahlen besteht nicht das Pluralstimmenrecht, dagegen die Proportionalvertretung. Die Bedingungen sind also für eine sozialistische Kraftprobe äußerst günstig. Mit welchem Erfolge die Arbeiterpartei sich kürzlich dieser Probe unterzogen hat, das geht deutlich aus den folgenden Ausführungen des „Courrier de Bruxelles", eines katholischen Blattes hervor. Dasselbe schreibt: „Katholiken, vereinigen wir uns! Vermeiden wir die inneren Zwistigkeiten. . . . Der Sozialismus marschirt stetig von Fortschritt zu Fortschritt. Seine Kandidaten haben gestern (am 24. November) in Gent, Brüssel, Lüttich, Verviers ungeheuer große Majoritäten auf sich vereinigt, und seine Vertreter sitzen in ansehnlicher Anzahl in den meisten Gemeinderäthen der großen Städte." . . . Das fromme Blatt fährt dann naiv weiter fort: „Eine Thatsache erhellt deutlich aus den gestrigen Wahlen: nämlich daß man dort, wo die katholischen Arbeiter als besondere Partei organisirt werden sollten, am wenigsten erfolgreich dem Sozialismus widerstanden hat. In Gent erhielten die Antisozialisten 2200, die Sozialisten 6200 Stimmen; in Lüttich die ersteren 1650, die letzteren 3800 Stimmen; in Charleroi fielen für die einen 65, für die anderen 217 Stimmen; in Verviers kamen auf 65 antisozialistische 248 sozialistische Stimmen." Das Blatt konstatirt also das Ende der christlichen Demokratie, die als besondere Partei, als Klassenpartei, die Partei der katholischen Arbeiter auftrat. Es fordert den Zusammenschluß von Arbeitern und Unternehmern zu einem Bunde, der die bestehende Herrschaft des Kapitals aufrecht erhalten wissen will und schützt, denn die Erfahrung zeigt, daß man andernfalls nur dem Sozialismus in die Hände arbeitet. Die Sozialisten haben allzeit das Nämliche behauptet.

Für die Wahlen vom 24. November ist folgendes Gesammtresultat zu verzeichnen: Es wurden Arbeiter gewählt: 14 Liberale, 19 Klerikale, 33 Sozialisten, Unternehmer: 36 Liberale und 30 Klerikale.

In der Erkenntniß, daß die Einheitlichkeit der Aktion die Stärke der sozialistischen Arbeiterpartei ausmacht, werden die sozialistischen Gemeinderäthe demnächst zu einem Kongreß zusammentreten, welcher höchst wahrscheinlich die Gründung eines Verbandes der Gemeinderäthe mit einem ständigen Generalsekretariat beschließen wird.

Wir bezeichneten weiter oben als eines der charakteristischen Merkmale des Wahlausfalls das Verschwinden der radikalen Partei. Seitens der Sozialisten wurde bereits seit langem betont, daß die radikale Partei nichts sei als ein glänzender Generalstab ohne Heer. Dank der gelegentlichen Wahlbündnisse hat sie sich bisher die ganze Ehre der errungenen Siege anrechnen können. Nach dem Ausgang der Wahlen vom 17. und 24. November jedoch, wo im Allgemeinen die sozialistische Partei allein, ohne Wahlbündniß kämpfte, kann die radikale Partei als politisch todt betrachtet werden. Es sind für sie so sehr wenig Stimmen abgegeben worden, daß sie in mehreren großen Städten nicht einmal das nöthige Stimmenminimum erreicht, um in die Vertheilung der Mandate einbezogen werden zu können.

Diese Thatsache zeigt wieder einmal sinnenfällig, daß das Volk des politischen Eklektizismus müde ist, daß es eine klare Haltung verlangt, das Eintreten für ausgesprochen sozialistische oder ausgesprochen konservative Tendenzen. Der nämliche Zug der Zeit tritt auch in dem dritten der bereits hervorgehobenen Merkmale des Wahlergebnisses zu Tage: in der entschiedenen Mauserung der Partei des vulgären Liberalismus zu einer streng konservativen Partei, einer Mauserung, welche dem Liberalismus den Zusammenschluß mit der klerikalen Reaktion ermöglicht, die sich gleicherweise von der steigenden Hochfluth des Sozialismus bedroht fühlt. Die Sozialisten können diesen Zusammenschluß nur aufs Innigste wünschen. Ist er erfolgt, so haben sie nur einen ganz bestimmten, leicht erkennbaren, vollständ

demaskirten Gegner vor sich. Jede Konzession, die ihm entrissen wird, bedeutet eine Niederlage seinerseits und bereitet seinen Untergang vor.

Nichts als eine Illusion unserer Gegner ist es, wenn sie von der Koalition der reaktionären Parteien ein Aufhalten des sozialistischen Siegesmarsches erwarten. Diese Illusion erklärt sich aus der individualistischen Auffassungsweise unserer Gegner, welche in dem Tageserfolge einer Wahlmajorität das einzige Ziel aller politischen Aktion erblickt, welche alles an der Elle des individuellen Lebens mißt. Der Erfolg, der nicht schnell reift, zählt für diese Auffassungsweise nicht; ihre Anhänger säen heute und wollen morgen schon ernten, sie verstehen nicht, wie man einen Baum pflanzen kann, dessen Früchte man selbst nicht mehr zu pflücken vermag. Welchen Nutzen hätte es für die Sozialisten, von heute auf morgen eine Majorität zu erlangen, die um so hinfälliger wäre, je schneller sie ihnen zufiele? Sie haben gegenwärtig als Minoritäten vor allem die Aufgabe zu erfüllen, das Wirken der bürgerlichen Parteien genau zu beobachten, zu kritisiren, zu beaufsichtigen. Erst wenn zahlreiche Cadres herangezogen und kampfesgeübt sind; wenn die von der Partei geschaffenen Einrichtungen auf eine Vergangenheit von Erfahrungen zurückblicken können, welche ihre Vorzüglichkeit siegreich darthun; wenn die internationale sozialistische Arbeiterbewegung solche Fortschritte gemacht hat, daß die uns benachbarten bürgerlichen Regierungen sich nicht mehr der sozialen Umgestaltung entgegensetzen können, die wir anstreben: erst dann sind wir reif, die politisch ausschlaggebende Macht zu werden, erst dann sind wir diese Macht geworden.

Während wir mit der Seelenruhe der Deterministen abwarten, daß sich die Entwicklung in dieser Richtung vollzieht, daß die vorhandenen Ursachen ihre naturgemäßen Folgen zeitigen, sind wir rastlos, unermüdlich agitatorisch thätig, weisen wir wieder und wieder auf das Prinzip der Kausalität hin, dessen Verständniß unseren Sieg sichert.

Zur Kritik unserer Fragebogen-Erhebung.

Von **Eduard David.**

Bis dat, qui cito dat: Wer schnell giebt, giebt doppelt, scheinen die beiden Kritiker gedacht zu haben, die in voriger Nummer der „Neuen Zeit" der vom süddeutschen Agrarausschuß veranstalteten Fragebogenerhebung und insonderheit meinem Bericht über dieselbe eine so liebenswürdige Beachtung geschenkt haben. Die meisten Leser werden aus der Kritik selbst erst von dem Vorhandensein der kritisirten Arbeit Kenntniß erhalten haben. Die Bearbeitung der Ergebnisse ist nämlich noch gar nicht abgeschlossen; nur ein Theil derselben — und zwar der unbedeutendere — liegt bis jetzt gedruckt vor. Jedoch auch dieser Theil ist nur in beschränkter Anzahl den Delegirten des Parteitags zur vorläufigen Orientirung über unsere Thätigkeit überreicht worden. Wenn ich es nun auch menschlich begreife, daß eine solche Fülle überlegenen Wissens, wie es die Kritikerfirma „Dr. J. Schmidt und Adolf Müller" repräsentirt, stürmisch nach Entladung drängt, so kann ich doch nicht umhin, eine Kritik etwas voreilig zu finden, deren Objekt noch gar nicht allgemein zugänglich und deren richtige Würdigung durch eigene Nachprüfung seitens der Leser somit unmöglich ist. Es scheint, als ob die „Ueberhastung", die man der Agrarkommission seligen Angedenkens so oft vorgeworfen hat, nunmehr den Kritikern in die Glieder gefahren sei.* Die Herren müssen es mir also schon zu Gute halten, wenn ich ihrem

* Wir konstatiren, daß bereits vor der „Neuen Zeit" die „Soziale Praxis", V, Heft 7, S. 187, eine Besprechung der in Rede stehenden Enquete brachte. Es ist ein sonderbares Verlangen, daß die Parteipresse Parteischriften ignoriren soll, über die die Leser bürgerlicher Zeitungen bereits orientirt worden sind. Wenn die vorliegende Schrift so unfertig ist, daß sie für sich allein nicht gewürdigt werden konnte und durfte, und daß ihre Kritik „voreilig" war, dann durfte die Kommission nicht so „voreilig" sein, sie dem Parteitag und

Uebereifer mit einer Dosis verstockter Schwerfälligkeit begegne und ein gut Theil der Gegenkritik der abschließenden Veröffentlichung der Ergebnisse überlasse. Dadurch erst werden denjenigen, denen es um eine unbefangene Urtheilsbildung zu thun ist, die Vorbedingungen gegeben sein, „um das Verhältniß beurtheilen zu können, in dem die Ergebnisse dieser Enquete zu den von den Urhebern gehegten Erwartungen stehen".

Ich beschränke mich also auf die Abwehr dessen, was die Kritiker gegen die Absicht und Durchführungsart der Erhebung, sowie gegen die Methode meiner Bearbeitung der Ergebnisse gesagt haben.

Den größten Fehler soll der Ausschuß begangen haben durch seine „Geheimthuerei". Und da hat ihm denn auch das Schicksal gleich den tückischen Streich geliefert, daß gerade dem bösen Kritikerpaar — „nebenbei bemerkt auf völlig loyalem Wege" — die betreffenden Fragebogen und Zirkulare in die Hände gefallen sind. — Der Kasus macht mich lachen. Wollen die Herren Schmidt und Müller vielleicht durch diese Darstellung den Glauben erwecken, wir hätten unsere Bogen und Zirkulare auch vor den eigenen Parteigenossen unter Schloß und Riegel gehalten? Jeder Parteigenosse, der sich dafür interessirte, konnte selbstverständlich und mit leichter Mühe in den Besitz der Formulare kommen. Es bedurfte dazu nur einer entsprechenden Wunschäußerung bei den Referenten des Ausschusses oder bei einem der zahlreichen Organisationsvorstände resp. Vertrauensleute, welche die Erhebung für größere oder kleinere Gebiete leiteten. Und die allgemeine Thatsache, daß eine Sammlung durch Fragebogen im Werk sei, war ja wohl den Parteigenossen ausreichend bekannt gegeben. Also jedem Genossen, der die näheren Details kennen lernen wollte, stand der „loyale Weg" dazu offen. Was soll also diese alberne Bemerkung? —

Die Geheimhaltung der Details ist lediglich den Gegnern gegenüber für nothwendig gehalten worden. Es konnte uns ziemlich gleichgiltig sein, ob unsere Kritiker diese Vorsicht für „übertrieben" halten würden oder nicht. Nicht gleichgiltig aber konnte es uns sein, wenn die Meute der schwarzen und dreifarbigen Blätter und Blättchen die Behörden gegen uns aufhetzte. Es giebt Dörfer genug, in denen ein warnendes Wort der Pfarrer oder Ortsgewaltigen ausreicht, um Jedem den Muth zu nehmen, der Sozialdemokratie eine Gefälligkeit zu erweisen. Wer das ohnehin große Mißtrauen des Bauern einem Stück Papier gegenüber kennt, das er beschreiben und aus der Hand geben soll, wird unsere Absicht, wenigstens zur künstlichen Steigerung dieses Mißtrauens keinen Anlaß zu geben, billigen. Je stiller wir zur Zeit auf dem Lande arbeiten, um so besser. Man rekognoszirt nicht gut unter Hörnerklang und Hundegebell.

Eine vorherige öffentliche Diskussion des Fragebogens in unserer Presse wäre das beste Mittel gewesen, gewisse Leute gegen uns zu alarmiren. Es wäre aber auch zugleich das schlechteste Mittel gewesen, ein brauchbares Formular zu Stande zu bringen. Die Meinung, daß diese Vorarbeit durch eine öffentliche Diskussion zur Vollkommenheit hätte gebracht werden können, ist mehr als naiv. Wer die große Mannigfaltigkeit und die noch größere Hartnäckigkeit der derzeitigen Meinungen über dieses für die meisten nur rein theoretisch bekannte Gebiet kennt, wird mir zustimmen, daß das der beste Weg gewesen wäre, ein praktisch brauchbares Resultat überhaupt zu vereiteln. Die Schwerfälligkeit einer schriftlichen Diskussion und mehr noch die dabei unvermeidliche scharfe persönliche Engagirung der Betheiligten vor der Oeffentlichkeit würde die sachliche Verständigung erschwert oder sie ganz aus-

---

den dortigen Journalisten zur „Orientirung" vorzulegen und sie der bürgerlichen Presse zugänglich zu machen. Uebrigens deutet nichts in der Schrift darauf hin, daß sie nicht für sich allein begriffen werden kann. Ihr Inhalt ist völlig genügend, zu einem Urtheil über die Methode der Enquete und den Werth ihrer Ergebnisse zu gelangen. Wir müssen uns daher dagegen verwahren, eine unvollständige und noch nicht veröffentlichte Schrift zur Besprechung gebracht zu haben. Die Redaktion.

geschlossen haben. Was geschehen konnte, um persönliche Einseitigkeiten zu vermeiden, ist geschehen.

Die bürgerlichen Vorbilder landwirthschaftlicher Erhebungen konnten nur wenig nützen, da unsere Fragen nach Inhalt und Form so gestellt sein mußten, daß sie von Leuten mit Bauern- und Arbeiterbildung verstanden und lediglich aus der persönlichen Erfahrung heraus, ohne „wissenschaftliche“ Hilfsmittel beantwortet werden konnten. Daß da mit der Kunst „wissenschaftlicher Präzision“ kein Hund hinter dem Ofen hervorzulocken war, mag den gelehrten Kritikern schwer eingehen. Die meiner Meinung nach wirklichen Schwächen des Bogens sind die Eierschalen der „Wissenschaftlichkeit“, die ihm noch zu viel anhaften. Dadurch ist die Erreichung seines spezifischen Zweckes zum Theil erschwert worden. Im Uebrigen wäre es mir aber sehr interessant, wenn mir die beiden Kritiker für die gerügte Fassung der Fragen 12 und 20 eine Fassung vorzuschlagen hätten, die sowohl die Möglichkeit des Nichtverstandenwerdens als auch des Falschverstandenwerdens seitens Ungebildeter ausschließt. Es wäre das eine würdigere Aufgabe für ihre vereinte Intelligenz, als die rein negative Kritik. Es sollte mich freuen, wenn sie sie lösten. Unsere Fassungen sind durch die vereinigte Arbeit einer Anzahl von Genossen gewonnen worden, die weder mit der einschlägigen Theorie noch mit der einschlägigen Praxis ganz unbekannt waren. Ich würde mir lächerlich vorkommen, wenn ich diese Männer gegenüber den Angriffen der Herren Dr. J. Schmidt und Ad. Müller in Schutz nehmen wollte. Es sind größtentheils Dorfkinder, und daß sie weder die unwissendsten noch die einfältigsten ihrer Art sind, lehrt ihr Lebensgang und ihre Lebensarbeit.

Als ich zuerst Kenntniß erhielt von der gereizt kritischen Haltung, die der Genosse Ad. Müller von vorn herein unserem Fragebogen gegenüber eingenommen hatte, bedauerte ich, daß man ihn nicht zu den Berathungen des Ausschusses zugezogen hatte. Als ich dann aber auf dem Parteitag seine Rede mit angehört hatte, war dies Bedauern geschwunden. Wer das Forum des Parteitags für den geeigneten Platz hält, um mit Redensarten wie: die Bearbeiter des Fragebogens hätten nicht einmal gewußt, daß es auf dem Lande so was wie Kartoffeln giebt, zu brilliren, hat allen Anlaß, statt zu einer Berathung mit Anderen zunächst einmal in sein stilles Kämmerlein zu gehen. Dort mag sein in Extremen pendelnder Geist sich einmal recht gründlich zum Bewußtsein bringen, daß die Welt der Wirklichkeit doch viel größer und komplizirter ist, als das Volumen und die Windungen eines Menschenhirns, auch des eigenen. Wen die Wissenschaft nicht vorsichtig und bescheiden im eigenen Urtheil gemacht hat, der hat sich vergeblich um sie bemüht. Dem wird die eigene Weisheit zur Quelle des Irrthums. Vielleicht denkt der Mann, der hoch über dem „hüben und drüben“ steht, einmal über den tiefen Sinn des schönen Satzes nach: Ich weiß, daß ich nichts weiß. Wenn Sokrates sich dieser Devise nicht zu schämen brauchte, so braucht es Ad. Müller auch nicht.

Nach der Meinung der beiden Kritiker ist „vor allem die Annahme irrig, daß die ‚Zugänge zu den behördlichen Bureaus‘, z. B. zu den statistischen Aemtern, verschlossen waren. Durch die Vermittlung unserer Landtagsabgeordneten wäre doch wohl das wichtigste einschlägige Material zu erhalten gewesen.“ Ja, es ist unglaublich, daß die Ausarbeiter, unter denen sich doch drei Landtagsabgeordnete, die Genossen Ehrhardt, Joest und Vollmar selber befanden, nicht auf diesen genialen Gedanken gekommen sind. Aber: was kein Verstand der Verständigen sieht, das erschaut oft in Einfalt ein kindlich Gemüth! Vielleicht haben aber doch einige Mitglieder eine Ahnung von der Zugangsmöglichkeit zu den statistischen Aemtern 2c. gehabt. Ich entsinne mich wenigstens so dunkel, daß das Fallenlassen einiger der vorgeschlagenen Fragen (so z. B. derjenigen nach der Besitzvertheilung) mit dem Hinweis begründet wurde, daß das betreffende Material einfacher, billiger und zuverlässiger aus den vorhandenen amtlichen Quellen geschöpft werden könne. Ja, jetzt entsinne ich mich dessen genau, es wurde sogar als leitendes Prinzip ausgesprochen, daß unser Bogen kein objektives Zahlenmaterial erfragen solle, das

anderweitig zu haben sei. Davon ausgenommen sollten nur nothwendige äußerliche Orientirungs- und Zahlenangaben sein, die der Dorfeingesessene ohne weitere Umstände machen konnte. Denn wenn auch uns, den Kommissionsmitgliedern nämlich, die statistischen Bureaus &c. nicht verschlossen waren, so schien es uns doch, daß uns, der großen Mehrheit der Betheiligten nämlich, diese schönen Dinge saure Trauben seien.

Was aber die Auswahl der Orte anlangt, so sprachen wir zwar den Wunsch aus, „typische" Orte zu wählen und wenn möglich auch solche, die in anderen landwirthschaftlichen Enqueten behandelt seien, um eventueller späterer Vergleichsarbeiten willen. Wir sahen aber ganz davon ab, selber die Orte auszuwählen. Nun habe ich persönlich zwar keine gerade allzu hohe Meinung von der Zuverlässigkeit des behördlichen und gelehrten Apparats in Bezug auf die Auslese „typischer" Orte, aber vielleicht hätten wir die Sache doch ernstlich in Betracht gezogen, wenn nicht ein anderer, allerdings sehr wenig „wissenschaftlicher" Gedanke davon abgeschreckt hätte. Da einem nämlich drei ausgewählte Brauten nichts helfen können, wenn man keine einzige davon kriegen kann, und da nun auch in unserem Falle in dem „Kriegenkönnen" die ganze Weisheit des Brahmanen verborgen lag, so kamen wir zu dem heroischen Entschluß, keine detaillirten Vorschriften zu machen, sondern die Orte zu nehmen, die wir resp. unsere Vertrauensleute kriegen könnten. Solches knüppeldicke Banausenthum hielt unseren Geist umfangen!

Unsere Fragestellung ist öfters mit Absicht so gewählt, daß sie nur die persönliche Meinung des Beantworters erfragt. Auch der Kenntniß dieser legte ich in meinen Einleitungsworten eine gewisse Bedeutung für die agitatorische Praxis bei. Die Kritiker bemerken dazu: „Wenn schließlich der Bearbeiter als eine hervorragende Eigenthümlichkeit seiner Enquete preist, daß sie Mittheilungen bezüglich der eigenen Meinung der Leute über ihre Lage erbringen wird, so sei darauf hingewiesen, daß alle Enqueten sich dieser Eigenthümlichkeiten erfreuen." Beweis: G. v. Mayer definirt in seiner „Theoretischen Statistik" den Begriff der Enquete als einer Orientirung über soziale Massen, die u. A. auch darauf ausgeht, eine ausgiebige Sammlung persönlicher Urtheile über den Gegenstand zu veranstalten. — Ein logisches Kabinetstückchen, dieser Beweis! Weil die Definition des höchsten Wesens als der Vereinigung aller denkbaren Vollkommenheiten nothwendig auch das Prädikat des Existirens in sich einschließt, muß es ein höchstes Wesen geben; also: Gott ist, weil er nur als seiend definirt werden kann. Es ist doch hübsch, daß sich die Wirklichkeit heute noch ebenso geschmeidig der „Wissenschaft" unterordnet wie im Mittelalter!

Und nun zu dir, du unglücklicher Musterknabe von Musterbogen, der du den Zorn und Hohn der gelehrten Kritiker am meisten erregt hast! Womit soll ich dein unschuldiges, unverschuldetes Dasein vor den Streichen des grimmen Paares schützen? „Was würden die Veranstalter der sozialdemokratischen Agrarenquete gesagt haben, wenn bei irgend einer amtlichen Enquete ähnliche Fragestellung und ähnliche Musterbeantwortung beliebt worden wäre?" — Bei „irgend einer amtlichen Enquete?" Halt, war nicht ganz kürzlich irgend eine amtliche Enquete? Eine Volkszählung? Lag da nicht auch eine Musterbeantwortung bei? Gott sei Dank — ja! Wir sind gerettet vor dem entsetzlichen Vorwurf, ein neues, von der „Wissenschaft" nicht approbirtes Verfahren eingeschlagen zu haben. Da fällt mir ein, bei der amtlichen Erhebung über die bäuerlichen Verhältnisse in Hessen (1884—86) wurde ebenfalls eine detaillirte Musterantwort beigegeben. Und siehe, da fällt mir weiter ein, daß der Genosse Joest diesen Gedanken anregte mit dem Hinweis auf die allgemeine Gepflogenheit, Musterbeantwortungen amtlichen Erhebungen in Hessen beizulegen. Diese blinden Hessen! Zu was für absonderlichen Streichen sie die Schwaben und Bayern begeistern!

Ich persönlich habe große Bedenken gegen die Beilegung eines Musterbogens gehabt; nach Einsicht in die Ergebnisse habe ich sie als übertrieben erkannt. Wenn ich bemerkte, daß „die Antworten einzelner Bogen die Spuren des Musterbogens zeigen", so bezieht sich das nicht nur auf verdächtige Anlehnungen an die

Formulirung der Musterantwort, sondern auch auf Antworten, die nur den Eindruck erwecken, als ob sie mit beabsichtigter Schärfe gegen die Musterantwort formulirt seien. Solche tendenziös geprägte Antworten wären uns aber auch ohne Musterbogen nicht erspart geblieben. Es existiren nämlich noch andere „Musterantworten" über ländliche Verhältnisse in den Köpfen mancher Leute. Vergleiche dazu die Rede Ad. Müllers auf dem Parteitag: Wohnungsverhältnisse sehr schlecht; alle Jahre nur einmal Fleisch; nur Pferdefleisch, Krätze, Hungertod 2c. Ja, Genosse Müller, es giebt sogar fix und fertige Musterkritiken über Musterantworten, bevor man von deren thatsächlichen Wirkungen überhaupt unterrichtet ist. Eine solche „wissenschaftliche" Musterleistung ist doch gewiß das musterhafteste Muster kritischer Objektivität.

Was die neuen „Entdeckungen" anlangt, so werden mir die beiden Kritiker doch nicht im Ernste die Selbstüberhebung zutrauen, daß ich geglaubt habe, ihnen etwas Neues bringen zu können. Wer dürfte sich so gelehrten Herren gegenüber dessen vermessen? Nein, daran dachte ich nicht; ich wollte nur in aller Bescheidenheit auch einige alte Wahrheiten ins Bewußtsein heben, damit sie als „Hilfen" bei der Urtheilsbildung des Lesers im Allgemeinen und im Besonderen mitwirkten. Diese raffinirte Benutzung eines bekannten psychologischen Gesetzes hat, davon bin ich überzeugt, Niemanden geschadet, und außer den Kritikern hoffentlich auch Niemanden geärgert.

Daß ich das „ganz werthlose Material" in ganz „eigenartigen Tabellen" gebracht habe, war zu erwarten. „Die Eigenart dieser Tabellen liegt darin, daß in ihnen, abweichend von der hausbackenen statistischen Praxis, den Prozentberechnungen nicht etwa die beschäftigten Personen, sondern — Fragebogen zu Grunde gelegt sind." Hélas! Noch schlimmer: die Prozentresultate beziehen sich sogar auch auf — Fragebogen, d. h. Erhebungsorte. Haben das die hausbackenen Statistiker übersehen? Oder haben sie etwa erwartet, ich würde, um die Prozentzahlen der Orte zu erhalten, in denen sich z. B. bestimmte Durchschnittslöhne finden, die Kopfzahlen der Dienstboten zu Grunde legen? Hoffentlich doch nicht! Vielleicht aber überstieg die Dunkelheit meiner Schreibweise die Leuchtkraft ihrer Erkenntniß. Die „untergelaufene Verwechslung von Dienstboten und Erhebungsorten" läßt mich das fast vermuthen. Sie wollen darüber „mildes Schweigen" breiten. So gutmüthig will ich aber nicht sein. Ich bemerkte zu der Tabelle der Knechtelöhne: „74 Prozent der Erhebungsorte (!) weisen also als Jahreslohn der Knechte im Durchschnitt 150—300 Mark auf; in 14 Prozent der Erhebungsorte (!) sind die Löhne geringer und in 12 Prozent übersteigen sie diese Durchschnittslöhne." Im engsten Bezug auf diesen Satz bemerkte ich dann zu der Tabelle über die Mägdelöhne: „Die Mägdelöhne liegen also bedeutend tiefer als die der Knechte. 16 Prozent erreichten nicht einmal 100 Mark, und während bei den Knechten nur 14 Prozent unter 150 Mark blieben, bleiben bei den Mägden 71 Prozent unter dieser Höhe." Ich dachte, der enge Zusammenhang der Darstellung und die platt auf der Hand liegende Sache würde genügen, um jedes Mißverständniß auszuschließen. Hätte ich eine so „gründliche" Kritik ahnen können, ich hätte vielleicht außer der Wahl des Wörtchens „bei" nochmals hinter jede Prozentzahl die beiden Worte: „der Erhebungsorte" gesetzt. Nein, ich hätte es nicht gethan; solche hochweisen Herren müssen Gelegenheit haben, sich zu blamiren!

Die Gründe aber, die mich bewogen haben, die Tabelle auf die Orte und nicht auf die Kopfzahlen aufzubauen, sind so „schwerverständlich", daß ich nach den seitherigen Erfahrungen leider gänzlich die Hoffnung aufgeben muß, sie meinen beiden Kritikern verständlich zu machen. Ich stehe daher auch von einem diesbezüglichen Versuch ab. Statt dessen lade ich sie zur Befriedigung ihres Thatendranges ein, ihrerseits die Tabelle nach ihrem Sinn nachzuholen. Die Originalbogen sowohl, wie ein den gesammten Inhalt der Enquete skizzirendes Registerwerk, stehen ihnen sofort nach Abschluß der Berichtsarbeit zur Verfügung. Es steckt eine Masse Zahlenmaterial darin; damit können sie nach Herzenslust dann groben Unfug treiben.

Zum Schluß ihres verdienstvollen Bemühens verbeugen sich die Herren J. Schmidt und Müller mit den Worten: „Sowohl die Praktiker wie die Theoretiker werden mit uns einig sein in dem Bedauern über den kläglichen Ausfall dieser Fragebogenerhebung.“ Ich glaube, sowohl die Praktiker wie auch die Theoretiker werden es ablehnen, dieser freundlichen Einladung Folge zu leisten; sie werden vermuthlich doch erst die — Bekanntgebung des Ausfalls abwarten wollen. Vielleicht sind sie dann mit mir einig über den unglücklichen Ausfall dieser so schnellfertigen Kritik einer so unfertigen Sache.

Literarische Rundschau.

Buch der Jugend. Für die Kinder des Proletariats herausgegeben von Emma Adler. Berlin 1895. Verlag der Expedition des „Vorwärts“.

Die Herausgeberin hat einen vorzüglichen Griff gethan. Wenn auch noch nicht ganz ohne Makel, so ist ihr Buch doch entschieden eines, das eine empfindliche Lücke in unserer Parteiliteratur ausfüllt.

Es wendet sich an die Jugend von etwa zehn bis vierzehn Jahren, für die eine sozialdemokratische Literatur noch nicht existirt, und der doch schon das Leben die Klassenunterschiede und Klassengegensätze zum Empfinden, ja zum Bewußtsein bringt, die bereits beginnt, das ihrer Klasse eigenthümliche Fühlen und Denken zu entwickeln, aber ohne noch — besonders krasse Fälle ausgenommen — das allgemein Kindliche abzustreifen. Den Bedürfnissen dieser Schicht der proletarischen Jugend ist das vorliegende Buch trefflich angepaßt.

Es enthält Erzählungen, Märchen, Erinnerungen, Biographien, Gedichte, Beschreibungen, naturwissenschaftliche Skizzen. Es erweitert die Kenntnisse des kleinen Lesers, regt seine Phantasie an, läßt ihn manches mitfühlen, über einiges nachdenken, stimmt ihn bald ernst, bald heiter — das letztere besonders in der prächtigen Humoreske des berühmten Novellisten Iwan Franko: „Gryckos Schulweisheit“ — und bei alledem ermüdet es seinen Geist nicht.

Die Hauptfrage für uns ist freilich die: Was ist das Sozialdemokratische oder das Proletarische am Buche? Dieses läßt sich allerdings eher empfinden, als aussprechen; mit sehr wenigen Ausnahmen halten sich die Erzählungen von jeder Tendenzmalerei und jedem Moralisiren frei, — und doch, wenn man das Buch aus der Hand legt, hat man deutlich das Empfinden: es ist ein proletarisches Buch. Nicht im Einzelnen, im Gesammtcharakter des Buches, in seiner Stimmung liegt die Tendenz.

Dieser Charakter des Buches tritt besonders in den von proletarischen Verfassern herrührenden Erzählungen hervor. Das sind schlichte Wiedergaben des Erlebten, Schilderungen des eigenen Lebensganges. Ganz unaufdringlich, aus sich selbst heraus, wie selbstverständlich, kommt hier die Klassenstellung des Proletarierkindes zum Ausdruck und prägt sich dem Bewußtsein des Lesers ein. Eine traurig lächelnde Stimmung umgiebt diese Schilderungen mit einem weichen Flor und verstärkt den Eindruck.

Man könnte sagen: „Was für einen Werth hat es denn eigentlich, dem Proletarierkinde Sachen literarisch vorzuführen, die es tagtäglich um sich selbst sieht?“ Allein der Werth ist hier der gleiche, wie — der der Literatur überhaupt. Es handelt sich eben darum, aus der Hast des Lebens, das unbemerkt an uns vorbeihuscht, ein Stück herauszugreifen, es künstlerisch einzurahmen, festzulegen, um das Auge des Beobachters längere Zeit und ungestört darauf ruhen zu lassen. Was das Kind um sich sieht, das soll vor seinem geistigen Auge wieder vorbeiziehen, aber als zusammenhängendes, abgeschlossenes Bild, dessen Tragik er empfinden lernt. Denn auch das Fühlen, wie das Denken und Arbeiten, muß gelernt werden.

Allerdings wird ein Proletarierkind bei diesen Schilderungen anders fühlen, als ein Bourgeoiskind. Bei letzterem wird das Mitleid geweckt werden, bei ersterem,

as sich selbst in der gleichen Lage befindet, wird das schwerlich der Fall sein. Aber Empörung, Unzufriedenheit und Sehnsucht nach Besserem werden sich in sein kleines Herz einschleichen. Das sind heute keine bürgerliche Tugenden, wohl aber prole-arische.

Dieser Unterschied des Empfindens des proletarischen und des Bourgeois-indes ist am meisten zu beachten. Besonders muß man sich davor hüten, bürger-iche Tugenden und Maximen auf das Proletariat zu übertragen. Wir haben schon arauf hingewiesen, in welch wirksamer Weise die Herausgeberin dem gerecht zu verden suchte, indem sie dem Proletarierkind proletarisches Leben vorführte. Wo ber bürgerliche Schilderungen dargeboten werden, sind sie frei von einer exklusiven Tendenz und behandeln allgemein menschliche Eigenschaften und Empfindungen. Sehr übsch ist hier die Erzählung „Spitzl" von Maria Janitschek. Sie enthält zwar eine ächerlich verschrobene Philosophie, aber die Darstellung selbst ist anziehend und ein-rucksvoll. Lebenswahr und durch eine naive Einfachheit, die fast an literarische Unbeholfenheit grenzt, wirksam ist die „Jugenderinnerung" von Noemi Astier.

An die proletarischen Lebensbilder schließen sich Beschreibungen der Arbeit und es Elends an. Ihnen fehlt aber, was jene so wirksam macht, die Lebensfrische. Es sind Thatsachensammlungen. Sie haben eine geringere Bedeutung, aber werden mmerhin nicht ohne Wirkung bleiben.

Eine eigene Stellung nimmt „Der uninteressante Fall" von Ego Armiger ein: er Klassengegensatz, von einem Unbetheiligten beobachtet und in dichterisch knapper Form dargestellt.

Bei den Biographien brauchen wir nicht lange zu verweilen. Ihr päda-gogischer Werth ist bekannt. Eins nur: die Herausgeberin hat selbst eine längere Skizze geliefert: „Aus Goethes Jugendzeit". Seit Börne hat sich die vulgäre klein-bürgerliche Demokratie daran gewöhnt, Goethe von oben herab als einen Aristo-kraten, Höfling und Philister zu betrachten. Ein sehr berechtigter Protest gegen diese bornirte Auffassung ist die von der Herausgeberin verfaßte Charakteristik, die uns lebhaft interessirt hat, wenn wir uns auch mit einzelnen Ausführungen nicht befreunden können. Ob aber diese Arbeit in ein Buch der Jugend gehört, möchten wir bezweifeln. Doch sind die mitgetheilten Thatsachen auch für die Jugend inter-essant, und wenn einige Wenige dadurch angeregt werden, Goethe selbst zu lesen, so ist schon viel erreicht.

Sehr reich ist das Buch an Märchen, originellen wie auch Volksmärchen. Es sind viele gute darunter, einige minderwerthige. Eines wollen wir hervorheben, weil es uns wieder zum Klassencharakter des Buches zurückführt. Es ist gleich das am Anfang stehende, mit dem das Buch beginnt: „Wer zuerst zornig wird", ein dänisches Volksmärchen, und zwar eins der besten, die wir kennen. Es athmet einen wilden Trotz. Gewiß, dieser ist mit einer blutigen Grausamkeit verbunden, aber das darf nicht abschrecken. Die Grausamkeiten sind so übertrieben, daß sie grotesk wirken, nicht abstoßend. Sodann wird es dem Proletarierknaben sicher nie in den Sinn kommen, mit Ochsenaugen um sich zu werfen, denn in der wirklichen Welt giebt es keine Trolle und Gnomen zu bekämpfen. Wohl aber wird er daraus den Muth und den Willen schöpfen, in den Kampf einzutreten gegen diejenigen, welche ihn und seine Brüder schinden. Und das ist es, was wir brauchen.

Das Werk bietet des Interessanten so viel, daß wir nicht alles im Raume einer Rezension erörtern können. Es erfüllt durchaus, was es verspricht: es ist ein Buch für die Jugend und ein proletarisches Buch.

Es hat seine Fehler. Ein strengeres Verfahren bei der Auswahl der Beiträge wäre von Nutzen gewesen. Herr Vanderkercklјeen z. B. schreibt zu „rührend". Aber welcher Anfang ist ohne Fehler? Der allgemeine Charakter des Buches wird durch diese Kleinigkeiten nicht beeinträchtigt. Es ist literarisch vollendet genug, um auch den Ansprüchen Erwachsener zu genügen.

Feuilleton.

Die Armen in Hamburg während des 16., 17. und 18. Jahrhunderts.

Von Gustav Schönfeldt.

(Fortsetzung.)

Wie die Wohnungen der unteren Volksklassen überhaupt um die Wende des Jahrhunderts beschaffen waren, schildert recht eingehend Dr. med. J. J. Rambach in dem Werke: „Versuch einer physisch-medizinischen Beschreibung von Hamburg", Hamburg 1801. „Aermere wohnen in Buden, Sählen und Kellern. Buden sind kleine Häuser von einem Stock oder auch das Erdgeschoß eines kleinen Hauses. Sie enthalten gewöhnlich nur eine kleine Diele und ein Zimmer und sind nur in kleinen Gäßchen zu finden. Ein Sahl ist das obere Stockwerk solcher Häuser, wovon der Bewohner des unteren nicht das ganze Haus einnimmt, sondern wo neben der Hausthür noch eine andere angebracht ist, welche mittelst einer eigenen Treppe zu den Sählen führt. Manche dieser Wohnungen sind zwar gut und geräumig, aber viele haben eine dunkle, halsbrechende Treppe, sind sehr leicht gebaut und Wind und Wetter sehr ausgesetzt, besonders die oberen, dicht unter dem Dache oder im Dach selbst angelegten. Dazu kommt, daß bei dem Mangel an Wohnungen mehrere arme Familien einen solchen Sahl bewohnen. Daher sind die Stuben im Winter oft voll von einem unausstehlichen Dunste, der die Fenster bei strengem Frost mit einer dicken, undurchsichtigen Eisrinde überzieht. Daher müssen manche auf dem Boden unter dem undichten Dache schlafen, das dem Sturm, dem Regen und dem Schnee mehr als einen Eingang verschafft. Die Keller haben ihren Eingang gleichfalls von der Straße vermittelst einer eigenen Treppe, die gewöhnlich mit einem hölzernen Schauer oder Regendach überwölbt ist. Diese für jeden, der nicht daran gewöhnt ist, höchst unbequemen Wohnungen haben meistens nur eine Flur und eine Stube. Jene ist mit Klinkern oder gar mit Feldsteinen gepflastert und erhält ihr Licht gewöhnlich durch die Thür, und beide sind manchmal wegen der durchgehenden Balken so niedrig, daß ein Mann von mittlerer Größe nicht aufrecht darin stehen kann. Die Stube hat kleine Fenster nach der Straße hinaus. Schon an sich müssen die Keller feuchter sein als luftige Wohnungen, und manche sind es denn auch in einem so hohen Grade, daß die hölzernen Geräthe ihrer Bewohner modern und ekelhafte Tropfen von den Wänden rinnen. Aber viele in den niedrigen Gegenden der Altstadt werden es noch mehr durch die Ueberschwemmungen, denen sie im Durchschnitt jährlich mehr als einmal ausgesetzt sind. Die aufgeschreckten Bewohner müssen dann, im Wasser watend, ihre Habseligkeiten retten. Sie flüchten sich damit auf Treppen und in Häuser, und man hat schon Beispiele gehabt, daß bei schleunig eingetretenen hohen Fluthen Kinder vergessen und ertrunken sind. Nachher sind sie gezwungen, das Wasser mit Schaufeln auszubringen und ihre Wohnung von dem zurückgebliebenen, oft sehr übelriechenden Schlamme zu säubern. Dem ungeachtet schlafen die meisten in der folgenden Nacht schon wieder in ihrem Keller."* Weiter höre man denselben Gewährsmann über die Gänge und Höfe, die besonders in der Neustadt den Aufenthalt der ärmeren Bewohner bildeten: „Gänge sind enge Schlupfgäßchen, in denen in der Regel nur ein oder gar

* Rambach, Physisch-medizinische Beschreibung von Hamburg, S. 19 ff.

ein Wagen fahren kann. Sie zeichnen sich durch die kläglichsten Häuser, durch unerträglichen Schmutz und Gestank, elendes Pflaster und abenteuerliche Krümmungen aus. Höfe sind die bebauten Hinterplätze mancher Häuser. Ihr Eingang ist gewöhnlich überbaut, dabei oft dunkel und so niedrig, daß man nicht anders als tief gebückt darin gehen kann und fast immer zugleich der Ausgang der mit Unreinigkeiten mancher Art überfüllten Gosse. Auf dem Hinterplatze, der meistens keinen Ausgang hat, stehen gewöhnlich kleine Häuser mit Wohnungen jeder Art. Wir haben solcher Höfe mit 50—60 Wohnungen. In der Neustadt besteht ein Viereck von 5820 rheinl. Quadratruthen aus einem wahren Labyrinth von Gängen, deren jeder noch dazu eine Menge von Höfen hat. Es ist unglaublich, wie eng zusammengepreßt hier die Menschen leben, und welch eine Anzahl auf diesem kleinen Bezirke hauset, der noch dazu hin und wieder Gärten enthält. Die Zahl sämmtlicher Häuser in diesem Irrsaal beträgt über 500, von denen zwar einige recht gut und von ganz wohlhabenden Leuten bewohnt sind. Allein der bei weitem größte Theil besteht aus elenden, baufälligen Häusern, die von oben bis unten mit Menschen angefüllt sind, so daß man die Zahl aller Bewohner dieses Fleckchens auf 9000 Menschen rechnen darf. Die natürliche Folge davon ist ein Augen und Nasen gleich beleidigender Schmutz; an einigen Orten findet man den Unrath haufenweise, und alle Vorsicht zu seiner Wegschaffung ist vergeblich. Zuweilen fällt indessen ein wohlthätiger Platzregen, der sich in diesen abhängigen Hohlwegen in einen wahren Gießbach verwandelt und durch seine Gewalt dies Gäßchen reinspült. Bei anhaltendem Froste sammelt sich des Unrathes noch mehr, und man wandelt über eine höckerige, zwei Fuß dicke Masse von Eis, ohne deren schleunige Wegschaffung beim Tauwetter manche dieser Gänge gar nicht gangbar sein würden."* Diese der ganzen Tendenz der Rambachschen Schrift nach noch günstig gefärbte Schilderung der Wohnzustände der unteren Volksklassen überhaupt in Hamburg lassen auf geradezu entsetzliche Wohnverhältnisse der Aermsten unter den Armen schließen.

Den grellen Gegensatz der Wohnverhältnisse Armer und Reicher und die Einwirkung desselben auf Leben und Lebensauffassung beider Klassen malt mit ergreifenden Farben ein Auswärtiger, welcher 1801 Hamburg besuchte: „Hier schwelgt ein Mann, der vielleicht eine Million besitzt, in einem so weiten Gebäude, daß er es trotz seines überflüssigen großen Hausstandes nicht ausfüllen kann, und in dem das Meublement eines einzelnen Zimmers viele tausend Mark kostet. Neben ihm bewohnt ein anderer Bürger die Hausflur seines Hüttchens und hat jeden Stock desselben zu besonderen Wohnungen, Sähle nennt man sie, eingerichtet, die keine Gemeinschaft untereinander haben und zu denen man unmittelbar von der Straße zwei oder drei Stiegen hinaufklettern muß. Dort hat sich gar eine Kolonie freier Reichsbürger, die grade nur nicht arm und elend genug sind, ins Armenhaus aufgenommen zu werden, in eine Reihe von Kellern eingenistet. Fast kein Strahl der Sonne gelangt zu ihnen, aber wohl bei anhaltendem Regen der Abfluß des überströmenden Gassenkothes: ja in manchen Gegenden dringt sogar bei hoher Fluth das Wasser der Elbe ein. Da ist die Dürftigkeit am Mittage bei einer trüben Lampe voll Rübsenöls geschäftig, die Bissen Brot zu erwerben, nach denen ein halbes Dutzend Kinder hungern. Man versicherte mich, es gebe Menschen, die in dieser traurigen Unterwelt geboren und zuweilen in einer Reihe von Jahren nicht aus ihr emporgestiegen wären, die Sonne zu sehen. Von emsigen Hausmüttern, die für einen Haufen Kinder zu sorgen haben, von

* Rambach, a. a. O., S. 25 ff.

sitzenden Handwerkern, vorzüglich von chronischen Kranken, von denen diese Höhlen wimmeln, schien es mir wahrscheinlich und noch mehr als das, wenn ich die Beschaffenheit dieser Wohnungen des Elends erwäge, die fast eine unterirdische Stadt bilden. Lange Gänge führen durch sie hin. In einer Stadtgegend steigt man eine zerbrochene Stiege in sie herab und kommt in einer ganz anderen wieder herauf. Mich schauderte, wenn ich durch sie hinging und mir dachte, daß man ein ganzes Leben in diesen dumpfigen, kalten, ekelhaften Gräbern verbringen könnte. Die Fabel der Kindheit, der süße Roman des Jünglingsalters — was für eine Gestalt, welch einen Inhalt mögen sie hier haben! Auch unter diesen bleichen elenden Geschöpfen treibt die jugendliche Phantasie ihr Gaukelspiel, flüstert die Liebe ihre entzückenden Laute, ermahnt die Freundschaft zu Opfern. — Meine Einbildungskraft erliegt der Anstrengung, sich den Stoff dazu, die Möglichkeit zu denken, und doch ist es so: die Unglücklichen sind ja Menschen wie wir! Eine einzige Stiege sondert sie von uns: aber welch ein Abstand, wenn man die Seele eines von ihnen durchschauen, seine Vorstellungs- und Empfindungsart mit der jenes Reichen vergleichen könnte, der eben in einem glänzenden Cabriolet, das er sich aus London mitbrachte, vorrüberrollt von einem Dejeuner, bei dem Witz und Freude mit dem Champagner wetteiferte, zu einem noch lebhafteren reicheren Diner in seinem Gartenhause. Ihre Begriffe von der Welt, glaube ich, müßten so sehr voneinander abweichen, wie die eines Maulwurfs, der vor dem Lichte, zu dem er sich wider Willen aufwühlt, schmerzhaft die kleinen Augen zublinzt, und die eines Adlers, welcher der aufgehenden Sonne ungeduldig entgegenrauscht: — doch halt! ich vergesse, daß nicht Adler allein, daß auch Molkendiebe im Sonnenstrahle sömmern und daß — ein starker Geist sich übers Elend hinwegschwingen kann zu einer heiteren Ansicht des Lebens." G. Merkl ruft dann den Hamburgern zu: „Licht und Luft seid Ihr wenigstens allen Euren Mitbürgern schuldig. Werft sie nieder, die unnützen Mauern, die Euch doch gegen die Habgier keines Mächtigen sichern. Schafft Euren Brüdern Raum, daß sie hervorgehen können aus ihren Gräbern und zum Mindesten Gesundheit, sollte es auch in bretternen Hütten sein, athmen! Je höher der Reichthum und der Glanz Eures Staates steigt, je mehr beide Fremde herbeilocken, ein desto größerer Theil Eurer nützlichsten Bürger ist gezwungen, lebendig unter die Erde zu schlüpfen. Monarchen, die immer zu arm sind, erbauen ihren besoldeten Würgern Kasernen und glauben ihre Residenz damit zu verschönern. Sollte es zu theuer sein, ähnliche Sorge für Eure Mitbürger zu beweisen, ihnen für eben das Geld, das sie für ihre Höhlen bezahlen, Wohnungen zu verschaffen, in denen sie ihre Kinder wenigstens im Sonnenschein erziehen können?"*

Nicht minder entsetzlich stand es um die Ernährung der Armen. Im weiteren Verfolg unserer Arbeit wird noch des Näheren darauf eingegangen werden. Ihre Nahrung bestand im günstigsten Falle aus $1^1/_2$—$1^1/_4$ Pfund Brot und 2 Pfund Kartoffeln.** Viele, recht viele bekamen aber nur selten etwas Kartoffeln; sie lebten von 20—30 Loth trockenen Krengeln, zu denen sie Branntwein oder sogenannten „Kaffee" tranken, der aus Hafer, Zichorien und dergleichen bestand, welches Gemisch in einer dünnen Abkochung portionsweise gekauft wurde, da die Armen sich oft nicht Feuerung beschaffen konnten, um sich irgend etwas Warmes zu bereiten.***

* G. Merkl, Briefe über Hamburg und Lübeck. Leipzig 1801. S. 22 ff.
** Armennachrichten, II, S. 305.
*** Vergl. unter Anderem: Armennachrichten, II, S. 297, 305, 320, 337.

Aus allem ergiebt sich, daß die große Zahl der Armen in kaum denkbarem
ustande der Noth und des Elends lebten. Im größten Mangel und dabei
jne Wunsch, ohne Lebensgenuß und dennoch mit Freude am Leben, stumpf-
nnig und nahezu verthiert verbrachten sie ihr armseliges Leben. „Sie hatten
e Ruhe dessen, der nichts mehr zu befürchten hat und waren dem thie-
schen Zustande wieder näher gekommen, von dem Vernunft und Erziehung den
ebildeten Menschen sich entfernen heißen; sie führten ein Pflanzenleben, und so
emlich dieses Leben an Genuß ist, liebten sie es dennoch, des bloßen Lebens willen."

Durch einige Einzelheiten möge die Dürftigkeit der Armen noch
lustrirt werden. Büsch erzählt in seiner Schrift „Ueber die Ursachen der Ver-
emung, S. 49 ff." zwei Fälle, die wohl typisch für viele sein werden. „Un-
egreiflich ist es in der That, man mag es überrechnen, wie man will, mit wie
enigem Gelde manche Menschen in unserer Stadt sich behelfen, die doch nicht
etteln. Mir entstand vor einigen Monaten eine Veranlassung, einer armen
Witwe mit ihrer Tochter mich auf gewisse Weise anzunehmen. Ich fand zwei
usgehungerte Leute; die Mutter siebzig Jahre alt, auf Stroh mit einem Stück
ette zur Decke; die Tochter noch anscheinend gesund, aber ohne ein Bett für
ch. Ich sagte der Mutter, sie würde es ja ungemein viel besser haben, wenn
e auf den Pesthof käme, und die Tochter, wenn sie für den geringsten Lohn
 Dienst ginge. Sie rechneten mir aber vor, daß sie jetzt noch, die Mutter
it Zuchthaus- und Kirchengeldern, die Tochter mit einem Bischen Knüttelei
uf 26 Schillinge die Woche es brächten, und so beisammen sich erhalten könnten.
So hatten diese Leute den fürchterlichen Winter ausgehalten." Auf der fol-
enden Seite berichtet Büsch: „Ich fragte neulich eine arme Witwe, ob sie denn
icht eine Art Arbeit verstehe, die sie etwas nähren könne. — Ich mache Perücken-
etze. — Das lohnt ja wohl gut, sagte ich. (Denn ich rechnete, daß das Netz
 einer Perücke, die mit mehreren Thalern bezahlt wird, doch noch wohl vier
Schillinge Arbeitslohn tragen könnte.) Sonst lohnte es ziemlich, antwortete sie,
ber jetzt sind der Leute zu viel, die sie machen. Ich bekomme nur zwei Schil-
nge; der Zwirn, den ich zuthun muß, kostet einen Schilling. — Wieviel macht
r denn im Tage? — Nur eins, als mein Mann noch lebte, der es mich ge-
ehrt hat, und meine Stieftochter noch bei mir war, da machten wir Winters,
enn mein Mann nichts zu thun hatte, drei Stück täglich. Das brachte noch
twas Geld ins Haus, und das Licht, das ich nun allein dabei verbrennen muß,
iente für uns drei."

In „Des großen Armen-Collegii nähere Erläuterung für die Herren Armen-
fleger", Hamburg 1788, findet sich im § 18 ein ungefährer Ueberschlag über
as Bedürfniß des Armen in gesunden Tagen: eine Veranschlagung, der
ewiß nicht der Vorwurf einer zu reichlichen Bemessung gemacht werden kann:

a. Ein einzelner Mensch bedarf, wenn er allein wohnt, an

	Winter	Sommer
Miethe, jährlich 7—8 Rthlr., macht täglich .	1 Sch. — Pf.	1 Sch. — Pf.
Kleidung, jährlich 9—10 Mark, macht täglich	— „ 5 „	— „ 5 „
Feuerung, täglich	1 „ — „	— „ 4 „
Licht, täglich	— „ 4 „	— „ — „
Brot, täglich	1 „ — „	1 „ — „
Zuspeise und Getränke, täglich	2 „ — „	2 „ — „
Täglich	5 Sch. 9 Pf.	4 Sch. 9 Pf.

b. Eine Frau, die bei dem Manne ist, ein jedes Kind über 12 Jahren und überhaupt eine jede erwachsene Person, die bei einem anderen wohnt und Miethe, Feuerung und Licht mit derselben gemeinschaftlich genießt, bedarf täglich mehr an

	Winter		Sommer	
Kleidung, jährlich 9—10 Mark	— Sch.	5 Pf.	— Sch.	5 Pf.
Miethe, jährlich 2 Mark	— „	1 „	— „	1 „
Feuerung	— „	1 „	— „	— „
Brot	1 „	— „	1 „	— „
Zuspeise und Getränke	1 „	9 „	1 „	9 „
Täglich	3 Sch.	4 Pf.	3 Sch.	3 Pf.

So genau und kärglich nun wahrlich jeder Artikel abgemessen, so hatte man bei der Untersuchung über den Erwerb bei 3500 Familien gefunden, daß diese Summe noch über diejenige hinaus war, wovon der größte Theil der Armen zur Noth leben konnte. „Durch anhaltende Noth hatten die Armen es bis zu einem unglaublichen Grade angestrengter Fertigkeit zu entbehren und sich zu behelfen gebracht", und darum stellte das Armenkollegium das „wahre" Bedürfniß der Armen um den vierten Theil geringer fest; für einen einzelnen Armen, der allein wohnte, wurde es täglich festgesetzt auf 4 Schilling 4 Pfennig im Winter und 3 Schilling 7 Pfennig im Sommer; für die Frau und jedes erwachsene Kind wurde zugelegt 2 Schilling 6 Pfennig im Winter und 2 Schilling 5 Pfennig im Sommer. (§ 19.)

Wenn man nun mit diesen Zahlen die Thatsache in Verbindung bringt, daß ein Wochenverdienst von ½ Reichsthaler = 24 Schillinge von der Armenunterstützung ausschloß, und daß also die vorhin genannten Zahlen der unterstützten Familien eine geringere Wocheneinnahme bezogen,* so blickt man in einen bodenlosen Abgrund von Noth und Dürftigkeit. Aber noch düsterer wird das Bild, wenn wir die Wirkungen dieser Entbehrungen auf die Gesundheit und Sittlichkeit darlegen.

Daß eine solche Lebenshaltung auf die Gesundheit der Armen äußerst nachtheilig wirken und die Sterblichkeit unter ihnen erschrecklich hoch gestalten mußte, liegt auf der Hand. Schlechte Nahrung, Kälte, Blöße und die vom tiefen Elend unzertrennliche Unreinlichkeit müssen den Körper kraftlos und siech machen. Eine allgemeine Gebrechlichkeit unter dem „gemeinen Volke" war die Folge. Daneben werden besonders Läusesucht, Kopfgrind, Krätze, Venerie, alte Beinschäden, Faulfieber,** Krankheiten aus gestörter Nahrung als diejenigen Krankheiten genannt, die beständig und in großem Umfange bei den Armen zu Hause waren. In den „Armennachrichten", II, S. 101, wird berichtet, daß die Fabrikdeputation einen Mann nach dem Krankenhofe habe schicken müssen, dessen Magen durch schlechte Diät („Kaffee"wasser und trockene Kringel) so geschwächt worden, daß er zuletzt nicht einmal mehr diese Nahrung zu verdauen vermochte. Die Krätze war beispielsweise so allgemein geworden, daß man über zwei Jahre zu thun hatte, das Zuchthaus, wohin sie von einigen Armen geschleppt worden, davon zu befreien; nicht minder verbreitet war die Krätze im Waisenhause. Es mußte ein besonderes „Krätzehaus" errichtet werden, um der Krankheit Herr zu

* Historische Darstellung der Hamburger Armenanstalt, 1802, S. 15 und 17.
** Vergl. Dr. Asher, Die Hamburgische Armenanstalt im Jahre 1830, S. 26.

werden. Auch über Erblindungen, die sich unverhältnißmäßig viel bei den Bewohnern der halbdunklen und dumpfigen Keller zeigten, Gicht, Fallsucht, Wahnsinn als Krankheiten, die vorwiegend unter dem gemeinen Volke auftraten, wird berichtet.*

Eine ausgemergelte und geschwächte Bevölkerung, die in engen, luft- und lichtarmen Wohnungen zusammengepfropft hauste, mußte eine widerstandsunfähige Beute der in damaligen Zeiten häufig wüthenden Pest und anderer Seuchen werden. Es ist heute eine allgemein anerkannte Wahrheit, daß Epidemien besonders, ja fast ausschließlich die unteren Volksschichten dahinraffen. Sie war auch schon damals Aerzten und Behörden bekannt. Bereits gegen Ende des 16. Jahrhunderts forderte der Physikus Bökel in seiner Pestordnung, daß die Kellerwohnungen durch ein Gesetz abgeschafft würden, da sie wegen ihrer Feuchtigkeit und, weil die Bewohner aus Mangel an Schornsteinen dieselben nicht heizen könnten, der Gesundheit unter allen Umständen nachtheilig wären und die große Sterblichkeit der armen Leute verschuldeten.** Ferner heißt es in der Einleitung der Armenordnung von 1711, daß die Bettelei „bei diesen gefährlichen Läufften, da die Contagion sich leider immer mehr und mehr ausbreitet, umb so viel weniger zu dulden, als die Erfahrung gelehret, daß dergleichen ansteckende Seuchen gemeiniglich zuerst bey der Armuht, wegen Mangel benöhtigter Verpflegung entspringen, und durch solches herumlauffendes Gesindel ausgebreitet werden.“ Ebenso stellt die „Neunte Armennachricht“ fest, daß bei einer ansteckenden Seuche „die Gegend von der Alster bis zum Millernthor, wo nur wenige und großentheils breite Gänge und wo die Gebäude überall mit Gartenplätzen untermengt sind, und sehr viele Armenwohnungen unmittelbar an den Wall stoßen, bei weitem und ganz überwiegend die mindesten Kranken hatte.... Im Gegentheil hatte die dicht bebaute Gegend zwischen der Fuhlentwiete und dem großen Neumarkt, und wieder in der Nähe des Steinthors, nicht nur eine bei weitem größere Krankenanzahl, sondern auch nach den Berichten unserer Herren Aerzte bei weitem die meisten ansteckenden Krankheiten, die dann besonders in den Sommermonaten des letzten Jahres (1790) mit fürchterlicher Verbreitung um sich griffen.“

Wie gesagt, grassirten recht oft Seuchen in Hamburg, die ihre Opfer vorwiegend unter den Armen suchen. Die Pest von 1564 raffte 30 000 Menschen hinweg; an manchen Tagen starben 300; schon vorher hatten die Seuchen verheerend gewirkt 1521, 1526, 1529, 1537, 1547 und 1558. Zu der Pest von 1597 gesellte sich noch eine große Theuerung; in 15 Monaten starben [illegible]213 Menschen. Pestjahre waren auch 1604 und 1628, ebenfalls 1663 bis 1665; 1628 starben an der Pest allein in der Neustadt 4200 Einwohner.*** 1713 forderte die Seuche in der Zeit vom 27. August bis Ende des Jahres über [illegible]000 Opfer, die gestorbenen Fremden und Juden nicht mit gerechnet, nach einer anderen Quelle: 10 977 Personen.† 1715 kehrte sie in heftiger Weise zurück.†† — Die Armen waren umsomehr den Seuchen schutzlos preisgegeben, als die gelehrten Aerzte und Barbiere, wenigstens in früheren Zeiten, sich nicht für verpflichtet hielten, „zu jedermann in allen Häusern, Kellern und Winkeln zu gehen“. Es galt für bedenklich, in den Pestzeiten zu dem niederen Volke zu gehen, anders war es hingegen, wenn die Herren und vornehme Bürger der Aerzte begehrten. Bökel sagt in Bezug auf die Besuche bei armen Leuten: „Weil diese Krankheit

* Rambach, a. a. O., S. 313, 314, 324, 326.

** Gernet, Mittheilungen a. d. älteren Medizinalgeschichte Hamburgs. Hamburg 1869.

*** Rambach, a. a. O., S. 294 ff.

† Adelungs Chronik, S. 88.

†† Gallois, II, S. 531.

bekannt ist und der medicus so wol von Haus aus, als wenn er sich wege einer geringen Person in ein kleines enges vergifftes Haus begeben und in Gefah Leibes und Lebens stellen muß, raten und dienen und eben das schaffen kann was er sonst gegenwärtig thun sollte oder könnte, so sei derselbe mit solche visitierung und persönlicher Besuchung billig zu verschonen." — „Wenn aber di Herren oder fürnehme Bürger den ordinarium oder anderen medicos, zu dene sie ihr Vertrauen nebst Gott setzen, begeren, so soll der ordinarius so wenig al die anderen medici gegen gebührliche Verehrung ihnen solches verweigern ode abschlagen." — Nebenbei möge bemerkt werden, daß der Fluch der Armuth di Unglücklichen auch nach dem Tode verfolgte: Bökel verlangt, daß „die gemeine Leute (nur diese!) während der Pest ohne Sarg, nur in ein Leinentuch gewickelt bestattet werden sollten."*

Auch strenge Winter, heiße Sommer, Theuerungen lichteten sofort i furchtbarster Weise die arme Bevölkerung. Aus diesen Ursachen besonders tödtlic waren die Jahre 1772, 1784, 1785 und 1790. Im Winter 1784 wurde allein auf den lutherischen Kirchhöfen 800 Menschen mehr begraben, als in diese Zeit in den lutherischen Gemeinden geboren waren.**

Wie groß jedoch schon in normalen Zeiten die Ziffern der arme Kranken waren, läßt sich aus den Veröffentlichungen der Medizinischen Anstal entnehmen, die den „Armennachrichten" angehängt sind. Im ersten Jahre wurde 4226, im zweiten 4269, im dritten 4474 Kranke verpflegt; wenn man vo diesen Zahlen die Anzahl der nicht eingezeichneten Armen und diejenigen, welch mehr als einmal zur Kur waren, abrechnet, so standen jedes Jahr der dritt Theil der 8000 Armen in den Krankenlisten; wenigstens der dritte Theil sämmt licher Kranken kam jedesmal zweimal in den Listen vor.*** Viele von den Kranke mußten als unheilbar dem Pesthofe überwiesen oder dem Hause zurückgegebe werden. — Das vor der Medizinischen Anstalt bestandene Medizinische Armen institut, welches privaten Charakters war, hatte in den zehn Jahren seines Be stehens zwischen 4000 und 5000 Kranke gerettet.† Diese verhältnißmäßi geringe Zahl erklärt sich daraus, daß die Kranken sich erst im letzten Augenblic zur Aufnahme meldeten und nur auf einen Empfehlungsschein des Beichtvater angenommen wurden; vielen Kranken war die Existenz des Instituts überhaup unbekannt.†† (Band I der Armennachrichten, S. 92.) (Fortsetzung folgt.)

---

* Gernet, a. a. O., S. 161 u. 162.

** Büsch, Ursachen der Verarmung 2c., S. 42, Neunte Armennachricht.

*** Armennachrichten, I, S. 86.

† Armennachrichten, I, S. 91, Fußnote.

†† Auch späterhin war die Sterblichkeit unter den Armen eine große, besonders i den Baracken, einer Reihe kleiner, armseliger Hütten, die bei dem großen Wohnungsmange gegen Ende des vorigen Jahrhunderts auf dem Hamburger Berge erbaut worden. Nac Rambach (Physisch-medizinische Beschreibung, S. 391) waren 1798 von 136 Bewohnern 108 folglich von 5 : 4 krank. Die Sterblichkeit betrug bei ihnen von 100: $12\frac{1}{2}$.

Briefkasten.

Dr. H. R., Wien. An den weiteren Bänden der „Geschichte des Sozialismus" wird fleißig gearbeitet. Es ist jedoch schwer, einen bestimmten Termin für di Fertigstellung wissenschaftlicher Arbeiten zu fixiren. Nach den Dispositionen de Verlags soll in jedem Jahre ein Band erscheinen, und zwar der dritte im Laufe de nächsten Jahres, der zweite 1897 und der vierte 1898.

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.



r. 13. XIV. Jahrgang, I. Band. 1895-96.

Si duo faciunt idem ....

♂ Berlin, 18. Dezember 1895.

Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben, aber man soll ihn auch
cht vor dem Abend tadeln. Als wir vor einer Woche den Verlauf der Etats-
batte im Reichstag besprachen, war ihr vierter und letzter Tag noch nicht an-
brochen, und dieser Tag gestaltete sich zu einem lebhaften Nachhutsgefechte, das die
rrschende Reaktion von der Seite ihrer Ueberreizung ebenso drastisch zeigte, wie
ersten drei Tage der Debatte sie von Seiten ihrer Erschlaffung gezeigt hatten.

Besonders ein epochemachendes Bekenntniß des preußischen Justizministers
rdient es, der Nachwelt zur bewundernden Schau erhalten zu werden. Vor
nem Jahre machte sich Herr v. Köller dadurch unsterblich, daß er in den Ver-
ndlungen über die Umsturzvorlage eine schöne Novelle Gottfried Kellers, un-
issend, von wem sie sei, als Beweis für die Nothwendigkeit neuer Ausnahme-
setze anzog. Der Kurs Hohenlohe-Köller-Schönstedt erklärte, nicht mehr regieren,
cht mehr die unveräußerlichen Güter des Vaterlandes retten zu können, wenn
nicht mit den Spießen und Stangen der Polizei einen harmlosen schweizerischen
ovellisten niederwerfen dürfe. Seitdem hat Herr v. Köller als Minister das
itliche gesegnet, aber in einer Unterredung, die er einem bürgerlichen Aus-
rcher gewährte, hat er offen erklärt, noch sei im preußischen Ministerium ein
ann, der seiner würdig sei, ein Mann, der das Vaterland erhalten könne und
erde, und dieser Mann sei der Justizminister Schönstedt.

Wir begreifen vollkommen, daß Herr Schönstedt in stolzer Freude erbebte,
s er den Appell des verschwundenen Freundes las. Wir begreifen vollkommen,
ß sein legitimer Ehrgeiz sich angespornt fühlte, Herrn v. Köller nicht nur zu
reichen, sondern auch noch zu übertreffen. Welcher Ruhm müßte seinen Namen
nstrahlen, wenn er allein noch mehr fertig brächte, als er gemeinsam mit Herrn
Köller fertig zu bringen vermocht hat! Die Aufgabe war schwer, aber Herr
chönstedt hat sie glänzend gelöst. Er sagte sich: Was ist denn Großes dabei,
enn ein hinterpommerscher Junker nichts von Gottfried Keller weiß? Der alte
ritz wußte auch nichts von Goethe, und ist doch der alte Fritz. Die alten,
aven, preußischen Traditionen müssen neu vergoldet werden. Es muß der
mmenden Welt gezeigt werden, daß der neueste Kurs mehr kann, als alle früheren

preußischen Kurse zusammengenommen. Wenn der alte Fritz nichts von Goeth wußte und Köller nichts von Keller — mein Gott, wer braucht denn als könig lich preußischer Staatsretter von dem hergelaufenen Poetengesindel viel zu wissen Nein, nehmen wir alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz, renne wir zwei Jahrtausende über den Haufen und zeigen wir dadurch die Riesenkraf des Zickzack-Kurses.

So sann Herr Schönstedt und so sprach er in der Sitzung des Reichstag vom 12. d. M.: „Meine Herren! Nun ist es ein alter Grundsatz in der Recht sprechung und in der Rechtswissenschaft: Si duo faciunt idem, non est idem, wen Zwei dasselbe thun, so ist es nicht dasselbe. Es kann deshalb etwas in der Munde des Einen eine ganz andere Bedeutung haben, als in dem Munde eine Anderen, und es ist gewiß nicht ausgeschlossen, daß man bei der Interpretatio der Worte eines Mannes fragt: was ist denn die Tendenz dieses Mannes, wohi strebt er, worauf will er hinaus?" Schallender Beifall von der Rechten lohnt diese Offenbarung, denn den Köller sind wir los, aber die Köller sind geblieben Immerhin begreifen wir die freudige Ueberraschung der märkischen und pommer schen Junker. Der Satz: Si duo faciunt idem, non est idem, ist zum erste Male vor etwa zweitausend Jahren von dem alten Römer Terenz ausgesproche worden, das wissen sie noch aus der Schule, und wie erquickend muß es für si gewesen sein, zu hören, daß dieser Terenz ein Rechtsgelehrter war, der seine Satz hinpflanzte als die Grundlage aller Rechtsprechung und aller Rechtswissen schaft, daß alles Murren der Sozialdemokraten über die an ihnen geübte Rechts pflege eine freventliche Auflehnung sei gegen einen Grundstein der Gerechtigkeit auf dem zwei Jahrtausende in demüthiger Ehrfurcht geopfert haben! Welc freudige Ueberraschung also für alle Land- und Schlotjunker!

Bisher war es nämlich einer unheimlichen Verschwörung aller umstürzende Elemente gelungen, den nun endlich von Herrn Schönstedt in seine unveräußer lichen Rechte eingesetzten Rechtsgelehrten Terenz als einen Komödiendichter anzu schwärzen, die Quellen der Rechtsprechung und der Rechtswissenschaft, die er i seinen Werken eröffnet hat, als frivole Komödien zu denunziren. Wie weit dies satanische Verschwörung zurückreicht, kann man daraus ersehen, daß schon in dicksten Mittelalter die Nonne Hroswith im Kloster Gandersheim, einer Stiftun der sächsischen Kaiser, Terenz für einen Komödiendichter erklärte, und um dies Vorspiegelung glaubhaft erscheinen zu lassen, selbst Lustspiele nach dem Muste der terenzischen Komödie dichtete. Im sechzehnten Jahrhundert war die Frech heit schon so weit gediehen, daß Joachim Westphal und Cyriacus Spangenber in einem zu Eisleben 1565 gedruckten Buche, das sogar — Schande übe Schande! — auf der königlichen Bibliothek zu Berlin aufbewahrt ist, zu be haupten wagten, der lapidare Grundsatz aller Gerechtigkeit: Si duo faciunt idem non est idem, sei einer Komödie des Terenz entnommen, die sich „Die Brüder" betitele, ja noch mehr, daß sie, um ihre nichtsnutzige Fälschung glaubhaft zu machen, diesen herrlichen Satz metrisch umformten:

> Duo quum idem faciunt,
> Hoc licet impune facere huic, illi non licet.

Zu deutsch: Wenn Zwei dasselbe thun, so darf der Eine es ungestraf thun, der Andere nicht.

Und mit jedem Jahrhundert wächst die Frechheit jener unheimlichen Ver schwörung. Im siebzehnten Jahrhundert lebten ein paar liederliche Kerle von Komödianten und Komödienschreibern in Paris und London: der eine hieß Molièr

ıd der andere Shakespeare. Molière behauptete, daß er in den Fourberies de apin und der Ecole des maris Komödien des Terenz nachgeahmt habe und hakespeare übersetzte den berühmtesten Rechtssatz des berühmten Rechtsgelehrten erenz in den Versen:

— — Durch zerlumpte Hadern
Scheint selbst das kleinste Laster durch; Amtsmäntel
Und pelzverbrämte Röcke decken alles.
Plattir' die Sünde nur mit Gold, gleich bricht
Die starke Lanze der Gerechtigkeit
Ohnmächtig ab; bekleide sie mit Lumpen
Und eines Narren Strohhalm sticht sie durch.

Im achtzehnten Jahrhundert zeigt sich die Pest wieder in Deutschland. nter dem Titel: Duo quum faciunt idem, non est idem, dichtet der Hamburger ichey seine Fabel von dem doppelten Recht des Junkers und des Bauers, deren chlußzeile: „Ja, Bauer, das ist ganz was anderes!" den Rechtssatz des Rechts- lehrten Terenz zum geflügelten Worte in Deutschland gemacht hat. Uebrigens t Richeys Fabel nur die in Deutschland populär gewordene Behandlung eines toffes, der seit Jahrhunderten durch die englische, französische, deutsche, nieder- ndische, polnische, kurzum die Weltliteratur gelaufen ist. Man findet die näheren ngaben darüber in Büchmanns geflügelten Worten. Büchmann selbst gehörte brigens auch zu den verschworenen Umstürzlern; ja — was man wirklich nur it zitternder Feder niederschreiben kann — auch sein Nachfolger in der Heraus- abe der genannten Sammelschrift, Walter Robert-Tornow, der kürzlich verstorbene ibliothekar des gegenwärtigen Kaisers, behauptet, der Satz: Si duo faciunt idem, on est idem, sei von dem römischen Komödiendichter Terenz geschrieben, um ne Justiz zu höhnen, die mit unrechtem Maße messe. So nahe war der Ver- ıth bis an die Stufen des Thrones gedrungen, und gepriesen sei Herr Schön- edt, der ihn mit einem zerschmetternden Schlage niederstreckte!

Schade nur, schade, daß der verstorbene Staatsretter Stieber diesen Tag er glorreichen Vollendung nicht erlebt hat! Was hätte er wohl darum gegeben, enn zu seiner Zeit der preußische Justizminister gesagt hätte, bei der Hand- abung der Rechtspflege seien die Worte des Angeklagten nach seiner „Tendenz" ı „interpretiren"! Stieber stahl und fälschte Dokumente, er schwor Meineide ie schwere Menge, um einen „Thatbestand" zu schaffen, auf Grund dessen die ngeklagten im Kölner Kommunistenprozesse, im Ladendorffschen Prozesse und in nderen Prozessen mehr verurtheilt werden könnten; hätte er gewußt, daß nur ie „Tendenz" zu „interpretiren" sei, wie leicht wäre ihm die Arbeit der Staats- etterei geworden! Aber freilich — sein Irrthum war entschuldbar, zu seinen ebzeiten war die preußische Rechtspflege auch in den Banden jener unheimlichen erschwörung befangen; sie verleugnete, wenigstens öffentlich und in ihren höheren nstanzen, den Rechtssatz des Rechtsgelehrten Terenz.

Als Lassalle von dem hiesigen Stadtgerichte wegen seines „Arbeiterprogramms" ach dem Grundsatze: Si duo faciunt idem, non est idem, zu langer Gefängniß- aft verurtheilt worden war, da rief er dem Kammergericht zu: „Jedenfalls also agen wir, ich und der Geheime Rath Engel, ganz dasselbe, genau dasselbe. . . . Warum also, frage ich, steht der Geheime Rath Engel nicht hier an meiner Seite, auf dieser Anklagebank als mein Komplize, desselben Verbrechens beschuldigt? Wo ist die Rechtsgleichheit hingeflohen, meine Herren? Der Geheime Rath Engel agt es — und er sitzt, wie ihm gebührt, in allen staatlichen Ehren. Ich sage s — und die wüthend gewordene Themis wirft mir die Wagschale ins Gesicht

und schlägt nach mir.... Gestehen Sie also, meine Herren: es ist hier nid verurtheilt worden — wozu allein der Strafrichter ein Recht hat — das, wa gesagt worden ist, der Inhalt. Sondern es wurde verurtheilt die Person die es gesagt hat und der Ort, wo es gesagt wurde. Es wurde verurtheil weil ich es gesagt habe und weil es vor Arbeitern gesagt worden ist. J das Gerechtigkeit, meine Herren, oder welches äußerste, nicht zu benennende Gegen theil derselben? Die Gerechtigkeit soll geübt werden ohn' Ansehen der Person... Der Richter, welcher, was an einem öffentlichen Orte überhaupt, in einer öffent lichen Versammlung der Bourgeoisie nicht strafbar wäre, für strafbar erklärt i einer öffentlichen Versammlung von Arbeitern — begeht eine Machtüberschreitun ohne Gleichen, schafft ein neues Verbot, welches das Strafgesetzbuch nicht kenn übt Klassenunterdrückung." In der That kassirte das Kammergericht a diesen Appell Lassalles das Urtheil erster Instanz zum großen Theile; sogar d preußische Justiz mochte sich damals noch nicht so ungeschminkt zu dem Grundsat bekennen: Si duo faciunt idem, non est idem.

Das schlichte Bekenntniß zu diesem „alten Grundsatze in der Rechtsprechun und der Rechtswissenschaft" ist die epochemachende That des königlich preußische Justizministers Schönstedt. So lange es Klassenstaaten giebt, so lange hat e auch Klassenjustiz gegeben; in diesem Punkte hat kein Volk und keine Zeit eine anderen Volk oder einer anderen Zeit viel vorzuwerfen. Ein schlagender Bewei dafür ist die Thatsache, daß der beißende Spott des römischen Komödiendichter seit zweitausend Jahren in den verschiedensten Völkern und zu den verschiedenste Zeiten ein geflügeltes Wort ohnmächtigen und dennoch vernichtenden Proteste geworden ist für die unter dem Scheine des Rechts mißhandelten Klassen. Di Klassenjustiz von zwanzig Jahrhunderten ist zusammengepreßt in der schmalen Zeile Si duo faciunt idem, non est idem. Was Wunder also, daß Herr Schönstedt diese Satz proklamirt als Grundbalken der Gerechtigkeit im Reiche der Gottesfurc und frommen Sitte!

* * *

Als wir vor acht Tagen den Kontrast zwischen Bureaukratie und Uni versität einen „vermoderten Hader" nannten, ahnten wir wenig, daß die Mehr heit der hiesigen Universitätsprofessoren schon am Werke war, das Siegel ihre Autorität auf unsere Ansicht zu drücken. Diese Mehrheit, darunter nebe Mommsen und Virchow auch die hohenzollernschen Geschichtsklitterer Eric Schmidt und Heinrich v. Treitschke, erläßt einen öffentlichen Protest gegen di Antastungen der „akademischen Freiheit" durch den preußischen Kultusministe Sie bezieht sich zur Begründung dieses Protestes aber nicht etwa auf die „bür gerliche Freiheit", nicht etwa auf den Paragraphen der preußischen Verfassun wonach die Wissenschaft und ihre Lehre frei sein soll, sondern vielmehr darau daß „die deutschen Universitäten kraft ihrer geschichtlichen Entwicklung nic blos Staatsanstalten, sondern auch Korporationen sind". Es heißt dann weite diese Rechtsstellung sei den preußischen Universitäten durch das allgemeine Land recht zugesprochen worden. Schlägt man das ehrwürdige Gesetzbuch nach, so heiß es im zweiten Theil, zwölften Titel, § 67, echt mittelalterlich: „Universitäte haben alle Rechte privilegirter Korporationen". Wenn im Uebrigen die protestirende Professoren die Privatdozenten nicht „völlig abhängig" werden lassen wollen, s wird diese rühmliche Vorsorge dadurch genügend beleuchtet, daß einer der Unter zeichner, nämlich Herr v. Treitschke, in seiner Deutschen Geschichte die Maßregelun des Privatdozenten Bruno Bauer durch den Kultusminister Eichhorn für völli gerechtfertigt erklärt.

Mag also die hiesige „Volkszeitung" den Unterzeichnern des „geharnischten
rotestes" den „Dank des deutschen Volkes für ihr mannhaftes Auftreten"
tiren: das gehört sich so für die seichte Schwafelei der freisinnigen Konfusions-
ithe. Aber für das klassenbewußte Proletariat hat der Zank zwischen Zopf und
erücke, wie wir wiederholt ausgeführt haben, nicht das allergeringste Interesse,
; sei denn, daß er ihm in ernster Zeit eine Quelle erquickender Heiterkeit
öffnet. Es ist wahr: dem Kultusminister hängt der Zopf des alten Fritz
nten, aber den Unterzeichnern des akademischen Protestes, denen, um in Platens
napästen zu sprechen:

Umtrottelt das Haupt, bis fast ans Knie, die Allongenperücke von Gottsched.

Moral und Politik.

Zur Geschichte des politischen Verbrechens.

Von Ed. Bernstein.

Giebt es eine politische Moral? Hat die Moral der Individuen eine
atürliche, d. h. in sich selbst gegebene Beziehung zur Politik? Die Frage ist oft
ufgeworfen worden, und sehr mannigfaltig sind die Antworten, die sie erfahren.
s streiten sich in unzähligen Abtönungen zwei von Grund aus entgegengesetzte
luffassungen, von denen die eine jenen Zusammenhang leugnet, die andere ihn
ehauptet oder zur Forderung erhebt. Das Extrem der einen ist die gemeinhin
ls Macchiavellismus bezeichnete Theorie, wonach in der Politik die Wahl der
Mittel durchaus dem Zweck unterzuordnen, dasjenige Mittel das beste ist, welches
eweilig die schnellste und sicherste Durchsetzung eines gegebenen Zweckes möglich
acht, das Extrem der anderen die Verurtheilung jeder politischen Maßregel, die
icht genau den Moralanforderungen entspricht, welche an die einzelnen Mitglieder
es Gemeinwesens in ihrem Verkehr untereinander gestellt werden. Der Gegensatz
erschwindet, je mehr auch für das Privatleben von allgemein geltenden Moral-
orschriften abgesehen wird, wie denn bekanntlich der radikale Individualismus,
b er sich noch so demokratisch oder freiheitlich geberde, praktisch zu denselben
Schlüssen gelangt, wie der despotische Absolutismus.

Es liegt nicht in der Aufgabe dieses Artikels, auf die Fundamentalfragen
er Moral einzugehen und Betrachtungen darüber anzustellen, ob nicht in der
Chat die ganze Moral eine Illusion ist oder, wie sich vor einiger Zeit ein Sucher
uf diesem Gebiet ausgedrückt hat, es „streng genommen so viele Moralkodexe
iebt als Zonen, Nationen, Stämme, Kasten, Klassen, Kulturzustände, Indi-
viduen und Tage vorhanden sind und waren",[1] d. h. also unendlich viele, was

[1] Adolf Gerecke in: „Die Aussichtslosigkeit des Moralismus" (Zürich 1892, Verlags-
nagazin). Ein Buch, welches das Problem der Moral fast ausschließlich auf Grund des
aturwissenschaftlichen Materialismus behandelt und in Folge dieser Beschränkung noth-
vendigerweise neben das Ziel schießt. Für Gerecke dreht sich die Moral fast nur um Fragen
er Befriedigung von Bedürfnissen des Stoffwechsels (Essen und Trinken, Geschlechtsgenuß),
während diese letzteren in Wirklichkeit erst da zu Fragen der Moral werden, wo sie auf
as Verhältniß des Individuums zu den Mitmenschen zurückwirken, d. h. in ihrer Beziehung
uf das soziale Leben. Gerade da jedoch, wo es gilt, diese Beziehungen — die Rückwirkung
ozialer Rücksichten oder Motive auf die animalischen Triebe — zu untersuchen, entläßt Gerecke
en Leser mit ein paar gemeinplätzlichen Redensarten, und auf Fragen wie Wahrheit und
üge, Gerechtigkeit und Vergewaltigung ꝛc. tritt er überhaupt nicht ein. Er hätte sein Buch
esser „Die Aussichtslosigkeit des Asketismus" betitelt, denn höchstens die ist es, was er beweist.

hier gleichwerthig ist mit Null. Illusion oder nicht, solange es menschlich Gesellschaften giebt, giebt es Moralbegriffe — Vorstellungen von Recht un Unrecht, von Pflichten und Verbrechen. Der Inhalt der Begriffe wechselt mi der Natur der Gesellschaften, neue Tugenden und neue Laster bilden sich aus was heute moralisch war, wird morgen unmoralisch und umgekehrt, aber zu eine gegebenen Zeit hat jede Gesellschaft einen Kodex von Moralvorstellungen, de darum nicht weniger wirklich ist, weil er sich der unmittelbar sinnlichen Wahr nehmung entzieht. In zusammengesetzten Gesellschaften giebt es denn auch ein Klassenmoral, die um so stärkere Gegensätze aufweist, je schärfer die Klasse durch Herrschaftsverhältnisse, Sonderrechte, ökonomische Position und soziales Lebe geschieden sind. Aber selbst diese Gegensätze sind nur relativer Natur, nebe ihnen giebt es eine allgemeine kulturelle Entwicklung, der sich keine Klasse gan entzieht, und welche die Art bestimmt, wie auf einer gegebenen Stufe dieser Ent wicklung die Kämpfe der verschiedenen Klassen untereinander ausgefochten werden Es sei dies um so mehr hervorgehoben, als eine Auffassung vom Klassen kampf, die diesen Punkt ignorirt, leicht sehr verhängnißvoll für die Kämpfende werden kann.

Damit sind wir indeß schon bei unserem eigentlichen Thema angelang denn die Klassenkämpfe sind politische Kämpfe. Giebt es für diese eine eigen Moral?

Vor uns liegt ein Buch, das sich im Wesentlichen mit dieser Frag beschäftigt. Es ist betitelt: „Das politische Verbrechen“,[1] und trägt als Mott den bekannten Spruch des Virgil: „Discite justitiam moniti et non temner divos“ — Lernt, ihr Gewarnten, Gerechtigkeit üben und achten die Götter.

Der Standpunkt des Verfassers ist mit dem Motto beinahe schon gekenn zeichnet. Herr Louis Praol will in der Politik denselben Moralgrundsätzen zu Herrschaft verhelfen, die im Verkehr der Staatsbürger untereinander herrschen – sollen. Und der Weg, dies zu erreichen, ist ihm die Rückkehr zum christliche Glauben, zum „Spiritualismus“. Der Materialismus ist der Vater des poli tischen Verbrechens in der Gegenwart: der Korruption, der politischen Verhetzung des Rassen- und Klassenhasses, der politischen Raubsucht und was es sonst noc des Schlimmen im politischen Leben giebt. Beweis: verschiedene Bomben Anarchisten haben in Aufsätzen und in Reden vor Gericht einen auf die Spitz getriebenen Materialismus entwickelt.

Es würde müßig sein, an dieser Stelle gegen Herrn Praol den Unterschie von wissenschaftlichem und praktischem Materialismus auseinanderzusetzen. Al theoretische Leistung steht sein Buch unter aller Kritik. Herr Praol ist zwa nicht so beschränkt, das politische Verbrechen nur bei den Regierten, bei de Rebellen gegen die herrschenden Autoritäten zu suchen, er verfolgt es durch all Zeiten und in allen politischen Schichten: im Alterthum, im Mittelalter und i der Neuzeit, bei monarchischen und bei republikanischen Regierungen, bei Eroberer und Diplomaten wie bei Volksführern und Pamphletisten. Sein Buch ist ei wahres Arsenal von Materialien zur Analyse des politischen Verbrechens, abe diese Analyse selbst wird nirgends gemacht, ja es wird nicht einmal der Versu zu einer wissenschaftlichen Behandlung des Gegenstandes unternommen. Auße den Beispielen, die er uns vorführt, die aber auch oft die kritisirende Hand sel

[1] La Criminalité Politique, par Louis Praol, Conseiller à la Cour d'app d'aix, Lauréat de l'Institut. Paris 1895, Felix Alcan. 307 S. gr. 8° (Bibliothèqu de Philosophie Contemporaine), 5 Francs.

rmissen lassen,[1] giebt uns Herr Praol nur moralische Reflexionen und Anrufe. iese mögen nun so gut gemeint sein, wie sie wollen, sie drücken im besten alle fromme Wünsche aus, die allein wenig überzeugen. Wir sind im Wesentlichen ıf die Lehren angewiesen, welche die vorgeführten Thatsachen selbst verkünden.

Nur in einem Punkte versucht Herr Praol eine Art Beweisführung. Die taatsraison ist in seinen Augen die Mutter des politischen Verbrechens, da sie ıf dem Grundsatz von der dualistischen Moral beruht, wonach was für den rivatmann recht, für den Staatsmann nicht billig oder, wie Mirabeau es aus- rückte, „die kleine Moral der Tod der großen Moral“ ist. Genauer zugesehen, ssen sich in der That alle Handlungen, die als politische Verbrechen im weiteren inne bezeichnet werden können — Auflehnungen gegen unterdrückende Gesetze hören in eine andere Rubrik —, sofern sie überhaupt politischen Motiven ent- ammen, auf dieselbe Argumentirung zurückführen, welche den Staatsmännern laubt, für ihre Zwecke Mittel zu gebrauchen, die den Privatmann infamiren ürden. Herr Praol als Vertreter der „kleinen“ Moral, d. h. der Moral für n Privatmann, will diese auch für den Staatsmann und den Politiker wahr ıben, den Moraldualismus durch die eine Moral für Alle ersetzen. Das ist ein bliches Streben, wir sind darin durchaus auf seiner Seite, aber wir bedauern, gen zu müssen, daß was er an Gründen zu Gunsten desselben anführt, uns och nicht von ihrer Nothwendigkeit überzeugen würde.

Kurz gefaßt, ist seine Argumentirung die, daß die Staatsraison nicht nur oralwidrig, sondern auch zweckwidrig sei, nur scheinbar den Erfolg für sich habe, ıß oft vielmehr die Hintansetzung der Grundsätze der einfachen Moral und des echts in der Politik schwere Nachtheile zur Folge gehabt habe, welche bei nnehaltung derselben vermieden worden wären. Wir leugnen die Thatsache icht, aber soweit sie Herr Praol belegt, beweist er nur, daß die Staatsraison icht wahl- und sinnlos angewendet werden darf, nicht schlechtweg jede Verletzung r gemeinen Moral rechtfertigt. „Die großen politischen Fehler Ludwigs XIV. nd Napoleons I.“, schreibt er, „waren auch moralische Vergehen. Mit Auf- ebung des Edikts von Nantes glaubte Ludwig XIV. den Staat zu stärken, that- ichlich aber schwächte er ihn. Als die Frau des ersten Konsuls bei der Nach- icht von der Verhaftung des Herzogs von Enghien ihren Mann mit Thränen eschwor, nicht das Blut desselben zu vergießen, antwortete ihr Bonaparte: ‚Du ist ein Weib, Du verstehst nichts von meiner Politik, Du hast zu schweigen.‘ r glaubte aus diesem ungerechten Akt große Vortheile zu ziehen. Aber diese erletzung des Völkerrechts brachte alle ehrlichen Leute in Frankreich und dem brigen Europa gegen ihn auf, sie kostete ihm die Allianz mit Preußen, deren r zu jener Zeit bedurfte, und begünstigte die Absichten Englands. . . . Das Herz iner Frau hatte somit richtiger geurtheilt, als das Genie des großen Politikers.“

Der Herzog von Enghien wurde am 21. März 1804 erschossen. Die ehr- chen Leute schrien, aber dabei blieb es. Erst als sich Bonaparte in seinem ebermuth die Kaiserkrone aufgesetzt und 1805 zum König von Italien hatte rönen lassen, brachte Pitt die dritte Koalition gegen Frankreich zu Stande; wer ber sich vorsichtig von derselben zurückhielt, war — Preußen. Es sah ruhig u, wie Napoleon Oesterreich zu Boden warf, es ließ sich munter von ihm dazu enutzen, Hannover zu besetzen und damit England gegen sich aufzubringen, und apoleon mußte es erst mit einer ganzen Reihe speziell ausgesuchter Demüthigungen

[1] So ist für Herrn Praol Cicero unbedingter Gewährsmann, wo es sich um dessen weilige Gegner handelt, trotzdem er selbst ein sehr drastisches Beispiel für die Verlogenheit iceros beibringt.

bedenken, bis er dasselbe dazu brachte, gegen ihn ins Feld zu ziehen und von ihm gründlich ge= und zerschlagen zu werden. Die Erschießung des Herzogs von Enghien war ein ebenso übermüthiger wie überflüssiger Gewaltstreich, aber gan andere Gewaltstreiche, politische Verstöße von weit größerer Tragweite mußten zu ihr hinzukommen, um Napoleons Sturz herbeizuführen. Verbrechen vie schlimmerer Art sind in der Geschichte ungesühnt geblieben.

Vom Standpunkt der landläufigen Moral hat es kaum einen Regiere gegeben, der sich so verwerflicher Mittel in der Politik bediente, wie Friedrich II von Preußen. Er brach Verträge, wie es ihm paßte, und verrieth mit größte Bereitwilligkeit deutsche Interessen, wenn er dadurch seine hohenzollersche Haus macht stärken konnte. (Man denke daran, wie er 1744 ohne jede Provokation Oesterreich in einem Augenblick überfiel, wo dieses daran war, Frankreich da Elsaß abzunehmen, das damals noch durchaus deutsch war.) Er that schließlic des Guten zu viel und brachte sich dadurch für eine Weile in eine arge Klemme aber am Ende der Dinge hat sein Treubruch sich ihm und seiner Dynastie seh profitabel erwiesen. Die geschichtliche Ironie hat es gewollt, daß gerade diese Zyniker auf dem Thron in seiner Jugend einen Anti=Macchiavell hatte verfassen müssen, eine Erbauungspredigt, wie Macaulay sagt, „gegen Raubsucht, Wort brüchigkeit, Willkürregiment, ungerechte Kriege — kurz, gegen so ziemlich alles wofür der Verfasser heute in der Geschichte einen Namen hat." Seine Thaten waren macchiavellistisch und konnten es sein, weil sie unter Verhältnissen ver richtet wurden, die den Macchiavelli vorschwebenden wesentlich entsprachen.

Herr Praol beginnt sein Buch angemessen mit einem Kapitel über de Macchiavellismus, wobei er natürlich nicht so unhistorisch ist, ihn auf Macchiavell zurückzuführen. Er läßt vielmehr eine ganze Reihe von Beispielen aufmarschiren um zu beweisen, daß die Alten diese Art Staatskunst von Grund aus kannten und praktizirten. Das politische Verbrechen oder sagen wir lieber die Ver brecherpolitik ist so alt wie die Politik selbst. Es ist ein ebenso interessante wie auf den ersten Blick niederdrückendes Kapitel. Kaum eine Form der poli tischen Korruption, welche nicht die Alten schon entwickelt hätten. Von de Römern ganz zu schweigen, finden wir eine sehr vorgeschrittene politische Sitten verderbniß im alten Athen, nicht etwa erst zur Zeit seines Verfalls, sonder seiner höchsten Blüthe, ja schon seines Aufschwunges zu dieser Blüthe. Daß das selbe Zeitalter, welches wir als das der höchsten Kunst Griechenlands kennen das Zeitalter des Perikles, schon eine sehr entwickelte Sittenfäule darstellte, i allbekannt, und man kann es kaum als einen paradoxen Satz bezeichnen, daß w die Aktien der freien Künste sehr hoch stehen, die der Sittenstrenge ziemlic niedrig zu stehen pflegen. Aber schon anderthalb Jahrhunderte vor Perikles zur Zeit Solons, war das politische Leben in Athen ziemlich unsauber; es blüht schon damals, wie die Lebensgeschichte des berühmten Gesetzgebers zeigt, di politische Verleumdung.[1] Je weiter wir aber in der Geschichte Athens vorwärts schreiten, um so unerquicklicher stellt sich uns das öffentliche Leben dar. Di

[1] Solon wurde verdächtigt, vor Verfügung der Seisachtheia, des großen Schulden erlasses, durch seine Freunde massenhaft Geld aufgenommen und dafür Grundstücke auf gekauft zu haben, so daß durch den Erlaß er und seine Freunde zu reichen Leuten geworden Derartige Spekulationsmanöver scheinen in der That damals von einigen Personen aus geführt worden zu sein, die von Solons Absicht wußten; es ist aber durchaus unwahr scheinlich, daß Solon selbst mit ihnen etwas zu thun hatte. So oder so verräth dies Geschichte eine ganz respektable Korruption des öffentlichen Lebens. Man verstand scho damals, Sozialreformen geschäftlich zu fruktifiziren.

Bestechung, die Verrätherei, die Lüge erhielten immer mehr die Oberhand, bis schließlich das ganze Volk uns als ein Haufen elender Phraseure erscheint, die noch von ihrer Größe deklamiren, wo sie und ihr Staat schon zur vollendeten politischen Impotenz herabgesunken sind.

Der Moraldualismus wurde von den Alten durchaus nicht geleugnet. Daß man im politischen Kampf Mittel brauchen dürfe, die im gewöhnlichen Leben verwerflich sind, wird an unzähligen Stellen von ihnen zugegeben. „Wenn wir Unrecht begehen müssen, um die Gewalt zu erlangen", sagt Eteokles in den „Phönizierinnen" des Euripides, „so sei es drum; aber in allen anderen Dingen wollen wir ehrlich handeln." Dieser Dualismus ist aber schwerlich von Hause aus ein Beweis moralischer Depravation. Seine Quelle werden wir in der Auffassung der urwüchsigen Gemeinwesen zu suchen haben, wonach der Fremde in der Regel der Feind war. Dem Mitglied der kommunistischen Horde mußte es unfaßbar sein, daß es dem Fremden gegenüber die gleichen Verhaltungsmaßregeln beobachten solle, wie dem Stammesgenossen. Je mehr sich die Kämpfe zwischen benachbarten Stämmen häuften, um so stärker dürfte sich diese Auffassung ausgebildet haben, bis schließlich dem Nichtstammesgenossen gegenüber jedes Mittel Recht war. Die höchste Selbstlosigkeit, wo es sich um das Wohl des eigenen Stammes handelte, konnte Hand in Hand gehen mit der größten Grausamkeit und Verrätherei Fremden gegenüber.[1] Keine Geschichte, die nicht in ihren Anfängen Beispiele dieser Art aufwiese. Die Bibel verherrlicht sie, und wenn „freidenkende" germanische Antisemiten darin einen Beweis für die Urschlechtigkeit der Juden erblicken, so darf man sie ja wohl an das „Nationaldenkmal" im Teutoburger Walde erinnern, das sicher kein Denkmal der Biederkeit ist.

Von diesem Dualismus der urwüchsigen Moral wird man wohl den politischen Moraldualismus späterer Zeiten abzuleiten haben, der zwar noch immer mit einer gewissen Größe des Charakters vereinbar ist, aber schon einen Einbruch in das nun eine allgemeinere Geltung beanspruchende Moralgesetz darstellt. In den Anfängen der Staaten fallen die politischen Parteien noch durchaus mit den Klassen zusammen, und die Klassen stehen einander mit ähnlichen Empfindungen gegenüber, wie ehedem die Stämme, auch da, wo die Klassenunterschiede nicht selbst mit Stammesunterschieden zusammenfallen, was aber oft genug der Fall gewesen sein dürfte. Was dem äußeren Feind gegenüber für recht gilt, wird dem inneren gegenüber im Wesentlichen auch als erlaubt betrachtet — jedenfalls mit anderem Auge angesehen, wie Handlungen gegen die eigenen Klassengenossen, und diese Auffassung hält noch lange als Ueberlieferung Bestand, nachdem die Staatsgemeinschaft schon für die Staatsgenossen eine gemeinsame Moral ausgebildet hat. Herr Praol sieht die Staatsraison nur als vom Uebel an, er kennt sie nur in ihrer relativ modernen Gestalt, wo sie in Gegensatz tritt zum Moralgesetz für den Privatverkehr, aber mit dieser unhistorischen Betrachtungsweise schneidet er sich jede Möglichkeit ab, in der Geschichte etwas Anderes zu sehen als ein wüstes Chaos von Niedertracht, die nur die Formen wechselt, ohne darum schöner zu werden. Er merkt gar nicht, daß trotz seiner Philippiken gegen den Anarchismus seine ganze Behandlung des Themas auf dessen Allheilmittel hinausläuft. Er selbst predigt freilich die Religion und die Autorität als Heilmittel, aber der Anarchist wird ihm mit Recht darauf antworten, daß im Mittelalter Religion und Autorität geherrscht haben — stärker als man je hoffen kann, sie wiederherstellen zu können — ohne daß deshalb die

[1] Genau wie im vorigen Jahrhundert englische Staatsmänner das Parlament durch Bestechungsgelder korrumpirten, selbst aber reine Hände behielten.

Doppelmoral aufgehört hätte, zu existiren. Und ohne in das abgeschmackt Geschrei gegen die Jesuiten einzustimmen, wird man doch daran erinnern dürfen daß dieser Orden, der die Wiederaufrichtung der päpstlichen Autorität zum Zie hat, als Mittel die Doppelmoral in einer Weise kultivirt, die dahin geführt hat, da der Ausdruck „jesuitisch“ das populäre Beiwort für diese Art Moral geworden is

Die Religion, ja jede wie immer geartete Ethik ist impotent, die Doppel moral aus der Welt zu schaffen, solange die materiellen Grundlagen für dieselb gegeben sind. Wir sprechen damit keine Empfehlung der Doppelmoral aus, wi leugnen auch damit nicht den relativen Werth ethischer Begriffe. Wenn die Idee durch Moralpredigten die Doppelmoral in der Politik zu unterdrücken, heut utopistisch ist, so deshalb, weil mit den Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnisse Klassen- und Nationalitätengegensätze fortbestehen, die ihre Zuhilfenahme zeitwei zum Gebot der Selbsterhaltung machen. Inzwischen aber ist, unter dem Einflu der modernen Verkehrsverhältnisse, der Handelsbeziehungen 2c. der Rahmen fü die Doppelmoral bedeutend verengert worden. Der Diplomatie ist im neun zehnten Jahrhundert nicht erlaubt, was ihr im siebzehnten und achtzehnten erlaub war, und ebenso sind der Staatsraison in der inneren Politik die Flüge beschnitten worden. Insofern dürfen wir ruhig sagen, daß in der Politik au die Moral, die Mirabeau die kleine nannte, ihr Wort mitzusprechen hat. E liegt durchaus nicht im Interesse der Sozialdemokratie, die Bedeutung diese Kulturfortschrittes zu verkleinern oder zu übersehen. Wir nehmen unserer Kriti sirung der Gewalthaber die Kraft, wenn wir dieselben ausschließlich als Wahre von Klassen- 2c. Interessen betrachten und von jeglicher sonstigen Verpflichtun abstrahiren. Erst mußte die menschliche Persönlichkeit als frei anerkannt sein ehe man im Ernst daran denken konnte, den Menschen als Träger von Arbeits kraft befreien zu wollen, und ohne eine hohe Schätzung der menschlichen Per sönlichkeit und ihres Rechts zum Leben konnte der Gedanke einer wirkliche sozialen Hygiene nicht Boden fassen. So giebt es noch eine Anzahl von Rechts und Moralvorstellungen, deren Aufrechterhaltung als Gemeingut nicht nur unse zeitweiliges Interesse als Partei, sondern mehr noch die Rücksicht auf unse großes Ziel erfordert. Jede Maßregel, die ein Sinken des ethischen Niveau der Gesellschaft zur Folge hat, bedeutet eine Verzögerung des Zeitpunktes, w die heutige Gesellschaft durch eine höhere abgelöst werden kann. Dies ist au einer der Gründe, weshalb wir die humanen Formen des politischen Kampfe den brutalen vorziehen. Diese sind nur scheinbar radikaler.

Nicht die Hoffnung auf ein besseres Jenseits, sondern die Einsicht in d Bedingungen eines besseren Diesseits wird dazu führen, die Politik der Mor zu unterwerfen.

Probleme der Demokratie in England.

Von J. R. Macdonald, Mitglied der Independent Labour Party.

2. Referendum und Initiative. Der Volksvertreter kein bloßer Delegirte Reform des Parlaments. Demokratie und Verwaltung.

Wenden wir uns von den Fragen des Wahlapparats weiter, so haben w uns mit zwei Vorschlägen zu beschäftigen, die auf die Vervollkommnung de demokratischen Regierungssystems selbst abzielen, nämlich das Referendum un die Initiative. Die erste Schwierigkeit, auf die wir dabei stoßen, ist, daß d Anhänger dieser Einrichtungen, ob sie nun die eine, die andere oder beide wolle

desmal selbst darüber uneinig sind, wie viel sie von ihnen wollen. Auf der nen Seite hat man vorgeschlagen, daß nur solche Fragen, die sich auf Verfssungsänderungen beziehen, der direkten Abstimmung des Volkes — eine vereitete historische Form — unterbreitet werden sollen; auf der anderen, daß die n der zweiten Kammer (dem Hause der Lords. Ed. B.) verworfenen Gesetztwürfe dieser Operation unterzogen werden sollen; und von wieder anderer eite, daß alle Gesetze, gegen die eine nennenswerthe Zahl von Stimmberechtigten h durch Unterschrift erklären, dem Referendum unterworfen werden sollen. erner haben die Anwälte des Referendums und der Initiative noch wenig than, uns nur über die Frage hinwegzuhelfen, was eigentlich eine Volksehrheit ausmacht. Als zum Beispiel 1802 die zweite helvetische Verfassung der rekten Abstimmung unterbreitet wurde, stimmten 72483 Bürger für, 92423 ürger gegen dieselbe und 167172 Bürger enthielten sich der Abstimmung. Diese tzteren wurden als Zustimmende betrachtet und die Verfassung für angenommen klärt. 1831 wurde in gleicher Weise für St. Gallen eine Verfassung einführt. Ist diese Rechenmethode ein Stück der demokratischen Idee, worauf das eferendum beruht?

Von diesen noch unerledigten Fragen hängt sehr viel ab. Unter gewissen mständen mag es vorkommen, daß die Verweisung eines zweifelhaften Vorschlags t das Volksvotum eine gute Sache wäre, aber dies würde mehr der Idee der nitiative als der des Referendums entsprechen, und der Sozialist, der für das eferendum eintritt, glaubt von A bis Z an dasselbe. Er lebt sich in die nsicht hinein, daß es die einzige Bedingung wahrer demokratischer Regierung i. In einem Aufsatz über die Ausübung desselben in der Schweiz hat ein lcher Enthusiast sich so ausgedrückt: „Durch das Referendum haben die Schweizer e Maßlinie der Gerechtigkeit soweit vorwärts gestellt, daß sie mit der größten enauigkeit den Grad ihrer politischen, geistigen und moralischen Entwicklung zeigt.“ Mit diesen Worten meines Freundes könnten wir füglich an die rüfung des Referendums herantreten. Wie indeß Jeder weiß, der die politische eschichte der Schweiz studirt hat, sind sie natürlich der bare Unsinn. Die in r Schweiz gemachten Erfahrungen haben diejenigen Radikalen, welche für die inführung des Referendums eingetreten waren, dazu getrieben, ihre Narrheit zu rfluchen. Man hat es die „politische Phylloxera“ getauft. „Es ist kein Sporn ir demokratische Neuerungen“, schreibt Professor Dicey von ihm. Das sollte h meinen. Im Kanton Zürich, dem industriellsten Kanton der Schweiz, sind on 1874 bis 1893 128 Vorlagen der Volksabstimmung unterbreitet worden nd davon wurden 31 verworfen. Bern verwirft einen noch größeren Prozentsatz nd Aargau doppelt so viel. Das Erste somit, was uns auffällt, ist, daß diese inrichtung, die „die Maßlinie der Gerechtigkeit so weit vorwärts geschoben at 2c. 2c.“, im Grunde nur ein Recht auf ein Veto ist. Und was wird negirt? Wenn ich Zürich mit seiner industriellen Bevölkerung als den für uns interssantesten Kanton herausgreife, so stoße ich auf folgende Liste (die noch sehr iel schlimmer lauten würde, wollte ich die Gesetze von geringerer Wichtigkeit eranziehen): 1878 Verwerfung eines Gesetzes, das den Töchtern gleiches Erbecht wie den Söhnen gewährt, mit zwei Drittel Mehrheit.... Verwerfung ines kantonalen Gesetzes auf Errichtung einer Webschule; 1881 Verwerfung ines Gesetzes zu Gunsten obligatorischer Krankenversicherung und eines Haftpflichtesetzes; 1872, 1875, 1888, 1891 Verwerfung verschiedener Unterrichtsreformen; 887, 1888 Verwerfung von Gesetzen für Verabreichung unentgeltlicher Schulücher. Ferner hat sich das Referendum gegen die progressive Einkommensteuer

erklärt und dem Eintreten des Bundesgerichts in Fällen, wo gegen Kantons-gerichte begründeter Verdacht der Parteilichkeit vorliegt, seine Genehmigung ver-weigert. Arbeitsgesetze bestehen selten das Referendum; den jüngsten Beweis dafür, daß diese Regierungsmethode den Neuerungen nicht Freund ist, hat die Verwerfung des eidgenössischen Zündholzmonopols geliefert.[1]

Um den englischen Anwälten des Referendums nicht Unrecht zu thun, muß hier zugefügt werden, daß der Abscheu vor der Zentralisation, der die Durch-schnittsbevölkerung der Schweiz gleich einer Manie beherrscht, der erfolgreichen Bethätigung des Referendums im Wege steht. Aber das allein erklärt noch nicht die Hälfte der schwarzen Liste, und es wird daher wohl seine guten Gründe haben, wenn hier und in Belgien die bewußten Anhänger des Referendums unter den akademischen Politikern und den Reaktionären zu finden sind. Die Erklärung dafür ist ziemlich einfach. Die Masse der Wähler kann dazu veranlaßt werden, einem Reformprinzip, einer Partei, einer Politik zuzustimmen, und doch kann es sich als unmöglich herausstellen, sie dazu zu bringen, auch nur eine Maßregel im Programm dieser Partei zu ratifiziren. Hin und wieder sehen wir hier zu Lande eine Frage von größerer Wichtigkeit die Oeffentlichkeit beschäftigen, und die Wahl wird mit Bezug auf sie zu einer Art Referendum — oder richtiger Initiative. Aber selbst dann werden die Wähler mehr aufgerufen, eine Politik zu sanktioniren, als ein Gesetz zur Annahme zu bringen. Wenn zum Beispiel Gladstone 1891 das Mandat erhielt, Homerule in Angriff zu nehmen, so würde es sehr irrig sein, daraus zu folgern, daß er auch einer Majorität für seinen Homerule-Gesetzentwurf sicher gewesen wäre, wenn derselbe, nachdem ihn die Lords verworfen, der Volksabstimmung unterbreitet worden wäre. Bei einer solchen würden die Gladstonianer über die Fragen des Finanzausgleiches mit Irland, über die Vorschriften für die Aufrechterhaltung von Gesetz und Ordnung, die Errichtung einer zweiten Kammer in Irland, sowie die Stellung der irischen Abgeordneten im Reichsparlament auseinander gelaufen sein, und wie viele von ihnen wären im Stande gewesen, über einen dieser Punkte ein kompetentes Urtheil abzugeben? Der Status quo hat vom Referendum alles zu gewinnen. An-hänger derselben Ideen können nur durch eine Politik zusammengehalten werden. Man werfe die kleinen Fragen einzeln auf, und man wird jedem Einzelnen es ermöglichen, für seine persönliche Auffassung vom Fortschritt seine Vorbehalte zu

---

[1] Seitdem ist bekanntlich auch das eidgenössische Militärgesetz verworfen worden, welches das schweizerische Heerwesen einheitlicher ausbauen wollte. Man hat diese Ablehnung in sozialistischen und demokratischen Kreisen als einen Volksprotest gegen den Militarismus gefeiert, und bis zu einem gewissen Grade auch mit Recht. Es hieße aber uns selbst täuschen, wollten wir uns verhehlen, daß mindestens ebenso viel wie der Gegensatz gegen den Militarismus der Partikulargeist der französischen und ultramontanen Kantone zur Ver-werfung des Gesetzes beigetragen hat. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß Macdonalds Bemerkungen über das Referendum in der Schweiz sich auf Informationen aus zweiter Hand (Revue-Artikel, Pamphlete, Zeitungsberichte 2c.) stützen und daher in manchen Dingen nicht genau den Thatbestand treffen. So sind wohl viele schweizer Radikale heute dem Referendum abgeneigt, aber ein anderer Theil, und darunter gerade viele der besseren Demo-kraten, halten durchaus an ihm fest und suchen seinen negativen Tendenzen die besten Seiten abzugewinnen. Sie gestehen zu, daß dieses Kind der Ideologie schwer zu leiten ist, aber sie möchten es darum doch nicht aufgeben. Wir sind die Letzten, sie darob tadeln zu wollen, aber ganz sicher ist, daß, wenn schon in der Schweiz sich das Referendum eher als eine konser-vative Potenz bewährt hat, es in Ländern mit weniger ausgebildetem demokratischen Bewußt-sein und weiter verzweigten und weiter reichenden Interessen sich in noch sehr viel höherem Grade als ein Hemmschuh der Fortentwicklung bethätigen würde. Ed. B.

ıachen. Der schottische Liberale stimmt heute noch für die liberale Partei, die egen seine Kirche loszieht. Hätte er aber das Referendum, so würde er jeden Versuch der Entstaatlichung der schottischen Kirche mit erdrückender Mehrheit iederstimmen. Die Zusammenhaltung einer Partei des Fortschritts erfordert, aß die einzelnen Reformen in ihrem Programm einander derart das Gewicht alten, daß sich keine zentrifugalen Kräfte in dem Schooße der Partei bilden önnen. Auf diese Weise werden die Einzelnen dazu gebracht, ihre kleinen Steckenpferde, Sondergruppen und Idiosynkrasien in ihren weiten politischen Ueberzeugungen aufgehen zu lassen. Der Fortschritt wird zur organisirten und proportionirten Fortentwicklung, und nicht zur konfusen Bewegung politischer Winkelpolitiker.... Eine primitive Form der Demokratie paßt nicht in die Logik und ie Politik des modernen Sozialismus.

„Aber“, mag der an die direkte Abstimmung glaubende Sozialist einwenden, „mein Plan einer Regierung ohne geschulte Politiker schließt neben dem Referendum auch die Initiative ein.“ Es mag vielleicht scheinen, als werde adurch die Sache gebessert, und in der That wurzeln viele der für das Referendum ins Feld geführten Argumente in einer Verwechslung der beiden Formen er direkten Gesetzgebung und gelten in Wirklichkeit nur für die Initiative.... Prüfen wir wiederum die Resultate, und nehmen wir aufs Neue Zürich als Anzeiger dafür, was in diesem Lande passiren dürfte. Von 1869 bis zum August 1893 sind 19 Initiativvorschläge vor die Wähler Zürichs gebracht worden. Von diesen haben vier die Zustimmung der Volksvertretung erhalten, nd zwei von diesen vier gingen bei der Abstimmung durch. Von den übrigen 15 wurden nur drei vom Volk angenommen, und diese drei betrafen: die Errichtung iner Korrektionsanstalt für Landstreicher, die Wiedereinführung der Todesstrafe[1] nd die Abschaffung des Impfzwanges.... Bei seinen Versuchen, sich durch das Mittel der primitiven Demokratie selbst zu regieren, hat der industrielle Kanton Zürich seine „politische, geistige und moralische Entwicklung“ nur durch Verwerfung ines Haufens von humanen Gesetzen, Errichtung eines Korrektionshauses und Abschaffung des Impfzwanges auszudrücken vermocht.

Kein Zweifel, Jeder von uns hat seine politische Trumpf-Idee in petto, ie wir mit Wucht aufs Tapet bringen würden, wenn die Initiative zum Bestandheil des politischen Apparats von England gehörte. Wir würden unsere Zirkulare rucken lassen und unsere Unterschriften sammeln. Das ist der Traum der chweizerischen Radikalen — gewesen, die verbissenen schweizerischen Antisemiten aben ihn verwirklicht.[2] Würden wir bei uns nicht Aehnliches erleben? Denn enau wie das Referendum die einzelnen Fragen aus ihrer politischen Verbindung erausreißt, auf sie in ihrer Isolirung den Ton legt und so die Fragestellung älscht, würde es auch die Initiative thun. Und Lord Winchelsea (Führer der nglischen Agrarpartei), der Erzbischof von Canterbury und Mr. Athelstan Riley Führer der anglikanischen Kirchenpartei), Mr. Howard Vincent (Schutzzöllner),

---

[1] Diese ward später beim Referendum wieder verworfen. (Als es zum Referendum am, handelte es sich eben um die bestimmte Form der Durchführung des Initiativorschlags, und darüber ging die vorherige Mehrheit in die Brüche. In diesem einen Falle rwies sich also das Referendum auch einmal als Schutzmittel gegen einen reaktionären Vorchlag, aber leider macht eine Schwalbe noch keinen Sommer. Ed. B.)

[2] Anspielung auf die Initiative gegen das Schächten, die im Auslande vorwiegend als ine antisemitische Maßregel aufgefaßt worden ist, während in Wirklichkeit die erste Anregung azu von sehr wohlmeinenden Thierfreunden gegeben wurde, denen jeder Rassenhaß fremd ist. Richtig ist nur, daß ohne die Antisemiten diese Initiative erfolglos geblieben wäre. Ed. B.

der „Ex-Hochwürden" Mr. Brooke, Mr. Samuel Smith und der Verein der freien Arbeit (Bekämpfer der Sozialdemokratie und der Gewerkschaften), sowie die Protestantische Allianz haben gleichfalls ihre Trumpf-Ideen, die nicht nur durch die mit der Initiative verbundenen Diskussionen weithin bekannt gemacht, sondern auch durch die ganze Art der Agitirung von Initiativvorschlägen in eine ausgezeichnete taktische Position versetzt werden würden. Ferner, wird die Zahl der für eine Initiativforderung erforderten Unterschriften so hoch angesetzt, daß sie sich der Kraftpotenz nähert, die sich auch mittels der gewöhnlichen Kanäle des Repräsentativsystems geltend machen würde, so verliert dieses Auskunftsmittel sehr an Werth; wird die Zahl niedrig angesetzt, so würde das Land gleich den Trade Unions, die die Initiative hatten, mit unreifen Anträgen überschwemmt werden, die vielleicht wirklichen Bedürfnissen Ausdruck gäben, aber in so ungeschickter Form, daß sie die Sache, die durch sie gefördert werden soll, direkt schädigen. . . . Ich kann zur Kritik der Verwirklichung der Demokratie durch Initiative und Referendum kaum Besseres anführen als einige Sätze Sir Henry Maines, die auf die Demokratie überhaupt gemünzt sind, aber nur auf die hier vorgeführte Form derselben zutreffen:

„Was die verwickelten Fragen der Politik anbetrifft, die an sich geeignet sind, die Kräfte der stärksten Geister aufs Aeußerste anzuspornen, thatsächlich aber unbestimmt erfaßt, unbestimmt formulirt und größtentheils von den erfahrensten Staatsmännern auf gut Glück behandelt werden, so ist die Annahme, daß die Menge in gemeinsamer Aktion sie schlechtweg erledigen kann, eine Chimäre. Und in der That, wenn es wirklich möglich wäre, die Ansichten einer großen Anzahl von Menschen hinsichtlich ihrer zu ermitteln und die Gestalt der Gesetzes- und Verwaltungshandlungen des Staates diesen Ansichten als souveränen Bestimmungen genau anzupassen, so würden wahrscheinlich die verderblichsten Böcke gemacht und aller soziale Fortschritt aufgehalten werden." —

Ich habe mich mit diesen kritischen Bemerkungen gegen gewisse Reformvorschläge gewendet, die uns Sozialisten gelegentlich aufgedrungen werden und die möglicherweise eines Tages dazu gelangen, einen festen Bestandtheil des sozialistischen Glaubensbekenntnisses zu bilden — meiner Ueberzeugung nach zum Schaden der sozialistischen Bewegung. Ich möchte meine Genossen ersuchen, sich weder aus Gutmüthigkeit, noch aus Verdruß über den gegenwärtigen Zustand der Dinge etwas aufdringen zu lassen. Bei Prüfung dieser Einzelfragen bin ich von einem ganz bestimmten, wesentlich sozialistischen Gesichtspunkt ausgegangen, und ihm habe ich mich während der paar Minuten, die ich Sie noch in Anspruch nehme, jetzt zuzuwenden. Welches ist dieser Gesichtspunkt?

Ich glaube nicht an eine unpersönliche Demokratie — d. h. nicht an ein Regierungssystem, das schon darum gut sein soll, weil es auf einem so vortrefflich eingerichteten politischen Apparat beruht, daß die Schaffung guter Gesetze ein rein mechanischer Prozeß sei. Es ist aber zu bemerken, daß diese Auffassung der Demokratie, von der ich manchmal fürchte, daß die sozialistische Partei sie zu adoptiren geneigt ist . . . nicht ein Gedanke des wissenschaftlichen Sozialismus ist, sondern ein solcher des unwissenschaftlichen Radikalismus. Sie war der Traum von Leuten, die unter der Herrschaft von privilegirten Klassen lebten, und die natürliche Ergänzung der Ansicht dieser Leute, daß der Staat nur eine Großmutter, die sich blos einmische, um zurückzuhalten, und daß die Massen, wenn sie nur erst das Stimmrecht hätten und frei entscheiden könnten; immer für ihre eigenen Interessen — d. h. für die Ideen dieser selben Politiker — stimmen würden. Die moderne Auffassung vom Staat als eines organischen Ganzen, die nicht nur den Staatswissenschaftlern zu erleuchteten Ideen verholfen, sondern auch

en Politikern Argumente in den Mund gelegt und mehr als irgend eine andere
inzelidee dazu beigetragen hat, den Bau der sozialistischen Gedankenwelt aufzu-
chten, wird von dieser Vorstellung, daß die Demokratie Gleichheit der Fähig-
eiten und Gleichförmigkeit der Verrichtungen von Stimmgeber und Gesetzgeber
edeuten soll, abgestoßen. Die Demokratie des Kollektivismus, die auf der
ehnlichkeit des Verhältnisses zwischen der Ordnung und den Funktionen der
heile von Organismen mit dem zwischen der Verfassung einer Gesellschaft und
en Funktionen ihrer Einzeltheile besteht und von der außerordentlich komplexen
erzweigung des kollektiven Baues bestimmt wird, liefert das Material für die
ifferenzirung der Regierungsfunktionen. Die direkte Demokratie, bei der es
eine solchen Spezialisirungen giebt, ist eine primitive Form, die nur für primitive
emeinwesen paßt. Eine zusammengesetzte Gesellschaft braucht, genau wie der
enschliche Körper, ein Gehirn, und das Gehirn der Gesellschaft ist der Staats-
ann,[1] der, wenn er **für** die Gesellschaft denkt, ein Autokrat, wenn er **mit** ihr
enkt, ein demokratischer Funktionär ist. Bei der Regierung eines Landes, das
ch noch einige Lebenskraft bewahrt hat, dürfen die speziellen Interessen von
ndividuen und Schichten nicht so behandelt werden, wie diese selbst es wünschen,
ondern wie das Wohl der Gesammtheit erfordert; weittragende Auffassungen
ortgeschrittenen Charakters müssen bei Behandlung der landläufigen Geschäfte des
ages zum Ausdruck gebracht werden, tausend widerstreitende Kräfte und Wünsche
neinander abgewogen und in Einklang gebracht werden. Dies können nur
pezialisten besorgen — einerseits solche, die ihre demokratische Sanktion von den
timmgebern erhalten, d. h. politische Führer, und andererseits solche, die politische
eden zu Regierungsanordnungen ausgestalten, d. h. sachverständige Verwaltungs-
änner. Ich weiß, auf welch gefährlich vulkanischen Boden ich mich da begebe.
in Vorurtheil gegen diese offene Stellungnahme hat sich in die sozialistische Be-
egung in dem Gewande der Furcht vor Führern, welche sie verkaufen möchten,
ingeschlichen. Aber diese Furcht kann nur vorübergehend die Gemüther erfüllen.
at sie doch, wie wir Eingeweihten wissen, zu keiner Zeit der Independent Labour
arty oder der Sozialdemokratischen Föderation die Richtschnur ihres Verhaltens
iktirt, obschon sie Vertretern beider Organisationen Stoff zu recht thörichten
eden und Artikeln geboten hat. Ich gebe zu, daß die betreffenden Redner und
rtikelschreiber mannigfach provozirt waren. Keine Bewegung ist öfter auf dem
arkt feilgeboten, keine so oft durch private Abmachungen verkauft worden, wie
ie Arbeiterbewegung. Aber in diesen Dingen ist leider nicht hier alles ebenes
and und dort alles Abgrund. Wir befinden uns einfach zwischen dem Teufel
nd dem tiefen Meer — zwischen dem Teufel der Autokratie und des Wett-
ietens und dem tiefen Meer vergeudeter Fähigkeit und ungeleiteter Anstrengungen,
elch letzteres wirkungslose Proteste und schließliche Lähmung bedeutet. Haben
ir zu viel Führerthum, so werden wir über den einen Abhang gestürzt, haben
ir zu wenig, turkeln wir über den anderen. Wenn aber Jemand der An-
esenden wirklich ernsthaft die Idee einer Partei ohne Führer und einer Regie-
ung ohne Staatsmänner zu vertheidigen gedenkt, so möchte ich ihm entgegen-
alten, daß sein System einen bedenklichen Riß aufweist, so lange er die Wahl
on Delegirten durch Abstimmung erlaubt. Diese Wahl mittels bewußter Aus-
bung einer Bevorzugung ist nach seiner Theorie durchaus undemokratisch. Wenn
lle Voraussetzungen der direkten Demokratie richtig sind, so muß der Delegirte

---

[1] Das Wort „Staatsmann“ wird im Englischen in einem weiteren Sinne gebraucht,
ls in Deutschland.

durch das Loos ernannt werden, wie es unter den Regierungsverhältnissen übli war, die einige Sozialisten wiederherstellen möchten. Indeß dies reduzirt d Theorie auch sofort zur Abgeschmacktheit.

Was hat aber dann die Beziehung zwischen Wähler, Gewähltem und Ve waltungsmitglied wirklich zu sein? Es ist nicht meine Absicht, das Bild ein vollkommenen Demokratie zu entwerfen, wo der mittelmäßigste Wähler die hohe geistigen Fähigkeiten von Macaulays Schuljungen erreicht hat. Ich nehme d Dinge, wie sie sind, und suche eine praktizirbare Theorie der Demokratie aufzu finden, die uns besser als irgend eine andere unsere tägliche Arbeit verrichte hilft. Wir werden nur irregeführt, wenn wir den Stimmgeber als einen Gese geber betrachten.... Der Stimmzettel giebt der Ansicht von der allgemeine politischen Sachlage und dem Vertrauen Ausdruck; er ist entweder ein „Red gethan, du getreuer Diener“ oder ein „Hebe dich weg von mir“ mit dem nöthige gewürzten Füllwort, ein Pronunciamento der Masse darüber, ob die Ergebnis einer gewissen gesetzgeberischen Thätigkeit ihren Beifall haben oder nicht, und c gewisse in Aussicht gestellte politische Maßnahmen Befürchtungen oder Hoffnunge in der Demokratie erwecken. Wie wir dem Klavierstimmer und Essenkehrer nich dreinreden, bevor wir nicht unser Piano versucht und unser Feuer im He angezündet, so hätte auch nur und — ob wir es in unseren Reden und Pamphlete zugestehen oder nicht — pflegt auch in der That nur die Erfahrung bezügli der von einer Regierung bewirkten Aenderungen das Volksverdikt zu bestimme Unser Bestreben muß daher sein, den demokratischen Apparat so zu vervollkommne daß er gleich der Goldwage der Bank von England minderwerthige Münzen ve wirft. Das demokratische Votum sollte mit anderen Worten zu einem wirkliche Prüfstein gemacht werden, den fähigen Mann zu ermitteln. Der Sozialismu hat Carlyle noch nicht zu den Kirchenvätern geworfen, sondern seinen Arm i den Carlyles gelegt.

Der Gewählte ist also ein Vertreter und nicht blos ein Delegirter.... Soll der ins Haus der Gemeinen Entsandte ein bloßer Delegirter sein, so wi er dort nichts ausrichten können, da es nicht möglich ist, ihm ein Mandat a den Weg zu geben, das der beständig wechselnden Lage der Dinge und Geschäf im Parlament gerecht wird. Nur soweit es sich um Prinzipien und die al gemeine politische Stellungnahme handelt, ist der gut demokratische Abgeordne ein Delegirter; soweit die Methode (Taktik), die Wahl der rechten Zeit und d ganze gesetzgeberische Einzelarbeit in Betracht kommt, ist er es nicht. Das Gese gebungsmitglied muß in der That die Eigenschaften von Herr und Diener in si vereinigen, eine motorische und eine sensorische Natur haben.... Was immer i der unbekannten Zukunft liegen mag, die nächste Haltestelle auf dem Wege de demokratischen Fortschritts, soweit die Regierungsfrage in Betracht kommt, wi erreicht sein, wenn wir die scheinbaren Gegensätze: demokratische Kontrolle un individuelle Freiheit, versöhnt haben werden. In seinem weiteren Umfange ge dieses Problem über das des demokratischen Apparats hinaus und wird zu ein Frage der Produktion des ehrlichen Mannes....

Inzwischen müssen wir darnach trachten, die Leistungsfähigkeit des Hause der Gemeinen vornehmlich durch Andersgestaltung seiner Geschäftsführung z steigern. Zur Zeit gleicht dasselbe einem alten Schreibtisch, an dem viele Gene rationen von Schreibern gesessen und auf dem jeder etwas von seinem Gekritz zurückgelassen hat.... Die leitende Idee der Neugestaltung muß sein Abgrenzun und Verknüpfung, Dezentralisirung und Föderirung. Portmahomac muß sei Wasserleitungsverordnungen und Schottland seine Kirchen- und Erziehungsfrage

.bst erledigen, Indien muß in London auch ohne die Wahllaunen von Clerken-
ell und Bethnal Green vertreten sein;[1] und Neufundland darf nicht auf den
iten Willen des Vertreters eines englischen Bergarbeiterkreises angewiesen bleiben.
er in neuerer Zeit zunehmende Gebrauch, Gesetzentwürfe ausgewählten Kom-
issionen zu überweisen, muß noch viel mehr verallgemeinert werden. . . . Sir
rskine May hat wiederholt vorgeschlagen, das ganze Haus in sechs große, die
arteien in entsprechendem Verhältniß vertretende Komites zu gruppiren, denen
e Gesetzentwürfe zc. betreffend Religions- und Kirchenangelegenheiten, das Rechts-
esen, Gewerbe, Handel und Schiffahrt, Lokalsteuern und Lokalverwaltung,
adien und die Kolonien, Unterricht und Angelegenheiten allgemeinerer Natur zur
ehandlung zufielen. Dies wäre eine gute Idee für den Ausgangspunkt. Die
othwendigkeit der Theilung der parlamentarischen Geschäfte wird von Session
Session dringender, und das erste Ministerium, das wirklich Arbeit leisten
ll, kann seine frische Kraft nichts Besserem zuwenden, als einer derartigen
eform der Geschäftsführung. . . .

Schließlich noch ein Wort über das Verhältniß zwischen dem ständigen
erwaltungsbeamten und dem Wahlkörper.[2] Das Verwaltungsmitglied muß mit
r öffentlichen Meinung in Fühlung gebracht werden. Das soll nicht heißen,
ß die Verwaltungspolitik jedesmal geändert werden soll, wenn eine Regierung
i der Wahl unterlegen, sondern nur, daß sie den Ansprüchen der Demokratie
angepaßt werden soll, wo dieselben die Form einer Regierungspolitik an-
hmen. Dazu ist nicht erforderlich, daß die Amtsposten zu Preisen für Poli-
ker oder die Beamten dem Haus der Gemeinen verantwortlich gemacht werden,
owohl die Letzteren jeweilig aufgefordert werden mögen, dem Haus klaren Wein
nzuschenken. Ich zweifle sehr, ob ein besseres Auskunftsmittel gefunden werden
nn als der Puffer eines Ministers, der gleichzeitig der Kontrolle des Hauses
r Gemeinen und dem zügelnden Einfluß des ständigen Beamten unterworfen ist,
id der für die Rettung aus diesem anscheinend verderblichen todten Punkt auf
in staatsmännisches Genie angewiesen ist. Wenn ein Mann in solcher Lage
er in der Regel zu schwach für den Widerstand der Abtheilungschefs sein sollte,
könnte man ihm auf mannigfache Weise die Nieren stärken. Es könnten vom
aus der Gemeinen Kommissionen ernannt werden, die ihm als Direktorial-
mites zur Seite gestellt würden, aber mit begrenzten Vollmachten — mehr als
äthe wie als Staatsminister zweiten Ranges. . . . Einer der Vortheile solcher

[1] Zwei Londoner Wahldistrikte, von denen der erste (Zentral-Finsbury) 1892 einen
beralen Indier wählte, ihn aber 1895 durchfallen ließ, während in diesem Jahre der zweit-
nannte Wahlkreis einen konservativen Indier ins Parlament sandte. Ed. B.

[2] Bei den hier folgenden Ausführungen ist ganz besonders im Auge zu halten, daß
e für ein Land mit weit entwickelter parlamentarischer Regierung, aber ständigem Ver-
altungspersonal gelten, und daß in neuerer Zeit der passive, aber beharrliche Widerstand
r ständigen Beamten gegen Reformen in der Verwaltung, welche ihnen von Ministern
gemuthet werden, zu vielen Klagen Anlaß gegeben hat. Man erinnere sich z. B. der Be-
werden, die auf den Gewerkschaftskongressen über die Unlust der ständigen Beamten erhoben
orden sind, die Fair Wages- zc. Anordnungen der Minister allseitig durchzuführen. Den
indigen Beamten völlig vom Minister abhängig machen, hieße ihn unter Umständen vom
litischen Streber und Demagogen abhängig machen, und das wäre schwerlich eine gesunde
emokratie. Gewöhnlich verstehen die Minister blutwenig vom Detail der ihnen unterstellten
epartements und sind daher entweder reine Puppen in der Hand der ständigen Departements-
efs oder verfügen Dinge, deren unvermittelte Durchführung in der That ohne große
chädigung des Gemeininteresses nicht möglich ist. Das Problem ist also für die Demo-
atie in England ein durchaus aktuelles. Ed. B.

Komites würde der sein, die vom Bureaukratismus freie Auffassung der Volks vertretung beständig dem Minister vor Augen zu halten, bevor derselbe noch zu einem Schlußentscheid gekommen und namentlich bevor er noch dem ständige Abtheilungschef zum Opfer gefallen ist. Ferner würden sie, was zugleich de beste Schutz demokratischer Verwaltung wäre, dafür sorgen, daß die Oeffentlichkei über die Arbeiten der Regierungsämter ständig unterrichtet würde. Sir Erskin May's Reformprojekt würde von ganz besonderem Nutzen sein, wenn es zu eine detaillirten Prüfung der Budgets durch Komites von Sachverständigen führte zu denen die Exminister hinzuzuziehen wären. Eine wirkliche sachgemäße Prü fung der Budgets ist der Schlüssel zur durchgreifenden Reform der Gesetzgebungs und Verwaltungsmethoden. Aber es ist wenig Aussicht dafür vorhanden, so lange der Beruf des Parlamentariers als der angemessene Abschluß einer erfolg reichen Laufbahn als Shopkeeper und der natürliche Anfang einer erfolgreiche Juristenlaufbahn betrachtet wird. Einer der wenigen Vortheile des alten System der geschlossenen Wahlflecken war der, daß es Leute in die Lage versetzte, di politische Thätigkeit als einen Lebensberuf zu wählen. Damals hatten wir wirk lich Staatsmänner, was auch immer sonst ihre Fehler gewesen. Die Demokrati muß ihre Politiker bezahlen und unumwunden die politische Laufbahn als eine sowohl ehrenwerthen wie nützlichen Beruf anerkennen.

Die Zeit, über die ich verfügen durfte, und der Umfang des zu behandeln den Gebiets haben mich oft gezwungen, Behauptungen aufzustellen, ohne di Thatsachen oder Erklärungen dafür anzugeben, und meine Vorschläge in eine Gestalt zu belassen, wo es ihnen an Bestimmtheit und Beweiskraft fehlt. Ic hoffe aber, daß die Hauptgedanken hinlänglich klar sind, auf Grundlage dere ich, unter Ausschluß der noch in weiterer Ferne liegenden demokratischen Möglich keiten, eine brauchbare Theorie der Demokratie aufzubauen versucht habe, der e verhältnißmäßig leicht sein würde, Spezialvorschläge in Bezug auf Wahl-, Gesetz gebungs- und Verwaltungsreformen einzufügen, und daß es mir gelungen ist Ihnen die Wichtigkeit des zweiten Zweckes meiner Ausführungen darzulegen — den Protest gegen die Hast, mit der sozialistischerseits erstens verschiedene Schlag worte, die im Namen des Fortschritts ausgeschrien werden, aber in Wirklichkei nur die Nothstandssignale einer Partei sind, zweitens gewisse Anschauungen, di ehrwürdig gewordener Radikalismus, aber mit dem Gedankengang, der die sozia listische Ideenwelt am meisten bereichert hat, unvereinbar sind, und drittens gewiss Vorschläge auf Reformen im Regierungswesen acceptirt werden, die auf da Muster der Verfassungen von Ländern zugeschnitten sind, deren Zustände un Volkstemperament grundverschieden von denen Englands sind. Im Allgemeine habe ich, wenn ich diese Fragen aufwarf und etwas dogmatisch einige Ketzereie zum Besten gab, dies in der Hoffnung gethan, zu einer ernsthaften Prüfung de Stellung Anlaß zu geben, welche die Sozialdemokratie gegenüber den Fragen de Politik einzunehmen hat, und noch für eine Weile im sozialistischen Lager der Geist weitherziger Untersuchung zu bewahren. „Unzweifelhaft", um mit den Worte Matthew Arnolds zu schließen, „gehen wir großen Veränderungen entgegen, un für jede Nation (wir möchten sagen Partei) ist daher die dringendste Aufgab die, ihre Situation klar festzustellen, um so zu erkennen, durch welche besondere Maßnahmen sie jenen am besten zu begegnen vermag. Weite und Elastizität de Geistes sind in solchen Zeiten die vornehmsten Tugenden. . . . Vollkommenes wir nie erreicht werden, aber eine Periode der Umgestaltung rechtzeitig zu erkenne und sich ehrlich und vernünftig ihren Gesetzen anzupassen, ist vielleicht die höchst Stufe zur Vollkommenheit, die Menschen und Nationen zu erreichen vermögen."

Arbeiterverhältnisse in Argentinien.

Von German Avé-Lallement.

Argentinien umfaßt ein durch 34 Breitegrade sich hinziehendes Gebiet. Seine N-S-Ausdehnung ist also gleich der Entfernung vom Nordkap bis Messina, und daher seine klimatischen Verhältnisse überaus mannigfaltige, wodurch eine große Verschiedenheit der Produktions- und Arbeitsbedingungen durch die Natur gegeben ist.

Im Gebiete der Misiones, wie im nahen Paraguay und der brasilianischen Provinz Paraná, mit subtropischem Klima, bilden Indianer und Mestizen, Nachkommen jener Guaranis, welche die Jesuiten in den einst so blühenden kommunistischen Gemeinden der Misiones del Paraguay, deren merkwürdige Ruinen heute noch die Bewunderung des Beschauers erwecken, zivilisirt und kapitalistisch ausgebeutet hatten, den Stamm der arbeitenden Bevölkerung.

Dort schanzen Tausende dieser furchtbar ausgebeuteten braunen Wesen, Männer und Frauen vom zartesten Kindesalter an, im Dienste der Pächter, welche gegen Zahlung einer wucherischen Grundrente von den in Buenos Ayres lebenden Großgrundbesitzern das Recht erkaufen, die Yarba, den Paraguay-Thee, zu brechen, den Wald zu fällen und das Holz in den Obrajes oder Schneidereien am Paraná für den Transport flußabwärts zu verarbeiten, oder Zuckerrohr, Tabak, Mais, Mandiocca und Orangen zu pflanzen, auch wohl Viehzucht auf dem offenen Campo, welcher sich strichweise zwischen dem hohen Urwalde hinzieht, zu betreiben.

Weiße Arbeiter europäischer Abkunft können sich nicht mit diesen Halbindianern, die meist nur Guarani, wenig portugiesisch und noch weniger spanisch sprechen, messen, und die bisher angestellten Kolonisationsversuche sind fast alle elend gescheitert an den infamen sozialen Zuständen, die dort herrschen, an der Diebswirthschaft der Verwaltung und der Großgrundbesitzertyrannei, trotzdem das Land überaus fruchtbar, gesund und wunderbar schön ist.

Am schlimmsten geht es den Arbeitern in den Yerbales, den Theewäldern, welche sporadisch mitten im Urwalde gelegen, durch die vielen Gefahren ausgesetzten Exploradores erst entdeckt, dann durch Aufhauen von schmalen Waldpfaden, Picadas, erst zugänglich gemacht werden müssen, ehe an die Gewinnung und Verpackung der Blätter und Zweige gegangen werden kann.

Die Yerbateros arbeiten meist im Akkord und verdienen dann bis zu 1,50 Pesos Papier (1,50 bis 2 Mark, je nach dem Stand des Agios) pro Tag oder im Tagelohn zu 1 Peso. Dieser Lohn ist aber rein nominell, da das ungebundenste Trucksystem herrscht, der Arbeiter nie aus der Schuld an seinen Patron (Arbeitgeber) herauskommt, es sei denn, daß er flieht, was fast unmöglich ist im Urwald, und die frechste Lohnprellerei von den Capataces (Aufsehern) getrieben wird.

Als Wohnung dient der Schatten der Bäume oder eine Ramada, ein aus Blättern der Pindópalme hergestelltes, auf vier Pfählen ruhendes Dach, unter dem die kaum mit einigen Lumpen behängten menschlichen Wesen beider Geschlechter und jeden Alters bunt durcheinandergewürfelt liegen. Hauptnahrungsmittel ist der Mais und die Mandiocca. Gearbeitet wird von Sonnenauf- bis -Untergang, und des Capataz aus fester Capivarihaut geflochtene Peitsche hält die göttliche Yerbalordnung aufrecht.

Die schlimmsten Feinde des Yerbatero sind der Hunger, die Krätze und die Mosquitos. Skorbut und Pellagra kommen öfter vor. Die Canna (Zucker-

rohrbranntwein) liebt der Yerbatero leidenschaftlich, und so wie er nüchtern der gefügigste und zahmste Knecht ist, so wild und unbändig wird er im betrunkenen Zustande. Wie alle Indios de Misiones ist er sehr musikalisch, und der Guitarrero (der Guitarrenspieler) und Payador (Sänger improvisirter Lieder) stehen bei ihm im höchsten Ansehen. Der Folk-Lore besingt namentlich die Heldenthaten des Guarani Andresito, jenes Anführers der letzten Indianerrebellion von 1818 und 1819.

Wenig besser geht es den auf den Plantagen und Zuckerfabriken beschäftigten Halbindianern. Auch sie sind Sklaven und ihr Lohn ist nur nominell 0,50 bis 1 Peso pro Tag. Vor wenigen Jahren empörten sich die auf der Zuckerfabrik des Generals Roca, eines mehrfachen Millionärs, Bruder des seit 15 Jahren faktisch als Diktator herrschenden Präsidenten, beschäftigten Tobas und Matacos, die dann von Linientruppen gejagt und sämmtlich niedergeschossen oder in den Fluß gestürzt wurden. Bei der Gelegenheit gelangten nähere Nachrichten über die grausame Behandlung der Peones und die Folterqualen, die sie von betrunkenen und blutdürstigen Capataces zu erleiden hatten, an die Oeffentlichkeit. Natürlich leugnete die offizielle Presse hinterher alles ab.

Im Gran Chaco, in diesem bald von Dürre, bald von großen Ueberschwemmungen heimgesuchten weiten Waldlande, arbeiten auch meist nur Mestizen auf den Obrajes, meistens Paraguayer. Die Sandflöhe, Piques, bilden hier die größte Plage der arbeitenden Menschheit. Ein guter Obrajero verdient bis zu 2 Pesos täglich, und die Kost besteht, wie im übrigen Theile Argentiniens, besonders aus Fleisch und Mais. Europäische Kolonisation hat hier nur wenig Erfolg gehabt. In Tucuman, einst, ehe seine herrlichen Wälder so ausgerottet wurden wie jetzt, der Garten Argentiniens, hat sich ganz besonders die Zuckerindustrie, der Tabakbau und das Fällen von Quebrachoholz zu großartigen Proportionen entwickelt. Die Plantagenarbeit liegt ganz in Händen von Mestizen. Die Zuckerrohrkultur ist stets überall in der Welt die Trägerin maßloser und unmenschlicher Ausbeutung von rechtlosen Sklaven gewesen, sie wird dreifach so unmenschlich dort, wo die Zuckerproduktion, wie in Tucuman, durch hochgeschrobene Schutzzölle künstlich gezüchtet und durch gegen Wucherzinsen angeliehenes Geldkapital, bei hoher Grundrente, zu einer forcirten Entwicklung gebracht worden ist. Im vorigen Jahre erhob sich ein Schrei der Entrüstung, als der italienische Literat und Reisende Annibale Latino (A. Ceppi) in dem Großgrundbesitzerorgan „La Nación" über die Lage der 60000 bei der Zuckerindustrie in Tucuman beschäftigten Arbeiter ein annäherndes Bild entwarf, aber Keiner wagte es, eine Widerlegung zu versuchen. Wirklich muß man nach Tucuman gehen, wenn man sehen will, wozu der Großgrundbesitzer sich selbst und den Arbeiter macht, da wo er die Welt ungenirt nach seinem Ideal modeln darf. In Tucuman kommt das Sumpffieber — Chucho — häufig vor, aber die Mestizos arbeiten im Sonnenbrande oder im niederstürzenden Regen ebenso wie bei der Hitze der riesigen Pfannen und Kessel von früh bis spät ohne Unterbrechung fort, mit der Bewußtlosigkeit unvernünftiger, verstandesloser Arbeitsthiere, welche zufrieden sind, wenn sie nur eben zu fressen bekommen. Die Widerstandsfähigkeit dieser Leute ist erstaunlich, noch mehr ihre Bedürfnißlosigkeit. Stumpf und gleichgiltig, schweigsam, niemals laut werdend, selten einmal plaudernd, kaum gekleidet, schleppen sich Mann und Frau und Kind durchs Dasein hin. Die allergrößte Freiheit, bis zum Incest reichend, und durch die äußerst primitiven Wohnungszustände von den Patrones absichtlich bestärkt, herrscht im geschlechtlichen Verkehr. Die Kost besteht aus Mais, Bohnen und Fleisch. Der Lohn beträgt bei

5- und 16stündiger Arbeitszeit während der Ernte 0,50 bis 0,80 Pesos
Papier, ist aber nominell, da das Trucksystem herrscht und die Lohnprellerei,
egen welche die Peones bei der eisernen, von den Capataces aufrecht erhaltenen
Disziplin nie zu protestiren wagen. Das in Tucuman herrschende Gesindegesetz
(Ley de conchavos) stempelt den Peon zu einem vollständigen Sklaven, der
ber den Plantagenzaun seines Patrons nicht hinausgehen darf.

Auf der weiten Pampa, dem endlosen Grasmeere, herrschen ganz andere
Zustände. Vor 20 und 30 Jahren noch war von Ackerbau auf derselben kaum
ie Rede. Der Gaucho hütete die zahlreichen Herden, deren Mist und Ge-
trampel dem ursprünglich ganz unfruchtbaren armen Lande erst seine gegenwärtige
Produktionsfähigkeit verlieh. Der Gaucho hütete seine eigenen Thiere oder die-
enigen seines Patrons auf Antheil und stand sich gut dabei. Seitdem aber
das Grundeigenthum durch Drahtzäune abgeschlossen worden ist und mit der
Einwanderung zahlreicher Gringos (Fremder) die Viehzucht ganz veränderte
Methoden des Betriebs annahm, hat sich die Lage der Gauchos immer mehr
erschlechtert. In der modernen argentinischen Dichtkunst kehrt die Klage über
ie vergangene alte Gauchoherrlichkeit häufig wieder.

Der Peon de Estancia (Ochsenknecht) bekommt neben der Kost, die
us Fleisch, Zwieback, Mais, Bohnen, Nudeln oder Reis und Yerba besteht und
uf 0,30 bis 0,50 Pesos pro Tag geschätzt wird, 40 bis 50 Pesos Monats-
ohn, muß aber dann seine eigenen Pferde im Dienste reiten. Eine eigentliche
Wohnung kennt er nicht. Meistens schläft er im Freien, auf dem Recao
(Sattelzeug) oder in einem Schuppen auf leeren Säcken und dergleichen. Jüngere
Leute (Boyeritos) verdienen nur 20 Pesos. Die Schafzucht wird auf Puestos
(Vorwerken) betrieben in Herden von 1000 bis 3000 Stück. Der Puestero
erbindet sich durch einen Metairievertrag, als Aparcero oder Medianero auf
Antheil. Früher bereicherten sich die Hirten bei diesem Metayagesystem, besonders
Irländer, welche als die besten Hirten galten, aber das ist längst anders ge-
worden und Irländer wandern schon lange nicht mehr ein. Heute sind es
meistens Italiener, die als Puesteros fungiren, Calabresen und Sizilianer, die
uropäischen Kulis, aus deren grausiger Bedürfnißlosigkeit unsere Estancieros
ohe Surplusprofite auszuschwitzen verstehen. Früher konnte ein Scherer 3 bis
- Pesos pro Tag auf 100 geschorene Schafe verdienen. Heute muß aber die
Wolle jeden Fließes sortirt abgeliefert werden und der Mann kann somit nur
50 Thiere scheren. Allgemein werden jetzt Schermaschinen eingeführt, die am
besten von Frauen und jungen Männern bedient werden, die doppelt so viel
Thiere scheren wie früher ein Peon und 1,50 bis 2 Pesos verdienen. Heute
bilden sich immer mehr Wandergänge (Cuadrillas) von 25 bis 30 Scherern
und Schererinnen unter einem Meister (Capataz esquilador), die letzterer
an die Estancieros zur Schurzeit verdingt und die von Estancia zu Estancia
wandern. Der Capataz ist ein richtiger Schwitzmeister in diesem Falle und die
Folgen dieser Gänge kann man sich denken.

Der Ackerbau auf der Pampa wird so betrieben, daß entweder der Eigen-
thümer durch Metairievertrag Unternehmer auf Antheil verpflichtet oder Land
verpachtet oder der Colono seine theuer, meist auf Kredit vom Kolonieunternehmer
gekaufte Parzelle selbst bearbeitet.

Während der großen Prosperitätsperiode von 1882 bis 1889 kamen im
November und Dezember zur Erntezeit Tausende von Einwanderern, Schweizer
und Italiener, her, die bis 80 und 100 Pesos (damals 220 bis 300 Mark)
pro Monat verdienten und im Mai und Juni zur Ernte nach Europa zurück-

fuhren. Nach dem großen Preissturz des Kornes ist das anders geworden. Früher kam ein Kolonist leicht dazu, eine eigene Parzelle erwerben zu können. Er entwickelte sich dann rasch vom Arbeiter oder Peon zum Medianero (Méger), Pächter und Kolonisten oder arbeitete auch nur zwei oder drei Jahre zur Erntezeit hier und in Europa und erwarb sich dann in der Pampa seine Parzelle. Das wird immer schwieriger. Das Land steigt im Preis und die Feldmaschinen werden jährlich besser, aber auch viel theurer. Blühende Ackerbaukolonien entstanden in den östlichen Staaten zu Hunderten rasch nacheinander, heute dehnt sich die Metairiewirthschaft mehr aus und es kommen nur noch italienische Ackerbauer hergezogen.

Ein Vollknecht beim Ackerbau verdient neben der Kost heute bis zu 35 Pesos monatlich, ein Halbknecht 20 Pesos bei einem furchtbar niedrigen Standard of life. Gute Feldmaschinenführer bekommen zur Erntezeit 4 Pesos pro Tag bei 15stündiger Arbeit. Zur Maisernte werden im Akkord von sehr starken Leuten 3 bis 3,50 Pesos pro Tag verdient, gewöhnlich aber nur 2 Pesos, wobei im glühenden Sonnenbrande das meist mehr oder weniger salzige und bittere Wasser stark mit Branntwein versetzt getrunken wird und Fälle von Sonnenstich häufig vorkommen.

Im Gebiete des westlichen, regenarmen Monte, einem Buschland, arbeiten wieder Mestizen auf den Estancias und auf den am Fuße der Gebirge gelegenen durch Berieselung unterhaltenen Luzernen und Maisfeldern und Weinbergen. Diese genügsamen Peones leben von Fleisch und Mais, einer elenden 0,25 Pesos kostenden Ration, und verdienen 12 bis 20 Pesos pro Monat. Diese Nachkommen der Comechingones, Guarpes und Concaranes bilden einen stärkeren Menschenschlag wie Guaranis und Chaquennos im Norden und geben vorzügliche Soldaten ab, auch sind sie viel intelligenter wie jene.

In den Cordilleren betreiben Mestizen, Nachkommen der einst zum Inkareiche gehörigen Calchaquis, Viehzucht bis zu 3000 Meter und Bergbau in primitivster Form bis zu 4000 und mehr Meter Höhe. Viele Chilenen arbeiten auch dort. Den Gipfel der Bedürfnißlosigkeit erreichen diese Mineros, deren furchtbar schwere Arbeit ja bekannt ist. Von Peru und Chile her importirte Chinesen haben mit der Arbeit der dortigen Schlepper (Arpires) nicht konkuriren können. Bei zwölfstündiger Arbeit verdienen daselbst Akkordarbeiter 20 bis 30 Pesos, aber ganz nominell, denn durch das Trucksystem werden die Leute vom Patron auf das Aergste beschwindelt. Die Eigenlöhner (Pirquineros), die mit Frau und Kind arbeiten, um ihre Erze an die Händler zu verkaufen, bilden eine merkwürdige soziale Erscheinung. Uebrigens ist Argentinien sehr arm an abbauwürdigen Erzlagerstätten und besitzt gar keine Kohlenflötze, deren Dasein nur von schwindelnden, bezahlten Strebern behauptet worden ist, um das Land behufs Anleihenabschlüssen im Auslande reicher, als es wirklich ist, erscheinen zu lassen.

In der großen Hauptstadt Buenos Ayres endlich hat sich der Beginn einer durch hohe Schutzzölle geförderten Industrie gebildet, und in den kleinen Städten des Innern liegt das Gewerbe in Händen von meist italienischen Handwerkern. Nach dem Stadtzensus von 1887 waren in Buenos Ayres 34 982 Arbeiter in 4723 Werkstätten und Fabriken beschäftigt und 389 der letzteren verwandten Dampfkraft, 46 Gasmotoren und 77 Pferdegöpel.

Seitdem ist die Industrie aber vorgeschritten. Die Resultate des am 10. Mai dieses Jahres aufgenommenen Zensus sind noch nicht bekannt gemacht worden. Die Lage der Arbeiter verschlechterte sich zusehends, wie aus folgender Liste von Monatslöhnen, auf Pesos Gold à 4 Mark reduzirt, deutlich hervor-

zeht: Es verdienten bei zehn-, meist zwölfstündiger (die Bäcker bei fünfzehnstündiger) Arbeitszeit:

	1855	1887	1895
Büchsenschmiede	25,00	54,00	35,00
Tischler	36,00	54,00	30,00
Schmiede	30,00	54,00	33,00
Sattler	18,00	45,00	26,00
Buchbinder	18,00	45,00	33,00
Schuhmacher	30,00	54,00	26,00
Bäcker	16,00	33,00	26,00
Maler	24,00	54,00	19,50
Lithographen	40,00	68,00	39,00
Modistinnen	24,00	33,00	19,50
Näherinnen	18,00	22,00	5,75
Blechschmiede	36,00	45,00	26,00
Hutmacher	30,00	45,00	27,00
Tapezirer	21,00	68,00	27,00
Matratzenmacher	15,00	33,00	19,50
Silberschmiede	20,00	30,00	33,00
Buchdrucker	40,00	54,00	39,00
Hafenarbeiter	—	—	23,25
Stauer	—	—	19,50

Dabei kostete das Hauptlebensmittel, das Fleisch, per Kilo in jenen Jahren 5, 8 und 10 Centavos Gold,[1] und die Hausmiethen sind so hoch gestiegen, daß die Hälfte des Lohnes oft von denselben verschlungen wird. Die Conventillos und Casas de inquilinato sind schauderhafte Miethskasernen, in denen die Kindersterblichkeit (1887 der Kinder unter fünf Jahren) 67,0 Promille betrug, während sich die allgemeine Sterblichkeitsrate nur auf 27,4 Promille belief.

Nirgends auf der Welt dürften wohl die Frauen des Proletariats sich in einer elenderen Lage befinden wie in Buenos Ayres. In der Wachszündhölzerfabrikation verdienen die Frauen 0,35 Pesos Gold für zwölfstündige Arbeit. In der Militärschneiderei (Hausindustrie) verdient bei fünfzehnstündiger Arbeit eine fleißige Näherin 0,23 Pesos Gold pro Tag und eine Hemdennäherin 0,12 Pesos Gold. Kinderarbeit für 0,06 bis 0,15 Pesos Gold pro Tag wird allgemein ausgebeutet. Im Zuchthause sitzen, nach offiziellen Berichten, Kinder von fünf Jahren aufwärts, welche verbotene Lotteriebillete auf der Straße verkauft haben.

1822 ward ein Gesetz über die Sonntagsruhe erlassen, welches aber 1882 wieder aufgehoben wurde. Das war das einzige Arbeiterschutzgesetz. Die Arbeitslosigkeit ist sehr groß in Buenos Ayres.

Die Arbeiterbewegung begann mit der Gründung des Vereins „Vorwärts" am 1. Januar 1882, kam aber bei der Verschiedenheit der Sprachen und des Bildungsgrades der Proletarier nicht in Fluß. Im Jahre 1888 ereignete sich der erste größere Strike von Eisenbahnarbeitern, wobei die Polizei, wie immer, einhieb. Am 1. Mai 1890 hielten 2500 Arbeiter eine Versammlung ab und gründeten eine Arbeiterföderation, welche heute aus 36 Gewerkschaften besteht. Eine große Menge von italienischen und spanischen Anarchisten, welche alle Arbeiterversammlungen in Skandale zu verwandeln pflegen, wissen es anzustellen, daß die Polizei jedesmal mit den hier üblichen Reitpeitschen aus roher Haut auf die Arbeiter einhaut und alle Versammlungen sprengt. 1886 wurde das

[1] Ein Peso hat 100 Centavos.

sozialistische Arbeiterblatt „Vorwärts“ gegründet. 1891 und 1892 erschien „El Obrero“, von deutschen Genossen herausgegeben. Seit 1894 erscheint das spanische sozialistische Wochenblatt „La Vanguardia“. Die Anarchisten geben seit fünf Jahren „El Perseguido“ heraus und mehrere kleinere Lokalblätter. Von sozialistischen Vereinen existiren: Verein Vorwärts (Buenos Ayres); Verein Vorwärts (Rosario); Centro socialista Obrero (Buenos Ayres), mit kleinen Zweigvereinen in Barracas, S. Fé und Córdoba; Fascio dei Lavoratori (Buenos Ayres) und der Studentenverein Centro socialista universitario (Buenos Ayres).

Die Zahl der Strikes hat in diesem Jahre stark zugenommen, aber sehr selten wird ein solcher gewonnen, da Polizei und selbst Militär aufgeboten wird, um alle Zusammenkünfte der Strikenden zu sprengen.

An der sozialistischen Propaganda arbeiten die Genossen rüstig fort.

Notizen.

Von den Ursachen der Todtgeburten im Allgemeinen und besonders unter den unehelichen Kindern. Den Mittheilungen des „Bulletins des Internationalen Instituts“ zufolge betrug die Zahl der Todtgeborenen pro 100 Geborene im Jahresdurchschnitt 1887/91:

In Ungarn	2,00	In Deutschland	3,53
„ Schweden	2,62	„ Preußen	3,61
„ Dänemark	2,72	„ Sachsen	3,63
„ Norwegen	2,75	„ Italien	3,67
„ Finnland	2,78	„ Schweiz	3,80
„ Oesterreich	2,85	„ Belgien	4,56
„ Bayern	3,24	„ Frankreich	4,60
„ Württemberg	3,40	„ Holland	4,76

Im Allgemeinen weisen demnach die Länder mit einer entwickelten Industrie einen höheren Prozentsatz der Todtgeborenen auf, als die Agrikulturländer. Bemerkenswerth ist ferner, daß das männliche Geschlecht unter den Todtgeborenen viel stärker vertreten ist, als unter den Lebendgeborenen. Auf 100 Geborene weiblichen Geschlechts kamen nämlich im Jahresdurchschnitt 1887/91 solche männlichen Geschlechts:

In	Bei den Todtgeborenen	Bei den Lebendgeborenen	In	Bei den Todtgeborenen	Bei den Lebendgeborenen
Norwegen	124,6[1]	105,8	Sachsen	132,1	104,7
Bayern	127,4	105,4	Oesterreich	132,1	105,8
Finnland	127,4	105,0	Belgien	132,1	104,5
Holland	127,7	105,5	Dänemark[2]	133,2	104,8
Preußen	128,0	105,4	Schweiz	135,0	104,5
Deutschland	128,3	105,2	Schweden	135,0	105,0
Ungarn	130,0	105,2	Frankreich	142,2	104,6
Württemberg	130,5	104,1	Connecticut[3]	145,1	107,2
Italien	131,1	105,8	Massachusets[4]	146,1	104,6[5]

[1] Im Jahresdurchschnitt 1886/90, [2] 1885/89, [3] 1886/89, [4] 1886/90.

[5] Diese Thatsache war bereits Darwin bekannt. In seinem Werke über die Abstammung des Menschen, 2. Theil, Kap. 8, weist er darauf hin, daß in verschiedenen Ländern

Besonders auffallend ist aber die Thatsache, daß die Todtgeborenen unter den nehelichen Kindern viel stärker (nicht selten fast doppelt so stark!) vertreten sind, ls unter den ehelichen. Im Jahresdurchschnitt 1887/91 betrug nämlich der Prozentsatz er Todtgeborenen:

In	Unter den unehelichen	Unter den ehelichen	In	Unter den unehelichen	Unter den ehelichen
Ungarn . . .	3,06	1,90	Deutschland . .	4,50	3,53
Spanien[1] . . .	3,37	1,22	Italien	4,69	3,59
Württemberg . .	3,41 (?!)	3,40	Preußen . . .	4,77	3,51
Bayern	3,53	3,20	Finnland . . .	4,78	2,63
Schweden . . .	3,65	2,50	Belgien . . .	5,96	4,43
Norwegen . . .	3,92	2,58	Schweiz[2] . . .	6,26	3,78
Oesterreich . .	4,10	2,64	Frankreich[3] . .	7,82	4,27
Dänemark[2] . .	4,12	2,64	Holland . . .	8,04	4,65
Sachsen . . .	4,37	3,52			

Daß das Ueberwiegen der Todtgeborenen bei den unehelichen Kindern haupt-rsächlich auf die wirthschaftlichen und sozialen Verhältnisse zurückzuführen ist, bedarf einer Erklärung. Dr. S.

Giftigkeit des Bleisulfats. In meinem Aufsatz in Nr. 51 der „Neuen Zeit“ ber die Bleiarbeiter habe ich als ein Mittel zur Beseitigung der Gesundheits-hädigung, welcher die Maler durch Verwendung des Bleiweißes als Anstrichfarbe usgesetzt sind, das Bleisulfat bezeichnet, welches die White-lead-Company in Possil-ark in England als „giftfreies Bleiweiß“ (innoxious white lead) in den Handel ringt. Dieses Bleisulfat ist aber nach den von Professor K. B. Lehmann angestellten Versuchen, über welche er in der „Hygienischen Rundschau“ vom 1. November d. J. erichtet, für die menschliche Gesundheit nicht so gefahrlos, als von den Fabrikanten ngegeben wird. Ich halte es um so mehr für meine Pflicht, auch den Lesern der Neuen Zeit“ von den Beobachtungen Lehmanns Mittheilung zu machen, als dieses giftfreie Bleiweiß“ auch schon mehrfach von Hamburger und Berliner Malern ver-wendet worden ist. In reinem Wasser ist das Bleisulfat allerdings fast völlig nlöslich, und wenn der menschliche Magen und Darmkanal nichts als reines Wasser nthielte, könnte das Bleisulfat kaum eine schädliche Wirkung auf den Körper aus-ben. Aber in Wasser, das kleine Mengen Essigsäure oder Salzsäure oder Kochsalz nthält, werden schon in der Kälte nachweisbare Mengen davon gelöst. Da der enschliche Magensaft nun stets etwas freie Salzsäure und Kochsalz gelöst enthält, o hat Lehmann wohl recht, wenn er meint, daß das schon genüge, um die Gefähr-ichkeit des Bleisulfats für den Menschen darzuthun. Er brauchte gar nicht darauf inzuweisen, daß im Magen oder Darmkanal möglicherweise noch Stoffe vorhanden ein können, die ein ebenso bedeutendes Lösungsvermögen für Bleipräparate haben, vie Ammoniumsalze. Und wenn die dadurch bedingte Löslichkeit des Bleisulfats ur eine ganz geringe ist, so genügt dies doch, weil das Blei zu den Giften gehört, ie durch kontinuirliche Aufnahme kleinster Mengen doch allmälig in einem Maße m Körper angehäuft werden, daß Leben und Gesundheit des Betreffenden gefährdet ind. Nach eigenen Thierversuchen Lehmanns wirkt das Bleisulfat „bei innerlicher

auf je 100 todtgeborene Mädchen von 134,6 bis 144,9 todtgeborene Knaben kommen“. Er erklärt dies theils dadurch, daß das männliche Geschlecht variabler in der Bildung ist, Abänderungen in wichtigen Organen werden aber in der Regel schädlich sein. Aber die Größe der Körper, besonders des Kopfes, die bei männlichen Kindern bedeutender ist als ei weiblichen, ist eine andere Ursache. Die Knaben werden hiernach während der Geburt eichter verletzt. Die Redaktion.

[1] Im Jahresdurchschnitt 1878/82, [2] 1885/89, [3] 1886/90.

Verabreichung nicht anders, nur etwas langsamer, als das weit löslichere Bleichlori
und ganz ähnlich wie das leider noch immer zur Färbung von Gespinnsten (Wolle
verwendete Bleichromat". — „Es ist also absolut unrichtig, Bleisulfat als vollständi
giftfrei zu bezeichnen, und es muß zu schweren Unglücksfällen führen, wenn dasselb
als „giftfreies Bleiweiß" in den Handel gebracht werden darf. Mag immerhin di
Möglichkeit gegeben werden, daß es etwas länger dauert, bis durch Bleisulfat Blei
krankheiten entstehen, als durch Bleikarbonat (wirkliches Bleiweiß), was auch ers
durch größere Versuche zu erweisen wäre; die Gefahr ist wesentlich bei beiden Präpa
raten die gleiche, ja sie kann bei Bleisulfat eine höhere sein, wenn mit demselbe
als einem vollständig giftfreien Körper nunmehr sorglos umgegangen wird."

Ich unterlasse es nicht, bei Gelegenheit dieser Berichtigung noch besonder
darauf aufmerksam zu machen, daß Blei und Bleipräparate, trocken wie in Oel ver
rieben, auch durch die gesunde Haut leicht aufgesaugt werden und daß auch au
diesem Wege schon vielfach Vergiftungen herbeigeführt worden sind, was beim Arbeite
mit denselben wohl zu beachten ist. H. Vogel.

Die Akkomodation des Fischauges. Wir sehen bekanntlich einen Gegen
stand dadurch, daß in Folge der Brechung der von ihm ausgehenden Lichtstrahle
durch die Medien des Auges — vornehmlich die Hornhaut und die Kristalllinse –
ein kleines Bild desselben auf der Retina (Netzhaut) des Auges erzeugt wird. Nu
ist aber Folgendes zu bemerken: Einer bestimmten Entfernung des beobachtete
Gegenstandes von der Kristalllinse entspricht auch eine ganz bestimmte Entfernun
des erzeugten Bildes von derselben. Damit also der Gegenstand in jedem Falle, i
welcher Entfernung vom Auge er sich auch befinde, deutlich wahrgenommen werd
d. h. damit sein Bild gerade auf die Netzhaut falle, ist es demnach nothwendig, da
der Abstand der Netzhaut von der Linse stets gleich dem jeweiligen Abstand de
Bildes von der Linse sei. Es müssen also im Auge Veränderungen möglich sein
welche entweder die Netzhaut in den Abstand des Bildes von der Linse oder un
gekehrt das Bild in den Abstand der Netzhaut bringen. Beides ist theoretisch möglic

Das Erstere kann dadurch erreicht werden, daß die Distanz zwischen Lin
und Retina jeweilig verringert, resp. vergrößert wird, und zwar muß für größe
Entfernungen des Objekts diese Distanz verkleinert, für kleinere vergrößert werde
da der Abstand des Bildes von der Linse abnimmt, wenn der des Objekts zunimm
und umgekehrt. Das Letztere kann durch Gestaltsänderungen der Linse — un
eventuell auch noch der Hornhaut des Auges —, welche die Brechungsverhältnis
derselben ändern, bewirkt werden.

Von diesen beiden Möglichkeiten, das Auge der Entfernung des Objekts z
„akkomodiren", kommt die zweite im Auge der höheren Wirbelthiere — ei
schließlich des Menschen — zur Anwendung.

Das normale menschliche Auge sieht einen Gegenstand im Allgemeinen a
deutlichsten, wenn sein Abstand vom Auge etwa 25 Zentimeter beträgt. Ist jedo
der Abstand größer oder kleiner als diese sogenannte „Weite des deutlichen Sehens
so tritt die eben genannte Akkomodation ein, und zwar wird sie bewirkt durch ei
Aenderung der Krümmung sowohl der vorderen wie der hintere
Linsenfläche. Bei größerer Entfernung des zu beobachtenden Gegenstandes wi
der Verringerung des Abstandes des Bildes von der Linse durch eine Verminderun
der Krümmung, bei kleinerer Entfernung der Vergrößerung dieses Abstandes dur
eine Verstärkung der Krümmung der Linsenflächen entgegengewirkt. [1]

Es ist nun gewiß eine interessante Frage, ob bei allen Organismen, dere
Auge einen dem menschlichen ähnlichen Bau besitzt, Akkomodationsfähigkeit anz

[1] Augen, deren Akkomodationsvermögen für die Nähe nicht die Vollkommenheit d
normalen Auges besitzen und deren Weite des deutlichen Sehens hiermit auch größer a
25 Zentimeter ist, heißen weitsichtig, solche, deren Akkomodationsvermögen für die Fer
unvollkommener ist und deren Weite des deutlichen Sehens kleiner als 25 Zentimeter i
kurzsichtig.

ssen ist und ob dieselbe, wenn vorhanden, auf demselben Vorgang wie die des nschlichen Auges beruht.

Einen werthvollen Beitrag zur Beantwortung dieser Frage hat jüngst Herr eodor Beer durch Untersuchungen an einer großen Zahl von Knochenfischen in zoologischen Station zu Neapel geliefert.[1] Unsere bisherigen Kenntnisse über Auge dieser Thiere waren äußerst unvollkommen und sehr unsicher begründet.

Nachdem Herr Beer zunächst festgestellt hatte, daß in der That das Auge der ochenfische der Akkomodation fähig ist, suchte er die Art ihres Zustandekommens ergründen; ob durch Formänderungen der Linse, wie bei den höheren Wirbelteren — auf die oben auseinandergesetzte Weise — oder durch Variation des Abndes zwischen Retina und Linse unter Beibehaltung der Linsenform, was wir en als die eine Möglichkeit der Akkomodation konstatirt haben.

Die Untersuchungsergebnisse des Herrn Beer haben thatsächlich diese zweite komodation als bei den Knochenfischen vorhanden erwiesen. Im Gegensatze dem der höheren Wirbelthiere ist das normale Auge der Knochenfische kurzhtig, also in der Ruhe ganz für die Nähe eingestellt, jedoch wie gesagt der komodation für die Ferne fähig. Und diese Akkomodation wird dadurch erreicht, ß die Linse ihren Ort längs der Augenaxe verschiebt und zwar, wie nach unserer obigen Darlegung sein muß, sich der Retina nähert. —

Durch diese Ergebnisse ist ein fundamentaler Gegensatz zwischen den Augen höheren und denen einer Art der niederen Wirbelthiere ans Licht gefördert rden. Die Forschung ist hiermit an eine neue Aufgabe geführt worden, deren sung ganz besonders für die Entwicklungslehre von höchster Wichtigkeit ist, nämlich die Aufgabe, auch hier wieder die „Uebergangsform“ zu ermitteln. F. H.

Feuilleton.

Die Armen in Hamburg während des 16., 17. und 18. Jahrhunderts.

Von Gustav Schönfeldt.

(Schluß des ersten Theils.)

Am fühlbarsten machte sich die dürftige Lebensweise auf die zarte ugend bemerkbar. Die Kinder des Waisenhauses waren um 1610 voll Läuse, ngeziefer, Grind und Krätze; das dreißigste Kind starb. Auch gab es venerische d „besessene“ Kinder dort, welche letztere der Scharfrichter exorcisiren mußte. 525 starben an der Pestilenz in wenigen Monaten 141 Kinder, fast die Hälfte r im Hause wohnenden; um 1664 waren wiederum Grind und besonders chwindsucht unter den Waisenkindern.[2] Im Februar 1797 berichtete die Schulputation an das Armenkollegium: Unter den Mängeln der Erziehung der Armennder gebe es einen, welchen die Deputation täglich bemerkt habe, ohne daß sie sher geglaubt, im Stande zu sein, ihm abhelfen zu können. Die Kinder der rmen würden, im Ganzen genommen, sehr schlecht genährt, so schlecht, daß re Gesundheit dabei leide und die Zerrüttung ihrer physischen Kräfte auf ihre oralität einen schädlichen Einfluß hätte. Viele von diesen Kindern verkümmerten, ne es selbst zu wissen, daß ihre schlechte, unregelmäßige, zu sparsame Diät ngsam an ihrem Leben nage, da sie selbst nie eine andere gekannt hätten.

---

[1] Pflügers „Archiv für Physiologie“, 1894, Band LVIII, S. 523.
[2] Gallois, a. a. O., II, S. 141 ff.

Es wäre von jeher der Wunsch der Deputation gewesen, zuerst womöglich für di Gesundheit dieser unglücklichen Geschöpfe zu sorgen. Reinlichkeit und reichlich Bekleidung thäten sehr viel, aber könnten nichts, wenn nicht durch eine gehörig Menge gesunder Speise der Magen des Kindes gefüllt und alle Theile seine Körpers gleichförmig genährt würden. Das Kind von 9 Jahren und darübe bedürfe zwischen 2—3 Pfund nahrsamer Speise, und man wisse von vielen, da sie dünnen Kaffee oder Haferwasser tränken, 20—30 Loth trockenen Kringel äße und selten etwas weniges Kartoffeln bekämen.[1] Und an einem anderen Orte heiß es über die Armenkinder: „Sie kamen mit Lumpen und Ungeziefer bedeckt zu uns krank, herabgewürdigt und muthlos, zu jeder Anstrengung ihrer Kräfte unfähig.

Schließlich sei hier noch kurz der Lage der unglücklichen Geschöpf gedacht, deren Geburt die Folge eines Fehltritts war. Bei der Un möglichkeit in vielen Fällen, daß die armen — recht oft obdachlosen! — Fraue ihre Kinder selbst ernähren konnten, ist die Häufung der Kindesmorde und Aus setzungen kein Wunder. Um 1635 und später um 1700 nahmen die Aussetzungen besonders im Dom, überhand. Von 1600—1748 wurden 37 Personen wege Ermordung eigener Kinder hingerichtet (Deliquentenlisten); die Zahl der Hin richtungen entsprach jedoch bei weitem nicht der Zahl der Kindesmorde: wurde doch allein im Juli 1660 12 Kindesleichen mit abgerissener Nabelschnur auf de Straßen aufgefunden, ohne daß man die Mörderinnen entdecken konnte.[3] Di Findlinge wurden seit 1606 gegen Zahlung eines Kostgeldes seitens der Kirch spiele im Waisenhause aufgenommen. Später wurde, wie schon berichtet, di Einrichtung des Tornos zur Verhütung der Morde und Aussetzungen auf kurz Zeit beliebt.[4] Schlimmer noch als die Lage der im Waisenhaus aufgenommene war die der in sogenannten „Fütterungswinkeln“ untergebrachten unehelichen Kinder; hier wurden sie aus Mangel an Pflege langsam gemordet, starben bal oder siechten einem unglücklichen Leben entgegen (Armennachrichten, II, S. 177). Von der Armenanstalt wurde dann ein Versuch mit einer „Fütterungsanstalt“ gemacht; damit hoffte man durch Heranbildung geeigneter Wärterinnen die private Fütterungsinstitute, wo die unglücklichen Kinder „allmälig an der Auszehrun hinschwanden“, auf einen besseren Fuß zu setzen. Die große Sterblichkeit de unehelichen Kinder erhellt aus dem Berichte über diese Anstalt;[6] von 12 eingelieferte Kindern starben 8. „Diese große Mortalität wird ... weniger auffallend er scheinen, wenn man bedenkt, daß diese Kinder von solchen Müttern geboren worden die durch die äußerste Dürftigkeit bewogen, sie der Fütterungsanstalt übergaben.“

Große materielle Noth breiter Volksschichten ist der üppigste Nährbode der Sittenlosigkeit und Verwilderung. Mit den Klagen über Ueberhand nahme des Bettels erschallen die Klagen über den Untergang der „guten alte Sitten“. Das Hamburger Stadtrecht von 1603 befiehlt den Gerichtsverwaltern da in diesen letzten Zeiten öffentliche Laster und Sünden, leider! zum große Aergerniß der lieben Christenheit sich häufen und vermehren, auch außerhalb des Gerichts ihres Amtes getreulich zu walten, damit Unzucht, Hurerei, Ehebruch Fluchen, Schelten, Stechen, Schlagen, Wucher und dergleichen ärgerliche und ver-

[1] Armennachrichten, II, S. 100.
[2] Armennachrichten, I, S. 177.
[3] Gernet, a. a. O., S. 220.
[4] v. Melle, Geschichte des Armenwesens, S. 26 ff.
[5] Vergl. über die traurige Lage der unehelichen Jährlinge: Rambach, a. a. O., S. 266.
[6] Armennachrichten, II, S. 338.
[7] Ebenda.

ltene Handlungen Anderen zum Abschen ernstlich möchten bestraft [1] werden. Besonders werbsmäßige Unzucht und Diebstahl sind in der Kriminalstatistik des 17. Jahrunderts am zahlreichsten vertreten. 1669 wurde das Spinnhaus für die Aufhme der ausgepeitschten Huren und Diebe, die bis dahin der Stadt verwiesen orden, errichtet.[2] Auch das Laster der Trunksucht war unter den Armen sehr breitet; Männer und Weiber waren gleichmäßig dem Trunke ergeben.[3] Von Armenverwaltung wird darüber geklagt, daß die Unterstützung zur Bezahlung rker Getränke benutzt und die ihnen gegebene Kleidung zerschnitten und als mpen verkauft werde, um Geld zum Saufen zu erhalten.[4] Bei der schon hrfach erwähnten Visitation der Gänge und Höfe fanden die Vorsteher und leger „ganze Höfe voll der versunkensten Geschöpfe, die den Erwerb des ttelns, sowie jeden anderen Genuß miteinander gemein hatten; die bei ihren chen sich mit derselben Krücke herumprügelten, mit der sie das Mitleid des blikums erschlichen hatten; kein menschlicher Fußtritt kam in diese Höfe, als wa der des Vize-Hauswirths.“[5] In der grenzenlosen Unsittlichkeit der ltern wuchsen die Kinder auf, von frühester Jugend an in nichts unterlesen und zu nichts anderem angehalten, denn zum Bettel. Immer wieder nmen denn auch in den „Armennachrichten“ die Klagen über die unglücklichen nder: „über ihre unglaubliche Trägheit, ihre Gefühllosigkeit gegen alles, was ndern eine Belohnung ist, die Gewöhnung an Unterdrückung und Mangel, die nen auch nicht den kleinsten Wunsch läßt, ihren Zustand zu verbessern, eine er Faulheit gleiche Fertigkeit zum Lügen“[6] (Sechste Armennachricht). Oder n höre C. Voghts Bericht:[7] „Der Mangel der Erwerblosigkeit macht muthlose, nde Menschen; macht, bei der schlechten Moralität der meisten Eltern, oder, nn Tod oder andere Schicksale die Kinder früh von ihren besseren Eltern fernen, aus ihnen in der Folge Bettler. Ist noch etwas Geist in ihnen, so rden die Mädchen dann die unglücklichsten Opfer ihrer Noth, und die Knaben wöhnliche Gassenjungen, die durch tägliche kleine Spitzbübereien sich mit den

[1] „Der Stadt Hamburg Gerichts-Ordnung und Statuta.“ Part. I, Tit. 3, Art. 3.

[2] Streng, Geschichte der Gefängnißverwaltung, S. 58, 72, 79.

[3] Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts scheint die Trunksucht bedeutend abgenommen haben, wenngleich die „Armennachrichten“ recht oft über das Saufen der Armen klagen. isch sagt in „Ueber die Ursachen der Verarmung“, S. 471, „daß die Völlerei jetzt ein enes Laster unseres gemeinen Mannes ist. Man sehe doch den Zug von Menschen, der Sonn- und Festtagen des Abends auf der Rückkehr von seinen Vergnügungen zu unseren oren einzieht. Wie selten sieht man jetzt einen Menschen darunter, der sich im Trunk rnommen hat! In meiner Jugend hätte man deren Hunderte an einem solchen Abend len mögen. Nichts war damals gewöhnlicher in unseren Gassen, als Aufläufe über en von Gassenbuben verfolgten Trunkenbold“. Auch Rambach spricht in der oben anogenen Schrift, S. 148, von einer Abnahme des Branntweintrinkens; aus anderen Stellen 154, 174 und 326 geht jedoch hervor, daß doch sehr viel Branntwein von den armen lksschichten auch damals noch getrunken sein muß.

[4] Armennachrichten, I, S. 205.

[5] Armennachrichten, II, S. 174.

[6] Hierher gehört auch folgende Auslassung: „Es ist unglaublich, wie viel Mühe und duld dazu gehört, eine eingewurzelte Trägheit zu überwinden, dumpfe Unempfindlichkeit rch irgend etwas zu reizen oder durch Elend und harte Begegnung gedrückte, muthlose, venkranke Kinder zu einem frohen Gefühl ihres Daseins zu heben.“ (Armennachrichten, S. 137.)

[7] Beilage I zur 11. und 12. Armennachricht, Band I, S. 141.

gröbsten Lastern bald vollends bekannt machen." In einem II. Berichte[1] sprich
der edle Menschenfreund: „Diese unglücklichen Kinder sind durch Elend seit ihr
Geburt, durch immerwährenden Mangel, durch stete Verachtung so gedrückt un
herabgewürdigt, daß sie ohne den erhebenden, pflegenden Blick eines Manne
der in jedem dieser Kinder den Menschen ehrt, der mit gleichen Ansprüchen a
Glück geboren war, sich schwerlich zu einem Gefühl besserer Existenz heben könne
Versoffene, zanksüchtige Mütter haben ebenso oft in früheren Jahren ihren Körp
durch in Wuth gegebene Schläge verstümmelt, als ihre Seele durch ungleic
und übertriebene Nachsicht verzärtelt. Es ist ein Anblick . . . zu sehen, wie die
Krüppel, diese blöden, stammelnden, verknickten, unglücklichen, kleinen Geschöp
sich wundern, daß der Mensch ihnen wie Menschen begegnet, bei der Wärme d
Wohlthätigkeit gleichsam aufthauen, und in sich Kräfte und Geschicklichkeiten fühle
die die kalte Hand des Elends gelähmt hatte."

* * *

Die Geschichte früherer Jahrhunderte hat uns ein Bild des ausgebreitetst
und tiefsten wirthschaftlichen, körperlichen und sittlichen Elends entrollt. Ma
sollte meinen, die glücklicheren Mitlebenden der Elenden hätte inniges Mitlei
mit diesen beseelen müssen, der unsagbare Jammer hätte sie veranlassen müsse
die weitgreifendsten Einrichtungen zur Beseitigung oder doch möglichst
Milderung der Noth zu treffen. Leider lehrt uns die Geschichte des Hamburg
Armenwesens, daß man entweder mit unverzeihlicher Lässigkeit wohlmeinende Verord
nungen befolgte[2] oder zu Maßnahmen griff, die nicht allein völlig unzulänglich un
einseitig, sondern auch nicht selten von ungerechtfertigter grausamer Härte ware

Es soll nicht unsere Aufgabe sein, eine ausführliche Darstellung der frühere
Armenversorgung zu bieten. Wir beschränken uns in dieser Abhandlung darau
im dritten Theile die Versorgung insofern einer Besprechung zu unterziehen, al
sie mit der in den Zeiten wechselnden Beurtheilung der Armuth zusammenhäng
und zum Schlusse dieses Theils eine Schilderung der Zustände zu geben, w
sie in den beiden bedeutendsten Wohlthätigkeitsanstalten dieser Zeit, in de
zu Anfang des 17. Jahrhunderts gegründeten Waisenhause und in dem u
dieselbe Zeit entstandenen Pesthofe herrschten. In beiden sah es nicht immer zu
Besten aus. Vom Waisenhause gilt das besonders für die erste Zeit seine
Bestehens, und es ist ein Räthsel, wie v. Melle von einer „trefflichen" Ve
waltung und einem „segensreichen Institut" so ohne alle Einschränkung sprechen kann
Der Unterricht der Kinder war äußerst mangelhaft, sie lernten wenig mehr al
religiöse Lieder und Gebete; sie wurden bei harter Zucht sittlich verwahrlos
Unter 79 Entlassenen befanden sich 1615: 16 Ausreißer und 7 Bettler un
Verbrecher. Sie entbehrten der freien Bewegung — es war nicht einmal ei
kleiner Hofplatz vorhanden —, waren voll Läuse, Ungeziefer, Grind und Krätz

---

[1] S. 149 der „Armennachrichten".

[2] In der Praxis war bald sehr wenig von dem Geiste der christlichen Nächstenlieb
wie er sich in der Bugenhagenschen Kirchenordnung offenbart, zu verspüren. Die Arme
vorsteher überließen bald die eigentliche Armenpflege ihren Boten. 1558 mußten die Vo
steher durch Androhung von Strafen genöthigt werden, wenigstens einmal im Jahre, b
der Rechnungsablage, sich zu versammeln. 1582 und 1585 wurden mehrere Armenvorsteh
wegen ihrer Nachlässigkeit in Strafe genommen. Eifriger zu Platze waren die Herren d
gegen bei den Armenschmäusen. (Büsch, Historischer Bericht, § 5, 6 und 9.)

Vergl. ferner über die im 17. Jahrhundert sich zeigende Nachlässigkeit der Arme
vorsteher: v. Melle, Geschichte des Hamburger Armenwesens, S. 51.

[3] A. a. O., S. 25.

ie Kost war ungleichartig und mangelhaft, die Erwärmung der Kinder völlig ıgenügend. Der körperliche Zustand der Kinder war ein trauriger. Viele Kinder ırben zu Anfang des Bestehens der Anstalt; äußere Schäden, Dissenterien und ızehrung, auch Scharbock waren die Ursachen. Es gab venerische und „besessene" inder im Hause, letztere mußte der Scharfrichter exorcisiren. 1625 starben 41 Kinder an der Pestilenz, fast die Hälfte von allen, in zwei Monaten. Das aus war überfüllt und die Kinder mußten mindestens selbander in einem Bette ılafen, was zu Unsittlichkeiten führte. Noch aus dem 18. Jahrhundert sind rschiedene Fälle von Päderastie bekannt. 1724 wurden 7 Jungen wegen dieser erbrechen auf Rathsdekret aus dem Waisenhause ins Zuchthaus gesetzt; 1768 3 Waisenknaben ins Zuchthaus und 11 „Jungen", darunter einige von 20 und 3 Jahren, ins Spinnhaus gebracht, aus denselben Gründen. Zum großen heile lassen sich alle diese Uebelstände aus der zeitweiligen Ueberfüllung des auses und aus dem Mangel an Unterhaltungsmitteln erklären; einige waren ıer auch durch die Unfähigkeit der Beamten und die Lässigkeit einzelner Vor- ıher verschuldet. Nachdem seit 1626 eine kurze Periode besserer Zustände be- ınden hatte — reiche Mittel flossen der Anstalt zu, und tüchtige Beamte und ehrer wirkten an der Anstalt —, brachten verschiedene Umstände, insonderheit eberfüllung und Geldmangel, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts das aus wieder herunter. Der Unterricht litt; Grind und Schwindsucht griffen ıter den Kindern um sich. Die ärztliche Behandlung war alten Weibern und ıfähigen Barbieren übertragen, ein Hausarzt fehlte. Die Vorsteher schienen ıs verpestete Haus ängstlich zu meiden.[1]

Im Laufe der ferneren Jahrzehnte sind dann manche Uebelstände abgestellt orden, andere aber müssen fortbestanden haben, denn noch die Schilderung, elche 1801 der Arzt J. J. Rambach von den Zuständen im Waisenhause ent- irft, spricht von der mangelhaften Erwärmung der Kinder und ihrer unzuläng- chen Bewegung im Freien. Er theilt mit, daß die Kinder unter dem Froste ıaussprechlich zu leiden hätten, und leitet das häufige Vorkommen dieses Uebels on der geringen Erwärmung der Zimmer, den Waschungen im freien Hofe – selbst während des Winters — und von der zu leichten Bekleidung ab; naben und Mädchen trugen auch im Winter ärmellose Jacken. Auch klagt ambach, daß die Waisenkinder „ein blasses, aufgedunsenes Ansehen haben und ıst durchweg klein bleiben"; er erklärt diesen körperlichen Zustand aus dem Rangel an Bewegung, ungenügender Nahrung, zu kurz bemessener Schlafzeit und ıderen Fehlern der physischen Erziehung.[2]

Demselben Gewährsmanne folgen wir bei der Betrachtung der Zustände n Pesthofe. Seine Schilderungen betreffen allerdings nur die Zeit um 1784 nd 1800, aber es darf wohl dreist angenommen werden, daß es vordem enigstens nicht besser im Pesthofe ausgesehen habe. Der Pesthof hatte fünf gentliche Krankensäle, daneben noch eine Reihe kleinerer Zimmer, in denen ranke untergebracht wurden, wenn in den Sälen kein Platz vorhanden war. ie Krankensäle waren niedrig und hatten feuchte Wände; zur Verbesserung der uft trug jedenfalls nicht ein Graben ohne Abfluß bei, der sich um die Lazareth- ebäude zog. In den Krankensälen befanden sich neben den anderen Kranken iele Blödsinnige und Wahnsinnige, letztere waren mit Ketten an die Bettstellen eschlossen. Früher hatte man die meisten Wahnsinnigen in den dunklen Kojen

[1] Gallois, Geschichte &c., II, S. 138 ff.
[2] J. J. Rambach, Physisch-medizinische Beschreibung Hamburgs, S. 234 ff.

des Pesthofes untergebracht; die Kojen waren kleine, enge, jedoch ziemlich hol
Stuben, die meistens gar kein Fenster, sondern nur eine Klappe in der dic
verwahrten Thür hatten. Zu Rambachs Zeiten wurde der Aufenthalt in d
Koje nur noch als Strafmittel angeordnet. Eine bessere Behandlung erhielte
die Wahnsinnigen aus vornehmen und wohlhabenden Kreisen; sie lebten in eigene
Zimmern, hatten besondere Aufwartung, auch wohl eigene Dienerschaft. D
ruhigeren der reichen Wahnsinnigen durften frei in der Anstalt umhergehen, au
im Garten der Anstalt spazieren, was den ärmeren Geisteskranken strenge ve
boten war. Was die Behandlung der übrigen Kranken betrifft, so war in de
ältesten Zeiten nicht einmal ein Wundarzt in der Anstalt anwesend, der da
Nöthige anordnen und überwachen konnte. Nur zwei Barbiergesellen waren i
Hause, die ärztlichen Beistand für gewöhnlich leisten sollten. Wöchentlich einma
kamen der Arzt und der Wundarzt heraus; jener ordnete die inneren Kuren un
dieser machte die Operationen. In der Zwischenzeit hatten aber die Geselle
freies Spiel. Als v. Heß seine Topographie Hamburgs schrieb, besuchte de
Arzt bereits dreimal die Anstalt und Rambach berichtet von einem wöchentlic
sechsmaligen Besuche des Arztes. Doch auch dieser war noch unzureichend; e
konnten mehrere Tage vergehen, ehe der Arzt etwas von einem neu angekommene
Kranken erfuhr. An eine eigentliche Krankendiät war nicht zu denken. Rambac
schreibt hierzu: „Der Arzt kann keine Speisen verordnen, sondern jeder Kranl
bekommt das Gericht, welches gerade an der Tagesordnung ist, es mag ih
schädlich sein oder nicht. So muß des Sonnabends alles Pflaumensuppe essen
ohne daß man Rücksicht darauf nimmt, ob manche den Durchfall haben, de
natürlich durch diese Speise sehr vermehrt wird. Auch wird an Eintheilung de
Portionen für Kranke in viertel, halbe und ganze gar nicht gedacht. Jeder be
kommt seine Schüssel voll, wenn eine halbe schon zu viel ist.“[1] Früher hatte e
nach dieser Seite hin noch schlimmer im Pesthofe ausgesehen. „Unter andere
erhielten die Bewohner des Krankenhofes wöchentlich einmal Taubenbohnen (Hand
bohnen, Pferdebohnen), eine sehr harte und nur durch anhaltendes Kochen z
erweichende Speise.“[2] Schließlich möge in Bezug auf den Pesthof noch ein
Schilderung aus dem Jahre 1784 mitgetheilt werden, welche Rambach Seite 41
seines Buches giebt, die Blicke in noch traurigere Verhältnisse früherer Zeite
thun läßt. „Das Amt eines Oekonomen und Wundarztes war in einer Perso
vereinigt, die es als eine einträgliche Pfründe betrachtete; die Zahl der Säl
war viel geringer und die der darin angehäuften Betten viel größer, die Kranke
schliefen immer selbander in einem Bett, und wer nach zehn Uhr des Abends
starb, blieb bis zum anderen Morgen bei seinem Bettgenossen liegen; die Nacht
stühle standen in den Krankensälen, und zur Reinigung der Luft geschah nichts
die Speisen waren noch schlechter als jetzt; die Apotheke war in dem kläglichste
Zustande; der Wundarzt verordnete innerliche Mittel, ohne den Arzt zu frage
und stellte diesem, der nur dreimal wöchentlich hinauskam, nicht einmal jede
Kranken vor; ein Kramladen, worin Kaffee, Branntwein rc. verkauft wurde
reizte die Unglücklichen zur Völlerei und zum Verkaufe ihrer nothwendigste
Nahrungsmittel; sie hatten nicht einmal freie Wäsche; und endlich herrschte i
dem ganzen Hause eine Gaunerei, die über alle Begriffe ging. Der Nam
Pesthof war ein Schrecken für alle Arme; und doch gab es damals viele s
höchst Unglückliche, daß selbst dieses Elend noch eine Wohlthat für sie war.“

[1] A. a. O., S. 409.
[2] A. a. O., S. 415.

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.



r. 14. XIV. Jahrgang, I. Band. 1895-96.

Ein Eselsfußtritt.

Berlin, 25. Dezember 1895.

Die Berliner Philosophische Gesellschaft — dieselbe, welche vor dreiund-
eißig Jahren Lassalle beauftragte, die Festrede zu Fichtes hundertjährigem
eburtstage zu halten — hat sich veranlaßt gefunden, eine Art Todtenfeier für
ngels zu veranstalten. Den Festredner spielte Herr Paul Nerrlich, ein hiesiger
ymnasialprofessor, der früher einmal dadurch ein günstiges Vorurtheil für sich
erwecken gewußt hat, daß er Treitschkes Geschichtsklitterungen einer scharfen
itik unterzog. Bei Erwähnung dieser Kritik nannten wir ihn vor Jahren in
„Neuen Zeit" einen verlorenen Spätling der Jung-Hegelianer, der seine
ilosophie zwar an Spinnewebenfäden hänge, aber doch den Muth habe, sich
Hinschlachtung des bürgerlichen Idealismus zu Gunsten der Bourgeois-
teressen zu widersetzen. Indessen trau, schau, wem? Als deutscher Professor
t Herr Nerrlich anscheinend großen Werth darauf, keine Anerkennung zu finden,
ihn in den Tagen der Köllerei kompromittiren könnte, und so sucht er sich
rch einen gegen unseren todten Altmeister Engels gezielten Fußtritt vor der
hmögenden Philosophischen Gesellschaft als braver Patriot zu erweisen, was
n denn auch vollkommen gelungen ist.

Sein Vortrag findet sich als Leitaufsatz in dem Dezemberhefte der „Preußi-
en Jahrbücher" abgedruckt unter dem pomphaften Titel: „Der Sozialismus
d die deutsche Philosophie", und wer darnach Gelüste tragen sollte, mag ihn
t nachlesen. Daß Herr Nerrlich mit der Verheißung beginnt, er werde den
llzu lange mit unzureichenden Mitteln bekämpften Feind zu Boden strecken",
steht sich bei einem deutschen Professor von selbst. Bei einem solchen Professor
steht sich nicht minder von selbst, daß Herr Nerrlich die Philosophische Gesell-
aft auffordert, den „ehemaligen Handlungsgehilfen", „eine derartige Krämer-
le", wie Engels, aus dem „Tempel der Wissenschaft" zu entfernen. Freund
etz wird sich freuen, zu hören, daß auch auf ihn der Bannfluch der Philo-
hischen Gesellschaft herabbeschworen wurde, weil er es „wagen konnte, einen
udruck einer derartigen Selbstvernichtung zu veranstalten", nämlich einen Neu-
ck der Schrift, die Engels über Feuerbach veröffentlicht hat. Die „Boden-
ckung" selbst besteht dann darin, daß Herr Nerrlich gegen die materialistische
schichtsauffassung eine Handvoll Redensarten beibringt, die an einem Quartaner

als hoffnungsvolle Anfänge grübelnden Scharfsinns passiren könnten. Beispiels-weise widerlegt er das, was Engels über die Anfänge des Christenthums gesagt hat, mit der wunderschönen Reminiszenz aus der Konfirmandenstunde: „Das Blut Christi ist der Samen, aus welchem der Baum der christlichen Kirche entsprossen ist.“ Oder er fragt entrüstet: „Glaubt Engels wirklich, daß die Massen auch nur einen Finger gerührt hätten, wenn sie nicht von ihm selbst und dem kleinen Kreise seiner in der Geschichte des Sozialismus fortlebenden Vorgänger und Zeit-genossen aufgestachelt worden wären?“ Ach ja, Herr Professor, das hat Engels wirklich geglaubt. Und wenn Sie seine Schrift über die Lage der englischen Arbeiter, die der von Ihnen verfluchte Verleger auch in einem „Neudrucke“ herauszugeben „gewagt“ hat, gelesen hätten, so würden Sie wissen, weshalb Engels auf diesen Glauben kam. Sie würden dann wissen, daß der englische Chartismus Hunderttausende von Fingern rührte, nicht weil ihn der englische Sozialismus „aufstachelte“, sondern obgleich ihm der englische Sozialismus ablehnend gegenüberstand. Dagegen was Sie meinen, gelehrter Mann, daß nämlich die revolutionäre Arbeiterwegung durch die „Aufstachelung“ eines „kleinen Kreises“ entstanden sei, das hat ja schon ein so unanfechtbarer Mandarin der deutschen Rang- und Staatsordnung, wie Herr v. Scheel, der Direktor des kaiserlich Statistischen Amts, vor zwanzig Jahren als Probe eines unheilbaren Idiotismus verspottet.

Man wird es uns nicht zumuthen, derartiges, selbst für bürgerliche Begriffe blödsinniges Geschwätz eingehend zu beleuchten. Nur noch über einen „sachlichen“ Punkt von Herrn Nerrlichs Ausführungen wollen wir ein paar Worte äußern: nicht sowohl weil sie Engels, als weil sie Feuerbach angehen. Herr Nerrlich meint, Engels habe sich für seine Behauptung, daß die materiellen Lebens-bedingungen auch für die Entwicklung der Religion maßgebend gewesen seien, auf „Feuerbachs berüchtigtes: der Mensch ist, was er ißt“ berufen können. In ähnlicher Weise krebste Herr Paul Barth schon vor Jahren mit „Feuerbachs berüchtigtem Aberwitz: der Mensch ist, was er ißt“, und wir haben damals schon in aller Kürze den Sachverhalt klargestellt. Wenn wir uns jetzt nochmals aus-führlicher der Mühe unterziehen, so geschieht es nicht, um die Herren Barth und Nerrlich eines Besseren zu belehren — denn das liegt über menschlicher Kraft —, sondern um Feuerbachs Andenken vor albernen Entstellungen zu wahren. Herr Nerrlich meint, der „Weise von Bruckberg“ würde sich über einen Bundesgenossen, wie Engels, schwerlich gefreut haben; wir unsererseits möchten nicht in der Haut der Herren Barth und Nerrlich stecken, wenn der „Weise von Bruckberg“ bei seinem bekanntlich etwas cholerischen Temperament sie auf ihren Auslegungskünsten ertappen könnte.

Im Jahre 1850, also zu einer Zeit, wo Engels und Marx den historischen Materialismus längst klargelegt hatten, veröffentlichte Feuerbach in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ eine Rezension über Moleschotts „Lehre der Nahrungsmittel“. Er verhöhnt darin die herrschende Reaktion, weil sie die philo-sophische und politische Diskussion unterdrücke, der naturwissenschaftlichen Forschung aber freien Lauf lasse; er verhöhnt sie mit einem Muthe und Witze, wovon die Herren Barth und Nerrlich gegenüber der heute herrschenden Reaktion noch die ersten Proben erwarten lassen. Gerade im gegenwärtigen Augenblicke der massen-haften Haussuchungen ist es nicht ohne Interesse, ein paar Sätze Feuerbachs zu zitiren. So schreibt er: „Die Regierung steckt ihre Nase in alles, sie durchstöbert jeden Winkel in unserem Schreibtisch, jeden Wisch in unserem Papierkorb, um selbst noch in den ad pium usum bestimmten Papieren Hochverrath auszuwittern und doch untersucht sie nicht den Inhalt unserer Herbarien, unserer Stein-

sammlungen, unserer ausgestopften Thiere.“ Und in einer Anmerkung hierzu sagt Feuerbach: „Die Regierungen machen Riesenfortschritte. Wenige Wochen, nachdem dieses niedergeschrieben war, brachten die Zeitungen die Nachricht, daß die preußische Regierung in dem Kopfe eines Hirsches nach dem Entwurf eines furchtbaren Komplotts gesucht habe. So verwirklichen unsere Regierungen selbst die tollsten Träume der Phantasie.“ In solchem Zusammenhange nun, um die Dummheit der Reaktion zu verspotten, die von der revolutionirenden Wirkung der Naturwissenschaften auf moralischem, politischem, sozialem Gebiet keine Ahnung hatte, erläutert Feuerbach diese Wirkung an der Hand von Moleschotts Darlegungen. Und nachdem er wörtlich mitgetheilt hat, was Moleschott über die degenerirenden Einflüsse der ausschließlichen Kartoffelnahrung sagt, faßt er diese Ausführung in den Worten zusammen: „Menschliche Kost ist die Grundlage menschlicher Bildung und Gesinnung. Wollt ihr das Volk bessern, so gebt ihm statt Deklamationen gegen die Sünde bessere Speisen. Der Mensch ist, was er ißt.“ Das ist „Feuerbachs berüchtigter Aberwitz“. Er besteht darin, daß Feuerbach Moleschotts Nachweise über die Elendigkeit der ausschließlichen Kartoffelnahrung epigrammatisch zuspitzt zu einem Hohne über die manteuffelische Reaktion, welche die hungernden Massen mit Kartoffeln und Deklamationen gegen die Sünde abspeisen wollte. Es gehört wirklich, um mit Feuerbach zu sprechen, viel „menschliche Bildung und Gesinnung“ dazu, an diesem „berüchtigten Aberwitze“ patriotische Speere zu verstechen.

Im Uebrigen hat sich Feuerbach in einer gleichzeitigen Aufzeichnung dagegen verwahrt, Moleschotts abstrakt-naturwissenschaftlichen Materialismus mit Haut und Haaren anzunehmen. Er sagt ausdrücklich, für ihn sei dieser Materialismus die Grundlage des Gebäudes des menschlichen Wesens und Wissens, aber nicht, wie für Moleschott, das Gebäude selbst. Feuerbach steht eben, wie es Engels nachgewiesen hat, zwischen dem naturwissenschaftlichen Materialismus, dessen Unzulänglichkeit er erkennt, und dem historischen Materialismus, den er nicht zu begreifen vermag. Deshalb fiel es dem „Weisen von Bruckberg“ aber nicht ein, über die Vertreter des historischen Materialismus so herzufallen, wie der Narr der Philosophischen Gesellschaft über sie herfällt. In seinen letzten Lebensjahren schrieb Feuerbach: „Die Tugend bedarf ebenso gut als der Körper Nahrung, Kleidung, Licht, Luft, Raum. Wo die Menschen so aufeinander gepreßt sind, wie z. B. in den englischen Fabriken und Arbeiterwohnungen, wenn man anders Schweineställe Wohnungen nennen kann, wo ihnen selbst nicht der Sauerstoff der Luft in zureichender Menge zugetheilt wird — man vergleiche hierüber die wenigstens an unbestreitbaren Thatsachen interessantester, aber auch schauerlichster Art reiche Schrift von Karl Marx: Das Kapital —, da ist auch der Moral aller Spielraum genommen.“ Mag also doch Herr Nerrlich diese großen Todten, die ganz einig darin waren, daß ein menschenwürdiges Dasein der Massen die Vorbedingung aller menschlichen Bildung und Gesittung ist, ruhig in ihren Gräbern schlummern lassen, und sich deß getrösten, daß er zur Zeit, wo eine Reaktion, ärger wenn auch nicht klüger als die manteuffelische, abermals ihre Geißel über ein hungerndes Volk schwingt, der Philosophischen Gesellschaft das Quartanergebetlein herstammeln darf: Gottes Gnad' und Christi Blut macht ja allen Schaden gut.[1]

---

[1] Beiläufig: Wenn der deutsche Idealismus gerade auf „Feuerbachs berüchtigtem Aberwitze“ herumreitet, so beweist er dadurch schlagend, daß er wirklich zum bloßen Treiber für die ausbeuterischen Interessen des Kapitalismus herabgesunken ist. Als der Idealist V. A. Huber vor dreißig Jahren in seiner Schrift über die Arbeiterfrage in England ein erschreckliches Zetern über die „faulige Gährung“ der „materialistischen“ Sozialdemokratie erhob, schrieb

Jedoch alles das würde uns nicht bewegen, einen Tropfen Tinte um Herrn Nerrlich zu vergießen. Was uns allein veranlaßt, seinen Vortrag zu beachten, ist sein Versuch, den persönlichen Charakter von Marx und Engels zu verdächtigen. Herr Nerrlich behauptet, daß Engels in seiner Schrift über Feuerbach Ruge und dessen Urtheile über Marx und den Kommunismus absichtlich ignorire. Das wäre nun an sich nichts Ehrenrühriges, ja es kann sogar vollkommen mit der Wahrheit übereinstimmen. Engels war kein so konfuser Schriftsteller, um, wenn er über Feuerbach schreiben wollte, über Ruge zu schreiben. In dem Gedankengange, den Engels in seiner Schrift verfolgt, war nicht der geringste Anlaß gegeben, Ruge anders als unter dem Kollektivbegriff der Deutschen Jahrbücher zu nennen. Ruge hat eben nicht, wie Strauß, Bruno Bauer und Stirner, die Engels neben Feuerbach nennt, ein Werk verfaßt, das als eigenthümliche Etappe in dem Auflösungsprozesse der klassischen Philosophie gelten könnte. Und nun gar Ruges Schimpfereien über den Kommunismus zu registriren, hatte Engels überhaupt keinen Anlaß, geschweige denn, daß er solchen Anlaß in seiner Schrift über Feuerbach gehabt hätte. Gewiß hat Ruge wie ein Rohrspatz über die Kommunisten geschimpft, über die „Schweinegesellschaft", die selbst alles Gewicht auf das Eigenthum und sonderlich auf das Geld lege; Niemand ist nach Ruge neidischer auf das Eigenthum Anderer, als diese Gegner alles Eigenthums, Niemand liebt nach ihm das Geld mehr, als diese elenden Deklamatoren dagegen. Solches Gewäsch Ruges trägt Herr Nerrlich der Philosophischen Gesellschaft in erhabenem Schwunge vor zum Beweise dafür, daß „wenn Einer, so Ruge alles Erforderliche besaß, um die Unwissenheit, Sophismen und Gewaltthätigkeiten der Sozialisten aufzuzeigen und damit die gefährliche Fluth einzudämmen". Aber er selbst muß verschämt hinzufügen: „Es war ein Verhängniß, daß Ruge, sei es, weil er die Gefahr unterschätzte, sei es, weil er sein Bestes bereits gegeben zu haben glaubte, die Entwicklung sich selbst überließ." Na also, Herr Professor, wenn der Unglücksmensch Ruge die „Entwicklung" verschlafen hat, welchen Anlaß hatte Engels, ihn in der Schilderung der „Entwicklung" zu nennen? Es ist doch nicht die Aufgabe der Sozialisten, in ihren Schriften solche Gegner zu berücksichtigen, deren Einwände sich auf reines Fischweibergeschimpfe, wie Schweinegesellschaft und dergleichen mehr, beschränken.

Insoweit mag also Engels, wenn er bei Abfassung seiner Schrift über Feuerbach an Ruge gedacht haben sollte, ihn „absichtlich ignorirt" haben; er hat es dann aus denselben triftigen Gründen gethan, aus denen jeder Denker sämmtliche Fischweiber zu ignoriren pflegt. Aber Herr Nerrlich meint die Sache anders. Er sagt der Philosophischen Gesellschaft, daß Ruge über Marx als über „einen ganz gemeinen Kerl" und „unverschämten Juden" gesprochen habe; er sagt ihr ferner, nicht der mindeste Zweifel walte ob, daß diese Urtheile wohlbegründet gewesen seien; der Bruch zwischen Ruge und Marx sei keineswegs blos, wofür Ruges Pariser Briefe bestimmte Anhaltspunkte ergäben, durch theoretische Differenzen veranlaßt worden; Marx sei von Ruge nach Kräften durch Geldmittel und Empfehlungen unterstützt worden und habe sich dadurch bedrückt gefühlt; der letzte Zweifel — nämlich an der Nichtswürdigkeit von Marx — schwinde, wenn man sich erinnere, daß Bakunin ihn auch wie Ruge für einen „ganz gemeinen Kerl" und „unverschämten Juden" gehalten habe. Und so, schließt Herr Nerrlich

er dennoch — in demselben Sinne und Zusammenhang wie Feuerbach — den „berüchtigten Aberwitz" nieder: „Wie der Mensch wohnt, so ist oder wird er". Damals besaß der deutsche Idealismus noch ein gewisses Maß idealer Gesinnung, die heute zum ausschließlichen Eigenthum der „materialistischen" Sozialdemokratie geworden ist.

mit einem schlauen Augenblinzeln, sei „jetzt wohl deutlich“, weshalb Engels den Ruge todtschweige. Dieser duftende Unrath wurde von der Philosophischen Gesellschaft mit lebhaftem Bravo verschlungen, und nachdem sie ihn verdaut hat, setzt Herr Professor Delbrück ihn den Lesern der „Preußischen Jahrbücher“ noch einmal vor.

Abgesehen von den fischweiberhaften Schimpfworten, erwähnt Herr Nerrlich die von ihm herausgegebenen Briefe Ruges als die Quelle, welche „ganz bestimmte Anhaltspunkte“ für seine infamen Verdächtigungen ergäben. Sehen wir uns also ein wenig nach diesen „Punkten“ um. Nach Unterdrückung der Deutschen Jahrbücher wollte Ruge die Deutsch-Französischen Jahrbücher in Paris herausgeben. Für diesen Zweck trat er als Kommanditär mit sechstausend Thalern in das Literarische Komptoir ein, eine von Fröbel geleitete Verlagshandlung in Zürich, und bewarb er sich aufs Eifrigste um Marx als Mitredakteur; am 4. September 1843 beklagt er sich bei seiner Mutter, daß Marx seine Briefe nicht beantworte, und daß er ihm nunmehr Vorschläge gemacht habe, auf die Marx antworten müsse. In der That kam Marx nach Paris. Er und Ruge gaben die Deutsch-Französischen Jahrbücher heraus, wobei Marx, da Ruge erkrankte, vorwiegend die Redaktion besorgte. Siehe den Brief Ruges an seine Mutter vom 28. März 1844. Bekanntlich scheiterte das Unternehmen theils aus äußeren Gründen, theils und hauptsächlich wegen der theoretischen Differenzen der beiden Redakteure über den Kommunismus. Darüber berichtet Ruge am 15. Mai 1844 an Feuerbach. Er läßt sich in diesem Briefe sehr anerkennend über die Fähigkeiten und den Fleiß von Marx aus, giebt zu, daß er bei dem endgiltigen Bruche mit Marx „allerdings vielleicht zu heftig“ geworden sei und leitet die „Gereiztheit“ und „Heftigkeit“ von Marx theilweise wenigstens daher ab, daß Marx sich krank zu arbeiten pflege und oft drei, ja vier Nächte hintereinander nicht ins Bett komme. Allerdings meint er auch, Marx wäre dadurch bedrückt, daß er, Ruge, sich für ihn „verwendet“ habe, indessen Ruge ist doch noch so anständig, die Art dieser Verwendung anzugeben. Man höre nur: „Vom Oktober an hat auch Fröbel bezahlt, was er stipulirt hatte, endlich was ihm das Bureau an Schriftsteller- und Redaktionshonorar schuldig war, ist zuerst an Marx, der es am dringendsten brauchte, entrichtet, sodann sind hier so viel Exemplare verkauft, daß die übrigen Theilnehmer und ich selbst bereits fast ganz zu ihren Forderungen gelangt sind.“ Es ist gewiß nicht schön, daß der sehr wohlhabende Ruge noch damit einherprunkt, seinen Verpflichtungen als Mitverleger der Deutsch-Französischen Jahrbücher nachgekommen zu sein, und es kennzeichnet seine Kapitalistenseele, daß er lieber einen höhnischen Blick auf die Armuth von Marx wirft, statt ehrlich zu sagen, Marx habe als Redakteur und Mitarbeiter am meisten für die Deutsch-Französischen Jahrbücher gethan und demgemäß auch den ersten Anspruch auf das stipulirte Honorar gehabt. Immerhin — Ruge suchte sich in seinem vertraulichen Briefe an Feuerbach wegen seines Bruches mit Marx ins beste Licht zu setzen, und er log doch nicht absichtlich. Was soll man aber von dem Festredner der Philosophischen Gesellschaft sagen, der diesen Thatbestand dahin verdreht, Marx habe sich von Ruge „nach Kräften mit Geldmitteln und Empfehlungen unterstützen“ lassen, um sich dann als „ganz gemeinen Kerl“ und „unverschämten Juden“ gegen Ruge zu erweisen?

Jedoch läge die Sache nur so, dann läge sie noch immer glänzend für einen Verleumder vom Schlage des Herrn Nerrlich. Aus ein paar Briefen Ruges an Fröbel fischt er weiter einige fischweiberhafte Schimpfworte über den Kommunismus heraus, unterschlägt aber wiederum den wirklichen Thatbestand. Im November 1844 schrieb Ruge an seinen Sozius Fröbel: „So lange ich

beim Literarischen Komptoir betheiligt bin, können Sie Marxens Bücher nicht drucken, wenn er sie Ihnen ja anbieten sollte.“ Fröbel scheint nun geantwortet zu haben, daß Marx ihm nichts angeboten habe; er scheint auch einige Bedenken gegen die kapitalistische Erbärmlichkeit geäußert zu haben, die einen genialen Schriftsteller lahm legen wollte, weil er den französischen Kommunismus nicht wie ein Fischweib beschimpfte, sondern wie ein Philosoph studirte. Jedenfalls antwortete Ruge am 6. Dezember 1844, Marx werde „nicht leicht etwas Schlechtes“ schreiben und er würde sich eher todtschießen, als ihn, Ruge, als Verleger begrüßen, aber — man höre die ängstlich-argwöhnische Kapitalistenseele —: „Marx würde denken, mich zum Narren zu machen, wenn er bei uns etwas drucken lassen könnte, ohne mein Vorwissen und wider meinen Willen.“ Auf dieses Hirngespinst eines wüthend gewordenen Geldsacks hin schreibt Ruge kategorisch an Fröbel: „Sie haben zwischen mir und Marx, zwischen seiner und meiner Freundschaft zu wählen“, und mit dem ganzen Stolze des Geldprotzen erklärt er doppelt und dreifach unterstrichen: „daß ich in allem Ernste von Ihrer Seite keine empfindlichere Beleidigung erfahren könnte, als ein Buch von **Marx** mit der Firma, an der ich Theil habe“. Alles das weiß Herr Nerrlich, und dennoch!

Schließlich wollen wir ihm aber nicht den mildernden Umstand einer wahrhaft bodenlosen Unwissenheit vorenthalten. Hätte er gewußt, daß Marx und Engels zwanzig Jahre lang die tragikomischen Rollen Ruges, wo immer er sie spielte, ob im Frankfurter Parlament oder in der Reichsverfassungskampagne oder in der Londoner Emigration, mit reichlichem Spotte bedacht haben, so würde er sich vielleicht gehütet haben, seinen nichtsnutzigen Humbug auf der angeblichen Thatsache aufzubauen, daß Marx und Engels seinen Heiligen todtgeschwiegen hätten. Erst seit 1866 ist, so viel wir sehen, Ruge von Marx und Engels nicht mehr beachtet worden. Und das hat doch seinen sehr leicht zu erklärenden Grund. Es war natürlich, daß Ruges Kapitalistenseele sich 1866 in Bismarcks Arme stürzte, aber was sehr unnatürlich war und wozu sich unseres Wissens sonst kein namhafter Führer der bürgerlichen Opposition herabgelassen hat: Ruge petitionirte bei Bismarck um pekuniären Ersatz für die Verluste, die er durch die Verfolgungen der preußischen Polizei erlitten hatte. Bereits im Jahre 1866 begann er damit Bismarck und dessen Räthe Keudell und Bucher zu bombardiren; im Jahre 1870 erbot er sich dem Auswärtigen Amte zu literarischen Handlangerdiensten; er trieb es so arg, daß sogar die nationalliberale Gründerfraktion ihm durch ihre Anstandsdame Lasker „freimüthig“ vorstellen ließ, ein Mann von seiner Vergangenheit dürfe vom Ministerium Bismarck keine Vergünstigungen annehmen. Half aber alles nicht und endlich, nach zehnjährigem Pochen und Prachern, erhielt Ruge 1876 aus Bismarcks geheimen Fonds einen „Ehrensold“ von dreitausend Mark jährlich. Mit Ehrensöldnern des Herrn Bismarck oder solchen, die es werden wollten, haben sich Marx und Engels nun allerdings niemals eingelassen. Wozu denn auch?

Wollten wir in Ruges Stil über Ruge sprechen, so könnten wir sagen: „Niemand liebte das Geld mehr, als dieser elende Deklamator gegen den Kommunismus.“ Indessen der Himmel bewahre uns davor, mit ihm oder seinen Bewunderern in eine Schimpfkonkurrenz einzutreten. Uns kam es hier auf ganz etwas Anderes an, und wir brauchen unseren Lesern nicht zu sagen worauf: wenn Herr Nerrlich und die Philosophische Gesellschaft und die „Preußischen Jahrbücher“ so bald nach dem Tode von Engels das schmutzige Metier Karl Vogts wieder aufnehmen wollen, so sollen sie es nicht ungestraft ausüben.

Nachahmung und Ausdruck in der Kunst.

Von **Walter Crane.**

(Im Auftrage des Autors ins Deutsche übertragen von **Otto Wittich.**)

Wer je einmal in seinem Leben sich das Haupt umhüllte mit dem Zaubermantel des Photographen und hineinschaute in die Camera, um dort jene wunderare Miniaturwiedergabe des Naturbildes zu erblicken, dem muß sich auch rein anz von selber die Frage aufgedrängt haben, was wohl aus unserer modernen Nalerei werden wird, wenn es erst dem Photographen gelungen ist, die Farben benso auf seinen Platten festzuhalten, wie die Formen.

Schon jetzt ist ja die Photographie eine der Hauptstützen und wohl der vichtigste Gehilfe der Malerei. Wie die Verhältnisse nun einmal liegen, ergänzen Trockenplatten und Camera oft sehr wesentlich das Skizzenbuch nebst all den nühseligen Vorstudien, wenn sie dieses alles nicht überhaupt gleich ganz überlüssig machen. Die ausgesprochene Vorliebe für rein photographische Wiedergabe und das Haschen nach durchaus photographischen Effekten sind augenscheinlich das Charakteristikum unseres modernen, künstlerischen Schaffens. Und da frage ich: vürde sich die Malerei wirklich so rückhaltslos vertrauend auf die Photographie tützen, wenn sie wüßte, daß ihr jene über kurz oder lang doch einmal den Todesstoß versetzen wird? Sicherlich nicht. Allerdings wird man es wiederum em Schwächeren nicht verargen können, daß er nach Rückhalt bei einem Stärkeren ucht, und soweit es sich eben lediglich um Nachahmung rein oberflächlicher Erscheinungen handelt, ist die Photographie dort stark, wo sich die Malerei nur ls schwach erweist.

Seit nun bereits einem Vierteljahrhundert und wohl auch schon länger eigt sich die Tendenz der Kunst, den gleichen Anschauungen des Alltagslebens olgend und diese dann noch mehr in jene Richtung drängend, dem Naturalismus u. Inmitten dieses ewigen Hinundher des kritischen Gezänkes, abhängig von en Forderungen des Marktes, bei dem gänzlichen Mangel eines ausgesprochenen ffentlichen Geschmacks und bei den schon in ihrer Anlage durchaus verfehlten Austellungsunternehmungen, sieht heutigen Tages der Maler beständig das bleiche Gespenst der Noth seine Thüre umlauern. Was Wunders, wenn er mißmuthig ur Hilfe der Photographie greift, um, weil er nun doch einmal nicht seinem Ideal folgend als wahrer Künstler schaffen kann, wenigstens als Mensch nicht u verhungern, kurz, um sich der naturalistischen Tendenz noch rückhaltsloser in ie Arme zu werfen, und die ohnehin schon so gezwungenen Effekte noch mehr erauszudrechseln. Aber das giebt dann immer ein unreelles Compagniegeschäft b, dessen Profit einzig und allein die Photographie in die Tasche steckt.

Gleich dem greisen, weltentwöhnten Faust, glühend nach Leben und Lebensenuß, hascht die Kunst gierig nach dem Phantom einer zurückgegebenen Jugend, ach der Vision einer verwirklichten Natur, welche ihr der Dämon vorspiegelt, und ber dem Allen achtet sie nicht auf die unausbleiblichen Folgen, welche sich aus der rfüllung dieses thörichten Wunsches naturgemäß ganz von selber ergeben müssen.

Es wird wirklich höchste Zeit, daß wir uns ernstlich fragen, ob ein derrtiges Spiel auch seines Einsatzes werth ist. Die Lösung dieses Problems ängt davon ab, was wir als Aufgabe, Seele und Zweck der Kunst erachten. Ist Kunst wirklich weiter nichts als ein blindes Haschen nach Naturalismus, un, dann steht ihr allerdings nichts als ein völlig aussichtsloser Wettlauf mit er Photographie bevor, welche, was treue Wiedergabe des äußeren Gesammt-

bildes, nebst allen seinen Details, ja selbst, was das unparteiische Treffen der natürlichen Stimmung anbelangt, bereits heute jedes Zeichnen und Malen hoffnungslos hinter sich läßt. Auf diesem Gebiete wird eben die Kunst unabänderlich noch völlig von der Wissenschaft geschlagen werden.

Sicherlich wäre die Malerei niemals auf derartige Abwege gerathen, hätte sie sich nicht von ihren alterprobten Weggefährten — allseitig durchgebildeter Meisterschaft und ornamentalem Umriß — völlig losgesagt. So aber sind ihr ein ernst durchdachtes Entwerfen und geniales Erfinden längst fremde Dinge geworden, und deshalb sank sie auch herab zu einem feilen Sklaven des Marktes und der Sensation, um sich als solcher einer nüchternen Nachahmung der Natur mit Seele und Leib zu überliefern.

„Aber" — so dürfte man mir hier wohl entgegen halten — „besteht denn nicht etwa die Aufgabe der Malerei in der Nachahmung der Natur?" — Meine Antwort lautet: Nur zum Theil und zwar überhaupt nur insoweit, als zu diesem rein oberflächlichen Nachahmen noch ein bewußtes Ausdrücken, ein absichtliches Hervorheben der Schönheit, der Seele, Sprache und Erscheinung der Natur hinzutritt, wodurch eben dann auch die Nachahmung aufhört, bloße Nachahmung zu sein und zur Kunst wird — zur Kunst der Darstellung. Wie könnte uns das Betrachten irgend eines Gemäldes wahre Geistesanregung und bleibendes Vergnügen gewähren, wenn es nichts repräsentirte als Dinge, die wir tagtäglich mit unseren eigenen Augen weit schärfer und besser sehen können? Wollte ein Maler darauf verzichten, individuelle Auffassung, eigene Gedanken, Sonderstimmung und poetischen Hauch in sein Bild hineinzutragen, so würde er einem Dichter gleichen, der sich mit einer möglichst wahren, wenn auch noch so trockenen Schilderung bescheidet, oder einem Musiker, der seinen Stolz darein setzt, die Laute eines Kuhstalles möglichst täuschend nachzuahmen. G e i s t muß in einem Dinge stecken, das uns fesseln soll, und der Geist ist es, welcher einzig und allein der Kunst Leben und Unsterblichkeit verleiht. Für Geist giebt es kein Surrogat. Wir können unser Entwerfen nicht einer Maschine überlassen und unser Denken nicht der optischen Linse. Für derartige Arbeit giebt es nur einen einzigen brauchbaren Mechanismus und der ist unser Verstand.

Bloße Gewandtheit der Pinselführung ermüdet auf die Dauer immer, und deshalb muthen uns auch diese seelenlosen Nachahmungen, und mögen sie noch so treffend sein, immer so nichtssagend an. Zu Tode gelangweilt fühlen wir uns durch das, was wir Naturalismus nennen, und nur beständig sich ablösende Neuigkeiten vermögen uns hin und wieder einmal einen Blick der Beachtung abzugewinnen. Es geht uns hier eben genau so, wie dem Publikum im Theater; dieses will auch seinen beständigen Szenenwechsel haben, möglichst viele Akte und Aufzüge müssen da sein, die Handlung allein, und wäre sie gleich noch so bewegt, thut's nimmermehr. Die Bühne aber, welche dem Naturalismus unserer Tage selbstverständlich huldigen muß, kann hierin ungleich weiter gehen als die Malerei, denn bei ihr werden persönliches Gefühl und individueller Ausdruck (ganz abgesehen von der eigenen Tendenz, die sich schon durch die bloße Art und Weise der Inszenirung und Ausstattung in jedes Stück hineintragen läßt) schon dadurch gewahrt, daß die betreffenden uns mimisch vorgeführten Personen doch eben immer von leibhaftigen Menschen dargestellt werden, welche niemals derart in der Nachahmung ihres Rollentypus aufgehen können, daß sie auch jedes persönliche Moment vermieden.

Doch ich will einmal wirklich annehmen, die Malerei hätte sich thatsächlich jeder poetischen Einkleidung, jedes individuellen Ausdruckes strikte zu enthalten

und sich nur darauf zu beschränken, Zeichnung, Kolorit, Beleuchtung und Schattirung ihres Sujets möglichst getreu nachzuahmen — was freilich, vom Kolorit etwa abgesehen, schließlich, soweit es Genauigkeit, Vollständigkeit und Unparteilichkeit anbelangt, die Photographie schließlich weit besser kann — nun, dann hätte sie, die Malerei, jedenfalls — ganz abgesehen von ihrer einstigen gänzlichen Verdrängung durch die Photographie — in intellektueller Beziehung sich mit einem äußerst bescheidenen Plätzchen unter den übrigen Künsten zu bescheiden. Doch, „Kunst ist Kunst, weil sie eben keine Natur ist", sagt Goethe; unsere modernen Maler, soweit sie überhaupt den Schnabel aufthun, verdolmetschen dies in „Kunst ist Kunst, weil sie eben die Natur nachäfft".

Die Entwicklung eines unserer berühmtesten Zeitgenossen, Millais', illustrirt deutlich, wie viele Abstufungen im gegenseitigen Ueberwiegen der beiden Faktoren, Ausdruck und Nachahmung, möglich sind. Bei Betrachtung der Werke dieses Meisters ist gleichzeitig das Faktum bemerkenswerth, daß ein wirklich genialer Künstler, und mag er sich gleich noch so fest vorgenommen haben, mit allem Konventionellen zu brechen und ganz ohne Vorurtheil und Voreingenommenheit an das Sujet heranzutreten, um dieses echt naturalistisch zu behandeln, doch immer, gleichsam unter dem Einfluß eines unwiderstehlichen Dranges nach individuellem Ausdruck, sich selber durchaus unbewußt, eine besondere, neue, eigene Auffassung in sein Bild hineintragen wird. Nicht jene unanfechtbare Naturtreue, dieser charakteristischste Zug der präraphaëlitischen Schule, ist es, was uns an den ersten Bildern Millais' am meisten fesselt, nein vielmehr ist es ein gewisser genialer, individueller Zug, der durch das Ganze geht. Vergleicht man die Werke seiner früheren Perioden, z. B. die Schöpfungen, welche in die Jahre 1849 bis 1856 fallen, mit denen einer späteren Epoche, so dürften wir wohl zu der Ueberzeugung kommen, daß doch eigentlich zwei ganz grundverschiedene Seelen in den Arbeiten ein und desselben Mannes schlummern können. Strenge Abgeschlossenheit, reizvolle Details, saubere und fleißige Ausführung, Vertiefung des Gedankens, eine nicht immer harmonische Farbenabtönung, ein romantischer Zug — kurz alle diese Merkmale der ersten Zeit treten in den letztgedachten Werken gänzlich zurück vor einer möglichsten Herausdrechselung des Reliefs und einem öden Haschen nach Licht-, Luft- und sonstigen oberflächlichen Effekten, welch letzteren beiden Gesichtspunkten beinahe alles geopfert wird. Abgesehen davon, daß man es nur bedauern kann, wenn Personen, an denen schließlich weiter nichts bemerkenswerth ist, als ihr Geldsack, heutigen Tages die Leinwanden unserer größten Künstler, die doch eigentlich für etwas vornehmere Aufgaben da sein müßten, fast ausschließlich mit Beschlag belegen, davon, wie gesagt, abgesehen, ist auf den Umstand, daß die letzten Werke des Meisters fast durchgängig reine Porträts sind, weiter kein größeres Gewicht zu legen. Millais ist eben, mochte sein Sujet nun sein, welches es wollte, mehr oder weniger immer ein Porträtmaler gewesen. Seine ausgesprochene Künstlerindividualität wies ihn von Beginn an darauf hin, vor allem in einer wirksamen Nachahmung der Natur seine Hauptstärke zu suchen, und das ist eben das Zeichen des Porträtartigen, der Porträtmalerei. So weit ich mich erinnere, hat er nie auch nur den geringsten Hang zum Idealisiren, in welcher Form es auch sei, gezeigt, stets war er vielmehr damit zufrieden, die Natur so zu nehmen, wie er sie gerade fand, ohne jemals darauf auszugehen, durch sorgfältige Auswahl und Vergleichung einen gewissen Typus von Formen zu schaffen, Schemata für Komposition und Kolorit zu bieten. Millais ist weder ein Seher von Visionen, noch ein Träumer von Träumen. Das Leben und was es so ganz von selber mit sich bringt, genügt ihm, er

sucht nicht erst in seine Geheimnisse einzudringen. Und darin liegt seine Stärke sowohl, wie auch seine Schwäche als Künstler.

Vergleicht man die letzten Werke dieses Malers mit seinen ersten Schöpfungen, so ist man förmlich betroffen von der verhältnißmäßigen Mattheit, die uns aus vielen dieser neueren Schöpfungen entgegentritt. Unzweifelhaft trägt hieran der Mangel an fleißiger Detaillirung ebensoviel Schuld, wie das Fehlen kräftiger, rücksichtslos aufgetragener Farbentöne. Von derlei Eigenschaften hängt nun einmal die Gesammtwirkung des Ganzen ab, sie ist damit ebenso untrennbar verbunden, wie etwa die Worte des Dichters mit Thema und Form. Wenn nur Relief, Licht- und Lufteffekte herausgearbeitet werden sollen, muß naturgemäß eine fremde Stimmung in das Bild hinein getragen werden, und mit der Methode wandelt sich auch der Charakter. Hier stehen wir im vollen, hellen Tageslicht und ein offenes Wort reden wir mit den Mitgliedern der Gesellschaft. Dahingesunken ist die Gluth der Romantik, dahin das Hasten und Drängen, dahin aber auch das ernste ideale Streben der Jugend, dahin ist dies alles gegangen und mit ihm sank hin in das Grab aller Reiz der Detailmalerei, die Sauberkeit und die Akkuratesse der Arbeit. Das haben wir längst alles über Bord geworfen, und nun mögen wir sehen, wohin wir kommen mit einer noch realistischeren Auffassung, noch größeren Brutalitäten, einer noch hündischeren Kriecherei vor dem Geldsack; sehen mögen wir, wie viel Anziehendes resp. Abstoßendes wir wohl noch unseren modernen Lieblingssujets, diesen Börsenjobbern, abzugewinnen vermögen, wir, die wir beim Malen mehr achten auf skrupellose Aufrichtigkeit, denn auf eine liebevolle Sorgfalt, wir, denen gezwungene Effekte werthvoller sind als eine liebevolle, auf die Schönheitsregeln gewissenhaft Acht habende Durcharbeitung.

Mit der größeren Mache schwindet die Sorgfalt und an die Stelle eines hingebenden und seelischen Vertiefens in das Thema tritt grübelnde Verstandesarbeit; diese sucht absichtlich gewisse charakteristische Eigenthümlichkeiten noch mehr herauszumeißeln, alles andere ist ihr Nebensache. Deshalb bieten derartige Bilder ungleich weniger an Gedankenfülle und wirken in ihrem Gesammteindruck dramatisch wie dekorativ ungleich schwächer. Was aber für die Detaillirung gilt, das gilt auch hinsichtlich des Kolorits, das gilt hinsichtlich der gesammten Durcharbeitung. Dieser nüchterne Zug, dieser sogenannte Naturalismus kostet uns jeden edleren Kunstgenuß, denn je mehr Natur oder besser gesagt, je mehr an rein oberflächlicher Wiedergabe der Natur, um so weniger Kunst, um so weniger Ausdruck der Individualität des Künstlers.

Wenn aber die moderne Malerei mit diesem ihren Naturalismus sich wirklich auf dem richtigen Wege befindet, nun dann wollen wir uns doch lieber gleich ganz mit der Photographie Genüge sein lassen. Haben wir für eine nüchterne möglichst wahre Nachahmung nur Werthschätzung, so vermag uns diese die optische Linse ungleich sicherer zu gewährleisten, denn sie bringt in einem einzigen, kaum fixirbaren Augenblick das zu Stande, was ganze Jahre voll Fleiß und Mühe auch nicht nur annähernd einwandfrei zu fertigen vermögen, außerdem wird aber die Photographie niemals darauf verfallen, eine eigene und deshalb falsche Stimmung in ihren Rahmen hineinzunehmen, was bei einem Maler, bei einem Wesen von Fleisch und Blut, nur zu leicht der Fall. Deshalb — wollen wir unsere Motive nur absolut genau erhalten, schön, so laßt uns dieselben photographiren, dann können wir sie ja zum Ueberfluß noch gewissenhaft registriren, um dann befriedigt das ganze Bündel unter den Arm zu nehmen und beruhigt unserer Wege zu gehen — was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen. Dann wollen wir aber auch nicht mehr die Kunst um ei

erritorium kämpfen lassen, auf dem sie doch niemals zur unbedingten Allein=
rrschaft gelangen kann, dann soll sie lieber in ihr altangestammtes Vaterland
rückkehren, dort erwartet sie ein weites, großes Arbeitsfeld, auf dem sie vor
dem feindlichen Einfall sicher ist — eine schöne Heimath, bevölkert mit

... Formen lebender denn Menschenleiber ...

ühend und fruchtstrotzend in der ewigen Jugendlichkeit des Ideals. Dort werden
Erfindung und Ausdruck als liebe Hausfreunde begrüßen, um ihr dauernd
rathend zur Seite zu stehen und die Wahrheit wird werden zur Schönheit
iter der Aegide der Contour.

Dieses schöne Land gehört aber der dekorativen Kunst, diesem armen Dinge,
s man stets verachtet und verspottet, das gerade noch gut genug dazu ist, ver=
ɔtlich mit dem Fuße bei Seite gestoßen oder gar in den Schmutz getreten zu
erden, das nichts bedeutet als ein Spielzeug, ein Etwas ohne Geist und Seele
id ohne das Vermögen, sich verständlich zu machen, und das höchstens gelegentlich
lerlei erhaben sinnlos Gewäsch vorbringt, kurz einem Wesen, das man im
nstigsten Falle für harmlos verrückt erachtet und das sich den Magen vollschlägt
t den Brocken, die es von den Staffeleien der Modernen wegstibizt.

Aber der Preis gebührt nicht nur dem leicht handlichen Pinsel, und nicht
r das ergötzliche Spiel der Farben hat die Palme zu beanspruchen, nein, sind
eich die Erfolge der Malerei wohl die handgreiflichsten, in die Augen springendsten,
hat doch auch jede andere Kunst vollen Anspruch darauf, wahre Kunst zu
n, d. h. eine Sprache, die zu Menschen spricht und die auch von Menschen=
rzen verstanden wird. Wir brauchen ja nur an einen Architekten zu denken
atürlich an einen, der weder mit Aktiendividenden noch mit Gründerkonsortien
rechnen hat), wieviel Mittel stehen diesem, auch ohne daß er sich gleich ge=
thigt sieht, die Wandmalerei oder Skulptur zu Hilfe zu rufen, nicht schon in
r eigenen Kunst zur Verfügung, und zwar in der vornehmen Sprache einer
len Proportionalität der Massen, der Aussparungen, der Linienführung! Es
nun allerdings wahr, selbst die Architektur hat es nicht verstanden, sich ab=
ut von Nachahmungen freizuhalten, und zwar leben wir augenblicklich gerade
ter dem Schatten unserer großen historischen Baustile, aber so etwas wie die
setzung eines Materials durch die äußerliche Nachbildung in einem anderen,
, etwa von Berlin abgesehen, wo man dem Mörtelbewurf das Aussehen von
röſem Sandstein zu geben beliebt, sonst wohl allgemein von der Architektur
pönt und verachtet. Wie emphatisch und gleichzeitig auch wie subtil vermag
ht die Baukunst vor allem konstruktive Ideen und Prinzipien zu veranschau=
hen, und indem sie dies thut, drückt sie nicht nur jene allein aus, sondern
nonstrirt sie dabei auch gleichzeitig den Wandel, der sich in der Flucht der
iten, im Temperament der Völker und in den sozialen Verhältnissen vollzogen
t, und außerdem trägt sie so endlich die ganze muntere Sippschaft der übrigen
inste, ihrer Pflegekinder, sicher unter ihren schützenden Fittigen dahin von
zennium zu Dezennium.

Auch die Skulptur, beredt in und gerade durch ihre enge Beschränkung,
icht zu uns lediglich in der Sprache der reinen Form. Nun besitzt zwar die
ldhauerei in der Behandlung des Materials und der Detaillirung ein gewisses
quivalent für die Farben, nie aber hat sie sich im Streben nach ausgesprochen
lerischen Effekten soweit hinreißen lassen, daß sie zu diesem Behufe auf die
türliche Struktur des Materials zurückgreift, wie solches bei der mailändischen
hule des modernen Italien der Fall ist, deren Experimente sicher die Kunst

nicht gerade gehoben haben. Denn jeder Scheinerfolg, der bei dieser Nach-ahmungssüchtelei gezeitigt wurde, ward erkauft um den Preis edlerer Schönheit und vornehmeren Ausdrucks und die darin begründete Vernachlässigung der Form brachte mit sich einen Verlust an ruhiger Würde. Ja, dieses ungesunde Bestreben macht mitunter geradezu einen lächerlichen Eindruck. Eine Porträtbüste, deren Begrenzung man durch entsprechende Behandlung den Anschein wirklicher Gewandung zu verleihen sucht, wird gewiß eher wirken wie eine Gipsfigur, der man ein Kleid übergeworfen hat, als wie die naturwahre Wiedergabe einer lebenden Person.

Wie originell kolorirte Statuen an und für sich sein mögen und so unzweifelhaft das Faktum auch feststeht, daß die Alten thatsächlich ihre Skulp-turen bemalten, so vermag uns diese Erwägung allein doch noch lange nicht zu blenden und nie werden wir um ihretwillen von jenem edleren und delikateren Ausdruck abweichen, der in der Anwendung der reinen Form liegt, welch letztere daher auch für ewig jedem Bildhauer als das einzige, durchaus einwandsfreie Mittel erscheinen wird, um poetisch sinnige oder heroisch gewaltige Themata zu behandeln.

Stets wird das Kolorit die Form in den Hintergrund drängen, sie um ihre Wirkung bringen. Darunter braucht aber nicht der Gesammtausdruck des Ganzen zu leiden, der Schwerpunkt der Wirkung wird eben nur auf ein anderes, auf das koloristische Moment verlegt. Bei der eigenen Schönheit und Ausdrucks-fähigkeit der Zeichnung eines Albrecht Dürer fragen wir allerdings nicht erst nach Farben, und selbst was die Technik dieser graphischen Darstellung an und für sich anbelangt, so genügen uns für sie die sicheren, einfachen Linien einer Zeichenfeder vollauf. Aus der technischen Schlichtheit dieser Bilder geht meines Erachtens nach aber klar hervor, wie wenig selbst die vollendetste, künstlerisch reichste Ausdrucksweise abhängig ist von einem buchstabenmäßigen, sklavischen Nachahmen der Natur. Die Natur nachzuäffen ist ein Ding, sie richtig zu lesen und zu verdolmetschen verstehen, ein anderes. Selbst unter Zuhilfenahme des Photographenkastens und unserer gesammten naturalistischen Weisheit möchte ich sehr bezweifeln, ob es uns gelingen würde, alle Dinge, welche da in dem illu-sorischen Wechselspiel von Licht und Schatten uns vor den Augen herumgaukeln, allgemein klar und verständlich festzubannen, ohne zuvor dem Ganzen durch einige feste Grundlinien Halt und Charakter verliehen zu haben. Man denke hier nur an gewisse große, konstruktive Motive, wie wollte man diese wohl durchsichtig darstellen ohne zuvor mit einigen wenigen Strichen sozusagen ihre Seele heraus-zuschälen? Eine Linearzeichnung ist in vieler Beziehung eine Sache der Kon-vention, eine Art stillschweigenden Vertrages zwischen Verstand und Natur, welcher unterzeichnet wird von der frei entwerfenden Hand des Künstlers, und dem Ver-ständniß und Einbildungskraft von Seiten des Beschauers das Siegel aufdrücken. Nichts zeigt so klar die Fähigkeiten und das Können eines Künstlers, als seine Auffassung und Behandlung der Linie, nichts dokumentirt uns derart einwands-frei die Blüthe oder den Verfall der Kunst in irgend einer Zeitepoche als die der jeweilige Stand der Linearzeichnung thut. Die Linie ist eben die Kraft-sehne der Kunst, sie bestimmt und hält den Bau ihres ganzen Körpers, erschlafft sie, dann bricht auch jener zusammen. Zur Bestätigung dieser Behauptung be-trachte man nur den Holzschnitt zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts und dann achte man darauf, was aus ihm im folgenden Säkulum ward — dieser gewaltige Unterschied, der Jedem in die Augen springen muß, korrespondirt aber genau mit dem Höhepunkt und dem Niedergang der Renaissance.

Gerade die Gleichgiltigkeit gegen den Werth der Linie, welche in unseren Tagen thatsächlich vorherrscht, ist ein böses Zeichen für den Stand unserer Künst

d hieran vermag auch die sogenannte Wiedergeburt der Kupferstecherei kein
ta zu ändern. Wird doch die Kreidemanier unserem jungen Kunstnachwuchs
r allem beigebracht, und wenn dann so ein junger Mann wirklich einmal in
ihm höchst fatale Lage kommt, lediglich zeichnen zu müssen, so wird er
ner zu der ihm immerhin noch bequemeren Kohle greifen. Beide Methoden
währleisten aber bei Weitem nicht die Sauberkeit und Akkuratesse der Zeich-
ng, welche mit einer Feder, oder auch nur mit einem Bleistift, resp. feinem
arpinsel, ausgeführt wurde. Verfügst du, mein lieber Freund, nicht über eine
ere Hand, nun, gehörig Schwarz auftragen wirst du jedenfalls wohl noch
nen, und wenn du dann mit den Schattirungen nicht allzu haushälterisch zu
erke gehst, so wirst du damit Fehler in der Zeichnung, ja sogar das ganze
hlen bestimmter Konstruktionslinien trefflich verschleiern können.

Wie viele Maler, diejenigen selbstverständlich ausgenommen, die sich noch
e warmes Herz wahrten für die dekorative Linie, kümmern sich heutigen Tages
erhaupt noch um Schemas von Linien und Gleichgewicht der Kurven, wie viele
ken wohl noch daran, sich für ihr Gemälde zunächst so etwas wie ein Gerippe
schaffen?

Heute, da sich das gesammte Interesse unserer Modernen und ihr aus-
ießliches Streben darauf konzentrirt, möglichst gedankenlos nachzuahmen, mußte
es natürlich dazu führen, daß der Sinn für dramatisch belebte Darstellung
poetisch vertiefte Stimmung immer mehr schwand, ja fast gänzlich abhanden
. Anstatt dessen schildert man Personen, die gewöhnlich alles eher denn
lderungswerth sind, und Themata und Sujets werden hervorgesucht, die frivol,
nn nicht direkt widerlich genannt werden müssen!

Es liegt mir absolut fern, jene Tage zurückzuwünschen, wo kirchlicher Ein-
ß und klerikale Gönnerschaft für die Kunst alles bedeutete, jene Zeit, wo fast
es Gemälde religiöse Themen behandeln mußte und wo die Nachfrage nach
donnen und Heiligenbildern schier unbegrenzt war. Wenn man uns aber gar
überschwängliche Komplimente darüber macht, daß es unsere Kunst verstanden
e, sich von allem vermoderten Wust und von klerikalen Fesseln loszureißen,
sollten wir darob die Nase wahrlich nicht gar so hoch tragen, sondern lieber
sch daran denken, daß wir trotz all unserer famosen, unbegrenzten Freiheit
ntlich nur die Livree eines anderen Herrn Gebieters angezogen haben. Wenn
da z. B. sehen, daß selbst hochbegabte Künstler, gleichsam wie geblendet von
m eigenen Erfolge, uns immer und immer wieder ein und dasselbe bringen,
leicht lediglich nur eine eigene Virtuosität in der Behandlung der nichts-
enden Licht- und Lufteffekte, so müßten wir uns doch ernstlich fragen, wo hier
ntlich jene berühmte Freiheit bleibt, dank der wir uns unsere Motive suchen
nen, wo wir nur wollen?

Jahr für Jahr bieten uns die Ausstellungsberichte genau dieselben Titel,
beinahe die nämlichen Preise, und da möchte ich doch wissen, ob der Geld-
tel denn wirklich ein so viel besseres Aushängeschild ist, als der Kirchen-
üssel? Ich für meine Person würde die phrygische Mütze und das rothe
nner mit Freuden allen beiden vorziehen. Und scharf hingesehen, gewährt
der Mammon nicht einmal das nämliche Maß an Freiheit, wie dies dereinst
Klerus that. Denn selbst diese sich so oft wiederholenden Krippenbilder, diese
gen Kreuzigungen, welche Welt voll Gedanken und Ausdruck bieten sie nicht
m andachtsvollen Beschauer! Derartige Sujets bildeten für die damaligen
ler nicht allein deshalb äußerst fruchtbare Themata, weil jene es trefflich ver-
den, in ihnen uns gleichzeitig die Sitten und Gebräuche ihrer eigenen Zeit

zu schildern, sondern auch dadurch, daß in dem Geschilderten eine eigene innere, tiefernste religiöse Weihe liegt, welche Künstler und Beschauer urmächtig in den Bann schlägt und für die wir in unseren Tagen keinen auch nur halbwegs entsprechenden Ersatz zu finden vermögen.

Die Historienmalerei, die doch früher in der Kunst eine so hervorragende Stellung einnahm, welche Rolle spielt sie in den Ateliers unserer heutigen Künstler? Wahrlich, wäre nicht noch die Dekoration da, man hätte sie gewiß längst schon zu Grabe getragen. Aber selbst hier, unter der Aegide des dekorativen Künstlers, klebt sie zu sehr an hergebrachten Formen, längst wurmzerfressenen Ideen und dann auch noch immer — wohl weil heute gerade die größten dekorativen Aufträge fast immer kirchlichen Zwecken gewidmet sind — am alten Credo.

Selbst wenn unser modernes Leben an und für sich gar zu wenig vornehme Schlichtheit und einfache Würde besäße, selbst wenn unsere gegenwärtige Gesellschaft einer dekorativ groß angelegten Historienmalerei so gut wie keinen Stoff böte, selbst dann giebt es doch noch immer Gedanken und Ideen genug, die durchaus modern sind, die sich dabei gleichzeitig aber auch trefflich in einer edlen, warmempfundenen Einkleidung ausnehmen würden, und die dann gar gewaltig zu dieser heutigen Welt zu predigen vermöchten — vorausgesetzt, daß die letztere, bei ihrem ewigen Hasten nach Gold, sich dazu herbeiläßt, für wenige Augenblicke einmal gefälligst hinzuhören.

Zeigt heutigen Tages ein Maler, daß er Ideen besitzt, die ein wenig über den Horizont unserer illustrirten Journale hinausgehen, so wird man ihn günstigstenfalls für einen Dummkopf halten, sollte er aber auf seiner verschrobenen Ansicht, daß die Malerei zu etwas Höherem geboren sei als zu einer Marktwaare, resp. zu einem Spielzeug für diese blasirten, großgewordenen dummen Jungen, auch wirklich unentwegt beharren, na, dann mag er nur hübsch zusehen, daß er nicht eines schönen Tages verhungert. — —

Noch ein Wort über die Darstellung der Bewegung. Vor einiger Zeit dozirte Mr. Meybridge im Namen der Royal Academy uns Künstlern, wie wir ein galoppirendes Pferd zu zeichnen hätten. Die Methode, dank der er nachwies, in welcher wechselseitigen Stellung sich die einzelnen Glieder des Thieres in den verschiedenen, sich unmittelbar folgenden Augenblicken befänden, verdient alle Anerkennung, gleichzeitig hätte aber der sehr verehrte Herr, wenigstens was Bewegung anbelangt, keinen schlagenderen Beweis dafür liefern können, daß eine völlig isolirte, rein momentane Erscheinung, wie solche eben durch derartige Augenblicksbilder repräsentirt wird, an und für sich absolut gar nichts besagt. Jedes dieser einzelnen Bildchen giebt nämlich lediglich den Moment *einer gewaltsam aufgehaltenen* Bewegung. Dieses und auch nichts mehr. Erst wenn man eine ganze Serie dieser Bildchen nach der richtigen Reihenfolge ordnet, um sie dann vermittels eines optischen Rades in rasche Umdrehungen zu bringen, erst dann erhält man den Eindruck einer thatsächlichen Bewegung. Das ist aber mehr Illusion denn Darstellung. Mr. Meybridge möchte uns nun gern weiß machen, daß wir Künstler närrisch geworden wären, seitdem wir darauf ausgingen, Bewegungen wiederzugeben. Nun liegt aber gerade die ganze Schwierigkeit darin, daß man bei der Darstellung eines galoppirenden Pferdes oder einer sonstigen, sich bewegenden Figur den Entwurf eben so einrichten muß, daß man den Eindruck einer *aufgehaltenen* Bewegung, welche dem fixirten Moment absolut entsprechen würde, *streng vermeidet*. Nicht eine gewaltsam unterbrochene, sondern eine natürlich fortschreitende Bewegung soll der Künstler darstellen. Er muß es daher verstehen, oft in ein und dieselbe Figur sowohl den Moment *vorher*, als

auch den nachher einzuflechten. Im Verfolg dieses Bestrebens kam man zu einer Art konventionellen Schemas, welches in unserem Kopfe die Vorstellung eines thatsächlichen Fortschreitens weit lebhafter und überzeugender hervorruft, als dieses auch die genaueste Wiedergabe eines einzelnen künstlich aufgehaltenen Momentes zu thun vermöchte.

Die Wahrheit liegt, wie schon gesagt, eben darin, daß die Erscheinungen der Bewegung, gleich allen übrigen momentanen Erscheinungen, an und für sich für die Zeichnung völlig nichtssagend sind, erst indem man sie mit anderen verwandten Erscheinungen und Vorstellungen in Verbindung bringt, werden sie für jene brauchbar — und das ist denn bisher auch immer in der Kunst anerkannt worden. Ich bestreite durchaus nicht, daß auf Grund genauer registrirter und schärferer Beobachtungen der einzelnen Erscheinung, im Verein mit einem gründlicheren Wissen, das heutige konventionelle Schema für die Darstellung einer Bewegung bedeutend erweitert werden könnte; im Uebrigen möchte ich mir aber gleichzeitig diesbezüglich die Bemerkung auszusprechen erlauben, daß mir die Frage, inwieweit die exakte Wissenschaft für die Darstellungsweise der Kunst segenbringend sei, doch ziemlich verzwickt erscheint — ich für meine Person würde mich niemals dazu herbeilassen, über diesen heiklen Punkt ein bestimmtes Urtheil abzugeben.

Um zum Schluß zu kommen, möchte ich meine Ueberzeugung dahin fixiren, daß diese ganze heutige Richtung, alles kalt-nüchtern nachzuahmen, im Grunde genommen nur zu einem äußerst oberflächlichen Realismus geführt hat, und daß dasjenige, was bei uns unter der vielsagenden Flagge „realistische Darstellung" Revue passirt, schließlich weiter nichts ist, als eine objektiv durchaus einseitige Wiedergabe — etwas Reales, das man nur halb realisirte. Im günstigsten Fall mag es wohl noch das wahrheitsgetreue Festhalten irgend eines schnell schwindenden Sondermomentes bedeuten — aber was in aller Welt ist wohl flüchtiger und nichtssagender als ein solcher.

Glauben wir auch gleich einmal die Natur wirklich richtig gepackt zu haben, husch, ist sie uns wieder aus den Händen, um uns von Weitem eine Nase zu drehen. Man ändere nur etwas seinen Standpunkt, gehe nur ein klein wenig näher oder weiter, flugs hat sich auch alles verändert und ist falsch geworden, und deshalb bleibt denn auch des Künstlers Jagd nach Motiven wie jedes andere künstlerische Problem schier unbegrenzt. Während aber Idealisten und Realisten sich hin- und herstreiten, erhascht dieser Pluto der Kunst, der Photograph, das liebliche Kind und entführt es im Nu nach seiner dunklen Kammer, und wenn die Kleine von dort auch zurückkehrt ohne den Liebreiz der frischen Farben, so ist ihre sonstige äußere Erscheinung doch so ganz die ursprüngliche geblieben, daß ein Maler darob schier verzweifeln könnte, hätte er sich nicht eben einer Göttin angelobt, die noch unzählige Male schöner ist, denn selbst Persephone.

Die Schwefelsäure- und Soda-Arbeiter.

Von Heinrich Vogel.

1. Die Schwefelsäure-Arbeiter.

Die chemische Produktenfabrikation besteht in der ineinandergreifenden Herstellung von Schwefelsäure aus Pyrit und etwas Salpeter oder Salpetersäure, von Salzsäure und Sulfat aus Kochsalz und Schwefelsäure, von Salpetersäure und Sulfat aus Salpeter und Schwefelsäure, von Soda aus Sulfat, Kohle und Kalk, von Alaun aus Thonerde und Sulfat, von Chlor aus Salzsäure und

Braunstein 2c. Je nach den lokalen Verhältnissen werden hauptsächlich einzelne dieser Fabrikate produzirt, auch einzelne ausgelassen und dafür die Fabrikation anderer, wie Vitriole, Beizen oder anderer chemischer Präparate eingefügt, je nachdem sie vortheilhaft herzustellen sind. In neuerer Zeit hat die Benutzung der Elektrolyse durch die chemische Großproduktion in diese Gruppirung eine gewisse Aenderung gebracht, indem es mit ihrer Hilfe möglich ist, einzelne der genannten Produkte, wie Soda und Chlor, unabhängig von anderen herzustellen. Man muß dann wieder auf eine andere Gruppirung der Fabrikation bedacht sein, die sowohl dem vorhandenen Rohmaterial wie dem Absatz der Produkte entspricht. Trotzdem bleibt der Ausgangspunkt aller chemischen Großindustrie Schwefelsäure und Soda. Erst die Verbilligung der Produktion dieser zwei Stoffe ermöglichte überhaupt die weitere Entwicklung der chemischen Industrie. Es war England, wo, wie überhaupt die Großproduktion, so auch speziell die chemische Großproduktion sich zuerst entwickelte. Hier machten sich daher auch zuerst die Schäden, die diese Industrie den in ihr beschäftigten Arbeitern, wie auch der Umgebung ihrer Betriebsstätten zufügt, zuerst bemerklich. Daher entstand auch in dem Vaterlande der Manchestertheorie das erste besondere Schutzgesetz für Arbeiter in chemischen Fabriken, die Alkali-works-regulative-act von 1881, die wie alle früheren englischen Fabrikgesetze sich nach einigen Jahren schon als unzulänglich erwies. Auch in anderen Industrieländern sah man sich bald genöthigt, neben den allgemeinen Arbeiterschutzgesetzen Spezialschutzbestimmungen für die Arbeiter in chemischen Fabriken zu erlassen, so in Deutschland für die chemischen Fabriken im Allgemeinen und noch besondere für die Zündholz-, Explosivstoff-, Bleifarben-, Seifen-, Mineralwasser- und Schwefelsäurefabriken und für die Feuerwerkslaboratorien. Aber nur in England hat, meines Wissens, bis jetzt eine Enquete über die Lage der Arbeiter in chemischen Fabriken stattgefunden, mit welcher der Minister Asquith eine Kommission von fünf Mitgliedern, darunter zwei Aerzte, betraute, welche außer vielen persönlichen Besichtigungen chemischer Fabriken auch zahlreiche Betriebsleiter und Arbeiter über die daselbst herrschenden Zustände vernahm und die Resultate ihrer Untersuchung in einem ausführlichen Berichte nebst den für nöthig erachteten Anträgen im Oktober 1893 dem Parlamente vorlegte.

Zwar ist auch dieser Bericht nicht erschöpfend, denn er sowohl, wie die von der Kommission gestellten Anträge beziehen sich nur auf die *chemischen* Gefahren, von denen Leben und Gesundheit der Arbeiter bedroht ist, und lassen die *mechanischen* Gefährdungen, denen dieselben, und zum Theil mehr als den ersteren, ausgesetzt sind, außer Acht, weil solche auch in anderen Fabriken vorkommen. Ferner hat die Kommission viele wichtige Industriezweige gar nicht berücksichtigt, so die Fabrikation der Explosivstoffe, weil sie der Meinung war, „daß hier die beständige Drohung mit Vernichtung die genaueste Beobachtung aller erfahrungsmäßigen Vorsichtsmaßregeln erzwinge". Die Kommission hätte sich sehr leicht davon überzeugen können, daß dem durchaus nicht immer so ist. Aber abgesehen von diesen Unzulänglichkeiten bietet der Bericht der Kommission und namentlich die Aussagen der vernommenen Arbeiter viel Beachtenswerthes und wir werden mehrfach Veranlassung haben, auf dieselben zurückzukommen.

Was die Schwefelsäurefabrikation speziell betrifft, so müssen zunächst die zu verwendenden Pyritmassen zerkleinert werden, wobei die Arbeiter durch die glasscharfen Stücke oft Verletzungen an den Händen und im Gesicht erhalten, auch wenn sie Schutzbrillen tragen. Der zerkleinerte Pyrit, gegenwärtig das hauptsächlichste Rohmaterial der Schwefelsäurefabrikation, im Wesentlichen Schwefel-

sen, wird dann in eigens konstruirten Oefen geröstet und die hierbei sich entwickelnde schweflige Säure in den sogenannten Gloverthurm geleitet. Beim Nachfüllen der Oefen und dem dazu nöthigen Oeffnen der Thüren dringt aus dem oberen Theil der Oeffnung schweflige Säure in den Arbeitsraum, und von diesen Dämpfen haben die Arbeiter viel zu leiden. Durch Einrichtung eines scharfen Zuges oder indem man während des Nachfüllens die entwickelte schweflige Säure unter entsprechender Abkühlung statt erst in den Gloverthurm, direkt in die erste Bleikammer leitet, läßt sich dieser Uebelstand viel mildern; in den meisten Fabrikanlagen scheut man aber die dazu nöthigen Baukosten. Schweflige Säure wirkt auf die Herzmuskeln lähmend, auf die Athmungsorgane bald erregend, bald lähmend. Hirt sagt (Gasinhalationskrankheiten, S. 16): „Es ist am meisten zu betonen, daß die hierher gehörigen Arbeiten nicht sofort und sichtbar die Gesundheit zerstören, sondern zur späteren Zerstörung vorbereiten, dazu prädisponiren." Die Dämpfe reizen zunächst zu Husten, in größeren Mengen zu Stimmritzenkrampf. Ausgesprochen akut verlaufende Erkrankungen der Athmungsorgane kommen bei den Säurearbeitern selten vor; aber die tägliche Einathmung einer mit vier bis fünf Prozent schwefligen Säure gemischten Luft prädisponirt für akute und chronische Entzündungen; und diesen verfallen die Arbeiter bei geringen äußeren Veranlassungen. Nach den Aussagen der von der englischen Kommission vernommenen Zeugen bleibt den Arbeitern nach dem Einathmen von Luft, die schweflige Säure enthält, lange die Empfindung der Schwere in der Lunge zurück (Frage 354 bis 360); auch entsteht Uebelkeit und Behinderung der Nahrungsaufnahme (Frage 360 bis 362). Stärkere Einathmung von schwefliger Säure bringt die Empfindung des Erstickens hervor oder als ob die Kehle zusammengedrückt würde. Die englischen Arbeiter suchen sich gegen die Wirkung der Säure dadurch zu schützen, daß sie angefeuchtete und vielfach zusammengelegte Flanellstücke, muzzle (Maulkorb) genannt, zwischen den Zähnen halten (Frage 354 bis 355). Nach Aussage der Fabrikanten benutzen die Arbeiter lieber diese Muzzles, als Respiratoren (Frage 357). Ein Zeuge erklärte aber bei seiner Vernehmung, daß er einen Respirator tragen würde, wenn die Fabrik ihm denselben lieferte (Frage 359). Die schweflige Säure, die sich auf dem zwischen den Zähnen gehaltenen Muzzle kondensirt, greift mit der Zeit die Zähne der Arbeiter sehr an. Die meisten derselben haben nach einiger Zeit nicht mehr viele. Ein Arbeiter, der drei Jahre in der Kurtzschen Fabrik in St. Helen gearbeitet (Frage 375) und vorher vier Jahre in der Widneß Alkali Co. in Widneß gearbeitet hatte (Frage 377), besaß gar keine Zähne mehr (Frage 354), obwohl er erst 22½ Jahre alt war. Er war mit 15½ Jahren in die Fabrik getreten (Frage 379). Neuerdings sollen allerdings in England Arbeiter unter 18 Jahren nicht mehr in chemischen Fabriken angenommen werden, außer zu Hilfsarbeiten, beim Fässer- und Kistenpacken und beim Bleilöthen. Daß letztere Beschäftigung für die Gesundheit jugendlicher Arbeiter mindestens ebenso gefährlich ist, wie Pyritbrennen, scheint der Kommission entgangen zu sein. Erhöht wird die Gefährlichkeit der Arbeit an den Pyritöfen durch das in England noch allgemein übliche Erhitzen der für die Schwefelsäurefabrikation gebrauchten Salpetertöpfe in den Pyritöfen, lediglich, weil man dadurch besondere Feuerung spart. Springt dann ein solcher Salpetertopf oder Trog, so muß zur Entfernung und Ersetzung desselben die Oeffnung im Ofen bedeutend erweitert werden, und dann haben die Arbeiter furchtbar nicht nur durch die heißen Gase, sondern auch durch die strahlende Hitze des Ofens zu leiden. Ihre Gesundheit wird dabei den schlimmsten Angriffen ausgesetzt. Die Arbeiter sollten dabei entschieden Respiratoren oder Rauchkappen

tragen. Noch richtiger wäre es, dieses Verfahren ganz zu verbieten. Die Ent wicklung der nöthigen Salpetersäure kann sehr gut in besonderen durch Kohle geheizten Oefen erfolgen, und in Deutschland geschieht dies auch meist. Abe zum Vorschlag eines solchen Verbotes hat sich weder die Kommission noch bi jetzt die englische Regierung entschlossen. Ueberhaupt hat die englische Kommissio bei ihren Vorschlägen sich damit begnügt, Abänderungen in den benutzten Appa raten und Arbeitsweisen, die in die Kapitalsinteressen und in die „freie Selbst bestimmung" des Einzelnen einschneiden würden, nur als wünschenswerth z bezeichnen. Sie hat nur die Anwendung einfacher Schutzmittel, die die Fabri kation selbst gar nicht berührt, empfohlen. So empfiehlt sie, „daß an alle Orten, an denen schädlicher Staub und giftige Gase eingeathmet werden können zum Gebrauch der Arbeiter geeignete Respiratoren vorhanden sind." Trotzder werden in den Fabriken der großen United Alkali Co., die ein Aktienkapital vo über zweihundert Millionen Mark besitzt, Respiratoren nicht getragen. Die Ar beiter gebrauchen gegen die Affektion der schwefligen Säure Whisky, der momenta Linderung giebt, aber mit der Zeit die Herzthätigkeit sehr antreibt (Frage 360 364 bis 366). Da die Ofenarbeiter in jeder Schicht schweflige Säure zu athme bekommen (Frage 367), gewöhnen sich alle das Whiskytrinken an (Frage 365) und dann schreien die frommen Temperenzler über die Trunksucht der Arbeiter In Deutschland sind die Fabrikleiter verpflichtet, den Arbeitern „Respiratore und Schutzbrillen bei solchen Arbeiten zur Verfügung zu stellen und ihre Benützun zu empfehlen, wo dieselben erfahrungsgemäß erforderlich sind und die Art de Arbeit solche zuläßt". Vielfach werden auch hier Respiratoren gebraucht, abe durchaus nicht immer. Mehrfach erklärten die Arbeiter, wie die Fabrikinspektore berichten, daß es ihnen nicht möglich wäre, längere Zeit durch dieselben zu athmen Man hat in der That bis heute noch keine allen Anforderungen genügende Ein richtung derselben erfunden, so viele Modelle man auch schon hat patentiren un empfehlen lassen. Entweder ist die Einlage zu dünn für manche Fälle, dan enthält die eingeathmete Luft sehr bald Säure, oder sie ist dazu dick genug, abe dann erschwert sie die Athmung bald bis zur Unerträglichkeit, oder der Anschlu an den Kopf paßt nicht oder drückt zu sehr. Es ist eben etwas anderes, solch Respiratoren oder Hauben einmal in einer hygienischen Ausstellung aufzuprobiren als mit denselben Stunden lang in säureerfüllter Luft zu arbeiten. Die Rauch kappen und -Helme genügen meist ihren Zwecken besser; aber sie sind unglei theurer, erfordern zu ihrer Benützung resp. Bedienung noch eine außerhalb de betreffenden Raumes befindliche Person und werden daher in Fabriken nur selte verwendet.

In Folge wiederholt vorgekommener Unfälle sind in Deutschland auc besondere Vorschriften über das Auspacken der Gay-Lussac-Thürme — einer Ab theilung der Schwefelsäurefabrik — erlassen worden. Es war vorgekommen daß man diese gefährliche, durch das Auftreten von Untersalpetersäure-Dämpfe höchst angreifende Arbeit einem schwächlichen und als brustkrank bekannten Arbeite übertrug, der dabei seinen Tod fand. Von Uebersalpetersäure-Dämpfen habe sonst die Arbeiter in den Schwefelsäurefabriken nicht so regelmäßig zu leider wie von schwefliger Säure, aber zeitweise werden sie auch von diesem höch ätzenden und zu Husten reizenden Gase angegriffen. — Auch mechanischen Ver letzungen sind die Arbeiter in den Schwefelsäurefabriken oft ausgesetzt. Kon zentrirte Schwefel- und Salpetersäure, auf die Haut gespritzt oder gegossen, zer stören sofort die Oberhaut, und wenn sie nicht bald mit Wasser abgespült werden auch das darunter liegende Gewebe. So wurden schon wiederholt beim Heraus

ricken von Säure an den Montjus Arbeiter an den Augen durch mit der Preßluft ausgespritzte Säure verletzt. In einer sächsischen Schwefelsäurefabrik hatte ein Arbeiter das Unglück, von einem in schlechtem Zustande befindlichen Treppen-aufgang auszugleiten und im Hinfallen mit der linken Hand in einen mit Schwefelsäure gefüllten Kasten zu greifen. Beim Bemühen, aufzustehen, glitt er nochmals aus und fiel nun mit dem Gesäß in den Säurekasten. Er erlitt hierbei so schwere Verletzungen, daß er daran starb. Der berichtende Gewerbe-rath fühlte sich in seinem amtlichen Bericht über den Unfall bemüßigt, zuzufügen, daß der Arbeiter nicht ganz nüchtern gewesen sein soll. — Beim Zutragen von Schwefelsäure in Steinkrügen nach dem Gay-Lussac-Thurm einer anderen deutschen Fabrik brach ein Arbeiter durch den Fußbodenbelag durch und fiel eine Etage tief hinab, wobei ein Steinkrug zerbrach und ihn so mit Schwefelsäure über-schüttete, daß er an verschiedenen Körpertheilen bedeutend verletzt wurde. Wir könnten noch mehrere Fälle solcher grober Fahrlässigkeit bei den Baulichkeiten und Einrichtungen der Fabrik seitens der Betriebsleiter anführen. Sollte den auf solche Weise verunglückten Arbeitern, wenn sie mit dem Leben davonkommen, nicht außer der Unfallentschädigung noch ein Anspruch auf Schmerzensgeld an den betreffenden Arbeitgeber zustehen? Vielfache Unfälle verursacht das Heben und Tragen der mit Säure gefüllten Glasballons durch Bruch der Ballons. Solche Fälle sind dem Verfasser in seiner früheren Thätigkeit wohl mehr als ein Dutzend vorgekommen. Die Ursache ist meist die schlechte Beschaffenheit der Körbe. Ein Korbmacher unterbietet den anderen, und der billigste, der sie dann zu liefern bekommt, macht sie so schlecht, daß man sie kaum anfassen kann, namentlich im Sommer, wenn die Weiden ausgetrocknet und morsch sind. Besonders gehen solche Ballons zu Bruch, wenn ein Arbeiter allein einen fortzubewegen sucht. Meist verursachten diese Unfälle Verbrennungen der Kleidungsstücke und Brandwunden an den Beinen. Aber sie haben auch schon tödtlichen Verlauf genommen. Beim Aufstapeln geleerter Ballons verursacht das Aufspritzen noch vorhandener Säurereste Verletzungen, die namentlich empfindlich werden, wenn sie die Augen treffen, wie es 1892 einem Arbeiter erging.

Was die Arbeitszeit der Pyritarbeiter in den Schwefelsäurefabriken betrifft, so beträgt dieselbe in der Fabrik Wohlgelegen in Mannheim nach Angabe der Herren Direktoren Schneider und Hasenbach täglich zwölf Stunden, Sonntag ein-begriffen und einschließlich zwei Stunden Pause, im Ganzen siebzig Arbeitsstunden in der Woche, bei einem Wochenlohn von durchschnittlich 18,50 Mark. — Auch in England wird in diesen Betrieben die Arbeit Sonntags nicht unterbrochen. Hier ist aber in vielen Fabriken des Tyne-Distrikts, so in Allhusen, Hebburn, Friars Goose und St. Bede und einigen Fabriken Schottlands, wie in St. Rollox, achtstündige Schicht eingeführt. In anderen ist noch zwölfstündige Schicht üblich. Auch in den Fabriken der United Alkali Company wird zwölfstündige Schicht innegehalten.

Der Wochenlohn beträgt hier durchschnittlich 32 Schilling 6 Pence (circa 33 Mark); aber die Arbeiter dieser Betriebe würden sehr froh sein, zur acht-stündigen Schicht übergehen zu können (Frage 391 bis 400), fürchten jedoch dann nicht mehr den Lohn zu erhalten, den sie bei der zwölfstündigen Schicht bekommen (Frage 395). In Friars Goose und St. Bede war der durchschnitt-liche Wochenlohn 31 Schilling 6 Pence, in Allhusen 32 Schilling, in Hebburn 33 Schilling 10 Pence und in St. Rollox 35 Schilling.

Die Erkrankungen der Pyritarbeiter sind sowohl bei den englischen wie bei den deutschen Fabrikkrankenkassen mit denen anderer Arbeiter des Betriebs zusammen

angegeben; nur in einigen Fabriken werden sie mit denen der Sulfatarbeiter zusammen gesondert aufgeführt und werden wir sie da wiedergeben.

Sulfat (Glaubersalz) wird durch Einwirkung von Schwefelsäure auf erhitztes Kochsalz gewonnen, wobei Salzsäure durch den Abzug entweicht und in vorgeschlagenem Wasser kondensirt wird. Bei der Sulfatbereitung haben die Arbeiter namentlich von den Salzsäuredämpfen zu leiden, die sich während des Oeffnens des heißen Ofens aus dem herausgezogenen Sulfat entwickeln. Zwar läßt man jetzt nicht mehr wie früher das herausgezogene Sulfat einfach auf dem Fußboden vor dem Ofen erkalten, wobei die sich aus demselben entwickelnden Salzsäuredämpfe bald den ganzen Raum erfüllen, sondern man zieht es jetzt meist in darunterliegende abgeschlossene Kammern mit besonderem Abzug, in welchen man es erst abkühlen läßt, ehe man es fortschafft (Frage 424 bis 426); aber auch dadurch wird die Belästigung der Arbeiter durch die sauren Dämpfe nicht ganz beseitigt, wie aus dem dreißigsten Jahresbericht des englischen Oberinspektors der chemischen Fabriken für 1893 S. 38 bis 52 erhellt. Die Belästigung ist namentlich noch stark, wenn die Arbeiter das aus der Ofenschale herübergeworfene saure Sulfat in Empfang nehmen, um es auf dem Bett des Ofens auszubreiten (Frage 428); denn hierbei müssen die Arbeitsthüren offenstehen, wodurch der Zug nach der Kondensation beeinträchtigt wird (Frage 429). Durch Herausziehen des Sulfats in verschließbare eiserne Wagen, in welchen es sofort wegtransportirt wird, könnte der Uebelstand wirksamer beseitigt werden. Noch besser würde dieser Zweck erreicht durch schärferes Kalziniren des Sulfats, wodurch die Salzsäure vollständiger aus demselben ausgetrieben und abgeführt würde. Aber das würde mehr Kohlen erfordern.

Die englischen Arbeiter suchen sich auch gegen die Salzsäuredämpfe durch angefeuchtete, zusammengelegte Flanelllappen, muzzle, die sie zwischen den Zähnen halten, zu schützen. In diesen kondensirt sich dann die gasförmige Salzsäure und greift die Zähne an. Zum Gebrauch von Respiratoren „sollen" die Arbeiter nach Angabe der Techniker nicht Neigung haben. Indeß muß die Kommission zugeben, daß der Zeuge G. Burn (Frage 444) erklärte, er würde einen Respirator benutzen, wenn er einen hätte.

Auch in deutschen Fabriken haben die Arbeiter viel von Salzsäuredämpfen beim Arbeiten vor den Sulfatöfen zu leiden, weil das Sulfat nicht scharf genug kalzinirt wird, wie in den Jahresberichten der badischen Fabrikinspektoren besonders betont wird, und obwohl hier von manchen Arbeitern Respiratoren benutzt werden.

Die eingeathmeten Salzsäuredämpfe wirken erstickend und kratzend auf die Athmungsorgane, erzeugen Husten und dann eine Art Bronchitis (Frage 421 und 431), namentlich aber machen sie die Zähne stumpf und zerstören sie allmälig (Frage 313, 439, 583 bis 585). Auch von diesen Arbeitern haben manche gar keine Zähne mehr (Frage 439, 583). Manche Sulfatarbeiter leiden auch an Durchfall (Frage 463 bis 466).

In den Fabriken von Charles Tennant & Comp. in Hebburn war in den sieben Jahren von 1884 bis 1890 das Verhältniß der Krankentage zu der Arbeiterzahl der Schwefelsäure- und Sulfatarbeiter:

	1884	1885	1886	1887	1888	1889	1890
Anzahl der Arbeiter	61	48	52	57	55	48	45
Krankentage	258	191	632	338	363	399	623
Es kommen also auf einen Arbeiter Krankentage	4,2	4,0	12,1	5,9	6,6	8,3	13,8

Todesfälle kamen vor 1886 1, 1887 2 und 1888 1. Die Zahl der auf einen Arbeiter fallenden Krankentage zeigt entschieden die Tendenz, zu steigen. Die Einführung von Schutzvorrichtungen hält also mit der Steigerung der Gefährlichkeit nicht gleichen Schritt. — Von deutschen Fabriken giebt die Mannheimer Fabrik Wohlgelegen an, daß im Jahre 1893 bei einer Arbeiterzahl von 75 im Schwefelsäure- und Sulfatbetrieb 1 Todesfall und 1227 Krankentage zu verzeichnen waren, was im Durchschnitt 16,4 Krankentage auf ein Mitglied macht.

Die Arbeit an den Sulfatöfen ist ununterbrochen, Sonntag eingeschlossen, mit wechselnden Tag- und Nachtschichten, aber während in den deutschen Fabriken Tag- und Nachtschichten gleich sind und von 6 bis 6 Uhr dauern, also zwölf Stunden, einschließlich zwei Stunden Pause, ist es in den englischen Fabriken, wo die Festsetzung der Ablösungszeit den Arbeitern selbst überlassen bleibt, allgemein üblich, die Tagesschicht elf Stunden und die Nachtschicht dreizehn Stunden dauern zu lassen. Sie lösen sich früh um 7 Uhr und Abends um 6 Uhr ab und ertragen diese Schichten leichter, als die zwölfstündige Tagesschicht. An den Tagen, an welchen gewechselt wird, hat entweder ein Arbeiter eine vierundzwanzigstündige Schicht und der andere frei, oder der eine achtzehn Stunden und der andere nur sechs Stunden Arbeit. In der Fabrik in Allhusen im Tyne-Distrikt besteht auch für die Sulfatarbeiter achtstündige Arbeitszeit.

Die Bezahlung erfolgt im Allgemeinen im Akkord, weshalb die englischen Arbeiter einer Verkürzung der Arbeitszeit abgeneigt sind. Der Wochenlohn beträgt in den Globe-Alkali-Works circa 42 Schilling, in Allhusen bei durchschnittlich 56 Stunden Arbeit 30 Schilling, in Hebburn bei 70 Arbeitsstunden 34 Schilling 6 Pence, in Friars Goose bei 71 Stunden 33 Schilling, in St. Bede bei 70 Stunden 32 Schilling 6 Pence, in St. Rollox und Eglinton in Schottland bei 70 Stunden 28 Schilling. — In Wohlgelegen bei Mannheim war 1893 der Durchschnittswochenlohn eines Sulfatarbeiters 22,60 Mark. (Schluß folgt.)

Noch einmal die sozialdemokratische Agrarenquete.

Von Dr. J. Schmidt und Adolf Müller.

Dr. David ist empört über unsere Kritik seiner „Fragebogenerhebung“. Er dokumentirt diese seine Empörung durch einen Artikel in Nr. 12 der „Neuen Zeit“, der zu einem erheblichen Theil aus Redensarten schulmeisterlicher Ueberhebungssucht besteht, zu einem anderen erheblichen Theil aus persönlichen Schimpfereien und zu einem winzigen aus wirklich sachlichen Widerlegungsversuchen. Den Schulmeisterton nimmt dem Dr. David schon lange Niemand mehr übel; die gehäuften persönlichen Verunglimpfungen beweisen lediglich, daß dem Herrn Bearbeiter die Gründe fehlen, und schon dieser Umstand enthebt uns einer näheren Würdigung so feiner Produkte „wissenschaftlicher Vorsicht und Bescheidenheit“. Bleibt uns also noch übrig, die dürftigen *sachlichen* Bröckchen auf ihre Qualität hin zu prüfen.

Da ist zunächst die komische Klage, wir seien zu „voreilig“ an die Kritik der „Fragebogenerhebung“ herangegangen. Die Redaktion dieser Zeitschrift hat den Vorwurf bereits in einer Anmerkung widerlegt, indem sie darauf hinwies, daß die „Soziale Praxis“ früher als wir eine Besprechung brachte, sowie daß der Inhalt der „Fragebogenerhebung“ völlig ausreicht, um zu einem Urtheil über die Methode derselben und den Werth ihrer Ergebnisse zu gelangen.

Post festum kann Dr. David dann weiter kühn behaupten, daß „jeder Parteigenosse, der sich dafür interessirte, *selbstverständlich* und mit leichter Mühe in den Besitz der Formulare kommen“ konnte. Gewisse persönliche Er-

fahrungen gestatten uns indessen, auch die Zuverlässigkeit dieser Behauptung zu bezweifeln.

„Die Meinung, daß diese Vorarbeit durch eine öffentliche Diskussion zur Vollkommenheit hätte gebracht werden können, ist mehr als naiv.... Die Schwerfälligkeit einer schriftlichen Diskussion und mehr noch die dabei unvermeidliche scharfe persönliche Engagirung der Betheiligten vor der Oeffentlichkeit würde die sachliche Verständigung erschwert oder sie ganz ausgeschlossen haben.“ Sagt Dr. David. Die Meinung, daß die in jeder Hinsicht mangelhaften Vorarbeiten durch eine vorhergehende Diskussion „zur Vollkommenheit hätten gebracht werden können“, ist von uns nirgends geäußert worden. Unsere diesbezüglichen Aeußerungen hatten lediglich den Sinn, darauf aufmerksam zu machen, wie leicht eine vorherige öffentliche Diskussion Gelegenheit geboten hätte, die Bearbeitung einem sachkundigeren und weniger verrannten Kommissionsmitgliede zu übertragen oder aber — was noch besser gewesen wäre — die ganze „Fragebogenerhebung“ in die Rumpelkammer zu werfen. Das obige Zitat ist also nichts wie eine der bekannten Davidschen Unterschiebungen. Und in seines Herzens gährend-finstrem Grimme merkt der Gute nicht einmal, wie er ein Prinzip verficht, das seit Jahrhunderten die Quintessenz aller reaktionären Regierungsweisheit bildet.

Die Eigenart seiner Prozentberechnungen versucht Dr. David wiederum mit einer Unterschiebung zu beseitigen. Bei etwas größerer Aufmerksamkeit konnte ihm wohl das sonst von ihm so bevorzugte Wörtchen etwa nicht entgehen. Der Ausdruck: „etwa die beschäftigten Personen 2c.“ bedeutet doch nichts anderes, als daß unter Berücksichtigung gewisser Nebenumstände diese Berechnungsweise wenigstens verständlich wäre. Dagegen müssen die von Dr. David gewählte Prozentberechnung und Tabellirungsart das Mitleid jedes statistischen ABC-Schützen erregen. Hinzugefügt sei noch, daß wahrscheinlich nur die hohe sittliche Empörung den Bearbeiter verhindert hat, einzugestehen, daß die „Kritikerfirma“ außerdem noch eine Reihe sehr blamabler Dinge in seiner Schrift aufgedeckt hat. So z. B.: Originelle Art der Berechnung des Gesammteinkommens der Dienstboten, sehr originelle Lösung der Wohnungsfrage auf dem Lande, äußerst elegante Interpretation des Begriffs: „subjektiv erheblich“ u. s. w. u. s. w. Oder sollte doch die blasse Angst vor der Kritik mit einer gewissen Erkenntniß des Werthes seiner Leistungen zusammenhängen??

Nebenbei stellt Dr. David zum Beweise dafür, daß seine Fragen „nach Inhalt und Form so gestellt“ waren, daß sie „von Leuten mit Bauern- und Arbeiterbildung verstanden“ wurden, einige „Dorfkinder“ vor, deren ganzer Lebensgang lehrt, „daß sie weder die unwissendsten, noch die einfältigsten ihrer Art sind“. Wollten wir einer gleich kindlichen Beweisführung huldigen, dann könnten wir ihm ein Dutzend anderer „Dorfkinder“ derselben bewährten Art präsentiren, welche nach eingehender Berathung zu der ganz entgegengesetzten Meinung über die praktische Verwendbarkeit der famosen Fragebogen gekommen sind. Doch Dr. David wird ja selbst wissen, daß die sämmtlichen in München zur Beschlußfassung über die Austheilung der Fragebogen zusammengerufenen bewährten und in ländlichen Dingen erfahrenen Genossen sich einig waren über die Mangelhaftigkeit der Formulare wie über die Nutzlosigkeit der nach Davidscher Manier ausgestalteten Enquete. Die für die Davidsche Kampfesweise äußerst charakteristische Unterschiebung, als ob wir gegen die Beilegung von Musterantworten überhaupt und nicht gegen die von ihm beliebten tendenziösen Muster waren, ist so plump, daß es sich nicht lohnt, darauf näher einzugehen.

Wir faßten unser Urtheil dahin zusammen, daß die vorliegenden Resultate der Erhebung, in Folge der tendenziösen Veranlagung des Musterbogens und der jämmerlichen Bearbeitung des meistens durch Momentaufnahmen gewonnenen Materials völlig werthlos seien. In erster Linie handelte es sich dabei, wie bereits oben angedeutet, um den Nachweis, daß durch den zu weiten Spielraum, welchen man der „Thätigkeit“ Dr. Davids gewährte, Organisation und Ergebnisse der Enquete diejenige Form angenommen haben, welche der sogenannten Davidschen Agrartheorie entspricht. Dr. David bestreitet das. Ob mit Recht, das möge

der Leser aus dem nachfolgenden Vergleich wichtigerer Ergebnisse der „Fragebogen-Erhebung" mit den Musterantworten des beigelegten Musterbogens selbst beurtheilen:

Frage.	Musterantwort.	Ergebniß.
9. Giebt der Zwischenhandel beim Verkauf dieser Erzeugnisse Anlaß zu Klagen und zu welchen?	In anderen Gegenden wird sehr geklagt, bei uns wird durch Konkurrenz unter den Aufkäufern eine Schädigung ferngehalten; nur beim Getreide wird über Preisdruck geklagt.	„Das ganze Resultat spricht nicht dafür, daß die produzirende Landbevölkerung allgemein über Unsolidität und Ringbildung seitens der Zwischenhändler Klage zu führen hat..."[1] „Die Klagen bei Getreide laufen nur auf Angaben wie ‚niedrige Preise', ‚Preisdruck' ꝛc. hinaus.
16. ... Wird außer Kost und Wohnung ein erheblicher Theil des Lohnes in Naturalien gegeben?	Nein.	Meist verneint.
17. Wird vom polizeilichen Zwang zur Dienstfortsetzung oder von der Bestrafung des unbefugten Dienstaustrittes thatsächlich öfter Gebrauch gemacht?	Nein.	151 Bogen: nein. 17: sehr selten. 28: selten. 14: ja.
18. Wie ist das ganze Verhältniß zwischen den Bauern und ihren Dienstboten — schroff oder umgänglich? Arbeiten, essen und leben sie zusammen oder getrennt?	Leidlich umgänglich; Zusammenarbeiten und -leben, Dienen der Verwandten u. s. w. machen, daß das Gemeinsame des bäuerlichen Betriebes das Trennende zwischen Arbeitgeber und Arbeiter überwiegt.	„Die Behandlung des Gesindes wird als schroff, sehr schroff, grob und ungebildet und ähnlich nur für 15 Erhebungsorte charakterisirt; in 13 wird sie als verschieden verzeichnet; in 158 lautet die Antwort: umgänglich, leidlich, verträglich, annehmbar, angänglich, zufriedenstellend, keine Klage, ziemlich gut. In 32 weiteren Orten wird das Verhältniß gekennzeichnet durch: gut, recht verträglich, geachtet, wie zur Familie gehörig, schönes, patriarchalisches Verhältniß, sehr befriedigend, familiär und ähnliche Ausdrücke."

Zweifellos werden diejenigen, welche Dr. David bisher als großen Agrargelehrten bewunderten, ihre Ansicht nun insofern modifiziren müssen, daß sie ihn von jetzt ab als glänzenden „positiven" Agrarpropheten anstaunen. Denn der veröffentlichte Theil der von ihm geleiteten Enquete hat in allen wesentlichen Punkten die in den Musterbogen niedergelegten Voraussagungen vollauf eintreffen lassen.

Bösartig, wie sie nun einmal ist, kann die „Kritikerfirma" indeß dem großen Propheten seinen hohen Ruhm nicht ganz ungetheilt gönnen. Sie will auch prophezeien. Wir verkünden also: Der noch nicht publizirte Theil der „Fragebogen-Erhebung" wird unter Anderem nachweisen, daß der Ertrag (mit Ausnahme des

[1] 33 Bogen bleiben die Antwort schuldig, 107 antworten mit „nein" und 10 mit „selten". Die bejahenden Bogen belaufen sich auf 76, von denen einige nicht auf bestimmte Produkte Bezug nehmen.

Getreidebaues) an sich nicht schlecht, namentlich die Viehhaltung einträglich ist, daß die Lebenshaltung auf dem Lande noch ziemlich auskömmlich, daß die allgemeine Unzufriedenheit in den letzten Jahren stark um sich gegriffen hat und noch fortgesetzt steigt, und daß ein Hauptbedenken gegen die Sozialdemokratie noch deren angebliche Religionsgegnerschaft ist.

Die sichere Erfüllung dieser Verheißungen sagen wir voraus auf Grund der „Musterantworten“ und einer Anzahl in unseren Händen befindlicher Abschriften von dem Bearbeiter als „brauchbar“ bezeichneter Fragebogen.

Literarische Rundschau.

Hector Depasse, **Du Travail et de ses conditions** (Chambres et Conseils du Travail). Bibliothèque d'Histoire Contemporaine. Paris, Felix Alcan. 377 S. gr. 12°. 3,50 Francs.

Eine Abhandlung zu Gunsten der Errichtung von Arbeitskammern und Arbeitsräthen, deren Abschluß ein ausgearbeiteter Gesetzentwurf für den genannten Zweck bildet. Dieser Entwurf ist das Werk einer amtlich eingesetzten Kommission, der der Verfasser als Mitglied angehört und die ihn mit der Berichterstattung über das Resultat ihrer Berathungen beauftragt hat. Der Bericht des Herrn Depasse ist dem vorliegenden Buche als erster Anhang beigegeben, während im Text des Buches die Nothwendigkeit der empfohlenen Institute an der Hand einer Analyse der Natur der modernen Industrie, und ihre Nützlichkeit und Praktizirbarkeit durch Vorführung der mit ihnen oder ähnlichen Einrichtungen anderwärts gemachten Erfahrungen in weiterer Darstellung zu begründen gesucht wird. In diesem Zusammenhang behandelt der Verfasser, der Direktor der Abtheilung für das Spar- und soziale Versicherungswesen im französischen Ministerium für Handel und Industrie ist, nebenbei auch die Fragen der Arbeiterversicherung, von der Krankenversicherung angefangen bis zur Versicherung gegen Arbeitslosigkeit.

Die Vorschläge, die Herr Depasse in seiner Abhandlung entwickelt, bieten im Ganzen wenig Neues und sind auch nicht übermäßig radikal, die Art dagegen, wie sie begründet werden, ist nicht ohne Originalität. Herr Depasse ist in seiner Art ein Virtuose. Man hat von einem Meister der französischen Kochkunst gesagt, daß er aus einem Stück alter Schuhsohle ein äußerst delikates Gericht herzustellen verstanden, und Herr Depasse ist dieses Künstlers würdiger Landsmann. Er versteht es, aus abgetretenen ökonomischen Schuhsohlen die prächtigsten sozialpolitischen omelettes soufflées herzustellen, uns das Einmaleins mit einer Geste vorzutragen, daß wir vermeinen, einen soeben erst entdeckten Satz aus der höheren Mathematik zu vernehmen, und uns mit einer Kupfermünze in einen Wonnetaumel zu versetzen, wo uns aus anderer Hand ein Goldstück unbefriedigt gelassen hätte. Ist nicht die Kupfermünze ein Stück jenes kostbaren Metalls, das für unsere Industrie heute unentbehrlich geworden ist, das der Chemiker zu tausend Verbindungen von größter, von unschätzbarer Bedeutung für die Menschheit benützt, das er jeden Augenblick aufs Nothwendigste braucht, ohne das seine Kunst bei jeder Gelegenheit versagen würde? „Nehmt der Menschheit das Kupfer“, wird uns Herr Depasse zurufen, wenn er uns einen Sou in die Hand drückt, „und Ihr werft sie in die Barbarei zurück; gebt dem auf der ersten Stufe der Entwicklung stehenden Menschen das Kupfer, und Ihr gebt ihm die Möglichkeit, sich zur höchsten Stufe der Zivilisation emporzuschwingen.“ „Der Sou aber“, wird er hinzusetzen, „ist die Schwelle am Tempel unseres Münzsystems, der Weg zum Franc, zum Goldstück, zu den Schätzen eines Rothschild. Der Sou ist der Repräsentant der Theilbarkeit, der Demokratie, der großen Prinzipien von 1789. Seien wir die Erben der großen Revolution, vollenden wir das Werk, das unsere Väter begonnen, und das Auge auf das herrliche Ziel gerichtet, dem wir entgegenstreben, beginnen wir mit dem Sou.“ Wer kann einer solchen Rhetorik widerstehen?

Wir wollen indeß nicht gesagt haben, daß Herr Depasse seine Leser absichtlich zum Besten hält. Es ist offenbar überhaupt seine Manier, so zu reden, und wahrscheinlich glaubt er an die glänzenden Perspektiven, die er mit seinem Entwurfe der Menschheit eröffnet. Es ist ihm unmöglich, irgend eine Binsenwahrheit auszusprechen, ohne sie in die grandiosesten Worte zu kleiden, und seine Apostrophen, in denen er sich gelegentlich gefällt, sind zu possirlich, um einen anderen Eindruck als den der Heiterkeit zu hinterlassen. Er will die Kritik zurückweisen, die an die Thatsache anknüpft, daß das Kapital aus unbezahlter Arbeit besteht. Was, ruft er, leben wir nicht Alle von unbezahlter Arbeit? „Der Aermste unter uns, der nie mehr als einen erbärmlichen und ungerechten Lohn für seine muthigen Anstrengungen bezieht, besitzt unendlich viel mehr als den vollen Ertrag seiner Arbeit. Nicht nur, daß er von der Menschheit nichts zu fordern hat, ist er auch Schuldner eines Darlehens, das er nie bezahlen wird, denn alle seine Gläubiger sind todt" (S. 39). Und gleich darauf werden die vorhistorischen Menschen angefleht, ihrem undankbaren Nachkommen zu verzeihen, daß er sich einen Augenblick vergessen konnte, von unbezahlter Arbeit zu sprechen. Das Gebet ist zu lustig, um nicht wenigstens seinen Schluß hier folgen zu lassen: „O meine ersten Eltern, Ihr habt mich zum Erben eines gewaltigen und herrlichen Erbguts gemacht, dessen Schönheit und Großartigkeit ich nicht einmal im Stande bin zu erfassen, und ich habe nichts gethan, sie zu verdienen. . . . So habe ich denn in der Tiefe meiner Armuth beschlossen, Euch zu danken und Euch zu segnen, und wenn ich auf einem elenden Bett sterben sollte, ohne Freunde, ohne Kinder, in Noth und im Exil, so werde ich noch mit meinem letzten Athemzuge bekennen, daß ich mehr Güter besessen, als ich je mit meiner Arbeit verdient habe, und daß ich als Schuldner meines Vaterlandes und der Menschheit abtrete."

Nach derartigen Proben wird man gestehen müssen, daß Herr Depasse seinen Namen nicht mit Unrecht führt. Man wird uns auch erlassen, ihn auf seinen historischen Untersuchungen zu begleiten. Und man wird sich nicht wundern, daß die positiven Vorschläge, die er am Ende der Dinge uns vorlegt, recht bescheidene sind. Die Arbeitskammern sind auf Verlangen der Interessenten oder nach Befinden der Behörde distriktsweise zu errichten. Sie werden zu gleichen Theilen aus Vertretern der Unternehmer und der Arbeiter gebildet und haben Gutachten über Fragen der Arbeitergesetzgebung abzugeben und bei gewerblichen Konflikten für schiedsrichterliche Vermittlung Vorsorge zu treffen. Alles soweit ganz nett, aber fast durchgängig vom Belieben sei es der Betheiligten oder der Beamten abhängig gemacht, so daß selbst bei Annahme des Vorschlages die Herstellung eines nationalen Unterbaues für die Organisirung echter Arbeitsämter noch im weiten Felde liegen würde. Herrn Depasse aber genügt es. Er ist zufrieden, wenn die Möglichkeit gegeben ist, in Arbeitskammern Unternehmer und Arbeiter auf dem Fuße der Brüderlichkeit zusammenzubringen und zur gegenseitigen moralischen Erziehung und Erleuchtung über die Probleme der Arbeit anzuleiten. Um ihm noch einmal das Wort zu geben: „Man sorge dafür, und die soziale Revolution ist festgelegt, die Arbeiterklassen sind ihres Looses sicher, ich verlange nicht mehr. Gebt mir diesen moralischen und intellektuellen Hebel, und ich werde mit ihm, wie jener Andere (!) sagte, die Welt aus den Angeln heben. Alles Uebrige ist mir gleichgiltig, und ich lege es zu Euren Füßen" (S. 48).

Glücklicher — Archimedes.

—eb.

Notizen.

Die Abnahme der Geburten in Europa. In der letzten Oktoberwoche 1895 betrug die Zahl der Geburten in London 2159, d. h. 390 oder 15 Prozent weniger als die durchschnittliche Geburtenzahl desselben Zeitraums im Laufe der vorhergegangenen zehn Jahre gewesen. Wie sich die Ermittlung von Jahr zu Jahr gestellt hat, können wir im Augenblick nicht feststellen, aber wenn auch wahrscheinlich ein

gleicher Rückgang in dieser ganzen Zeit bisher nicht zu verzeichnen gewesen ist, s
ist doch als feststehend zu bezeichnen, daß die Zahl der Geburten seit Jahren im Ab
nehmen begriffen ist. Und dies nicht nur in England. Nach der „Westminste
Gazette“ stellte sich die jährliche Rate der Geburten auf je 1000 Einwohner i
Jahre 1893 — das letzte, für das ein amtlicher Bericht vorliegt — gegen 187
— das erste, wo sich ein Rückgang in der Zahl der Geburten zeigte — wie folgt

Jahresrate der Geburten pro 1000 Einwohner:

	1876	1893	Abnahme
In England und Wales	36,3	30,8	5,5
„ Schottland	35,0	31,0	4,0
„ Irland	26,4	23,0	3,4
„ Großbritannien und Irland zusammen	34,8	30,8	4,0
„ Italien	39,2	36,6	2,6
„ Schweden	30,8	27,0	3,8
„ Oesterreich	40,0	36,2	3,8
„ Ungarn	45,8	42,5	3,3
„ Belgien	33,2	29,5	3,7
„ Schweiz	32,8	28,5	4,3
„ Holland	37,1	33,8	3,3
„ Deutsches Reich	40,9	36,7	4,2
„ Frankreich	26,2	22,1	4,1
„ Preußen	40,7	37,5	3,2

Leider sind nicht auch die entsprechenden Sterbezahlen angegeben, ohne di
ein sicherer Rückschluß auf die Entwicklung der Bevölkerungsbewegung nicht möglic
ist. Aber wenn man auch weiß, daß unter dem Einfluß der fortschreitenden Aus
bildung der Hygiene im Allgemeinen die Sterbeziffern zurückgehen, so ist doc
schwerlich der Rückgang derselben ein ebenso starker, als er nach dem Vorstehende
für die Geburtszahlen erscheint. Es findet also wahrscheinlich fast überall in Europ
eine langsame Abnahme des Bevölkerungszuwachses statt — nicht so stark, um, wi
es der Verfasser des Artikels in der „Westminster Gazette“ thut, den Alarmru
einer drohenden „Entvölkerung Europas“ auszustoßen, aber bedeutend genug, um al
soziale Erscheinung unsere Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Sie weist
soweit hat der Verfasser recht, auf einen bemerkenswerthen Umschwung in Denkweise
Sitten und Gewohnheiten der Volksmassen hin. Die letzten Jahrzehnte haben ein
mächtige sozialistische Propaganda und als Gegenwirkung gewisse sozialpolitisch
Maßnahmen der Regierungen gesehen. Ist die Abnahme der Geburtenziffern ei
Reflex dieser Entwicklung? Dann würde der oft gehörte Einwand gegen den Sozia
lismus, daß die von der Reorganisirung der Gesellschaft im sozialistischen Sinn
eventuell bewirkte Besserung der Lage der Einzelnen nothwendigerweise zu einer über
mäßigen Zunahme der Bevölkerung führen müsse, wirklich die größte Schwächung
erfahren haben, die man sich denken kann. Indeß es wirken auch noch ander
Faktoren in der gleichen Richtung. —eb.

Einfluß der verschiedenen Farben auf die Entwicklung von Pflanzen
Zu unserer Kenntniß des Einflusses der verschiedenen Farben auf die Entwicklung
der Pflanzen hat kürzlich Herr Ed. Zacharewicz durch diesbezügliche Untersuchunge
an der Erdbeere einen interessanten Beitrag geliefert.

Die Kultur der Pflanzen fand unter Fenstern statt, welche mit verschiede
gefärbtem Glase versehen, je zwei Meter lang und anderthalb Meter breit waren

Die Erdbeeren, welche sämmtlich zu gleicher Zeit gepflanzt waren, ließen unte
dem Einfluß der verschiedenen Farben 45 Tage nach der Pflanzung einen Unterschied
in der Entwicklung erkennen. Am kräftigsten entwickelten sich die Pflanzen, welche
von orangefarbigem Licht beleuchtet wurden; der Einfluß der übrigen Farben ordnete
sich nach folgender Skala: Gewöhnliches Glas, Roth, Violett, Blau, Grün. Diese

Ordnung blieb auch während der vier weiteren Monate — bis zum Schlusse der Beobachtungen — im Großen und Ganzen bestehen; nur trat Roth an die Stelle von Violett und umgekehrt.

Die Wirkung der drei letzten Farben Roth, Blau und Grün war dieselbe, als wenn die Pflanzen ganz im Dunkeln gehalten worden wären, d. h. sie verhinderten die Bildung des Chlorophylls, jenes Farbstoffes, welcher den grünen Theilen der Pflanzen ihre Färbung verleiht und für ihr Fortkommen von unbedingter Nothwendigkeit ist.[1] Unter dem Einfluß des orangefarbigen Glases war auch die Chlorophyllbildung am intensivsten.

Ganz anders war jedoch die Einwirkung der verschiedenen Farben auf die Entwicklung der Blüthen. Hier brachten das violette und das gewöhnliche Glas die besten Wirkungen zu Stande. Während unter dem Einfluß dieser die Blüthenbildung bereits genau zwei Monate nach der Pflanzung anfing — im violetten Lichte allerdings in größerer Anzahl —, zeigten die orange-beleuchteten erst zehn Tage später die ersten Spuren der Blüthenbildung, und ebenso war auch die Anzahl der Blüthen bei diesen am geringsten.

Dieser Ordnung schloß sich auch die Reifung der Früchte im Allgemeinen an; jedoch war hier die Wirkung des gewöhnlichen Glases eine bessere, als die des violetten, indem sich wieder eine Zeitdifferenz von zehn Tagen und auch ein Unterschied in der Größe der Früchte zeigte. Die Beleuchtung durch das orangefarbige Licht war hier ebenfalls am ungünstigsten; die Fruchtreife erfolgte erst siebzehn Tage nach der unter dem gewöhnlichen Glase eingetretenen; jedoch waren die Früchte an Größe von den im violetten Licht erhaltenen nicht wesentlich verschieden. —

Auf die Bedeutung dieser Ergebnisse für die praktische Landwirthschaft brauchen wir wohl nicht näher hinzuweisen. F. H.

Feuilleton.

Ein Mühlen-Idyll.

Aquarell von Ludwig Schierk.

Im Rosendorfe wohnen eigentlich nur Holzhauer und Kohlenbrenner. Es sind die sonderbaren Leutchen, welche Sonntags in grünen, altmodischen Röcken und einem Angesichte, das keine Seife der Welt rein waschen kann, für ein halbes Stündchen die baufällige Kirche besuchen, deren rother Thurm von der Landstraße aus noch gesehen wird, während die Dorfhäuschen in der waldigen Hügelflucht untertauchen, wie Kinderfüßchen im Herbstkothe.

In der Hand trägt der Mann einen Stock; denn Waffe und Wehr ziemen der starken Hälfte unserer großen Nation. Dadurch wird das arme Geschöpf dreibeinig. An dem tunkenden Trott, mit dem die Figur auf dem kohlenbraunen Wege einherklappert, erkennt kein Mensch den bewunderten Holzknecht unserer vaterländischen Dichtung, vor dessen Arthieb die Riesen des deutschen Bergwaldes ihre grünen Häupter neigen müssen.

Die Kohlenbrenner schreiten leichter einher, aber sie husten mehr.

Es ist ein solider, trockener Husten, tief aus der Brust, wie ein lyrisches Gedicht an den Landesfürsten oder eine Ode auf die deutsche Arbeit.

---

[1] Man kann die durch Mangel des Chlorophylls erzeugte weiße Färbung der sonst grünen Pflanzentheile häufig an in finsteren Kellern aufbewahrten Kartoffeln, die keimten, beobachten.

Die Holzhauer haben harzige Hände; der Daumen verkürzt sich mehr und mehr, je älter sein Besitzer wird; denn er liegt beim Scheitespalten obenauf, und die heillose Axt zischt so leicht daneben: das warme Menschenblut zieht das haarscharfe Eisen an. Dann trägt der intelligente Finger, der unsere Hand zu einem wahren Kunstwerk der Natur gemacht hat, weil ohne ihn keine Geldsumme in Banknoten gezählt werden kann, auf zwei Wochen eine drollige Mütze aus den Lappen eines baumwollenen Weiberrockes. So sieht er wie Hanswurst in der deutschen Bürgerkomödie aus. Aber dieser Hanswurst gehört zu einer richtigen Holzhauerhand, wie der lyrische Husten zu einer ordentlichen Kohlenbrennerbrust.

Das ist die Gesellschaft, welche am Tage des Herrn auf ein paar Minuten den Kirchsteig mit müden Füßen beschreitet.

Im Rosendorfe lebte auch ein Müller. Er war auf einmal da, wie der Schnee im November. Zwei Tage hindurch ging er den Dorfbach entlang unter den Erlen hin und spie zuweilen sinnend in das klare Wasser. Plötzlich setzte er sich auf einen der Steinhaufen, welche die armen Dorfkindchen aus den Rollkieseln der Dorfbäche am Ufer zu errichten pflegen, und steckte seine Pfeife in Brand.

Dies Geschäft ist stets der Anfang eines guten Gedankens; darum brauste der erstaunte Dorfbach nach wenigen Wochen in maßloser Bestürzung über ein ruhelos rollendes Mühlenrad, und die gedankenvollen Krähen, welche gewöhnlich in den grünen Hallen der Erlen den heißen Nachmittag verträumten, entsetzten sich über das unaufhörliche Klingeln, Klappern, Drehen und Beuteln, das die Atmosphäre einer deutschen Waldmühle so traulich macht.

Um diese Zeit kam der alte Holzhauer Knefel zuweilen an den bestürzten Bach. Neben den Bewohnern der seligen Gefilde führte dieser Mann das schönste Leben. Ein gebrochenes, halblahmes Bein überhob ihn für immer der prosaischen Beschäftigung des Holzschlagens; eine Hand ohne Daumen und Zeigefinger gestattete ihm gleichwohl eine rhythmische Manipulation, deren Ursache ein von der linken Schulter eigensinnig herabgleitender Hosenträger war.

Darin bestand seine ganze Beschäftigung. Er rauchte nicht, weil er keine Zähne und keinen Tabak hatte. Seit zwei Jahren besaß er auch keine Pfeife. Daran trug sein unendlicher Leichtsinn schuld. Er hauste zu jener Zeit bei seinem Stiefsohn, einem jungen Holzhauer, der noch die volle Zahl seiner Finger besaß, indeß auf einem Bein bereits hinkte. Der junge Herr gab dem Alten einen zerlumpten Lodenrock mit der Erlaubniß, dies malerische Kleidungsstück über das Stroh des niedrigen Ziegenstalles zu breiten und darauf seine Nachtruhe zu halten. Der alte Knefel schlief vortrefflich. Am darauffolgenden Weihnachtsabend schenkte ihm der junge Holzhauer zwei schlanke Tannenbäumchen, die er aus dem Walde unerlaubt heimgebracht hatte. Der alte Knefel trabte damit durch den tiefen Schnee in die nahe Stadt und stellte sich auf den Marktplatz. Nachdem er eine halbe Stunde vor Kälte gezittert hatte, sprach ihn eine schlanke Frauengestalt an, die alljährlich einem Weihnachtsbazar zu Gunsten der Ortsarmen präsidirte. Fröhlich, wie ein poetischer Hurone, eilte der Alte mit seinem geringen Lohne bald darauf heim. In der Dorfschenke brannte noch ein trübes Oellicht. Hier trank er gemüthlich sein Theil des landesüblichen, patriotischen Branntweins, dann dampfte er nach seinem Ziegenstalle, mit leerer Börse und gefülltem Tabaksbeutel, und kroch unter sein Stroh.

Die deutschen Ziegenställe sind im Winter sehr kalt. Bebend rollte er sich zusammen, wie ein Igel im Winterschlaf; aber die Pfeife ließ er nicht ausgehen.

Plötzlich lohte die Flamme empor, und er sprang wahnsinnig in die Höhe. Der junge Holzhauer kam herbei und löschte den Brand mit einigen Schaufeln Schnee, die er fluchend über die Flammen warf.

Hierauf ohrfeigte er den bestürzten Missethäter und warf ihn sogleich aus dem Hause, ohne Rock und Pfeife, mitten in das Schneetreiben unserer süßen, seligen Christnacht.

Mit seiner geliebten Pfeife hatte der Alte augenscheinlich sein Herz verloren. Er spie zornig aus, wenn ihn die Dorfkindchen anlachten; er fluchte unwirsch, wenn ihn die heimkehrenden Holzfäller anriefen.

Auf den Müller hatte er es abgesehen.

Der Müller war ein häßlicher Mensch, denn er schielte. In seinem ganzen Wesen lag etwas Zappelndes, wie in seinen Mehlbeuteln, deren Bewegung er nachzuahmen schien. Er ging nur schwankend, mit eckigen Hüften und unaufhörlich zuckenden Schultern. Fast sah es aus, als reibe er sich unter seiner Körperhaut hin und her. Wenn er nur ausschritt, pendelten seine Arme und seine Pfeife in langen Bogen nach allen Seiten aus.

Er war außerordentlich unsauber; ein echter Dorfmüller, wusch er sich nur selten. Der graue Mehlstaub lag wie eine Eiskruste auf seinem Gewande; seine wollene Müllerkappe war unter jahrelangem Gebrauche hart und glänzend wie Leder geworden. In den tiefen Runzeln, welche Kinn und Wangen bedeckten, brachen sich die Spitzen eines Stoppelbartes durch eine Schichte nach Art einer Baumflechte erstarrten Mehlstaubes mühsam Bahn. Dies Antlitz glich einem lehmigen, tief ausgefahrenen Waldwege. Seine knochigen Hände waren braun und trocken wie Baumrinde; es schien unmöglich, dieser Haut durch Brand oder Schnitt beizukommen. Wenn er Nachts im Mondschein sein Gehöft umschlich, dem Wasser nachzusehen, sich leise unter den Wänden hindrückend, die offenen oder nur angelehnten Schuppenthüren schließend, glich er einem langbeinigen, mageren, vorsichtigen Hofhunde; sein hohles, brummendes Selbstgespräch konnte dann ebenso für das Knurren jenes wachsamen Hausthieres gelten.

Sein Name schien von der Vorsehung für diese Figur besonders zugeschnitten zu sein: er hieß Hunohl. Ob und wie er getauft war, wußte er vielleicht selbst nicht. Die Holzhauer und Kohlenbrenner nannten ihn nur den Oelmüller; seine Tochter, eine braunzöpfige, frechblickende Dirne, rief ihn Hunohl; die Fuhrleute nannten ihn einen alten Spitzbuben; der Forstadjunkt, welcher der Müllerdirne nachstieg, schalt ihn einen Holzdieb und Wilderer.

In der Kirche sah man ihn niemals, freilich auch im Wirthshause nicht. Indeß stellte er jeden Sonntag sein Werk ein und trollte sich in den Wald. Dann ward es sehr still in der Mühle. Der arme Dorfbach machte sich einen ruhigen, arbeitsfreien Tag; die Erlen rauschten feierlich und badeten ihre schwarzgrünen Blätter in den farbigen Sonnenstrahlen; Nelde, die braunzöpfige Dirne, trug ein rothes Leibchen, dem stets ein Busenknopf fehlte, und sah verschämt den schlanken Nimrod an, der um diese Zeit mit Hut und Hirschfänger vor ihr stand und die seltsamsten Dinge sprach. Zuweilen drückte sie ihre Händchen kokett zwischen die Knie und neigte sich demüthig nach vorn; dann sprach der Adjunkt ganz leise und mit dem Beben innerer Ergriffenheit.

Derweil ließ sich's der Alte im Walde wohl gehen. Er schoß das Wild nicht, weil er zu feige war; aber er fing die ahnungslosen Rehe in Drahtschlingen, oft in demselben Augenblicke, da seine braunzöpfige Maid sich in den rosigen Fesseln wand, mit denen sie der Adjunkt der Grafen von Jungenhof geschickt zu umstricken wußte.

Jede Woche fuhr Hunohl in die Stadt. Sein Gefährt war ein Unikum, gleichsam eine launige Wiederholung seiner Persönlichkeit. Das Pferdchen glich einem großen, mageren Hunde; es war fast zottig, mit großen Kuhaugen ausgestattet und hatte entsetzliche Hufe. Das Wägelchen rollte nicht, es pendelte eher von einer Wegseite zur anderen. Dabei quikte es ohne Unterlaß.

Die Ladung bestand aus kleinen Bündeln dürren Holzes, wie man sie auf den Marktplätzen der deutschen Städte regelmäßig antrifft. Die Frauen der Arbeiter erstehen nur ein Bündel, jene der kleinen Beamten deren zwei oder drei. Damit füllen sie das häusliche Holzmagazin, ein längliches Loch unter dem Herde. Vor jeder Mahlzeit reiben sie die zarten Aestchen zu kleinen Krumen zusammen, die sie mit Petroleum in Brand stecken. Mit zierlichen Fingerspitzen thürmen sie ein Gerüstchen kleiner Kohlenstückchen darüber und harren dann in athemloser Spannung, ob das zwerghafte Feuerchen die schwarzen Ungethüme in Brand stecken werde. Das ist die Poesie des deutschen Kamins im neunzehnten Jahrhundert.

Indeß machte sich der Müller über diese Poesie keine Gedanken. Er schlenkerte gleichmüthig neben dem Wägelchen einher. Nur in der Nähe des Forsthauses wurde er unruhig. Da wühlte er geschäftig in den knisternden, harzduftigen Bündeln, als wolle er ihre harmlose Beschaffenheit recht deutlich machen. Argwöhnisch sah der schlanke Adjunkt zuweilen nach dem kläglichen Fuhrwerk Hunohls; nicht selten dachte er an das große Griechenpferd, dessen Holzbauch so köstlichen Inhalt barg. Aber da stieg ihm ein braunzöpfiger Mädchenkopf vor der Seele empor, ein verschlagen blickendes Augenpaar, das Zeichen ersehnter Gewährung — — und er dachte der Symbolik alter Sagen nicht weiter nach.

In der Stadt lenkte Hunohl sein Gefährt in eine jener Gassen, aus denen der Kloakenhauch des romantischen Mittelalters mitten in unsere erleuchtete Zeit hereinduftet. Eines jener Thore, die sich jeder Heimlichkeit gleichsam von selbst öffnen, that sich ihm sogleich auf. Nun ward der Inhalt des trojanischen Pferdes sichtbar; inmitten der knisternden, harzduftigen Holzbündel lagen die sterblichen Ueberreste eines armen Rehbockes, der mit gläsernem Auge das städtische Mittelalter anstierte.

Ein halbes Stündchen kämpften jetzt die Forderungen arischer Ehrlichkeit mit dem kargen Geldsinn semitischer Geschäftspfiffigkeit; dann nahm Hunohl den Lohn seiner Arbeit in Empfang. Gemüthlich zog er einen seiner fürchterlichen Stiefel aus und legte den größten Theil des erhaltenen Geldes auf die Sohle desselben; ein kleines Restchen vertraute er dem schmierigen Geldbeutel an, aus dem er die Wegmauth bezahlte, die in der Nähe des heimathlichen Forsthauses erlegt werden mußte. Der Wildpretjude sah ihm dabei mit unverhohlenem Staunen zu.

So verlief das Leben Hunohls, dieses braven deutschen Müllers, auf den es der alte Holzhauer Knefel abgesehen hatte. Er gedachte damit gleichsam eine letzte entscheidende That in seinem Leben zu versuchen.

Seit ihn sein braver Stiefsohn in den Schneesturm jener unseligen Weihnacht hinausgestoßen, hatte er mancherlei unternommen.

Er war dem menschenfreundlichen Grafen Wiepold von Jungenhof, der einst im Rosendorfe mit erstaunten Augen spazieren ging, zu Füßen gefallen und hatte um eine Unterstützung für sein arbeits- und brotloses Alter gebeten. Der vornehme Herr geruhte sich zu erinnern, ihn als Treiber auf den Hirschjagden gesehen zu haben, schenkte ihm ein Dutzend Kupfermünzen und ließ ihn knien. Der alte Mann fuhr in die Höhe und versuchte, eine Faust zu ballen; ein

ücherliches Unternehmen, wenn Daumen und Zeigefinger fehlen. Darum rückte r nur seinen Hosenträger zurecht und schlich davon. An diesem Abend trank r ein winziges Glas Branntwein; aber als er am nächsten Morgen in der Gemeindestube erschien, sein „Armengeld“ — das Einzige, das ihn nicht ganz erhungern ließ — zu holen, drohte ihm der „Armenvater“, ein feister Mehlhändler und ehemals Portier der Grafen von Jungenhof, die Einstellung des weiteren Bezuges, wenn er sich noch einmal in der Schenke sehen lasse.

Darum begann er mit dem Steinklopfen. Die Landstraße, welche das Rosendorf seiner ganzen Länge nach durchzieht, bedarf eines ausgiebigen, harten Schotters. Die Lieferung desselben besorgen seit Jahr und Tag drei brave eutsche Bauern aus dem reichen Dorfe Langenstein, das seinen Namen den Quarzbrüchen dankt, die sich auf den Gründen jener Biedermänner befinden. Zur Herstellung des kleinen, geklopften Schotters braucht es durchaus alter, arbeitsloser Holzhauer und Kohlenbrenner oder ihrer Witwen.

Da sitzt denn an der Straße eine bunte, köstliche Gesellschaft. Zuerst der Kohlenbrenner Thiel mit seinen glühend rothen Augen. Er trägt ein grobes Wolltuch wie einen Turban auf seinem grauen Haupte und Fausthandschuhe an en Händen; denn die Straße einher rast der kalte Wind des deutschen Herbstmonats. Aber der Mann haut tüchtig zu, da kann es leicht wärmer werden.

Eine Strecke daneben hockt neben einem Steinhaufen die alte Pogutin. Das Weib sieht wie eine Nachteule aus; in ihren großen Brillengläsern, die sie ragen muß, weil ihre Augen die umherstiebenden Quarzsplitter nicht mehr aushalten, und die sie mit einer Schnur über eine Haube von entsetzlichem Aussehen ebunden hat, gäbe sie ein treffliches Dekorationsstück zu den Wolfsschluchten unserer romantischen Opern.

In einem feuchten Seitengraben thront auf einem alten Holzkübel der ucklige Bernt. Er trägt trotz des eisigen Novemberwindes einen durchlöcherten Strohhut, mit einem blauen Tüchlein unter dem von rothen Ausschlägen bedeckten Kinn festgebunden. Wie froh ist er, noch solchen Verdienst zu haben! Die schwere rt der Holzhauer wäre kein Geräth für das verwachsene Kerlchen, und im stechenden Rauche, den die braven Kohlenbrenner athmen, müßte er wohl gar ersticken.

In diese rüstige, rührige Gesellschaft schneite das Schicksal den alten Knefel. ber da war für ihn kein Aufkommen. Die drei braven Bauern suchten ihn enigstens als Theilnehmer bei einem der übrigen Klopfer unterzubringen; indeß in Mensch wollte ihn haben. Die alte Pogutin fuhr ihn gleich im Anfang so üthend an, daß er kleinlaut das Geschäft aufgab.

Um diese Zeit verfiel er auf den Müller, der sich eben angebaut hatte.

Am Nachmittag eines klaren September-Sonntags stieg der Forstadjunkt r Grafen von Jungenhof über den Mühlensteg; dies war für Hunohl das eichen, sich durch die Hinterthür seines Hauses davonzumachen.

Gleichmüthig schritt er dem Walde zu. Bei einem Rübenfelde, nicht weit on den ersten grünen Vorposten des gräflichen Forstes blieb er stehen und ielte nach einer Grube. Ein armselig Häslein gab eben den Versuch auf, sich is der mörderischen Schlinge zu befreien, und schloß sterbend seine sanften ugen halb zu.

Ein häßliches, lachenartiges Zucken stahl sich in das Gesicht des Müllers, id er bückte sich zur Erde.

„He, he, hu, hu, Hunohl-Müller!“ kicherte es leise aus einem Strauche, ängt Ha—Hasen, wenn die Leute in die Christenlehr' gehn soll'n.“ Der alte nefel kam, noch immer lachend, demüthig heran.

Der Müller stand wie eine Salzsäule.

„Der Hunohl-Müller kann's noch nicht gehörig“, fuhr der Holzhauer fort „im Hühnergrab'n hängt eine Rehschling' zu hoch, die Böcke sind kleiner als de Adjung, laufen drunder weg. Ja, wenn's mich der Müller helfen ließ, ein alde Holzknecht kann setta Ding!“

Der Müller schluckte seine Galle und schloß den Pakt; nicht zu seinem Schaden, denn der alte Knefel war weit bescheidener als der Teufel unsere deutschen Sage. Ab und zu ein Laib Brot aus den zarten Händen Neldes etliche Kupfermünzen, ein Lager unter dem Schuppendach, dies war der Preis um den sich Hunohl des Alten Hilfe und dessen — Schweigen erkaufte.

Es ging gut. Der Müller schmunzelte, der alte Holzhauer Knefel aß sich ein paar Wochen satt; aber der Krug geht nur so lange zum Brunnen, bis er bricht.

Das Unheil ward durch den jungfräulichen Trotz der Müllerstochter herauf beschworen; dem langen Adjunkt ging die Geduld aus.

An einem stillen Herbstabend traf er den alten Knefel beim Schlingen stellen. Er warf ihn zur Erde und band ihm die Hände auf den Rücken. Als der arme Alte in Verzweiflung flehte und jammerte, schlug er ihn auf den halb zahnlosen Mund. Dann trieb er ihn vor sich her und lieferte ihn in der Gemeindestube ab. Hier strich man ihn aus der Liste der Ortsarmen, gab ihm einige Stockstreiche und ließ ihn gehen. Er taumelte die Straße hinab wie ein Trunkener.

Aber der Adjunkt näherte sich mit starken Schritten, das Gewehr im Arm, der Mühle Hunohls. Der Müller sah ihn kommen.

„Nelde, Nelde, er holt mich, es is alls heraus!“ rief er in Todesangst.

Das Mädchen warf ihm einen Blick unsäglicher Verachtung zu; aber im nächsten Augenblicke stand es unter der Thüre und richtete die Augen mit verschämtem Blick auf den zornigen jungen Mann, der da einhertrat.

Er grüßte sie nicht; aber wer kann auf die Dauer einem deutschen Weibe widerstehen?

Ueber ein Weilchen ging der gräfliche Waldhüter von dannen; er hatte den Entschluß, sich des Müllers zu bemächtigen, aufgegeben.

Und nun kam die Nacht, die süße, verschwiegene Nacht!

Das Müllerskind schickte sich zu dem versprochenen Schäferstündchen an. Traulich brannte das Lichtchen am Fenster des kleinen Stübchens; eine glückverheißende Leuchte, wie in der Sage von Abydos' Küste. Bald schlich Leander heran, auf den leisen Sohlen erhörter Liebe.

Dann umarmten sich — — — — aber unter dem Fenster toste der Bach dahin, der eben dem Mühlenrade grimmig entflohen war.

Der Morgen war nüchtern, neblig und kalt. Als der glückliche Waldhüter endlich aufbrach, sah ihn Nelde verdrossen an; er erröthete ein wenig und ging.

Das Mädchen öffnete das Fenster und sah trübe in das brodelnde Wasser. Dann stieß es plötzlich einen Schrei aus.

Aus dem weißen Schaum der Wellen ragte es weiß hervor, weiß und seltsam wie Menschenhand — ein knochiger Arm, die Hand erhoben, die Hand, an der Daumen und Zeigefinger fehlten.

Die Dirne schaute entsetzt hinab, dann nahmen ihre leichtfertigen Augen einen seltsamen Glanz an: sie kniete nieder und weinte bitterlich.

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.



Nr. 15. XIV. Jahrgang, I. Band. 1895-96.

Olmütz.

✗ Berlin, 1. Januar 1896.

Die Betrachtungen, womit die herrschenden Klassen in ihren Organen das alte Jahr verabschieden und das neue Jahr begrüßen, zeichnen sich durch alles Andere eher aus, als durch ruhige Siegeszuversicht. Ihnen allen liegt es blei-chwer in den Gliedern, mögen sie nun herzbrechend darüber klagen, daß es dem Liberalismus nicht vergönnt werde, den Helfer und Heiland einer rettungslos ersinkenden Welt zu spielen, oder mögen sie als „Scharfmacher" vom Schlage Stumm damit renommiren, hunderttausend Köpfe müßten springen, ehe wieder Ruhe und Frieden im Lande sein werde. Das Eine ist so albern wie das Andere, und beides beweist nur, daß sich die kapitalistische Gesellschaft Matthäi am Letzten fühlt.

Der Liberalismus wird das gefährdete Vaterland nicht mehr erretten. ätte er noch ein wenig Geist im Kopfe und ein wenig Kraft in den Lenden, o müßte er sich wie ein Mann erheben gegen die Art der Rechtsprechung, welche n den letzten Monaten über die arbeitende Klasse und ihre Vorkämpfer verhängt vorden ist. Sagen wir etwa: wie Waldeck sich in der preußischen Landtags-ession von 1865 erhob. Sein Biograph, der nationalliberale H. B. Oppenheim, ühmt ihm nach: „Wie Waldeck ein Jahr vorher bei Gelegenheit der polnischen Wirren den Mißbrauch geschildert hatte, der mit dem Begriffe des Hochverraths etrieben wurde, so hatte er jetzt die wahrhaft byzantinische Auslegung des Be-riffes der Majestätsbeleidigung zu beklagen, welche schon so weit gediehen war, aß man auch den unbeabsichtigten Mangel derjenigen Form der Ehrerbietung, elche den Richtern etwa erforderlich schien, darunter subsumirte. Namentlich egen die Tagespresse wurden in dieser Richtung ganz monströse Erkenntnisse rlassen.... Das alles wurde nur möglich durch die Art, wie das Justiz-inisterium die Deputationen zusammensetzte — das heißt: durch eine Methode, elche stark an die packed juries der Stuarts erinnerte. Waldeck schenkte dem Justizminister nichts und setzte, neben der Beleuchtung der Thatsachen, die esunden juristischen Grundsätze über Beleidigung und Verleumdung klar und charf auseinander." Wann fällt es heute einem Liberalen ein, je so zu prechen, wie der alte Waldeck trotz alledem vor einem Menschenalter noch zu prechen wußte, natürlich mit entsprechender Rücksicht auf die veränderten Um-

stände, denn byzantinische Auslegungen, monströse Erkenntnisse und packed juries kommen heute ja nicht vor. Herr Eugen Richter rührt sich nicht einmal, wenn der gegenwärtige preußische Justizminister — was der Graf Lippe niemals gewagt hätte — mit staatsmännischer Würde einen satirischen Vers auf mißbräuchliche Klassenjustiz für die Grundlage der Gerechtigkeit im neuen Deutschen Reiche erklärt.

Das Einzige, wozu sich die liberale Presse etwa aufschwingt, ist einiges mißbilligende Gemurmel über allzu herrliche Blüthen der herrlichen nationalen Rechtspflege. Ueber den Majestätsbeleidigungsprozeß gegen Kunert, der zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt worden ist, weil er die Begnadigung zweier Polizeibeamten mit der Bemerkung begleitet hatte: „Gnade wem Gnade gebührt!“ empfindet sogar die sonst allezeit willige „National-Zeitung“ ein leises Mißbehagen. Und in der That hat das schwächlichste Bourgeois-Gemüth allen Anlaß, zu erzittern, wenn der leiseste Tadel einer ministeriellen Maßregel als Majestätsbeleidigung gelten soll. Wie ihre anderen Rechte, so übt die Krone das Recht der Gnade durch ihre verantwortlichen Minister aus; dieser Grundsatz der preußischen Verfassung hat keinen anderen Zweck, als die Kritik von Maßregeln der Regierung zu ermöglichen, ohne deshalb den persönlichen Träger der Krone zu treffen. Ist Kunert der Majestätsbeleidigung schuldig, so ist Jeder, der von Weitem andeutet, daß irgend ein Paragraph irgend eines vom Ministerium ausgearbeiteten Gesetzentwurfs mit ungleichem Maße messe, desselben Vergehens schuldig. Und es giebt dann keinen Politiker in Deutschland mehr, der nicht hundertfache Majestätsbeleidigungen auf seinem Kerbholze hat.

Auch das Urtheil gegen Hofrichter verursacht zwar nicht den nationalliberalen, aber wenigstens den freisinnigen Zeitungen so ein bischen Bauchgrimmen. Hatte ihnen doch eben erst die Freisprechung Mellages den höchst willkommenen Anlaß geboten, die altgewohnten Lobgesänge auf die unvergleichliche Schönheit der preußischen Justiz anzustimmen! Wir ließen uns dadurch nicht einen Augenblick täuschen, sondern führten sofort an dieser Stelle aus, daß die Freisprechung Mellages ein reiner Glückszufall sei; wir verwahrten uns auch gegen die kulturkämpferische Ausbeutung des Falles, indem wir darauf hinwiesen, daß wie die geistliche, so auch die weltliche Bureaukratie mit Wasser koche, mit dem kleinen Unterschiede höchstens, daß man eher noch der geistlichen, als der weltlichen Bureaukratie an den Leib könne und daß Mellage viel üblere Erfahrungen gemacht haben würde, wenn er statt der kirchlichen vielmehr die staatliche oder städtische Fürsorge für die Armen und Kranken auf Herz und Nieren geprüft hätte. Alles das ist durch das Verfahren gegen Hofrichter glänzend bestätigt worden; man erweist sich nie als falscher Prophet, wenn man über die Fähigkeiten und Leistungen des preußischen Staats stets die denkbar düstersten Voraussetzungen hegt. Der freisinnigen Presse oder wenigstens einzelnen ihrer Organe kommt das Urtheil gegen Hofrichter aber um so ungelegener. Es zerstört die holden Illusionen, welche sie sich und anderen über die beste der möglichen Welten vorspiegelte, und hierauf überhaupt beschränkt sich seinem Kerne nach der Protest des Liberalismus gegen den Kampf, den die preußisch-deutsche Rechtspflege mit der Arbeiterklasse führt. Könnten und wollten die „Scharfmacher“ nur auf ein paar allzu kröpfige Auswüchse ihrer Staatsretterei verzichten, dann ließe der Liberalismus schon mit sich reden.

Indessen die „Scharfmacher“ können und wollen nicht. Sie sagen sich, mit dem Biegen gehe es längst nicht mehr, und so handle es sich nur noch um das Brechen. Das famose Programm, hunderttausend Köpfe springen zu lassen,

kommt aus ihrem tiefsten Herzen. Eine tausendfache Hekatombe aus dem Proletariat, geschlachtet an Molochs Altären, das ist eine Phantasie, die Vitzliputzli-Stumms Herz wollüstig erzittern macht. Offenbar geht der Plan der „Scharfmacher" darauf hinaus, durch brutale Herausforderungen die Massen zu reizen. Sie erklären offen, daß die geplante Einführung der Klassenwahl für die sächsischen Landtagswahlen nur ein Vorstoß sei gegen das allgemeine Wahlrecht für die Reichstagswahlen. Die amtliche „Leipziger Zeitung" verkündet feierlich, Sachsen sei in dieser Frage der Pionier des Reichs. Es scheint wirklich, als ob die Klassenwahl der Reaktion stets den Anstoß geben solle, ihre zynische Frechheit in voller Pracht zu entfalten. Das Dreiklassenwahlsystem wurde im Jahre 1849 von Preußen erfunden, just als der Prinz von Preußen die Vorkämpfer der deutschen Einheit in Baden niederkartätschen ließ und das Ministerium Brandenburg-Manteuffel die Füsilladen in den Kasematten von Rastatt durch eine feige Verhöhnung der deutschen Einheitsbestrebungen krönen zu sollen glaubte. Als „Pionier des Reichs" entwarf das Ministerium gemeinsam mit Sachsen und Hannover eine deutsche Unionsakte, in der zuerst das Dreiklassenwahlsystem vorgeschlagen wurde und von der es allein übrig geblieben ist. Unter dem heuchlerischen Vorgeben nämlich, Preußen müsse von vornherein seine bundesstaatliche Gesinnung gegen den gänzlich in den Wolken schwebenden Bundesstaat beweisen, kassirte das Ministerium Brandenburg-Manteuffel mit infamem Rechtsbruche das gesetzlich bestehende allgemeine und geheime, wenn auch nicht direkte Wahlrecht und führte dafür das Dreiklassenwahlsystem ein. Und damit nicht zufrieden, fügten diese Nichtswürdigen, indem sie gleichzeitig durch Verhängung des Belagerungszustandes und anderer ebenso ungesetzlicher Maßregeln mit der gesetzlich garantirten Preß- und Vereinsfreiheit aufräumten, der Oktroyirung des Dreiklassenwahlsystems den blutigen Hohn hinzu, die geheime Abstimmung müsse in die öffentliche verwandelt werden, um „dem Volke auch in diesem Punkte die Oeffentlichkeit nicht länger vorzuenthalten". So zu lesen im preußischen „Staats-Anzeiger" vom 27. Mai 1849.

Als „Pionier des Reichs" ist die Klassenwahl allerdings in die Welt gesetzt worden; darin hat die amtliche „Leipziger Zeitung" einen feinen historischen Instinkt verrathen. Und sie kann es am Ende auch wissen, denn um dies Ungethümchen zu gebären, hat die damalige sächsische Regierung der damaligen preußischen Regierung hilfreiche Hebammendienste geleistet. Die „Leipziger Zeitung" sollte nur noch etwas weiter in ihren Akten blättern und uns auch erzählen, was aus dem „Reiche" geworden ist, dessen „Pionier" das Dreiklassenwahlsystem war. Die biedere sächsische Regierung hatte sich nämlich dem nebelhaften Unionsprojekte nur angeschlossen, um preußische Waffenhilfe gegen ihre heißgeliebten und allezeit getreuen „Unterthanen" zu gewinnen; nachdem die preußischen Garden durch erdrückende Uebermacht die in heldenmüthigem Kampfe vertheidigten Dresdener Barrikaden zerstört hatten, verrieth sie den Bundesgenossen in echt bundesstaatlicher Gesinnung an Oesterreich und Rußland. Oesterreich demüthigte Preußen, um es zu vernichten, und Zar Nikolaus knutete das Ministerium Manteuffel nach Olmütz.

Olmütz: so sah die Herrlichkeit des „Reichs" aus, dessen „Pionier" das Dreiklassenwahlsystem war. Olmütz: so steht mit breiten Lettern der Schmach über der Politik der „Scharfmacher" geschrieben. Es hatte schon seine guten Gründe, daß jenes preußische Ministerium, welches unter heuchlerischem Schwindel von deutscher Reichseinheit das allgemeine Wahlrecht kassirte, um es durch die Klassenwahl zu ersetzen, alsbald von Väterchen zusammengeknutet wurde, daß es einen Hund jammern konnte. Welch edle Dreistigkeit aber von der „Leipziger

Zeitung", deren damalige Auftraggeber so fein in Väterchens Hände zu spielen wußten, der preußischen Regierung sich abermals als „Pionier" anzubieten, um das allgemeine Wahlrecht durch die Klassenwahl zu verdrängen!

Jedoch das amtliche Blatt in Leipzig wird uns erwidern: Unter Kameraden ist das ganz egal. Und wir glauben wohl, daß sie recht hat. Wir schöpfen diesen Glauben aus der begründeten Vermuthung, daß die Mitglieder des Ministeriums Hohenlohe-Schönstedt auf dem Gebiete der Geschichte ebenso gründlich bewandert sein werden, wie auf dem Gebiete der Literatur. Sie rechnen auch den Umstand für nichts, daß wenn im Jahre 1849 der Vorkampf gegen das Ministerium Manteuffel von einer feigen Bourgeoisie geführt wurde, welcher im Grunde mit der Kassirung des allgemeinen Wahlrechts und der Oktroyirung der Klassenwahl sehr gedient war, der Vorkampf gegen den Zickzack-Kurs von einem klassenbewußten Proletariat geführt wird, das auf jeden Schelmen anderthalbe zu setzen weiß. Wir halten das Ministerium Hohenlohe-Schönstedt durchaus für fähig, sich von den „Pionieren" der „Leipziger Zeitung" in einen Sumpf locken zu lassen, aus dem es für das „Reich" keine Wiederkehr giebt.

Einstweilen getrösten wir uns der Thatsache, daß über der Politik der „Scharfmacher" mit breiten Lettern der Schmach geschrieben steht: Olmütz.

Zu Pestalozzis hundertfünfzigstem Geburtstage.

Von Heinrich Schulz.

Mehr als ein bürgerlicher Vorkämpfer hat sich's gefallen lassen müssen, daß epigonenhafte Impotenz, Böswilligkeit oder Feigheit die revolutionirende Bedeutung seiner einheitlichen und nur in ihrer Geschlossenheit voll verständlichen Persönlichkeit in fetzenhafte Bruchtheile auseinanderriß, einzelne ungefährlichere Stücke bis über das Daus lobte, während die Hauptsache in den meisten Fällen todtgeschwiegen oder verleugnet wurde.

So ist es auch dem Manne ergangen, dessen Andenken mit Rücksicht auf die hundertfünfzigste Wiederkehr seines Geburtstages am 12. Januar 1896 die nachstehenden Ausführungen gewidmet sein sollen, dem großen Volksfreund und Pädagogen Johann Heinrich Pestalozzi.

Der breiten Masse ist der Name Pestalozzi nichts anderes denn ein hohler Schall, ein bedauerliches Schicksal zwar, das aber Pestalozzi theilt mit einer nicht geringen Zahl geschichtlicher Persönlichkeiten, die, obwohl ihr ganzes Leben eine ununterbrochene, selbstlose Thätigkeit für das Volk war, dennoch bei diesem so gut wie unbekannt sind. Der Zehnte oder Hundertste weiß vielleicht, daß Pestalozzi ein berühmter Schulmeister gewesen ist. Das wissen auch die heutigen Lehrer ziemlich genau, wie denn überhaupt gerade aus Lehrerkreisen heraus eifrig dafür gesorgt ist, durch zahlreiche Schriften und Vorträge die Bedeutung Pestalozzis ausschließlich im Interesse der Volksschule und des Volksschulunterrichts zu fruktifiziren.

So weit ich mich nun davon entfernt weiß, diese Bedeutung Pestalozzis irgendwie schmälern zu wollen, wie ich im Gegentheil eher mit Bedauern konstatire, daß das heutige Volksschulwesen weder äußerlich noch innerlich nur im Geringsten dem Pestalozzischen Ideal der Volksbildungsanstalten entspricht, so bin ich aber noch weiter davon entfernt, die Bedeutung dieses Mannes in seiner Thätigkeit für das Schulwesen und die Unterrichtsmethode erschöpft zu sehen.

Ich betrachte es im Gegentheil für einen leider nur zu gut gelungenen Versuch jener oben charakterisirten Verkleinerungs- und Vertuschungspolitik, wenn man immer und immer wieder in Pestalozzi nur den Schulmeister und den Reformator der Methode erblickt und wenn man vor dem anderen, „dann noch übrig bleibenden Pestalozzi", vor dem begeisterten, hingebenden, aufopferungsvollen Volksfreund, vor dem Freiheitskämpfer, vor dem Revolutionär aufrichtig oder feige entweder mit einer Achtungsverbeugung oder aber mit einem überlegenen Lächeln vorüberhuscht. Und gerade weil dieser letzte Pestalozzi stets so stiefmütterlich bedacht worden ist, während über den Schulmeister Pestalozzi, an dessen Erziehungsunternehmungen und methodischen Neuerungen sich allerdings die schriftstellernden Schulräthe, Seminardirektoren ꝛc. nicht die amtlichen Finger verbrennen können, noch tagtäglich dickleibige Bücher geschrieben werden, so sei es uns hier einmal gestattet, den Stürmer und Dränger, den Politiker, den freiheitsliebenden Schriftsteller und Volkserzieher sprechen zu lassen.

Es ist eine ebenso unerfreuliche wie undankbare Aufgabe, die Literatur über Pestalozzi durchzuarbeiten. So umfangreich dieselbe ist, so repräsentirt sie doch mit einigen Ausnahmen einen geringen Werth. Besonders bei Gelegenheit der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstags, für den der unermüdliche und kampfesfrohe Diesterweg in seiner energischen Weise eintrat, war die Ernte der Schriften und Schriftlein über Pestalozzi eine überaus reichliche. Aber die Qualität derselben stand in umgekehrtem Verhältnisse zu ihrer Quantität. Jeder beliebige Schulmeister, der an dem Jubiläumstage eine meistens sehr dürftige Festrede über Pestalozzi gehalten hatte, fühlte sich bewogen, der Nachwelt seine Expektorationen durch den Druck zu vermitteln. Da bis zu jener Zeit erst sehr wenige, dazu noch theilweise sehr einseitige Biographien über Pestalozzi vorlagen (hauptsächlich Blochmann und Ramsauer), so fertigten die verschiedenen Festredner und „Festschriftsteller" Auszüge aus denselben an, die sie mit der sehr wässerigen Sauce ihrer eigenen Verständnißlosigkeit für Pestalozzi übergossen. Fast nicht ein einziges Mal begegnet man bei dem Lesen dieser Literatur einer subjektiven, auf selbständiger Erfassung der Persönlichkeit Pestalozzis gegründeten Meinung, überall dürftiges Gefasel, das der wuchtigen Persönlichkeit des großen Pädagogen durchaus unwerth ist. Man achtet in Pestalozzi nur immer den Reformator der Methode, und Streitigkeiten oder Ergänzungen, seine Methode betreffend, füllen den größten Theil der Pestalozzischriften aus. Ein anderer Theil wühlt mit besonderer Freude in dem persönlichen Schmutz herum, mit dem seine beiden Gehilfen, Biederer und Schmidt, den Lebensabend des greisen, müden Pestalozzi besudelt haben. Die Diskussion hierüber ist besonders seinen Schülern und Mitarbeitern zuzuschreiben, die sich nach dem Tode des Meisters bewogen fühlten, ihre häufig sehr belanglose Meinung über die Vorgänge in dem Pestalozzischen Erziehungsinstitut zum Besten zu geben.

Neben einigen wenigen anderen Schriften ist es besonders eine, die aus der Fluth der damaligen Pestalozziliteratur durch eine kraftvolle, subjektive Auffassung hervorragt. Sie ist (1846) anonym erschienen unter dem Titel: „Der Revolutionär Pestalozzi. Von einem Zögling desselben." Der Verfasser versucht es schon damals, Pestalozzi aus der verkleinernden Umgebung der kurzsichtigen schulmeisterlichen Gernegroße herauszureißen und ihn in seiner urwüchsigen, revolutionirenden Bedeutung darzustellen. Auch der Königsberger Lehrer Karl Rosenkranz hat eine höhere Meinung über Pestalozzi, wenn er schreibt:[1]

[1] Karl Rosenkranz, Pestalozzi. Königsberg 1846. S. 24.

„Pestalozzi wollte die Erziehung als Volkserziehung, das heißt, er wollte, daß alle, welche zu einem Volk gehören, sich als lebendige Glieder eines untheilbaren Ganzen betrachten und in diesem Sinne solidarischer Verbundenheit wirken sollten. Nicht engherzigen, mit philisterhaftem Dünkel sich selbst bewundernden Patriotismus wollte er, nicht einen seichten, von der Macht nationaler Individualität abstrahirenden Kosmopolitismus."

Ebenfalls einen freieren Geist athmen die Ausführungen eines Dr. Daniel Schonkel, der Pestalozzis Ziel folgendermaßen charakterisirt:[1]

„Pestalozzi war der Mann, der sein Leben wirklich für seine Ideen einsetzte. Er wußte nicht immer genau, was er that, aber um so mehr, was er wollte. Er wollte, daß den Armen im Volke, nicht auf dem Wege mitleidiger und ohnmächtiger Almosen, sondern durch eine echt menschliche und menschenfreundliche Erziehung und durch sorgfältige Ausbildung der ihnen von Gott ebenso gut als den Reichen geschenkten Geisteskräfte und Anlagen geholfen, gründlich geholfen werde" (S. 29). „In dem Siege der Ideen der politischen Freiheit und Gleichheit und der allgemeinen Anerkennung der Menschenrechte erblickt Pestalozzi den Sieg seiner eigenen, seit Jahren nicht nur im Stillen gehegten, sondern durch Wort und Schrift verbreiteten heiligsten und tiefsten Ueberzeugungen" (S. 20).

In neuester Zeit sind glücklicherweise Biographen und Beurtheiler Pestalozzis erstanden, die der eigentlichen Bedeutung des Mannes mehr gerecht zu werden suchen. Zwar ist die Biographie des als Herausgeber der Werke Pestalozzis sehr verdienten L. W. Seyffarth[2] überaus anfechtbar. Seyffarth ist Pfarrer, und wenn diese eine Thatsache auch noch nicht alles sagt, so sagt sie doch gerade genug. Dafür ist aber die in vier starken Bänden erschienene Schrift H. Morfs[3] „Zur Biographie Pestalozzis" mit einer gewissen, später zu erwähnenden Einschränkung ein Denkmal, das der Bedeutung des Mannes sowohl durch die vornehme, objektive Auffassung, als auch durch den liebevollen, bienenartigen Fleiß der Zusammenstellung durchaus würdig ist.

Ziemlich klar schält der Straßburger Universitätsprofessor Theobald Ziegler in seiner vor Kurzem erschienenen „Geschichte der Pädagogik"[4] den Kern der Pestalozzischen Bedeutung aus dem mancherlei Nebensächlichen heraus, wenn er schreibt: „Ihn jammerte seines Volkes, das ist der Ausgangspunkt für die Pädagogik Pestalozzis; so wurde er ein Sozialist mit einem Herzen voll Liebe und Hilfsbereitschaft, und als das einzige Mittel, zu helfen, erschien ihm eine Volkserziehung von unten und von innen heraus, bei der es galt, die gebundenen Kräfte zur Selbsthilfe zu entfesseln und zu entwickeln" (S. 273). „Nicht in dem, was Pestalozzi als Lehrer und Erzieher oder als Leiter seiner Anstalten geleistet hat, liegt seine Größe: dazu war er viel zu unpraktisch. Auch nicht in seiner Methode, die er ja freilich selbst oft als das Wichtigste anzusehen scheint. . . . Nein, seine Größe liegt in dem sozialistischen Geist seiner Pädagogik, in der Erkenntniß des innigen Zusammenhanges der sozialen Frage mit der Frage der wahren

[1] Dr. Daniel Schonkel, Joh. Heinrich Pestalozzi und dessen Bedeutung für seine und unsere Zeit. Heidelberg 1863.

[2] L. W. Seyffarth, Johann Heinrich Pestalozzi. 5. Auflage. Leipzig 1873.

[3] H. Morf, Zur Biographie Pestalozzis. Winterthur 1869—1889. 4 Bände.

[4] Professor Dr. Theobald Ziegler, Geschichte der Pädagogik. 1. Band, 1. Abtheilung, im „Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen", herausgegeben von Dr. A. Baumeister. München 1895.

Menschenbildung, in der Idee, die gesunkene Menschheit vom Verderben zu retten durch Weckung und Stärkung ihrer besten, echt menschlichen Kräfte, ihr zu helfen durch Erziehung zur Selbsthilfe. Daher die Anerkennung der Arbeit und der Gedanke, sie zu organisiren.... So hat er der Erziehung und Schule ihre Stelle im sozialen Organismus und ihre grundlegende Bedeutung für die Pflege des sozialen Geistes angewiesen. Eine soziale Pädagogik! Pestalozzi hat sie geschaffen zu einer Zeit, wo es noch nicht einmal eine soziale Frage gab oder richtiger, wo diese noch kaum über die Schwelle des Bewußtseins der Menschheit heraufgestiegen war" (S. 278).

Die sozialpädagogische Bedeutung Pestalozzis sucht auch in einem jüngst erschienenen längeren Aufsatze der „Pädagogischen Zeitung"[1] der Berliner Schulmann R. Rißmann in anerkennenswerther Weise klarzulegen. Am konsequentesten aber ist dies bis jetzt durch ein kleines, vor Jahresfrist erschienenes Schriftchen: „Pestalozzis Ideen über Arbeiterbildung und soziale Frage"[2] geschehen, dessen Verfasser, der Marburger Universitätsprofessor Paul Natorp, sich bemüht, ein fast unbekanntes Buch Pestalozzis der unverdienten Vergessenheit zu entreißen und die aus demselben hervorgehenden sozialpolitischen Ideen Pestalozzis als Grundlage seiner pädagogischen darzustellen. Diese Schrift — sie führt den Titel: „Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts"[3] — steht unter den sämmtlichen Schriften Pestalozzis mit in vorderster Reihe.

Ich möchte fast behaupten, daß sich je nach der Stellung, die die Beurtheiler Pestalozzis zu dieser fundamentalen Schrift einnehmen, sich erkennen läßt, ob sie Pestalozzi wirklich verstanden haben, so wie er verstanden werden muß oder nicht. Wer dieses Buch am liebsten aus den Werken Pestalozzis ausgemerzt sähe, da es neben der überall durchbrechenden revolutionären Gesinnung, für die der Verfasser fast noch, wie es scheint, eine neue Ausdrucksweise sucht, auf den ersten Blick so überaus wenig Pädagogisches und Schulmeisterliches enthält, der hat keine geistige Gemeinschaft mit Pestalozzi, der thut der geschichtlichen Bedeutung dieses Mannes Gewalt an, denn er erblickt in ihm nichts Anderes, als den Nur-Schulmeister. Er weiß aber nicht, daß Pestalozzi über die geistige Höhe seines Lebens hinaus war, als er die den Beifall von Gelehrten und Fürsten findenden Erziehungsversuche unternahm, daß die Tretmühle des Schulmeisterdaseins in Verbindung mit den unaufhörlichen Reibereien, Streitigkeiten seiner Unterleiter und den nie endenden finanziellen Schwierigkeiten lähmend auf den Geistesschwung des alten, bald sechzigjährigen Pestalozzi einwirken mußte, daß die mannigfachen Erweiterungen seiner „kraftbildenden" Methode in der späteren radikalen Konsequenz, mit der sie vertreten wurden, nothgedrungen zur Einseitigkeit oder Ueberschätzung führen mußten.

Wer dagegen Pestalozzi in dem Rahmen seiner Zeitverhältnisse betrachtet, der sich den Entwicklungsgang des Mannes von Jugend auf vergegenwärtigt, der da weiß, wie sein Herz schon als Kind, als Jüngling heiß und leidenschaftlich für das Recht des Volkes gegenüber jedweder Unterdrückung schlug,[4]

[1] Pädagogische Zeitung. Hauptorgan des Deutschen Lehrervereins. Berlin 1895. XXIV. Jahrgang, Nr. 48 und 49.

[2] Dr. Paul Natorp, Pestalozzis Ideen über Arbeiterbildung und soziale Frage. Heilbronn 1894.

[3] Pestalozzis sämmtliche Werke. Herausgegeben von L. W. Seyffarth. Brandenburg a. H. 1871. Zehnter Band.

[4] „Ein grimmiger Haß gegen die das Landvolk drückende Aristokratie entzündete sich in seinem jugendlichen Herzen und erlosch auch bis ins Greisenalter nicht ganz. Dieses

wer sich seine selbstlose, keinerlei persönliche Unbill und Mühsal scheuende unerschöpfliche Liebe zu den Aermsten und Elendesten im Volke vorstellt, wer die Leiden und Entbehrungen, die Noth und den Kummer, die Enttäuschungen und Angriffe, die während seines besten Mannesalters auf dem Neuhofe in übergroßer Masse auf ihn einstürmten, der wird auch verständlich finden, daß das lodernde Feuer der großen Revolution auch ihm, dem einsamen, verkannten Schriftsteller, die Situation glänzend erhellen mußte, daß sein rastloser, auf der Höhe des literarischen Schaffens und Könnens stehender Geist gewaltig durch die neuen und kühnen Ideen gepackt werden mußte, daß demnach als fast einziges größeres geistiges Produkt jener stürmischen, bewegten Zeit die „Nachforschungen &c." den urwüchsigsten Pestalozzi in seiner hauptsächlichsten Bedeutung wiederspiegeln, den leidenschaftlichen Stürmer, den unbarmherzigen Kritiker der gesellschaftlichen Fäulniß seiner Zeit, den enthusiastischen Philanthropen oder, wie Ziegler ihn nennt, Sozialisten Pestalozzi!

Die „Nachforschungen &c." erschienen im Jahre 1797; da Pestalozzi nach eigener Aussage „drei Jahre lang mit unglaublicher Mühseligkeit" daran schrieb, so beweist das zur Genüge, daß sie unter dem frischen Eindruck der Revolutionsstürme entstanden sind. Man hat dem Buche die mannigfachsten Vorwürfe gemacht, man hat die Pestalozzis „Wesen nicht entsprechenden Wege abstrakt philosophischer Forschung" getadelt (Seyffarth), Morf meint, „die Arbeit liest sich etwas mühsam, macht auch nicht durchweg den erfrischenden und belebenden Eindruck, der seinen Schriften in so hohem Grade eigen ist",[1] Blochmann beklagt den darin hervortretenden Mangel „echt christlicher Welt- und Lebensansicht", wieder Andere haben die ungewöhnliche Ausdrucksweise bemängelt.[2] Allerdings! Ungewöhnlich ist die Sprache darin, ungewöhnlich ist auch der Inhalt, aber darum nichts weniger als schwer verständlich! Pestalozzi sagt selbst einleitend: „Ich bin überzeugt, meine Wahrheit ist Volkswahrheit und mein Irrthum ist Volksirrthum." Ich bin überzeugt, für einen Arbeiter unserer Zeit lesen sich die „Nachforschungen" nicht „etwas mühsam", die im Gegentheil fast Zeile für Zeile verwandte Saiten in dem Fühlen und Denken des arbeitenden Volkes von heute berühren, die wie letzteres in kühnen Angriffen der herrschenden Gesellschaft Trotz bieten. Allerdings ist die Darstellung ungewöhnlich, allerdings müssen wir dem furchtlosen Ankläger auf manchen Kreuz- und Querzügen folgen, allerdings bewegt sich seine Sprache oft in sonderbaren, eckigen und knorrigen Wort- und Satz-

---

Zornesfeuer brannte in ihm neben dem Feuer der Liebe zum Volk. — Hennig erzählt: Pestalozzi habe ihm einmal gesagt: Die Vaterlandsliebe und die Rechte der unterdrückten Partei hätten seine Brust (im Jünglingsalter) so mächtig bewegt, daß er auf alle Mittel zu ihrer Befreiung gedacht und vielleicht hätte zum Mörder an denen werden können, die ihm als Despoten erschienen seien." Karl v. Raumer in seiner „Geschichte der Pädagogik", 2. Theil, 4. Auflage, Gütersloh 1872, S. 300.

[1] Diese etwas unbegreifliche Stellung Morfs zu den „Nachforschungen &c.", die er mit verblüffender Kürze abthut, veranlaßt mich auch zu der Einschränkung, die ich bei dem Lobe seiner Pestalozzi-Biographie machte.

[2] Einer dieser Leute, W. Kayser, den es kitzelte, zum Pestalozzi-Jubiläum „auch" eine wegen ihres Mangels an selbständiger Erfassung der Persönlichkeit Pestalozzis und wegen ihres farblosen, aus dem vorhandenen Material kompilirten Inhalts total überflüssige Biographie (Zürich 1895) zu schreiben, redet sogar von „geschraubter Darstellung" (S. 110)! Mag sein für Leute vom Schlage Kayser! Aber dann suche ich vergeblich nach einem Worte, um das seichte Wortgeplätscher des Herrn Kayser dementsprechend gebührend einzuschätzen.

bildungen, aber Pestalozzi schöpfte auch aus dem Vollen seiner Persönlichkeit, ihm ging es nicht so, wie heutigen Tages dem Gros der Zunftphilosophen, die die Dürftigkeit und Leere ihrer Begriffe durch inhaltlose und nichtige Scheinkunststückchen in der Verwendung der sprachlichen Mittel nothdürftig verkleistern müssen.

Aber lassen wir Pestalozzi selbst reden und man wird sehr bald begreifen, weshalb die „abstrakt philosophischen Forschungen" der „Nachforschungen ꝛc." sich bis heute einer so wohlwollenden Nichtberücksichtigung und Nichtbeachtung erfreuten.

Mit Rousseau geht Pestalozzi aus von einem „Naturstand" der Menschheit, der für ihn „im wahren Sinne des Wortes der höchste Grad thierischer Unverdorbenheit" ist. Der Mensch tritt dann später, „in seinen Grundlagen verhärtet, als ein verdorbener Naturmensch in den gesellschaftlichen Zustand", der „wesentlich in Einschränkungen des Naturstandes besteht". Nun verlangt aber Pestalozzi nicht wie Rousseau die Rückkehr in den Naturstand, sondern er kennt noch einen dritten, den „sittlichen Zustand". „Ich besitze eine Kraft in mir selbst, alle Dinge dieser Welt mir selbst, unabhängig von meiner thierischen Begierlichkeit und von meinen gesellschaftlichen Verhältnissen, gänzlich nur im Gesichtspunkt, was sie zu meiner inneren Veredlung beitragen, vorzustellen."

Unter diesem dreifachen Gesichtspunkt betrachtet er das Menschengeschlecht.

„Die menschliche Erkenntniß entspringt aus der Unbehilflichkeit unserer Natur in ihrer thierischen Freiheit, diese führt unser Geschlecht zur Vereinigung seiner Kräfte, und der erste Zweck dieser Vereinigung ist, die Genüsse des Lebens, die unsere Natur fordert, uns selber leichter verschaffen zu können, als dies ohne Vereinigung unserer Kräfte mit anderen möglich wäre." „Schüchtern, aber nicht wild, geht der Mensch unter einem milden Himmel aus seiner Höhle, ein Stein ist ihm zu schwer, ein Ast ist ihm zu hoch, er fühlt, wenn noch ein Mensch bei mir wäre, ich höbe den Stein, ich pflückte den Ast; jetzt sieht er einen Mann neben dem Stein, unter dem Ast; es drängt ihn ein Gefühl wie der Hunger und der mächtige Durst; er muß zu dem Manne neben dem Stein und unter dem Ast; jetzt steht er neben dem Manne, in seinem Auge strahlt ein Blick, der noch nie darin strahlte, es ist der Gedanke, wir können uns dienen; im Auge des Nachbarn strahlt der nämliche Glanz; ihre Busen wallen, sie fühlen, was sie noch nie fühlten; ihre Hände schlingen sich ineinander, sie heben den Stein, sie pflücken den Ast; jetzt lachen sie ein Lachen, das sie noch nie lachten; sie fühlen, was sie vereinigt vermögen." „Mit dem Hauch seines Mundes baut der Mensch seinen Welttheil, und mit seinem Wort baut er sich selber."

Bedeutungsvoll sind die Gedanken, die der Begriff „Eigenthum" in ihm erregt. „Das Eigenthum ist in seiner (des Menschen. D. V.) Hand Pandorens Büchse geworden, aus der alle Uebel der Welt entsprungen. Es ist durch die Nahrung, die es der Selbstsucht unserer thierischen Natur giebt, das große Hinderniß des gesellschaftlichen Zwecks geworden und hat den Menschen bald allgemein dahin gebracht, daß er dasselbe entweder wie ein beladener Esel auf wundem Rücken herumträgt, oder wie ein spielendes Kind als ein nichtiges Ding versplittert." „Was ist in einem Staat das Verhältniß der Eigenthümer gegen die Nichteigenthümer? — des Besitzstandes gegen die Menschen, die keinen Theil an der Welt haben? Gehört diesen unseren Mitmenschen, die mit gleichen Naturrechten wie wir geboren, die jede Last der gesellschaftlichen Vereinigung siebenfach tragen, keine ihre Natur befriedigende Stellung in unserer Mitte? Fürchtet euch nicht, Besitzer der Erde; es ist hierin wahrlich mehr um Grundsätze, als um Almosen, mehr um Rechtsgefühl, als um Spitäler, mehr um Selbständigkeit, als um Gnaden zu thun."

„Wenn ich das und dergleichen frage, so kann ich mir nicht verhehlen: das erleuchtete Jahrhundert kennt diesen Grundsatz nicht; je aufgeklärter unsere Zeiten werden, je weniger lassen die Staaten solche Fragen an sich herankommen. Unsere Gesetzgebungen haben sich zu einer solchen Höhe aufgeschwungen, daß es ihnen unmöglich ist, an die Menschen zu denken. — Sie besorgen den Staat und machen alle Kronen glänzend, indessen ist der, so keinen Theil an der Welt hat, zum Voraus von ihnen vergessen; man steckt ihn aber unter das Militär oder erlaubt ihm, sich selber darunter zu stecken, — zu Zeiten macht man für ihn eine Lotterie, darin ein Jeder sein Glück mit wenigen Kreuzern probiren kann."

Um den Hohn noch schneidender, die Anklage noch wuchtiger zu machen, fährt er fort: „Gewiß ist, daß der große Besitzstand nicht einmal in einem realen Verhältniß zu dem kleinen belastet ist, und daß man die Reichen ihre Fonds täglich auf eine Art anhäufen läßt, die die Welt mit elenden, tief verdorbenen Menschen voll macht. Auch das ist wahr, wenn die Folgen dieses Volksverderbens sichtbar werden, so wirft man die Schuld auf diejenigen, die verdorben worden sind und nicht auf diejenigen, so sie verdorben haben." Aber stolz wirft er den Kopf in den Nacken und ruft aus: „Möge deine Gesetzgebung noch so eine trefflich geweihte Wand sein, möge der Thiersinn der Macht sich hinter ihrem Blendwerk auch noch so menschlich geberden, ewig unterwirft sich der Mensch mit wahrem, freiem Willen nie einer Ordnung, die irgend Jemand das Recht giebt, ihm in den Verirrungen seines Thiersinns die Haut über die Ohren herabzuziehen." „Das gesellschaftliche Recht ist ganz und gar kein sittliches Recht, sondern eine bloße Modifikation des thierischen."

Als wäre es Pestalozzi möglich gewesen, zu seiner Zeit bereits vorauszusehen, welche seltsamen, dem gewöhnlichen Unterthanenverstande unbegreiflichen Wege heutigen Tags die „Gerechtigkeit" wandeln würde, beantwortete er die Frage: „Genießt der unterworfene Mann in den wirklich bestehenden bürgerlichen Einrichtungen sein gesellschaftliches Recht?" folgendermaßen: Im Gegentheil ist wahr, „daß die Unterwerfung in den Jahrbüchern des Menschengeschlechts allgemein blos als ein Zwang- und Nothstand zum Vorschein kommt, in welchem die Schwäche unseres Geschlechts von aller Sicherheit des Rechts soviel als gesetzlich ausgeschlossen und in den wesentlichsten Bedürfnissen des Lebens beeinträchtigt, sich in Lagen versetzt sieht, die ihm nicht einmal erlauben, sein Leben anders, wenn auch nicht mühsam und elend, doch in seinen ersten Gefühlen gekränkt und durch Rechtlosigkeit und Ehrlosigkeit erniedrigt, zu durchdarben." „Die Masse des Volks hat keinen Begriff von seinem gesellschaftlichen Recht, also auch keinen gesellschaftlichen Willen; und Verkleisterungsmittel unserer bürgerlichen Entmannung sind weder ein Ersatz des mangelnden bürgerlichen Rechts, noch ein Fundament einer wahren gesellschaftlichen Ordnung; und die Gewaltsordnung, die die Macht nicht für das Menschengeschlecht, sondern für ihren Dienst einrichtet, ist noch schlimmer als das Unding, das uns die Hexe gekocht hat." „Die meisten Staaten tummeln sich in den barocken Formen des Unrechts, dem sie die Gestalt des Rechts und der Ordnung wie dem Esel die Löwenhaut über die Ohren ziehen."

Wohl erkennt Pestalozzi als bürgerlicher Revolutionär die Mißbräuche des Adels, den er deshalb auch in fast allen seinen Schriften unerbittlich als Feind jeder Volksfreiheit und Volksbildung angreift. Aber ebensowenig entgeht seinem klaren Blick die widerliche morganatische Ehe, die nach dem Sturze des Feuda-

ismus die „Gewaltsrechte des Throns“ mit den „Schlüpfrigkeiten des Geld-einflusses“, will sagen: Absolutismus mit Großbourgeoisie eingingen. „Der Adel war in der Feudalform der Vorzeit als der Mittelpunkt des allgemeinen Besitzstandes ein Mittel zu diesem Zweck. Es ist wahr, das Mittel fraß den Zweck; der Adel stellte den Fortschritt des Menschengeschlechts still, wie die Priester, er haßte das Recht des Schwächeren, insofern es ihm entgegenstand, wie alle Stärke der Welt das Recht der Schwäche, das ihr entgegensteht, haßt. Aber sein Unrecht lag offen und schreiend vor den Augen der Welt. Es ward ihm selbst zur Last und gerieth ihm selbst zum schnellen Verderben, dahingegen das Unrecht der Könige und der Großreichen, in deren Händen das Unrecht, in deren Seelen die Irrthümer des Adels hinübergegangen, ihnen nicht so leicht selber zur Last fallen und nicht so leicht zum schnellen Verderben gereichen werden. Die Welt wird große Mühe haben, über das Unrecht und die Ungesellschaftlichkeit unserer Souveränitäts- und Finanzanmaßungen das zu gewinnen, was sie über das Unrecht und die Ungesellschaftlichkeit des Feudaleinflusses wirklich gewann.“

Zu einem furchtbaren Ankläger wird Pestalozzi und seine „geschraubte Darstellung“ erhebt sich hier fast durchgehends zu dichterischer Höhe, wenn er mit dem Unrecht und der „gesetzlichen Gewalt“ zu Gericht geht.

„Der Mensch ist ein hohes Wunder im chaotischen Dunkel der unerforschten Natur“, ruft er aus, um dann mit grimmigem Spotte fortzufahren: „Völker verzeihen einem Mann, der die Gefühle der Menschlichkeit in den Einwohnern des Landes auslöscht, wie sie in ihm ausgelöscht sind, sie verzeihen einem Mann, der ihre Söhne dem Tod weiht und ihre Töchter der Entehrung, einem Mann, der die Rechte ihrer Städte und ihrer Dörfer der Büberei preisgab, einem Mann, der das Vaterland zu einer Wüste, ihre Häuser zu Brandstätten und ihre Gärten zu Einöden gemacht hat. Hier folgen Nationen wie gehörnte Stiere einem Kinde, das sie an einem Zwirnsfaden führt, und verspritzen ihr Blut für jeden Einfall des unmündigen Kindes oder seiner Amme. Hier ersticken Völker in der windigen Leerheit der Macht wie Mücken im luftleeren Raum. Ein Mann wird ein Narr und redet Unsinn, wie ihn die Erde noch nie gehört hat, Völker fallen vor ihm auf die Knie, bauen ihm Altäre und werden fromm, gehorsam, arbeitsam und menschlich bei der Anbetung eines Kalbs oder des Teufels. Legionen Buben lauern in den Wohnungen der Gerechtigkeit, wie hungrige Katzen vor den Löchern der Mäuse, und mein Geschlecht wird in Jahrhunderten nicht müde, sich von ihnen fressen zu lassen.“ — „Die gesetzlose Gewalt glaubt, sie sei selber das Gesetz, sie wähnt, Gesetz und Recht liegen in ihr wie die Eier in den Hühnern. Was der Unterthan im Schweiße seines Angesichts und was ihm Gott in seiner Gnade giebt, das meint sie, seien alles ihre Eier. Wenn sie den Wohlstand im Lande sieht, so spricht sie, die Hand auf dem Wanst, ich habe ihn mit Schmerzen geboren, und wenn es übel im Lande geht, so sagt sie, den Zeigefinger über die Nase: Die gottlosen Leute, ich habe sie treulich gewarnt, aber wer vermag etwas wider den, der im Himmel regiert?“

Das schon im Vorstehenden angedeutete Verhältniß der Macht zur Religion erhält auch noch später eine treffende Beleuchtung durch Pestalozzi.

„Die Religion muß die Sache der Sittlichkeit sein, als Sache der Macht ist sie in ihrem Wesen nicht Religion, und das Finanzgeschrei der durch ihre philosophischen Irrthümer und durch ihre politischen Gewaltthätigkeiten bankerott gewordenen Staatskünstler, daß wir wieder

zu Religiosität zurückgestimmt werden müssen, dieses Finanzgeschrei einer Staatskunst, die, nachdem sie das Menschengeschlecht auf das Aeußerste gebracht hat, sich nun auch selber auf diesem Aeußersten findet, wird uns, so wie es ist, weder zur Religion, noch zur Sittlichkeit, noch irgendwohin bringen." Als Dienerin der Staatsmacht ist die Religion „Mutter königlicher Mönchsmummereien und mönchischer Königsmummereien, selten Dienerin des gesellschaftlichen Rechts, allgemeine Hebamme des Unrechts der Macht". „Als Werk des Staats ist sie Betrug."

Gewaltig hat ihn das Mitleid mit den Unterdrückten erfaßt und in flammenden Worten giebt er seiner Empörung gegen diejenigen, die zu Bedrückern des Volkes werden, Ausdruck. „— Ewig sagt der Mensch, der mächtig und thierisch zugleich ist, zu der Schwäche seines Geschlechts: Du bist um meinetwillen da; und spielt dann über die gereihten Schaaren desselben wie über gereihte Saiten des Hackbretts; was achtet er das Springen der Saiten, es sind ja nur Saiten; so viel Männer im Land sind, so viel hat er ja Saiten, so viel ihrer zerspringen, so viel wirft er weg, und so viel er wegwirft, so viel spannt er wieder über sein löcherichtes, klimperndes Brett, es sind ja nur Saiten. Ha, es sind Menschen! Und sie werden in der namenlosen Erniedrigung eines rechtlosen Dienstes wie die Pfoten an den Klauen des Bären; sie wissen gar nicht, was das murrende Thier will, das auf seinen Vieren steht, aber sie klammern sich fest in die Eingeweide eines Jeden, gegen den es brummt."

So weiß Pestalozzi sehr wohl, daß „das Unrecht der Welt daher allenthalben und durch Gewalt" endete, und wenn er auch nicht den Aufruhr, die Revolution an sich billigte — „der Aufruhr ist nie recht" —, so giebt es dennoch für ihn bei gewissen Situationen des gesellschaftlichen Lebens keinen Zweifel bezüglich seiner eigenen Stellung. „Soviel ist gewiß, alles, was die gesellschaftliche Rechtlichkeit im Volk auslöscht, das ist immer die eigentliche und ursprüngliche Quelle des Aufruhrs. Wer also in einem jeden Staat die meisten Sachen thut, durch die sich die gesellschaftliche Rechtlichkeit im Volk auslöscht, der ist es auch, der in demselben den Samen des Aufruhrs am meisten aussät, und ich denke, der ihn am meisten aussät, ist auch am meisten Schuld, wenn er aufgeht." „Das Verderben des gesellschaftlichen Zustandes führt uns offenbar zu zwei Extremen, die unser Geschlecht auf ungleichen Wegen, aber beiderseits gleich zu Grunde richten, und diese sind Ruchlosigkeit und Erschlaffung. Wir dürfen aber um der Gefahren willen, welche die Ruchlosigkeit und ihr äußerstes Verderben, der Aufruhr, über unser Geschlecht verhängt, diejenigen nicht verkennen, welche die bürgerliche Erschlaffung im gesellschaftlichen Zustand veranlaßt. Sie ist gänzlicher Mangel des Glaubens an bürgerliche Tugend, gänzliche Gleichgiltigkeit für das Wesen des gesellschaftlichen Rechts. — Mein Geschlecht verbindet in diesem Zustande die ekelhafteste Großsprecherei mit der tiefsten Niederträchtigkeit. Belastet mit dem Fluch des bürgerlichen Jochs, ohne bürgerliche Kraft, entblößt von irgend einem stärkenden Gefühl einer befriedigenden Selbständigkeit, tanzt es dann, den Ring an der Nase, ums Brot, bückt sich, kniet und purzelt vor dem Mann, der es diesen Diensttanz mit dem Prügel in der Hand gelehrt hat. Der Mensch trägt in diesem Zustand nicht einmal die Kraft und die Ruhe des stärkeren Viehs in seiner Brust, das Herzklopfen des schwächsten wird dann sein Theil. Von jedem Reiz gelockt und von jeder Drohung geschreckt, meint er dann, alles, was er thut, sei Sünde, und thut doch alles, was er meint, das Sünde sei. Er ist ohne Wohlwollen gegen sein eigen Geschlecht; wenn von der Noth seiner

Kinder die Rede ist, so sagt er, sorgen sie auch, ich habe auch sorgen müssen, und ebensowenig rührt ihn die Nachwelt, sein Geschlecht und sein Volk. — Die Frage, ob der Mensch durch eine solche Erschlaffung nicht schlechter werden könne, als durch den Aufruhr, ist also, so Gott will, keine verfängliche Frage."

Das ist der Pestalozzi, der uns im Zenith seiner geistigen Leistungsfähigkeit, in all seiner schöpferischen Kraft, in all seiner Liebe und Wärme, in all seiner glühenden Begeisterung für Menschenwohl gegenübertritt; das ist der Pestalozzi, der auch heutigen Tags für den gewaltigen Emanzipationskampf der Arbeiterklasse seine Bedeutung nicht verloren hat; das ist der Pestalozzi, der auch uns noch ein leuchtendes Beispiel sein kann!

Wir feiern in Pestalozzi nicht blos den bahnbrechenden Pädagogen, nicht blos den selbstlosen, liebevollen Menschenfreund, sondern auch den Kämpfer, den entschlossenen, unermüdlichen Vorkämpfer einer revolutionären Klasse.

„Verhältnisse" im deutschen Handwerk.

Von Dr. **Max Quarck** in Frankfurt am Main.

In einem schweren Folioband von beinahe 600 Druckseiten liegen jetzt die Ergebnisse einer statistischen Erhebung vor, welche die Reichsregierung mit Hilfe preußischer, sächsischer, bayrischer, württembergischer, badischer, hessischer und lübecker Behörden in ausgewählten Bezirken dieser Bundesstaaten während des Juli und August 1895 über „Verhältnisse" (!) im Handwerk vornahm.[1] Man vertheilte Zählkarten für Handwerker, die das von dem Meister betriebene Handwerk, seine Lehre und sein Personal, das letztere auch nur bezüglich der Stellung im Geschäft, des Geschlechts, des Alters (unter oder über 17 Jahre) und bezüglich der Beschäftigung bezw. Ausbildung im Handwerk betrafen. Für Spezialisten im Handwerk war ein besonderer Fragebogen bestimmt, der jedoch auch nicht viel mehr als die obigen Fragen enthielt. Mittelst dieser außerordentlich einfachen Zählkarten sollte erkundet werden die „Anzahl, der Umfang und die örtliche Vertheilung derjenigen Gewerbebetriebe, welche für eine allgemeine korporative, in erster Linie mit der Fürsorge für die Ausbildung von Lehrlingen und Gesellen im Handwerk zu betrauende Organisation des Handwerks in Betracht kommen könnten." Ausgegeben wurden 64 899 Zählkarten, nämlich 9979 für den gesammten Regierungsbezirk Danzig, 18 267 für den gesammten Regierungsbezirk Aachen, 6136 für den Kreis Solingen, je 2274 bis 2746 für die Kreise Oberbayern, Waldenburg, Kalbe und 826 für den Kreis Einbeck; ferner 3007 für die drei ländlichen Bezirksämter Bruck, Stadtamhof und Neustadt a. S. in Bayern; 7140 bezw. 3603 für die sächsische Amtshauptmannschaft Zwickau bezw. Pirna; 1729 für das württembergische Oberamt Göppingen, 2507 für den badischen Amtsbezirk Heidelberg, 2452 für den hessischen Kreis Friedberg und 1746 für die Stadt Lübeck. In allen diesen Gebietstheilen liegen nur 2 Städte mit über 100 000 Einwohnern, Danzig und Aachen, 7 Städte mit 20 000 bis 100 000 Einwohnern (Elbing, Düren, Solingen, Zwickau, Crimmitschau, Heidelberg und Lübeck) und 17 Städte mit 10 000 bis 20 000 Einwohnern; alles Uebrige ist ländlicher Bezirk, und auch die Städte, mit Aus-

[1] Bearbeitet im Kaiserlichen Statistischen Amt, Berlin 1895. o. V.

nahme der sächsischen und derjenigen in der Nähe von Aachen, sind nicht Verkehrsstädte im modernen Sinne. Man wollte offenbar das Handwerk dort treffen, wo es noch nicht allzusehr von der modernen Entwicklung angegriffen ist.

Die Zählkarten sind etwas gar zu einfach ausgefallen. Sie enthalten nicht einmal, wie aus Württemberg gerügt wird, die Frage darnach, ob das Handwerk im Haupt- oder Nebenberuf betrieben wird, es fehlt aber auch, was wir noch mehr vermissen, gänzlich die Frage nach der gegenwärtigen Zugehörigkeit der Meister zu Organisationen (Innungen, Gewerbevereine u. s. w.), sogar jede Frage nach dem Alter des Meisters. Das wäre das Mindeste gewesen, was man hätte miterheben müssen, selbst wenn die Enquete nur eine Vorfrage für die „Organisation des Handwerks" beantworten sollte. Mangels geeigneter und erschöpfender gewerbepolizeilicher Unterlagen konnte ferner eine vollständige Erfassung aller Meister nur in den Städten erzielt werden, wie zwar nur aus Württemberg bemerkt wird, wie es aber wohl auch anderswo der Fall gewesen sein dürfte. Die Gemeinde- oder Polizeibehörden theilten die Zählkarten aus. Statistische Hilfskräfte zog nur Bayern hinzu, die bestehenden Handwerksorganisationen befragte bei der Austheilung nur Baden, das sich dadurch auch hier seinen besseren sozialpolitischen Ruf rettete. Selbstverständlich konnten nicht ebensoviel Zählkarten bearbeitet werden, als ausgetheilt waren, nämlich nur 61 257. Sehr zu tadeln ist aber, daß unter Anderem gerade die hochinteressanten Auskünfte ostdeutscher Gutshandwerker ausgeschieden wurden, die gegen Lohn und Deputat auf Gütern beschäftigt sind und die Arbeitsmaterialien geliefert erhalten, andererseits aber Gesellen und Lehrlinge beschäftigen. Ebenso unbearbeitet blieben die mit dem Schwitzsystem so eng verbundenen halb selbständigen, halb im Lohnverhältniß stehenden Heimarbeiter, also wiederum gerade sehr charakteristische Typen der modernen Entwicklung. Solche Dinge läßt man doch nicht unbenützt liegen, wenn sie einem bei solcher Gelegenheit mit zur Kenntniß kommen.

Da sich die Methode und Verarbeitung der Erhebung so enge Grenzen zog, mußten die Ergebnisse auch darnach ausfallen. Zwar ist anzuerkennen, daß mit relativ geringen Mitteln eine große und mannigfaltige Anzahl von Handwerkern in die Untersuchung einbezogen wurden: im Ganzen 134 172 Personen aus 98 Handwerken und Spezialitäten. Aber das vermehrt nur das Bedauern, daß nicht etwas mehr festgestellt wurde. Zur Erkenntniß der Thatsache, daß „es also die Städte sind, in denen die Weiterentwicklung der Handwerksbetriebe zu Fabrikbetrieben weit häufiger geschieht", oder daß „es in den städtischen Zählbezirken überall mehr Meister mit Personal, in den ländlichen mehr Meister ohne Personal giebt" — dazu war der aufgewandte Apparat nicht nöthig. Höchstens ist hier die eine Feststellung gegenüber den konservativen Freunden der Innungsbewegung interessant, die bekanntlich gleichzeitig sehr ungünstig über den Zusammenfluß der Bevölkerung in den Städten urtheilen: „Je 1000 Einwohner in den dünn bevölkerten fünf Zählbezirken der Gruppe IX geben nur 13,5 Handwerkern Nahrung, je 1000 Einwohner aber in den Städten der Gruppe II sechsmal so viel Handwerkern." In dieser Feststellung liegt die vernichtendste Kritik des agrarischen Tobens gegen den vorläufigen Abfluß der Bevölkerung vom unkultivirten Lande in die Städte mit höherer Lebenshaltung, ein Abfluß, der eine nothwendige Phase in der Entwicklung ist. Ob die Handwerker freilich deshalb nunmehr ihre konservativen „Freunde" durchschauen, bleibt dahingestellt. Da sich also einstweilen die größere Kaufkraft in den Städten mit ihrer Verkehrsentwicklung und ihrer auf Erhöhung der Löhne drängenden Arbeiterbewegung zusammenballt, so ist inzwischen das Handwerk mit fachmäßiger Ausrüstung

und mit größerem, Hilfskräfte beschäftigenden Betrieb auf dem Lande fast ausgestorben. In dieser Thatsache liegt die Hauptfeststellung des dickleibigen Bandes. Natürlich kommt sie nicht in diesen Worten zum Ausdruck; die wären eine schöne Empfehlung für reaktionäre Handwerksorganisationspläne. In der Amtssprache heißt es hier, daß die „Möglichkeit“ festgestellt sei, „in wie viel Zählbezirken Zählbezirks-Innungen und in wie viel Kreisen Kreis-Innungen unter der Annahme verschiedener Mindest-Mitgliederzahlen für die Berufsinnung gebildet oder nicht gebildet werden könnten.“ Diese Möglichkeit wird am deutlichsten dargestellt auf der graphischen Tabelle III des ersten Theiles der Erhebung. Das gesammte Erhebungsgebiet ist auf derselben als großes Rechteck abgebildet, dessen Grundton nach der Bevölkerungsdichtigkeit gestimmt ist, nämlich tiefblau für den relativ kleinen Raum, den die Großstädte einnehmen, dann immer heller bis zum blassesten Blau, je größeren Raum das flache Land einnimmt. Diese Grundfläche ist für alle erfragten 98 Handwerke und Spezialitäten in lauter kleine Quadrate eingetheilt, und diese Quadrate sind hell, dunkel und schwarz dort schraffirt, wo es möglich wäre, geschlossene Berufsinnungen mit 10 bis 19 oder 20 bis 29 oder 30 und mehr Mitgliedern zu bilden. Der anschauliche Eindruck des Bildes ist folgender: nur für die Bäcker, Metzger, Schneider, Schreiner und Schuhmacher ließe sich in den Bezirken, die bis auf 150 Einwohner herab pro Quadratkilometer Bevölkerung haben und etwa die Hälfte des Erhebungsgebietes ausmachen, noch eine einigermaßen regelmäßige Berufsorganisation schaffen. Schon innerhalb dieses Gebietes fehlt es an der genügenden Anzahl von Handwerkern mit Personal in den anderen Branchen, und für die andere Hälfte dieses Gebietes schwimmen im hellblauen Grundton der Tafel die schraffirten Quadrate, welche die Möglichkeit einer Innungsbildung andeuten sollen, so vereinzelt und verloren, „trostlos auf weitem Meer“, um mit Heine zu sprechen, daß es eine bessere Illustration für die direktionslose Sozialpolitik der herrschenden Reaktion gar nicht geben kann, als diese Darstellung. Mit anderen Worten: das Handwerk, für welches man einen „Schutz“ schaffen will, ist zum größten Theil überhaupt nicht mehr vorhanden, und soweit es noch vorhanden ist, leidet es an ganz anderen Schäden als an der mangelnden Fachbildung, die man etwa mit dem Befähigungsnachweis kuriren könnte; denn 96,8 Prozent der 60 000 Meister, auf welche sich die Erhebung bezieht, haben eine regelrechte Lehrzeit durchgemacht, und zwar 96,1 Prozent bei einem Handwerksmeister und nur 0,7 Prozent in einem Fabrikbetriebe. Nein — das Fabrikations- und Handelskapital haben das ehrsame Handwerk bis in das kleinste Dorf hinein bereits so ruinirt, daß „Nichts mehr zu wollen ist“, um mit dem Berliner zu sprechen. Das ist das Hauptergebniß auch der neuen deutschen Reichsenquete.

Wenn sich also insoweit gegen das amtliche Werk wenig sagen läßt, so muß in einer anderen Hinsicht das lebhafteste Befremden darüber ausgesprochen werden, wie man bei dieser Gelegenheit wieder einmal Statistik macht. Man erinnert sich daran, daß die Zählkarten der Enquete bei aller echt preußischen Dürftigkeit doch Fragen nach Alter, Geschlecht, Betriebsstellung und handwerksmäßiger Beschäftigung der Arbeiter im Handwerk enthielten. Die Antworten darauf sind auf über 60 000 Zählkarten und aus 98 Handwerken und Spezialitäten eingelaufen, aber in der ganzen amtlichen Denkschrift findet sich auch nicht der leiseste Versuch dazu, diese Daten über die Arbeiterverhältnisse im Handwerk zu sichten und zu bearbeiten. Man darf wohl sagen, daß so etwas auch nur in Deutschland möglich ist. Man plant für die Meister irgend einen utopischen „Schutz“, und wenn sich auch sofort herausstellt, daß

derselbe einige Posttage in der Weltgeschichte zu spät kommt, durch die Darstellung der Arbeitsverhältnisse im Handwerk dürfen die Herren Meister jedenfalls nicht vor den Kopf gestoßen werden. Und so schweigt sich denn der amtliche Text über die Gesellen und Lehrlinge gänzlich aus, und die unzähligen Tabellen sind gewiß sehr fleißig zusammengestellt, nur nicht so, daß sich leicht etwas aus ihnen über den verhängnißvollen Gegenstand entnehmen läßt.

Gerade deshalb habe ich ihnen aber doch einige Daten über dasjenige, was uns so sehr interessirt, abzugewinnen gesucht und hier sind sie. Zunächst ergiebt sich, daß der Sitz der modernen Lehrlingszüchterei großen Stils im Handwerk die Städte, nicht das flache Land sind. Auf 100 Personal beschäftigende Handwerksmeister kommen im Durchschnitt des gesammten Erhebungsgebiets 78,4 Lehrlinge, in den Städten aber 97,4, in den Großstädten mit 100 000 und mehr Einwohnern 102,7, im Stadtkreis Elbing sogar 154,9, im Stadtkreis Danzig 118,3, im Kreis Stargard 105,6 Prozent Lehrlinge, so daß sich herausstellt, daß in den Städten Ostelbiens dasselbe Paradies für das Ausbeuterthum besteht, wie auf dem flachen Lande für das ausbeutende Junkerthum. Die westlichen Erhebungsgebiete weisen geringere Prozentzahlen für das Verhältniß der Lehrlinge zum Meister auf, während Lübeck, Oberbarnim und Kalbe mit ca. 100 Prozent in der Mitte, allerdings auch noch über dem Durchschnitt stehen.[1] Aber auch innerhalb dieses Ausbeuterthums läßt sich noch eine Spezialität herausschälen: die Meister, die nur mit Lehrlingen arbeiten. Im Durchschnitt des gesammten Erhebungsgebiets sind es von 100 Personal beschäftigenden Handwerkern 10,7 Prozent, die sich so mit Hilfe jugendlicher Menschenopfer durchs Leben schlagen. In den Städten steigt der Prozentsatz wiederum auf 12,7 Prozent und am höchsten in den Städten mit mehr als 10 000 bis 20 000 Einwohnern, hier nämlich auf 14,5 Prozent, im Stadtkreis Aachen, also auch im Westen, z. B. auf 13,3 Prozent, noch höher allerdings in einzelnen Landkreisen, im Stargarder auf 14,6, im Putziger auf 15,1, im Dirschauer auf 15,7, im Kalber auf 15,8 und im Kreis Danziger Höhe sogar auf 18,8 Prozent, so daß sich hier nahezu der fünfte Theil aller Handwerker nur mit Lehrlingen forthilft. Summa Summarum: die Massenanwendung von Lehrlingen als jugendlichen Kräften im Handwerksbetriebe florirt in den ostelbischen Städten, die Auspowerung des Lehrlings als einziger Hilfskraft des Meisters auf dem ostelbischen Lande und theilweise auch im Westen.

Die Berufe aber, die in beiden Richtungen an der Spitze marschiren, sind fast dieselben. Die höchsten Lehrlingsprozentsätze auf 100 Meister mit Personal (Reichsdurchschnitt 78,4 Prozent Lehrlinge) haben die Geldschrankschlosser (371,4 Prozent Lehrlinge), Bauschlosser (242,9), Schiffbauer (233,3), Herdschlosser (230,8), Buchdrucker (213,8), Maschinenschlosser (203,6), feine Holzwaarenverfertiger (200,0), Stein- 2c. Drucker (187,5), Bandagisten (151,9), Laubschreiner (150,0), Maurer, Farbendrucker, Gürtler, Achsenschmiede, Kunsttischler, Zimmerer, Konditoren und Andere, die allmälig die Höhe des Prozent-

[1] Um ein völlig klares Bild der Lehrlingszüchterei zu gewinnen, wäre es nöthig, auch das Verhältniß der Zahl der Lehrlinge zu der der Gesellen zu kennen. Ein Betrieb, der mehr Gesellen beschäftigt als ein anderer, kann auch absolut mehr Lehrlinge beschäftigen als dieser und doch verhältnißmäßig geringere Lehrlingszüchterei treiben, wenn er relativ, im Verhältniß zur Zahl der Gesellen, weniger Lehrlinge beschäftigt. Da in den Städten die Handwerksbetriebe durchschnittlich größer sind wie auf dem Lande, erklärt sich dadurch vielleicht die anscheinend größere Lehrlingszüchterei der Städte. Wir haben die in Rede stehende statistische Erhebung nicht zur Hand und können daher augenblicklich nicht untersuchen, ob und inwieweit unsere Vermuthung zutrifft. Die Redaktion.

satzes auf 100 herabführen. Hier hat man offenbar diejenigen Handwerke vor sich, die in Folge der Anwendung von Arbeitsmaschinen und Arbeitstheilung den Lehrling massenhaft als jugendlichen Arbeiter ausnützen, also dieselben, welche oben den Prozentsatz für die Städte so erhöhten. In der Reihe, welche die nur mit Lehrlingen arbeitenden Meister bilden, stehen jene Handwerke ebenfalls an der Spitze, nur mit denjenigen untermischt, welche aus der Benützung des Lehrlings als Haussklave ihre letzte Existenzberechtigung ziehen. Von 100 Meistern arbeiten nur mit Lehrlingen (Reichsdurchschnitt 10,7 Prozent) bei den Laubschreinern 33,3, den Bauschlossern 31,1, den Schlossern 30,6, den Zeugschmieden 24,6, den Herdschlossern 23,1, den Schleifern 22,4, den Bandagisten 21,6, den Schiffsschmieden 21,0, den Konditoren 20,1, den Vergoldern 20,0 u. s. w. Diese allerdings von der amtlichen Denkschrift *nicht* hervorgehobenen Zahlen sind der schönste Katalog der Lehrlingsausbeutung im Handwerk.

Zum Schluß einige Angaben, die vorläufig die Verhältnisse nur sehr roh zeichnen, weil für sie das Kaiserlich Statistische Amt noch keine Verhältnißzahlen auszurechnen Auftrag hatte. Auf die 60 000 Handwerksmeister, auf welche sich die Enquete bezog, entfielen 27 257 mit Personal, also die kleinere Hälfte. Diese kleinere Hälfte beschäftigte aber bereits 1024 Werkführer, neben 39 386 männlichen 803 *weibliche* Gehilfen, und neben 20 961 männlichen 405 *weibliche* Lehrlinge, außerdem 6589 Köpfe *ungelerntes Hilfspersonal*, darunter 1167 *weibliches*. Die meisten weiblichen Hilfskräfte, etwa zwei Drittel der 1200 Köpfe, beschäftigt natürlich das Bekleidungshandwerk, die Schneiderei von den 405 weiblichen Lehrlingen allein 333; sonst noch die Bäcker, Konditoren, Drucker. Beinahe die Hälfte der ungelernten Hilfspersonen nimmt das Maurerhandwerk in Anspruch. Und hier giebt es in Einzelheiten noch manches Weitere auszuforschen.

Wie die an sozialpolitischer Vertiefung hoch über diesem Zahlenwerk stehende Enquete des „Vereins für Sozialpolitik“ [1] über die Lage des deutschen Handwerks, so zeigt auch die neueste amtliche Erhebung für Preußen-Deutschland im Handwerk überall Zersetzung und Umbildung zu höheren Betriebsformen. Der Herr Kriegsminister mit seinem Kollegen, dem Herrn Justizminister, mag uns Sozialdemokraten also noch so tief eintaxiren. Wir können uns an den Zeugnissen erholen, die das Kaiserlich Statistische Amt unserer wirthschaftspolitischen Erkenntniß ausstellt, und wirthschaftspolitischen Umwälzungen kann auf die Zeit weder das Militär noch die Justiz widerstehen.

Aus den Ergebnissen der bayerischen Agrar-Enquete.

Von **Adolf Müller** und Dr. **J. Schmidt**.

Fast gleichzeitig mit der jüngst von uns an dieser Stelle besprochenen sozialdemokratischen Enquete gelangten in einem stattlichen Quartband von über 00 Seiten die Ergebnisse der „Untersuchung der wirthschaftlichen Verhältnisse in 24 Gemeinden des Königreichs Bayern“ [2] zur Veröffentlichung. Die letztere Enquete wurde von der bayerischen Regierung unternommen, um den in der Landtagssession 1893/94 von verschiedenen Seiten geäußerten Wünschen wenigstens der Form nach gerecht zu werden. Bei der ganzen Veranlagung der Erhebungen wurde denn auch regierungsseitig die größtmöglichste Vorsicht geübt, um das Zustandekommen von Resultaten zu verhindern, welche zur Vornahme irgend welcher

[1] Ueber diese werden wir demnächst einen Beitrag veröffentlichen. Die Redaktion.
[2] München 1895. Verlag von R. Oldenbourg.

durchgreifenden Reformen verpflichten könnten. Diese „Vorsicht" zeigte sich zunächst darin, daß bei einer Gesammtzahl von circa 8000 Gemeinden nur 24 „typische" zur Untersuchung ausgewählt wurden. Der Unzulänglichkeit dieser Anordnung scheint sich die Regierung wohl gut bewußt gewesen zu sein, denn sie entschuldigt die „verhältnißmäßig geringe Zahl von Erhebungsgemeinden" u. A. damit, daß „einer weiteren Ausdehnung der Erhebung auch mit Rücksicht auf den Kostenpunkt Schranken" gezogen waren (Einleitung zur Enquete). Diese Entschuldigung muß den Kenner bayerischer Verhältnisse höchst seltsam anmuthen, denn sie steht nicht im Einklang mit der Thatsache, daß der bayerische Landtag bisher für Forderungen mit dem geringsten agrarischen Beigeschmack stets leicht zu haben war. Dieselben Absichten waren jedenfalls auch bei der Abfassung des Erhebungsprogramms mit im Spiele. Dies wurde auch sofort nach der Veröffentlichung des Erhebungsprogramms, welche auf Intervention der Presse, namentlich der sozialdemokratischen hin erfolgte, von einzelnen Blättern konstatirt. Ebenso war die Auswahl der Erhebungskommissäre aus den Mitgliedern des Landwirthschaftlichen Vereins in Bayern eine Gewähr dafür, daß den „Tendenzen der Regierung" gebührend Rechnung getragen würde, denn der genannte Verein ist eine halbamtliche Körperschaft, in der Vertreter des loyalen größeren Besitzes und Beamte die „Interessen der Landwirthschaft" verfechten.

Wenn schließlich in der Einleitung zur vorliegenden Enquete mit Sperrdruck hervorgehoben wird, daß alle in Vorschlag gebrachten Persönlichkeiten „ohne jede Ausnahme von der k. Staatsregierung zu Erhebungskommissären ernannt wurden", so ist das die Hervorkehrung einer Unparteilichkeit, welche der Leser, dem die Struktur des Landwirthschaftlichen Vereins bekannt ist, leicht zu ihrem wahren Werthe zu veranschlagen weiß.

Die Auswahl der Erhebungsgemeinden — je drei für einen Regierungsbezirk — war den Landräthen (Kreisvertretungen) überlassen; diese Auswahl vollzog sich nur in sieben der genannten Vertretungen glatt. Die achte — der Landrath für Oberbayern — weigerte sich, die Bestimmung der Gemeinden vorzunehmen, und zwar aus Gründen — es ging das aus der diesbezüglichen öffentlichen Verhandlung hervor —, welche im Großen und Ganzen auf den von uns oben zusammengefaßten Bedenken fußten. Die Regierung nahm jedoch von den Einwänden des Landraths von Oberbayern gerade so wenig Notiz, wie von der Kritik in der Presse. Daraus erklären sich denn auch im Wesentlichen die Mängel der vorliegenden Enquete, welche wir zum Theil nachstehend, zum Theil bei Besprechung der Einzelergebnisse zu beleuchten haben werden.

Vor allem ist zu bemängeln, daß bei der Bestimmung der Besitzkategorien nur eine Ausscheidung in drei Gruppen: „kleiner, mittlerer und größerer Besitz", vorgenommen wurde, statt einer Eintheilung in mehrere Besitzklassen. Dieser Fehler mußte besonders auf die Erhebungen über die Verschuldung, auf welche wir gleich zu sprechen kommen, störend einwirken. Unterlassen wurden auch fortlaufende Angaben über die ortsanwesende Bevölkerung, sowie deren Vertheilung nach Alter und Geschlecht. Ferner fehlen regelmäßige Mittheilungen über die Gesammtzahl der Dienstboten und Tagelöhner, sowie deren Ausscheidung nach Geschlecht und Alter. Ueberhaupt hat man die Dienstboten und Tagelöhner ganz nebensächlich behandelt. Besonders bemerkenswerth aber ist es, daß die Erhebungskommissare offenbar keine bestimmte Instruktion hatten, sich nach der Betheiligung der einzelnen Besitzklassen an den Versicherungseinrichtungen gegen Feuer, Hagel, Viehseuchen 2c. genau zu erkundigen. Das ist um so merkwürdiger, als die Regierung zur Zeit der geplanten Erhebung sicher schon den Gesetzentwurf, die Viehversicherung

betreffend, in Vorbereitung hatte, der vor einigen Wochen dem Landtage von ihr vorgelegt wurde, und als die Frage der Errichtung einer staatlichen Mobiliar-Brandversicherungsanstalt bereits in der vorigen Landtagssession (1893/94) ventilirt wurde. Ebenso wenig gab man sich Mühe, die Belastung der einzelnen Besitzkategorien durch die Bodenzinsen zu ermitteln, obgleich doch die im Lande und im Landtage aufgetretenen und noch auftretenden Bestrebungen zur Beseitigung oder Verminderung dieser aus der sogenannten Grundentlastung herrührenden Abgaben genügenden Anlaß geboten hätten, diesbezügliche genaue Ermittlungen zu pflegen.

Trotz aller dieser und trotz der noch zu besprechenden Mängel kann aber durchaus nicht bestritten werden, daß die Enquete eine ganze Reihe interessanter Einzelheiten und Beobachtungen enthält, welche eine nähere Besprechung an dieser Stelle vollauf rechtfertigen.

1. Die Besitzgruppen und ihre Verschuldung.

Das Verhältniß der thatsächlichen Immobiliarschulden zum Grundwerth der von den Erhebungskommissaren ausgemittelten Besitzgruppen wird in der nachstehenden Tabelle festzustellen versucht:

Name der Erhebungsgemeinde		Kleinerer Besitz Prozent	Mittlerer Besitz Prozent	Größerer Besitz Prozent
Wollomoos	Oberbayern	26,87	11,07	7,53
Eberfing	Oberbayern	18,95	17,43	13,63
Polling	Oberbayern	30,67	43,05	19,79
Leiblfing	Niederbayern	51,68	50,56	22,48
Schalldorf	Niederbayern	35,49	28,64	9,41
Zell	Niederbayern	53,14	29,79	28,51
Haßloch	Pfalz	15,68	11,33	—
Trahweiler	Pfalz	15,48	14,25	3,54
Trulben	Pfalz	18,03	19,75	6,44
Kondrau	Oberpfalz	36,74	23,90	18,32
Paulushofen	Oberpfalz	51,94	50,31	29,79
Sollbach	Oberpfalz	76,14	78,48	74,97
Gesees	Oberfranken	30,58	21,93	22,74
Mönchsambach	Oberfranken	47,51	20,30	16,64
Bobengrün	Oberfranken	44,02	39,98	32,26
Hartershofen	Mittelfranken	8,76	13,58	1,13
Petersaurach	Mittelfranken	26,09	8,38	8,18
Vorra	Mittelfranken	44,64	22,27	22,80
Obereßfeld	Unterfranken	18,63	7,60	15,46
Mainbernheim	Unterfranken	30,22	10,54	13,24
Rothenbuch	Unterfranken	36,66	25,99	20,13
Nassenbeuren	Schwaben	36,42	40,89	31,58
Genderkingen	Schwaben	37,21	28,97	38,73
Missen	Schwaben	51,53	24,21	27,85

Wie aus dieser Tabelle hervorgeht, ist auch hier der Kleinbesitz im Allmeinen am meisten verschuldet; für Württemberg und Baden haben amtliche aqueten bekanntlich ein ähnliches Ergebniß zu Tage gefördert. Als ganz verläßig können natürlich diese Ermittlungen nicht gelten, denn die Auskünfte ısichtlich der stattgehabten Hypothekentilgungen scheinen nicht vollständig zu sein,

und es ist eine nicht unbekannte Thatsache, daß die Tilgung von den Bauern manchmal absichtlich unterlassen wird, um zum Beispiel bei der Aushebung eines Sohnes zum Militär in der angeblich hohen Verschuldung einen Reklamationsgrund zu haben. Dann aber ist zu beachten, daß in der Werthberechnung des Besitzes auch der Gebäudewerth mit inbegriffen ist, so daß die wirkliche Verschuldung des eigentlich rentirenden Theils des Besitzes nicht beurtheilt werden kann. Wie verschieden das Werthverhältniß des Gebäudes zum gesammten Anwesen bei den verschiedenen Besitzkategorien ist, das ergiebt sich aus Berechnungen, welche der Erhebungsbeamte für die schwäbische Gemeinde Missen angestellt hat. Nach denselben beträgt dort der Gebäudewerth[1] beim größeren Besitz 28,1 Prozent, beim mittleren Besitz 39,8 Prozent und beim Kleinbesitz 63,2 Prozent des gesammten Anwesens.

Eine noch stärkere Gesammtverschuldung des Kleinbesitzes würde sich höchst wahrscheinlich ergeben haben, wenn genaue Ermittlungen über den Stand der Kurrentschulden stattgefunden hätten. Wie nämlich aus den schätzungsweisen Erhebungen darüber, welche sich bei den vorliegenden Mittheilungen über einzelne Gemeinden finden, zu ersehen ist, stehen der Kurrentverschuldung beim Kleinbesitz im Allgemeinen keine Guthaben gegenüber, während das beim mittleren und besonders beim größeren Besitz nicht selten in beträchtlichem Maße der Fall ist. Dafür ein Beispiel, welches von dem Erhebungskommissar für die Gemeinde Leiblfing (Niederbayern) mitgetheilt ist. Dort betragen die Kurrentschulden im Allgemeinen 45654 Mark und vertheilen sich:

Größerer Besitz	2000	Mark
Mittelbesitz	40954	"
Kleinbesitz	2700	"

Der Belastung mit Kurrentschulden stehen Guthaben gegenüber:

Des größeren Besitzes	36100	Mark
" Mittelbesitzes	8300	"
" Kleinbesitzes	—	"

Insgesammt also 44400 Mark, an denen der Kleinbesitz nicht partizipirt. Die oben geäußerte Ansicht wird bestätigt durch folgende Aufzeichnungen für die Gemeinde Trulben (Pfalz). Dort betragen die Kurrentschulden:

Bei 3 größeren Besitzern	3360	Mark
" 28 mittleren Besitzern	22420	"
" 47 kleineren Besitzern	21240	"
Zusammen	47020	Mark.

Kurrentschuldenfrei sind 17 größere (85 Prozent), 9 mittlere (25 Prozent) und 13 kleinere Besitzer (22 Prozent). Ein interessantes Urtheil findet sich auch hierüber in den Erhebungen aus der Gemeinde Trahweiler (Pfalz). Nachdem dort mitgetheilt ist, daß eine Anzahl Besitzer die Auskunft verweigerte, heißt es weiter: „Es dürfte sich in Wirklichkeit so verhalten, daß die größeren Besitzer keine ins Gewicht fallenden Kurrentschulden haben, einzelne Mittelbesitzer ebenfalls wenig, andere mehr, andere stark verschuldet sind, bei den Kleinbesitzern die Schuldenlast verhältnißmäßig stärker ist, bis zur Ueberschuldung."

---

[1] Hierbei ist zu beachten, daß die Verrechnung der Gebäudewerthe nach den Schätzungen der Brandversicherungskammer erfolgte, während im Gesammtwerthe die Gebäude ebenso wie die Grundflächen nach dem faktischen Werthe eingesetzt wurden. Diese Prozentziffern geben demnach das Verhältniß an, in welchem der Neubau der betreffenden Gebäude zum gegenwärtigen Werthe des Gesammtbesitzes steht.

Die Frage: „Welches sind im Allgemeinen die Ursachen der Schuldaufnahmen?“ findet sich zum Theil sehr unpräzis beantwortet. Für den größeren und den mittleren Besitz wird die Ursache zumeist in hoher Uebernahme, Erbabfindungen 2c. gefunden. Beim Kleinbesitz kommt zu dem eben Genannten noch besonders dazu der Zukauf von Grundstücken ohne Baarmittel. Der „Landhunger“ treibt eben die Kleinen oft zu unrationellen Ankäufen und Pachten. Recht anschauliche Belege dafür finden sich in den Aufnahmen aus einzelnen Orten. So wird von einer pfälzischen Gemeinde berichtet: „Steigend wirkt auf Kauf- und Pachtpreise der geringe Umfang der meisten Besitzthümer hin, welche ihrem Eigenthümer nicht genügende Beschäftigung gewähren. . . .“ Und aus einer oberbayerischen: „Die Pachtpreise sind ziemlich hoch, da die kleinen Leute sich hierbei Konkurrenz machen, um mehr Vieh halten zu können; die Arbeit, die sie selbst dabei machen, nehmen sie nicht so in Rechnung.“

In den Betrachtungen über die mittelbaren Verschuldungsmethoden spielen natürlich auch die Klagen über die niedrigen Getreidepreise eine große Rolle und geben einzelnen Erhebungsbeamten Anlaß, die bekannten Mittel zur Hebung der Getreidepreise eifrig zu empfehlen. Dabei lassen die freundlichen Rathgeber außer Acht, daß es vielleicht gerade die hohen Getreidepreise waren, welche einen Theil der Kleinbesitzer der Verschuldung überliefert haben. Denn so unvollständig die Angaben auch sind, welche über die Zahl derjenigen Landwirthschafttreibenden gemacht werden, die bei mittlerer Ernte regelmäßig Getreide zukaufen müssen, so viel läßt sich doch aus ihnen schließen, daß, wie aus nachstehender Tabelle hervorgeht, mindestens die Hälfte entweder kein Getreide verkauft oder sogar noch zukaufen muß, daher kein Interesse an hohen Getreidepreisen hat.

	Es verkaufen	Es reichen aus	Es kaufen
In Wollomoos	49	—	6
„ Ebersing	37	24	33
„ Polling	56 (verkaufen und reichen aus zusammen)		20
„ Leiblfing	„In jeder Wirthschaft wird Getreide verkauft, jeder Klein- oder Mittelbesitz kauft Brotgetreide oder Mehl an.“		
„ Schalldorf	80	?	22 (?)
„ Zell	11	140 (?)	13 (?)
„ Trahweiler	20	32 (?)	24
„ Trulben	60	17 (?)	40
„ Haßloch	220	180	80
„ Kondrau	?	?	?
„ Paulushofen	„Alle verkaufen“ (?)		
„ Sollbach	„Kleine Leute kaufen zu.“		
„ Gesees	„Kleine Oekonomiebesitzer kaufen zu.“		
„ Mönchsambach	40	—	15
„ Bobengrün	„Roggen verkaufen nur die größeren Anwesen (18?), die Anwesen bis zu 5 Hektar (39) kaufen gewöhnlich noch Roggen zu.“		
„ Hartershofen	37 (?)	—	8 (?)
„ Petersaurach	70	60 (reichen aus und kaufen zusammen)	
„ Vorra	40 (verkaufen und reichen aus zusammen)		ca. 110
„ Obereßfeld	30	4	10
„ Mainbernheim	(wenig Roggen und Weizen) 93	?	37
„ Rothenbuch	(wenig Roggen und Weizen) 12 (Hafer)	?	160
„ Nassenbeuren	77	13 (?)	4
„ Genderkingen	„Circa die Hälfte (70) verkaufen etwas Hafer oder Gerste.“		
„ Missen	—	—	73

Diese Thatsache mußte übrigens auch von Vertretern des größeren bayerischen Besitzes zugegeben werden. Und anläßlich der neuerwachten Agitation für den Antrag Kanitz 2c. ist es vielleicht nützlich, eine im Landwirthschaftlichen Verein von Bayern über die Getreidezölle stattgehabte Diskussion in die Erinnerung zu rufen. In dieser Diskussion führte der zweite Vorsitzende aus, daß nicht nur die Landwirthe der Pfalz, sondern auch die von Unterfranken, Oberfranken, die Mehrzahl derer in Mittelfranken und der Oberpfalz Getreide zukaufen müßten, und der Prinz Ludwig von Bayern ergänzte diese Mittheilungen dahin, daß dasselbe für die südlichen Theile Oberbayerns und Schwabens, in denen die Viehwirthschaft vorwiege, der Fall sei.

2. Der landwirthschaftliche Nothstand.

Mit den interessantesten Theil der Enquete bilden die von den Erhebungsbeamten erstatteten Aufschlüsse über den „Gesammteindruck bezüglich der wirthschaftlichen Lage der Gemeinden". Fast übereinstimmend geht aus jenen Schilderungen hervor, daß der landwirthschaftliche Betrieb namentlich im rechtsrheinischen Gebiete in jeder Hinsicht ein äußerst rückständiger ist. Lassen wir einzelnen der Berichterstatter darüber selbst das Wort:

„Die Erzeugung von Produkten sowohl des Ackerbaues als auch der Viehzucht entspricht nicht den thatsächlichen guten Bodenverhältnissen in der Gemeinde... ein Achtel des Ackerbodens liegt brach, keine Nachfrucht wird in dieser vorzüglichen Feldlage gebaut, um mehr Futter zu gewinnen, hiezu kommt der verhältnißmäßig geringe und schlecht genährte Rindviehstand. Aus dem letzteren Umstande erklärt sich der fast unglaublich geringe Milchertrag..." (Gemeinde Leiblfing, Niederbayern).

„Acker- und Wirthschaftsgeräthe sind zum größten Theil noch recht unvollkommen, demgemäß auch die Ackerbestellung, was bei der schönen, fruchtbaren Flur sehr bedauert werden muß" (Gemeinde Paulushofen, Oberpfalz).

„Dem landwirthschaftlichen Betriebe lasten im Allgemeinen sehr wesentliche Mängel an, welche mehr oder weniger mit Bifangbau zusammenhängen, von welchem weder der Großgrundbesitzer, noch die Kleingütler abzubringen sind. Pflug und Egge sind noch sehr primitiv konstruirt" (Gemeinde Petersaurach, Mittelfranken).

„Mit neueren landwirthschaftlichen Geräthen und Maschinen ist Sollbach schlecht bestellt. Als Ackergeräth dient mit wenig Ausnahmen der alte hölzerne Bifangpflug" (Oberpfalz).

„Der landwirthschaftliche Betrieb dürfte im Allgemeinen ein altväterlicher genannt werden.... Der Pflug hat sich gegen früher nur darin geändert, daß der Pflugkörper und das Streichbrett von Eisen sind; über das Ackern von Beeten habe ich folgendes Urtheil gehört: Wer bald verderben will, soll Beete ackern!..." (Gemeinde Schalldorf, Niederbayern).

Eine ebenso feindliche Haltung wie die den Fortschritten in der Bodenbearbeitung gegenüber zeigt sich auch bei anderen, zur Erhöhung der Rentabilität beitragenden Maßnahmen. „Obgleich Luzernenklee und Esparsette hier vorzüglich gedeihen und hohe Erträge liefern würden", berichtet der Erhebungsbeamte für die Gemeinde Gesees (Oberfranken), „so hat deren Anbau doch keinen Eingang gefunden; Pfarrer Weigel in Gesees, der anfangs seine Oekonomie selbst betrieben hat, baute Luzerne mit ausgezeichnetem Erfolge auf den hängigen Feldern, hat aber trotzdem keine Nachahmung gefunden." Bezüglich der Anwendung künstlichen Düngers wird aus der oberbayerischen Gemeinde Polling

eine charakteristische Mittheilung gemacht. In der genannten Gemeinde kam vor mehreren Jahren Kunstdünger probeweise zur Anwendung; die Bauern sollen aber damals von dem Lieferanten angeblich übervortheilt worden sein und wollen deshalb sich auf weitere Versuche überhaupt nicht mehr einlassen. „Der Betrieb läßt zu wünschen übrig. Eine technische Vorbildung haben sämmtliche Oekonomen nicht: es wird eben getrieben, wie es von Ur- und Urgroßvaters Zeiten gelernt und gesehen wurde.“ Dieses Urtheil des Erhebungskommissars für die mittelfränkische Gemeinde Vorra kann demnach wohl als ziemlich allgemein giltig angesehen werden für den Zustand des Ackerbaues im rechtsrheinischen Bayern. Aber es paßt auch zum Theil auf die Verhältnisse der Viehzucht, mit deren Produkten Bayern bis vor Kurzem einen beträchtlichen Theil des deutschen Marktes versorgte. Auch hiefür einige drastische Beispiele:

„. . . Bemerkenswerth ist, daß sich Stücke (Rindvieh) mit büffelartig dick angesetzten und rückwärts gebogenen Hörnern, also mit den Zeichen vollständiger Entartung, vorfinden. Fortgesetzt ungenügende Ernährung . . . haben den Rindviehbestand im Laufe der Jahre immer mehr herunterkommen lassen.“ (Gemeinde Paulushofen, Oberpfalz).

„Die Qualität des Rindviehbestandes und die Nutzung aus demselben ist eine sehr geringe. Die Verkümmerung beginnt sozusagen schon im Mutterleibe und in den ersten Wochen nach der Geburt und setzt sich mit schlechtem Futter und ungenügender Ernährung das ganze Leben hindurch fort. . . .“ (Gemeinde Sollbach, Oberpfalz.)

„Die Ställe als Wohnungen für die Thiere sind nur in wenigen Fällen so beschaffen, daß sie ihrerseits zum Gedeihen der Thiere in entsprechendem Maße beitragen. Dunkel, eng, niedrig, ohne Ventilation, kalt im Winter, Jauche im Boden, das sind die am deutlichsten wahrnehmbaren Eigenschaften der meisten Ställe. Der Mißstand ist von den Leuten zwar erkannt, die größeren, besser situirten Landwirthe gehen in langsamer Folge zur Beseitigung oder Verkleinerung über, dort aber, wo es am dringendsten nothwendig wäre, fehlen gewöhnlich die Mittel.“ (Gemeinde Mainbernheim, Unterfranken.)

„Die Nachzucht ist nicht ausreichend, um den eigenen Abgang zu decken. Bei der äußerst günstigen Lage und den bestehenden geeigneten Besitzverhältnissen würde eine rationelle Rindviehzucht wesentlich zur Hebung des Erträgnisses beitragen.“ (Gemeinde Missen, Schwaben.)

„Es ist ein großer Fehler, daß eine so umfangreiche Gemeinde für die Zucht einer schnellwüchsigen Schweinerasse keinen Eber halbenglischer Rasse hält. . . . Gegenwärtig findet sich kein Eber zur Zucht vor und müssen die Mutterthiere in eine Nachbargemeinde geführt und dort bedeckt werden. . . . Die Rindviehstallungen wären zur Gesunderhaltung der Thiere in besser ventilirten und reinlicheren Zustand zu versetzen. . . .“ (Gemeinde Petersaurach, Mittelfranken).

Abstellung derartiger Mißstände im Verein mit einer den agrikulturtechnischen Fortschritten entsprechenden Bewirthschaftungsweise überhaupt würde die ohnehin nicht so bedauernswerthe Lage der größeren Besitzer zweifelsohne wesentlich verbessern. Wie es aber in dieser Hinsicht mit dem kleineren Besitzer bestellt ist und wie seine Lebenshaltung sich gestaltet, das werden wir in dem nächsten Artikel sehen, der auch zugleich die Ergebnisse der Enquete bezüglich der Tagelöhner und Dienstboten betrachten soll.

Literarische Rundschau.

Georges Renard, Critique de Combat. Paris, E. Dentu. 350 S. 8⁰.

Eine Sammlung von Bücherbesprechungen, die der Verfasser — jetzt Redakteur der „Revue Socialiste“ — während der letzten Jahre in der „Petite République Française“ und der „Nouvelle Revue“ hat erscheinen lassen. Sie behandeln Fragen der Geschichte, der Kunst, der Sozialwissenschaften und zeigen Herrn Renard als einen Sozialisten jener Richtung, deren Theoretiker der verstorbene Benoit Malon war, und die in Malons „Socialisme intégral“ eine Zusammenfassung ihrer Grundsätze anerkennt. Wir glauben diese Schule nicht besser charakterisiren zu können, als wenn wir das Beiwort „intégral“ hier etwas frei mit „abgerundet“ übersetzen. Denn sicher unterscheidet sie sich nicht etwa dadurch von anderen Sozialisten, daß sie den Sozialismus „allseitig“ in der Gesellschaft angewendet wissen will. Dies ist das Bestreben aller Sozialisten, die mehr sind als bloße Anwälte bestimmter Sozialreformen; das Unterscheidende liegt in der Tendenz, auf der einen Seite alle möglichen wünschbaren Dinge mit dem Namen „sozialistisch“ zu belegen und auf der anderen dem Sozialismus möglichst alle Ecken abzuschleifen, durch die er bei wohlmeinenden Gemüthern anstoßen könnte. Die Gefahren einer solchen Neigung brauchen hier nicht des Breiten dargelegt zu werden, ebenso haben wir nicht nöthig, daß sie sehr viel älter und verbreiteter ist als der Name und daß sie zeitweise eine berechtigte Reaktion sein kann gegen eine zu engherzige Auffassung oder übertrieben einseitige Darstellung des Sozialismus.

Daß sie nicht nothwendig mit Verschwommenheit und Allerweltsumarmung zusammenfallen muß, beweist das vorliegende Buch. Herr Renard nennt es „Kampfkritik“ — nicht Kritik des Kampfes, sondern Kritik im Kampfe, kämpfende Kritik. „Ich habe das Buch Kampfkritik genannt“, sagt er in seiner, „der Jugend meines Landes“ gewidmeten Vorrede, „weil vorwärts marschiren kämpfen heißt. Man kann keine neue Auffassung von der Kunst und den Dingen vertheidigen und propagiren, ohne andere anzugreifen und zu verdrängen.“ Aber, sagt er an einer anderen Stelle der Vorrede, „ich bin mir bewußt, die Personen respektirt zu haben, wenn ich ihre Ansichten bekämpft habe, selbst da keinerlei Haß gegen die Menschen geäußert zu haben, wo ich keine Schonung für ihre Bücher hatte, mit einem Wort, die Wahrheit überall gesucht, wenn auch vielleicht nicht gefunden zu haben.“

Man wird Herrn Renard das Zeugniß nicht versagen können, daß diese Worte durchaus zutreffen. Er schreibt oft mit Wärme, aber nie gehässig, er gebraucht je nachdem die Waffe der Ironie, des Spottes und der Satire, aber wir empfangen nirgends den Eindruck, daß er seinem Gegner Unrecht thut, dessen Ansichten tendenziös entstellt. In manchen Augen möchte eine Kritik, die die Personen schont, als schwachmüthig erscheinen, weil oft die Person nicht von der Sache getrennt werden kann und darf, aber wenn die Sache gehörig getroffen wird, so geht in solchen Fällen ganz von selbst auch die Person nicht frei aus. Das Herunterreißen von Arbeiten ist eine so leichte, das Herabsetzen der Motive eine so oft mißbrauchte Methode, daß sich der Schriftsteller, der seinen Beruf hochhält, heute sogar scheut, auch da dazu zu schreiten, wo diese Form der Kritik ihm sachlich gerechtfertigt erscheinen würde.

Indeß das ist schließlich äußerlich. Der Werth jeder Kritik ergiebt sich aus ihrem Lehrgehalt. Und in dieser Hinsicht müssen wir unser Lob der Renardschen Sammlung etwas einschränken. Wohl erweist sich unser Autor als ein belesener, kenntnißreicher Schriftsteller, der gefällig zu schreiben und anregend zu argumentiren versteht, aber sein eklektischer Standpunkt läßt seine Kritik da als unzureichend erscheinen, wo es sich gerade um die tieferen Probleme der Sozialökonomie handelt. Herr Renard kultivirt einen bei ihm unanstößigen Patriotismus, er will die clarté française hochgehalten wissen, und wir sind weit entfernt, jene Eigenschaft des französischen Geistes, die Dinge scharf und hell herauszuheben und einander gegenüberzustellen, den großen Sinn für Methodik, gering anzuschlagen. Aber dieser Vorzug hat, wie

Jeder weiß, auch seine Kehrseite. Der Kultus der Methodik artet leicht in Schablonenwesen aus, und das Bestreben der unbedingten Gemeinverständlichkeit verleitet zur Gemeinplätzlichkeit. Man findet bei Herrn Renard sehr viel bon sens, aber nicht allzu viel, was darüber hinausgeht. Er ist stark, wenn er die literarischen Größen des achtzehnten Jahrhunderts gegen die blasirt-anmaßliche Kritik vertheidigt, die heute von den tonangebenden Schriftstellern der Bourgeoisie gegen sie gerichtet wird, und seine, den Abschluß des Buches bildende Kritik eines solchen Schriftstellers (Emile Fagnet: Le dix-huitième siècle) ist in ihrer Sachlichkeit eine wahre Hinrichtung, aber seine Analyse bleibt im Allgemeinen bei den Erscheinungen stehen, die mehr auf ihre Eindrücke beurtheilt, als auf ihre tieferen Ursachen untersucht werden.

Wer sich über eine Reihe von Erscheinungen der zeitgenössischen Literatur Frankreichs — es sind im Ganzen dreißig Nummern — an der Hand eines Schriftstellers von Geschmack, Gesinnung und Weite des Gesichtskreises unterrichten will, dem darf das Buch des Herrn Renard rückhaltlos empfohlen werden. Ed. B.

Notizen.

Ueber den Zusammenhang zwischen Armuth und Sterblichkeit. Interessante Mittheilungen über diesen Gegenstand werden von dem Statistischen Bureau der Stadt Petersburg veröffentlicht. Theilt man nämlich die Bezirke der genannten Stadt nach der Höhe der Wohnungsmiethpreise in sieben Gruppen ein, so ergiebt sich das nachstehende Bild von der Sterblichkeit der Bevölkerung:

	Jährlicher Miethpreis pro Einwohner in Rubel[1]	Sterblichkeit pro 10 000 Einwohner				
		überhaupt	an Tuberkulose	an Ernährungskrankheiten	an Krankheiten der Verdauungsorgane	an Typhus
1. Gruppe	Mehr als 100 . .	140	25,0	12,7	16,4	2,2
2. Gruppe	70 bis 100 . .	170	29,8	17,2	18,8	3,2
3. Gruppe	50 „ 70 . .	200	37,1	20,4	24,0	3,9
4. Gruppe	40 „ 50 . .	233	42,8	28,2	30,0	4,5
5. Gruppe	30 „ 40 . .	277	49,1	35,7	39,0	5,1
6. Gruppe	20 „ 30 . .	294	50,4	37,0	43,0	7,0
7. Gruppe	Unter 20 . .	303	45,7	38,0	52,5	6,0

Leider ist aus den uns vorliegenden Mittheilungen nicht ersichtlich, ob bei den angeführten Berechnungen auch der Altersaufbau der Bevölkerung, welcher bei gewissen Krankheiten wie Schwindsucht eine große Rolle spielt, berücksichtigt wurde. Aber selbst wenn die Berücksichtigung dieses Umstandes kleinere Verschiebungen in der Reihenfolge der Zahlen hervorgerufen hätte, das Hauptergebniß — eine bedeutend größere Sterblichkeit der unvermögenden Bevölkerungsschichten — wäre dasselbe geblieben. Z.

Zum Sinken der Preise auf dem Weltmarkt. Der Abhandlung des Professors Conrad: „Die Preisentwicklung der letzten Jahre und der Antrag Kanitz“[2] entnehmen wir folgende Mittheilungen über die obengenannte Erscheinung. Den Berechnungen des Verfassers zufolge betrugen die Preise der verschiedenen Waaren, bezw. ihr Verhältniß zu einander:

[1] 1 Rubel nach dem gegenwärtigen Kursstand = circa 2,20 Mark.

[2] Vergl. „Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik“, 1895, 2. Heft, S. 278 ff.

	In den Jahren 1879 bis 1889 in Mark	Verhältniß						
		1890	1891	1892	1893	1889 bis 1893	1894 zu 1879 bis 1889	1894 zu 1879 bis 1883
		zu 1879 bis 1889 = 100						
Weizen aus 15 Notirungen	190,4	103	119	100	83	100	73	66
Roggen " 16 "	151,8	110	137	117	90	111	78	70
Gerste " 12 "	154,8	113	112	104	101	107	94	89
Mais " 5 "	126,1	92	117	96	88	97	82	76
Hafer " 15 "	137,9	117	115	105	124	112	99	95
Weizenmehl aus 6 "	28,2	101	115	94	79	97	71	63
Roggenmehl, Berlin	20,7	113	145	129	85	115	75	68
Rüböl, Berlin	54,2	120	111	96	90	106	78	73
Kartoffelspiritus, Berlin	50,4	113	140	115	107	117	101	94
Rohzucker, Magdeburg	53,1	64	68	69	58	67	46	38
Raffinade, Magdeburg	67,7	83	84	85	85	86	73	63
Kaffee, Rio, gut ordinär, Bremen	112,7	154	141	125	142	141	141	152
Kaffee, Plantation Ceylon, mittel, Frankfurt a. M.	225,2	121	120	116	120	118	113	110
Reis, Rangoon, Tafel, Bremen	22,4	103	102	96	87	95	84	77
Pfeffer, Bremen	115,2	89	69	53	49	74	40	46
Häringe, norwegische, Hamburg	27,9	85	112	86	61	87	78	69
Rohtabak, Kentucky, ordinär, Bremen	57,9	69	76	86	101	80	90	91
Rohtabak, Brasil, secunda, Bremen	91,3	136	120	96	83	111	72	73
Baumwolle, Bremen	114,6	100	77	107	77	84	63	59
Wolle, Berlin	304,9	94	89	81	76	87	71	64
Hanf, Lübeck	53,6	92	86	83	95	90	107	112
Rohseide, Krefeld	57,3	95	78	84	103	90	68	63
Baumwollengarn, Krefeld, Nr. 40—120	4,8	101	92	82	88	92	80	75
Baumwollengarn, Zettel 16, Mülhausen	1,8	90	82	78	85	85	79	69
Kattun, Mülhausen	0,23	110	87	90	107	94	93	82
Leinengarn Nr. 30, Flachsgarn, Bielefeld	2,1	89	90	91	103	92	101	97
Blei aus 6 Notirungen	26,9	101	95	82	76	90	74	68
Kupfer, Berlin	127,9	101	93	84	79	90	71	64
Zink aus 6 Notirungen	32,7	143	143	130	107	129	96	93
Zinn aus 2 Notirungen	202,2	98	95	98	92	96	74	78
Roheisen, Berlin	77,3	120	106	95	97	105	98	93
Petroleum, Bremen	15,2	94	89	79	63	84	64	61
Steinkohlen, westfälische, Berlin	18,1	133	129	117	114	122	115	114

Natürlich darf diese Erscheinung, wären die Preisangaben noch so zuverlässig, nicht schon an und für sich als Beweis für das Vorhandensein eines Nothstandes angesehen werden; denn das Sinken der Preise kann bekanntlich, besonders bei den Industrieprodukten, wesentlich von dem Sinken der Preise der Rohstoffe, der Vervollkommnung der Produktionstechnik, der Verbilligung des Transports und dergleichen mehr herrühren. Wir betonen hier dieses Moment deshalb, weil es von Conrad nicht scharf genug hervorgehoben wird. —g.

Die Entwicklung der russischen Textilindustrie. Zu den ältesten und entwickeltsten Gewerben Rußlands gehört die Textilindustrie. Ihre Erzeugnisse befriedigen quantitativ nicht nur den heimischen Markt, sie drängen bereits nach auswärts. Der geographischen Lage entsprechend kommt für sie vor allem der Osten in Betracht, wo ihr militärische Expeditionen und diplomatische Intriguen die Bahn

frei machen. Die aggressive auswärtige Politik großer Autokratien und sogenannter starker Regierungen stimmt merkwürdig überein mit der Expansionskraft kapitalistischer Industrien. Rußland exportirt Baumwollwaaren nach der Türkei, nach Bulgarien, Rumänien, Persien und China. Besonders lebhaft ist der Handel mit Persien, wo die Nachfrage nach russischen Waaren in steter Zunahme begriffen ist. Es betrug der russische Baumwollwaarenexport nach Persien im Jahre 1883 5200 Pud;[1] 1887 18 934, 1888 24 867, 1889 26 306 Pud.

Nach den jährlichen statistischen Veröffentlichungen des Departements für Handel und Gewerbe in Petersburg stieg die Baumwollwaarenproduktion Rußlands in dem Jahrzehnt 1880—1889 um das Doppelte; 1880 betrug sie 240,4 Millionen Rubel, 1889 487,1 Millionen. Nach Langowoy, Professor am Technologischen Institut in Petersburg, ist die letztere Zahl zu hoch; er reduzirt sie auf 340 Millionen Rubel. Stark entwickelt ist die Baumwollenindustrie in den Gouvernements Moskau und Petersburg und in Polen.

Um die Bedeutung der russischen Baumwollwaarenindustrie würdigen zu können, dürfte es nicht unangebracht sein, die Zahl ihrer Spindeln mit der der übrigen Industrieländer zu vergleichen.

Im Jahre 1890 war die Vertheilung der Spindeln unter den Hauptländern Europas wie folgt:

England . . .	44 000 000	Deutschland . . .	5 000 000
Rußland . . .	6 000 000	Oesterreich . . .	2 093 000
Frankreich . . .	5 639 000	Schweiz	1 850 000

In Bezug auf die Zahl der Spindeln nimmt Rußland demnach die zweite Stelle ein.

An Baumwolle wurde im Jahre 1891 verarbeitet:

England	4 270 000	Ballen (à 400 engl. Pfund)
Europäischer Kontinent .	4 480 000	„
Zusammen	8 750 000	Ballen
Vereinigte Staaten . . .	3 171 000	Ballen (à 400 engl. Pfund)
Ostindien	1 058 400	„
Insgesammt	12 979 400	Ballen.

Rußland verbrauchte circa 11 500 000 Pud = 1 040 000 Ballen oder ein Viertel der englischen Konsumtion.

Die Entwicklung der russischen Baumwollwaarenindustrie zeigt sich an zwei Erscheinungen: an der Abnahme in der Einfuhr von fertigen Produkten und an der Zunahme in der Einfuhr von Rohbaumwolle, wie aus nachstehender Tabelle hervorgeht:

Jahresdurchschnitt in Quantität und Werth der Einfuhr.

Jahre	Rohbaumwolle		Garn		Fertige Produkte	
	Millionen Pud	Werth in Millionen Rubel	Millionen Pud	Werth in Millionen Rubel	Millionen Pud	Werth in Millionen Rubel
1877—1881 . .	5,8	62	0,497	18,6	0,067	4,8
1882—1886 . .	6,9	78	0,218	10,2	0,053	3,6
1887—1891 . .	8,1	82	0,225	8,8	0,030	1,8

Die Quellen, die der russischen Industrie die Baumwolle liefern, sind: a) das Ausland: Amerika, Aegypten, Ostindien, Persien; b) die asiatischen Besitzungen Ruß-

[1] 1 Pud = 16,4 Kilogramm.

lands: Turkestan, Chiva, Buchara, Taschkend, Samarkand und die kaukasischen Plantagen. Wie bereits oben bemerkt, beträgt der Jahreskonsum Rußlands an Baumwolle 11,5 Millionen Pud; davon liefert das Ausland 9 Millionen, die asiatischen Besitzungen den Rest. Ob aber die russische Textilindustrie noch lange von der amerikanischen und ägyptischen Baumwolle abhängig sein wird, ist sehr fraglich. Nach dem mir vorliegenden Berichte Langowoys wurden in Turkestan im Jahre 1893 nicht weniger als 375000 Dessjätinen[1] Land für Baumwollplantagen bestimmt, von denen 7 Millionen Pud Baumwolle erwartet werden. „Auf diese Weise", fährt der Bericht fort, „wird der größte Theil des heimischen Bedarfs an Baumwolle durch heimische Kultur geliefert werden können . . . und hierdurch wird die Baumwollwaarenindustrie so befestigt werden, daß sie auch bei den geringsten Schutzzöllen wohl in der Lage sein wird, dem ausländischen Wettbewerb die Spitze zu bieten."

Nicht minder bedeutend ist die Woll- und Leinenwaarenindustrie. So beträgt die jährliche Produktion an Wollwaaren 106 Millionen Rubel, die der Leinenwaaren 41 Millionen Rubel. Der Hanf- und Flachsexport deckt den Baumwollenimport. —

Sozialpolitisch beachtenswerth ist die Thatsache, daß die Löhne in den polnischen Industriebezirken bedeutend höher sind, als die in dem industriereichen Bezirke Moskau. In Polen variirt der Wochenlohn eines Spinners zwischen 8,50 und 9 Rubel, der eines Webers zwischen 4 und 7; in Moskau zwischen 4 und 7,50, resp. 2 und 3,80 Rubel. Diese Erscheinung ist eine Folge der besseren, mit zahllosen Opfern erkauften Organisation des polnischen Proletariats. M. Beer.

Feuilleton.

Die Armen in Hamburg während des 16., 17. und 18. Jahrhunderts.

Von Gustav Schönfeldt.

II.

Welches waren die Ursachen jener Summe von Noth und Elend, die wir im ersten Theile unserer Abhandlung geschildert? Es sind jene Momente nicht als eigentliche Ursachen zu erachten, die — selber eine Folge bereits vorhandenen Nothstandes — zur Erschwerung der Noth und Entstehung weiterer Noth beitragen. Schlechte Erziehung und Unwissenheit, böswilliger Müßiggang und Trägheit aus Mangel an Energie, übles Wirthschaften — Verschwendung, übermäßiger Aufwand, Schuldenmachen —, Leichtsinn, Trunksucht, Völlerei, Liederlichkeit und Unredlichkeit, Spielsucht u. s. w.: alles dies hat von jeher eine große Rolle in den Schriften gespielt, welche die Armen betreffen.[2] So

---

[1] 1 Dessjätine = 1,0925 Hektar.

[2] Statt vieler nur zwei Zitate aus Mandaten. In dem Mandat vom 11. März 1692 heißt es, daß der größte Theil der Bettler sich nicht „so sehr aus Noth als aus Faulheit" von Almosen zu ernähren suche. (Klefeker, Mandatensammlung I, S. 421.) Das Mandat vom 8. November 1752 drückt das „Mißfallen" des Bürgermeisters und des Raths darüber aus, daß unter den Bettlern noch immer viele vorhanden seien, „die in Ansehung ihrer gesunden und starken Leibesglieder gar wohl ihr Brot zu verdienen im Stande sind und aus bloßer Neigung zum Müssiggange sich der Bettelei widmen". (Klefeker a. a. O. IV, S. 1880.)

wie es heute ist, so betrachtete man auch früher nicht selten diese Momente als die eigentlichen Ursachen der Armuth. Gewiß kann und soll nicht bestritten werden, daß alles dieses mitwirkt zur Verarmung und zur Verschärfung des Elends, vereinzelt wohl gar die treibenden Ursachen sind: aber überwiegend zeigt es sich als Folge der Armuth oder der wirthschaftlichen Mißstände, das dann „fortzeugend Böses gebiert". Und so wie heute Andere wiederum sich ereifern und über diese Schlechtigkeiten, die sich bei den unteren Volksklassen zeigen, schelten, ohne sich über das „Woher" derselben Rechenschaft zu geben: so stößt man auch in den Akten aus jener Zeit nicht selten auf kräftige Ausdrücke, um die Laster des „gemeinen" Volkes zu tadeln, und erkennt andererseits nur wenige Bemühungen, dieselben aus den Verhältnissen heraus zu verstehen.

Schlechte Erziehung von Haus aus! — Wie konnten Kinder eine gute Erziehung erhalten und zur Arbeit angehalten werden, wenn die Noth den Eltern als einzige Erwerbsquelle den Bettel nachwies; wie konnten sie brauchbare Arbeiter werden, wenn die Entbehrungen der Jugend sie zu ausgehungerten und verkümmerten Geschöpfen gemacht hatte! Wie kann man Müßiggang und Trägheit den Unglücklichen vorwerfen, die keine Arbeit erhalten oder solche mit ihrem durch Kaffee, Brot und Kartoffeln genährten Körper verrichten sollen! Schlechtes Wirthschaften: als ob überhaupt bei den untersten Volksklassen eine gute Wirthschaftsführung möglich wäre. Treffend schildert Büsch deren Lage: „Sie treten in den Winter ein ohne den geringsten Vorrath an Geld oder Lebensmitteln für die Bedürfnisse desselben, vielleicht noch mit einem Bette oder mit einiger Kleidung, dem Einzigen, was sie besitzen, das Geldeswerth ist; aber bald drängt der Hunger doch noch mehr als der Frost: Kleider und Betten gehen zum Wucherer und verschaffen eine kurze Abhilfe wider jenen Feind, indem der letzte Schutz gegen diesen verloren geht. Dann geht der Weg zur Gasse, wo Mann, Weib und Kind betteln; dem Hunger vermag noch wohl dadurch abgeholfen werden, aber Keiner kommt dadurch zu solchem Vorrath, daß er sein Bett und seine Kleidung wieder einlösen könnte."[1] An einem anderen Orte: „Die mindeste Stockung in dem Erwerbe des kleinen Mannes ist sein schnellster Ruin. Dem Höker und dem Hauswirth bleibt man schuldig, von den Nachbarn wird geliehen; bald ist der Kredit weg und dann geht's an das Versetzen. Zuerst werden Uhren, Schnallen, Vorhänge, Ueberdecken, Stühle, Feierkleider versetzt, dann folgen die nothwendigen Stücke des Anzuges, die Betten, worauf sie ruhen, die Kleider, mit denen sie allein zur Arbeit gehen konnten, und zuletzt das Werkzeug ihres noch zu hoffenden ärmlichen Erwerbes."[2] Aber — könnte gesagt werden — das ist es ja gerade, die Leute hätten zur Zeit, da sie Arbeit hatten, sparen müssen! Lassen wir auch auf diesen Einwurf Professor Büsch antworten: „Zwölf Schilling täglich für den Tagelöhner, der nichts als Leibeskräfte, durch keine Kunst und Ueberlegung nützlicher gemacht, arbeiten kann, müssen freilich, so lange er sie genießt, zu seiner und einiger weniger Kinder Unterhaltung genug sein, so unbegreiflich es auch unser einem ist. Aber sie sind gewiß nicht anders als unter der Bedingung ausreichend, daß dieser Verdienst das ganze Jahr durch fortdauert."[3]

Und Spielsucht! Will man's etwa demjenigen, dem der gewohnte Erwerb fehlschlägt, hoch anrechnen, wenn er die unselige Hoffnung faßt, durch

---

[1] Büsch, Ueber Ursachen der Verarmung, S. 16.
[2] Armennachrichten, II, S. 107.
[3] Büsch, a. a. O., S. 17.

Wöchentliches Bedürfniß	Wochenlohn der									
	Arbeitsleute bei Maurern, Bauarbeiten u. Gärtnerei	Bauhofsarbeiter	Kattunarbeiter			Fortifikationsarbeiter				Gassenarbeiter
			beim Kessel und auf dem Boden	Klopfer	Drucker	beim Graben	beim Bodensetzen	bei Steinbrücken	beim Steinhauen	
Für 1 Person										
im Sommer:										
Geld . 33β 3₰	72β	66β	48β	72β	144β	66β	72β	96β	96β	72β
Verhältniß 100	217	198	144	216	432	198	216	288	288	216
im Winter:										
Geld . 40β 3₰	54β	54—60β	40β	54—60β	108β	54β	60β	72β	72β	72β
Verhältniß 100	134	134—149	99	134—149	268	134	149	178	178	178
Für 2 erw. Personen										
im Sommer:										
Geld . . 56β										
Verhältniß 100	128	118	85	128	256	118	128	171	171	128
im Winter:										
Geld . 63β 7₰										
Verhältniß 100	85	85—94	63	85—94	169	85	94	110	110	110
Für 2 Erwachsene und 1 Säugling										
im Sommer:										
Geld . . 63β										
Verhältniß 100	114	105	76	114	228	105	114	152	152	114
im Winter:										
Geld . 70β 7₰										
Verhältniß 100	76	76—85	56	76—85	153	76	85	102	102	102
Für 2 Erwachsene, 1 Säugling und 1 Kind von 1 bis 5 Jahren										
im Sommer:										
Geld . 74β 1₰										
Verhältniß 100	97	89	65	97	194	89	97	129	129	97
im Winter:										
Geld . 82β 3₰										
Verhältniß 100	65	65—73	49	65—73	131	65	73	88	88	88
Für 2 Erw., 1 Säugl., 1 Kind v. 1 bis 5 und 1 Kind v. 5 bis 12 J.										
im Sommer:										
Geld . 90β 5₰										
Verhältniß 100	79	73	53	79	169	73	79	106	106	79
im Winter:										
Geld . 99β 2₰										
Verhältniß 100	54	54—60	48	54—60	109	54	60	73	73	73

Wochenlohn der

Häuerlinge bei Bürgerwachen	Kalkhofsarbeiter		Maurergesellen	Tischlergesellen	Zimmergesellen	Schneider nebst frei Essen	Spinner	Stricker
	bei ordinärer Arbeit	bei Siften in der Mühle						
für jede Woche 8 β	66—78 β	78—84 β	150—186 β	138—174 β	162—192 β	48—60 β	12—30 β	12—18 β
—	198—234	234—252	451 – 558	415—523	487—577	—	36—90	36—54
für jede Woche 8 β	54—60 β	72 β	126—144 β	108 – 132 β	132—156 β	48—60 β	12—30 β	12—18 β
—	134—149	178	313—356	268 – 328	328—387		29—75	29—33
—	118—139	139—150	268 – 332	246 – 310	289—343	—	21—53	21—32
—	85—94	110	198—220	170—207	207—245	—	19—47	19 – 28
—	105—123	123—133	258 – 295	219 – 276	257—305	—	19—47	19—28
—	76—85	102	178 – 204	153—187	187—221	—	16—42	16—25
—	89—105	105—113	202—251	186—235	218—259	—	16—40	16—24
—	65—73	88	153—176	130—160	160—189	—	15—36	15—22
—	73—86	86 – 93	166 – 205	152—192	179—212	—	13—33	13 – 19
—	54—60	73	127—146	109—133	133—157	—	12—30	12—18

einen Gewinn alles wieder gutmachen zu können?[1] Weiter: Trunksucht, Liederlichkeit, Unredlichkeit u. s. w. Es ist schon oben der Niedergang der Sittlichkeit als eine Wirkung materieller Noth bezeichnet worden. Es ist nicht sonderlich zu verwundern, daß derjenige zum Branntwein greift, der durch kräftige Speise nicht die Körperwärme zu erzeugen vermag; — und wie sollte Sittlichkeit dort gedeihen, wo Menschen beiden Geschlechts und jeden Alters verschiedener Familien in demselben Raume wohnen mußten!

Kurz: ebenso wenig wie heute war damals das Loos der Armen in eigener Schuld begründet. „Der geringe Mann ist bei uns, so lange es mit seinem Nahrungsstande nur erträglich geht, begnügsamer, häuslicher und an seiner Verarmung unschuldiger als in vielen anderen großen Städten.“[2]

Die vorstehende Tabelle, welche das Verhältniß der um 1788 üblichen Löhne zu dem Lebensbedürfniß darstellt, dürfte mehr als lange Ausführungen die Nichtigkeit der oben zurückgewiesenen Beschuldigung darthun. Der Wochenverbrauch ist nach § 18 der „Näheren Erläuterungen an die Armenpfleger“ aufgestellt und äußerst knapp angesetzt; z. B. ist Fleischnahrung in demselben nicht vorgesehen. Für den Sommer gilt eine zwölf- und für den Winter eine neun- bis zehnstündige Arbeitszeit. Die fettgedruckten Zahlen bezeichnen einen unter dem Verbrauche bleibenden Verdienst. Die Löhne sind nach § 22 der „Näheren Erläuterungen“ angegeben.

Es erhellt aus der Tabelle einmal, daß um 1788 selbst bei der dürftigsten Lebenshaltung und der längsten Arbeitszeit die Spinner und Stricker sich überhaupt nicht durch ihre Arbeit allein ernähren konnten, daß bei einer Familiengröße von fünf Personen die Arbeiter der in der Tabelle genannten Kategorien im Winter fast sämmtlich nicht im Stande waren, sich den nothdürftigsten Unterhalt zu erwerben. Die Bauhandwerker erhielten nicht einen Lohn, der es ihnen ermöglichte, etwas für die durchschnittlich zwei Monate im Jahre währende Unterbrechung ihrer Arbeit zurückzulegen. Bei Allen vermochte im glücklichsten Falle nur die Mitarbeit der Frau und Kinder die Bestreitung der bescheidensten Unterhaltungskosten für ihre Familie zu ermöglichen. Wie sich die Lage dieser Arbeiter gestalten mußte, wenn Alter, Krankheit, Berufsunfälle, Arbeitsstockungen, Theuerungen und strenge Winter den Erwerb minderten und die Preise steigerten, kann ohne weiteren Kommentar aus der Tabelle ersehen werden.

Die vorstehende Tabelle beweist ferner, daß auch andere Faktoren, wie Alter, Gebrechlichkeit und Krankheiten, Berufsunfälle, die von jeher Verdienstlosigkeit und Armuth erzeugten — und Pest und Seuchen, Theuerungen, Kriege, lange und strenge Winter, Feuersbrünste u. s. w., so sehr sie auch zur momentanen Anschwellung der Proletarierzahl beitrugen, nicht die Ursachen dieser fortdauernden Proletarisirung breiter Volksschichten waren.

(Fortsetzung folgt.)

[1] „Es ist dem Manne, der im gewöhnlichen Gang der Dinge keine Hilfe vor sich sieht, nicht zu verdenken, wenn er das letzte Geld, das er noch hat, anwendet, um zu versuchen, was das Glück für ihn thun wolle“ (Büsch, a. a. O., S. 25).

[2] Büsch, a. a. O., S. 49.

Briefkasten.

Ab., London. Die Beantwortung Ihrer Fragen im Briefkasten würde zu viel Raum in Anspruch nehmen. Wir bitten Sie also um Ihre Adresse.

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.



Nr. 16. XIV. Jahrgang, I. Band. 1895-96.

Die Gründung des Deutschen Reichs.

Die prunkenden Feste, mit denen sich die herrschenden Klassen des Deutschen
eichs seit dem vorigen Sommer unterhalten, werden am 18. Januar ihren
ipfelpunkt finden. An diesem Tage wird das neue Deutsche Reich fünfund-
wanzig Jahre alt. Am 18. Januar 1871 erließ der König von Preußen,
Vilhelm I., eine Proklamation an das deutsche Volk, worin er verkündete, daß
r und seine Nachfolger an der Krone Preußen, nachdem die deutschen Fürsten
nd freien Städte den einmüthigen Ruf an ihn gerichtet hätten, mit Herstellung
es Deutschen Reichs die seit mehr denn sechzig Jahren ruhende deutsche Kaiser-
ürde zu erneuern und zu übernehmen, den kaiserlichen Titel in allen Beziehungen
nd Angelegenheiten des Deutschen Reichs führen würden. Er hoffte zu Gott,
aß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer
lten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen,
aß es ihm und seinen Nachfolgern verliehen sein werde, allzeit Mehrer des
Deutschen Reichs zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den
ütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit
nd Gesittung.

Es hat Gott nicht gefallen, diese Hoffnung zu erfüllen. Mehrer des Reichs
urde der neue Kaiser nur durch kriegerische Eroberungen, durch die Annexion
on Elsaß-Lothringen, die in erster Reihe dazu beigetragen hat, den latenten
riegszustand in Europa zu verewigen, die Güter und Gaben des Friedens zu
erkümmern, die nationale Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung zu unterdrücken.
Inter der eisernen Last der Waffen versagt sich das Deutsche Reich mehr und
nehr die bescheidensten Kulturaufgaben. Diese Thatsache wird die herrschenden
Klassen nicht hindern, den fünfundzwanzigjährigen Gedenktag in rauschendem Fest-
nd Wortschwalle zu feiern. Die ganze abgetriebene Herde der patriotischen
Schlagworte wird abermals aufgestört werden, um blökend über die Bühne zu
raben. Die „Heroen des großen Jahres“ werden als riesige Schattenbilder
n der Wand erscheinen und den „Dank des Vaterlandes“ empfangen für Ge-
anken, die sie nie gehegt, für Thaten, die sie nie gethan haben. Und vielleicht
penden die begeisterten Festredner auch das Brosamlein eines kargen Dankworts
en namenlosen Todten, die zu Zehntausenden auf den französischen Schlacht-
eldern schlummern, den armen Invaliden, die noch heute im dankbaren Vater-

lande frieren und hungern, nachdem sie und sie allein durch ihrer Arme Kr
vor fünfundzwanzig Jahren das Deutsche Reich zurechtgehämmert haben.

Sie und sie allein, denn von all den gefeierten „Gründern des Deutsch
Reichs“ hat keiner das Deutsche Reich gewollt, keiner, es sei denn der damali
Kronprinz und spätere Kaiser Friedrich, und der wollte es nicht als modern
Staat, sondern als mittelalterlich-romantische Dynastie. Als sein Vater einm
dem Kaiser von Rußland, weil er Kaiser sei, den Vortritt ließ, rief der Kronpri
heftig: „Das soll kein Hohenzoller sagen und das darf für keinen Hohenzolle
gelten“, und sein Vertrauter Gustav Freytag schreibt über ihn: „Aus dem für
lichen Stolze erwuchs in der Seele des deutschen Kronprinzen die Idee d
deutschen Kaiserthums, sie wurde ein heißer Wunsch. Der Kronprinz aber bewah
die Auffassung, daß die neue Kaiserwürde nur dann die rechte Weihe erhal
wenn sie als Fortsetzung jener alten römisch-kaiserlichen Majestät betrachtet werd
und er war es, welcher bei der Eröffnung des ersten deutschen Reichstags 187
zum Erstaunen der Abgeordneten, den uralten Stuhl der Sachsenkaiser in d
moderne Eröffnungsfeier hineinschob. . . . Bei späterer Begegnung hatte
die Huld zu bemerken: Ich denke nicht mehr so. Dennoch kam er von de
selben Auffassung nicht los. Wenigstens war in schmerzvoller Zeit noch einm
von einer römischen IV die Rede, welche hinter der ersten Unterschrift des neu
Kaisers gestanden haben soll und die der Erinnerung an Kaiser Friedrich II
den Vater Maximilians I., ihren Ursprung verdankt.“ Aber selbst mit dieser höch
feudalen Auffassung von Kaiser und Reich fand der Kronprinz keine Gegenlie
bei seinem Vater und auch nicht bei Bismarck, wie in seinem Tagebuche d
Näheren nachgelesen werden kann.

Es war eine eherne ökonomische Nothwendigkeit, die das Deutsche Rei
schuf, und diese Nothwendigkeit trat um so schärfer hervor, je widerwilliger d
Werkzeuge waren, deren sie sich bediente. Sie zwang die „großen Helden
unter ihre starke Faust, und vor ihrem nüchternen Muß zerstob alle romantisc
Herrlichkeit. Dem romantischen König von Bayern mußte die Unterschrift d
„hochherzigen“ Briefes, worin er dem preußischen König die Kaiserkrone anbo
mit der Pistole auf der Brust abgezwungen werden, und Delbrück legte die ne
gebackene Kaiserkrone auf den Tisch des Reichstags nieder wie eine neue Waare
probe, von der er nicht ganz im Klaren war, unter welche Rubrik des Zolltari
sie eigentlich gehöre. Der Kronprinz wüthete über dies geschäftsmäßige Gebahre
und selbst Bismarck, zu dessen Fehlern überflüssiges Komödienspiel sonst gera
nicht gehörte, setzte „seinen Leuten“ auseinander, wie Delbrück die Sache vo
Komödienstandpunkte hätte behandeln müssen. Er meinte: „Es mußte eine wir
samere mise en scène stattfinden. Es hätte Einer auftreten müssen, um sei
Unzufriedenheit mit den bayerischen Verträgen auszusprechen. Es fehlte dies u
es mangelte jenes. Dann mußte er sagen: Ja, wenn sich ein Aequivalent f
diese Mängel gefunden hätte, etwas, worin die Einheit ausgesprochen wäre, d
wäre was Anderes, und nun mußte man den Kaiser hervorziehen.“ Wir lass
dahingestellt sein, ob die „welthistorische Szene“ durch diese komödiantenhaf
Aufstutzung viel gewonnen hätte. So wie sie sich abspielte, brachte sie wenigsten
ihren wirklichen Gehalt zum ungeschminkten Ausdruck. Herr Friedenthal, der i
seiner Person den großen Grundbesitzer und großen Industriellen vereinte, frag
in trockenem Geschäftstone an, ob das deutsche Volk nicht ein Oberhaupt erhalte
werde, und Herr Delbrück verlas mit seiner blechernen, tonlosen Stimme ebe
jenes „hochherzige“ Schreiben, das dem König von Bayern durch die Pistole a
der Brust abgepreßt worden war. Mit allen gegen die sechs sozialdemokratische

Stimmen genehmigte der Norddeutsche Reichstag ein paar Tage darauf die Vor-
age der Regierung, welche das deutsche Reich und den deutschen Kaiser in die
Bundesverfassung einführte.

Die klugen Geschäftsleute des Norddeutschen Reichstags täuschten sich
atürlich nicht über das, was sie wollten. Das neue Reich sollte das Reich der
Bourgeoisie sein und in der Wechselrede Friedenthal-Delbrück kam seine Bedeutung
ind sein Zweck treffend zum Ausdruck. Jene Geschäftsleute wußten auch recht
ut, daß die feudale Hof- und Militärpartei in Versailles mit schlechtverhehltem
Mißbehagen auf das neue Gebilde blickte. Aber die Bourgeoisie ist nun einmal
n der übeln Lage, indem sie ihre selbstsüchtigen Zwecke verfolgt, so thun zu
nüssen, als ob sie sich heldenmüthig für das Volk opfere. Um den Massen
inigen Sand in die Augen zu streuen, schickte der Norddeutsche Reichstag eine
Deputation von dreißig Mann nach Versailles mit einer Adresse, die den König
von Preußen himmelhoch anflehte, im Interesse des Vaterlandes die Kaiserkrone
anzunehmen. In seinem kauderwälschesten Deutsch begründete Lasker diese Adresse,
ind die Deputation machte sich durch Eis und Schnee auf den sauren Weg.
Die Vertreter des deutschen Volkes standen im Schloßhofe von Versailles etwa,
vie weiland Kaiser Heinrich IV. im Schloßhofe von Canossa. Hohn und Spott
egnete auf sie herab. Höflinge und Krautjunker variirten in allen Tonarten
das verächtliche Wort des preußischen Königs: „Ei, da verdanke ich Herrn Lasker
a eine rechte Ehre.“ Jedoch fand die Deputation auch ein fühlendes Herz in
Versailles, und dies Herz schlug in der Brust des Herrn Stieber. Der mein-
idige Faiseur des Kölner Kommunistenprozesses empfand mit richtigem Instinkt,
daß solche Hallunken, wie er einer war, im Reiche der Bourgeoisie noch bessere
Aussichten auf gute Verköstigung hätten, als im absolutistisch-feudalen Staate,
ind er schwänzelte wohldienerisch um die Deputation des Reichstages. Sie war
richt undankbar, und in einem feierlichen Schreiben empfing Stieber ihren „ver-
bindlichsten Dank“ und ihre „vollkommene Ergebenheit“. Er sandte den Brief
nach Berlin, damit er den spätesten Stiebern noch als ein Ehrenzeugniß ihres
Ahnherrn aufbewahrt werde und schrieb dazu: „Mir hat die Deputation viel
Arbeit gemacht, um ihr einen anständigen Empfang zu bereiten. Die Hof-
und Militärpartei war ziemlich kühl, ich vertrat hier die Zivilpartei und das
deutsche Volk. Wunderbare Zeiten.“ Ach ja, die „Zeiten“ waren „wunderbar“,
und man kann es schließlich begreifen, daß sie sogar diesem hartgesottenen Sünder
einige Krokodilsthränen erpreßten....

Das Deutsche Reich hat gehalten, was es bei seiner Gründung versprach.
Es ist geworden, was es nach den Bedingungen seiner Entstehung werden mußte:
ein mächtiger Hebel der großindustriellen Entwicklung. Es ist ein goldenes Land
der Bourgeoisie, die in ihm ihren geschichtlichen Beruf des revolutionären Auf-
lösens und Zersetzens prächtig erfüllet, die so gewaltig aufgeräumt hat unter den
feudal-juchtigen Trümmern, welche vor fünfundzwanzig Jahren noch fußhoch den
deutschen Boden bedeckten. Sollen wir diese aufräumende Arbeit nicht anerkennen,
nicht loben, nicht preisen? Wir wären Thoren, wenn wir es nicht thäten. Wir
sind darin gerechter, als die Bourgeoisie selbst, die vor den Folgen ihrer eigenen
Thaten erschrickt und sich am liebsten aus mittelalterlichem Schutt eine neue Burg
erbaute, worin sie, sicher für alle Ewigkeit, mit ihren ungezählten Schätzen
wuchern könnte. Aus Angst vor ihrem stolzen und trotzigen Kinde möchte sie
sich zitternd in das Grab ihrer längst selig entschlafenen Mutter wühlen.

Nein, wir feiern die Gründung des Deutschen Reichs aufrichtig und herzlich,
viel aufrichtiger und herzlicher als die Bourgeoisie. Wir feiern sie in dem Sinne

von Marx, im Sinne seines prophetischen Worts, daß der deutsch-französische Krieg den Schwerpunkt der internationalen Arbeiterbewegung nach Deutschland verlegen werde. Mag die fünfundzwanzigjährige Geschichte des Deutschen Reichs nur eine glänzende und große Seite haben, den revolutionären Kampf der Arbeiterklasse um ihre Emanzipation, nun, so ist diese Seite glänzend und groß genug, um einen bewundernden und dankbaren Rückblick zu verdienen, um aus den Kämpfen der Vergangenheit neue Kraft und Zuversicht für die Kämpfe der Zukunft zu schöpfen.

Theilen wir uns also redlich mit den herrschenden Klassen in die Feier des 18. Januar: uns die revolutionäre und ihnen die romantische Feier. Wir gönnen ihnen ihr Theil neidlos, ja wir sind theilnehmend genug, zu wünschen, daß ihnen die, um mit Bismarck zu sprechen, mise en scène ihrer patriotischen Geschichtslegenden diesmal besser glücken möge als vor fünfundzwanzig Jahren. Es ist gewiß eine verteufelt schwere Aufgabe, aber um so mehr sollte sie den Ehrgeiz der Edelsten und Besten anspornen.

Die Kämpfe ums Burenland.

Von **Ed. Bernstein.**

London, den 6. Januar 1896.

Der tollkühne Streich des Dr. Jameson von der Britischen Südafrika-Gesellschaft hat eine eigenthümliche Wirkung gehabt. Er hat die Franzosenfresser Deutschlands und die wüthendsten Deutschenfresser Frankreichs einander in die Arme getrieben. Hetzpatrioten diesseits und jenseits der Vogesen sind plötzlich ein Herz und eine Seele geworden. Beide ergehen sich in der gleichen tugendhaften Entrüstung. Moralische Empörung eint sie — Empörung über das Attentat auf das Hausrecht eines freien Volkes, über den Einbruch von Engländern in das Gebiet der Transvaal-Republik.

Wir gehören nicht zu Jenen, welche eine Sache schon darum verurtheilen, weil Leute, die wir bekämpfen, sie vertreten. In der modernen Gesellschaft mit ihrer Vielheit von Interessenverknüpfungen ist es unmöglich, daß nicht zeitweise Leute, die von sehr verschiedenen Gesichtspunkten ausgehen, Seite an Seite fechten. Kein Sozialist ist sich auch nur einen Augenblick darüber im Zweifel, welche edle Motive jene Zornesaufwallung in Berlin und Paris diktirt haben, zumal man weiß, daß die guten Seelen in Paris noch blutige Hände haben von den Raubzügen in Siam und Madagascar, und daß diejenigen, die in Deutschland am lautesten über das an den „Stammesbrüdern" im Transvaal verübte Unrecht schreien, lieber heut als morgen so und so viel Hunderte der eigenen Landsleute heimathlos machen würden. Aber damit ist noch nicht gesagt, daß die Entrüstung selbst gegenstandslos sei. Sie könnte sachlich ihre volle Berechtigung haben. Immerhin mahnt die eigenthümliche Bundesgenossenschaft zur Vorsicht.

Soviel ist, trotz der strengen Zensur, welche die Burenregierung an allen Depeschen aus dem Transvaal übt, heute schon sicher, daß der Einmarsch des Dr. Jameson in den Transvaal für die Regierung desselben keinerlei Ueberraschung war. Sie hatte ihn vorhergesehen und sich in jeder Weise auf ihn vorbereitet — wenn sie ihn nicht gar planmäßig provozirt hat. Fest steht, daß die Jamesonsche Truppe nicht einer improvisirten „heldenmüthigen Vertheidigung von Haus und Herd" erlegen ist, sondern den Schüssen einer mindestens drei- bis

vierfachen Uebermacht, die in wohlverschanzter Position sie erwartet hatte. Was bei dem Treffen bei Krügersdorp an Heldenmuth entwickelt wurde, muß — soweit dieses Wort überhaupt am Platze — auf Seiten der Jamesonschen Truppe gesetzt werden, die abgehetzt und ausgehungert den Kampf gegen einen in jeder Hinsicht stärkeren Gegner aufnahm und ihn nicht eher aufgab, als bis die letzte Patrone verschossen war. 130 Todte gegen 3 sagt in dieser Hinsicht mehr als genug. Die Buren waren in ihrem Recht und haben dieses Recht mit Erfolg und ohne große Opfer gewahrt, das ist mit Bezug auf diesen Punkt die einfache Sachlage.

Eine zweite Idee, die geflissentlich propagirt wird, muß ebenfalls verabschiedet werden. Die nämlich, daß die Buren lediglich ein harmloses, friedfertiges Hirten- und Bauernvolk seien, dem die bösen „Ausländer" — vornehmlich die Engländer — den idyllischen Frieden gestört haben. Bauern sind sie allerdings, das besagt schon der Name, aber man darf dabei nicht an unsere europäischen Klein- und Mittelbauern denken. Der Bur ist Großfarmer auf erobertem Grund und Boden, der extensiven Landbau und Viehzucht mit den versklavten Ureinwohnern betreibt. Das Recht, die Neger im Sklavenverhältniß zu halten, ist seit über sechzig Jahren das wichtigste Streitobjekt, das die Buren gegen die Engländer verfechten. England hat 1834 auf all seinen Kolonien die Sklaverei abgeschafft, mit namhafter Entschädigung der Sklavenbesitzer (20 Millionen Pfund!). Dies führte in der Kapkolonie zum ersten Auszug („Trek") der Buren, die sich das unveräußerliche Menschenrecht, Negersklaven zu halten, nicht nehmen lassen wollten. Es ist interessant zu sehen, wie unsere deutschen Burenschwärmer diese Frage auffassen. In einem sehr tendenziös antienglisch gehaltenen, aber mit großer Offenheit und Sachkenntniß geschriebenen Artikel der „Grenzboten" vom 4. Juli 1895 („Zur Kenntniß der englischen Weltpolitik. Südafrika") lesen wir: „Die Abneigung der weißen Bevölkerung gegen die Engländer erwiderten diese mit empörendem Mißbrauch der Gewalt, die sie in den Händen hatten. Sie spielten die von der Natur zum Dienen geschaffenen Hottentotten und Kaffern gegen ihre Herren aus, hoben ihre Sklaverei auf, die nur eine häusliche und mit der westindischen gar nicht zu vergleichen war, und bemaßen die Entschädigungen so unbillig und knüpften an sie so demüthigende Bedingungen, daß viele Buren ihre Sklaven ohne Weiteres freiließen und ins Innere, über die englische Sphäre hinauszogen." Aber nicht genug mit der Schändlichkeit, die Sklaven um einen Preis freizukaufen, den der Staat und nicht die Buren festsetzten, und die Zahlung des Kaufpreises von gewissen Nachweisen abhängig zu machen, die Schwindel ausschlossen, trieben es die Engländer noch ärger. „Sie gaben den Sklaven die Freizügigkeit, die, zu ihrem Heile, die Buren ihnen versagt hatten, und schufen dadurch ein zuchtloses, halbnomadisches Proletariat, das diesen, die einsam auf ihren Höfen wohnten, bedrohlich wurde" (S. 8). Man sieht, unser deutscher Schwärmer für die „loyalen, freiheitsliebenden" Buren versteht sich vortrefflich auf den „Cant", so sehr er die Engländer haßt. Das Verbot der Freizügigkeit der Neger mag eine Maßregel zur Sicherung der Herrschaft der Buren gewesen sein, das „Heil" der Neger hatte aber sicher nichts mit seiner Verfügung zu thun. An einer anderen Stelle drückt sich der Verfasser übrigens ohne Cant über die Negerfrage aus. Er hebt die Thatsache hervor, daß die Afrikaneger den Europäern nicht den Gefallen thun wie die Indianer, auszusterben, wo sie ihnen im Wege sind. So hätten sich im Schiragebiet, zwischen dem Nyassasee und dem Sambesi, die Neger, die sich dorthin „vor den Sklavenräubern zurückgezogen hatten, unter dem britischen Schutze in wenigen Jahren verzehnfacht" (S. 13). Diese Thatsache beweist —

die Nichtsnutzigkeit der „englischen Politik der Begünstigung der Eingeborenen". Es kommt „die Zeit, wo sie aufgegeben werden muß". Diese Zeit sei um so sicherer zu erwarten, als die Mission ihren Zweck bei den Negern nicht erfüllt habe. „Die Mehrheit hängt dem alten heidnischen Aberglauben nach, arbeitet ungern und trägt immer mehr zur Entstehung eines lästigen, oft schon recht frechen Proletariats bei, das mit der Zeit gefährlich werden kann. In Südafrika, wo die Weißen mitten in der überquellenden Masse der Neger wohnen, sieht man die Dinge längst anders an als in London." . . . „Man nähert sich unmerklich, gesteht aber gerade das nicht gern ein, der gesünderen und im Grunde menschlicheren Auffassung der Holländer, die den Farbigen die dienende Stelle unter den Weißen anwiesen, dabei aber für ihre religiöse Erziehung und Gesittung sorgten" (S. 14).

In der That hat das Parlament der Kapkolonie vor Kurzem erst einen Antrag berathen, wonach jeder schwarze Eingeborene, ob Diener, Haushaltungsvorstand, Redakteur oder Geistlicher, der sich erkühne, auf dem Pflaster der Straßen spazieren zu gehen, für straffällig erklärt wurde. Der Einbringer des Antrags, ein gewisser Haarhoff, ist ein „Afrikander", d. h. ein Abkömmling der Parteigänger von Holländern, die in der Kapkolonie zurückgeblieben, und der Antrag wurde unterstützt von der Garde des Herrn Cecil Rhodes, des Häuptlings der Südafrika-Kompagnie. In der Kapkolonie arbeitet derzeit die Afrikanderpartei mit der Monopolistenpartei Hand in Hand, resp. arbeitet die Letztere der Ersteren in die Hand. Die Eine unterstützt die plutokratischen Finanzmaßregeln, welche die Monopolisten brauchen, die Andere die reaktionären Gesetzesabänderungen, Agrarzölle 2c., nach denen die Afrikander streben. Gegen diese Kooperation richtet sich der Vortrag des Ehepaars Schreiner (S. Cronwright Schreiner und Olive Schreiner), dessen wir am Schluß unseres Artikels in Nr. 2 der „Neuen Zeit" (S. 57) erwähnt haben. „Der Rücken des Kaffern und die Ausgaben der ärmeren Klassen für die nothwendigsten Lebensmittel", schreibt Herrn Cronwright, „zahlen die Bestechungskosten für die Monopolisten".[1]

Um indeß bei den Buren zu bleiben, so kann der Mitarbeiter der „Grenzboten" nicht umhin, darauf zu verweisen, „wie engherzig ablehnend, oft geradezu gehässig sich die Kapholländer gegen die deutschen Einwanderer verhielten, wie wenig von dort aus geschah, die Theilnahme Deutschlands zu erwecken". Wie die Buren erst nach Natal zogen, dann den Orange-Freistaat und später die Transvaal-Republik gründeten, darauf, wie auf ihre verschiedenen Kämpfe mit den Engländern, kann hier nicht eingegangen werden. Man wird heute kaum einen Engländer finden, der behaupten wollte, daß England gegen die Buren jedesmal im Recht gewesen sei. Ebensowenig läßt sich aber bestreiten, daß die kurzsichtige, engherzige Politik der Buren die Einmischung der Engländer wiederholt herausgefordert hat. Nicht einmal unter sich konnten die beiden benachbarten Buren-Republiken aus freier Initiative einen wirklichen Bund herstellen. Der Bauerngeist, und obendrein der Geist halbfeudaler Grundbesitzer, äußerte sich in bornirtem Partikularismus und in zähem Widerstand gegen alle moderne Entwicklung. Man braucht in dieser keinen ungemischten Segen zu erblicken und kann sogar für das starre Festhalten an dem Gedanken eines Bauern-Freistaats eine gewisse Sympathie empfinden, aber man wird sich doch sagen müssen, daß er eine rückwärts

[1] D. h. die Kosten der Gewinnung der Afrikander für die Monopolisten. Beiläufig sei bemerkt, daß der am 20. August v. J. in Kimberley gehaltene Vortrag den Buren gegenüber eher freundschaftlich gehalten ist, ohne freilich deren Fehler zu bemänteln.

ekehrte Utopie darstellt. In weiterem Lichte gesehen, stellen die Wanderzüge der uren die Flucht eines Stückes Mittelalter vor dem Geist des modernen Kommerzialismus und Industrialismus dar. Der schließliche Ausgang dieser Flucht der dieser beständigen Abwehr konnte nicht zweifelhaft sein. Die Entdeckung der oldminen am Witwatersrand hat nur die Entwicklung der Dinge, die über urz oder lang eingetreten wäre, beschleunigt. Es läßt sich im neunzehnten Jahrundert um kein Gemeinwesen eine chinesische Mauer ziehen.

Vor zehn Jahren stand die Transvaal-Republik vor dem finanziellen Zummenbruch. Die Entdeckung der Goldminen im De Kaap-Distrikt, der soenannten Sheba-Mine, brachte Hilfe in der Noth. Dividendenhungriges engsches Kapital strömte ins Land und die Transvaalregierung ließ sich die Konessionen gut bezahlen. Die Sheba-Minen, deren Aktien zeitweise unsinnig in ie Höhe getrieben wurden, hielten nicht ganz, was sie versprochen; aber die Entdeckung der Goldlager im Witwatersrand brachte die Vollendung des ersehnten Eldorado. Die Buren benahmen sich dabei in einer Weise, die ihrem Namen Ehre macht. Sie spielten die Gleichgiltigen, wenn nicht überhaupt mit der Erschließung der Minen Unzufriedenen. „Was frag' ich viel nach Geld und Gut, wenn ich 2c." Sie ließen englisches Kapital und englische Arbeit ins Land, aber gegen hohe Abgaben, und von dem Erlöse verbesserten sie ihre Finanzen und bauten sie die Delagoabahn, für die sie bis dahin unter sich die Mittel nicht hatten aufbringen können. Von etwa anderthalb Millionen Mark ist das Jahresbudget des Transvaalstaates so in wenigen Jahren auf 35 Millionen Mark gestiegen. Aber wenn die Goldfelder der „bauernhaften Geldnoth" im Burenland ein Ende gemacht haben, so haben sie auch in anderer Weise auf das Bauernwesen zurückgewirkt. Der Grenzbotenartikel bezeichnet es als „nicht sehr hoffnungsvoll, daß sich der Präsident, die Vertreter und die Beamten der Republik Gehalte außer Verhältniß zu der allgemeinen wirthschaftlichen Lage und den altgewohnten Lebensgewohnheiten zugelegt haben". Indeß Geldgier ist mit dem Bauerncharakter durchaus nicht unverträglich, war vielmehr zu allen Zeiten ein Attribut desselben, wenngleich es natürlich eine Grenze giebt, wo Verallgemeinerung des Geldreichthums auf die Bauernschaft zersetzend wirken muß. Wichtiger aber ist das Erstehen ganz neuer und das stete Wachsthum der alten, ehedem fast dürftigen Städte im Transvaal. Das industrielle und kommerzielle Element kommt dadurch zu immer größerer Bedeutung im Lande; ehedem kaum geduldet, beansprucht es heute politische Geltung, schreit es nach Emanzipation vom politischen Druck, von der Unterdrückung durch die „Bauern". Dieses Element ist aber zugleich das „ausländische". Und unter den Ausländern wiederum sind die übergroße Mehrheit englischen Ursprungs bezw. englischer Zunge. „Die überwiegende Menge des Kapitals und der geschulten Arbeitskräfte auf den Transvaalgoldfeldern ist aber englisch", schreibt der gewiß in diesem Punkte unparteiische Gewährsmann der „Grenzboten". Daß das aus dem Boden gesprungene Johannesburg mit über 50000 Einwohnern, trotz einer starken Vertretung des deutschen Elements, im Wesentlichen eine englische Stadt ist, ist allbekannt, in der Cronwright-Schreinerschen Broschüre lesen wir aber, daß selbst Prätoria, die Hauptstadt des Transvaal, heute „englischer ist als Kapstadt".

Es ist natürlich sehr schwer, absolut zuverlässige Zahlen über das Bevölkerungsverhältniß zu erhalten. Der letzte Zensus des Transvaal datirt von 1890, und selbst dieser ist eingestandenermaßen mangelhaft, aber seitdem hat die Eröffnung der Randminen Ströme von Einwanderern aus aller Herren Länder ins Transvaal gebracht und die Zahlen der weißen Bevölkerung vollständig ver-

schoben. Nach dem 1890er Zensus standen 59 334 Landesangehörigen, die zu
meist, wenn auch nicht ausschließlich Buren sind, 11 527 Angehörige des Orange
Freistaats, von denen das Gleiche gilt, und 48 267 Ausländer gegenüber. De
Zuwachs der letzten fünf Jahre, der mindestens auf 30 000 zu schätzen ist, komm
fast ausschließlich auf das letztere Kontingent, so daß heute das Ausländer
element jedenfalls an Zahl das Burenelement übersteigt. Von den rund 7800
Ausländern sollen, nach englischer Schätzung, vier Fünftel englischer Abstammun
sein; selbst wenn dies übertrieben ist, wird das Verhältniß der Engländer z
anderen Nationalitäten jedenfalls mit 3 : 1 nicht zu hoch gegriffen sein.

Auf jeden Fall sind also die Buren heute eine Minderheit im Transvaal
Aber sie sind die regierende Minderheit. Sie haben das Stimmrecht zur Volks
vertretung und üben es naturgemäß zu ihrem Vortheil aus. Sie bilden insofer
eine privilegirte Aristokratie, wie es die grundbesitzende Klasse in England bis zu
Reformbill von 1832 gewesen.

Es wäre sicherlich unbillig, an ein so neues und so großen Aenderunge
des Charakters seiner Bevölkerung ausgesetztes Staatswesen denselben Maßsta
anzulegen, mit dem wir an europäische Staaten herantreten. Den Bure
zumuthen, bei Verleihung des Wahlrechts Grundsätze zu beobachten, wie sie den
Proletarier Europas gerecht erscheinen, wäre absurd. Selbst die festest begründete
europäischen Staaten machen die Ausübung des Wahlrechts vom Erwerb de
Staatsangehörigkeit abhängig und verlangen für die Gewährung dieser mehr
jährigen Aufenthalt im Lande.[1] Das Gesetz des Transvaal machte ehedem di
Erwerbung des Bürgerrechts von einjährigem Aufenthalt oder Erwerb von Grund
besitz („Realbesitz") abhängig, vorausgesetzt, daß es sich nicht um Farbige handelte
Diese wurden, wahrscheinlich „zu ihrem Heile", ein für allemal und sammt un
sonders für unfähig erklärt, Bürger der Südafrikanischen Republik zu werden
Nach der Erhebung von 1881 ward die Erwerbung des Bürgerrechts von einen
fünfjährigen Aufenthalt im Lande, fünfjähriger Zugehörigkeit zur Miliz de
Landes und außerdem Zahlung von 25 Pfund Sterling abhängig gemacht.

Wie man nun über das Recht oder Unrecht dieser Erschwerung der Ein
bürgerung denken mag, so erhält sie ihren odiösen Charakter eigentlich erst durc
die Art, wie die Buren die Klinke der Gesetzgebung handhaben. Jede privilegirt
Klasse strebt nach Steuerfreiheit, und die Buren machen davon keine Ausnahme
Als Bauern hassen sie nichts so wie die Steuern. Beweis die frühere Finanz
noth des Staates trotz des relativen Wohlstandes seiner Bürger, ferner de
Umstand, daß der Aufstand von 1881 gegen die Engländer in erster Reihe durc
den Versuch der Eintreibung von Steuern herbeigeführt wurde. Die Buren müßte
Engel sein, wenn sie nicht nahezu alle Lasten den stimmrechtslosen „Ausländern"
zugeschoben hätten.

Würde die Steuerpolitik nur die Minen ausbeutenden Kapitalisten un
kapitalistischen Landerwerbskompagnien treffen, so ließe sich nach Lage der Ding
nicht allzu viel einwenden, und schwerlich würde sie eine allgemeine Oppositior
der Ausländer hervorgerufen haben. Aber die Steuerschraube ist gegen all
Klassen und Schichten der in Industrie und Handel thätigen Bevölkerung an-
gedreht worden. Die Tarife der Transvaalbahnen sind reine Erpressungstarif
für die Geschäftswelt, der Handel in nothwendigen Artikeln für den Minenbetrieb
ist entweder an Monopolisten verpachtet (Dynamit), die übertrieben hohe Preis

[1] In England freilich hat der Ausländer, sofern er eine selbständige Wohnung inne
hat, zu Gemeinde-, Schul- 2c. Vertretungen Wahlstimme.

ordern, oder durch hohe Zollabgaben vertheuert, und hohe Zölle auf Lebensmittel drücken die arbeitende Bevölkerung noch mehr als die Kapitalisten. Dazu kommen dann Mißstände, wie daß in Ortschaften mit fast ausschließlich nichtburischer Bevölkerung Verwaltung, Polizei, Jurisdiktion und Schule in den Händen von Buren sind und nach deren Gefallen gehandhabt werden u. s. w. Kurz, wenn man auch mit ziemlicher Sicherheit annehmen kann, daß ein Theil der „Ausländer“-Agitation Mache ist und von hitzköpfigen englischen Jingoes angezettelt ist, so würde diese Agitation doch schwerlich die Dimensionen angenommen haben, die sie nach allen Berichten schließlich angenommen hat, wenn nicht triftige Gründe zu allgemeiner Unzufriedenheit mit dem Burenregiment vorgelegen hätten. Zudem hat „Onkel Paul“, der Präsident der Burenregierung, selbst zugegeben, daß Gründe zur Unzufriedenheit vorhanden, Reformen erforderlich seien. Aber die Ausführung der Reformen ist immer wieder hinausgeschoben worden.

Da spielen nun, außer der angeborenen Abneigung der Buren gegen die Fremden und — wenigstens zur Zeit — insbesondere gegen die Engländer, jedenfalls noch internationale Abmachungen mit. Daß seit mehr als einem Jahrzehnt deutsche Kolonialenthusiasten den Buren um den Bart gehen, ist offenes Geheimniß, ebenso daß die wirklichen Blutsverwandten der Buren, die Holländer, deren Widerstand gegen die englischen Einwirkungen Vorschub leisten. Die Verwaltung der Transvaal-Eisenbahn sitzt in Amsterdam, das Monopol des Dynamithandels im Transvaal hat die Firma Lippert in Hamburg. Inzwischen hat die Eroberung von Matabeleland — die Gründung von Rhodesia — die beiden Burenrepubliken in einen Ring von englischen Besitzungen eingeschlossen, der nur nach Osten zu, gegen das Meer hin, eine Oeffnung läßt. Freilich ist es nur figürlich zu nehmen, wenn Präsident Krüger davon spricht, daß man die Buren in einen Kraal eingeschlossen hat. Dieser „Kraal“ verfügt noch über beiläufig 25 Millionen Morgen unbesetzter Staatsländereien. Aber in Afrika rechnet man mit anderen Größen als in Europa, und daß die Buren im Süden, im Westen, im Norden und zum Theil im Osten Engländer zu Nachbarn haben, bleibt eben doch Thatsache.

Jede allgemeine Ausdehnung des Wahlrechts würde bei dessen numerischem Uebergewicht den Einfluß des englischen Elements im Burenland verstärken und damit in der That den Moment des Heimfalls desselben an eine Südafrikanische Konföderation britischen Charakters beschleunigen. Darum suchen die Buren nach einer Form der Wahlrechtserweiterung, welche die ihnen nicht gefährlichen Nationalitäten auf Kosten der Engländer bevorzugen würde. So sind die jüngsten Erklärungen Onkel Krügers zu verstehen. In ihrem Dünkel haben die meist englischen Führer der Ausländerpartei in Johannisburg ihm jetzt die beste Handhabe dafür geliefert. Sie haben sich als großartige Freiheitspartei geberdet, quasi-revolutionäre Komites gebildet und so der Polizei der Buren Anlaß zum Einschreiten gegeben, durch lächerliche Drohungen die Zusammenziehung von wohlgeübten Milizen herbeigeführt. Dann haben sie den Dr. Jameson zu Hilfe gerufen, und als er kam, ihn schmählich im Stich gelassen. Hinterher schimpfen sie auf den Kommissär der englischen Regierung, Sir Hercules Robinson, dessen Erlaß gegen das Jamesonsche Unternehmen den Erfolg der Erhebung vereitelt habe. Als ob ein papierner Erlaß im Stande gewesen wäre, das Geringste auszurichten, wenn ihm ein entschiedener Wille gegenübergestanden hätte. Diese Herren haben ihre Niederlage wohl verdient.

Ob aber der Sieg der Buren eine gar so bejubelnswerthe Sache ist, möchte ich bezweifeln. Soviel ist klar, daß die Freiheit, die *sie* meinen, nicht die Freiheit ist, welche das vorgeschrittene Europa erstrebt. Die Buren wollen

nicht nur unbestrittene Herren des Landes sein, das sie den Eingeborenen abgenommen, jeder Einzelne von ihnen will auch souveräner Herr auf seinem Besitzthum sein. Das ist ein verlockendes, aber auf die Dauer unhaltbares Ideal. Es ist schon untergraben durch die Rückwirkung der Goldfunde. Früher oder später werden die Buren also ihr halbfeudales Wesen aufgeben und in ein modernes Staatswesen aufgehen müssen. Ob das ein englisches oder holländisches sein wird, liegt daran wirklich so viel? Denn daß es etwa ein deutsches sein wird, daran ist im Ernst nicht zu denken. Die Buren werden sich der deutschen Vettern gern bedienen, um sie gegen die Engländer auszuspielen, aber gegen intimere Umarmungen würden sie sich noch ganz anders sträuben wie die Elsaß-Lothringer. Lasse man sich doch nur nicht durch Redensarten wie Blutsverwandtschaft irreführen. Selbst wo sie wirklich vorliegt, reicht ihr Einfluß nicht weiter, als das Interesse. In Lebensauffassung, Gewohnheiten 2c. steht aber der Bur dem Engländer sehr viel näher, als dem heutigen Deutschen, sind ihm die englischen Einrichtungen sehr viel sympathischer als die deutschen. Eine Ausnahme macht nur die Frage der Negerbehandlung. Wenn aber das offizielle Deutschland in diesem Punkt mit den Buren fühlt, so hört für die deutsche Arbeiterwelt hier gerade die Verwandtschaft auf. Und ebenso, wenn der Jubel über den Burensieg nur das Präludium sein sollte für eine neue Engländerhetze oder Schlimmeres. England mag den Appetiten deutscher und französischer Kolonienjäger im Wege sein, aber es ist das Land, in dessen Kolonien größere Bewegungsfreiheit, weitgehendere Gleichberechtigung für Ausländer herrscht, als in den Kolonien irgend eines anderen Landes. Aber abgesehen davon, welche Kolonie deutsche Kolonialschwärmer auch träumen mögen, England mit Gewalt abnehmen zu können, sie würde am Ende der Dinge dem deutschen Volke theurer zu stehen kommen, als die Annexion von Elsaß-Lothringen, deren Jubiläum sicher selbst für die patriotischsten Gemüther, und gerade für diese, sofern sie ehrlich sind, keines ungemischter Freude ist. Ein ernsthafter Angriff gegen England würde von der englisch sprechenden Welt auf dem ganzen Erdenrund nachgefühlt werden.

Das Telegramm des deutschen Kaisers an den Präsident Krüger ist in England von allen Parteien als gegen letzteres gemünzt aufgefaßt worden. Ob es so gemeint war, wird sich bald zeigen. Inzwischen ist es gut, dafür zu sorgen, daß um der vermeintlichen Blutsverwandtschaft mit den Buren willen nicht die wirkliche und höhere Interessengemeinschaft, die das deutsche Volk mit dem englischen verbindet, aufs Spiel gesetzt werde. Um einer rückständigen Bauernaristokratie uns mit dem vorgeschrittensten Volk Europas verfeinden — der Gedanke ist zu ungeheuerlich, um ihm ernsthaft Raum zu geben.

Stepniak.

Von Vera Sassulitsch.

Die Redaktion der „Neuen Zeit“ ersucht mich um einen Abriß des Wirkens Stepniaks in Rußland und dann im Auslande. Einen solchen könnte ich nicht geben. Stepniaks Leben war so erfüllt von Thätigkeit und Bewegung, daß sogar ein kurzer, trockener Ueberblick über sein Lebenswerk mehr Zeit, Seiten und vor allem Ruhe fordern würde, als sie mir zur Verfügung stehen. In Folgendem werde ich von Stepniak berichten, so gut ich kann.

Sergius Krawtschinsky, dies sein wirklicher Name, stammte aus einer vornehmen Familie und absolvirte seine Studien in einer Militärschule. Zu Beginn der siebziger Jahre, die allen Jenen unvergeßlich bleiben, welche einen thätigen

Antheil an der revolutionären Bewegung jener Zeit genommen haben, zählte er gegen vanzig Sommer. Krawtschinsky war einer der Begründer, das thätigste und cherlich das begabteste Mitglied einer Gruppe, die 1872 in Petersburg gegründet urde und einen Propagandafeldzug in den Vorstädten der Residenz und im folgenden ahre in den Dörfern an den Ufern der Wolga begann. Um nicht als Angehörige ner anderen Klasse zu den Bauern zu kommen, verdingten sich die Propagandisten ls Tagelöhner für die Feld- und Erntearbeiten. Und noch kürzlich, hier in London, ersicherte mir Stepniak mit augenscheinlichem Vergnügen, daß er ein guter Tage-öhner war. Die Bauern lobten ihn als solchen, er leistete nicht weniger als sie, nd sogar mehr als Rogatschoff, ein anderer Propagandist, der wegen seiner athle-schen Stärke berühmt war. „Er, der ein Hufeisen gerade bog, war ohne Zweifel ärker", sagte Stepniak, „aber ich konnte länger aushalten."

Die unternommene Propaganda regte ihn zu seinen ersten literarischen Ver-uchen an, Erzählungen, in denen er seine sozialistischen Ueberzeugungen symbolisch arstellte. Echte Jugendwerke, welche heute, kalt-kritisch gelesen, höchst sonderbar rscheinen würden, welche aber damals ungemein gefielen und die nebelhaften Ideen nd glühenden hochherzigen Gefühle zum Ausdruck brachten, die in der Stimmung ener Zeit die Oberhand hatten.

Der junge Riese bethätigte einen eisernen Willen bei der Ausführung alles essen, was er in Angriff nahm. Er theilte seine überströmende Lebenskraft seiner esammten Umgebung mit, idealisirte alles, was in den Kreis seiner Ideen fiel und etrachtete es mit dem verklärenden Auge des Dichters. Gleichzeitig war er in seinen ersönlichen Beziehungen einfach, aufrichtig und zärtlich wie ein Kind. Kein Wunder, aß er der gemeinsame Liebling aller seiner Genossen war. Als die Verhaftungen egannen, ließ sich Jeder angelegen sein, vor allem ihn zu retten. Man vermuthete n ihm so viel Kraft, so viel noch nicht zur vollen Entfaltung gelangte Talente, eine anze Zukunft voller Thaten, die im Gefängniß verkümmern zu lassen Schade ewesen wäre: daß Jeder sein Möglichstes that, um ihn zur Abreise nach dem Auslande zu bewegen.

Zu jener Zeit konnte er nicht endgiltig im Auslande bleiben, da er zu innig nit der russischen Bewegung verwachsen war. Er kehrte nach der Heimath zurück, obald es nur anging und stürzte sich von Neuem in die Bewegung, bis die Freunde nter Vorwänden und mit Aufbietung von allerlei List ihn bestimmten, abermals Rußland zu verlassen. Um Krawtschinsky längere Zeit fern vom Vaterlande fest-uhalten, bedurfte es nichts Geringeres als ein Schlachtfeld, auf dem für ein ihm ympathisches Ziel gekämpft wurde, und das die Hoffnung auf die Erwerbung nilitärischer Erfahrungen in ihm erweckte, die seiner festen Ueberzeugung nach ihm n den künftigen Kämpfen gegen den russischen Despotismus zugute kommen mußten. Er begab sich nach der Herzegowina, um Antheil an den militärischen Scharmützeln u nehmen, welche dem russisch-türkischen Kriege vorausgingen. Dann schloß er sich en italienischen Revolutionären bei dem Zug nach Benevent an,[1] wurde verhaftet und verbrachte fast ein Jahr in einem italienischen Gefängniß. Kaum daß Viktor Emanuels Tod (Januar 1878) ihm die Freiheit zurückgegeben, gründete er zusammen nit mehreren Freunden in Genf eine Zeitung: Die „Obschtschina". Einige Wochen päter kam er mit den ersten Nummern derselben und dem Plane, ein Blatt in Rußland zu gründen, in die Heimath zurück und wanderte zum letzten Male über „das glühende Straßenpflaster Petersburgs", wie er sich selbst ausdrückte.

Es war dies im Monat Mai 1878. Krawtschinsky war in bester Stimmung zurückgekehrt, voller Hoffnungen und mit dem festen Entschluß, vom Kampfe in Rußland nicht mehr abzulassen. „Bis Sie verhaftet werden", erklärte man ihm. „Bis zum Siege", gab er zur Antwort. Die russische revolutionäre Bewegung trat damals in die Periode der machtvollsten Entfaltung ein, welche sie unter den gegebenen

[1] Es war dies ein Putsch, den italienische Anarchisten unter der Führung von Cafiero und Malatesta im April 1877 versuchten, und der sofort niedergeschlagen wurde.
Die Redaktion.

Verhältnissen in Rußland erreichen konnte. Der Moment war vielleicht der glücklichste von Krawtschinskys Leben. Er fand in Petersburg, inmitten der revolutionären Gährung eine leitende Organisation, die bewunderungswürdig eingerichtet war, und der die erfahrensten Revolutionäre angehörten, welche eine grenzenlose Autorität über die studirende Jugend erlangt hatten, einen guten Ruf und etwas Einfluß unter der Arbeiterschaft einiger Petersburger Fabriken besaßen und sich sogar einer gewissen Achtung bei den liberalen Kreisen erfreuten. Nach seiner ganzen Art und Weise zu denken, die Eindrücke zu erfassen und zu beurtheilen, ein Künstler, ein Dichter, — obgleich er sein Lebtag auch nicht einen einzigen Vers geschrieben hat — war Krawtschinsky der Poet par excellence der heldenhaften Gefühle, der edlen und starken Naturen, der moralischen Schönheit. Was in seinem Herzen zitterte, was er im Leben und in den Büchern suchte, das schilderte er auch am besten in seinen Werken. Die Organisation, welcher er in den ersten Tagen seines Petersburger Aufenthalts beitrat, bot ihm hierfür reiches, überreiches Material. Die Artikel, die von ihm 1878 in der „Obschtschina" und in „Semlja i Wolja" (Land und Freiheit, erschienen, — einem zu seiner Zeit hochberühmten Namen, der von Krawtschinsky für das Blatt gefunden wurde, das im Sommer des genannten Jahres zu erscheinen begann, und das in einer geheimen Druckerei zu Petersburg hergestellt wurde — ähneln sehr wenig den gewöhnlichen Zeitungsartikeln. Sie waren Werke der Poesie, indeß einer wahrhaft revolutionären Poesie, die jedenfalls in einem bürgerlich-ruhigen Milieu nicht nachempfunden werden kann, die aber in bewunderungswürdiger Weise den Gefühlen entsprach, welche in jener Zeit die Herzen höher schlagen machten und sie mit Energie erfüllten. Seiner Geistesrichtung nach Dichter, war Krawtschinsky doch gleichzeitig eine äußerst thatkräftige, thätige Natur. Außerdem liebte er die Gefahr, liebte und suchte er die Gelegenheiten, Muth und Willensstärke bethätigen zu müssen, um die Gefahr zu besiegen. Die Organisation bot ihm die Möglichkeit, alle Neigungen zu befriedigen, alle Seiten seines Wesens zu entfalten und zu bethätigen, sozusagen mit allen Seiten seiner Individualität zu leben. Er arbeitete für die Zeitung, die außerordentlichen Erfolg hatte, und daneben schuf er sich einen ausgedehnten Bekanntenkreis — einen zu ausgedehnten für einen Verschwörer —, dessen Abgott wie überall und allzeit Krawtschinsky wurde. Die Idee eines bewaffneten Kampfes gegen die brutalsten Werkzeuge des Despotismus — eines Kampfes, den man später als den „terroristischen Kampf" bezeichnete — schlug damals mehr und mehr Wurzel in den revolutionären Kreisen. Die erste, von der Organisation ausgehende terroristische That wurde Krawtschinsky anvertraut, der seine mehr als gefährliche Mission mit einem bewunderungswürdigen Muthe erfüllte.[1] Nachdem er der ersten, unmittelbar drohenden Gefahr entgangen, lebte er ruhig in Petersburg weiter, als ob nichts geschehen wäre. Und doch stand sein Kopf auf dem Spiele, denn eine hohe Belohnung war auf seine Verhaftung gesetzt und mußte den Eifer der Schergen verhundertfachen. Die bewunderungswürdige Organisation hätte es trotzdem ermöglicht, ihn in Petersburg zu halten, aber die äußerste Vorsicht war geboten, und Krawtschinsky war durchaus nicht vorsichtig. Seine nächsten Freunde suchten deshalb Mittel und Wege, um ihn aus Petersburg zu entfernen. Es war nicht daran zu denken, daß er freiwillig das geliebte Petersburger Pflaster verlassen würde. Mehrere Monate verstrichen, bis man eine Mission im Auslande ausfindig machte, die äußerst dringend schien und die er allein erfüllen konnte. Er reiste in der festen Ueberzeugung ab, spätestens in drei Wochen zurückzukehren, früh genug, um die folgende Nummer seiner Zeitung redigiren zu können. Aber er hat Rußland nie wiedergesehen. Als er sich

[1] Diese That war die Tödtung des Generals Mesenzew, des Chefs der geheimen Polizei, an dem die scheußlichen Mißhandlungen gerächt werden sollten, denen er die politischen Gefangenen in Petersburg und Charkow ausgesetzt. Das Exekutivkomite der russischen sozialrevolutionären Partei sandte ihm sein Todesurtheil, und zwei Tage darnach, am 4./16. August 1878, wurde er auf der Straße von Krawtschinsky erdolcht, der nach der That einen eleganten bereitstehenden Wagen bestieg und davonfuhr, ohne an der Flucht gehindert zu werden.

Die Redaktion.

n der Schweiz befand, stellten die Freunde seiner Rückkehr tausenderlei Schwierig-
eiten entgegen und versprachen ihm, ihn in einem günstigeren Augenblick zurück-
urufen. Dieser Augenblick trat nicht ein: umgekehrt, die Lage in Rußland ver-
chlimmerte sich und wurde immer schwieriger. Einmal allerdings forderte man
krawtschinsky zur Rückkehr auf und versprach ihm, alles hiefür Nöthige zu senden.
Es war dies nach dem 1./13. März 1881, dem Tage der Tödtung Alexanders II.,
ls es mit der Organisation bereits abwärts zu gehen begann. Allein kaum daß
ie Aufforderung geschehen war, erfolgte eine Katastrophe, in welcher die Reste der
Organisation zu Grunde gingen und mit ihnen jede Hoffnung für Krawtschinsky, sein
Vaterland bald wiederzusehen.

Die ersten Jahre seines letzten Aufenthaltes im Auslande widmete er außer
em Studium fremder Sprachen der Abfassung von Skizzen über die jüngste revo-
utionäre Bewegung und von idealisirten Bildern ihrer Helden.[1] Aber diese Bewe-
ung wurde schwächer und schwächer, verfiel und zerfiel immer mehr. Gegen Mitte
er achtziger Jahre konnte man an ihr Erlöschen glauben. Ihre schwächlichen Ueber-
este forderten nicht die begeisterte dichterische Verklärung durch Stepniak heraus,
die Krawtschinsky sich jetzt nach dem Pseudonym nannte, mit welchem er seine Werke
eichnete. Seine Natur war jedoch zu stark, zu thatkräftig, als daß er sich damit
egnügen konnte, einzig und allein von den Erinnerungen der Vergangenheit zu
ehren, auch dann nicht, wenn er diese in literarischen Werken gleichsam zu Fleisch
nd Blut verkörperte. Er bedurfte einer Thätigkeit, deren Nutzen für die Gegen-
wart er fühlte. Das letzte Jahrzehnt seines Lebens widmete er der Anpassung seines
Geistes, seines Talents an diese Gegenwart, die im Vergleich zu der jüngsten Ver-
angenheit so farblos und prosaisch war, er widmete es dem mit zäher Ausdauer
erfolgten Werk seiner Umwandlung aus einem Künstler in einen Publizisten. Seine
n englischer Sprache geschriebenen Bücher über Rußland[2] sind ein lebendiges Zeug-
iß dafür, sie waren das Resultat einer gewissenhaften Arbeit, mit der er nie zu-
rieden war, für die er sich nicht begeisterte, aber die er als nützlich erachtete für
as praktische Ziel, das er sich gesteckt hatte: in England eine dem russischen Despo-
ismus feindliche Strömung dadurch zu schaffen, daß er die sozialen und politischen
Zustände in Rußland in nackter Wirklichkeit schilderte.

Die Eigenart von Stepniaks Talent gelangt — unverfälscht und kräftig nur in
en wenig zahlreichen künstlerischen Werken zum Ausdruck, die er unter Bedingungen
eschrieben hat, welche der Entwicklung eines Talents am meisten hinderlich waren.
Für die Engländer in englischer Sprache das so eigenartige russische Leben der
evolutionären Gruppen darzustellen, forderte einen solchen Aufwand von Kraft, daß
er künstlerische Werth der Schilderungen darunter leiden mußte. „Die Laufbahn
ines Nihilisten", das Hauptwerk, das er während seines Aufenthalts in England
eschrieben hat, giebt ein richtiges Bild der Bewegung zur Zeit von Stepniaks letztem
Aufenthalt in Rußland von 1878 bis 1879. Vielleicht bin ich außer Stande, diesen
Roman unparteiisch beurtheilen zu können. Zu gut kenne ich die geschilderte Epoche
nd sogar mehrere der Persönlichkeiten, welche die Originale seiner Helden sind.
Vielleicht lassen mich die Erinnerungen mehr Leben, mehr Kraft in den aufgerollten
Gemälden finden, als sie in Wirklichkeit für Jemand besitzen, der sich nicht in meiner
age befindet. Aber was ich mit aller Bestimmtheit behaupten kann, ist, daß diese
Gemälde, mögen sie lebensvoll und kraftvoll sein oder nicht, durchaus wahr sind.

Der Roman zeigt den Charakter der Bewegung im richtigen Lichte, auch spiegelt
r sehr treu die Eigenart von Stepniaks Wesen selbst wieder. Es muß auffallen,
aß in dem Roman nur die Gefühle und moralischen Physiognomien der Helden
ezeichnet werden, und daß man nichts erfährt von den politischen und ökonomischen

[1] Bekannt ist sein zuerst italienisch erschienenes, dann in verschiedene Sprachen über-
tztes „Unterirdisches Rußland". Die Redaktion.

[2] Namentlich sind zu erwähnen: „Die russische Gewitterwolke", „Rußland unter den
aren", „Der russische Bauer". Letztere Schrift ist bekanntlich, von V. Adler übersetzt, auch
utsch bei Dietz erschienen. Die Redaktion.

Ansichten der Revolutionäre, von ihren Anschauungen, ihrem Programm. Aber auc in der Wirklichkeit war die revolutionäre Bewegung jener Zeit viel reicher an hoch herzigen Gefühlen, als an klaren Ideen und bestimmten Begriffen. Den Revolutionäre war ein lebendiges und kräftiges Bewußtsein der sozialen Ungerechtigkeit eigen, unte der das Volk litt, ein lebendiges und kräftiges Bewußtsein der zwingenden Pflich ihre ganze Person einzusetzen, um dieser Ungerechtigkeit ein Ende zu machen, allei jeder augenblickliche Erfolg wie jede augenblickliche Niederlage veränderten ihre An sichten über die praktischen Mittel und Wege, dieses Ziel zu erreichen und „den Volke ihre Schuld zu bezahlen". Die Ansichten, die Programme wechselten fort während, aber die moralische Physiognomie der Revolutionäre blieb unveränder ihre Hingebung und Opferfreudigkeit, ihr Muth erfuhren keine Abschwächung, sonder wuchsen immer mehr. Dies erschien Stepniak als das Wesentliche, und blieb da Wesentliche für seine Beziehungen zu den Personen, und dieser Zug seines geistigen un moralischen Wesens schuf ihm eine fast einzige und für Andere unerreichbare Stellung

Er war ein Menschenkenner. Mit fast intuitivem Scharfsinn erkannte er de Grund eines Charakters, und auf diese Kenntniß gründete er seine persönlichen Be ziehungen. Meinungsunterschiede mußten sehr groß und tiefgehend sein, um ihn vo Personen zu trennen. Selbstverständlich war es ihm unmöglich, innige Beziehunge mit entschiedenen Vertheidigern des Despotismus und der Ausbeutung zu unterhalte Aber davon abgesehen waren die Meinungen für seine persönlichen Beziehunge wenig ausschlaggebend. Bewunderungswürdig richtig treffend, erfaßte er im Nu di leichtesten Anzeichen von Falschheit, Prahlerei und Kleinlichkeit. Der geringste Beleidigung unfähig, sogar gegenüber von Leuten, die er verachtete, hielt er sich s weit als möglich von ihm unsympathischen Persönlichkeiten entfernt, und das wa alles. Mit offensichtlicher Freude schilderte er die Vorzüge von Charakteren, un nur in sehr vertraulichem Gespräch, und wenn er es für nöthig erachtete zu warne äußerte er sich über deren Fehler. In diesem Falle konnte man fest versichert sei daß die Erfahrung seine Ansicht bestätigen würde. Wenn ihm andererseits der Charakte eines Menschen Achtung einflößte, so hielt er seine Beziehungen zu ihm aufrecht unbe schadet der Meinungsunterschiede, der Parteikämpfe, die sich um ihn abspielten, ja soga ohne Rücksicht auf die Handlungen, welche der Ausfluß der Ansichten und nicht vo Charakterfehlern waren. Nicht nur, daß er in diesem Falle nicht brechen wollt er konnte es ebenso wenig, als er einer Ungerechtigkeit fähig gewesen wäre. I den ersten Zeiten seines letzten Aufenthalts im Auslande brachte ihm dieser Charakte zug manche schmerzliche Minute. Nahestehende und ihm sehr liebe Freunde quälte ihn manchmal mit Bitten, das oder jenes zu thun oder auch nicht zu thun. So z. B sich zu weigern, einen Artikel für ein feindliches Blatt zu schreiben, dessen Meinunge er selbst durchaus nicht theilte. Allein er achtete den Redakteur des Blattes, der ein Weigerung als eine persönliche Beleidigung empfunden hätte. „Ich kann es nicht" erwiderte Stepniak in diesem Falle, wenn ihm die Gründe fehlten. Er war dan traurig und niedergeschlagen darüber, daß er seinen Freunden Kummer bereitet aber er konnte nicht anders. Ihm deswegen zu zürnen war absolut unmöglic Nach einer langen resultatlosen Auseinandersetzung mit ihm konnte man nicht anderes thun, als daß man ihn schließlich umarmte. Man fühlte in diesem Fall sehr gut — die absolute Wahrhaftigkeit seines ganzen Wesens zwang es zu fühlen — daß seine Handlungsweise nicht der Ausfluß der Gleichgiltigkeit war, ja nicht einma der Duldsamkeit, sondern eines Gerechtigkeitsgefühls, das in seiner gesammten Denk und Empfindungsweise wurzelte. Dieses Gerechtigkeitsgefühl, für das nur di Charaktere und nicht die Thaten maßgebend waren, und für welches Meinungs unterschiede nicht in Betracht kamen, ein Gerechtigkeitsgefühl, das sich im Leben eine auf feste Prinzipien und klare Begriffe gegründeten Partei nicht bethätigen kan dieses Gerechtigkeitsgefühl machte in gewisser Hinsicht die Stärke der originale Persönlichkeit Stepniaks aus. Er flößte Anhänglichkeit und grenzenloses Vertraue ein, und das nicht etwa trotz dieses im politischen Kampfe unmöglichen Gerechtigkeits gefühls, das mitunter schmerzlich empfunden wurde, sondern unter anderem gerad

wegen dieses Charakterzugs, welcher für das innerste Wesen dieser im höchsten Grade starken, hochherzigen und gleichzeitig liebevollen Individualität so bezeichnend war.

Wenn ein Anderer als Stepniak die charakterisirte Taktik befolgen wollte — die übrigens bei Stepniak nichts weniger als überlegte Taktik war —, so würde der Betreffende sich bald Jedermann entfremden und Niemand nützen. Bei Stepniak traf das Gegentheil zu: er bewahrte all seine Freunde und blieb der begehrte Kamerad Aller, die er selbst achtete.

Alle Angehörigen unserer Gruppe waren mit Stepniak durch alte Freundschaft und grenzenloses Vertrauen aufs Innigste verbunden. Und trotz der Zeit und der Entfernung, trotz des verschiedenen Thätigkeitsfelds erhielt sich unsere wechselseitige Zuneigung unverändert. Seinen freundschaftlichen Winken und Rathschlägen wurde so viel Vertrauen entgegengebracht, als ob er zu unserer Partei gehört hätte, als ob er mit uns und ganz und gar der Unsere gewesen wäre. Und trotz aller Meinungsunterschiede waren wir überzeugt, daß wir ihn eines Tags völlig zu den Unseren zählen könnten. In den letzten Zeiten war diese Ueberzeugung fester als je und nur der Tod hat uns unsere Hoffnung zu rauben vermocht.

Gerhart Hauptmanns Florian Geyer.

Berlin, 7. Januar 1896.

Von den neuen Theaterstücken, die seit vergangenem Herbste über die hiesigen Bühnen in den Orkus gewandert sind, verdiente keines an dieser Stelle auch nur die geringste Erwähnung. Erst Gerhart Hauptmanns „Bühnenspiel" aus dem deutschen Bauernkriege, das am 4. d. M. zum ersten Male im deutschen Theater aufgeführt wurde, hat den Bann der entsetzlichen Geistesöde gebrochen, der über der bürgerlichen Dramatik der deutschen Gegenwart waltet. Es hat auf den Brettern zwar auch einen entschiedenen Mißerfolg gehabt, einen Mißerfolg, der weder durch das lärmende Getöse der wohlwollenden Klaque verschleiert, noch durch den skandalösen Spektakel der feindseligen Kliquen verstärkt werden konnte. In der „Stadt der Intelligenz" muß nun einmal der „gebildete" Pöbel alles, was über seinen unglaublich niedrigen Geisteshorizont hinausgeht, zum Gegenstand wüthender Katzbalgereien machen, aber es versteht sich, daß damit nichts für und nichts wider Hauptmanns Stück entschieden worden ist. Thatsächlich beruhte der theatralische Mißerfolg des „Florian Geyer" darauf, daß dies „Bühnenspiel" kein Drama ist.

Es ist kein Drama, obgleich der „Florian Geyer" genau nach demselben Schema gearbeitet ist, wie die „Weber". Hier wie dort hält sich Hauptmann streng an den geschichtlichen Verlauf der Dinge, und die dramatische Handlung löst sich in eine Fülle von Episoden auf. Wenn man die historische Studie über Florian Geyer liest, die Wilhelm Blos vor langen Jahren einmal in der „Neuen Zeit" veröffentlicht hat, so hält man das thatsächliche Gerippe des Theaterstücks in der Hand. Hauptmann hat sich mit großem Fleiß in die Geschichte des deutschen Bauernkriegs versenkt und mit ehrlichem Bemühen, sie in ihrem inneren Zusammenhange zu erkennen. Er macht kein Hehl aus dem feigen und verrätherischen Spiel, das Luther, Götz von Berlichingen und der hohenzollernsche Markgraf Casimir mit den aufständischen Bauern getrieben haben; es gereicht dem Dichter durchaus zur Ehre, daß die verschiedenen Schattirungen der bürgerlichen Presse vor Wuth bersten über die poetische Gerechtigkeit, womit er ihren verschiedenen Idolen aus dem sechzehnten Jahrhundert gerecht geworden ist.

Bei gleicher Behandlungsweise des Stoffs steht aber die Wirkung, welche die „Weber" und der „Florian Geyer" von der Bühne her ausüben, in vollkommenem Gegensatze. Diese Wirkung ist bei den „Webern" ebenso stark, wie beim „Florian Geyer" schwach. Man hat die Verschiedenheit aus dem rückwärts gewandten Gesichte der revolutionären Bauern erklären wollen, wohl in Anknüpfung an die bekannte Auffassung Lassalles, wonach die Bauernkriege im Grunde eine reaktionäre Bewegung

gewesen seien. Indessen ganz abgesehen von Allem, was sich gegen diese Auffassung einwenden läßt, so war das Gesicht der Revolutionäre in dem Hunger-Aufstande der schlesischen Weber mindestens ebenso sehr rückwärts gewandt, wie im Bauernkriege. Gerade im Gegentheile: weil der Bauernkrieg eine unendlich viel komplizirtere, sich tausendfach mit einer großen Weltwende der menschlichen Zivilisation verflechtende Bewegung war, ist Hauptmann daran gescheitert, ihn dramatisch in derselben Weise zu bewältigen, wie den Aufstand der schlesischen Weber.

Konnte der Dichter nun aber die um so gewaltigeren Massen des Bauernkrieges in den engen Rahmen eines Theaterabends nicht in dramatische Bewegung setzen, so war es ein ganz richtiger Gedanke, seinem Trauerspiele einen Helden zu geben, an dem es bekanntlich den „Webern" fehlt. Und der Held selbst ward in dem tapfern Ritter, der in unerschütterlicher Treue an der Spitze der aufständischen Bauern gekämpft hat, auch mit feinem Instinkte herausgegriffen. Je weniger uns die Geschichte von Florian Geyer zu erzählen weiß, um so mehr war es dem Dichter erlaubt und geboten, sein Charakterbild in historisch und poetisch glaubwürdiger Weise zu gestalten. Indessen diese Aufgabe hat Hauptmann nicht lösen können oder nicht lösen wollen. Was er an eigener Zuthat seinem Helden giebt, verdunkelt dessen Gesichtszüge mehr, als es sie erhebt. Hauptmann macht Florian Geyer zu einem Geistesgefährten Sickingens und Huttens; er läßt ihn mit Hutten zu den Füßen des Humanisten Mutian in Gotha sitzen. Aber Mutian, der den Bauernkrieg noch erlebte, schimpfte über das „rohe Landvolk, ohne Sitten, Gesetz und Religion" ganz im Stile Luthers, und hätten Sickingen und Hutten das Jahr 1525 erlebt, so würde ihr Platz sicher nicht auf Seiten der aufständischen Bauern gewesen sein. Es hat seinen ganz guten Sinn, wenn Florian Geyer die bauernfeindlichen Ritter damit verhöhnt, daß sie ihre eigenen Führer Sickingen und Hutten feige im Stiche gelassen hätten, aber wenn er zu seinem letzten Kampfe mit den Worten auszieht: „Lebt wohl, liebe Brüder, es müßte Wunders zugehen, wenn wir uns sollten wieder begegnen. Thut mir Bescheid: Ulrich von Huttens Gedächtniß! Des Sickingen Gedächtniß! Sein Sohn ist ein Hundsfott, hat sich zu den Bündischen geschlagen", so wird Florian Geyer zu einem vollkommenen Konfusionarius gestempelt. Sickingens Sohn handelte durchaus im Geiste seines Vaters, wenn er sich zu dem Adel gegen die Bauern hielt.

Eine dichterische Zuthat von ebenso zweifelhaftem Werthe scheint es zu sein, daß Florian Geyer in der Schlacht von Pavia auf französischer Seite gekämpft haben soll, daß die ihm verfeindeten Ritter ihn in etwas sehr modernem Stile sozusagen als Französling verdächtigen und daß er selbst in eben jener Scheidestunde auf die Frage eines seiner Getreuen, ob „französische Stüber und Sonnenkronen das Beste gethan hätten bei dem bäurischen Handel", zweideutig antwortet: „Bruder, es sind niemalen subtilere Praktiken im Gange gewest und wahr ist's, der Wind wehte stark von West. Sollen wir aber nit unsere Segel spannen, wo wir gen Osten wollen schiffen, allein, weil der Wind von Frankreich wehet . . . Wer nach den neu entdeckten Inseln fahren will, nutzet die Winde, wo sie wehen. Er kann mit Nichten immer gerad aus schiffen, nur daß er sich selbst glauben hält und dem Ziele treu bleibe." Worauf Florian Geyer nach Wein ruft und nach seinem Lagermädel, beiläufig eine sehr mißglückte Nachahmung des Käthchen von Heilbronn. Wir vermögen nicht zu erkennen, ob mit diesem wiederholt im Stücke anklingenden Motiv des Franzosen-Goldes irgend eine geheime Schuld des Helden angedeutet werden soll, aber wir brauchen nicht zu sagen, wie deplazirt, historisch und poetisch deplazirt dieser Zug sein würde.

Es ist der Grundfehler des Stücks, daß Hauptmann mit seinem Helden dramatisch nichts anzufangen weiß. So wenig die Geschichte von Florian Geyer berichtet, so ist er in ihr doch noch eine ganz andere Heldengestalt, als in Hauptmanns Drama. Dort sehen wir ihn handeln und hier hören wir ihn nur reden. In der Mitte jedes Aktes tritt er auf, um sehr glaubhaft, aber auch sehr undramatisch auseinanderzusetzen, wie trefflich er den Bauern zu rathen wisse und wie schlecht sie auf seinen Rath zu hören verständen. Aus diesem lahmen Spiele ergiebt sich nun

aber noch ein viel lahmeres Gegenspiel: um dem Helden sein Recht zu geben, müssen die Bauernführer sich von ihrer schlechtesten Seite als kurzsichtige, zänkische Tölpel zeigen; Hauptmann verschmäht selbst nicht, einem von ihnen den Schwindel in den Mund zu legen, den der Schleicher Melanchthon dem braven Münzer nachgelogen hat: den Schwindel von dem Auffangen der Büchsenkugeln im Aermel. Die Bauern selbst erscheinen überhaupt erst im fünften Akt, in der kläglichsten Verfassung, als Gefangene der siegreichen Ritter, welche sie mit Hundepeitschen bearbeiten. Von den ergreifenden und erschütternden, den heroischen und tragischen Seiten des Bauernkrieges ist in dem Drama nichts zu spüren, es sei denn, daß sie in den vielen Reden über alle möglichen Dinge einmal gestreift werden.

Die Vorzüge des Dramas liegen auf rein literarischem Gebiete. Die episodischen Gestalten, deren es ein halbes Hundert giebt, sind ungemein fleißig und sauber ausgearbeitet. Die Buch-Ausgabe des Dramas, die nahezu zwanzig Bogen umfaßt, ist gewissermaßen eine Studienmappe voll historischer Charakterköpfe, die fein und geistreich gezeichnet und meist auch gut getroffen sind. Das läßt sich unter der gelehrten Lupe mit behaglicher Muße studiren und auch bewundern. Aber diese intimen Reize sind nichts für das grobe Lampenlicht der Bühne, umsoweniger, als der unerbittliche Rothstift des Regisseurs sie durch Zusammenstreichen des Dialogs von vornherein verwischen und verwüsten muß. Da bleibt nichts übrig als sehr viel Gerede, untermischt mit ebensoviel Blechgerassel, Glockengeläute und anderen Geräuschen. Und hieraus erklärt es sich auch, weshalb Hauptmanns Drama die Klippe der polizeilichen Zensur leidlich unbeschädigt passirt hat. Den braven Lektor des Alexanderplatzes wird das ihm eingereichte Bühnen-Exemplar stark Wildenbruchisch angemuthet haben.

Uebrigens thut auch Hauptmanns dramaturgischer Mentor, Herr Paul Schlenther, das Seinige, um auf diese falsche Fährte zu leiten. In der „Vossischen Zeitung“ veröffentlicht er „Geschichtliches über Florian Geyer“, was jedem Kenner des Reformationszeitalters heftige Krämpfe zu verursachen geeignet ist, und er reist auch sonst mit der Entdeckung im Lande umher, daß Hauptmann in Florian Geyer eine Art nationalliberalen Kaiserherolds und Kulturpaukers habe schildern wollen. Dann allerdings hätte es seine guten oder vielmehr schlechten Gründe, daß die aufständischen Bauern ihrem adeligen Führer gegenüber so sehr schlecht wegkommen. Jedoch zwingt das Drama selbst keineswegs zu dieser Annahme, und wir haben zu große Achtung vor Hauptmanns Genie und Fleiß, um ihm eine solche Absicht unterzustellen Die Konjektur entspringt nur dem persönlichen Bedürfnisse des Herrn Paul Schlenther, das ihn früher schon zu den wunderlichsten Sprüngen veranlaßt hat: das Bedürfniß, den ästethischen Revoluzer zu spielen und dennoch in der kapitalistischen Presse möglich zu bleiben.

Jedennoch enthält das Mißlingen des „Florian Geyer“ eine große Lehre für den Dichter. Die Wiedergeburt des deutschen Dramas liegt nicht in der Umwälzung der dramatischen Form oder doch nur insoweit darin, als diese Umwälzung Mittel zum Zwecke ist. Die Mißachtung der überkommenen dramatischen Formen ist ein großer Fortschritt, wenn durch sie ein neuer Inhalt des Dramas erobert werden kann und soll, aber sie wird von Uebel, wenn sie um ihrer selbst willen da sein will, wenn sie die realistische Wiedergabe zufälliger Aeußerlichkeiten über die geistige Wiederspiegelung des historischen Prozesses stellt. Es ist eine bittere, aber nicht unverdiente Ironie des Schicksals, daß Hauptmanns „Florian Geyer“ bei all seinem Naturalismus auf der Bühne bedenklich an die rasselnden Ritterstücke erinnert, in denen mit Recht die Urbilder dramatischer Unnatur erblickt werden.

F. Mehring.

Die Schwefelsäure- und Soda-Arbeiter.

Von Heinrich Vogel.

(Schluß.)

2. Die Soda-Arbeiter.

In der Sodafabrikation, welche lange ausschließlich nach dem sogenannten Leblancschen Verfahren erfolgte, wird letzteres immer mehr durch das sogenannte Solvaysche Verfahren und in neuester Zeit auch durch den elektrolytischen Betrieb verdrängt. Beim Arbeiten nach dem Solvayschen Verfahren kann es vorkommen, daß bei einer Stockung im Betriebe eine Anhäufung von Ammoniak erfolgt und dieser die Arbeiter belästigt; doch sind das nur Ausnahmefälle. Nach dem Leblanc-Verfahren wird Rohsoda durch Zusammenschmelzen von Sulfat, Kohlenstaub und Kalk hergestellt. Hierbei haben die Schmelzer zwar nicht von giftigen Gasen, aber sehr von der intensiven strahlenden Hitze der Schmelzöfen zu leiden, so daß sie beim Herausnehmen der geschmolzenen Rohsoda aus dem Ofen nur mit unbedecktem Körper arbeiten können und dabei oft von großer Mattigkeit befallen werden, auch nachher leicht Erkältungen ausgesetzt sind. Die erhaltene Rohsoda wird dann in Laugekesseln ausgelaugt und die geklärte Lauge eingedampft oder erst durch Kalk kaustizirt und dann eingedampft. Bei den Arbeiten an diesen großen Laugenkesseln kommen oft Unfälle vor, indem die Arbeiter genöthigt sind, sich beim Rühren oder Schöpfen mit dem Körper weit über die niedrigen Kessel zu beugen und dann beim Ausgleiten der Füße auf dem von verschütteter Lauge und Schmutz schlüpfrigen Boden in die heiße Lauge stürzen können und vielfach schon gestürzt sind (Frage 230 bis 233). Dasselbe kann geschehen, wenn sie auf übergelegten Brettern stehend in den Kesseln arbeiten. Ist die Lauge nicht sehr heiß und konzentrirt, so kann der Hineingefallene wohl durch sofortiges Herausziehen noch gerettet werden; passirt der Unfall aber bei heißer Lauge oder Aetzlauge, so ist wenig Hoffnung, ihn am Leben zu erhalten. Wird der Unglückliche auch noch lebend aus dem Kessel gezogen, so bleibt doch dem Arzt gewöhnlich nichts weiter zu thun, als durch kräftige Morphiumeinspritzungen die Leiden des Verunglückten, dessen sicherer Tod nicht abzuwenden ist, weniger schmerzvoll zu machen. Die Gänge und Plätze um die Kessel, in denen die Arbeiter zu hantiren und aus einem in den anderen überzuschöpfen haben, sind oft sehr eng. In der Baxterschen Fabrik 76,2 bis 61 Zentimeter breit (Frage 218 und 226). Oder die Kessel sind so eingemauert, daß die Außenwand des ringförmigen Heizkanals freiliegt und die Kessel dadurch von einem schmalen Mauerkranz umgeben sind, der die Arbeiter, wenn dieselben keine andere Kommunikation haben, verleitet, beim Arbeiten hinaufzusteigen. Diese Einrichtung hat in den Greenbank Works 1892 den Tod eines Arbeiters herbeigeführt. Ueber einen ähnlichen Unfall berichtet ein preußischer Fabrikinspektor 1893 S. 144 der Berichte: „Zwei Arbeiter standen auf der Zugmauer zwischen zwei Pfannen, in denen sich siedende Natronlauge befand, und die über die Mauer nur wenig emporstanden, und sollten einen Theil des Dunstfanges abheben. Dabei glitt einem der Arbeiter der Haken ab, und er stürzte in die offene Stelle der anderen Pfanne. Der zweite Arbeiter wollte ihm Hilfe leisten, glitt aber auf dem über die Pfanne gelegten Gangbrett aus und stürzte ebenfalls in die siedende Lauge, in der sie beide den Tod fanden." — „Zwei weitere Todesfälle wurden durch den Bruch einer Bohle verursacht, die über einem Bottich lag, wodurch die beiden Arbeiter ihren Tod fanden." — Rob. Hankinson, seit fünfzehn Jahren Natronschmelzer in der Baxterschen Fabrik

in St. Helen (der United Alkali Company gehörig), dessen Vater 1891 an einem Schmelzkessel sein Leben eingebüßt hatte (Frage 178), erklärte am 28. Juli 1893, daß die Schmelzkessel der Baxterschen Fabrik bei reingekratztem Mauerwerk durchschnittlich einen halben Meter hoch hervorstehen (Frage 134 bis 136, 226), daß aber durch Anhäufung und Festtreten von Schmutz diese Höhe sich bald auf unter 40 Zentimeter verringert (Frage 228 und 229), ja daß an manchen Stellen selbst dieser Höhenunterschied durch Schuttansammlung verschwindet und die Arbeiter zwischen den Schmelzkesseln umhergehen müssen, deren Ränder gar nicht oder kaum noch über den Boden hervorragen (Fr. 230 bis 233). Völlig ausgeschlossen ist die Rettung, wenn der Arbeiter in einen Kessel fiel, in dem sich schmelzendes Aetznatron befand. Hier tritt auch meist sofort der Tod ein. Ja, die Einwirkung auf das organische Gewebe des menschlichen Körpers ist so stark, daß der Hineingestürzte vollständig von dem Aetznatron aufgelöst wird, wie es im folgenden Falle geschah. Ein Arbeiter war Sonntag Nachmittag in die Fabrik gekommen, um die Nachtschicht am Schmelzkessel anzutreten. Er war nur von dem Pförtner bemerkt worden und dann verschwunden. Der Aufseher stellte einen anderen Mann an den Kessel. Nach dem Ausschöpfen des Kessels fand man am Boden Hufeisen, wie sie die Arbeiter an den Holzschuhen tragen, und einige Münzen und Schlüssel. Diese gaben Aufschluß über das Schicksal des verschwundenen Mannes, über das die Betriebsleitung sich mit der Annahme tröstete, daß er wohl betrunken gewesen sein werde. Geschmolzenes Aetznatron löst jede organische Substanz mit Leichtigkeit, auch Knochen, Horn, Leder und Holz. Die Kommission hat von mehreren ähnlichen Fällen Kenntniß erhalten. Angesichts solcher sich jedes Jahr auch in Deutschland wiederholenden Unfälle wurden in Deutschland bestimmte Vorschriften erlassen, dahingehend, daß die Höhe des Kesselrandes vom Fußboden mindestens 90 Zentimeter betragen müsse, der Fußboden „möglichst“ rein zu halten, eventuell mit einem sicheren Podium und Geländer zu versehen sei, und von über den Kessel gelegten Brettern aus in denselben nur gearbeitet werden dürfe, wenn dieselben auf beiden Seiten mit Geländer versehen seien. Trotzdem diese Bestimmung am 27. Oktober 1888 im „Reichsanzeiger“ veröffentlicht wurde, werden in den Amtlichen Mittheilungen der Fabrikinspektoren für 1892 noch Fälle mitgetheilt, daß Arbeiter von einfachen, über die Kessel gelegten Bohlen aus in denselben gearbeitet hätten und dabei hineingefallen seien. — Die englische Kommission „empfiehlt“ ebenfalls, „daß in Zukunft jedes offene Gefäß (Schmelzkessel, Pfannen und Bottiche), das eine gefährliche Flüssigkeit enthält, so aufgestellt werde, daß sein oberer Rand wenigstens 3 Fuß (91,4 Zentimeter) über dem umgebenden Fußboden liegt. Gegenwärtig vorhandene Gefäße, die diese Höhe nicht haben, sollen mit einem volle Sicherheit gewährenden Geländer umgeben werden; auch sollen über offene Behälter mit gefährlichen Flüssigkeiten zum Zwecke des Hinübergehens nur solche Bretter gelegt werden dürfen, die beiderseits mit Geländer versehen sind.“ Also ziemlich dieselben Bestimmungen, wie sie in Deutschland erlassen sind; nur die Mittel, durch die die Fabrikanten veranlaßt werden sollen, diese Vorschriften genau zu befolgen, scheint man hier und dort noch nicht gefunden zu haben.

Wohl passirt das Hineinstürzen eines Arbeiters in einen solchen Kessel nicht täglich, aber andere Unfälle kommen in größeren Sodafabriken fast täglich vor, meist indem Arbeiter durch Bespritzen mit heißer kaustischer Lauge oder schmelzendem Aetznatron verletzt werden. Oft werden die Augen getroffen, da der Kesselrand vielfach in Brusthöhe der Arbeiter liegt. Die Arbeiten müssen daher mit Vorsicht ausgeführt werden. Aber auch eine gewisse Uebung gehört

dazu, und es ist unverzeihlich, einen ungeübten Neuling ohne Aufsicht dazu anzustellen. Hat ein Arbeiter das Unglück, von verspritztem Aetznatron getroffen zu werden, so muß er sich natürlich so rasch wie möglich das aufgespritzte Natron abwaschen resp. ausspritzen. Leider sind die Vorrichtungen dazu noch äußerst mangelhaft. In der Baxterschen Fabrik befand sich vor vier Jahren nicht einmal in der Nähe und Höhe der Arbeitsplätze ein Wasserhahn (Frage 149), sondern nur unten im Heizloch vor dem Kessel (Frage 141 und 151). Ein dort beschäftigt gewesener deutscher Chemiker, Dr. Jurich, mußte sich in einem solchen Falle mit dem Spülwasser im Becken eines in der Nähe stehenden Schleifsteines behelfen, zu dem er sich mit geschlossenen Augen tappen mußte. Schutzbrillen (Gogglers) können während der Arbeit an den Schmelzkesseln nicht getragen werden (Frage 170), weil sie durch den Dampf zu leicht blind werden und der Träger dann nicht sehen kann, wohin er tritt. Wenn man aber von kalter Lauge Muster nimmt, sollte man sich stets durch Schutzbrillen vor Spritzen schützen. Wenn Aetznatron in irgend einer Form ins Auge gelangt, schließen sich krampfhaft die Lider und schwellen an. Man muß sie dann gewaltsam mit den Fingern öffnen und das Natron, so gut es geht, auswaschen, am besten mit einer Spritzflasche mit kaltem Wasser oder noch besser mit Bleiwasser. Geschah die Verletzung durch kalte Lauge, so ist das Auge noch zu retten, wenn dieses Ausspritzen bald und reichlich geschieht. War es heiße Lauge oder schmelzendes Aetznatron, so ist das Auge meist verloren. Auch Rob. Hankinson hat so ein Auge eingebüßt (Frage 138). Er war beim Schmelzen von Aetznatron beschäftigt. Um zu sehen, ob das Natron zum Packen fertig ist, läßt man einige Tropfen von demselben auf einen blanken, trockenen Eisenspatel fallen, auf dem es zu einem dünnen und klaren Blättchen erstarren muß, das durch Bleizuckerlösung nicht gebräunt wird. In jener Nacht herrschte gerade stürmisches Wetter, und es mag ein Regentropfen durch das schadhafte Dach gerade auf den Spatel gefallen sein, als Hankinson die Natronprobe darauf tropfen ließ. Die dadurch bewirkte plötzliche Dampfentwicklung schleuderte das Natron umher und traf das Auge, das verloren ging (Frage 164). Ist einem englischen Sodaarbeiter Natron in irgend einer Form ins Auge gespritzt, und hat er keine andere Hilfe, so bittet er einen Mitarbeiter, Wasser in den Mund zu nehmen, ihm dasselbe im möglichst gepreßten Strahl in das gewaltsam geöffnete Auge zu spritzen und es dann mit der Zunge auszulecken. Da der Andere sich dabei leicht die Zunge verbrennen kann, wenn noch Natron im Auge ist, so spritzt er erst einige Mal tüchtig Wasser hindurch und dann gebraucht er seine Zunge; und der Verletzte verspricht, ihm im umgekehrten Falle denselben Liebesdienst zu leisten. („That is the plan we use.") (Frage 155.) Oft ist trotzdem das Auge verloren, namentlich bei Verletzung durch geschmolzenes Aetznatron (Frage 173 und 174). In den Greenbank works fand die Kommission zu diesem Zweck Spritzflaschen (Frage 171), in der Baxterschen nicht (Frage 158.) Letzteres ist eine grobe Vernachlässigung der Pflicht und Nichtachtung der Gesundheit der Arbeiter. Die Kommission erklärt es für nothwendig, „daß für je vier Schmelzkessel in einem staubdichten Wandschrank eine mit Wasser gefüllte Spritzflasche vorräthig gehalten werde und daß ähnliche Spritzflaschen überall vorhanden seien, wo der Fabrikinspektor es wünscht". Hoffentlich giebt die Regierung diesem Wunsche der Kommission bald Gesetzeskraft. Auch in Deutschland bestehen noch keine derartigen Schutzbestimmungen.

Zuweilen wird Luft durch geschmolzenes Aetznatron geblasen, um es zu Natriumperoxyd zu oxydiren. Hierbei wird, obwohl dies mit geschlossenem Deckel

geschieht, immer etwas Natron in feinster Vertheilung in die Luft mit fortgeführt. Solche Luft erzeugt beim Einathmen ein heftig stechendes Gefühl im Halse, auch werden die Haare dabei meist rothbraun.

Die Arbeiter in den Wasserglasfabriken sind im Ganzen denselben Unfällen wie die Aetznatronarbeiter ausgesetzt.

In der Fabrik von Charles Tennant & Co. in Hebburn war das Verhältniß der Krankentage zu der Arbeiterzahl der Sodaarbeiter in den Jahren:

	1884	1885	1886	1887	1888	1889	1890
Anzahl der Arbeiter	173	154	161	153	174	162	135
Krankentage	767	1372	1482	1874	2063	2455	1953
Es kamen also auf einen Arbeiter Krankentage	4,4	8,9	9,2	12,2	11,8	15,1	14,4
Verstorben waren	1	—	2	1	1	—	2

Die Zahl der auf einen Arbeiter fallenden Krankentage hat auch hier steigende Tendenz. In der Mannheimer Fabrik Wohlgelegen betrug 1893 bei den 54 Sodaarbeitern die Zahl der Krankentage 229 oder 5,4 Tage pro Arbeiter.

Der Lohn ist bei den verschiedenen Abtheilungen der Sodaarbeiter verschieden. In Wohlgelegen war er für die Schmelzofenleute 22 Mark, für die Lauger 20,30 Mark, für die Fischer, die auskrystallisirte Soda aus der Lauge herausholen, 17,50 Mark und für die Calcinirer auch 17,50 Mark, alles bei siebzigstündiger Arbeitszeit abzüglich Pausen per Woche. — In den meisten englischen Fabriken ist die Arbeitszeit für die Sodaarbeiter 11 Stunden Tag- und 13 Stunden Nachtschicht; in einigen Betrieben der United Alkali Co. ist jedoch schon für einzelne Abtheilungen achtstündige Schicht mit Erfolg eingeführt. In den Fabriken des Tyne-Distrikts und in den schottischen waren 1892 die wöchentlichen Arbeitsstunden und der Wochenlohn in

	Allhusen			Hebburn			Friar's Goose			St. Bede			St. Rollox			Irvine		
	St.	sh.	d.	St.	sh.	d.	St.	sh.	d.	St.	sh.	d.	St.	sh.	d.	St.	sh.	d.
Für Revolver-(Ofen-)Arb.	56	40	4	71	36	—	70	37	—	72	41	7	70	32	—	70	40	—
„ Lauger	84	35	4	54	32	—	58	44	—	72	27	—	56	26	—	54	37	—
„ Fischer	—	—	—	70	32	6	70	28	—	72	24	—	70	27	—	—	—	—
„ Calcinirer	—	—	—	70	30	6	70	31	—	72	31	—	70	25	2	—	—	—
„ Aetznatronheizer . .	56	35	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
„ Aetznatronschmelzer .	84	63	8	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	72	52	—

Vollständig ist die achtstündige Schicht in den großen Sodawerken der Firma Brunner, Mond & Co. eingeführt, indem dieselbe jetzt für die achtstündige Schicht denselben Lohn zahlt wie früher für die zwölfstündige. Dabei hat sich die auffallende Thatsache herausgestellt, daß der für Herstellung einer Tonne Soda gezahlte Arbeitslohn jetzt nicht größer ist als früher. Brunner, Mond & Co. erklären dies theils aus Verbesserungen, die sie mit beträchtlichen Kosten an den Apparaten vorgenommen, theils aus der größeren Frische, Arbeitslust und Aufmerksamkeit der Arbeiter während der kürzeren Arbeitszeit. Hierzu kommt, daß in den Betrieben, in denen während acht Stunden durch intensive Arbeit nahezu ebensoviel geleistet wird, wie früher in zwölf Stunden, auch die Kohlenersparniß und die bessere Wartung der Maschinen den Fabrikanten für die höheren Löhne entschädigt. Außerdem haben die Fabrikanten durch die achtstündige Schicht den

Vortheil, daß ihre Fabriken ohne irgend welche Unterbrechung am Sonntag betrieben werden können. — Ueber die gesundheitlichen Wirkungen der achtstündigen Schicht berichtet der Betriebsdirektor der Firma Brunner, Mond & Co., Herr Gustav Jarmay: Nach den Ausweisen der Krankenkasse der Firma erhielten im Sommerquartal 1889, in der noch zwölfstündige Schicht üblich war, 7,1 Prozent der Arbeiter Krankengeld, und im Sommerquartal 1893, nachdem bereits einige Zeit achtstündige Schicht eingeführt war, 5,1 Prozent. Es hat also eine Verminderung um 28,32 Prozent stattgefunden. Nur jene Leute erhalten Krankengeld, die eine Woche oder länger arbeitsunfähig sind. Aerztliche Hilfe mußten in Anspruch nehmen 1889 10,12 Prozent der Arbeiter, 1893 5,1 Prozent. Hier hat also eine Verminderung um 49,6 Prozent stattgefunden. Diese ärztlichen Hilfeleistungen betreffen alle die kleinen Erkrankungen und Verletzungen, die nur ein Fernbleiben von einigen Tagen bis zu einer Woche von der Fabrik nöthig machen. Daß die Zahl dieser Arbeiter auf nahezu die Hälfte gesunken ist, betrachtet die Firma als einen sehr erfreulichen Erfolg der Einführung der achtstündigen Schicht. In der That werden Leute, welche durch lange Arbeitszeit ermüdet sind, durch schädliche Einflüsse stärker als frische Leute angegriffen. Bemerkt sei noch, daß die Firma durch Gründung einer Bibliothek auch bestrebt ist, das Bildungsniveau ihrer Arbeiter zu heben. Hoffentlich sind es nicht nur schottische Predigtbücher, wie in manchen anderen englischen Arbeiterbibliotheken.

Auch die englische Enquetekommission empfiehlt in ihrem Bericht sehr warm die allgemeine Einführung der achtstündigen Maximalschicht. Aber mit dem Empfehlen allein ist es nicht gethan. Nur durch gesetzlichen Zwang wird eine allgemeine Einführung erreicht werden. Eine eigene Initiative der Arbeiter dieser Fabriken selbst dürfte nicht zu erwarten sein. Wie der Bericht der badischen Fabrikinspektoren für 1894 mit Recht betont, arbeiten die Leute in den chemischen Fabriken in Bezug auf die Beschaffenheit der Arbeitsräume und die Natur der Arbeitsprozesse unter viel ungünstigeren Bedingungen als die Arbeiter anderer Industriezweige. Daher haben die meisten dieser Arbeiter nicht nur ein schlechtes, bleiches Aussehen, sondern sind auch geistig völlig stumpf geworden. Arbeiten, essen, schlafen, arbeiten, essen, schlafen ist der ununterbrochene Kreis, in dem sich ihr lichtloses Dasein bewegt. Nicht einmal an einer bescheidenen Sonntagsruhe, die meist nur nach mehreren Wochen einmal eintritt, ohne durch eine vorhergehende 24stündige Arbeitszeit erkauft zu sein, haben sie, wie die von den Aufsichtsbeamten gepflogenen Unterhaltungen zeigten, Interesse. Kommen aber einmal ein paar dieser Arbeiter auf den Gedanken, daß auch sie noch andere Ansprüche ans Leben haben, so dürfen sie sich nicht getrauen, diesen Gedanken gegen ihre Mitarbeiter auszusprechen, sonst gelten sie bei den mächtigen Arbeitgebervereinigungen gleich als Hetzer und würden vollständig von der Arbeit ausgeschlossen. Der englische Arbeiter bekäme in keiner der 45 Fabriken der United Alkali Co. mehr Arbeit, und in Deutschland sind die Arbeiter der großen Fabriken nicht besser daran. Der in Ludwigshafen als Hetzer Entlassene findet schwerlich in einer Fabrik Mannheims und Umgegend Arbeit. Da kann man sich nicht wundern, daß während in Mannheim für eine Menge Berufszweige mit wenig Arbeitern Fach- oder Gewerkvereine bestehen, für die zahlreichen Arbeiter der chemischen Industrie keinerlei Vereinigung daselbst besteht.

Literarische Rundschau.

Harald Höffding, Professor an der Universität Kopenhagen, **Charles Darwin.** Eine populäre Darstellung seines Lebens und seiner Lehre. Autorisirte Uebersetzung. Berlin, Berthold Heymans Verlag. 30 S. 8°.

Eine verständig, verständlich und warm geschriebene Einführung in das Studium der Werke des großen englischen Naturforschers. Was in dem Rahmen einer zwei Bogen umfassenden Broschüre über Darwin und sein Lebenswerk gesagt werden konnte, hat der Verfasser mit Geschick zusammenzufassen verstanden, und es muß ihm ferner das Zeugniß ausgestellt werden, daß er bei aller Wärme und Begeisterung für Darwins Entdeckungen sich von jeder Uebertreibung fernhält und so den Fehler der meisten Popularisirer vermeidet, Anfänger zu übereilten Schlüssen zu verleiten. Man kann sagen, sein Schriftchen athmet den Geist Darwins. Als ein Mangel dagegen muß es bezeichnet werden, daß die wichtigeren Probleme des Darwinismus, welche heute die Forscherwelt beschäftigen, nicht wenigstens vorübergehend erwähnt wurden, und auch Arbeiten, wie die über den Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei Menschen und Thieren, hätten erwähnt werden dürfen. Der verdienstvollen Schrift ist ein gutes Bild Darwins vorangestellt. —eb.

Notizen.

Zur Entwicklung der Geldwirthschaft und der Großindustrie in Britisch-Indien. Interessante Mittheilungen darüber enthält eine vor etwa Jahresfrist erschienene Schrift K. Elstätters.[1] Ganz allmälig, berichtet er, beginnt man in den letzten Jahren in Indien es rentabel zu finden, die Ersparnisse in zinstragender Weise anzulegen, statt Schmucksachen dafür zu kaufen oder Edelmetalle unter der Erde zu vergraben. Ein ganz beträchtlicher Theil der Aktien der Baumwollspinnereien in der Präsidentschaft Bombay soll zum Beispiel bereits in Händen von Eingeborenen sein. Aber auch die Sparkassen bürgern sich in Indien mehr und mehr ein, was aus nachstehender Tabelle leicht zu ersehen ist. Die Einlagen betrugen nämlich abgerundet:

Im Jahre	Im Ganzen Rupien	Durchschnittliche Einlage Rupien[2]
1884/85	4 687 000	19
1885/86	5 081 000	19
1886/87	5 795 000	20
1887/88	6 676 000	20
1888/89	7 623 000	20
1889/90	7 532 000	18
1890/91	8 062 000	17
1891/92	8 886 000	17

Die Abnahme des Durchschnittsbetrages wird von dem Verfasser dahin gedeutet, daß auch kleine Leute sich der Sparkassen zu bedienen beginnen. Eine Bestätigung dieser Behauptung glaubt der Verfasser den Ergebnissen der Thätigkeit der Postsparkassen entnehmen zu können. Der „Statistical abstract" theilt diesbezüglich Folgendes mit:

---

[1] Vergl. „Indiens Silberwährung", eine wirthschaftsgeschichtliche Studie von Karl Elstätter. Viertes Heft der „Münchener volkswirthschaftlichen Studien", herausgegeben von Lujo Brentano und Walter Lotz. Stuttgart 1894.

[2] Eine Rupie nominell 1 Mark 92 Pfennig.

Jahr	Zahl der eingeborenen Einleger	Einlagen von Eingeborenen Rupien	Durchschnittsbetrag einer Einlage Rupien
1887/88	227 865	4 223 000	18,5
1888/89	273 696	5 008 000	18,3
1889/90	315 121	5 048 000	16,0
1890/91	362 368	5 570 000	15,4
1891/92	411 907	6 170 000	15,0

Für das Jahr 1889/90 berichtet darüber der „Statement on moral and material progress of India“: „Die Ziffern der beiden letzten Jahre scheinen zu zeigen, daß das System der Sparkassen nunmehr auch von der ackerbautreibenden Bevölkerung in den entfernteren Distrikten benutzt zu werden beginnt. Die Zahl der Einleger, die sich als Bauern bezeichneten, ist beinahe zweimal so groß, als sie vor zwei Jahren war, und der Zugang bei dieser Klasse von Einlegern war 1889/90 42,6 Prozent, ein viel höherer Prozentsatz der Zunahme, als ihn irgend eine andere Klasse aufzuweisen hat.“

Noch interessanter sind die Mittheilungen des Verfassers bezüglich der Entwicklung der indischen Baumwolleninduſtrie. Seinen Angaben zufolge betrug abgerundet:

Im Jahre	Die Zahl der			Die Ausfuhr	
	Fabriken	Spindeln	Webstühle	von Garn in Pfund	von Stoffen in Yards
1876/77	47	1 000 000	9 100	7 927 000	15 544 000
1880/81	58	1 472 000	13 300	26 901 000	30 424 000
1884/85	81	2 037 000	16 500	65 897 000	47 909 000
1887/88	97	2 376 000	18 800	113 451 000	69 486 000
1888/89	108	2 670 000	22 200	128 907 000	70 265 000
1889/90	114	2 935 000	22 100	141 950 000	59 496 000
1890/91	124	3 198 000	23 800	169 275 000	67 666 000
1891/92	127	3 273 000	24 700	161 253 000	73 384 000

Demnach nahm die Zahl der Spindeln um circa 200 Prozent, diejenige der Webstühle um circa 150 Prozent zu. Dagegen stieg die Ausfuhr an Garn auf circa das Zwanzigfache, an Geweben auf das Fünffache. Die indische Spinnerei soll ferner in den letzten fünfzehn Jahren so erstarkt sein, daß sie nach Mittheilungen des Verfassers die englische Spinnerei auf dem ostasiatischen Markt entschieden zu verdrängen beginnt. Dies ist deutlich genug aus folgender Tabelle zu ersehen, welche die Ausfuhr von Baumwollgarn und Geweben aus dem Vereinigten Königreich (England) nach China, Hongkong und Japan darstellt:

Jahr	Ausfuhr an Garn in Pfund	Ausfuhr an Stoffen in Yards
1877	33 086 000	394 484 000
1880	46 426 000	509 099 000
1884	38 856 000	439 937 000
1887	35 354 000	618 146 000
1888	44 643 000	652 404 000
1889	35 720 000	557 004 000
1890	37 869 000	633 606 000
1891	29 971 000	595 258 000

Daraus ist zu ersehen, daß England auch gegenwärtig noch hinsichtlich der Gewebe den ostasiatischen Markt vollständig beherrscht; denn seine Ausfuhr an solchen übersteigt diejenige Indiens um das Achtfache. Aber seine Ausfuhr an Webwaaren ist in den letzten Jahren stationär geblieben; seine Ausfuhr von Garnen nach Ostasien ist dagegen seit 1888 in entschiedenem Rückgang begriffen. S.

Feuilleton.

Die Armen in Hamburg während des 16., 17. und 18. Jahrhunderts.

Von Gustav Schönfeldt.

(Schluß des zweiten Theils.)

Auf die verheerende Wirkung der Pest und anderer Epidemien ist ereits hingewiesen und dabei betont worden, daß auch die Seuchen in gewissem Sinne mehr als Folgen vorhandener Nothstände, denn als Ursachen zu betrachten ien. Ferner ist der Armuth mehrende Einfluß der kriegerischen Unruhen es 16. und noch mehr des 17. Jahrhunderts erwähnt. Viele hilflose Leute üchteten aus der Umgegend in den Bereich der sicheren Festung und suchten hier Schutz und Arbeit. Im Allgemeinen mußten überhaupt Kriege auf einen kleinen Staat, der nur vom Handel lebte, selbst dann einen nachtheiligen Einfluß aus-ben, wenn der Kriegsschauplatz von seinen Grenzen entfernt blieb: Handel und Schifffahrt litten, und der Verdienst des kleinen Mannes wurde vermindert. — Ebenfalls brachten beispiellose Theuerungen in jenen Zeiten erhebliche Ver-rmung. Mißwachs in mehreren Ländern, Ausfuhrverbote in den umliegenden Staaten bewirkten verschiedentlich, daß Brot und fast alle Lebensmittel um das Doppelte im Preise stiegen. Kamen nun noch ein strenger Winter und Wohnungsmangel hinzu, wie 1795/96, so konnte es nicht ausbleiben, daß elbst aus dem Mittelstande ganze Schaaren der Armuth anheimfielen. „Viel-ährige hiesige Einwohner, die zum Theil Bürger gewesen, wurden durch wei harte Winter und durch Wohnungsmangel und Theuerung genöthigt, all' as Ihrige zu verkaufen, und es blieb ihnen nichts übrig, als um die Aufnahme ns Zuchthaus zu bitten."[1] Anhaltende Winter herrschten namentlich wiederholt egen Ende des vorigen Jahrhunderts, und eine in den „Armennachrichten" mmer wiederkehrende Klage ist die über die Wirkungen harter Winter. 1785 währte z. B. die Erwerbslosigkeit vier Monate. Dieser Winter, dem ein nicht ninder strenger voraufgegangen, war so erschrecklich in seinen Wirkungen auf die Armen, daß Büsch ausruft: „Wer möchte sie zählen alle die Elenden, die jetzt n unseren Gassen uns anbetteln und mit Wahrhaftigkeit uns die letzten Winter ls die Ursachen ihrer Verarmung angeben können."[2] — Wie der Winter, und esonders ein andauernder und harter, zur Erhöhung der Armuth mitwirkt, läßt ich ja alljährlich in den großen nordischen Städten beobachten. Der Erwerb ieler tausend Arbeiter wird auf Monate unterbrochen, während die Bedürfnisse uf das Höchste steigen, und es bleibt ihnen oft unmöglich, die dadurch ent-standene Nothlage durch die Arbeit der übrigen Monate wieder zu beseitigen. Dazu kommt, daß lange und kalte Winter die Kraft vieler Arbeiter lähmen und hre Arbeitsfähigkeit, wie bei Alten und Schwachen, überall, oder doch, wie bei en Rüstigen, auf einige Zeit verringern. Immer neue Schaaren wurden durch ie Winter den schon vorhandenen Bettlern und Armen zugeführt. — Große Feuersbrünste, die verschiedentlich sich ereigneten, und Wassersnöthe über-

---

[1] Armennachrichten, II, S. 271.

[2] Büsch, Zwei kleine Schriften 2c., II, Allgemeine Winke zur Verbesserung des Armenwesens.

lieferten gleichfalls manche Familie der Noth. So verloren bei einer Feuers-brunst im Eichholz — 17. Mai 1795 — 74 Familien ihre Wohnung und größtentheils ihr geringes Vermögen, alles, was sie um und an sich hatten Kleidung, Betten, Mobilien, Geld und Handwerksgeräth.[1] Bedeutende Feuers-brünste waren vordem: 1606, wo 12 Häuser am Fischmarkte niederbrannten 1615, wo beide Seiten der Knochenhauerstraße fast ganz niedergelegt wurden; am 25. April 1672 auf dem Pickhuven, 34 Häuser in Asche gelegt; den 11. Oktobe 1673 auf dem Kattrepel, 30 Häuser brannten ab, die Leute mußten fast alles im Stiche lassen; 4. August 1676 auf dem Cremon, der angerichtete Schaden wurde auf zwei Tonnen Goldes geschätzt; 1684 in dem Kehrwieder und Brook 2000 Feuerstätten wurden verheert; 1704 brannte die Grütztwiete ab; 1723 legt das Feuer in der Neustädter Fuhlentwiete an 100 Wohnstätten nieder.[2]

Gefährlich für Gesundheit und Wohlstand der Kellerbewohner der Altstad erwiesen sich auch die hohen Fluthen, die nicht selten die nicht gewarnten Bewohne im Schlafe überraschten. Steltzner erwähnt für die für uns in Betracht kommend Zeit 27 Fluthen, die besonders hoch waren; kleinere von 12 bis 16 Fuß, wodurch noch immer manche Keller überschwemmt wurden, ereigneten sich fast in jeden Herbst, Winter und Frühjahr. Innerhalb fünf Jahren 1788—93 überstiegen 35 Sturmfluthen die Höhe von zwölf Fuß. Eine kaum glaubliche Sorglosigkei oder Nachlässigkeit herrschte in Hinsicht auf dies gefährliche Uebel. Erst auf An-regung des Professors Büsch wurden Signalschüsse bei nahender Gefahr gegeben und die Bewohner der Keller in den am meisten Gefahr laufenden Gegenden von den Nachtwächtern geweckt.[3]

Wenn nun also alles dieses nicht gering angeschlagen werden darf bei der Untersuchung der Ursachen der Armuth, so wird die Proletarisirung seit dem 16. Jahrhundert jedoch erst erklärt, wenn wir in den Armen die Gefallenen in dem gewaltigen mörderischen Kampfe erkennen, den die Neuzei gegen das Mittelalter führte, und der noch heute nicht seinen vollkommenen Abschluß gefunden hat. Die Kriege jener Jahrhunderte und die Theuerungen sind zum großen Theil auf die wirthschaftlichen Gegensätze der Zeitalter zurück-zuführen und als Begleiterscheinungen des wirthschaftlichen Kampfes zu betrachten und damit erhalten auch diese Ursachen ihre Einpassungsfähigkeit in den Rahmen der nachstehenden Ausführungen.

Auf dem flachen Lande bewirkte die vordringende Geldwirthschaft di Möglichkeit und Nothwendigkeit, landwirthschaftliche Erzeugnisse in Geld umzu-setzen, wurden die feudalen Bindungen gelockert, was seinen charakteristischen Ausdruck in dem sogenannten „Bauernlegen“ fand. — Die Aufhebung der Klöster und die Auflösung der Gefolgschaften vermehrten noch die Zahl der Heim- und Herrenlosen. Ein Theil der Erwerbslosen suchte Unterkunft und Brot in den Städten, unter denen Handelsstädte wie Hamburg besondere Anziehung ausübten Doch konnten Handel und Manufakturen nicht alle sich anbietenden Händ beschäftigen. Der nur periodisch zahlreiche Arbeitskräfte verlangende Handel und die durch die Zünfte in ihrer Entwicklung sehr behinderten Manufakturen ver-mochten nur vorübergehend und einen Bruchtheil der Erwerbsuchenden in Arbei

[1] Armennachrichten, II, S. 44.

[2] Nach „Historischer Bericht der Weltberühmten Kauf- und Handelsstadt Hambur bis Anno 1741“ und „Adelungk, Kurtze Histor. Beschreibung der Uhralten Kaiserl. und de heil. Römischen Reiches Freyen An- See- Kauff- und Handelsstadt Hamburg. Hamburg 1696.“

[3] Rambach, Physisch-medizinische Beschreibung, S. 41 und 44.

..u nehmen. Wiederum suchten Andere, welche in den Söldnerheeren für die Dauer eines Krieges und so lange der Geldbeutel der Landesherren es gestattet, ..nen Platz gefunden hatten, ebenfalls bald die Städte auf.[1] So sanken fortgesetzt Unzählige des flachen Landes zur untersten Schicht hinab und verschlimmerten gleichzeitig durch ihren Zuzug die Lage der unteren Volksklassen in ..en Städten.

Die in den protestantischen Gebieten erfolgende Verweltlichung der Armenpflege bewirkte desgleichen eine Anhäufung der Bettler und Armen in ..en Städten. Jahrhunderte hindurch war den Bettlern Speise und Trank reichlich ..n den Klosterpforten verabfolgt worden, hatte das Bettelvolk seine beliebtesten Sammelplätze vor den Kirchthüren gehabt. Reiche Geldquellen hatten der Kirche ..m Zwecke der Armenpflege zur Verfügung gestanden. Der vierte Theil des ..er Kirche gebührenden Zehnten war für die Armen bestimmt gewesen, und ..ußerdem hatten eine Menge von Schenkungen und wohlthätigen Stiftungen der Verwaltung der Geistlichkeit unterstanden.[2] Durch die Aufhebung der Klöster ..nd Verweltlichung der Armenpflege wurden nun diese Quellen den Armen verstopft und „der althergebrachte Zug der Bettler von der Klosterpforte zur Kirchenthür, von der Kirchenthür zur Klosterpforte unterbrochen".[3] Der Bettel verzog ..ch in die Gassen der Städte.

So erklärt es sich, daß im 16. und mit Beginn des 17. Jahrhunderts ..urch fremde Bettler der Straßenbettel in Hamburg die unheimliche Ausdehnung ..ewann. Die von jetzt ab hier stetig fortschreitende Verarmung resultirt aus ..em sich weiterhin in den umliegenden Gebieten vollziehenden sozialen Auflösungs- ..nd Zermalmungsprozesse, der fortgesetzt einen Zug Enterbter in die Handels- ..adt leitete, sowie aus der Gestaltung des wirthschaftlichen Kampfes in Hamburg selbst, und der um so mehr Opfer forderte, je mehr das Großkapital ..n Macht gewann. Hand in Hand mußte mit dem Anwachsen des Reichthums ..ie Proletarisirung schreiten.

Zunächst wirkte die in verhältnißmäßig kurzer Zeit geschehende Verdrängung ..es Handels „aus den engen, aber relativ sicheren Geleisen des Mittelalters auf ..as weite, von tausendfachen Interessenkämpfen durchtobte, mit unzähligen Fußangeln für den spekulationslustigen Neuling besäte und von häufigen Krisenstürmen aufgewühlte Schlachtfeld des modernen Weltverkehrs" verheerend im Handelsstande selbst. „Eine Statistik der Bankerotte, welche während dieser Zeit innerhalb der Hamburger Bürgerschaft vorfielen, müßte sicherlich ein überaus trauriges Bild darbieten."[4] Ehrenberg schließt diese traurige Lage einer großen Anzahl heimischer Kaufleute u. A. besonders aus den bitteren Klagen, welche die Bürgerschaft über ihre Lage und den schlechten Geschäftsgang jahraus, jahrein ..rtönen ließ, und die sich erklärlicherweise namentlich gegen die anscheinenden Urheber der ganzen Kalamität, gegen die zugewanderten fremden Kaufleute ..ichteten. Auch in den folgenden Jahrhunderten waren Bankerotte häufig; am ..ekanntesten ist der Fall von 95 meist beträchtlichen Häusern, der eine Folge ..es ungeheuren Bankerotts der Gebrüder de Neufville in Amsterdam war.[5]

---

[1] Vergl. K. Kautsky, „Thomas More und seine Utopie." II. Abschnitt: Der Grundbesitz, 1 und 2.

[2] Kautsky, a. a. O., III. Abschnitt: Die Kirche.

[3] Streng, a. a. O., S. 15.

[4] Ehrenberg, „Hamburger Handel und Handelspolitik im 16. Jahrhundert." Koppmann, „Aus Hamburgs Vergangenheit." Hamburg und Leipzig 1885. S. 313 ff.

[5] Büsch, Handelsgeschichte, S. 124.

Der Kampf, den das Großkapital gegen die Zünfte unternahm, forderte eine noch beträchtlichere Anzahl von Opfern. Die Anlegung von Manufakturen wurde erschwert und damit der mit dem Handelsgewerbe überhaupt verknüpfte Mißstand, daß nur periodisch viele Hände gefordert wurden, die dann oft wieder lange Zeit müßig bleiben mußten — besonders im Winter, wo der Verkehr stockte —, verschärft. Eine weitere Folge der Abwehrmaßnahmen der Innungen gegen Anlegung von Manufakturen war die Ueberfüllung der freigebliebenen Gewerbe, z. B. der kleinen, von der Krämergilde freigelassenen Vorhökerei, des sogenannten holländischen, des Leinen-, Spitzen-, Thee- und Kaffeekrams.[1] Und unter der übermäßigen Konkurrenz wurde der Erwerb geschmälert. Die Zahl der nicht zu den „Aemtern" gehörenden Arbeiter wurde übergroß, wie Schneider, Schuster, Perückenmacher, Kleinschmiede u. s. w., und sie waren gezwungen, um einen kärglichen Lohn für andere Meister oder für äußerst unsichere, schlecht bezahlende Kunden zu arbeiten.[2]

Wenn nun auch die „Aemter" die Anlegung von Manufakturen zu hindern im Stande waren, so konnten sie doch nicht vermeiden, daß gewerbliche Erzeugnisse als Handelswaare aus der Ferne herbeigeführt und verkauft wurden. Sie mußten trotz aller Rechte zu Grunde gehen, da sie nicht im Stande waren, zu den Preisen, zu welchen die Erzeugnisse feilgeboten wurden, dieselben herzustellen. Abgesehen davon, daß der Großbetrieb überhaupt billiger arbeiten konnte, stellten sich die Herstellungskosten — Arbeitslohn — in Hamburg insofern höher, als hier der schwere Münzfuß galt. Während in Hamburg der Reichsthaler $^{3}/_{34}$ einer feinen Mark vorstellte, repräsentirte derselbe im übrigen Deutschland nur $^{3}/_{40}$ oder gar nur $^{1}/_{16}$ einer feinen Mark.[3]

Innungen und freie Gewerbe, Meister und Arbeiter litten gleicherweise. Von allem Reichthum, der sich in Hamburg häufte, hatte außer den Kaufleuten nur derjenige Theil des geringen Standes vorübergehenden Vortheil, dessen Handreichung der Kaufmann gebrauchte und dessen Lohn auf seinem Unkosten-Konto erschien. Der vermehrte Aufwand und das hohe Wohlleben des reichen Kaufmanns brachten — abgesehen von dem Bezug der Lebensmittel durch den Nachbarn — eigentlich nur dem Auslande Vortheil; circa 15000 Menschen lebten um 1780 neben den Kaufleuten, die so gut wie nichts durch sie verdienten.[4]

Brachte der zunehmende Handel somit dem geringen Manne so gut wie gar keinen Segen, so hatte er für ihn desto mehr Nachtheile im Gefolge, indem er eine größere Theuerung der Lebensmittel und vor allen Dingen eine enorme Miethesteigerung verursachte.[5]

---

[1] Büsch, Ursachen der Verarmung, S. 21.

[2] Besonders Schuster und Schneider scheinen immer in großer Nothlage gewesen zu sein. Nach Ausweis des Berichts über die seitens des Armenkollegiums Ende vorigen Jahrhunderts eingerichtete Vorschußanstalt waren diese immer die schlechtesten Rückzahler. Es wird dies besonders daraus erklärt, daß ihre Kundschaft unsicher sei (Armennachrichten, II, S. 286, 374 und 376).

[3] Büsch, Ursachen der Verarmung, S. 43.

[4] Büsch, Zwei kleine Schriften 2c., II, Allgemeine Winke zur Verbesserung des Armenwesens.

[5] „Die Ursachen (der größeren Verarmung) hängen zum Theil mit den Ursachen der größeren Prosperität Hamburgs zusammen. . . . Diese Ursachen sind: Die größere Theuerung der Lebensmittel, die Seltenheit und Kostbarkeit der Wohnungen" (Armennachrichten, II, S. 55).

Besonders seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wird konstatirt, aß eine große Zahl kleiner Wohnungen in große Häuser und Packräume umestaltet wurden. Und dennoch klagte das Commercium noch immer über den roßen Mangel an Waarenhäusern und besonders an Kornböden. Es wurden urch diese Umgestaltung viele hundert Menschen geringen Standes obdachlos nd — was nicht minder traurig — um ihren Erwerb gebracht, der mit den lten Wohnungen verbunden gewesen war. Viele industriöse Familien, die sonst ielleicht noch lange vor völliger Verarmung sich hätten schützen können, würden omit frühzeitig unter die Zahl der Armen gebracht.[1] In wenigen Jahren stieg ie Miethe auf den dreifachen Preis, eine Preishöhe, die für den gewöhnlichen Mann geradezu unerschwinglich blieb. Während um 1780 der kleine Mann 4 bis Thaler für seine Wohnung hatte zahlen müssen, kosteten die kleinen Wohnungen 798 durchschnittlich $12\frac{1}{2}$ Thaler; 1799 durchschnittlich $21\frac{1}{8}$ Rthlr. und 1800 $24\frac{1}{2}$ Rthlr. (Nach einer Zusammenstellung, die sich in dem Bericht über die Vorschußanstalt findet,[2] zahlten 1798 103 Familien $1273\frac{3}{4}$ Rthlr., 1799 335 Familien 17219 Rthlr., 1800 620 Familien 15185 Rthlr.) Nach demselben Berichte waren unter 2875 Familien, die um Vorschuß baten — Leute, ie noch *nicht* zu den eigentlichen „Armen" gehörten — 504 Familien, die urch zu hohe Miethen, durch Umziehen, Verlust ihrer Kundschaft und daraus ntstehenden Zerstörung ihres Hausraths und ihrer Geräthschaften, durch die Unnöglichkeit, in der neuen Wohnung ihr Gewerbe zu treiben, und die Nothwendigeit endlich, dem Hauswirth die Miethe im Voraus zu bezahlen, in Verlegenheit gesetzt waren. Zu dieser Zahl wird bemerkt, daß bei *jedem* Meldenden hohe Miethe „gar sehr mitwirkend" zur Verlegenheit gewesen sei. Bringt man ferner n Anschlag die große Zahl der Obdachlosen, die an anderer Stelle dieser Arbeit ngeführt worden und den sich fortwährend mehrenden Zuzug der Fremden — von 788 bis 1797 mehrte sich die Einwohnerzahl um 28000[3] — der, insofern er Leute der unteren Klassen bedeutete, zur Erhaltung der Löhne auf ungenügender Höhe beitrug, sowie endlich den Umstand, daß nach dem Gottorper Vertrage 500 Soldaten entlassen wurden und damit auch ihre Miethe-Entschädigung veroren:[4] so bekommt man ein erschreckliches Bild von der Wohnungsnoth.

Wie schon an anderem Platze mitgetheilt worden, kamen früher häufig Theuerungen vor, die durch das egoistische Treiben der Großkaufleute nur gesteigert wurden. Ungeachtet der durch die Theuerungen in der Stadt entstandenen Nothage wurden im 16. Jahrhundert von ihnen Korn, Fische und Bier in großen Mengen von Hamburg ins Ausland gebracht. Die Beschwerden der „Aemter" iber dies gemeingefährliche Beginnen der Kaufleute, das anscheinend vom Rathe — wenn nicht offen, so doch geheim — begünstigt wurde, sind nicht selten und ührten nur zu erfolglosen Verbotbestimmungen.[5] Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts stieg der Preis der nothwendigen Lebensmittel in wenigen Jahren auf das Doppelte. Ich lasse zum Belag eine Fußbemerkung, die sich auf S. 222 des zweiten Bandes der „Armennachrichten" findet, im ganzen Umfange folgen; dieselbe wirft auch sonst ein helles Licht auf die Lage der Armen. „Noch vor etwa acht Jahren galt ein Roggen-Spintbrot 9—10 β, jetzt gilt es 18 β. Das Spint Kartoffeln 2—3 β, jetzt 8 β; das Pfund Butter 8 β, jetzt 12—13 β;

[1] Armennachrichten, II, S. 2.
[2] Armennachrichten, II, S. 281 ff.
[3] Gallois, a. a. O., II, S. 603.
[4] Büsch, Geschichte des Hamburger Handels, S. 134.
[5] Vergl. Gallois, a. a. O., I, S. 311, 314, 316 u. a.

Torf 10 Soden 1 β, jetzt guter 3 Soden 1 β, schlechter 4 Soden 1 β; Mieth
4—12 Rthlr. jährlich, jetzt 12—30 Rthlr.; Lichte das Pfund 6 β, jetzt 8 β
Schmalz das Pfund 7 β, jetzt 12 β; Ochsenfleisch das Pfund 3 β, jetzt 6 β
Milch, was damals 1 β galt, gilt jetzt 2 β. — Nun bedarf ein einzelner Mensch
zum bloßen Leben wöchentlich:

	Früher		Jetzt	
	ℛ	β	ℛ	β
Ein Spintbrot	—	9 1/2	1	2
Zwei Spint Kartoffeln	—	6	1	—
1/2 Pfund Butter	—	4	—	6 1/4
1/2 Pfund Lichte	—	3	—	4
Milch	—	4	—	8
An Ochsenfleisch darf kein Arbeiter von den unteren Klassen denken, dafür bedarf er aber außer obigen unentbehrlichen Dingen:				
1 Pfund Seife . . . . etwa 5 β				
1/2 Pfund Zucker . . . . 3 1/2 β				
3 Loth Thee . . . . 4 1/2 β				
Salz . . . . 1 1/2 β				
14 1/2 β				
Um sehr niedrig anzuschlagen, will ich noch annehmen, daß der Arme sich von diesen 14 1/2 β etwas erspart oder entbehrt, also gebraucht	—	8		
Die bei jetzigen Preisen kosten			1	—
Miethe früher 4 Rthlr., wöchentlich	—	4		
Jetzt 12 Rthlr., wöchentlich			—	12
Feuerung zum Heizen und Kochen täglich während 6 Wochen à 24 Soden = 144 Soden				
Am Sonntag, wenn zugleich gewaschen = 36 „				
180 Soden				
Früher à 10 Soden 1 β = 18 β. Wenn man nun noch bei dem traurigen Entbehrungs- und Behelfungsvermögen der Armen 1/3 abdingt, so kostete die Feuerung wöchentlich	—	12		
Jetzt à 4 Soden 1 β = 45 β, nach demselben Verhältniß			1	14
Das unentbehrliche Bedürfniß des armen Einwohners, Kleidung ungerechnet, war 1792	3	2 1/2		
Jetzt			6	14 1/4
Wenn 2 Personen beisammen wohnen à	2	9	5	7 1/2
„ 3 „ „ „ à	2	6	4	12 1/2
Selbst der in einer Familie lebende Arme, der ehedem wöchentlich bedurfte	—	38		
Bedarf jetzt			—	76 1/4

An einem anderen Orte der „Armennachrichten“ wird das Verhältniß de
Preise von 1795 und 1800 angegeben. Die Feuerung, die einer Familie ehedem
25 ℛ kostete, wurde 1800 mit 40 bis 50 ℛ bezahlt; Lebensmittel, derer ein
Mensch nothwendig bedarf, kosteten 1795: 112 ℛ, 1800: 150 ℛ; wenn eine
Familie von vier Personen 1795 468 ℛ brauchte, bedurfte sie 1800: 625 ℛ.[1]

[1] Armennachrichten, II, S. 287.

Es sind obige Beispiele der Theuerungen herausgegriffen, da hierzu Zahlen-
naterial zu Gebote stand. Die allgemein gehaltenen Schilderungen der Geschicht-
chreiber über frühere Theuerungen lassen vermuthen, daß dieselben nicht minder
edeutend, wenn nicht gar erheblicher gewesen seien.

Es ist bekannt, daß die Erhöhungen der Arbeitslöhne den Steigerungen
er Lebensmittel nicht sofort und in demselben Maße folgen, auch nicht bei allen
Gruppen der Arbeiter in gleicher Weise stattfinden. Das Defizit, welches sich
n der Wirthschaft des Arbeiters in Folge solcher Theuerungen, die vorwiegend
n der Prosperität des Handels begründet waren, zeigte, wurde bei bekannten
eschickten Arbeitern, bei kleinen Krämern und Hökern und bei Taglöhnern, die
m Dienste des Kaufmanns standen, vielleicht ziemlich ersetzt. Aber alle von den
vohlhabenden Klassen entfernt bleibenden Arbeiter und die Handwerker, welche
ür eigene Rechnung arbeiteten und einen unsicheren Absatz, folglich keinen festen
vöchentlichen Erwerb hatten, mußten die Theuerungen zu Grunde richten. Für
ie Zeit der vorhin bezeichneten Theuerung blieb z. B. der wöchentliche Erwerb
der Tagelohn dieser Arbeiter zwischen 6 und 12 ℳ (und stockte noch obendrein
n dem harten Winter) gegenüber einem nothwendigsten Wochenbedarf — die
Familie nur zu drei bis vier Personen gerechnet und Fleischnahrung wie auch
Kleidung ausgeschlossen — von 12 bis 14 ℳ 5½ β.[1]

Aus welchen Gruppen sich diejenigen zusammensetzten, die unmittelbar vor
völlige Verarmung gebracht wurden, ergiebt sich aus einer Zusammenstellung, die
em bereits genannten Berichte v. Voghts über die Vorschußanstalt entnommen ist.
Unter den um Vorschuß Bittenden, die in drei Jahren 2875 Familien vertraten,
varen:

290 Schuster und Schuhflicker.
269 Arbeitslose, meistens an der Gasse.
178 Schneider, außer dem Amte, sehr wenige Meister.
123 Witwen, die allerlei Gewerbe trieben, hauptsächlich Hökerei, Waschen, Nähen.
95 Tischler, fast alle außer dem Amte im Tagelohn für andere Meister arbeitend, die Abende für sich.
69 Mauerleute, hauptsächlich ihres des harten Winters wegen unterbrochenen Verdienstes halber.
65 Friseurs, meistens Perückenmacher.
70 Kattunarbeiter, sowohl Drucker und Klopfer, als Formschneider und Glätter.
42 Zimmergesellen, alle außer dem Amte und um Holz verlegen.
34 Schlosser, um Verlag an Metall und Feuerung.
33 Nachtwächter, unter denen viele Armuth ist.
31 Säger, wegen des unterbrochenen Erwerbs im Winter.
27 Schmiede, um Eisen und Kohlen.
25 Ewerführer, meistens Jollenfahrer, zur Reparatur ihrer Fahrzeuge.
25 Stuhlmacher, meistens um Verlag.
20 Nagelschmiede, um Eisen und Kohlen.
19 Kleinschmiede, eben dasselbe.
19 Küper, meistens um Holz.
17 Maler und Vergolder, um Zuthaten und wegen unterbrochener Arbeit.
18 Soldaten, hauptsächlich zur Zeit ihrer ersten Abzüge in Verlegenheit.
17 Gipser, wegen unterbrochener Arbeit.
13 Goldarbeiter, ein unsicheres Gewerbe.
16 Tapezirer, der Zuthaten wegen.
12 Matrosen, die im Winter keine Schiffe erhalten konnten.

[1] Armennachrichten, II, S. 287.

12 Wasserträger, die entweder Tracht oder Eimer oder Kleidungsstücke erhielten
11 Reepschläger, der im Winter unterbrochenen Arbeit wegen.
11 Tabakarbeiter, Zufälle wegen, die mit ihrem Gewerbe keine Verbindung hatten
10 Fuhrleute, wegen gefallener Pferde.
10 Korkschneider, wegen Ankauf von Kork, ein unsicheres Gewerbe.
9 Barbiere, alle außer Amt, ein unsicheres Gewerbe.
8 Grünhöker, zum Ankaufe von Waaren, hatten auf verfrorene Kartoffel verloren.
13 Gärtner, Auslagen zum Dünger und Arbeitslohn.
7 Knopfmacher, wegen Mangel an Arbeit, jetzt ein schlechtes Gewerbe.

Aus 97 anderen Gewerben:

237, deren Kenntniß von keinem Nutzen sein kann, weil sich auf die Lage keines Gewerbes darauf schließen läßt, daß drei oder vier Personen aus demselben Hilfe bedürfen.

Blos um Arbeit verlegen:

307, denen damit geholfen worden.
631, die statt Vorschuß Wolle und Flachs, Räder und Haspeln erhalten haben
32, die ohne Rücksicht auf ihr Gewerbe blos ihrer zahlreichen Kinder wegen in Verlegenheit sind.

2875

Dieselbe Zahl ist auch nach anderen Gesichtspunkten zerlegt:

504 Familien, durch zu hohe Miethe 2c.
491 Familien, Mangel an Verlag und Material.
710 Familien, durch Krankheit, Unfälle zurückgekommen.
631 Frauen, denen es an Handarbeit fehlt.
307 Männer, arbeitslos.
143 Familien, hauptsächlich große Anzahl von Kindern.
25 Familien, Mangel an Geräthschaften.
39 Personen, Dienstlosigkeit.
6 Familien, abgebrannt.
19 Leute, die, um fortzukommen, ein Bett und Kleidung bedurften.

2875

Wenn nun auch manche von denen, die Vorschuß erhielten, aus ihrer drückenden Verlegenheit auf längere oder kürzere Zeit befreit wurden, so waren doch recht viele dem sicheren Untergange geweiht. So mußten zu den schon vorhandenen Armen immer neue hinzukommen. Und das zu einer Zeit, wo der „Wohlstand der Stadt" stetig wuchs. Und zwar entstanden diese Armen aus den arbeitsamsten Volksklassen.

Fassen wir zusammen: Der mit dem 16. Jahrhundert beginnende gewaltige Kampf auf volkswirthschaftlichem Gebiete, der auf die Befreiung der aufstrebenden Produktivkräfte abzielte, verschuldete die erbarmungslose Zermalmung des Wohlstandes ganzer Bevölkerungen, wie überall, so auch in Hamburg.

Briefkasten.

Mehrere Leser. Es ist ständigem Raummangel zuzuschreiben, daß die Fortsetzung der Artikelserie über den „Weltmarkt und die Agrarkrisis" von Nummer zu Nummer zurückgestellt werden mußte. Im nächsten Heft hoffen wir die Fortsetzung wieder aufnehmen zu können.

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.



Nr. 17. XIV. Jahrgang, I. Band. 1895-96.

Kleine Briefe.

Er darf sich wieder zur Ruhe legen, der brave Heinrich Pestalozzi. Sie haben ihn gefeiert, selbst an allerhöchster Stelle, haben zu seinem Andenken auch tiefe Trünke gethan, und die gewerbsmäßige Bewunderung ergoß sich in breiten Wogen. Ein Trupp jener Dichter, welche ein elender Ersatz für die früheren Stadtpfeifer sind, lallte sein Lob so allgemein als möglich, ein anderer entwarf „das erschöpfende" Lebensbild — Sie sehen, ich bin des Reporterstiles leidlich mächtig —, ein dritter schilderte seine unsterblichen Verdienste um die Schule, dieselbe Schule, welche sich eifrig und erfolgreich müht, ihn zu verleugnen. Hätte man die Herren, welche am 12. Januar das offizielle Echo probirt, näher über des großen Zürichers Ideen ausgefragt, die Meisten würden Blut geschwitzt haben. Und die Wenigen, welche mit ihm vertraut sind, hätten sich lieber eine Zunge abgebissen, statt sich zu ihm zu bekennen. Ich möchte darauf schwören, daß auch nicht auf einer der pompösen Veranstaltungen auf den Pestalozzi hingewiesen worden ist, den Heinrich Schulz in Nr. 15 der „Neuen Zeit" zeigte. Das wäre ja auch als taktlose Störung empfunden worden, ob der die Komite-Wanzen entrüstet weggekrochen wären. Man wand dem Pädagogen, dem Christen, dem Philanthropen Kränze, widmete ihm Sätze, die gelegentlich auch am Grabe eines Freimaurers gesprochen werden können, der für arme Kinder Christbäume anschaffte; daß ihn ein heiliger Zorn gegen die Ausbeuter der Völker durchglühte, daß seine naive Seele sozialistisch fühlte, das verschwieg man gewissenhaft wie ein Amtsgeheimniß. Ich wittere die Revolution, wie ein Hund das Erdbeben, schrieb Petöfi 1848 einem Freund; ganz ähnlich witterte Pestalozzi den Sozialismus. Und liest man heute die Festreden durch, Reden, die alle feig verschwiegen und umgingen, was erhaben an dem Manne war, — man verspürt wahrhaftig tiefen Ekel.

Doch da habe ich gerade eine Schrift vor mir, die wenigstens den Vorzug der Aufrichtigkeit besitzt, die Arbeit eines ultramontanen Schweizers, des Herrn Dr. Schwendimann, welcher zu Innsbruck im heiligen Land Tirol jüngst den Doktorhut erworben haben soll. Sein ganzes Können hat der Jüngling daran gesetzt, Pestalozzi schlecht und lächerlich zu machen, als erbärmlichen Trottel hinzustellen. Solch zynisches Behagen, wie es hier zu Tage tritt, ist sonst nicht Art der Jugend. Ich suche auch die treibende Kraft etwas ferner. Dem vom Pfaffenfressen müd gewordenen liberalen Bürgerthum danken wir wohl solche Blüthen. Die während des Kulturkampfes aufgewachsene klerikale Generation ist in haßerfüllter Atmosphäre zum unversöhnlichen Krieg erzogen worden. Man ist in den katholischen Lyceen und Seminarien nicht faul gewesen und wir bekommen es zu spüren. Schwendimanns Pamphlet hat symptomatische Bedeutung.

Ja, unser heutiges liberales Bürgerthum, das erweist sich „vom Fels zu Meer“ als dasselbe. Ich warf vorhin den Namen Petöfis ein und kehre zu der selben zurück. Die Revolution hatte ihm feurigen Odem eingehaucht, er wurd Sozialdemokrat; sein letzter und bester Biograph gesteht es unumwunden zu. Un wenn man uns heute seine prosaischen Schriften in der Uebersetzung bietet — Reclan Universal-Bibliothek 3455, 3456 — dürfen wir wohl eine Probe des Grimm erwarten, mit dem er die Masse aufgepeitscht und auf die Herren eingewirkt hat, ein Probe brennend rothen Kolorits. Warum dies nicht von einem Poeten der Sturn jahre? Allein der Uebersetzer, Herr Dr. Adolf Kohut — der Himmel weiß, warum er d Berliner Polizei nicht gefährlich erschien — ist ganz und gar nicht meiner Meinun Nachdem er konstatirt, daß Petöfis „Reisebriefe keine Spur der Frivolität“ an sich trage welche diejenigen Heines so arg verderben, sagt er feierlich und salbungsvoll: „Von de politischen Artikeln Petöfis wählte ich nur diejenigen aus, die inhaltlich wie forme noch immer von Interesse sind und in denen seine subjektive, in Liebe und Haß glei vulkanische Natur in einer weniger scharfen Prägung hervortritt. Ich hoffe den Beifa aller Vernünftigen in meinem Vaterlande wie im Auslande zu finden, daß ich jene Au sätze, in denen theils Ausfälle gegen noch lebende Personen enthalten sind und theil der haßerfüllte Radikalismus des Tyrtäus der Revolution gar zu wild hervorbrich hier nicht zu neuem Leben erweckte. Tempora mutantur — für die republikanischen un antimonarchischen Diatriben Petöfis ist heute in Ungarn, wo die innigste Harmoni zwischen Volk und König herrscht und bei Jedermann das Wort der ungarische Stände unter Maria Theresia: ‚Moriamur pro rege nostro!‘ zur unerschütterliche zur patriotischen Ueberzeugung geworden, kein Raum mehr. . . .“

Gut gewedelt, Kohut. In ihren gesunden Tagen — „lang, lang ist’s her“ — hätte selbst die Leipziger „Gartenlaube“ gegen solche Unterschlagung und gegen solch servile Ausflüchte protestirt. Heute ist’s still im Röhricht, kein freisinniger Hah kräht darnach. Ich möchte nur wissen, warum gewisse Leute wider die Umsturz vorlage brüllten. . . .

Der Weltmarkt und die Agrarkrisis.

Von Parvus.

(Fortsetzung.)

6. Industrie und Landwirthschaft.

Es gilt vor allem die allgemeinen Zusammenhänge zwischen der industrielle Entwicklung und der Entwicklung der kapitalistischen Landwirthschaft klarzulegen Dies bietet, nachdem der dritte Band des „Kapital“ von Karl Marx erschiene ist, keine großen Schwierigkeiten mehr.

a. Einfluß der industriellen Entwicklung auf die Getreidepreise

Die Getreidepreise können steigen bei gleichbleibender Anbaufläche, gleichbleibender Bevölkerung und selbst gleichbleibender Getreideproduktion — einzig in Folge der Entwicklung der Industrie.

Wir wollen diesen Satz zunächst an einem abstrakten Beispiel erläutern.

Wir setzen voraus eine vollständige Entwicklung der kapitalistischen Produktion in Industrie und Landwirthschaft. In diesem Zustand giebt es auch au dem Lande nur Lohnarbeiter und Kapitalisten resp. Grundbesitzer. Wir setze weiter voraus, daß die Arbeiter nur in Geld entlohnt werden. Das ist nich der leichteste Fall, sondern im Gegentheil derjenige, welcher der Beweisführung die meisten Schwierigkeiten bietet.

Nehmen wir an, daß in diesem Lande, damit es keiner landwirthschaftlichen Zufuhr bedürfe, die gesellschaftliche Produktion so vertheilt ist, daß eine Million Arbeiter in der Landwirthschaft und eine Million in der Industrie beschäftigt sind. Diese eine Million landwirthschaftlicher Arbeiter produziren dann

: Lebensmittel, die zum Unterhalt der ganzen Gesellschaft nothwendig sind. Der
chteren Uebersicht wegen nehmen wir statt Lebensmittel das hauptsächliche
ahrungsmittel, das Getreide. Unterstellen wir dann noch, daß die Anbaufläche
ıe Million Hektar beträgt — die Zahl ist ja gleichgiltig. In diesem Lande
ird es nun einen bestimmten Getreidepreis geben, der nach dem allgemeinen
erthgesetz und den Gesetzen der Grundrente gebildet wird.

Denken wir uns aber, daß in Folge der Entwicklung des Weltmarkts in
r Industrie dieses Landes sich ein stärkerer Bedarf an Arbeitern heraus=
ellt. Dann wird, wenn der blühende Zustand der Industrie anhält, ein Theil
r Arbeiter der Landwirthschaft entzogen werden müssen.

Die Reservearmee ändert nichts an der Sache. Denn, erstens, ein
stimmter Stand von Arbeitslosen muß stets vorhanden seiu. Er ergiebt sich
ıs den inneren produktiven Zusammenhängen der Industrie, wie Saisonarbeit,
roße, schnell auszuführende Bestellungen 2c. Sodann, je mehr die Reservearmee
ʃsorbirt wird, desto mehr wächst der Arbeitslohn (wodurch der Beweis erbracht
t, daß ein relativer Mangel an Arbeitern besteht). Mit dem Wachsthum des
rbeitslohnes in der Industrie muß sich aber ein Zufluß landwirthschaftlicher
rbeiter nach den Fabriken herausstellen, selbst wenn man von dem gewöhnlichen
nterschied im Arbeitslohn zwischen Landwirthschaft und Industrie absieht.
schließlich ist es ja die Tendenz der kapitalistischen Industrie, sich grenzenlos
ı entwickeln. Wenn daher eine kapitalistisch überflüssige Reservearmee sich auf=
aut, so ist das ein Beweis der ungenügenden Entwicklung des Weltmarkts.
us diesem wäre also die Erklärung zu holen, währenddem es sich vorläufig
ur noch um die allgemeinen Zusammenhänge zwischen Industrie und Land=
irthschaft handelt. Nebenbei sei noch bemerkt, daß die Auswanderung das
ıpitalistische Regulativ der Reservearmee bildet.

Gesetzt, die industrielle Arbeiterschaft vermehre sich auf 1 200 000, so bleiben
ı der Landwirthschaft nur noch 800 000. Wenn die Produktivkraft der Arbeit
ieselbe bleibt, so können diese 800 000 nicht mehr die frühere Bodenfläche
on einer Million Hektar bearbeiten. Die kapitalistischen Pächter und Grund=
esitzer werden dann über den „Zug nach der Stadt", Arbeitermangel und hohe
rbeitslöhne klagen (die jetzigen Klagen der preußischen Junker haben einen
nderen Grund, der später erörtert werden wird), und im Lande wird sich ein
Mangel an Getreide herausstellen. (Man behalte im Auge, daß wir eine rein
ıpitalistische Produktion voraussetzen, bei der die gesammte Bauernschaft bereits
ängst expropriirt und proletarisirt ist.)

Dem Getreidemangel könnte durch Zufuhr abgeholfen werden. Allein
as setzt bereits eine Steigerung des Getreidepreises voraus, sonst ist nicht ab=
usehen, warum diese Zufuhr nicht früher schon stattgefunden hat. Der Grad
er Steigerung der Getreidepreise könnte wohl durch fremde Zufuhr beeinflußt
verden. Wir dürfen aber von der auswärtigen Getreidezufuhr vollständig ab=
ehen: denn entweder befindet sich das Ausland auf einer anderen Stufe der
apitalistischen Entwicklung, und dann wird durch diese Verbindung unsere Voraus=
etzung einer rein kapitalistischen Produktion gestört, oder es steht auf der gleichen
Entwicklungsstufe, hat aber eine andere Zusammensetzung der gesellschaftlichen
Arbeit aus Industrie und Landwirthschaft, und dann würde sich die Nothwendig=
eit herausstellen, unser Beispiel umzurechnen, wodurch dem Wesen nach nichts
eändert worden wäre, oder schließlich ist dieses andere Land unserem Muster=
and wirthschaftlich ähnlich und dann wird durch die Handelsverbindung erst recht
ichts geändert.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, möge noch erwähnt werden, daß damit keineswegs die Behauptung aufgestellt werden soll, daß der Getreidepreis sich nur im Inlande bildet. Es handelt sich nicht um die Preisbildung überhaupt, sondern um einen bestimmten Fall der Steigerung des Getreidepreises, wie er Eingangs näher charakterisirt worden ist. Und dieser Fall wird, wir wiederholen es, an einem abstrakten Beispiel erörtert.[1]

Es wird also nur übrig bleiben: entweder die Landeskultur so zu intensifiziren, daß nunmehr 800 000 Hektar soviel Getreide liefern, wie früher eine Million, oder die Produktivkraft der Arbeit, etwa durch Einführung neuer Maschinen, so zu steigern, daß 800 000 Arbeiter eine Million Hektar Land bearbeiten können, oder eine Kombination von beiden, was selbstverständlich ist. Wenn nun die Produktion des fehlenden Getreides, auch nur zum Theil, mit größerer Kapitalauslage resp. mehr Produktionskosten verbunden ist, als jene waren, die soeben den Getreidepreis regulirten, so wird der Getreidepreis steigen. Ob die gesteigerten Kapitalauslagen in Maschinen, Dungmitteln oder Bodenmeliorationen gemacht werden, ob neue Verfahren eingeführt oder alte dort angewendet werden, wo es bis jetzt nicht der Fall war, ändert qualitativ nichts an der Sache. Quantitativ, d. h. für die Höhe des Preisunterschieds ist unter Umständen das eine, unter Umständen auch das andere maßgebend. Es kann auch der Fall eintreten, daß in Folge der durchgeführten Verbesserungen der Landeskultur, weil dadurch die Nachfrage nach industriellen Produkten gesteigert wird, ein weiteres Steigen der Getreidepreise sich herausbildet, bis das Gleichgewicht zwischen Landwirthschaft und Industrie hergestellt ist. In der politischen Oekonomie wie in der Natur giebt es nur Wechselwirkungen.

Wir haben also hier zunächst einen abstrakten Fall der Steigerung des Getreidepreises, obwohl 1) die Bevölkerung gleich bleibt, 2) die Getreideproduktion gleich bleibt, 3) die Anbaufläche gleich bleibt oder sich sogar verringert.

Um unser abstraktes Beispiel der Wirklichkeit zu nähern, schieben wir zunächst ein Zwischenglied ein und nehmen an, daß die landwirthschaftlichen Arbeiter zum Theil in natura entlohnt werden.

In unserem ersten Fall ging das gesammte Getreide zu Markte. Angebot und Nachfrage wurden gebildet: auf der einen Seite durch die Menge des produzirten Getreides, auf der anderen durch die Gesammtzahl der konsumirenden Bevölkerung (auf dem kapitalistischen Markte kommt selbstverständlich nicht blos der Bedarf, sondern auch die Kaufkraft in Betracht). Bei der eingetretenen Veränderung in der Zusammensetzung der gesellschaftlichen Arbeit ging immer noch der gesammte Ernteertrag zu Markte, nur war er anfangs kleiner, als bis dahin.

---

[1] Zweierlei erschwert die Erforschung der thatsächlichen Entwicklung der kapitalistischen Weltwirthschaft: erstens, daß wir es in jedem gegebenen Moment mit einem Durcheinander verschiedener Entwicklungsstufen und Entwicklungsformen zu thun haben, zweitens, daß diese einzelnen Verschiedenheiten nicht für sich selbst begriffen werden können, weil in ihnen die allgemeinen Gesetze der kapitalistischen Produktion zur Geltung kommen. Es gilt also, durch Abstraktion von den Besonderheiten die allgemeinen Zusammenhänge herausfinden und nachher unter Zugrundelegung der aufgefundenen Gesetze die Besonderheiten zu erklären. Karl Marx hat in seinem „Kapital" in einer endgiltigen Weise die erste Aufgabe gelöst. Er bietet hier und in anderen Schriften auch brillante Ausblicke auf die Einzelgestaltungen und Einzelentwicklungen. Desgleichen Friedrich Engels. Aber vieles liegt hier noch brach, und vieles konnte von diesen Beiden noch gar nicht erörtert werden, weil es eben gilt, das sich fortwährend verändernde Leben aufzuklären. Die Theorie macht den Geist nicht entbehrlich, sie stärkt ihn nur und rüstet ihn zu neuen Kämpfen.

Anders in unserem zweiten Fall. Die zu Markt gelangende Getreidemenge ist hier die gesammte Ernte, abzüglich des von den Produzenten in natura verbrauchten Theils. Die Marktnachfrage dagegen ist nur der Bedarf der industriellen Bevölkerung. Rechnet man den Ertrag pro Hektar zu einer Tonne, so stand im ersten Fall ein Angebot von einer Million Tonnen einer Nachfrage von zwei Millionen Personen gegenüber, wenn wir nur die Arbeiterklasse als Getreidekonsumenten in Rechnung bringen, was der Einfachheit halber geschieht. Im zweiten Fall aber steht einem Angebot von 500 000 Tonnen eine Nachfrage von einer Million Personen gegenüber. Wie man sieht, sind nur die Quantitäten anders, während das Verhältniß beide Mal das Gleiche bleibt, nämlich 1 : 2.[1]

Der Werth des Getreides wird dadurch nicht beeinflußt, ob die Landarbeiter in Geld oder in Lebensmitteln bezahlt werden. Das zeigt sich darin, daß der Pächter oder Grundbesitzer, wenn er den Produktionspreis des Getreides berechnet, entweder die den Arbeitern abgelieferte Getreidemenge von der Ernte abrechnen oder ihren Geldwerth dem Lohn hinzurechnen muß. Aber bei der Bildung des Marktpreises kommt die den Arbeitern in natura abgegebene Getreidemenge ebensowenig in Betracht, wie das zurückgehaltene Saatkorn oder die an das Vieh verfütterten Quantitäten. Sie üben einen passiven Einfluß auf die Bildung von Angebot und Nachfrage, indem sie beide um ihren Betrag vermindern. Aber in dem Moment, wo Nachfrage und Angebot einander auf dem Markte gegenüberstehen, scheiden diese in natura verbrauchten Quantitäten aus dem Spiel. Man wird gleich sehen, welche Wirkung das hat.

In unserem zweiten Fall ist das Verhältniß des Marktangebots an Getreide zur Marktnachfrage, wie schon erwähnt, dasselbe wie im ersten Fall = 1 : 2. Nun lassen wir auch hier die Aenderung in den Produktionsverhältnissen eintreten wie dort: die industrielle Arbeiterschaft soll sich auf 1 200 000 vermehren, die agrikole auf 800 000 zurückgehen. Wie wird jetzt die Marktlage sich gestalten?

800 000 Arbeiter auf 800 000 Hektar produziren zunächst nur 800 000 Tonnen Getreide. Davon erhalten die landwirthschaftlichen Arbeiter als Naturallohn, wenn der Lohnsatz gleich bleibt, 400 000 Tonnen. Es gelangen zum Markt 400 000 Tonnen, denen die gewachsene Nachfrage der industriellen Bevölkerung von 1 200 000 Köpfen gegenübersteht. Das Verhältniß von Marktangebot zur Marktnachfrage, letztere repräsentirt durch die Zahl der Nachfragenden, ist jetzt wie 4 : 12 oder 1 : 3.

Versuchen wir die bei den betrachteten Aenderungen der Produktionsverhältnisse eingetretenen Aenderungen des Marktverhältnisses in vergleichbare Zahlen zu bringen, so erhalten wir folgende Uebersicht:

		Angebot von Getreide Tonnen	Nachfrage nach Getreide (Zahl der Nachfragenden)	Das Verhältniß auf dem Markt
Erster Fall:				
Bei Geldlohn . .	Zuerst	1 000 000	2 000 000	2 : 4
	Dann	800 000	2 000 000	2 : 5
Zweiter Fall:				
Bei Naturallohn .	Zuerst	500 000	1 000 000	2 : 4
	Dann	400 000	1 200 000	2 : 6

[1] Dieser Ausdruck ist irrationell, weil es sich das eine Mal um eine Getreidemenge, das andere Mal um eine Volkszahl handelt. Der richtige Ausdruck würde sein: das Verhältniß des zum Markte gebrachten Werthes zu dem verlangten Werthe. Doch würde die Unterstellung der rationellen Begriffe die Rechnung unnöthigerweise kompliziren.

Währenddem im ersten Fall, bei Geldlohn, das Verhältniß auf dem Markte von 2 : 4 auf 2 : 5 sich ändert, ändert es sich im zweiten Fall, bei Naturallohn, auf 2 : 6, d. h. bei Naturallohn ändert sich, in Folge der Verschiebung in der Zusammensetzung der gesellschaftlichen Arbeit, das Marktverhältniß mehr zu Gunsten des Angebots, als bei Geldlohn. Es ist klar, warum. Bei Geldlohn vermindert sich nur das Angebot auf dem Markte, während die Nachfrage auf dem Markte, weil sie durch die Gesammtzahl der Bevölkerung vertreten wird, unverändert bleibt —, bei Naturallohn aber vermindert sich nicht nur das Angebot, sondern zugleich steigt die Nachfrage auf dem Markte weil sie durch die gewachsene industrielle Bevölkerung vertreten wird. Man sieht, daß in diesem Fall, dessen verschiedene Modifikationen wir bei Seite lassen unter dem Einfluß der industriellen Entwicklung eine Steigerung des Getreidepreises noch eher eintreten würde.

Nehmen wir jetzt an, daß die der Landwirthschaft fehlende Arbeiterzahl von außerhalb ersetzt wird — auf welche Weise ist uns diesmal gleichgiltig Dann wird, wenn die Anbaufläche resp. die Intensität der Landeskultur gleich bleiben, ein Marktangebot von 500 000 Tonnen einer Marktnachfrage von 1 200 000 Personen gegenüberstehen. Das Angebot bleibt unverändert, aber die Nachfrage ist gestiegen. Zu gleicher Zeit tritt eine Vermehrung der Bevölkerung ein, aber diese Vermehrung ist nicht die Ursache der Steigerung des Getreidepreises, sondern im Gegentheil, sie ist durch diese Steigerung bedingt worden

Ein wichtiges Moment unterscheidet diesen Fall von den vorangehenden man braucht hier keine Steigerung des Arbeitslohnes in Betracht zu ziehen, um die Steigerung des Getreidepreises zu erklären. Die Löhne der Landarbeiter können sogar sinken, wenn die eingewanderten Arbeiter geringere Ansprüche machen, und dieses Sinken der landwirthschaftlichen Arbeitslöhne kann zu einem Sinken der Arbeitslöhne in der Industrie führen, wenn unter dem Lohndruck ein Theil der Landarbeiter den Fabriken zuströmt. In ähnlicher Weise vollzog sich auch die thatsächliche Entwicklung.

Es bleibt uns noch das letzte Zwischenglied: das Bauernthum. Dieses kommt in zweierlei Beziehung in Betracht. Erstens als Quelle des Arbeiterzuflusses. Insoweit ist ja das Verhältniß bereits erörtert. Ein Unterschied besteht nur darin, daß bei Ergänzung der landwirthschaftlichen Lohnarbeiter aus dem Bauernthum keine Vermehrung der Bevölkerung eintritt. Zweitens kommt der Bauer in Betracht als selbständiger landwirthschaftlicher Produzent.

Zu letzterem Punkt ist Folgendes zu bemerken: Das Bauernthum ist nicht gleichartig. Es muß aus der Gesammtmasse vor Allem das amerikanische Farmerthum ausgeschieden werden. Dieses hat eine Entwicklung durchgemacht und produzirt unter den Bedingungen einer kapitalistischen Kolonie. Es ist deshalb in einem anderen Zusammenhang zu erörtern. Der Bauer des europäischen Festlandes, dem das Gesetz der kapitalistischen Grundrente in der Gestalt des Bodenpreises entgegentritt, produzirt deshalb unter den gleichen wirthschaftlichen Bedingungen, wie der kapitalistische Grundbesitzer. Sofern er Knechte hält und Taglöhner, wird er durch den Arbeiterabfluß nach der Fabrik ebenso getroffen wie dieser. Außer den allgemeinen kapitalistischen Mitteln, die Getreidezufuhr zu erweitern, steht ihm nur eines besonders zur Verfügung: die Beschränkung des eigenen Bedarfs. Dazu wird er aber durch den steigenden Getreidepreis am wenigsten veranlaßt, im Gegentheil, als Verkäufer zieht er daraus seinen Vortheil wie jeder Andere. Darum kommt die Konkurrenz des europäischen Bauernthums erst dann scharf zur Geltung, wenn die Getreidepreise sinken.

Der Einfluß der industriellen Entwicklung auf den Getreidepreis hebt das allgemeine Gesetz der Bildung des Getreidepreises und der Grundrente nicht auf. Nach diesem Gesetz sind die Produktionskosten des Getreides unter den schlechtesten natürlichen Bedingungen, wenn diese Produktion zur Deckung des Bedarfs nothwendig ist, für die Bildung des Getreidepreises maßgebend. Innerhalb der durch den Bedarf gesteckten Grenzen nur kommt also das allgemeine Preisbildungs- und Rentengesetz zur Geltung. Auf dem kapitalistischen Markte gilt aber nur der Waarenbedarf. Das ist allgemein, und die Agrikulturprodukte machen hier keine Ausnahme. Die Bestimmungsgründe des kapitalistischen Marktbedarfs an Getreide sind also mitbestimmend für die Bildung des Getreidepreises, weil sie mitbestimmend sind für die Festsetzung der untersten Grenze des Getreidebaues.

Diese Bestimmungsgründe, wie überhaupt die Bestimmungsgründe von Nachfrage und Angebot gehören in die Lehre von der Konkurrenz, die, weil sie außerhalb des Planes des „Kapital" fiel, von K. Marx nicht besonders entwickelt wurde.[1] Das soeben angedeutete allgemeine Gesetz der Marktpreisbildung aber und dessen Wirkung bei der Bildung des Getreidepreises und der Grundrente wird von ihm scharf und klar in verschiedenen Zusammenhängen hervorgehoben. Hier die für die Landwirthschaft am meisten kennzeichnende Stelle:

„Die Rente und damit der Werth des Bodens, um nur von der eigentlichen Ackerbaurente zu sprechen, entwickelt sich mit dem Markte für das Bodenprodukt und daher mit dem Wachsthum der nicht agrikolen Bevölkerung; mit ihrem Bedürfniß und ihrer Nachfrage theils für Nahrungsmittel, theils für Rohstoffe. Es liegt in der Natur der kapitalistischen Produktionsweise, daß sie die ackerbauende Bevölkerung fortwährend vermindert im Verhältniß zur nichtackerbauenden, weil in der Industrie (im engeren Sinne) das Wachsthum des konstanten Kapitals, im Verhältniß zum variablen, verbunden ist mit dem absoluten Wachsthum, obgleich der relativen Abnahme, des variablen Kapitals; während in der Agrikultur das variable Kapital absolut abnimmt, das zur Exploitation eines bestimmten Bodenstücks erforderlich ist; also nur wachsen kann, soweit neuer Boden bebaut wird, dies aber wieder voraussetzt noch größeres Wachsthum der nichtagrikolen Bevölkerung."[2]

Dieser Zusammenhang zwischen der industriellen Entwicklung und der Steigerung der Getreidepreise, der in seiner allgemeinen Wirkung auf ein ganzes

---

[1] Das ist deshalb auch bis auf diesen Augenblick ein brachliegendes Gebiet. Seit einigen Jahren tummeln sich auf diesem Felde die Jünger der „österreichischen Schule" herum und bemühen sich im Schweiße ihres Angesichts, es zu — düngen. Was sie als politisch-ökonomische Gesetze ausgeben, ist nur die Philosophie des schlecht honorirten Professors, die er sich zulegt, um des Lebens Widerwärtigkeiten wohlgemach zu ertragen. Weil er kein Geld hat, um sich einen Winterüberzieher zu kaufen, räsonnirt er, daß es doch besser ist, ohne Ueberzieher mit sattem Magen herumzulaufen, als mit hungrigem Magen in einem neuen Ueberzieher zu stolziren. Und wenn es das Kapital fordert, wendet er diesen Satz mit derselben Leichtigkeit um, wie seinen alten Ueberzieher.

Das kapitalistische Marktverhältniß wird bedingt durch gesellschaftliche Zusammenhänge, die sich aus der ökonomischen Klassengliederung innerhalb der Produktion, aus der gesellschaftlichen Arbeitstheilung, aus der allgemeinen sozialen Gliederung, aus der Entwicklung der Produktivkräfte, im Besonderen aus der Entwicklung des Weltmarkts u. A. m. ergeben — Verhältnisse, die zum Theil ihrerseits wiederum durch das Marktverhältniß bedingt werden. Denn das Leben ist ein dialektischer Prozeß.

Wie wichtig die Erforschung dieses Gebietes ist, ergiebt sich schon daraus, daß erst, wenn sie vollzogen, eine vollständige Theorie der Krisen aufgestellt werden könnte.

[2] Marx, „Kapital", Bd. III, Theil 2, S. 177.

Land erst studirt werden muß, um erkannt zu werden, fällt sofort in die Augen, wenn es sich um eine Einzelwirkung auf beschränktem Gebiete handelt. So ist es bekannt, daß jede Großstadt auf einen bestimmten Umkreis die Lebensmittel vertheuert. Die Entwicklung der Transportmittel und der überseeischen Zufuhr verwischt selbverständlich diese Wirkung. Wie groß diese Wirkung vorher war, zeigt folgende Tabelle, die Arthur Young in seiner Reisebeschreibung Englands (1763) mittheilt:

Entfernung der Orte von London	Preis in Pence Brot	Butter	Käse
bis 50 (engl.) Meilen	$1^1/_2$	$6^3/_4$	4
50—100 „	$1^1/_2$	6	$3^3/_4$
100—200 „	1 /4	6	$3^1/_4$
200—300 „	1	6	3
300 und darüber	—	5	$2^1/_2$

Daß dieser Gegensatz noch jetzt nicht ausgelöscht ist, zeigt folgender Vergleich der Preise für Berlin und die Provinz Brandenburg (pro Kilogramm in Pfennigen für 1894):

	Weizen	Roggen	Speisebohnen	Kartoffeln	Rindfleisch	Butter
Stadtkreis Berlin	13,5	11,7	35,0	4,7	125	234
Provinz Brandenburg	13,5	11,5	26,7	3,7	119	214

Wie bei den Städten,[1] so kommt dieses Verhältniß auch beim Vergleich verschiedener Gebiete desselben Landes untereinander zum Ausdruck. Rodbertus bringt in seinem dritten „sozialen Brief", zu anderen Zwecken, eine Uebersicht der Getreidepreise in den einzelnen preußischen Provinzen für 1816—1837, die diese Preisunterschiede schön beleuchtet. Wir bringen diese Tabelle hier an und fügen die entsprechenden Zahlen für 1894 hinzu.

Provinzen	Roggenpreis 1816—1837 pro Scheffel	Roggenpreis 1894 pro Tonne
Posen	34,3 Silbergroschen	109 Mark
Schlesien	38,0 „	113 „
Brandenburg	38,4 „	115 „
Pommern	38,4 „	114 „
Sachsen	40,3 „	120 „
Westphalen	47,75 „	125 „
Rheinland	49,4 „	123 „

Man sieht, trotz der gewaltigen produktiven Entwicklung und der Entwicklung des Verkehrs, die das Land während dieser drei Vierteljahrhunderte durchgemacht hat, sind es nach wie vor die industriereichsten Provinzen: Sachsen, Westphalen, Rheinland, die die höchsten Getreidepreise aufweisen.

Der Vergleich größerer Gebiete, z. B. ganzer Länder unter einander ist nur mit größter Vorsicht vorzunehmen, weil hier bei der Preisbildung zahlreiche andere Verschiedenheiten mitwirken. Am ehesten läßt sich die verschiedene Höhe der Preise agrikoler Produkte solcher großen Gebiete dann als Wirkung der industriellen Entwicklung betrachten, wenn der industrielle Unterschied zwischen ihnen am größten ist. So, wenn man etwa Sibirien mit Großbritannien vergleicht.[2]

---

[1] Die Städte sind bei der Erörterung der Entwicklung der kapitalistischen Landwirthschaft nicht nur wegen ihres industriellen Charakters zu berücksichtigen, und auch nicht blos als Konglomerationen nicht agrikoler Bevölkerung überhaupt, sondern noch als Konzentrationspunkte des Marktes (v. Thünens Theorie der Ausdehnung der Kulturarten). Diese Betrachtung gehört aber nach dem Plane dieser Arbeit in einen anderen Zusammenhang.

[2] Der Unterschied der Lebensmittelpreise einzelner Länder, deren industrielle Entwicklungsstufen weit von einander geschieden sind, sowie die Preisunterschiede einzelner

In der Entwicklung eines ganzen Landes läßt sich die Steigerung des Preises landwirthschaftlicher Produkte und besonders des Getreides als Wirkung der industriellen Entwicklung aus folgenden Gründen statistisch schwer nachweisen:

1) Weil die Getreidepreise von Jahr zu Jahr und selbst für größere Zeiträume in hohem Grade vom Ausfall der Ernte beeinflußt werden.

2) Weil die auswärtige Getreidezufuhr die Bildung des inländischen Getreidepreises stört.

3) Weil dabei die Wirkung der allgemeinen Gesetze der Preisbildung und der Geldzirkulation auszuscheiden wäre.

4) Weil eine Steigerung des Getreidepreises, wie sich aus den vorangehenden Erörterungen ergiebt, erst dann eintritt, wenn die Erzeugung des fehlenden Getreides relativ mehr Produktionskosten erfordert; das braucht aber keineswegs stets der Fall zu sein.

Es giebt jedoch Zeitabschnitte, in denen die Wirkung der industriellen Entwicklung auf die Steigerung des Getreidepreises so scharf zur Geltung kommt,

---

Landestheile, je nach ihrer industriellen Entwicklung, führt auch Rodbertus zu der Vermuthung, daß es sich dabei um allgemeine kapitalistische Zusammenhänge handelt. Als Erklärung dient ihm zunächst das Wachsthum der Städte. Ihren Einfluß faßt er aber nur im Sinne der Konzentration des Marktes auf. Die Lebensmittel müssen desto theurer sein, aus je entlegeneren Gebieten sie zugeführt werden. Das besagt aber nichts Anderes, als daß die Lebensmittel deshalb theurer verkauft werden, weil sie mehr kosten, d. h. weil sie theurer sind, so haben sie einen höheren Preis!? Die Frage ist aber eben die, wie wird es möglich, die Lebensmittel zu einem höheren Preis zu verkaufen?

Weil er das Ungenügende dieser Erklärung herausfühlt, so giebt er einen weiteren Grund an: den Uebergang von Naturallohn zu Geldlohn bei den Landarbeitern. Mit der Ausdehnung des Geldlohnes steigt die Marktnachfrage — aber da stößt er sofort auf den vernichtenden Einwand, daß in demselben Grade, wie in Folge des Ueberganges von Naturallohn zu Geldlohn die Marktnachfrage steigt, auch das Marktangebot sich vermehrt, weil jetzt die früher in natura abgelieferten Produkte zu Markte kommen. Er verwickelt sich vollkommen in diesen Widerspruch und verweist auf Nebendinge, die mit dem gegebenen Verhältniß nichts zu thun haben. So meint er z. B., daß die Preise deshalb steigen, weil die Nachfrage „unter Tausenden zersplittert ist". Das Gegentheil ist wahr: die konzentrirte Nachfrage erhöht die Preise. Es ist übrigens auch thatsächlich gar nicht richtig, daß durch den Uebergang zum Geldlohn die Nachfrage „zersplittert".

Er giebt schließlich noch einen Grund an: die Geldtheuerung in den „ärmeren" Ländern. Er meint, daß, wenn auch die Produktionskosten des Geldmetalls die gleichen sind, doch in den „reicheren", d. h. kapitalistisch mehr entwickelten Ländern das Geld deshalb billiger sei (folglich die Waaren theurer), weil sich in diesen Ländern, in Folge des relativ stärkeren Geldzuflusses aus dem Welthandel, „ein größeres Verhältniß der vorhandenen Geldquantität zu der vorhandenen Waarenquantität herausstellt". Die thatsächliche Voraussetzung ist falsch, aber durchaus falsch ist auch der allgemeine theoretische Zusammenhang, denn mit dem Geldzufluß kann in noch höherem Grade die Produktion und der Waarenverkehr steigen. So sehr ist dies in der Entwicklung der kapitalistischen Produktion der Fall, daß, während die vorkapitalistischen Gesellschaften mit einem geringeren Geldmetallvorrath auskamen, in der kapitalistischen Gesellschaft, trotz des kolossalen, nicht nur absoluten, sondern auch relativen Wachsthums des Metallgeldvorraths, trotz der noch größeren Entwicklung des Kredits, trotz der ungemein beschleunigten Geldzirkulation, sich die Nothwendigkeit herausstellt, das Metallgeld durch die Papierzeichen (Banknoten) zu substituiren.

Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß Rodbertus in seiner Kritik der Ricardoschen Grundrententheorie nur insofern Unrecht hat, als er diese Theorie über den Haufen geworfen zu haben glaubt, während er nur die Nothwendigkeit ihrer Ergänzung und Vertiefung nachgewiesen hat. Seine eigene Theorie leidet aber erst recht an Einseitigkeit und Unzulänglichkeit.

daß diese Steigerung sich durch andere Gründe nicht gut erklären läßt. Das war in England im Ausgang des achtzehnten und anfangs des neunzehnten Jahrhunderts der Fall, zur Zeit also, als die großen Erfindungen stattfanden und die kapitalistische Industrie ihre erste Entwicklungsphase durchmachte.

Bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hatte England eine bedeutende Ausfuhr von Getreide. Ein englischer Schriftsteller ruft nach 1739 klagend aus: „Was sollte aus dem Grundbesitzer werden, wenn nicht der Absatz im Auslande wäre?" Die Wendung, d. h. die Umwandlung Englands in ein Getreide importirendes Land, trat so schroff ein, daß die Erklärung dieses Verhältnisses durch einfaches Wachsthum der Bevölkerung von vornherein als unzulänglich sich erweist. Noch 1763 und 1764 hatte England eine Weizenausfuhr von 820000 Quarter und in den Jahren 1767 und 1768 hatte es bereits eine Einfuhr von 830000 Quarter. Dabei wurde sein Jahreskonsum um diese Zeit auf blos 4000000 Quarter[1] geschätzt. Diese rapide Umwandlung ist begünstigt worden durch eingetretene Mißernten. Aber von nun an ist England für alle Zeiten ein Getreide einführendes Land geblieben, und das läßt sich durch den Zufall der Mißernte nicht mehr erklären. Die Anbaufläche und die Intensität der Kultur nahmen in ungeahntem Umfange zu, dennoch blieb der Getreideimport ein eiserner Bestandtheil der englischen Landwirthschaft — ein Beweis, daß er nicht durch absoluten, sondern durch den relativen Getreidemangel hervorgerufen wurde, d. h. durch den Preisunterschied gegenüber dem Auslande.

Folgender Art war die durchgemachte Preisbewegung:

Es betrug der durchschnittliche Weizenpreis:

In den Jahren	Pro Winchester Quarter
1701 bis 1750	35 Schilling 9 Pence
1751 " 1764	37 " 2 "
1765 " 1792	49 " 10 "

Man sieht, die Periode der industriellen Entwicklung zeigt einen gewaltigen Preisunterschied gegenüber den vorangehenden Jahren und nimmt eine Ausnahmestellung im ganzen Jahrhundert ein.

1793 begann der Krieg mit Frankreich, der bis 1813 dauerte. Wie dieser Krieg auf die Entwicklung der englischen Industrie wirkte, ist hier nicht zu erörtern. Es genügt, darauf zu verweisen, daß, wenn auch der Handelsverkehr mit Europa zeitweise sehr empfindlich litt, England doch zu gleicher Zeit die absolute Herrschaft auf der See hatte und den Verkehr mit den tropischen Ländern stark entwickelte. Im Allgemeinen war das anerkanntermaßen eine Periode der aufsteigenden industriellen Entwicklung. Was aber diesen Zeitraum für uns besonders interessant macht, ist, daß während dieser Zeit die Getreidezufuhr nach England gehemmt wurde. Dies geschah zum Theil, weil der französische Bedarf an fremdländischem Getreide in Folge der Revolutionswirren und der nachfolgenden Kriege stark gestiegen war, sodann weil in Folge des allgemeinen Kriegszustandes die Exportfähigkeit Europas für Getreide überhaupt abnahm, schließlich seit Ende 1807 in Folge der bekannten napoleonischen Kontinentalsperre. Da der überseeische Getreideverkehr damals noch sehr wenig entwickelt war und der Handel mit Nordamerika noch überhaupt an den Folgen

[1] Vergl. Th. Tooke und W. Newmarch: Die Geschichte und die Bestimmung der Preise. Deutsche Uebersetzung von C. W. Asher, Band I, S. 35. Auch die weiteren englischen Zahlen sind, soweit nicht Anderes angegeben, diesem grundlegenden Werke entnommen.

des englisch-amerikanischen Krieges sehr litt, der Getreidebezug vom europäischen Festlande seinerseits mit stets wachsenden Kosten verbunden war, so haben wir einen äußerst günstigen Fall vor uns, den Einfluß der Industrie auf die Getreidepreise zu studiren.

Im Durchschnitt betrug zwischen 1793 bis 1813 der Weizenpreis 86 Schilling 4 Pence — eine enorme Steigerung selbst gegenüber der vorangehenden Periode. Dieser Zeitraum von 21 Jahren zeigt selbstverständlich viele Schwankungen.

Die Getreidetheuerung mußte, aus begreiflichen Gründen, dann am empfindlichsten sein, als mit der allgemeinen Preissteigerung sich die Wirkung einer ungünstigen Ernte vereinigte. In solche Jahrgänge fallen auch die parlamentarischen Versuche, der Theuerung abzuhelfen. Zuerst 1795. Das Parlament bestimmte Einfuhrprämien für Getreide, um der Theuerung entgegenzuwirken, währenddem in früheren Zeiten zu dem gleichen Zweck das gerade entgegengesetzte Mittel angewandt zu werden pflegte, nämlich Ausfuhrverbote. Diese Ansetzung von Einfuhrprämien wurde während unserer Periode mehrmals wiederholt.

1797 zeigt einen gesunkenen Getreidepreis. Dieses Sinken dauerte 1798 fort, aber immerhin beträgt der Weizenpreis 54 Schilling. 1799 steigt der Weizenpreis, desgleichen 1800, und 1801 erreicht er die Höhe von 128 Schilling 6 Pence. Das Jahr 1802 bringt die Möglichkeit einer freieren Getreidezufuhr und in Folge dessen geht der Weizenpreis wesentlich zurück. „Der Tod des Kaisers Paul und der Friede mit Dänemark nach der Schlacht von Kopenhagen öffneten den Ostseeverkehr wieder; und unter dem Einfluß der Prämie und der hohen Preise fanden große Getreidezufuhren statt, die im Laufe des Jahres anderthalb Millionen Qu. Weizen, 114 000 Qu. Gerste und 600 000 Qu. Hafer betrugen. Am 30. Juni standen die Weizenpreise auf 129 Schilling 8 Pence, Gerste 69 Schilling 7 Pence, Hafer 37 Schilling 2 Pence, und nach einer mäßig reichlichen Ernte am Schlusse des Jahres auf resp. 75 Schilling 6 Pence, 44 Schilling und 23 Schilling 4 Pence. Die Unterzeichnung der Friedenspräliminarien mit Frankreich ... diente zu einer Vermehrung der Zuflußquellen und Verminderung der Einfuhrkosten. Gegen den März des vorangegangenen Jahres waren die Preise um 50 Prozent niedriger."

1803 hält die sinkende Tendenz an. Dennoch beträgt selbst in diesem Jahre der Weizenpreis 60 Schilling, also 6 Schilling mehr als im Jahre 1798, 11 Schilling mehr als der von uns berechnete Durchschnittspreis für 1765 bis 1792, und 25 Schilling mehr als der Durchschnittspreis der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die Steigerung der Weizenpreise in Folge der industriellen Entwicklung ging also gleichsam terrassenweise vor sich, so daß jedesmal ein höheres Plateau erobert wurde, auf dem sich dann die Schwankungen des Preises unter der Wirkung anderer Ursachen abspielten. Nicht nur die Durchschnittspreise jedes nachfolgenden Zeitabschnitts sind höher, sondern auch die Minimalpreise.[1]

---

[1] Diese eigenthümliche stufenweise Steigerung der Getreidepreise übersieht Th. Tooke in seiner erwähnten Preisgeschichte. Indem er die Preisschwankungen jedes einzelnen Jahres analysirt, merkt er nicht, daß er auf einem immer höheren Plateau sich befindet. Da er außerdem, um den ausschließlichen Einfluß des Ernteausfalls auf die Getreidepreise zu beweisen, bald mit der Ernte des vorangehenden Jahres, bald mit dem wirklichen Ernteausfall und dann wieder mit den Ernteaussichten des nächsten Jahres rechnet, so ist es ihm ebenso leicht, diesen Nachweis zu führen, wie es zu unserer Zeit Herrn Rudolf Falb leicht ist, vorherzusagen, ob es Regen geben wird oder Sonnenschein.

Nur zwei Jahre dauerte der relative Preisniedergang und 1804 beginnt wieder eine aufsteigende Bewegung. Nur 1807 zeigt eine kleine Abschwächung von 88 auf 78 Schilling pro Quarter. Im November dieses Jahres wird die große Blokade Englands eröffnet. Es ist kennzeichnend, daß trotz der ungeheuren Erschwerung des Verkehrs die Getreidezufuhr dennoch nicht nachließ. So wurden im Jahre 1810 wieder anderthalb Millionen Quarter Weizen eingeführt. Das war eine Periode großer Preissteigerung, und die hohen Preise deckten die Spesen der Zufuhr. Aber das Jahr 1811 zeigt ausnahmsweise einen relativen Preisniedergang, und das ist deshalb bemerkenswerth, weil in diese Zeit eine Handelskrisis fällt.

Die Kontinentalsperre hat, wie schon erwähnt, die industrielle Entwicklung Englands nicht verhindert. Zum Theil weil der Handelsverkehr mit den tropischen Ländern sich mächtig ausdehnte, zum anderen, weil besonders in den ersten Jahren Mittel und Wege gefunden wurden, die Sperre zu durchbrechen. Folgende Zahlen gewähren einen Einblick in die industrielle Entwicklung.

Es betrug die Einfuhr nach England:

	Wolle Pfund	Rohseide Pfund	Baumwolle Pfund	Zucker Zentner
Im Jahre 1888 . . .	2 353 725	637 102	43 605 982	3 753 485
" " 1809 . . .	6 845 933	698 189	92 812 282	4 001 198
" " 1810 . . .	10 936 224	1 341 475	136 488 935	4 808 663
" " 1811 . . .	4 739 972	622 383	91 662 344	—

Man sieht, 1811 gab den Rückschlag der aufsteigenden Bewegung. Die tropischen Märkte waren mit englischen Waaren überfüllt, so daß Rücksendungen eintraten, und in den deutschen Häfen wurde die Blokade schärfer gehandhabt. (Einzelnes bei Tooke und Newmarch.) Der Weizenpreis ging im Jahresdurchschnitt 1811 gegenüber 1810 von 112 Schilling auf 108 Schilling zurück; er betrug im August 1810 — 116 Schilling und fiel ununterbrochen bis auf 87 Schilling 2 Pence im Juni des Jahres 1811. Er stieg dann weiter, bis die Jahre 1813/1814 das Aufhören des Kriegszustands, die Beseitigung der Handelssperre, die Eröffnung der freien Getreidezufuhr und die große Handelskrisis mit sich brachten. Der Weizenpreis fiel von 120 Schilling im Jahre 1813 auf 85 Schilling im Jahre 1814.

Folgendes ist die allgemeine Uebersicht über dieses halbe Jahrhundert (1765—1813) steigender Getreidepreise:

In den Jahren	Minimalpreis	Durchschnittspreis	Maximalpreis
1701—1750	22 Sch. 3/4 P.	35 Sch. 9 P.	69 Sch. 7 1/2 P.
1751—1764	29 " 11 "	37 " 2 "	44 " 5 1/4 "
1765—1792	36 " 2 3/4 "	49 " 10 "	59 " 1 1/4 "
1793—1807[1]	49 " 6 3/4 "	77 " 6 "	128 " 6 "
1808—1813[2]	85 " 3 "	108 " 2 "	120 " — "

Das war das goldene Zeitalter der englischen Landwirthschaft. Die rasche industrielle Entwicklung steigerte die Getreidepreise, noch mehr als diese stieg die Grundrente, mehr als die Grundrente der Pachtzins und mit ihm der Bodenpreis. Die Anbaufläche wurde erweitert, die Kultur intensifizirt, und der Großbetrieb griff rasch um sich. Den Grundbesitzern fielen enorme Reichthümer in den Schooß, und die Pächter machten ausgezeichnete Geschäfte. Nie gab es

[1] Vom Beginn des Krieges und bis zur Kontinentalsperre.

[2] Zeit der Kontinentalsperre.

nachher eine ähnliche Entwicklung der Landwirthschaft. Sie steht ebenso einzig da, wie die *industrielle* Entwicklung Englands jener Zeit.

Wer aber diese ganze Herrlichkeit auf den Schultern zu tragen hatte, war die *Arbeiterklasse*. Ihre kargen Löhne wurden trotz der enormen Brottheuerung kaum erhöht. Welche Zustände das erzeugte, darüber nachzulesen bei *K. Marx* und *Friedr. Engels*. Selbst kühle Geschäftsleute wie *Th. Tooke* müssen zugeben, daß die Noth der Arbeiter damals am stärksten war, und die Arbeiter nahe daran waren, vor Hunger umzukommen. Da aber die Löhne sich doch etwas erhöhten, meint Tooke: „so waren die Fälle eines Umkommens vor Noth nur ganz vereinzelt."

Um der Hungersnoth der Arbeiterklasse abzuhelfen, legten damals die Mitglieder des Parlaments das hochherzige Gelübde ab, den Brotkonsum in ihren *Familien* um ein Drittel zu vermindern, d. h. ihn durch Fleisch und theuere Gemüse zu ersetzen! Außerdem wurde eine Steuer auf *Puder* festgesetzt, um den Verbrauch von *Weizenmehl* zu vermindern. Die Mode, sich die Haare mit Puder zu bestreuen, soll deshalb in Verfall gekommen sein. So streute man *Sand* in die Augen des hungernden Volkes!

Auf diese Weise erzeugte die industrielle Entwicklung Englands steigende Getreidepreise, bereicherte die Grundbesitzer, ruinirte die Arbeiterklasse und verwandelte England aus einem getreideausführenden in ein getreideeinführendes Land.

Unsere theoretische Ableitung, daß es die Tendenz der industriellen Entwicklung ist, die Preise der landwirthschaftlichen Produkte zu steigern, glauben wir nun auf Grund der thatsächlichen Entwicklung nachgewiesen zu haben.

Wir haben dabei eine etwaige Erhöhung des relativen Konsums, d. h. des Verbrauchs pro Kopf der Bevölkerung, *nicht in Betracht gezogen*. Im Gegentheil, die Beweisführung ging gerade darauf hinaus, bei *gleichbleibendem* Konsum die Preissteigerung nachzuweisen. Wir haben an dem Beispiele Englands gesehen, daß diese preissteigende Tendenz stark genug sein kann, um selbst bei sinkendem relativen Verbrauch zum Ausdruck zu kommen.

Es ist aber keineswegs allgemeines Gesetz der industriellen Entwicklung, daß sie den *relativen* Getreidekonsum vermindert. Es giebt Perioden, wo auch der relative Verbrauch steigt. *A. de Foville* (La France économique 1889) stellt folgende Berechnung auf:

	1821—1830	1870—1880
Jahresdurchschnitt der Getreideernte . . .	44 542 527 Ztr.	74 132 009 Ztr.
Ueberschuß der Einfuhr über die Ausfuhr .	260 000 „	7 800 732 „
Zusammen .	44 802 587 Ztr.	81 932 741 Ztr.
Davon abzuziehen für Aussaat	7 436 828 „	10 412 714 „
Bleibt zum Verbrauch	37 365 759 Ztr.	71 520 027 Ztr.
Das macht pro Kopf der Bevölkerung .	**118,5** Kilogr.	**193** Kilogr.[1]

Wenn zu der steigernden Wirkung der industriellen Entwicklung noch eine relative Vermehrung des Verbrauchs sich gesellt, so müssen die Preise offenbar desto eher steigen. Andererseits muß eine relative Verminderung des Konsums der Steigerung *entgegenwirken*.

Es ist klar, daß die gekennzeichnete Wirkung der industriellen Entwicklung auf die Preise agrikoler Produkte auch dann ihre *Geltung* behält, wenn sie in der Preisbewegung nicht *zum Ausdruck* kommt. Wenn die Getreidepreise fallen,

---

[1] Dabei ist die Steigerung der *industriellen Verwendung* des Getreides in Betracht zu ziehen.

trotz einer anhaltenden industriellen Blüthe, so ist anzunehmen, daß sie no mehr gesunken wären, wenn der industrielle Charakter der Periode ein ander gewesen. Keine Bewegung kann als das Ergebniß nur jener Kraft betracht werden, die in ihrer Richtung wirkt, sondern jede Bewegung ist das Result mehrerer Wirkungen, die zum Theil einander aufheben — nimmt man nur ei Wirkung weg, so ändert sich sofort die Bewegung. (Fortsetzung folgt.)

Der vierte Band der Handwerks-Enquete und die Zünftler.[1]

I.

Soeben ist der vierte Band der vielbesprochenen „Untersuchungen über d Lage des Handwerks in Deutschland mit besonderer Rücksicht auf seine Konkurren fähigkeit gegenüber der Großindustrie“ im Buchhandel erschienen. Diejenigen, welc auf ihn die Hoffnung gesetzt hatten, er werde die pessimistischen Ergebnisse der erst dreibändigen Ausgabe im letzten Frühjahr desavouiren, werden sich kläglich en täuscht sehen: geradezu niederschmetternd offenbaren die elf Gewerbearbeiten, die enthält,[2] den vollständigen und unaufhaltbaren Niedergang des Handwerks. Zu Erhärtung führen wir die charakteristischen Stellen im Wortlaut an:

1) „In Erwägung aller dieser Umstände und angesichts der rapiden Steig rung, die der Konkurrenzkampf in der Gegenwart gewinnt, scheint die Aeußerun eines hiesigen Handwerkers nicht ohne Berechtigung zu sein, welcher resignirt sagt ‚In zehn Jahren giebt es keinen Lohgerber mehr in Deutschland‘“ (S. 22

2) „So furchtbar es ist, eine große Zahl fleißiger, braver und an ihre Sel ständigkeit gewöhnter Männer im grimmigen Ringen um das tägliche Stück Br zu Grunde gehen zu sehen, so sehr muß man ohne Sentimentalität das gesunde Resultat stark betonen: in der Schuhmacherei zu Breslau geht das Hand werk unerbittlich zu Grunde. In zwanzig Jahren ist es verschwunde mit oder ohne reaktionäre Gesetze“ (S. 76).

3) „Der Handwerksmeister alten Stils fristet schon heute in de Breslauer Schlosserei ein nur kümmerliches Dasein. Er hält sich durc Lehrlingszüchterei, Herabsetzung der eigenen Lebensansprüche und dergleichen no über Wasser. Sein Untergang ist jedoch nur eine Frage der Zeit“ (S. 117

4) „Die für ihr Gewerbe gefahrvolle Entwicklung ... hat in dem halbe Jahrhundert, welches seither verflossen ist, die traurigsten Fortschritte gemach Heute giebt es in Prenzlau elf Herrengarderobegeschäfte, und von de sechsunddreißig Schneidermeistern ... ist im günstigsten Falle noch de dritte Theil von diesen Geschäften ganz unabhängig“ (S. 128).

5) „Wenn sich aber dies ändert, und es scheint, wie gesagt, wenn auch seh allmälig, der Fall zu sein, dann wird gerade wie der hiesige Schuhmacher

---

[1] Mit vorliegender kurzer Anzeige soll die Behandlung der hochwichtigen Enquete de Vereins für Sozialpolitik in der „Neuen Zeit“ nicht abgethan sein. Eine eingehende Ab handlung über das Gesammtwerk ist uns zugesagt, sobald es abgeschlossen vorliegt.

Die Redaktion.

[2] 1) Lohgerberei zu Breslau; 2) Schuhmacherei zu Breslau; 3) Schlosserei z Breslau; 4) Konfektion und Schneidergewerbe zu Prenzlau; 5) Schneidergewerbe in Dram burg; 6) Tischlergewerbe in Konitz; 7) Schneidergewerbe in Löbau; 8) Lage der Handwerk in Nakel; 9) Lohgerberei in Köln; 10) Schlosserei, Schmiederei, Kupferschmiederei in Berlin 11) Tischlergewerbe in Berlin. — Die zwölfte Arbeit bildet nur einen Anhang zur letzt genannten und behandelt im Speziellen die Lage der Arbeiter, ein sonst von den Mitarbeiter der Enquete meist recht stiefmütterlich behandeltes Moment.

auch der Schneider einen wenig aussichtsvollen Kampf um die selbständige Existenz zu bestehen haben" (S. 156).

6) „Es liegt auf der Hand, daß jeder Kampf der Kleintischler gegen die Macht des Kapitals, wie sie ihnen in den reich ausgestatteten Magazinen entgegentritt, vergeblich ist. . . . Gegen diese Konkurrenz sieht sich der Kleintischler machtlos. Sein Kundenkreis schmilzt langsam, aber sicher zusammen. . . . Die Lage der Letzteren ist durchweg traurig — und um so trauriger, als ihre Hoffnung auf irgend welche Besserung oder auch nur Linderung ihrer Nothlage gering ist, und die meisten von ihnen noch bessere Zeiten gesehen haben" (S. 173).

7) „Die gesammte Grundlage der Löbauer Schneiderei ist, wie wir gesehen haben, seit etwa fünfzehn Jahren ins Wanken gekommen; die Kundschaft hat sich erheblich verkleinert und gestattet dem Einzelnen nur eine kümmerliche Existenz. . . . Von außen, aus den Großstädten kamen die Mächte, die den kleinstädtischen Handwerkern die Nahrung raubten. . . . Der Reisende des Maßgeschäftes aus Posen, aus Danzig und aus anderen fortgeschrittenen Plätzen . . . hat . . . dem einheimischen Handwerk ans Leben gegriffen" (S. 201).

8) „Es (das Schmiedehandwerk) bildet so ein Gegenstück zu dem Verwitterungs- und Umbildungsprozeß, wie er auch in Nakel in fast allen Handwerken hervortritt" (S. 246).

9) „So sind, wie wir sahen, die alten Grubengerbereien . . . gleichzeitig durch den Zwang der örtlichen Verhältnisse, durch den kapitalistischen Großbetrieb und durch die technischen Neuerungen in ihrer Lebensfähigkeit bedroht. Und wenn sich auch das Endergebniß der Entwicklung noch nicht völlig voraussehen läßt, ist doch kaum ein Zweifel, daß auch auf diesem Gebiete kleingewerblicher Thätigkeit die Großindustrie ein immer größeres Feld sich erobert und auf eine Umgestaltung der gewerblichen und sozialen Gliederung der Bevölkerung hinwirkt" (S. 261).

10) „In der Kupferschmiederei besteht noch ein ziemlich beträchtliches Handwerk. . . . In der Grob- und Hufschmiederei herrscht der ganz kleine Betrieb vor. . . . In der Schlosserei, Zeugschmiederei und sonstigen Eisenwaarenindustrie dagegen ist der Großbetrieb in stetigem Fortschritt begriffen und macht selbst mittleren Betrieben den Wettbewerb sehr schwer . . . in absehbarer Zeit wird die Fabrikation von Schlosserwaaren ausschließlich den Fabriken anheimfallen (S. 324).

11) „Der eigentliche Kleinbetrieb ist im Rückgang begriffen, während die kapitalistischen Mittel- und Großbetriebe siegreich vorschreiten. . . . Die verhältnißmäßig geringe Verminderung der absoluten Zahl der Kleinmeister darf über das Elend ihrer Lage nicht täuschen . . ." (S. 491). „Eine Hilfe für die eigentlichen Kleinbetriebe ist nicht abzusehen. Dem Handwerk ist sein fester Boden, die Kundenproduktion, entzogen" (S. 494). —

Was sagen die antisemitischen, konservativen und ultramontanen Schwärmer für die Aufrechterhaltung des mittelalterlich-romantischen Handwerksmeisters zu diesen Geständnissen? Geständnissen wohlverstanden nicht aus gegnerischen Interessentenkreisen, sondern aus dem Munde völlig unintereſſirter, nationalökonomisch geschulter Männer, unter denen „alle Schattirungen von den Anhängern der reinen Gewerbefreiheit bis zu den Befürwortern der Zwangsinnung und des Befähigungsnachweises vertreten sind" (Professor Bücher im „Vorwort"). Werden sie trotzdem noch zu behaupten wagen, daß der Großbetrieb nur eine geringe Anzahl von Handwerken, wie Weberei und Spinnerei, usurpire, das Handwerk als normale industrielle Betriebsform aber überhaupt nicht aufhören könne? Möglich, daß ihnen zum Theil die Erkenntniß aufdämmert, daß eben die kleinbetrieblich-handwerksmäßige Produktion nur eine der Vergänglichkeit unterworfene Form der Rohstoffbearbeitung ist, die unter gewissen Bedingungen entstanden ist und mit Wegfall dieser untergehen muß, ein historisches, kein logisches Element des Wirthschaftslebens. Zum größten

Theil aber werden sie wohl daraus nur folgern, daß desto schneller und energischer mit den bekannten alleinseligmachenden Hilfsmitteln eingegriffen werden müsse. Sehen wir uns deshalb das Urtheil der betreffenden Autoren über die Zweckmäßigkeit der Handwerkerforderungen noch ein wenig an.

II.

Seltsam ist zunächst, daß überhaupt knapp die Hälfte der vorliegenden Arbeiten auf Mittel zur Erhaltung des Handwerks näher eingehen. Die „Befürworter der Zwangsinnung und des Befähigungsnachweises", die laut Vorwort unter den Autoren vorhanden sein sollen und zuweilen auch den Pferdefuß ihres Glaubensbekenntnisses schüchtern sehen lassen, zeigen hinsichtlich dieses punctum saliens eine ganz auffallende Schweigsamkeit und Zurückhaltung. Diejenigen Mitarbeiter aber, die sich auf eine Prüfung der Handwerkerforderungen einlassen, kommen zu Ergebnissen, die ihnen nicht gerade obiges epitheton ornans einzutragen geeignet sind. Nr. 10 giebt zwar einen über vier Seiten langen Bericht über alle in Zahlen ausdrückbaren Verhältnisse des derzeitigen Innungslebens — woraus wir den Satz festnageln möchten: „Auch ihre Ausgaben für Innungszwecke mit 6645 Mark lassen erkennen, daß sie bestrebt ist, das Wohl der Mitglieder zu fördern. Leider ließ sich die Art der Ausgaben nicht ersehen" (S. 322) —, gesteht aber am Schluß resignirt ein: „Man erkennt allmälig eine Erneuerung der sogenannten mittelalterlichen Innungsprivilegien als zwecklos." Nr. 7 liefert über diese Frage nur den in seiner prägnanten Kürze klassischen Absatz: „Die seit 1883 bestehende Innung hat sich das Aufsichtsrecht über das Lehrlingswesen und die Prüfung der Lehrlinge durch ein Gesellenstück vorbehalten. Diese beiden Aufgaben bezeichnen die einzige Einwirkung, welche die Innung auf die gewerblichen Verhältnisse sich vorgesetzt hat; aber sie ist weit davon entfernt, sie auszuüben. Ueber die Innung sonst noch etwas zu sagen, ist darum unnöthig. Ihre einzige Thätigkeit besteht darin, bei richtiger Gelegenheit die Mitgliederbeiträge zu vertrinken" (S. 200). Ganz ähnlich äußert sich Nr. 6: „Der Anschluß der Kleintischlermeister an die Innung ist . . . recht locker. Einige sind ausgetreten und die anderen drücken sich mehr oder minder skeptisch über irgend welche ersprießliche Wirksamkeit des Innungsverbandes aus. Einer der ausgetretenen Tischler bemerkte dem Verfasser trocken, „die Innung wäre doch eigentlich nur dazu da, daß sich die Mitglieder alle Jahre einmal (am Stiftungstage) mit Anstand bezechten" (S. 160). Nr. 1 bemerkt ganz treffend: „Es ist nicht einzusehen, was eine Innung in der Lohgerberbranche leisten sollte. Denn von einer Regelung der Produktion durch diese kann nicht die Rede sein, und eine Absatzkonkurrenz, die zu regeln wäre, besteht überhaupt nicht, da dem Handwerk der lokale Markt so wie so verloren ist" (S. 20), und weist dann unter Anführung des letztjährigen Rechnungsabschlusses ebenfalls nach, daß die wirthschaftlichen Wirkungen der Innung, wenn überhaupt vorhanden, nur minimal sind. Sehr liebevoll geht Nr. 11 fast zehn Seiten lang auf „die Innung und ihre Thätigkeit" ein; aber auch aus seinen Ausführungen ergiebt sich dieselbe als eine ökonomisch fast werthlose, aber recht kostspielige („die Verwaltungskosten der Zentralstelle betragen mehr als die Hälfte der gesammten Ausgaben", S. 480) Institution, deren augenfälligste Erfolge überaus unerquickliche Konflikte und Chikanen zwischen Meistern und Gesellen und in Folge dessen Stärkung sozialdemokratischer Strömungen sind. Ebenfalls sehr ausführlich geht Nr. 2 auf die Frage ein, dessen einleitenden theoretisch-kritischen Worten wir, da sie allgemeingiltiger Natur sind, noch besondere Beachtung schenken wollen. Er führt aus, daß das mittelalterliche Handwerk nicht allein auf der Existenz einer Innung beruht hätte, sondern auf einer festgefügten Rechtsordnung von mindestens vier Hauptprinzipien:

1) Innerhalb der Bannmeile durften a) nur Zunftmeister Schuhe produziren und b) nur Zunftmeister Schuhe verkaufen.

2) Es wurde eine bestimmte niedrige Anzahl von Zunftmeistern aufrecht erhalten.

3) Kein Meister durfte mehr als drei Hilfskräfte beschäftigen.

4) Es besteht eine feste Ordnung der Lehrzeit mit zwei Prüfungen für diejenigen, die Meister werden wollten.

Nur die Wiederherstellung dieses ganzen Rechtssystems hätte Sinn als wirthschaftliche Forderung, denn: fällt 1a fort, so haben wir bald eine große Anzahl völlig proletarischer Meister in wüthender Konkurrenz; fällt 1b fort, so macht sich die gefährliche Konkurrenz der auswärtigen Unternehmungen, die unter günstigeren Bedingungen (z. B. auf dem Lande) arbeiten, geltend; fällt 2 fort, so ergiebt sich dieselbe Folge wie bei 1; fällt 3 fort, so würden trotz allem dank der billigeren Produktionskosten siegreiche Großbetriebe entstehen; fällt 4 fort, so entsteht zum Schaden der Konsumenten der böseste Nepotismus in der Besetzung der Meisterstellen 2c. Zu alledem müßte endlich noch, wenn nicht die Wirkung von 3 illusorisch werden soll, konsequente gesetzliche Unterdrückung der Hausindustrie treten. Der Verfasser geht dann noch speziell auf die vierte Hauptforderung der Zünftler ein, den Befähigungsnachweis in seinen zwei möglichen Formen: a) der Forderung einer Lehr- und Gesellenzeit von bestimmter Dauer und einer Gesellen- und Meisterprüfung von bestimmtem Inhalt, b) der einfachen Ablegung einer einmaligen Prüfung. Es ergeben sich dann folgende Konsequenzen:

„Für die kapitalistischen Unternehmungen ist, falls die zweite Form zum Gesetz werden sollte, die Wirkung ganz unbedeutend. Denn ein im Durchschnitt befähigter Mensch erlernt in drei Monaten die Schuhmacherei, und ohnedies sind die meisten Inhaber unserer hiesigen kapitalistischen Unternehmungen einst Handwerksgesellen oder gelernte Zuschneider in Schäftefabriken gewesen.“ (Das Analoge bekunden auch andere Arbeiten.) „Setzt man aber im Gesetz die erste Form durch, so entsteht wieder die Frage, ob man auch den Betrieb eines reinen Schuhverschleißgeschäftes vom Befähigungsnachweis abhängig machen will. Verlangt wird auch dies, obwohl man nicht einsieht, warum die Schuhmacher einen Vorzug haben sollen vor handwerksmäßigen Webern, Drechslern, Glasbläsern, Töpfern, Kamm- und Bürstenmachern 2c. 2c., mit deren Erzeugnissen ein schwunghafter Handel betrieben wird. Verlangt man für die Verschleißgeschäfte auch den Befähigungsnachweis, so werden diese in ihrer Konkurrenzfähigkeit ohne Frage beeinträchtigt. Denn sie müssen dann, um weiter zu existiren, einen gelernten Schuhmacher in das Geschäft als Mitinhaber aufnehmen, haben also mit der Ernährung einer früher unnöthigen Person jedenfalls größere Spesen.

In den Verlagsgeschäften sind die meisten Unternehmer wohl gelernte Schuhmacher, würden also vom Gesetz nicht betroffen werden. Doch auch da, wo die Verleger Kaufleute sind, und das sind gerade die größten Unternehmungen der Art, und bei den Fabriken würde die Vorschrift ohne viele Schwierigkeiten zu erfüllen sein. Fabrikant oder Verleger würden einfach ihren Werkführer oder Zuschneider zu ihrem Kompagnon erheben mit einem prozentualen Antheil am Reingewinn, der diesen nur wenig mehr Einkommen gewährt, als sie jetzt haben.

Bei einigen Unternehmungen wäre übrigens die Unterscheidung, ob Verlag oder Verschleiß, sehr schwierig.

Das Resultat ist: Der Befähigungsnachweis bringt dem Handwerk nur äußerst geringen Nutzen, denn als Kampfmittel gegen die kapitalistischen Unternehmungen hat er nur ganz unbedeutende Wirkungen, wogegen er vielleicht einer beträchtlichen Zahl unbedeutender Alleinarbeiter das Brot nimmt. Thatsächlich wird im Augenblick der Befähigungsnachweis vielleicht weniger vom Handwerk gegen die kapitalistische Unternehmung verlangt, als vom Kleinkapitalisten und kleineren Verlage gegen die mechanische Schuhfabrik (S. 72 f.).

III.

Gegenüber dieser tödtlichen Niederlage, welche das zünftlerische Handwerk in der vorliegenden, wesentlich in seinem Interesse und zur Unterstützung seiner Bestrebungen unternommenen Enquete erlitten hat, kann man in der That gespannt

sein, unter welchem Vorwand seine Vorkämpfer fürderhin ihre aussichtslose Polit treiben werden. Denn daß dieselben in ihrer Majorität sich zu besserer Einsic bekehren werden, erscheint wohl ebenso unwahrscheinlich, als daß der noch in Au sicht gestellte Schlußband des Unternehmens die Ergebnisse der ersten vier Bän erheblich abschwächt. Es scheint ihnen nur eine logische Möglichkeit zu bleiben, un diese, so kühn sie ist, wird in der That auch schon in Angriff genommen: Ma denunzirt die wissenschaftlichen Arbeiten des Vereins für Sozia politik als tendenziöse, die Thatsachen entstellende Mache in maiore gloriam kapitalismi. Die „Deutsche Handwerker-Zeitung“, das „Orga für die Besten aller Stände“, wie sie sich dreist nennt, eröffnet diese edle Art d Polemik in ihrer Nr. 30 vom 27. Juli 1895, in welcher sie folgendes Urtheil üb die ersten drei Bände fällt:

„In diesen Arbeiten augenscheinlich ganz unkritischer Köpfe i auch nicht eine Spur dessen wiederzufinden, was man als program matischen Leitfaden ansehen könnte.“ (Wenn die „Deutsche Handwerke Zeitung“ mit dem „programmatischen Leitfaden“ eine zu Grunde liegende wirt schaftspolitische Tendenz meint, hat sie allerdings recht; nur sind wir geneigt, di gerade als den Hauptvorzug des Unternehmens vor anderen gleicher Art anzusehen „Ja noch mehr, einzelnen Stellen gegenüber kann man wirklich i Zweifel darüber sein, ob man einen von einem direkten Interessente dem Berichterstatter in die Feder diktirten Nothschrei, die verschämt Reklame irgend eines Grubenbesitzers oder die dilettantischen Un arbeitungen von Facharbeiten vor sich hat. Ganz abgesehen von positi falschen Angaben, die wir auf die unkritische Wiedergabe von Mi theilungen aus Interessentenkreisen zurückführen, laufen einzeln dieser Arbeiten beinahe in Biographien mancher Gewerbetreibende aus.“ (Wir bitten um Angabe eines einzigen Beispiels.) „Von einem Er fassen der Generalidee, worauf es doch ankam, ist in ihnen nichts z spüren. Wir werden unser Urtheil begründen.“ Diese letztere Zusage soll wahrscheinlich der in Nr. 40 vom 5. Oktober 1895 folgende zweite Artikel bringe doch enthält auch er nichts als neue dreiste, unbewiesene Angriffe gegen die Arbeite des Vereins, die angeblich „so ungereimtes und kritiklos zusammen getragenes Zeug enthalten, daß ihnen kaum ein Werth beizumesse ist, abgesehen natürlich von den lokalen Erhebungen, die aber schließ lich sämmtlich zu der Auffassung drängen, daß dem Handwerk ohn Zwangsorganisation nicht zu helfen ist.“ Wie kühn die Schlußbehauptun ist, zeigt der Rückblick auf unsere beiden ersten Absätze, und mehr als lokale Er hebungen, als „monographische Darstellungen solcher Industriezweige . . ., welche de Bereich des alten Zunfthandwerks angehören, . . . für . . . eine Reihe von Orts typen . . .“ hat ja der Verein für Sozialpolitik laut Prospekt vom November 189 gar nicht geben wollen. Den Schluß des zitirten Artikels bildet folgende „Oeffent liche Warnung“:

„Ihr Obermeister und Meister! Gebt diesen jungen Leuten kein Zahlen, keine Auskunft mehr, sondern zeigt ihnen die Thür, wo si sich etwa blicken lassen; denn ihr noch zu erwartendes Gewäsch (!) dien als erwünschter Vorwand (!), die Sache der Handwerkerorganisatio hinauszuschieben.“

Diese dreiste und rohe Invektive gegen eine große Anzahl nationalökonomisc geschulter, jedem Interessenstandpunkt fremder, rein wissenschaftlich arbeitende Männer, deren einzige Verschuldung ist, daß ihre einheitliche Ueberzeugung de ebenso rücksichtslosen wie naiven Wünschen der zünftlerischen Meister nicht in de Kram paßt, ist ein recht charakteristisches Symptom für die demagogische Politik, di in manchen ökonomischen Schichten sich in der Gegenwart geltend macht. Die treff lichste Entgegnung findet Professor Bücher, wenn er im Vorwort sagt: „Vielleich ist dieser blinde, jedes klaren Zieles bare Zorn auch ein Zeichen für die Lage de

ındwerks in Deutschland." Im Uebrigen sind die Vorwürfe völlig gegenstandslos: aß wir unsere Mitarbeiter sorgfältig ausgewählt haben, braucht kaum gesagt zu rden. Daß diese selbst vorurtheilslos an ihre Aufgabe herangetreten sind und die hatsachen gewissenhaft festgestellt haben, ist mehrfach von Handwerkern und ınungs-Obermeistern selbst anerkannt worden, denen die Arbeiten im anuskript oder im Druckbogen zur Prüfung unterbreitet worden waren." Glauben Handwerker, ihre Lage falsch dargestellt zu sehen, so ist dies höchstens ihre eigene huld. „Auch mehrere in der neueren Innungsbewegung thätige Männer, darunter tige Obmänner, sind zur Betheiligung eingeladen worden. Leider haben sie ıserem Ansuchen nicht entsprochen...." „Insbesondere sind die Verfasser n Besprechungen der ersten drei Bände, welche das dort Gebotene so durchaus zulänglich fanden, einzeln und, soweit möglich, persönlich gebeten worden, in die eihe unserer Mitarbeiter einzutreten — leider überall ohne Erfolg." Sie werden ohl schwerwiegende Gründe dazu gehabt haben! Denen aber, die wirklich verızelte thatsächliche Unrichtigkeiten oder Widersprüche entdecken sollten, denen ünschten wir ein wenig eigene Erfahrung darin, wie unglaublich hartleibig — im egensatz zu den Großindustriellen und Zwischenhändlern — sich (mit dankensrthen Ausnahmen) gerade die Handwerksmeister allen Anzapfungen gegenüber zeigt, und wie sie durch widerspruchsvolle, irreführende und unvollständige Anben oder auch durch absolutes Verweigern jeder Auskunft den Mitarbeitern ihre cht leichte Arbeit des Oefteren erheblich erschwert und verbittert haben. Das Eine ıß jedenfalls festgehalten werden, daß trotz aller etwaigen Irrthümer und Widerrüche in Einzelheiten die großen ökonomischen Grundzüge der derzeitigen Lage und r Entwicklungstendenzen in fast allen Arbeiten mit überzeugender Einheitlichkeit rvortreten. S.

Lebensmittel-Veränderungen und -Verfälschungen.

Von Dr. **Rudolph Meyer.**

„Während im Jahre 1803 in Preußen überwiegend Getreide, Fleisch und ilch, dagegen wenig Kartoffeln konsumirt wurden, hatte sich im Jahre 1849 die olksnahrung wesentlich verändert. Es wurde pro Kopf der Bevölkerung an etreide 94 Pfund, an Fleisch 16¾ Pfund, an Milch 26 Quart weniger, dagegen ı Kartoffeln 576 Pfund mehr konsumirt, als zu Anfang des Jahrhunderts. Die olksnahrung hatte sich um 40 Prozent verschlechtert."

Dies ist zu lesen im Jahrgang 1861 der „Berliner Revue", welche damals ıd noch weitere zwölf Jahre die wissenschaftliche Wochenschrift der preußischen onservativen war. Heute beschäftigen sich die konservativen Blätter nicht mit lagen über schlechte Ernährung der Volksmasse, sondern mit Erwägungen über msturzgesetze, Deportirung, ja mit der ultima ratio regum, welche gegen sie öglicherweise anzuwenden „konservativ" sein würde; die „Schwarmgeister" Nauann und andere gefährliche Nachfolger Luthers, Andere sagen Thomas Münzers, ıd bereits abgeschüttelt, der „theure Gottesmann", wie die Einen ihn höhnisch, die nderen verehrungsvoll nennen, Stöcker sogar, dieser vorsichtige Herr, und der es hon seit zwanzig Jahren ist, so vorsichtig, daß er sogar sein Kind, „Das Volk", reits wiederholt verleugnet hat — wie ein Bourgeois den unehelichen Sohn, und enn er der gescheidteste seiner Sprößlinge wäre —, er wird von Pindter III ein racchus Babeuf genannt, und der Elferausschuß wird doch noch den Mann ausschließen müssen, der so gefährlich werden kann — wenn er aufhört, vorsichtig zu sein.[1]

---

[1] Nachdem Graf Mirbach sich gegen jeden Versuch einer Arbeiterorganisation erklärt ıt, diese aber ein Grundprinzip der konservativen Partei ist, der Elferausschuß aber zu lirbach steht, vertritt er gar keine konservative Partei mehr, sondern die Partei des Bodenkapitals".

Die obige einfache Zusammenstellung zeigt eine grundsätzliche Veränderung d
Vorstellungen und des Willens und Wollens der konservativen Partei. Diese Part
war und ist mächtig, war immer organisirt und ist es jetzt vorzüglich, es war n
mit ihr zu spaßen, und jetzt ist sie ganz rücksichtslos, denn sie führt einen fast ve
zweifelten Kampf um ihre Existenz. Sie ist seit fast zwanzig Jahren diejenige Kra
gewesen, welche, oft unterliegend, sich immer wieder aufrichtete und schließlich imm
ihren Willen durchsetzte. Sie hat gegen Bismarck frondirt, bis er ihr sich unterwa
und ihren Willen that. Ihr mußte er Falck und Delbrück und deren Politik opfer
Sie hat Caprivi gestürzt und wird auch gegen Hohenlohe, Marschall und Böttich
wohl ihren Willen durchsetzen. Ich selbst habe ihre Macht früher unterschätzt u
gemeint, die Hohenzollern hätten sie früher wiederholt gebeugt und würden es wied
thun. Herr Dr. Mehring ist seit zwanzig Jahren schon wiederholt anderer Ansic
gewesen als ich, auch in dieser Frage, und hierin muß ich ihm Recht geben. Groß
alte Parteien sind dauerhafter als Dynastien, und viel dauerhafter als Regierunge
Leute wie Stumm, Miquel, Douglas, Dietze-Barby können momentan, wohl au
für Jahre, großen persönlichen Einfluß üben — der dauernde politische Einfl
jedoch beruht auf der dauernden Parteiorganisation. Es giebt nur zwei mächti
Parteien in Deutschland, nachdem das Zentrum durch Beendigung des Kultu
kampfes in seine wirthschaftlichen Elemente zerbröckelt: die Junkerpartei und d
Sozialdemokratie.

Zwischen diesen entbrannte 1878—79 der Kampf und entbrennt er jetzt, u
beide Male aus demselben Grunde: um die Erhöhung des Tributs, den die Agrari
(deren Kern die Junker sind) von der Volksmasse verlangen — verlangen müsse
wenn sie nicht zu Grunde gehen wollen, es sei denn, Gott komme ihnen, etw
durch Cleveland, zu Hilfe, durch einen Krieg, der Europa einen Theil der nöthige
Getreidezufuhr abschneidet und hier die Getreidepreise hoch aufschnellen läßt. Natürli
widersetzt sich dieser Erhöhung die Partei derer, welche alle an diesem Tribut de
Löwenantheil zu leisten haben, die sozialdemokratische. Daß sich die Großindustrielle
den noch sogenannten Konservativen anschließen, erklärt sich durch die Erwägung, da
sie lieber ihren Theil des Tributs mittragen, wenn derselbe nur ihre eigenen Arbeit
materiell schwächt, und wenn der Kampf der Konservativen gegen sie die Arbeite
organisation zerstört, sie also den Industriellen gegenüber wehrlos macht.

Sowie Herr Bebel und seine 45 Parteigenossen im Reichstage für den Antra
Kanitz stimmen, wird es still und stiller vom „Umsturz" werden, Herrn Stöcker wi
von den übrigen Zehn des Elferausschusses ein neuer Heiligenschein aufgesetzt un
Naumann sogar zu Gnaden aufgenommen, dem Freiherrn Stumm aber zu verstehe
gegeben, daß sein „von" noch nicht trocken wurde, er keine Ahnen hat und es als
gleichgiltig sein würde, wenn selbst seine Vorfahren schon vor den Hohenzollern i
der Mark gewesen wären, was nicht einmal der Fall ist.

Nur so ist der Eifer der Konservativen für ein Umsturzgesetz zu erklären, de
den Ausländern unbegreiflich ist. Ich lebe ja im Auslande und sehe Männer ve
schiedener Nationen. Sie wissen, daß allen Mißbräuchen und manchen Gebräuche
der Freiheit in Deutschland so starke Schranken gezogen sind, wie sie in Europa nur i
Rußland bestehen. Läge es am Mangel strenger Umsturzgesetze, wie lange müßte Most i
England regieren und ein Schüler Bakunins die Schweiz von La Chaux de Fonds au
Wenn die jetzigen preußischen Gesetze gegen den Umsturz nicht stark genug wären, müßt
es keine europäische Regierung, außer in Rußland, mehr geben. Zahlreiche Arbeite
vereine sind soeben in Deutschland geschlossen worden, und ein englischer Ministe
hat fast gleichzeitig einer Arbeiterdeputation gesagt, er wünsche den Tag herbei, w
es keine Arbeiter in England geben würde, die nicht irgend einer Vereinsorganisatio
angehörten. Die Leibzeitung Lord Salisburys hat einem fürstlichen Besucher etwa
unzart empfohlen, er könne von der englischen Königin lernen, wie man regiere
müsse. Thatsächlich regiert sie wenig, mehr thun es die großen Parteien dort, wi
fast in ganz Europa, außer Rußland, und ich möchte die preußischen Konservative
ersuchen, ähnlich zu regieren, wie die Tories.

Was die Arbeiter anlangt, so lassen diese ihnen dieselbe politische Freiheit, e sie selbst dort und der „Bund der Landwirthe“ in Deutschland genießen, und sie ·ingen sie nicht, ihnen die Lebensmittel theurer zu bezahlen, als sie werth sind, ·schon sie auch meist Großgrundbesitz haben. Nicht, daß sie humaner wären als : deutschen Agrarier, aber sie sind klüger. Die schwere wirthschaftliche Krisis, elche von 1818 bis 1838 ganz Europa bedrückte und die Arbeiter am härtesten af, hat in mehreren Ländern Menschenfreunde beschäftigt, auch in Deutschland, und e konservative Partei machte auch mit. In dem Buche: „Hundert Jahre konserva-»er Politik und Literatur“ habe ich dafür Beweise beigebracht. Das beginnt bei Thünen und v. Bülow-Cummerow und endet bei Wagener. Zunächst ging man m religiösen Pflichten der besitzenden Klassen aus, und das thun noch heute die aumänner und sogar Stöcker. Später behandelte man die Arbeiterfrage vom tandpunkte des wohlverstandenen Interesses der Arbeitgeber aus. Daß die Arbeits-aft der Nation ihr größter Reichthum sei, sagt schon F. List, und Wagener stellt : ebenfalls voran und erklärt die Sorge für ihre Träger als ein hohes Staats-teresse. Daraus folgt die Forderung kürzerer Arbeitszeit, besserer Wohnung, ahrung und Löhnung für die Arbeiter. Der an der Spitze dieses Artikels stehende atz geht bereits von diesem Prinzip aus. Es hat nichts genutzt. Genutzt hat den utschen Arbeitern der wirthschaftliche Aufschwung seit vierzig Jahren, die Frei-.gigkeit im Reich, die Abwanderung aus dem Osten nach dem Westen, die Aus-anderung, ihre eigene Organisation, das Billigerwerden der Lebensmittel. Das tztere wird durch agrarische Zölle, die man noch zu erhöhen sich bestrebt, ·schmälert. Uebliche Nahrungsmittel werden durch billigere und weniger gute setzt. Sogar die technischen Fortschritte in der Lebensmittelproduktion kommen in eutschland den Arbeitern weniger zu Gute, als es in England geschieht, sie ver-ylechtern theilweise ihre Ernährung.

Der theilweise Ersatz von Fleisch, Brot und Milch durch Kartoffeln wurde ɔon 1849 empfunden, und er hat Fortschritte gemacht, denn damals erhielt in Ost-bien der Knecht noch 14 Pfund Brot im Sommer, 12 im Winter, die Magd 10, sp. 8 Pfund wöchentlich, das sind für Mann und Frau 5½ Meterzentner Brot ɔer Roggen, weit mehr als der Durchschnitt heute ist. Noch vor vierzig Jahren hielten Tagelöhner, Knechte und Mägde Leinsamen gesät. Die Flachsfiber lieferte inwand und der das nächstjährige Saaterforderniß übersteigende Samen gab peiseöl. Seitdem hat man fast überall das Leinland abgeschafft. An die Stelle s Speiseöls trat amerikanisches Schmalz.

Dasselbe verdrängte auch bald die Butter theilweise. Die Arbeiterfamilie elt noch 1849 eine Kuh, deren Milchlieferung auf drei Quart im Jahresdurchschnitt ·schätzt wurde. Auf den großen Gütern hielt man zahlreiche Kühe. Die Tage-hner und das Gesinde bekamen im Sommer zum zweiten Frühstück und Vesper utterbrot, im Winter nur zweites Frühstück, kein Vesper und dabei abwechselnd nen Tag Butter, einen Tag Schweineschmalz auf das Brot gestrichen, weil man ı Winter wenig Milch und Butter erhält, aber Schweine schlachtet. An denjenigen agen, vier Wochentagen, an welchen das Gesinde kein Fleisch zu Mittag erhielt, kam jeder Knecht und jede Magd einen „Stich“, das heißt soviel Butter, als man it einem der damals üblichen großen Blechlöffel aus dem Butterfasse herausstechen nnte. Zum Frühstück und Vesperbrot führte sich das amerikanische Schmalz immer ehr ein, als „Zubrot“ am Mittagstisch hielt sich die Butter. Vom Tisch der Tage-hner verschwand sie fast gänzlich, als und wo man ihnen keine Kuhhaltung mehr stattete. Doch ein Schwein schlachtet jede Familie noch jetzt und sowie dessen chmalz zu Ende geht, kauft man amerikanisches.

Nun ist Margarinebutter erfunden. Es ist ein Triumph des Scharfsinnes nes französischen Gelehrten, des Chemikers Mège-Mouriès. Die Margarinebutter rdrängt jetzt erfolgreich die wirkliche Butter aus dem Haushalte der Armen in lorddeutschland und aus der Gesindestube der großen Güter, auch vom „Zubrot“ s Mittagessens.

Vor vierzig und mehr Jahren gab es wenig große Städte, also wenig Familien, welche Butter kauften. Ackerbürger butterten selbst. Es gab keine Eisenbahnen, sie zu transportiren, auf dem Lande war sie billig, kostete vier Silbergroschen bis fünf in Mittelstädten. Vor fünfzig Jahren zahlte man in Berlin 6³/₄, in Breslau 5²/₃, in Königsberg 6¹/₃, in Stettin 7 Silbergroschen für das Pfund. Der Butterverkauf war noch kein lohnendes Geschäft, also machte man wenig und verzehrte viel „süße" Milch. Das sollte sich bald ändern, die Städte wuchsen, die Verkehrsmittel wurden zahlreicher und billiger, der Export nach England begann und schon zehn Jahre später, 1856, kostete die Butter in Berlin 9¹/₃, in Breslau 8, in Königsberg 8¹/₂ und in Stettin 9¹/₂ Silbergroschen. Jetzt sparte man an der süßen Milch für das Gesinde und kochte die Frühstückssuppe mit abgepusteter Milch. Im Sommer butterte man drei-, im Winter zweimal wöchentlich, und am folgenden Tage erhielt das Gesinde Suppe aus Buttermilch, Salz und Mehlklößchen drin, die anderen fünf oder vier Tage aus süßer Milch. Hierzu nahm man nun die Milch vom vorhergehenden Abend und pustete die dünne Sahnenschicht herunter. — Jetzt sind wir weiter gekommen. Die Zentrifuge entsahnt die süße Milch fast vollkommen, während das alte Butterfaß noch viel Butter in der Buttermilch ließ, diese war also nahrhafter, weil fettreicher, als die durch Zentrifugen entsahnte Milch unserer Zeit; die „abgepustete" war noch viel nahrhafter als die Buttermilch. Die Morgensuppe der Leute ist also jetzt ganz fettlos, da sie aus „Zentrifugenmilch" hergestellt wird. Abends gab es regelmäßig Pellkartoffeln, pro Mann einen Häring und eine Schüssel Buttermilch oder saure, abgesahnte, wenn nicht gerade geschlachtet war und Grieben oder Grützwurst zu den Kartoffeln gegeben wurden. Auch die saure Milch enthielt noch etwas Butter. Sie und die Buttermilch sind jetzt durch Zentrifugenmilch ersetzt, das ist eine Verschlechterung der Lebenshaltung. Namentlich muß die Kindernahrung leiden; arme Leute kaufen auch für sie nur noch Zentrifugenmilch. Die Erfindung der Zentrifuge ist ein großer Fortschritt in der Molkereiindustrie — und ein Nachtheil für das arme Volk. Der Häring ersetzt allmälig das Speiseöl, in welches man Abends die Kartoffeln zu tauchen pflegte, und da das Gesinde den billigsten, äußerst mageren Häring erhielt, so war auch das eine Verschlechterung der Lebenshaltung.

Endlich wurde die Mittagsmahlzeit ebenfalls billiger hergestellt. Man gab Sonntags und an zwei Wochentagen Fleisch zu Kartoffeln und Gemüse oder Erbsen. An vier Tagen wurden Kartoffeln mit Erbsen oder Gemüse oder Graupen unter Zugabe von Fett gekocht. Dies Fett war Butter und etwas Nierentalg von den geschlachteten alten Kühen oder Zugochsen. Das Darmtalg und das Talg geschlachteter Hammel wurde zum Lichtziehen und Seifekochen verwendet.

Butter erhielt nun schon vor vierzig bis fünfzig Jahren einen lohnenden Preis, anderseits fing das Petroleum an, die Talglichte zu verdrängen, das Seifekochen hörte auf, weil man dazu Buchenholzasche gebraucht und Buchenholz nur noch ausnahmsweise zur Feuerung diente. Es wurde also viel Talg „frei". Schließlich wurde nicht mehr Butter zum Kochen der Arbeitermahlzeiten genommen, nur noch Talg, sogar das von Schafen. So hat die Entdeckung des Petroleums die Ernährung der Arbeiter im Nordosten verschlechtert. Dies ist in Kürze eine Skizze der Veränderungen in der Volksnahrung Norddeutschlands seit vierzig bis fünfzig Jahren.

Die Grundbesitzer haben aus jeder Aenderung Vortheil gezogen, auch aus der letzten, dem Ersatz der Zubrotbutter durch Margarine. Dennoch aber bekämpfen sie jetzt und schon seit einigen Jahren die Margarinefabrikation, weil andere Leute dasselbe machen, wie sie mit ihrem Gesinde, weil sie auch Butter durch Margarine ersetzen. Darunter leiden die Gutsbesitzer als Butterproduzenten mehr, wenigstens glauben sie das, als sie durch den Ersatz der Butter auf dem Gesindemittagstisch durch Margarine gewinnen. Natürlich schieben sie andere Gründe vor, die es nöthig machen, auf sie einzugehen, weil die Regierung ihnen durch einen Gesetzentwurf bereits etwas entgegengekommen ist, nicht soweit zwar, wie sie es wünschen. Die Süddeutschen lassen durch den tüchtigen Münchener Molkereiprofessor Soxhlet erklären, daß sie kein Interesse an solcher Gesetzgebung haben, sie verlangen dafür das Verbot der Käsefabrikation mi

largarinezusatz. Die Anschauungen der norddeutschen Agrarier sind in einer bei lieck in Prenzlau erschienenen Broschüre dargelegt. In dieser und der Denkschrift s kaiserlichen Gesundheitsamtes zum Kunstbuttergesetz von 1887 bereits bezieht an sich auf mein Buch über die Ursachen der amerikanischen Konkurrenz von 1883, orin ich über betrügerische oder gesundheitsgefährliche Manipulationen in der chmalz-, Margarine-, Butter- und Käsefabrikation Amerikas vollen Aufschluß gab, r Zeit, als man dergleichen in Europa gar nicht und es in Amerika nur wenige lenschen kannten. Es ist ja erfreulich, daß jene Entdeckungen endlich die Gesetz- bung beschäftigen, aber man verfährt dabei eklektisch und nimmt blos das heraus, as den norddeutschen Grundbesitzern nutzen kann. So mag ich legitimirt erscheinen, raus jene Folgerungen zu ziehen, die allen Konsumenten von Schmalz, Butter, alg und Käse nützen würden.

Darüber mehr in einem folgenden Artikel.

Eine neue Art der Photographie.

Das Jahr 1895 hat uns noch kurz vor seinem Schluß eine neue wissenschaft- che Entdeckung gebracht, deren Tragweite auch in praktischer Beziehung eine außer- rdentlich große zu werden verspricht. Es handelt sich nämlich, so märchenhaft das uch klingen mag, um die Photographie von Gegenständen, welche sich in ver- hlossenen, dem Auge unzugänglichen Räumen befinden.

Den Ausgangspunkt dieser wunderbaren Erfindung bilden, wie bei so vielen rrungenschaften der modernen Technik, elektrische Vorgänge, auf welche wir daher twas näher eingehen müssen.

Es ist seit langer Zeit bekannt, daß bei elektrischen Entladungen, welche man urch verdünnte Gase hindurch leitet, diese in glänzender Farbenpracht leuchten. Um diese Erscheinung hervorzurufen, schließt man in eine Glasröhre ein Gas ein, twa Luft oder Wasserstoff, und verdünnt dieses Gas, indem man die Röhre mit iner Luftpumpe in Verbindung setzt. An zwei Stellen ragen Metallstückchen, meist on Aluminium, welche an im Glase eingeschmolzenen Platinstäbchen angelöthet nd, in das Innere der Röhre hinein. Diese werden mit den beiden Polen der lektrizitätsquelle in Verbindung gesetzt, dienen also als Elektroden, und zwar heißt iejenige, welche mit dem positiven Pol in Verbindung steht, die Anode, die andere ie Kathode. Als Elektrizitätsquelle wird ein Funkeninduktor benutzt, d. i. ein pparat, in welchem eine Drahtrolle von einem auf automatische (selbstthätige) Veise beständig unterbrochenen elektrischen Strom durchflossen wird; bei jeder Unter- rechung entsteht in einer zweiten Drahtrolle ebenfalls ein Strom (ein sogenannter nduktionsstrom), der sich, wenn die Drahtrolle nicht geschlossen ist, durch Ueber- pringen eines Funkens zwischen den Enden derselben verräth. Werden die Draht- nden mit den Elektroden in der Glasröhre (einer sogenannten Geißlerschen Röhre) erbunden, so geht die Entladung durch das in der Röhre enthaltene verdünnte Gas. Dabei geräth die ganze Gasmasse ins Glühen und zeigt prächtige Farbenerscheinungen, velche je nach der Natur des eingeschlossenen Gases verschieden sind. Außerdem eigt sich ein merkwürdiger Unterschied der Erscheinungen an der Anode und Kathode; die letztere ist nur bis in geringe Entfernung von Licht umgeben, welches durch einen dunklen Raum von dem Licht, das von der Anode aus die Röhre durch- luthet, getrennt ist; das Anodenlicht selbst zeigt eine geschichtete Form, wobei die inzelnen Lichtschichten um so weiter voneinander abstehen, je größer die Verdünnung des benutzten Gases ist. Auch der vor dem Kathodenlicht befindliche dunkle Raum erstreckt sich mit zunehmender Verdünnung des Gases immer weiter nach der Anode hin.

Vor etwa fünfundzwanzig bis dreißig Jahren wurde zuerst von Hittorf, dann von dem englischen Physiker und Chemiker Crookes, welcher in weiteren Kreisen dadurch bekannt ist, daß er dem spiritistischen Humbug zum Opfer fiel, die Verdün-

nung des Gases in den Geißlerschen Röhren weiter, als es bis dahin möglich war getrieben. Es gelang, die Gase bis auf $^1/_{10000}$ und $^1/_{100000}$ ihrer ursprünglichen Dichtigkeit zu verdünnen, und bei diesen weit getriebenen Verdünnungsgraden wurden die Lichterscheinungen bei den elektrischen Entladungen völlig andere. Das immer mehr zurücktretende Anodenlicht verschwindet gänzlich, während das von der Kathode sich ausbreitende Glimmlicht weiter vordringt; aber es nimmt nicht mehr die Richtung auf die Anode zu, sondern geht geradlinig von der Kathode aus, welche es fast senkrecht verläßt. Man sieht dies besonders deutlich, wenn die Röhre gekrümmt und die Anode so angebracht ist, daß man auf geradem Wege von der Kathode nicht zu ihr gelangen kann. Wegen dieser geradlinigen Ausbreitung spricht man von Kathodenstrahlen. Ist die Kathode z. B. ein ebenes Metallstückchen, so geht ein paralleles Strahlenbündel von ihr durch die Röhre; hat sie die Form eines Kugelstückchens, so schneiden sich die Strahlen, bevor sie die Röhrenwand treffen, sämmtlich in einem Punkte, in welchem sie eine beträchtliche Wärmewirkung hervorrufen, so daß man z. B. Platin daselbst schmelzen kann. Auch das Glas wird, wo es von den Kathodenstrahlen getroffen wird, beträchtlich erwärmt; außerdem wird es zum Fluoresziren, d. h. zum Leuchten in einem grünlichen Lichte gebracht. Dieselbe Eigenschaft wird auch bei einer Reihe anderer Substanzen, auf welche man die Kathodenstrahlen fallen läßt, beobachtet. In den äußeren Luftraum können diese Strahlen im Allgemeinen nicht eintreten, sie haben nicht die Eigenschaft, Glas und andere Stoffe zu durchdringen; doch haben Hertz und Lenard gezeigt, daß sie durch ganz dünne Metallschichten, z. B. durch dünne Häutchen von Aluminimum hindurchgehen, so daß man sie durch Aluminiumfenster aus der Glasröhre austreten lassen und weiter untersuchen kann.

Da, wo die Kathodenstrahlen die Glaswand treffen, wird diese, wie gesagt, in fluoreszirendem Lichte leuchtend. Professor Röntgen in Würzburg hat nun gefunden, daß eine solche fluoreszirende Glasstelle der Ausgangspunkt einer neuen Gattung von Strahlen mit sehr merkwürdigen Eigenschaften ist. Auf das menschliche Auge wirken die X-Strahlen, wie er sie vorläufig nennt, gar nicht; aber sie verrathen ihre Anwesenheit dadurch, daß sie phosphoreszirende Substanzen, also solche, welche nach längerer Bestrahlung mit Sonnenlicht nachher im dunklen Raume leuchten, zur Fluoreszenz bringen. Röntgen umgab eine Röhre, in welcher er Kathodenstrahlen erzeugte, mit einem schwarzen Karton; nichtsdestoweniger leuchtete im völlig dunklen Zimmer ein mit Platincyanür bestrichener Schirm, wenn er in den Weg der von der fluoreszirenden Glasstelle ausgehenden X-Strahlen gebracht wurde, und diese Eigenschaft zeigte sich noch in unverminderter Stärke, wenn der Papierschirm zwei Meter von der Glasröhre entfernt war. Daß es sich hierbei nicht um die schon bekannten Kathodenstrahlen handelt, geht daraus hervor, daß sie selbst von einem starken Magneten nicht beeinflußt werden, während die Kathodenstrahlen unter der Einwirkung eines Magneten ihre Bahn ändern; von den letzteren unterscheiden sie sich auch dadurch, daß sie durch den schwarzen Karton, sowie durch viele andere Körper mit der größten Leichtigkeit hindurchgehen. So wird die Lichterscheinung auf dem Papierschirm, wenn man Bretter aus Tannenholz von zwei bis drei Zentimeter Dicke in den Weg der X-Strahlen stellt, nur ganz unmerklich geschwächt; bei noch größerer Dicke tritt allerdings eine Schwächung ein. Außerdem lassen die Metalle die Strahlen nicht so gut hindurch, wie andere Substanzen, so daß ein Metallstück von einiger Dicke, in den Weg der Strahlen gebracht, einen deutlichen Schatten auf dem leuchtenden Papierschirm hervorbringt. Schließt man die Metallstücke in einen Holzkasten ein, so ist ihr Schattenbild noch ebenso deutlich, während das Holz nur einen sehr schwachen Schatten wirft; Holz ist eben für diese Strahlen durchlässig, wie es etwa Glas für die Lichtstrahlen ist. Nach ihrer Wirkung könnte man die X-Strahlen zunächst für unsichtbare Lichtstrahlen halten. Es ist ja bekannt, daß im weißen Licht außer den Strahlen, welche bei der prismatischen Zerlegung das sichtbare, von roth bis violett reichende Spektrum erzeugen, noch unsichtbare Strahlen jenseits des rothen und violetten Endes, sogenannte ultrarothe und

ultraviolette Strahlen enthalten sind, von welchen speziell die letzteren bei vielen Substanzen, auf die sie fallen, lebhafte Fluoreszenz hervorrufen. Jedoch lassen die X-Strahlen die beiden grundlegenden Eigenschaften des Lichtes, die Reflexion und Brechung, nicht erkennen; sie verfolgen ihren Weg durch alle Substanzen in gerader Richtung, und werden von glatten, polirten Oberflächen so wenig zurückgeworfen, wie von rauhen. Daher ist es kaum möglich, sie als bisher nicht beobachtete ultraviolette Lichtstrahlen anzusehen, sondern sie müssen wohl als eine neue Art von Strahlen betrachtet werden. Irgend welche Vermuthung über ihre nähere Natur aufzustellen, dürfte jetzt wohl noch zu früh sein, sondern man wird zunächst ausgedehntere Versuche verschiedener Beobachter und deren Resultate abwarten müssen, bevor man zu einem Urtheil über diese Fragen kommen kann.

Eröffnet sich also dem Forscher hier noch ein weites Gebiet zu wissenschaftlicher Bethätigung, so ist doch über die technische Anwendung der neuen Erfindung und deren Tragweite heute schon Einiges mit Gewißheit zu sagen. Diese X-Strahlen rufen nämlich nicht nur im Bariumplatincyanür Fluoreszenz hervor, sondern noch in einer ganzen Reihe anderer Stoffe, und haben ferner noch die wichtige Eigenschaft, auf der photographischen Platte eine chemische Zersetzung der Silbersalze zu bewirken. Dadurch ist nun die Möglichkeit gegeben, eine Reihe von Erscheinungen photographisch festzuhalten.

Stellt man beispielsweise ein Metallstück in den Weg der Strahlen, also zwischen die Röhre und den Papierschirm, so wird sich dasselbe als dunkler Schatten auf dem leuchtenden Schirm abbilden; ersetzt man den Schirm durch eine photographische Platte, so wird man auf dieser das Schattenbild erhalten, so daß man dann in der gewöhnlichen Weise eine Photographie des Metallstückes herstellen kann. Es ist klar, daß man auf dieselbe Weise Photographien beliebiger Gegenstände erhalten kann, wenn die Substanz, aus welcher sie bestehen, nur dick genug ist, um eine merkliche Schwächung der X-Strahlen zu bewirken. Da Metalle dies am besten thun, so werden sie sich am geeignetsten für diese Art der Photographie erweisen; dabei wird sich eine Inhomogenität (Ungleichartigkeit) der einzelnen Stücke, welche man äußerlich in keiner Weise wahrnehmen kann, sofort auf der Photographie verrathen müssen; denn sowie eine Stelle die X-Strahlen besser oder schlechter durchläßt, als die andere, so muß sie sich auf dem Bilde besonders abheben. Für die Technik wird diese Methode, gewissermaßen in das Innere eines Metallstückes hineinzusehen, sicherlich von großer Bedeutung werden.

Aber auch in andere Körper kann man auf diese Art hineinsehen. Herr Röntgen sandte unter Anderem an die Berliner Physikalische Gesellschaft die Photographie eines Satzes metallischer Gewichtsstücke, welche während der Aufnahme in einem Holzkästchen verschlossen, für das Auge also unsichtbar waren. Die Erklärung für diese, im ersten Augenblick ganz unglaublich klingende Thatsache ist nach dem vorher Gesagten sehr einfach: Durch das Holzkästchen gehen die X-Strahlen fast ganz ungehindert hindurch, wie etwa die gewöhnlichen Lichtstrahlen durch Glas, so daß das Schattenbild des Holzkästchens auf dem Papierschirm, resp. der photographischen Platte nur sehr schwach hervortritt; die im Kästchen enthaltenen metallischen Gewichtsstücke dagegen hemmen die Strahlen sehr stark und werfen einen kräftigen Schatten, so daß ein deutliches Bild derselben entsteht.

Was für praktische Folgen diese Art des Photographirens von Gegenständen, welche dem Auge unzugänglich sind, noch haben wird, ist vorläufig noch gar nicht abzusehen. Wir wollen uns daher hier auch nicht in Prophezeiungen ergehen; aber auf *eine* Anwendung dieser eigenartigen Methode, zu photographiren, müssen wir doch noch aufmerksam machen, da sie in der Medizin wohl schon in der allernächsten Zeit auf hervorragende Benutzung rechnen kann.

Unter den von Herrn Röntgen nach Berlin gesandten Bildern befindet sich auch die Photographie einer menschlichen Hand, welche in den Weg der X-Strahlen gestellt war. Dieselbe bietet ein ganz besonderes Interesse, weil außer den goldenen Ringen an den Fingern speziell die dem Auge verschlossenen Knochen besonders gut

herausgekommen sind. Die Fleischtheile und die Haut setzten der X-Strahlung einen so geringen Widerstand entgegen, daß die Umrisse der Hand kaum wahrzunehmen sind; dagegen zeigten sich die Knochen erheblich undurchlässiger, so daß sie einen ebenso kräftigen Schatten warfen, wie die goldenen Ringe. Wenn man nicht weiß, wie die Photographie entstanden ist und wenn die goldenen Ringe einer solchen Annahme nicht widersprächen, könnte man die Abbildung für die Photographie der Knochenhand eines Skeletts halten.

Der Medizin ist demnach hier ein Mittel geboten, sich einen klaren Einblick in den inneren Bau eines lebenden Menschen zu verschaffen, etwaige Mißbildungen an den Knochen bis in die feinsten Einzelheiten zu verfolgen, den Sitz von Knochensplittern oder anderen fremden Körpern, wie Kugeln und dergleichen, welche in die weichen Theile des Körpers eingedrungen sind, genau festzustellen und darnach die nöthigen Operationen zu bemessen.

Wir stehen hier also vor einem Geschenk der Wissenschaft, welches von den segensreichsten Folgen für die Menschheit zu werden verspricht. Bt.

Literarische Rundschau.

Knut Hamsun, **Pan.** Aus Lieutenant Thomas Glahns Papieren. Paris und Leipzig. Verlag von Albert Langen.

Julia. Willst du schon gehn? Der Tag ist ja noch fern.
Es war die Nachtigall und nicht die Lerche,
Die eben jetzt dein banges Ohr durchdrang;
Sie singt des Nachts auf dem Granatbaum dort.
Glaub', Lieber, mir, es war die Nachtigall.
— — — — — — — — — — . .
Romeo. Nein, jenes Grau ist nicht des Morgens Auge,
Der bleiche Abglanz nur von Cynthias Stirn.
Das ist auch nicht die Lerche, deren Schlag
Hoch über uns des Himmels Wölbung trifft.
Ich bleibe gern; zum Gehn bin ich verdrossen. —
Willkommen, Tod! hat Julia dich beschlossen. —
Nun, Herz? Noch tagt es nicht, noch plaudern wir.
Julia. Es tagt, es tagt! Auf! eile! fort von hier!
(W. Shakespeare, Romeo und Julia.)

Mich dünkt, das war schon wieder Hahnenschrei, sagte er und lauschte.
Da ich aber hörte, was er sagte, unterbrach ich ihn so hurtig, wie ich konnte, und erwiderte:
Nein, wie kannst du glauben, daß es wieder Hahnenschrei war! Da krähte nichts.
Er küßte meine Brust.
Es war nur ein Huhn, das gekräht hat, sagte ich im letzten Augenblick.
Wart' ein wenig, ich will die Thür verriegeln, sagte er und wollte sich erheben.
Ich hielt ihn zurück und flüsterte:
Sie ist verriegelt. . . . (Knut Hamsun, Pan.)

Diese Gegenüberstellung soll nicht etwa den Nachweis führen, daß Knut Hamsun sich an Shakespeare anlehnt. Im Gegentheil! Sie soll zeigen, daß wenn Zwei dasselbe thun, es doch nicht dasselbe ist. Sie soll zeigen, welcher Unterschied ist zwischen W. Shakespeare und einem Knut Hamsun!

Knut Hamsun näht mit grobem Zwirn, und was er näht, ist keine Seide. Aber es macht doch Eindruck. Man liest das Buch, lächelt wohl ab und zu, wo man traurig sein sollte, aber man liest doch weiter, und hat man das Buch aus der Hand gelegt, so bedauert man wohl nicht, es gelesen zu haben. Ebenso wenig kann man sich aber auch sagen, was eigentlich an dem Buche war, und die nächste

Lektüre verdrängt es ganz aus dem Gedächtniß. Es ist vergänglich, wie die Stimmung, und nur Stimmung war es, was es erzeugte.

Das ist das Geheimniß dieser Art moderner Literaturprodukte. Das Ziel, das hier dem Künstler vorschwebt, ist einzig, eine Stimmung hervorzurufen. Mit welchen Mitteln, ganz gleich. Welche Stimmung, auch gleichgiltig. Sie kann auch wechseln. Die Hauptsache ist, daß der Leser etwas fühlt und daß er des Fühlens nicht müde wird.

Darum haben diese Werke keinen Stil. Sie sind zerfetzt, zerrissen, bunt durcheinander geworfen. Man weiß nicht, ist das ein Roman, eine Naturbeschreibung, eine Erzählung, ein Drama, ein Feuilleton, ein Gedicht oder ein Ausstattungsstück? Nicht blos, daß man ihnen keine literarische Etikette anhängen kann. Das wäre das Schlimmste nicht. Aber man verliert sich in ihnen. Man bekommt Eindrücke, und doch hinterläßt es keinen Eindruck.

Gedanken sind dabei nicht nothwendig, aber wenn sie mit unterlaufen, so macht es die Sache pikanter. Charaktere dürfen nicht sein. Das Spiel besteht ja gerade darin, daß sich alles ineinander bricht, wie gothische Pfeilerbogen. Auch die Handlung ist entbehrlich. Aber Situationen müssen da sein und Nervenreiz. Daß es manchmal kitzelt und manchmal sich die Haare zu Berge sträuben. Und Stimmung, Stimmung, Stimmung!

Das wird keineswegs stets durch künstlerische Mittel erreicht. Wie man durch Benetzung mit Säure im Auge den Lichtreiz erwecken kann, und man glaubt Licht wahrzunehmen, wo kein Licht da ist, so kann man auch Traurigkeit, Heiterkeit, Niedergeschlagenheit, Munterkeit oder eine andere Stimmung erzeugen, ohne daß ein logischer Grund dieser Stimmung vorhanden wäre. Lachen wir nicht, wenn man uns kitzelt? Erweckt in uns nicht das Winseln, das Heulen des Hundes, oder das Pfeifen des Windes, oder der taktmäßige Aufschlag der Regentropfen Stimmungen? So kann man auch auf dem geistigen Wege der literarischen Uebertragung Gefühle und Stimmungen erzeugen, ohne logischen Zusammenhang, selbst ohne Einmischung des Bewußtseins.

Zum Beispiel: „Saß Pan in einem Baume und sah mir zu, wie ich mich benehmen würde? Und war sein Bauch offen, und war er so zusammengekrochen, daß er saß, als ob er aus seinem eigenen Magen tränke?" Oder: „Ich hielt inne, legte mich auf die Knie und leckte vor Demuth und Hoffnung einige Grashalme am Wege; dann stand ich wieder auf." Das sind noch immerhin für sich selbst verständliche Bilder. Aber nun dieses: „Der keusche Mädchenausdruck ihres Daumens wirkte zärtlich auf mich, förmlich zärtlich auf mich, und die paar Falten auf dem Gelenk waren voll Freundlichkeit. Sie hatte einen großen Mund, der glühte"!

Dem Bändchen ist das Porträt des Verfassers beigegeben. Folglich unterliegt auch dieses der öffentlichen Kritik. Also, Knut Hamsun hat eine Figur wie ein langgezogener Seufzer. Er sitzt in einem melancholischen Sessel stockgerade wie ein verliebtes Ausrufzeichen. Die auseinandergezogenen Knie seiner mißmuthigen Beine bilden eine klaffende Oeffnung, die sich langweilt. Seine weißen Hände sind ängstlich. Der struppige Schnurrbart ist neidisch auf den Haarschopf, und die gerade Nase trägt einen träumerischen Zwicker.

Notizen.

Trauungen und Geburten in der Schweiz. Nach den Zusammenstellungen des eidgenössischen Statistischen Bureaus in der Schweiz wurden Trauungen und Geburten verzeichnet:

Jahr	Trauungen	Lebendgeburten	Todtgeburten
1894	22 573	84 292	3186
1893	21 884	84 897	3203
1892	21 884	83 125	3140
1891	21 264	83 596	3125
1890	20 836	78 548	3072

Die Zahl der Todtgeborenen verharrt in fortwährend fast gleichem Verhältniß zu der der Lebendgeborenen. D. Z.

Feuilleton.

An Kindesstatt angenommen.

Novelle von Emile Pouvillon.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von **Alfred Götze**.

I.

Als die Eheleute Vial das Unglück traf, ihren Sohn zu verlieren, war Françoise Vial, kurzweg Françon genannt, eine Fünfzigerin, während ihr Ehemann wenige Jahre mehr zählte. Es war einzig und allein des Mannes Schuld, daß sie in dem Verstorbenen den Verlust des einzigen Kindes zu betrauern hatten, hatte doch der besitzhungrige, auf seinen Grund und Boden stolze Bauer sich den Zufälligkeiten des ehelichen Zusammenlebens mit Vorbedacht entzogen, um das Gut dereinst unzerstückelt in die Hand eines Erben übergeben zu können. Und nun hatte das Schicksal mit einem Male einen Strich durch seine kluge Berechnung gemacht! Nachdem sie zwanzig Jahre lang im Schweiße ihres Angesichts gefrohnt, nachdem sie sich den Bissen vom Munde abgespart und Heller für Pfennig zusammengescharrt hatten, sahen die Vials den Erben just in dem Augenblicke verschwinden, als das ihm bestimmte Erbtheil eine behagliche Fülle anzunehmen begann. Den schönen Zukunftsträumen war damit ein jähes Ende bereitet worden.

Vial kam aus dem Wüthen gar nicht mehr heraus, er hatte es mit Gott und dem Teufel zu thun, fluchte, wetterte, lag den Nachbarn mit seinen Wehklagen in den Ohren und schreckte die guten Leute durch drohende Geberden. Françon dagegen brachte die Zeit damit hin, zu beten und still für sich hin zu weinen. Ueber die leidige Erbschaftsgeschichte wäre sie noch hinweggekommen, daß aber der blühende, achtzehnjährige Jüngling in wenigen Tagen vom Tode dahingerafft wurde, daß Feli, ihr Feli auf Nimmerwiedersehen von ihr gegangen war, darüber konnte und wollte sie sich nicht zufrieden geben.

In harter Zucht bei habgierigen Eltern aufgewachsen, die die Tochter bis zu ihrer Verheirathung lediglich als Dienstmagd benutzt hatten, war Françon wegen ihrer paar Thaler von einem Manne geheirathet worden, der nicht gerade schlecht genannt zu werden verdiente, der irgend einer zarten Regung aber ebenso wenig fähig war. Der Mann hatte denn auch sein Weib gleich nach der Geburt eines Stammhalters in rücksichtsloser Weise zu vernachlässigen begonnen, so hatte die arme Frau in ihrem ganzen Leben kein anderes Glück als ihr Kind gekannt, ihm hatte sich ihre ganze Fürsorge zugewandt, und mit dem Tode des geliebten Sohnes war für die Unglückliche alles aus und zu Ende.

Vial war indessen nicht der Mann, sich so ohne Weiteres in sein Schicksal zu ergeben. Es war eine rechte Dummheit gewesen, als er sich nach der Geburt seines Sohnes der thörichten Hoffnung hingab, die Erbfolge hinreichend gesichert zu haben, darüber war heute kein Wort mehr zu verlieren. Vielleicht aber war es noch an der Zeit, die Sache wieder gut zu machen. Freilich, aus der Zeit der Jugend war sowohl er wie Françon heraus, aber für alt konnten sie doch auch kaum gelten. Und hatte denn nicht die Nachbarin La Catinelle ihr letztes Kind mit zweiundfünfzig Jahren und noch dazu gegen ihren Willen gehabt? Da brauchten sie mit fünfzig Jahren die Hoffnung wahrlich noch nicht aufzugeben!

Die Vials ließen es an nichts fehlen, was sie dem ersehnten Ziele näher ringen konnte, Françon hörte nicht auf zu beten und das Zeichen des Kreuzes zu machen, ja als ihre frommen Andachtsübungen keinen Erfolg hatten, versuchte es das Ehepaar sogar mit einer Wallfahrt. An der Wölbung der Kapelle des Heiligen zu Rocamadour in Quercy hing ein sehr altes Schwert, dem eine Felspalte als Scheide diente. Das Schwert war wunderthätig. Die Frauen, denen der Kindersegen versagt geblieben war, brauchten nur die dreihundert und einige Stufen, die zum Sanktuarium führten, auf ihren Knien heraufzurutschen und die Waffe dreimal in ihrer Steinscheide zu rühren, um sicher zu sein, binnen Jahresrist Mutterfreuden zu erleben.

Die Vials machten die Reise, rieben ihre Knie auf den Steinfliesen wund und schüttelten den alten Säbel.

Der Erbe aber wollte nicht kommen.

Das war der letzte ihrer Versuche, die ihnen eine Enttäuschung nach der anderen gebracht hatten.

II.

Die Frau kehrte zu ihrem Betschemel, der Mann zu seiner Arbeit zurück, die rechte Lust war aber nicht mehr dabei.

Hacken, Jäten, Mähen, das sind alles Arbeiten, die auch dem sauer genug nkommen, der sein ganzes Leben lang nichts Anderes gethan hat. Auch der Kräftigste fühlt sich wie zerschlagen und spürt seine Knochen nicht mehr, ehe noch der Feierabend herangekommen ist. Das mag alles noch gehen, so lange man noch ein Endziel hat, das man bei seiner Arbeit fortgesetzt im Auge behält, so ange man noch daran denkt, ein Stück Ackerland hinzuzukaufen, eine neue Scheune zu bauen oder ein Kind zu versorgen. Solch ein Gedanke wirkt auf den Menschen wie der Hafer auf das Pferd. Man schafft und denkt dabei an den Jungen, der eines Tages den Nutzen von der Arbeit haben wird, man sät, damit er ernten, man rackert sich ab, damit er genießen kann, und in dem Gedanken an die Zukunft geht einem die Arbeit leicht von der Hand.

Anders aber ist die Sache, wenn man der Mutter Erde um ihrer selbst willen zu Diensten sein soll, wenn man arbeiten muß, weil es die Jahreszeit so fordert, weil das Rodeland nach dem Pfluge verlangt, weil die Vögel des Himmels bereit sind, das überreife Getreide zu ernten. Man thut dann wohl auch noch seine Schuldigkeit, aber man thut sie eben nur wie Einer, der bei einem Anderen im Tagelohn arbeitet, man nimmt sich der Sache auf der einen Seite an, um sie auf der anderen gehen zu lassen, wie's Gott gefällt.

Vial war denn auch so weit gekommen, die Dinge gehen zu lassen, wie sie wollten, statt sich ihrer anzunehmen; sein Haus interessirte ihn gerade so wenig, wie die Feldarbeit. Die Langeweile plagte den Alten gewaltig, und sein einziges Vergnügen bestand darin, anspannen zu lassen und unter dem Vorwande, Kauf und Verkaufsgeschäfte abzuwickeln, auf den Jahrmärkten und Kirmessen der Umgegend herumzufahren. Saß er dann mit den Genossen in der Kneipe, so dachte er nicht mehr an sein Unglück; man spielte, man trank, und wenn das Gelage so recht im Zuge war, dann stellten sich auch die Heiterkeit und die Lebensfreude wieder ein. Schade nur, daß sich diese heitere Stimmung in der frischen Luft so rasch verflüchtigte, ihm graute vor der Rückfahrt und dem Eintreten in das Haus, das ihm dann nur noch einsamer und trauriger erschien.

Françon trug nichts dazu bei, ihren Mann heiter zu stimmen, sie hatte sich in ihr Gebetbuch vergraben, brütete stumpfsinnig vor sich hin oder ging mit

kummervoller Miene herum, ohne den Mund aufzuthun. Ob die Getreidegruppen mehr oder weniger hoch waren, ob die Scheune gefüllt war oder leer, was konnte das die Unglückliche kümmern? Für sie beide wird immer genug Brot da sein und an Futter für das Vieh wird es auch nicht fehlen. Und Geld? Lohnte es sich denn der Mühe, für die Anderen zu sparen, für entfernte Verwandte, für Erben, die man so gut wie gar nicht kannte?

Nach zwei oder drei Jahren nachlässiger Bewirthschaftung begannen sich die Verhältnisse der Vials zusehends zu verschlechtern. Um das Unglück voll zu machen, hatte ein Hagelwetter ihnen auch noch das schnittreife Getreide und den Weinberg, der eine gute Ernte erhoffen ließ, total vernichtet. Die Ersparnisse waren aufgebraucht, der wollene Strumpf längst seines klingenden Inhalts entleert, man mußte Geld leihen und eine Hypothek auf das Gut aufnehmen. Für die Vials bedeutete das eine gewaltige Demüthigung, selbst Françon, die doch an den Dingen so gut wie keinen Antheil mehr zu nehmen pflegte, war von dem neuen Schicksalsschlage, der sie betroffen, nicht unberührt geblieben. Mit ihrer Gesundheit ging es so wie so bereits stark bergab; Kummer macht, wie man sagt, auch nicht fett, kein Wunder also, wenn Françon langsam dahinsiechte. Nicht daß sie eigentlich krank gewesen wäre! Wenn es auch mit den Beinen nicht mehr so recht gehen wollte, so war es ihr bisher doch noch immer möglich gewesen, der Hausarbeit, so gut es eben ging, vorzustehen; nur über Mattigkeit hatte sie zu klagen, und das war auch der Grund, daß ihr das Hantiren in Haus und Hof von Tag zu Tag schwerer fiel.

Und jetzt nach dem Seelenschmerz auch noch die Geldsorge! Ein heiliges Mitleid überkam die Frau, Mitleid mit ihrem Gatten, mit sich selbst, mit ihrem Grund und Boden, diesem armen Biscardel, das sie mit Noth und Mühe arrondirt hatten und das sich in ihren Fingern zerkrümeln mußte, wenn es so weiter ging wie bisher. Nein, dieses Leben mußte ein Ende nehmen, ihr Mann mußte aufhören, sich Trost in der Kneipe zu suchen, und sie selbst durfte nicht mehr wie bisher ihre Zeit damit zubringen, am Herde zu hocken und ihren Thränen freien Lauf zu lassen. Sie brauchten beide nun einmal einen Erben, und da ihnen der Himmel ein eigenes Kind versagt hatte, so blieb nichts weiter übrig, als ein fremdes zu suchen. Sie wußte sehr wohl, an wen man sich deshalb zu wenden hatte, sie kannte die Person, die in der Lage war, ihnen diesen Dienst zu leisten.

Françon und Vial hatten mehr als einmal seit ihrem Unglück an diese Person gedacht, ohne indessen darüber miteinander zu sprechen.

Er wagte es nicht, und sie wollte nicht davon anfangen. Sie hatte ihre guten Gründe, das heikle Thema nicht zu berühren. Es wollte reiflich überlegt sein, ehe man sich dazu entschloß, das Kind der Sünde, das ihr Mann mit Rose, ihrer ehemaligen Magd, gehabt hatte, ins Haus aufzunehmen.

Françon lebte noch alles im Gedächtniß, als wäre es gestern geschehen. Rose war damals fast noch ein Kind, ein schüchternes, unerfahrenes Ding. Es war nicht eben lange nach Françons Verheirathung geschehen; der kleine Feli lief noch im Röckchen herum, und sie war in ihrem jungen Mutterglück so sicher und vertrauensselig gewesen! Als sie Rose und ihren Mann damals in der Scheune überraschte, war es ihr, als hätte man ihr ein Messer mitten durchs Herz gestoßen. Und das war nicht die erste Zusammenkunft der Beiden; wie war es nur möglich, daß der jungen Frau das Verhältniß so lange verborgen bleiben konnte? Die unglückliche Rose war bereits in anderen Umständen. Wie sie damals geschluchzt und geschrien hatte, als sie das Haus auf der Stelle ver-

ıſſen mußte! Françon hatte aber nicht darauf gehört und war hart geblieben; ·ẞt war die Reihe zu dulden an Roſe, das war ganz in der Ordnung.

Françon hatte indeſſen, nachdem die Kleine erſt einmal fort war, ſich nach ȷr und ſpäter auch nach dem Kinde erkundigt. Man berichtete ihr, daß ſie ſich ı Lalbengue bei Roſes Eltern aufhielten, daß das Mädchen fleißig und ordentlich :i, daß das Kind prächtig gedieh und daß ſie im Uebrigen Alle recht arm da nten wären. Ohne ihr ganz und gar zu verzeihen, war Françon mit der Zeit och dahin gekommen, das arme, gefallene Geſchöpf zu beklagen, deſſen einzige ;chuld vielleicht darin beſtand, zu hübſch und — die Männer taugen ja alle icht eben viel — zu unerfahren zu ſein.

Nach Felis Tode hatte Françon ſofort an das uneheliche Kind ihres Mannes gedacht; ſie haßte den Baſtard faſt dafür, daß er noch am Leben war, nd übertrug ihren Haß auch auf die Mutter. Ihr Mann wäre damals ſchön ngekommen, wenn er die Rede darauf gebracht hätte, ſeinen Baptiſtin in Bis= ardel aufzunehmen. Vial hatte wohlweislich auch geſchwiegen, Françon ſelbſt ber hatte ſich nach und nach mit dieſer Idee, die ihr nicht mehr aus dem Kopfe ing, befreundet. Noch ſträubte ſie ſich zwar dagegen, den Gedanken laut werden u laſſen, aber ihr Widerſtand wurde zuſehends ſchwächer; ſie ertappte ſich jetzt hon manchmal dabei, wie ſie das Ja und Nein gegen einander abwog, und oenn auch das Nein noch immer die Oberhand behalten hatte, ſo war doch nicht ıehr daran zu zweifeln, daß dieſes Nein von Tag zu Tag an Schärfe und entſchiedenheit ein Weniges verlor. Dieſer Baptiſtin war und blieb doch nun inmal Felis Halbbruder, und Roſe mochte die Wegnahme ihres Kindes als letzte Strafe für ihren Fehltritt anſehen.

Françon hatte lange geſchwankt, ihre zunehmende Schwäche und die hypothek hatten indeſſen ihre letzten Bedenken hinweggeräumt.

Vial ſchlief jetzt gar nicht mehr zu Hauſe, er ſpielte ganze Nächte lang ınd ließ ſich, wenn er des ſüßen Weines voll war, von ſeinen Zechkumpanen usplündern. Das war der Anfang vom Ende. Den Vorwürfen ſeiner Frau egegnete er ſtets mit dem Einſpruch, daß es ſein gutes Recht wäre, ſein Hab ınd Gut zu vergeuden, da er ja doch keinen Erben hinterließe.

„Und Baptiſtin, was ſoll denn eigentlich aus dem werden?“ entgegnete françon eines Tages. Und als ihr Mann, der nicht zu verſtehen wagte, ſie rſtaunt anſah, fuhr ſie fort: „Da Du einmal einen Erben haben mußt, ſo iſt ieſer ſo gut wie ein Anderer. Geh’ und hol’ ihn. Vielleicht gelingt es ihm, ıns beide aus dem Jammer und Elend, in dem wir dahinleben, herauszureißen.“

III.

Françon konnte einen Schrei nicht unterdrücken, als ſie am übernächſten Tage Tiſtin erblickte, wie er an der Hand ſeines Vaters den Hof von Biscardel etrat. Er war das lebendige Abbild des Anderen, des vielbeweinten Feli; die= elben Augen, derſelbe Teint, Geſicht, Gang, kurz alles wie bei dem Verſtorbenen, ıur ſchien Tiſtin ſtärker als jener. Dieſer Vial der linken Hand hatte ſchlechter ɟelebt, mehr gearbeitet und weniger gegeſſen als der legitime, war dabei aber räftiger und widerſtandsfähiger geworden. Mit ſeinen ſechzehn Jahren machte r den Eindruck eines Achtzehnjährigen, und wer ihn ſo erhobenen Hauptes ıngezwungen daherkommen ſah, mußte ſeine helle Freude an dem offenherzigen ınd muthigen Burſchen haben.

Françon wandte die Blicke nicht von ihm und hatte im erſten Augenblick ıicht übel Luſt, dieſen anderen Feli in die Arme zu ſchließen und an ihr Herz

zu drücken; gleichzeitig aber empfand sie auch nicht weniger lebhaft ein eigenes Gefühl der Abneigung, das sie zwang, die erste freudige Herzensregung niederzukämpfen. Wie hatte sie nur den Todten so schnell vergessen können! Wie konnte sie sich nur so weit hinreißen lassen? Diese Erwägung genügte, um Françon wieder in ihren alten Starrsinn zurückfallen zu lassen, mit all ihrer Kraft wappnete sie sich gegen den Verrath, den sie zu begehen im Begriffe stand. Es war wahrhaftig gerade genug, daß Tistin seinem Bruder den Platz im Bett, bei Tische und hinter dem Pfluge stahl, daß er die Sachen des Aelteren, seine Hemden und seine Blousen abtrug, in das Herz der Mutter, der einzigen Zuflucht, die dem Todten noch blieb, sollte sich der Eindringling aber nicht hineinstehlen.

Dies alles fühlte sie mehr instinktiv, als daß es ihr klar zum Bewußtsein gekommen wäre. Sie mochte thun und denken, was sie wollte, der Anziehungskraft, die Tistin auf sie ausübte, vermochte sie sich nicht zu erwehren. Zwar betete sie noch nach wie vor für den Verstorbenen, so oft sie aber den Lebenden erblickte, erwachte immer aufs Neue die Lust in ihr, ihn zu umarmen, und diese Lust steigerte sich, wuchs von Tag zu Tag und forderte gebieterisch ihr Recht.

Eines Abends, das ganze Haus schlief bereits und sie war nach ihrer Gewohnheit damit beschäftigt, die Thüren zu schließen und die Kohlen auf dem Herde zu löschen, war sie an das Bett Tistins herangetreten, um den Schlafenden noch einmal zu sehen. Er lag auf der linken Seite, den Arm unter dem Kopfkissen, genau in der Stellung wie Feli zu schlafen pflegte, die Haare, die ihm in krausen Locken in die Stirn fielen, waren gerade so seidenweich und ließen sich gerade so schmiegsam um den Finger wickeln, wie die des Anderen. Die Frau konnte nicht länger an sich halten; sie begann den Schläfer zu herzen und zu küssen, und mit ihren ungestümen Liebkosungen zugleich fielen ihre heißen Thränen auf den Hals und das Gesicht Tistins, der mit halbgeöffneten Augen dalag und, schlaftrunken wie er war, alles mit sich geschehen ließ.

Françon hatte ihren Sohn wiedergefunden!

Genau so ging es Vial. Auch er hatte nun wieder einen Sohn und Erben, und das Beste dabei war, daß dieser Sohn zugleich als der tüchtigste Landwirth und der unermüdlichste Arbeiter der ganzen Gegend gelten durfte. Er war der Arbeits- und Jagdgenosse des Vaters geworden. Nach gethaner Arbeit gingen die Beiden, in der winterlichen Abenddämmerung oder zur Sommerszeit beim Tagesgrauen, als Wilderer dem Jagdvergnügen nach, es machte ihnen einen Hauptspaß, wenn es ihnen gelungen war, am Ufer des Aveyron eine im Schilf schlafende Kriechente zu überraschen und zur Strecke zu bringen.

Sie alle befanden sich wohl und guter Dinge. Vom Geld und der Erbschaft war ebenso wenig mehr die Rede, wie von dem früheren oder dem zukünftigen Verwandtschaftsverhältniß. Man hatte ja Zeit genug vor sich. Tistin war auf Probe in Biscardel, hatte es sich Ostern herausgestellt, daß man sich gegenseitig nicht gefiel, so brauchte man sich nur zu trennen, und alles war wieder, wie es früher gewesen war. So war es zwischen Rose und Vial abgemacht worden.

(Schluß folgt.)

Briefkasten.

An unsere Leser. Der Berliner Brief ist diesmal verspätet eingetroffen, er mußte daher für vorliegende Nummer ausfallen.

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.



r. 18. XIV. Jahrgang, I. Band. 1895-96.

Krone und Junkerthum.

⁄ Berlin, 22. Januar 1896.

Die diesjährige Verhandlung über den Antrag Kanitz war die bedeutsamste
ebatte, die der deutsche Reichstag seit langer Zeit geführt hat. Nicht wegen
s sachlichen Werthes der Argumente, die von hüben und drüben vorgebracht
urden, denn da konnte es sich nur um scheinbare oder wirkliche Gründe handeln,
e längst zu Gemeinplätzen geworden sind. Aber der harte Zusammenstoß
vischen den Junkern und den Ministern zeigte die historischen Mächte des alt-
eußischen Staates in hellem Hader entbrannt, und das eröffnet sehr interessante
erspektiven.

Ueberraschend kam der Ausbruch allerdings für Niemanden, der die Zeichen
r Zeit mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt hat. Eine Reihe der unzwei-
utigsten Symptome deutet darauf hin, daß die neudeutsche Koalition der großen
ndustriellen und Latifundienbesitzer das altpreußische Junkerthum aus der Gunst
r Krone mehr und mehr verdrängt hat. Man kann vollkommen dahingestellt
in lassen, ob die persönlichen Gründe und Zusammenhänge, die dafür in der
sländischen Presse angeführt worden sind, den Thatsachen entsprechen oder nicht.
elbst wenn sie ihnen entsprächen, würden sie historisch doch nicht mehr beweisen,
s daß die Krone sich der wachsenden Macht der großen Industrie nicht länger
Ehren und Gunsten des kleinen Junkerthums entziehen kann.

Auf der anderen Seite kommt auch nicht viel darauf an, ob die Minister
larschall und Hammerstein in ihrer Polemik gegen die Rechte etwas über die
chnur gehauen, ob sie im Eifer des Gefechts ein Wort mehr gesagt haben, als
rade den Absichten und Wünschen der Krone entsprach. Die preußischen Junker
id viel zu praktische Leute, als daß sie viel auf die abwiegelnden Erklärungen
eben sollten, wonach der Kaiser namentlich dem Landwirthschaftsminister
Hammerstein wegen seiner allzu heftigen Aeußerungen starke Vorwürfe gemacht
iben soll. Ein Wort mehr oder weniger — das ist vollkommen gleichgiltig
genüber der Thatsache, daß der Krieg zwischen Krone und Junkerthum erklärt
orden ist. Die Junker wissen sehr genau, woran sie sind, und durch formelle
öflichkeiten lassen sie sich nicht darin beirren, den hingeworfenen Handschuh auf-
nehmen und den Krieg zu führen, so gut sie ihn verstehen.

Der Krieg selbst ist nicht der erste seiner Art. Die innere Geschichte des altpreußischen Staats ist überhaupt Jahrhunderte lang nichts Anderes gewesen, als ein Klassenkampf zwischen Fürsten- und Junkerthum. Aber auch in seiner modernen Form ist der Krieg schon wiederholt entbrannt, so am Ende der fünfziger und im Anfang der siebziger Jahre. Bisher hat er stets mit dem Siege des Junkerthums geendet, und nichts ist begreiflicher, als die trotzige Siegeszuversicht, womit die Junker auf die Fehdebriefe der Minister antworten. Die liberale Legende, daß die Junker nichts seien ohne die Krone, mag gut genug sein, die hiesigen Weißbierphilister in ihren schläfrigen Bezirksvereinen zu ergötzen, kann aber sonst Niemanden täuschen. Stände der Kampf einfach zwischen Krone und Junkerthum, so wäre auch heute kein Zweifel daran möglich, wer den Sieg davontrüge. Aber so steht es thatsächlich nicht. Hinter der Krone steht die große Industrie und der große Grundbesitz in seiner modernen bürgerlichen Form, und da sind die Aussichten für das kleine, im Grunde noch feudal gefärbte Krautjunkerthum nichts weniger als glänzend.

In jedem Falle wird es ein heftiger und vermuthlich auch langwieriger Kampf werden. Das Krautjunkerthum gebietet noch über eine sehr starke Kraft, ja eigentlich über alle wichtigen organisirten Machtmittel des Staats. Es herrscht in der Armee und in der Bureaukratie. Aber die ökonomische Entwicklung zerschneidet ihm die Wurzeln seiner Existenz eine nach der anderen, und dagegen ist auf die Dauer nichts zu machen. Der Todeskampf mag sich in noch so krampfhaften Konvulsionen vollziehen, er mag sich noch so lange hinschleppen: sein Ende ist doch der Tod. Es ist kein Gegenbeweis, daß die Junker selbst nicht daran glauben wollen. Eine Klasse, die Jahrhunderte lang, sei es auch nur auf beschränktem Terrain und unter rückständigen Verhältnissen, geherrscht hat, ergiebt sich nicht freiwillig, um so weniger freiwillig, je beschränkter und rückständiger sie ist. Was die Junker an Machtmitteln in der Hand haben, werden sie rücksichtslos gebrauchen; jeden Trumpf, den sie ausspielen können, werden sie ausspielen. Sentimentalität haben sie nie gekannt und wie alte Betschwestern werden sie nicht sterben.

Damit, daß sie klar zum Gefechte machen, hängt es innerlich zusammen, daß sie das christlich-soziale Tauwerk kappen, womit sie ihr Schiff ohne besonderen Nutzen beschwert haben. Herr Stöcker hat die kategorische Aufforderung erhalten, sich zum Junkerknecht sans phrase zu bekennen, und der theure Gottesmann ist von seiner sonstigen Pfiffigkeit verlassen, wenn er sich jetzt noch in einer öligen Erklärung als Junkerknecht avec phrase durchschwindeln will. Für dergleichen Humbug haben die Junker keine Zeit mehr; auf einem scheiternden Schiff spielt man nicht mit dem Feuer.

Die Krone ist von ihrem Standpunkt aus augenscheinlich gut berathen, wenn sie trotz aller früheren Erfahrungen den Bruch mit dem Junkerthum nicht scheut. Die Annahme des Antrags Kanitz würde sie, an Händen und Füßen gefesselt, einer trotz alledem untergehenden Klasse in die Hände liefern, die Minister, die dem Könige diesen Rath ertheilen würden, verdienten als königliche Diener gehängt zu werden. Es ist trotzdem ein schwerer Entschluß, und wie die Wagschale schwankt, mag man daraus sehen, daß ein so schlauer Rechner, wie Herr Miquel, das Junkerthum noch immer möglichst bei guter Laune zu erhalten sucht. Doch liegt die Sache jetzt ganz anders, als sie am Ende der fünziger und im Anfang der siebziger Jahre lag. Was sich der Krone jetzt als Stütze anbietet, ist nicht mehr eine schwächliche Bourgeoisie, die im Irrgarten liberaler Velleitäten hin- und hertaumelt, sondern der große Monopolbesitz in Stadt und Land, die

herrschende Klasse der modern bürgerlichen Gesellschaft, die dem freundwilligen Absolutismus ganz andere Aussichten zu bieten vermag als das bankerotte Krautjunkerthum, dessen Zeiten sich erfüllet haben, und dessen Vormundschaft oft mehr lästig als förderlich war.

Für das klassenbewußte Proletariat hat diese Entwicklung ein hohes Interesse, wenn auch nicht in dem Sinne, als ob es sich an dem Kampfe der streitenden Parteien betheiligen könnte oder müßte oder auch nur dürfte. Es hat dem Junkerthum, aus dessen Reihen seine ärgsten Peiniger hervorgegangen sind, keine Thräne nachzuweinen, auch dann nicht, wenn ihm in der Aera Stumm, die vernehmlich an die Thore des Reiches pocht, noch ärgere Peiniger erwachsen sollten. Ein bezeichnender Zufall fügte, daß gleichzeitig mit der Kriegserklärung der Minister Hammerstein und Marschall an das Junkerthum dem ungerechtesten Richter der Gegenwart, der eben, ein anderer Jeffreys, in wilden Wahnsinnsdelirien verschieden war, der Rothe Adler verliehen wurde. Dieser Vogel kündete für das deutsche Proletariat ähnliche Stürme an, wie einst im Jahre 1815 jener andere rothe Vogel, der in das Knopfloch des Denunzianten Schmalz niederflatterte, für die bürgerlichen Klassen. Es ist nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich, um nicht zu sagen gewiß, daß wenn die Stumm über die Manteuffel siegen, eine neue Aera der Verfolgung über die deutsche Arbeiterklasse hereinbrechen wird, die selbst das Sozialistengesetz noch in Schatten stellt.

Gleichwohl vollzieht sich in der Niederlage der Junker ein historischer Fortschritt, der nicht nur nothwendig und unabwendbar ist, sondern namentlich auch im Interesse des Proletariats liegt. Mit dem Verschwinden des Junkerthums hebt sich das Deutsche Reich vollends auf die Höhe der modernen bürgerlichen Gesellschaft; die letzten Wurzeln feudalen Unkrauts werden ausgerissen, und der große Kampfplatz wird geebnet, auf dem sich die entscheidende Schlacht zwischen Bourgeoisie und Proletariat vollziehen wird. Mag dieser historische Fortschritt auch zunächst sein unfreundliches Gesicht dem Proletariat zukehren, mag er sich scheinbar ausschließlich zu Gunsten der großen Bourgeoisie vollziehen: er bleibt deshalb nicht weniger, was er ist. Selbst die brutale Heftigkeit, womit eine Aera Stumm ohne Zweifel einsetzen würde, müßte zu einer Abkürzung und Vereinfachung der Klassenkämpfe führen. Sie würde eine Masse von Illusionen zerstören, die heute noch die wirkliche Lage der Dinge für breite Schichten der Bevölkerung verschleiern, und das alte historische Gesetz, daß mit dem Drucke der Bourgeoisie in verstärktem Umfange der Gegendruck des Proletariats wächst, würde sich von Neuem bestätigen.

Inzwischen — das ist noch Zukunftsmusik, und einstweilen hat erst der Kampf zwischen Krone und Junkerthum begonnen. Es ist unwahrscheinlich, daß er sich schnell abwickelt, und er kann noch zu sehr überraschenden Wechselfällen führen. Immer aber wird er sich als eine aufräumende, und je länger je mehr aufräumende Vorarbeit erweisen, der wir nur den gedeihlichsten Fortgang wünschen können. Eine hübsche Masse von ehrwürdigem Krimskrams, der das klassenbewußte Proletariat zwar längst nicht mehr, aber doch andere Schichten der Arbeiterklasse, die noch nicht zum Klassenbewußtsein erwacht sind, allzusehr blendet, wird dabei in Scherben gehen. Manch ein Augenblick wird in diesem Kampfe kommen, in dem die Kämpfenden mit Entsetzen erkennen werden, wen sie zum lachenden Dritten haben. Dann werden sie krampfhaft nach den Mitteln und Möglichkeiten eines faulen Friedens suchen, um ihn trotz allem angstvollen Suchen nicht zu finden. Denn gegen den ökonomischen Bankerott des Krautjunkerthums ist kein Kraut gewachsen, und die moderne bürgerliche Gesellschaft sammt ihrem

politischen Apparat wird sich hüten, mit ihm in den Abgrund zu setzen. Es wäre auch eine unbillige Zumuthung, denn indem sie die letzten feudalen Reste ausstößt, tritt sie erst in die Mittagshöhe ihres historischen Daseins.

Freilich fallen auf diesen Mittag schon die Schatten der Nacht, und der feudale Junker kann mit dem süßen Trost ins Grab steigen, daß der moderne Bourgeois ihm bald folgen wird. Je länger der feudale Junker die deutsche Nation geknechtet hat, um so kürzer wird der moderne Bourgeois sie knechten: das ist die ausgleichende Gerechtigkeit der Geschichte.

Margarine und Butter.

Von Dr. R. Meyer.

In der Preisgeschichte der Waaren nimmt die Butter eine eigenthümliche Stellung durch ihre Unveränderlichkeit ein. Am Butterpreise werden alle Theorien, durch welche man Preisveränderungen erklärt hat, zu Schanden. Hier versagt die Behauptung der Agrarier, die Goldwährung mache die Landwirthschaft unrentabel. Freilich muß man dabei nicht deutsche Butterpreise im Auge haben, denn es ist klar, daß derselbe Artikel in Deutschland andere Preise haben muß als auf dem zollfreien natürlichen Markt Englands, je nachdem der deutsche Zoll 8 bis 1879, oder 20 bis 1891, oder 16 Mark wie jetzt pro 100 Kilo beträgt.

Man nimmt in England das Jahr 1859 als ein empfehlenswerthes Ausgangsjahr für vergleichende Preisstatistik gern an, weil damals der Einfluß der Goldzufuhr aus Kalifornien und Australien schon so etablirt war wie später, die Silberdemonetisirung noch nicht begonnen und der amerikanische, dänische, französische Krieg noch nicht die Preise beeinflußt hatten.

	Butter	Schweineschmalz
Damals kostete der Zentner (50 Kilo)	106 Sch.	57 Sch.
Während und in Folge des amerikanischen Krieges 1864—70	109 "	62 "
Während der 20 Jahre 1871—90	107 "	74,5 "
1891—94	99 "	39,5 "
In 1894	104 "	39 "

Schmalz war der gewöhnliche Ersatz für Butter. Während der Kriegszeit stieg der Schmalzpreis auf 72 Schilling im Jahre 1869 und fiel auf 32 im Jahre 1891. Das sind Schwankungen von mehr als 100 Prozent und sie gehören ganz der neuesten Zeit an. Wenn man den Schmalzpreis = 1 setzt, so war der Butterpreis zur Zeit des Diocletian = $1^1/_3$, im Jahre 1859 = $1^4/_5$, 1864—70 = $1^3/_4$, 1871—90 = $2^2/_5$, 1891—94 = $2^1/_2$, 1894 = $2^2/_3$.

In der langen Zeit von ca. 1600 Jahren, von Diocletian bis zum Jahre 1870, ist die Butter nur um ca. ein Viertelmal theurer geworden als das Schmalz, in den 25 Jahren von 1870 ab bis jetzt aber um das Ein- und Einhalbfache! Hier liegt augenscheinlich etwas Außerordentliches vor und das bei zwei Lebensmitteln ersten Ranges.[1]

[1] Die Römer benützten hauptsächlich Olivenöl als Speisefett, als aber die Barbaren sich im Reich massenhaft niederließen, führten sie die von ihnen in den nördlich von den Alpen gelegenen früheren Wohnplätzen, wo es keine Olivenbäume gab, als Speisefett gebrauchten Stoffe, Speck, Schmalz und Butter, ein. Diocletian setzte den Maximalpreis der Butter pro Kilo auf 88 Pfennige unseren Geldes, für Schweineschmalz, Schweinefleisch, Speck und Käse auf 66 und für Speiseöl auf 44 Pfennige fest, wie 1 : 0,75 : 0,50.

Im Jahre 1894 kostete in England der Zentner Butter 104 Schilling, Margarinebutter 55, Speck 43, Käse 40, Schmalz 39, Olivenöl 35, gereinigtes Baumwollsamen-Speiseöl 25 Schilling, ungereinigtes kostet nur 15 Schilling, Leinsamenöl 21 Schilling. Diese Preise verhalten sich wie 1 (Butter) : 0,53 : 0,41 : 0,38 : 0,37 : 0,33 : 0,24. Das heißt, zur Zeit Diocletians kostete das billigste Speisefett der Armen die Hälfte des Speisefettes

Es wurden im Jahre 1859 nach England eingeführt 94 000 Zentner Schmalz und 426 000 Zentner Butter, 1894 aber 1 400 000 Zentner Schmalz und 2 576 000 Zentner Butter; seit 1886 wird auch über Margarineeinfuhr besonders berichtet. Sie begann mit 888 000 Zentner à $66^2/_3$ Schilling, erreichte ihr Maximum 1889 mit 1 241 000 Zentner à 58 Schilling und sank auf 1 109 000 Zentner im Jahre 1894 à 55 Schilling. Trotz Konkurrenz von Schmalz und Margarine steigt also die Buttereinfuhr fortwährend und erholt sich auch bald von dem Preisdruck, welchen ihr die nur halb so theure Margarine wirklich durch einige Jahre zugefügt hat. Und das in einer Periode, in welcher eigentlich alle Preise gefallen sind, besonders auch der Preis eines anderen Speisefettes, das die Butter ergänzt oder ihr Konkurrenz macht, des Oels. Als Speiseöl hat man, früher mehr als jetzt, in England Olivenöl gebraucht. Die Tonne davon kostete dort 1845—50 = 44 Pfd. St., 1859 = 51 Pfd. St., 1868 (als kein Schmalz aus Amerika kam) 68 Pfd. St., 1877 = 48 Pfd. St., 1880 = 46 Pfd. St., und nun geht's bergab bis auf 37—34 Pf. St. in den letzten Jahren. Das ist auch ein Preisfall auf die Hälfte in 25—27 Jahren!

Käse hat sich im Preise stabil gehalten, fast wie die Butter. 1859 kostete der Zentner Käse 51 Schilling, 1861—1890 durchschnittlich 55 Schilling, von da ab fällt er auf durchschnittlich 46—47 Schilling in 1886—1894 und kostete im letzten Jahre nur noch 40 Schilling.

Woher kommt der Preisfall von Oel, Käse und Schmalz und weshalb hält sich der Butterpreis?

Nun, Käse und Schmalz werden mit zwei neufabrizirten Fetten vermischt, Olivenöl durch eines derselben fast ersetzt, welche sehr billig sind, sich aber zur Butterverlängerung nicht recht eignen. Es sind dies aus Talg hergestelltes Oleomargarin und Baumwollsamenöl. Talg kostete 1845—50 44 Schilling der Zentner und 1877 noch 45 Schilling, aber jetzt ist es auf ca. 27 Schilling herunter und Baumwollsamenöl kostet nur 26 Schilling.

Letzteres kommt erst seit 1880 in erheblicher Masse nach Europa, kann aber in fast unbegrenzter Menge als Nebenprodukt der Baumwolle hergestellt werden. Der Same, welcher auf einen Ballen Baumwolle entfällt, enthält ca. $1^1/_5$ Zentner Oel, die 8—10 Millionen Ballen, welche Nordamerika allein produzirt, können also den nöthigen Samen für die Pflanzungen und etwa vier- bis fünfmal so viel Oel liefern als ganz Italien an Olivenöl jährlich produzirt. Diese letztere Produktion betrug 1895 nur $2^1/_8$ Millionen Zentner.

Nach dieser Einleitung kann ich die Einwirkung der Erfindung des Baumwollsamenöls, der Zersetzung des Talgs in seine Bestandtheile und der Verwendung von Baumwollsamenöl und Margarin auf die Herstellung von Speisefetten feststellen. Es kosteten der Zentner

	Vor der Verwendung von Talg und Baumwollsamenöl in 1859	Nach der Verwendung von Talg und Baumwollsamenöl in 1894	Preisfall in 1894, wenn Preis von 1859 = 100
Butter . . .	106 Schilling	104 Schilling	2 Prozent
Schmalz . .	57 „	39 „	32 „
Käse	51 „	40 „	22 „
Olivenöl . .	51 „	35 „	31 „

Butter 1886 = 106, Margarine 67 }
Butter 1894 = 104, Margarine 55 } Preisfall der Margarine 18 Prozent.

---

der Reichen und jetzt nur noch ein Viertel. Das ist ein Kulturfortschritt. Und dem arbeiten Zölle auf die billigen Fette und andere Vexationen, wie sie die Agrarier planen, entgegen. Die Wissenschaft, welche die Speisefette vermehrt, verbessert, billiger gemacht hat, arbeitet für die Kultur, die Zollgesetze der Bismarckära und die Politik der Agrarier dagegen. Sie ist Reaktion gegen kulturellen Fortschritt. Die englische Politik läßt diese Lebensmittel zollfrei und ist kulturell, sie arbeitet den durch die Wissenschaft hervorgerufenen Fortschritten nicht entgegen, was auch auf die Dauer unmöglich ist. Das werden die Agrarier bald genug erfahren.

Man sieht, weder Goldwährung noch Konkurrenz von Schmalz, Talg, Baumwollsamenöl noch Margarine können den Butterpreis erschüttern. Er ist 1859 = 106 und durch 34 Jahre, von 1861—94 = 105⅓!!

Warum ändert sich der Butterpreis nicht? Nun, der reiche, und der wohlhabende Mensch auch, kaufen keine Surrogate. Die Butterproduktion aber hat sich eben nicht im selben Verhältniß vermehrt, wie die Bevölkerung. Die Milch ist auch nicht billiger geworden als sie vor 30 Jahren war, eher theurer. In Deutschland freilich ist die Preisbewegung stärker gewesen. 1859 kostete die Butter in England 106 Mark, in Berlin 111 Mark, der Zoll betrug 4 Mark in Deutschland, der zollfreie Preis in Berlin war also 107 Mark.

1861—65 kostete der Zentner in England 101 Mark, in Berlin 106 Mark, Zoll 4 Mark, zollfreier Preis 102 Mark. Bis hierher ist der Butterpreis in Deutschland und England der gleiche. In der Aufschwungsperiode, 1872—80, die am Ende allerdings schon abgeschwächt war, kostete die Butter in England 109½ Mark, der Zoll betrug in Deutschland 4 Mark, und der Berliner Preis für Buttersorte Ia. 128½, I 119, II 106 Mark. Von 1881—90 betrug der deutsche Butterzoll 10 Mark, der englische Preis 104 Mark, der Berliner Preis Ia. 114, I 108, II 100 Mark.

1895 Ende Dezember betrug der Preis importirter Butter in England: deutscher 91—100, australischer 98—108, dänischer 108—112 Mark. In Berlin kostete im Großhandel bei einem Zoll von 8 Mark Ia. 107, I 96, II 90, Landbutter 78—82 und importirte galizische 68—70 Mark. Die heftigen Preisänderungen in Deutschland hängen zwar theilweise mit dem Zoll zusammen, aber seit 1872 kommen augenscheinlich auch noch andere Gründe hinzu, nicht aber kann die Margarinebutter für den Preisfall verantwortlich gemacht werden, der vor Beginn der Margarinefabrikation eintritt, also kann weder eine Zollveränderung, noch eine Gesetzgebung gegen Margarine den deutschen Butterproduzenten helfen.

Die Sache erklärt sich sehr einfach: In der Gründerzeit wollte man bessere Sachen genießen als früher. Bis dahin war die Butter aus Sahne von saurer Milch gewonnen und durchaus „Landbutter“ oder, wie man sie jetzt nennt, geringe Tischbutter, die aber noch heute die ausschlaggebende Masse aller auf den Markt gebrachten Butter bildet. Bei der sind die Sommer- und Winterpreise sehr verschieden. Sie betrugen in Berlin:

	Juni	Dezember
1871	75—81	78—84
1876	65—85	72—78
1889	71—76	75—85
1893	78—85	90—98
1895	?	78—82
Durchschnitt	72—82	77—85

Hier treffen wir wieder auf dieselbe **Preisstabilität** der Butter, welche wir in England gefunden haben! Die Agrarier lassen nun immer die Preise der drei ersten Buttersorten vor unseren Augen tanzen und verschweigen durchaus, daß wir es hier mit drei neuen und noch ziemlich wenig ins Gewicht fallenden Luxusbuttersorten zu thun haben, die allerdings einen großen Preisfall erlebt haben.

Man hat, um dem Geschmack der „Gründer“ entgegen zu kommen, vor 23 bis 24 Jahren auf großen Gütern mit gut eingerichteten Molkereien die Milch nicht mehr aussahnen und nicht sauer werden lassen, sondern Butter aus süßer Sahne gemacht und so wurden aus 100 Kilo Milch nur etwa 2 Kilo Butter gewonnen. Natürlich war diese sehr theuer und kostete bis zu 150 Mark der Zentner. Allein nun erfand ein Herr Schwartz ein Verfahren, die Milchgefäße in Wasser zu kühlen und dann die süße Milch schnell und vollständig aussahnen zu lassen. Jetzt gewann man mehr süße Sahne, also mehr Butter aus 100 Kilo Milch. Das geschah von Mitte der siebziger Jahre ab. Ende derselben erfand der Skandinave Laval die Zentrifuge, mittelst deren die Sahne sofort nach dem Melken und fast vollständig von der süßen Milch ausgeschieden wird. Das Schwartzsche Verfahren hatte schon

Kilo süße Butter aus 100 Kilo Milch geliefert, die Zentrifuge lieferte 3²/₃—4 Kilo
...lche Butter. Nun bildeten sich Molkereigenossenschaften, wovon mehr als zwei
...rittel in den letzten sechs Jahren entstanden sind, und deren es jetzt über 2000 in
...eutschland giebt. Durch sie wurde der maschinelle Großbetrieb — mit all
...inen pekuniären und anderen Vorzügen — in die Butterfabrikation eingeführt.
...atürlich konnte man nun die süße Butter der ersten drei Qualitäten billiger liefern
...s früher bei Kleinbetrieb und Verwendung von mit dem Löffel abgeschöpfter
...ßer Sahne!

Doch muß das Verfahren des Butterns in Deutschland noch der Verbesserung
...ihig sein, denn während deutsche Butter in früheren Jahren den höchsten Preis in
...ngland erzielte, rangirt sie jetzt hinter dänischer und sogar australischer Butter,
...uch nimmt ihre Ausfuhr fortwährend ab. Es betrug durchschnittlich jährlich Zentner:

	Einfuhr	Ausfuhr	Mehraus- resp. Einfuhr
1872—79	161 000	248 000	+ 87 000
1880—88	95 000	258 000	+ 163 000
1889—93	165 000	150 000	— 15 000

Deutschlands Butterhandel ist passiv geworden, es exportirte 1892 nach Eng-
...and, dem einzigen großen Buttermarkt, nur 124 000 Zentner, Holland 142 000,
...chweden 229 000, Frankreich 542 000, Dänemark gar 864 000 Zentner. Australien
...xportirte 1894 sogar schon 232 000 Zentner nach England! Mir scheint, die deutschen
...grarier würden sich am besten helfen, wenn sie den Staat nicht weiter molestirten,
...ondern bessere Butter machten und den verlorenen englischen Markt sich wieder-
...roberten. Jetzt geht nun freilich die beste deutsche Butter noch nach England, aber
...ur halb so viel als früher, denn für die Engländer ist sie immer noch nicht gut
...enug, für die Volksmasse in Deutschland sind aber die drei ersten Buttersorten zu
...heuer, ja für das „Gesinde" sogar noch die „Landbutter", und dafür wird nun die
...chlechteste Butter aus Galizien und russisch Polen eingeführt, so daß der ganze
...eutsche Butterhandel darauf beruht, den Engländern gute Butter zu verkaufen und
...em deutschen Volk dafür es freizustellen, schlechte polnische Faßbutter zu essen.
...a wäre Margarinebutter vorzuziehen! Und nun zu dieser selbst!

Mège-Mourier schmolz frischen Rindstalg, ließ ihn bei 25° C. erstarren und
...reßte eine flüssige, leicht verdauliche Masse, das Oleomargarin ab, während das
...arte und unverdauliche Stearin zurückblieb. Das Oleomargarin wurde nun mit
...5 Prozent süßer oder magerer Zentrifugenmilch gebuttert und bildete dann eine
...utterähnliche Masse, die Margarine. Neuerlich läßt man etwas Stearin in dem
...leomargarin und setzt ihm bis 40 Prozent Erdnuß- oder gewöhnlich Baumwoll-
...amenöl zu, bevor man diese Fettmasse verbuttert. Diese Mischung ist billiger als
...eines, stearinfreies Oleomargarin. Das mit Milch verbutterte Gemisch liefert eine
...utterähnliche Masse und heißt Margarine. Die Margarine wird stets gesalzen.
...ie hält sich lange ohne ranzig zu werden und ist guter Butter im Geschmack täu-
...chend ähnlich, was auch ganz natürlich ist, da das reine Butterfett der Milch und
...leomargarin beide fade und geschmacklos sind, beide aber den „Buttergeschmack"
...rst von den ca. 15 Prozent beigemischter Milch erhalten. Die Agrarier sagen,
...argarine sei schwer verdaulich, besonders seit etwas Stearin darin verbleibe. Das
...olk hat aber doch stets Talg zum Kochen verwendet und thut das auch heute noch,
...vorin aller Stearin blieb, ohne daß man Schaden davon bemerkt hätte. Dann
...prechen sie von schwer verdaulichem Pflanzenöl, das dem Oleomargarin zugesetzt
...verde, sie meinen das Baumwollsamenöl. Nun haben aber die armen Landleute
...Jahrhunderte hintereinander Leinsamen-, Mohn-, sogar Rapsöl Abends zu Kartoffeln
...ind Salz gegessen, die Italiener, Spanier, Südfranzosen kochen und backen mit
...Baumölen, besonders Olivenöl; alle diese Oele waren und sind weit weniger ge-
...einigt als das Baumwollsamenöl, das die Amerikaner in vollendeter Weise klar
...ind geruchlos herstellen. Es ist also der reine Unsinn, zu behaupten, dieses Speiseöl,
...as jetzt, zu 75 Prozent mit 25 Prozent Olivenöl gemischt, fast allgemein als reines
...livenöl genossen wird, mache die Margarinebutter schwer verdaulich.

Wie man im Süden von Deutschland die Butter in der Regel ausbrät, s
daß die 15 Prozent Milch, welche sie beim Buttern in sich aufnahm, wieder aus
scheiden, und „Butterschmalz“ daraus für den Winter macht, so kann man auch au
Oleomargarin ein Margarinschmalz herstellen, das ebenfalls mit Baumwollsamenö
verlängert wird, und dies Margarinschmalz ist ebenfalls unschädlich.

In Amerika wird schon lange Oleomargarin mit etwas Stearin dem Schweine
schmalz zugesetzt, welches durch das Stearin härter wird, als es seiner Natur nac
ist. Darauf wird auch ihm Baumwollsamenöl zugesetzt; das Schweineschmalz von
drüben besteht also zum Theil aus Rindstalg und Pflanzenöl, die beide einem größeren
oder geringeren Theil Schweineschmalz hinzugesetzt wurden. Diese Mischung ist nich
gesundheitsschädlich, kaum weniger nahrhaft als reines Schweineschmalz, aber billiger
Es scheint diese Mischung in Amerika schon ganz allgemein zu sein, und der Zeit
punkt, in dem sie üblich wurde, drückt sich im verhältnißmäßigen Preise von Spec
und Schmalz aus. Der Preis beider importirten Nahrungsmittel betrug pro Zentne
in England:

	Speck	Schmalz
1859	48 Schilling	57 Schilling
1861—75	50 „	55 „
1876—80	43 „	44 „
1881—85	48 „	48 „
1886—90	41 „	36 „
1891—94	43 „	39 „

Da man aus Speck Schmalz ausbraten kann und weniger Pfund Schmal
daraus erhält, als der Speck wog, so ist natürlich Speck billiger als Schmalz, so
lange dies reines Schweineschmalz ist. Das ist auch bis 1875 der Fall. Von da
ab wird Schmalz gleich theuer und endlich billiger als Speck; da hat also die Fabri
kation von Mischschmalz begonnen, und ich habe in dem erwähnten Buch über
amerikanische Konkurrenz Seite 587 mitgetheilt, daß in 4½ Jahren bis 1880 incl
von Chicago 200 Millionen Pfund Schmalz mehr exportirt wurden, als die in jener
Zeit dort geschlachteten Schweine liefern konnten, daß also fast ein Drittel des ex
portirten Schmalzes — kein Schmalz war. Wirkliches, englisches reines Schweine
schmalz, genannt „Waterford“, kostete dort im Dezember 1895 60 Schilling, also
50 Prozent mehr als amerikanisches gemischtes.

Als ich 1881 in Chicago studirte, erfuhr ich, daß man seit Kurzem in einigen
Fabriken anfange, auch Kunstkäse zu machen. Damals nahm man die Sahne durch
die Zentrifuge ganz aus der süßen Milch heraus und verbutterte sie. Die entsahnte
Magermilch mischte man innig mit ebensoviel Schweineschmalz, als die Milch Butter
enthalten hatte. Dieses Gemisch ließ man nun käsen und gewann daraus einen
Käse, der dem aus süßer Vollmilch hergestellten „Chesterkäse“ täuschend ähnlich war,
wobei man den Unterschied des Preises von 38 Dollars für feinste Butter und
12 Dollars für feinstes Schmalz gewann. Allein dies wurde bald in den Vereinigten
Staaten allgemein und der Preis von Mischkäse fiel. Neuerlich ist das Schmalz
beim Verkäsen der Magermilch durch Margarine ersetzt, ob man auch Oel verwendet,
weiß ich nicht. Da 100 Kilo süße Vollmilch 3¾—4 Kilo Butter oder 9¾—10 Kilo
Käse geben, muß sich ein ziemlich festes Preisverhältniß zwischen beiden Nahrungs
mitteln herausbilden, das zu Gunsten des Käses ausfällt, weil dessen Fabrikation
theurer ist als die der Butter. Nun kostete importirter Käse von 1864—75 durch
schnittlich 59 Schilling, Butter 109, Verhältniß 1 : 1,85; 1876—85 Käse 52,75, Butter
106, Verhältniß 1 : 2; 1886—94 Käse 47, Butter 103, Verhältniß 1 : 2,2; endlich im
Jahre 1894 selbst Käse 40, Butter 104, Verhältniß 1 : 2,6. In den achtziger Jahren
ist also der Käse im Verhältniß zur Butter billiger geworden als früher, das heißt
da hat die Fabrikation von Mischkäse sich verallgemeinert. Jetzt, 1895, macht man
fast alle Käsesorten schon so, außer Schweizer und den feinsten französischen und
italienischen Käsen. Das drückt sich im Preise aus. Dezemberpreise 1895 in Berlin
sind: Echt Emmenthaler 85—90 Mark, ost- und westpreußische Mischkäse I 60—66,
II 50—58, nachgemachte Limburger 34—38, Magerkäse I 22—27, II 14—18 Mark.

Fassen wir zusammen: Die rationelle und intelligente Zerlegung von Talg in Stearin (zum Lichteziehen) und Oleomargarin, die Verwendung des letzteren und des Baumwollsamenöls haben den Preis von Schmalz und Käse auf dem englischen Weltmarkt erheblich vermindert. Es kostete 1864—70 Butter 109, Schmalz 62, Käse 60 Mark, 1894 kostete Butter 104, es hätte kosten müssen Schmalz 60, kostet aber nur 39, hätte kosten müssen Käse 57, kostet nur 40 Mark, das heißt die Konsumenten bezahlen 35 resp. 30 Prozent, rund ein Drittel weniger, als sie es ohne jene Erfindungen thun würden, Margarinebutter kostet sogar nur etwa halb so viel wie Butter VI in England und nur drei Viertel so viel als galizische in Berlin, obschon sie viel besser ist als diese. Das sind doch große Vortheile für alle Unbemittelten. Nun möchten die Agrarier diese Verbesserungen verbieten, weil sie angeblich ihren Butterpreis drücken. Vom Mischkäse sagt die Mieck'sche Denkschrift: „Künstlicher Fettkäse steht in volkswirthschaftlicher und in *sittlicher* Beziehung auf tieferer Stufe als die Margarine und ist unter allen Umständen zu verbieten."

Es ist richtig, daß man, wie die Agrarier behaupten, Margarinebutter mit wirklicher Butter mischt und das Gemisch als reine Butter verkauft, daß man Mischkäse als fetten Naturkäse unter dem Namen Limburger, Romadour &c. verkauft. Das ist Betrug, der leicht verhütet werden kann, denn man kann Margarine mit einem unschädlichen und unsichtbaren Farbstoff, Phenolphtalein, den Professor Soxhlet genial gefunden hat, so mischen, daß die Farbe erst erscheint, wenn man Soda oder sogar Zigarrenasche auf ein Stückchen verdächtiger Butter, Käse oder Butterschmalz streut. Es sollten alle Margarinfabrikanten gehalten sein, die Margarine so „latent" zu färben und auf Butter und Käse, worin Margarin enthalten ist, ein M. zu drucken. Zuwiderhandelnde wären allemal mit Gefängniß und Geschäftsschluß auf ein halbes Jahr, im Wiederholungsfalle mit einem Jahr und beim dritten Male für immer zu bestrafen. Mehr können die Agrarier nicht verlangen.

Die Agrarier sagen, es könne Schmalz von krepirten Schweinen und Margarine von verdorbenem Talg gemacht werden. Daß ersteres geschehen ist, habe ich l. c. vor elf Jahren nachgewiesen, aber nicht gehört, daß man seitdem etwas gegen das amerikanische Schmalz in Deutschland gethan hätte, *und die Agrarier verlangen das auch jetzt nicht*, es ist die deutsche Einfuhr von Schmalz zwischen 1884 und 1892 sogar von 750 000 auf rund zwei Millionen Zentner gestiegen! Ich schrieb damals Seite 593: „Die Industrie, Schweine in Provisionen zu verwandeln, entstand, um die *Sklaven* in den Südbaumwollstaaten der Union und in Cuba zu ernähren. Niemand kümmerte sich um diese Fabrikation, bei der es nur darauf ankam, daß sie eine *billige* Nahrung liefere. Später wurden diese Provisionen Hauptnahrungsmittel der Arbeiter in England, Belgien, Deutschland und neuerdings auch in Frankreich. In den Konsum der Reichen gingen sie nicht über und darum kümmerte man sich nicht um die Art ihrer Produktion." Es scheint mir auch möglich zu sein, geruchloses Oleomargarin aus schlechtem Talg zu machen. Die Regierung eines großen Reiches ist aber im Stande, Einrichtungen zu treffen, daß von Amerika nur gute Waare nach Europa kommt, und die wenigen und großen Margarinefabriken in Deutschland sind leicht zu kontrolliren. Weit wichtiger wäre die Kontrolle der Butterherstellung in Deutschland, denn bei Stallfütterung, namentlich mit Kartoffelschlempe, werden viele Kühe tuberkulös. Die Tuberkeln übertragen sich, wie auch andere Krankheitsträger von Rindviehkrankheiten, durch die Milch und Butter auf Menschen, welche jene genießen. Die im Fett krepirter Schweine enthaltenen Ansteckungskeime dagegen werden schon in den großen amerikanischen Abdeckereien durch Hitze und Säuren zerstört; die etwa dem Talg und Oleomargarin anhaftenden sollen schon in etwa drei Wochen, also während des Transports von Amerika bis in die deutschen Margarinefabriken absterben. Aus Amerika stammendes Schmalz und solches Margarin können also ekelhaften Ursprungs, aber kaum schädlich sein, in Deutschland hergestellte Butter aber beides. Was das betrügerische Mischen anlangt, so sagte man mir schon vor zwanzig Jahren, daß deutsche Detailhändler dem deutschen Schmalz, das sie zu 6—7 Silbergroschen das Pfund verkauften, amerika-

nisches beimischten, das nur halb so viel werth war, und ich glaube gern, daß sie Butter mit Margarine mischen. Der „unmoralische" Margarinkäse aber wird fast ausschließlich in den großen Molkereien und Molkereigenossenschaften, also von Agrariern pur sang gemacht. Das ist ganz löblich, aber sie sollen ein M. auf ihren „Romadour" drucken oder — wie die mischenden Kaufleute — bestraft werden. Die Regierungsvorlage sollte von Freunden des arbeitenden Volkes im Reichstage so amendirt werden, daß sie zu einem Gesetz wird, nach welchem auch die deutsche Butterproduktion kontrollirt wird.

Von England könnte man in Deutschland lernen, daß gute Butter die Konkurrenz von Margarine und Schmalz nicht zu fürchten hat. Seit die Margarine massenhaft eingeführt wurde, verbesserten Australien, Kanada, Dänemark ihre Butterqualität, und was war die Folge? Die Margarineeinfuhr ging seitdem zurück, die Buttereinfuhr nahm zu! Es betrug die Einfuhr in 1000 Zentnern von:

	Butter	Margarine	Schmalz
1892	2183	1305	1239
		2544	
1894	2567	1109	1401
		2510	

Die Buttereinfuhr hat um 28 Prozent zugenommen, und der Butterpreis ist von 99 auf 104 Schilling gestiegen, die Summe der Ersatzeinfuhr für Butter an Margarine und Schmalz hat aber abgenommen.

Man sollte die Margarine und Margarineeinfuhr und -Fabrikation in Deutschland scharf kontrolliren, daß sie reine Fette enthalte und nicht unbezeichnet der Butter beigemischt werde, dann wird sie die Erzeuger schlechter Butter zwingen, ihre Butterqualität zu verbessern. Dabei werden sich die Landleute um so besser stehen, als sie auch für frischen guten Talg von den Margarinefabrikanten 10—12 Mark mehr für den Zentner bekommen, als der Talg kostet, wenn keine Margarine daraus gemacht wird. Hier wie auf anderen Gebieten liegt wirkliche Verbesserung der Lage der Landwirthe in Verbesserung ihrer zurückgebliebenen Betriebsweise, aber nicht in Inanspruchnahme von Staatsschutz auf Kosten ihrer Mitbürger.

Der Weltmarkt und die Agrarkrisis.

Von Parvus.

(Fortsetzung.)

6. Industrie und Landwirthschaft.

b. Der Einfluß der industriellen Entwicklung auf die Grundrente, den Pachtzins und den Bodenpreis.

Der Zusammenhang zwischen Grundrente, Pachtzins und Bodenpreis ist von Karl Marx im dritten Band des „Kapital" erschöpfend und außerordentlich klar dargelegt worden. Wir begnügen uns damit, in aller Kürze das Nothwendigste in dem durch unser Thema gegebenen Zusammenhang zu rekapituliren.

Der Getreidepreis braucht nicht zu steigen, damit sich Grundrente herausbilde. Die Grundrente kann sich herausbilden auch bei stationärem und selbst sinkendem Getreidepreise.

Wenn die Erweiterung der Getreideproduktion eines Landes in der Weise vor sich geht, daß immer besserer Boden in Bebauung genommen wird, so wird Folgendes eintreten:

Wenn der schlechteste von früher auch weiter in Bebauung bleibt, so wird der Getreidepreis konstant bleiben. Zwischen dem neuen besseren Boden und den früheren schlechteren Arten wird aber Grundrente entstehen, weil die Produktionskosten auf dem neuen Boden geringere sein werden.

Wenn besserer Boden in solchen Mengen in Bebauung genommen wird, daß der *schlechteste* Boden ausscheidet, so wird der Getreidepreis *fallen*. Aber Grundrente wird doch entstehen, weil der neu in Bebauung genommene Boden immerhin besserer Qualität ist, als die älteren Bodenarten.

In Wirklichkeit wird je nach den Umständen Boden verschiedener Art in Bebauung genommen: zum Theil vielleicht Bodenarten, die schlechter sind als die früheren, zum anderen Bodenarten bester Qualität oder einer solchen, die irgend in der Mitte liegt. Je nach der Kombination wird auch die Wirkung sein. Der Getreidepreis wird unter den verschiedenen Einwirkungen bald steigen, bald fallen. Aber *jedesmal, wenn neue Bodenarten in Bebauung genommen werden, entsteht Grundrente: sei es, daß die alten Bodenarten gegenüber den neuen eine Grundrente abwerfen, oder die neuen gegenüber den alten.*

Statt die Anbaufläche zu erweitern, kann auch die Kultur auf derselben Bodenfläche intensifizirt werden, um größere Erträge zu erzielen. Auch hier ist ein steigender Getreidepreis keineswegs nothwendige Voraussetzung. Der Getreidepreis wird nur steigen, wenn, um den Bedarf zu decken, an irgend einem Theile des Landes mehr Produktionskosten werden aufgewendet werden müssen, um die Mengeneinheit (Zentner, Hektoliter, Scheffel 2c.) Getreide zu produziren. Sonst wird der Getreidepreis gleich bleiben oder fallen. Die Grundrente wird aber immerhin entstehen, wenn ein Unterschied zwischen den Produktionskosten auf verschiedenen Bodenarten sich herausbilden wird.

Wir haben gesehen, daß mit der Erweiterung der Marktnachfrage nach Getreide in Folge der industriellen Entwicklung die Nothwendigkeit sich herausstellt:

entweder auf einer verringerten Bodenfläche das frühere Getreidequantum zu erlangen,

oder die frühere Bodenfläche mit einer geringeren Arbeiterzahl zu bearbeiten,

oder, wenn Ersatz für die abgehenden agrikolen Arbeiter geschaffen wird, auf der gleichen Bodenfläche mehr Getreide zu gewinnen, bezw. die Anbaufläche auszudehnen.

Dies kann, aber muß nicht von einer Steigerung der Getreidepreise begleitet sein. Aber in allen diesen Fällen *wird neue Grundrente* sich bilden. Unbestimmt bleibt jedoch noch immer, wie das Verhältniß der verschiedenen Grundrenten der verschiedenen Bodenqualitäten zu einander sich gestalten und wie groß die *Grundrentensumme* des ganzen Landes (*Marx* nennt es: das *Rental*) sein wird.

Eine andere Frage ist es, wie sich die Grundrente *eines bestimmten Grundstücks von bestimmter Qualität* unter diesen Einflüssen gestalten wird. Wenn die Bodenqualität dieses Grundstücks in allen Theilen gleich ist, so wird die Grundrente, wenn man sie im Verhältniß zur *Mengeneinheit des Produkts*, zum Beispiel pro Zentner Getreide berechnet — oder auch, wenn die Berechnung nach der *Bodenfläche* (Hektar) angestellt wird, jedoch im *Verhältniß zu dem angewandten Kapital* (das nennt *Marx*: die *Rentrate*) —, so wird die Grundrente, vorausgesetzt, daß die Vermehrung des Getreideertrags dieses Grundstücks nicht relativ weniger Produktionskosten und Kapital erfordert, allerdings nur dann steigen, wenn der Getreidepreis steigt. Dieses Resultat erhält man aber *nur* bei der angegebenen Berechnungsweise. Rechnet man jedoch die Grundrente einfach pro Hektar ohne Zusammenhang mit dem angewandten Kapital — was gewöhnlich geschieht und auch rationell ist —, so hängt auch

hier die Steigerung der Grundrente nicht nur vom Getreidepreis ab, sonder
auch vom Ertrag, von der produzirten Getreidemenge. Dieses Momen
ist sehr wichtig und muß deshalb näher erörtert werden.

Nehmen wir ein Grundstück von 100 Hektar angebautes Land an. De
Getreideertrag sei 600 Kilogramm vom Hektar. Zusammen also 600 Meter
zentner. Die Produktionskosten betragen 6000 Mark. Das angewandte Kapita
sei = 60000 Mark. Bei einer Profitrate von 5 Prozent muß der Boden einen
Profit von 3000 Mark abwerfen. 6000 Mark Produktionskosten + 3000 Mar
Profit macht zusammen 9000 Mark. Wenn der Getreidepreis 20 Mark pr
Zentner ausmacht, so wird der Gesammtwerth des Getreides von diesem Grund
stück 12000 Mark sein, und 3000 Mark als Grundrente verbleiben. Da
macht pro Hektar eine Grundrente von 30 Mark. Pro Meterzentne
berechnet beträgt die Grundrente 5 Mark. Und das Verhältniß der Grundrent
zum angewandten Kapital, die Rentrate, ist 3000 zu 60000, oder pro Hekta
wie 30 zu 600, also 5 Prozent.

Nehmen wir nun an, es gelingt, durch eine Verdoppelung der Produktions
kosten bei entsprechender Vermehrung des Kapitals den Bodenertrag dieses Grund
stücks zu verdoppeln. Wir haben also: Produktionskosten 12000 Mark, Kapita
120000 Mark, Profit bei 5 Prozent 6000 Mark, Ertrag 1200 Meterzentner
Dann ist der Produktionspreis (Produktionskosten nebst Profit) des Getreides pr
Meterzentner = (12000 + 6000) : 1200 = 180 : 12 = 15 Mark. Be
konstantem Getreidepreis von 20 Mark pro Zentner verbleibt als Grundrent
5 Mark pro Zentner, genau so viel wie früher. Aber die gesammte Grundrent
des Grundstücks wird jetzt betragen 5 Mark multiplizirt mit 1200 = 6000 Mark
Das macht pro Hektar 60 Mark, statt 30, d. h. die Grundrente, berechne
pro Bodenfläche, hat sich verdoppelt, trotz stabilem Getreidepreis. Dagegen i
die Rentrate diesmal 6000 : 120000, wiederum 5 Prozent — sie blieb un
verändert.

Je nachdem mehr oder weniger Produktionskosten und Kapital angewend
werden müssen, um den Ertrag zu vermehren, und nach dem Verhältniß de
Produktionskosten zum Kapital werden zahlreiche Variationen eintreten. Die
Variationen ändern das allgemeine Gesetz nicht, das sich so zusammenfassen läßt
jede Steigerung des Getreideertrags steigert die Grundrente, berechne
pro Bodenfläche,[1] ausgenommen den einzigen Fall, wenn die Steigerung de
Ertrags mit einer solchen Steigerung der Produktionskosten verbunden ist, da
dieser Mehraufwand nebst der auf ihn zu berechnenden Durchschnittsprofitrate de

---

[1] Rodbertus wußte das. „Mit der Vermehrung der Grundrente wächst nicht i
demselben Verhältniß die Morgenzahl, auf die sie repartirt wird. . . . Es wird also au
durch die Vermehrung der Grundrente der bisherige Verhältnißsatz zwischen ihr und d
Morgenzahl, auf die sie zu repartiren ist, allerdings alterirt, indem auf die letztere jetzt ei
größerer Rentenbetrag wie bisher entfällt“ (Dritter Sozialer Brief, S. 126).

Rodbertus entwickelt dann weiter auf S. 132 sehr richtig, daß aus dem gleich
Grunde jede Entwerthung des Geldes eine nominelle Steigerung der Grundrente nach si
ziehen muß. Das erstreben die Agrarier mittels der Silberwährung. Es scheint alle
dings ein Unsinn zu sein, denn es kommt doch nicht auf die Ziffer an, die auf der Mün
steht, sondern auf ihren Werth im Waarenaustausch. Mag die Grundrente von 100 Ma
Gold auf 120 Mark Silber „steigen“, was nützt das, wenn man nachher für 120 Ma
nur genau so viel kaufen kann, wie früher für 100 Mark? Und doch stecken hinter diese
monetären Phantom sehr reale Interessen. Wir werden im folgenden Kapitel d
Spekulation aufdecken.

gesammten Preisunterschied der neugewonnenen Getreidequantität, der sich herausgebildet hätte, absorbirt.[1]

---

[1] Die einzelnen Fälle sind von Marx und zum Theil von Engels unter „Differentialrente II" untersucht worden.

In Bezug auf das von Engels gemachte Einschiebsel ist dabei Folgendes zu bemerken: Wenn Friedrich Engels in seiner allgemeinen Zusammenfassung die Folgerung zieht, daß nur in den Fällen, wo „Boden A (der schlechteste Boden) außer Konkurrenz gesetzt und Boden B (der nächstfolgende) regulirend und damit rentenlos wird", eine zweite Kapitalanlage (resp. eine Erweiterung der Getreideproduktion) die Gesammtrente nicht vermehrt, so ergiebt sich das zwar aus den von ihm angenommenen Zahlenverhältnissen, ist aber keineswegs ein nothwendiges Ergebniß der allgemeinen Zusammenhänge. Man kann andere Zahlen nehmen, die das entgegengesetzte Resultat liefern, ohne die gegebenen Voraussetzungen der einzelnen Fälle auch nur im Geringsten zu beeinträchtigen.

Es ist deshalb auch durchaus falsch, wenn er nachher diese Schlußfolgerung zu dem allgemeinen Satz verdichtet: „Je mehr Kapital also auf den Boden verwandt wird, je höher die Entwicklung des Ackerbaues und der Zivilisation überhaupt in einem Lande steht, desto höher steigen die Renten pro Acre sowohl wie die Gesammtsumme der Renten, desto riesiger wird der Tribut, den die Gesellschaft den Großgrundbesitzern in der Gestalt von Surplus-Profiten zahlt — solange die einmal in Bebauung genommenen Bodenarten alle konkurrenzfähig bleiben."

Abgesehen schon von einer Ungenauigkeit der Ausdrücke, die an dieser Stelle sehr befremdet, so ist dies insofern falsch, als es, wie bereits erwähnt, Fälle giebt, in denen, obwohl die Bodenarten „konkurrenzfähig" bleiben, die Renten und ihre Gesammtsumme (schon diese Zusammenwerfung der Grundrente mit dem Rental geht durchaus nicht an) bei neuer Kapitalanlage nicht steigen. Das hier im Einzelnen vorzurechnen, würde zu weit führen. Aber es läßt sich mit wenigen Worten der theoretische Zusammenhang klarlegen.

Es ist ja allgemeine Voraussetzung, daß eine neue Kapitalanlage auf einem bestimmten Boden gemacht werden kann auch dann, wenn dabei kein Extraprofit entsteht. Schon die gewöhnliche Verzinsung des Kapitals, entsprechend der allgemeinen Durchschnittsprofitrate, genügt dazu. Man nehme nun soviel Bodenarten, als man will, von einer beliebigen Abstufung der Grundrenten. Man lasse nun auf jeder dieser Bodenarten nur solche Erweiterung der Getreideproduktion stattfinden, die gerade die Durchschnittsprofitrate auf das neue angelegte Kapital abwirft, aber keinen Surplusprofit bildet, so wird selbstverständlich keine dieser neuen Kapitalanlagen Rente abwerfen, und das Gesammtresultat der neuen Rentenbildung ist gleich Null. Also keine Steigerung der Renten und ihrer Gesammtsumme. Ist aber deshalb in der „Konkurrenzfähigkeit der in Bebauung genommenen Bodenarten" irgend welche Aenderung eingetreten? Durchaus keine! Die Grundrenten, welche diese Bodenarten in Bezug aufeinander früher abgeworfen haben, die bleiben auch jetzt. Sie werden durch den Umstand, daß die neuen Kapitalanlagen keine Rente abwerfen, nicht affizirt. Denn, wie Engels a. a. St. richtig sagt, „nicht die absoluten Erträge, sondern nur die Ertragsdifferenzen sind für die Rente bestimmend". Früher hat Boden A, der schlechteste, sage: 10 Bushel geliefert, Boden B aber 12. Die Rente vom Boden B war 2 Bushel. Jetzt, bei Vermehrung der Kapitalanlage, giebt Boden A 20 Bushel, Boden B daher 22. Die neuen 10 Bushel auf Boden B geben keine Rente, aber zusammen bleibt immer noch der frühere Unterschied von 22 — 20 = 2 Bushel Rente bestehen. Nach wie vor ist es Boden A, der den allgemeinen Produktionspreis bestimmt, und alle Bodenarten sind „konkurrenzfähig" geblieben. (Der Ausdruck „konkurrenzfähig" wird auch von Engels in einer sehr eigenartigen Weise, der wir uns der Einfachheit wegen angeschlossen haben, gebraucht.)

Man kann sogar noch weiter gehen und beweisen, daß unter Umständen eine Verminderung der Grundrenten durch Erweiterung der Produktion stattfinden wird, trotzdem „die einmal in Bebauung genommenen Bodenarten alle konkurrenzfähig bleiben". Es genügt jedoch, darauf zu verweisen, daß die Schlußfolgerungen, die Marx selbst aus der Differentialrente II zieht, der soeben kritisirten Aufstellung von Engels schnurstracks zuwiderlaufen. (Siehe S. 262—270 des zweiten Buchs.)

Nimmt man die Gesammtsumme der verschiedenen Grundrenten eines ganzen Landes (das Rental), so hängt die Entwicklung dieser Gesammtsumme, der Gesammtgrundrente des Landes, nicht blos von den Gesetzen der Bildung und der Steigerung der Grundrente ab, sondern auch davon, wie die bebaute Fläche dieses Landes quantitativ aus verschiedenen Bodenarten zusammengesetzt ist. Wenn diese Anbaufläche etwa zu einem Zehntel aus Boden schlechtester Art besteht, der keine Grundrente abwirft (wir sehen von der absoluten Rente und von der Rente auf schlechtestem Boden gänzlich ab, um die Darlegung zu vereinfachen), und zu neun Zehntel aus rentablem Boden, so wird die Summe der Grundrenten offenbar eine andere sein, als wenn das Verhältniß ein umgekehrtes wäre, und nur ein Zehntel des Bodens Grundrente abwürfe. Mag die Grundrente pro Hektar dieselbe bleiben, so bringen doch 9 Hektar neunmal so viel ein, als 1 Hektar. Dieser Unterschied wird sich selbstverständlich in gleicher Weise auch bei der Bewegung der Grundrente geltend machen.

Wenn also ein Grundbesitzer über einen Güterkomplex verschiedener Bodenarten verfügt — was fast durchweg der Fall ist — so wird die Gesammtrente, die er von seinem Grundbesitz bezieht, mag sie auch durchschnittlich pro Hektar berechnet werden — aber im allgemeinen Durchschnitt — nicht blos von der Höhe der Grundrente auf den verschiedenen Bodenarten abhängen, sondern noch von der quantitativen Zusammensetzung seines Grundbesitzes aus den einzelnen Bodenarten. Für den einzelnen Grundbesitzer ist es deshalb stets vortheilhaft, innerhalb seines Grundbesitzes die Anbaufläche auf besseren Boden zu erweitern, weil dieser ihm eine größere Rente abwirft und dadurch das Rental des Grundstücks wächst. Für die Grundbesitzerklasse als Ganzes aber wird meistens das Gegentheil, d. h. das Fortschreiten zum Anbau schlechteren Bodens, vortheilhafter sein, weil dann der Getreidepreis steigt und dadurch ein Aufrücken sämmtlicher Grundrenten bedingt wird. So wirkt das Interesse der einzelnen Grundbesitzer ihrem eigenen Interesse als Klasse entgegen.

Andererseits ist für die Lage der Grundeigenthümer eines Landes nicht nur die Höhe der Grundrente maßgebend, sondern auch die quantitative Differenzirung des Bodens in Bezug auf seine Fruchtbarkeit. Darum steigen ihre Einkünfte am meisten dann, wenn zwar immer schlechterer Boden in Bebauung genommen wird, aber zu gleicher Zeit der schlechteste Boden relativ am wenigsten an der Erweiterung der Produktion theilnimmt.

Nicht also die Höhe der Getreidepreise und nicht die Höhe der Grundrenten, sondern die Größe des Rentals, das, sei es als Gesammtgrundrente des Landes oder als Pachtzins für einen bestimmten Güterkomplex all diese Wirkungen in sich vereinigt, die Größe dieses Rentals ist es, die den Mittelpunkt der Grundbesitzerinteressen bildet. Dieses Rental steigt:

durch Steigerung der Getreidepreise;

durch Steigerung der Grundrente;

durch Fortschreiten zu einer günstigeren Zusammensetzung der Anbaufläche aus Boden verschiedener Qualität.

Es braucht nicht erst nachgewiesen zu werden, daß auf alle diese Faktoren die industrielle Entwicklung durch die Steigerung der Marktnachfrage nach Getreide eine fördernde Wirkung hat. Auch wenn unter ihrem Einfluß die Getreidepreise, weil Anderes entgegenwirkt, nicht steigen, so giebt es doch noch mehrere Ursachen, welche die Grundrente steigern, und wieder mehrere, welche das Rental vergrößern. Ja, gerade jene Ursachen, die die Grundrente und das Rental steigern, sind es mitunter, die das Steigern der Getreidepreise verhindern. Wenn aber

alle Momente in gleicher Richtung zusammenwirken, dann steigt das Rental erst recht. Und mit ihm steigt der Pachtzins, wenn man ihn im Durchschnitt des Landes berechnet, oder im Durchschnitt eines Landesgebiets, oder im Durchschnitt eines Güterkomplexes.

Nur wenn man diese Zusammenhänge ins Auge faßt, wird die enorme Steigerung des Pachtzinses und mit ihm des Bodenwerths begreiflich, die bis in die siebziger Jahre dieses Jahrhunderts stattgefunden hat, eine Steigerung, die die Steigerung der Getreidepreise weit hinter sich läßt, ihr auch stellenweise direkt widerspricht.

Conrad bringt in seinem „Handwörterbuch der Staatswissenschaften“ eine interessante Tabelle der Steigerung des Pachtzinses auf den preußischen Domänenvorwerken seit 1849. Wir stellen daneben eine Uebersicht der Bewegung der Roggenpreise für denselben Zeitraum nach fünfjährigen Perioden (1846—50, 1866—70, 1876—80, 1886—90) und über das Wachsthum der Bevölkerung des jetzigen Reichsgebiets (1850:1870:1880:1890). Wir gelangen dann zur folgenden allgemeinen Uebersicht:

Regierungsbezirk	Steigerung der Pacht pro Hektar[1] 1849 = 100			
	1849	1869	1879	1890/91
Königsberg i. Pr.	100	208,8	274,0	285,6
Gumbinnen	100	205,5	231,4	257,1
Danzig	100	235,2	277,8	252,1
Marienwerder	100	240,0	344,4	374,0
Posen	100	215,9	255,6	260,0
Bromberg	100	236,5	262,6	251,7
Stettin	100	192,2	216,3	225,2
Cöslin	100	204,5	281,2	235,2
Stralsund	100	267,8	281,7	266,4
Breslau	100	177,9	248,4	323,7
Liegnitz	100	174,1	304,7	310,5
Oppeln	100	173,8	271,6	354,4
Potsdam	100	234,5	296,6	298,1
Frankfurt a. O.	100	192,5	250,1	260,7
Magdeburg	100	175,7	289,0	338,5
Merseburg	100	128,0	189,4	238,1
Erfurt	100	135,4	179,2	163,0
Ueberhaupt	100	224,3	256,3	280,2
Steigerung des Roggenpreises	100	131,0	128,0	109,0
Absolute Zahlen des Roggenpreises[2] (Mark pro Tonne)	130	170,0	166,4	142,0
Wachsthum d. Bevölkerung d. Reichsgebiets	100	115,0	125,0	140,0

Man sieht, die ungeheure Steigerung des Pachtzinses steht in gar keinem Verhältniß zu der Bewegung der Roggenpreise und zum Wachsthum der Bevölke-

[1] Das heißt das Rental, getheilt in die „nutzbare Fläche“.

[2] Für 1876—80 und 1886—90 nach dem Handwörterbuch unter Getreidepreise. Für 1846—50 und 1866—70 von mir nach der amtlichen Statistik berechnet. (1 Scheffel Roggen = 40 Kilogramm.)

rung. Wie hier, so müssen ähnlich die Verhältnisse beim gesammten kapita listischen Grundbesitz Preußens sich entwickelt haben. Das bedeutet eine kolossal Bereicherung der Grundbesitzerklasse, einerlei ob sie ihr Land verpachtet ode selbst bewirthschaftet, und eine enorme Steigerung des Bodenwerths. Wer ha aber dieses Resultat zu Stande gebracht? In erster Linie die Entwicklun der Industrie.

Wir müssen noch einige besondere Gründe erwähnen, die unter Umstände eine Steigerung des Pachtzinses hervorrufen, die für die weitere Darlegun von Bedeutung sind.

Der Pachtzins kann steigen, weil der Pächter sich mit einem geringere Profit begnügt. Wenn es sich um einen Kleinpächter, z. B. einen Bauern handelt, so ist das klar. Der Mann hat keine andere Existenzmöglichkeit, un so muß er sich eine Pachtsteigerung bis zum Aeußersten gefallen lassen, wenn e das Land nicht anders billiger haben kann. Aber auch der kapitalistische Groß pächter hat seine Gründe, sich eine Verringerung seines Profits gefallen zu lassen Wenn ihm die Pachtung entzogen wird, so bleibt er ohne Anlage für sein Kapital Er muß nun sehen, wie er es anderswo unterbringt, und das ist mit Schwierig keiten und Verlusten verbunden. Wenn der Grundbesitzer selbst wirthschaftet, s fällt für ihn selbstverständlich dieses besondere Mittel der Bereicherung weg.

Der Pachtzins kann weiter steigen, weil die Löhne der Landarbeite gekürzt werden. Es verhält sich damit, wie mit jeder kapitalistischen Unter nehmung, nur daß hier der Grundbesitzer dem Pächter den Extraprofit abzwickt Wenn er selbst sein eigener Pächter ist, so hat er ihn so wie so. Und doc macht es einen Unterschied, ob ein Fabrikant die Löhne kürzt oder ein Grund besitzer. Es wird sich zeigen, warum.

Der Bodenpreis steigt bekanntlich noch aus dem Grunde, weil de Kapitalzins fällt. Dieses Sinken des Kapitalzinses ist Gesetz der kapitalisti schen Produktionsentwicklung.

Diese Untersuchung hat unter Anderem gezeigt, daß die Entwicklung de Landwirthschaft ein Komplex verschiedener Faktoren ist. Es ist deshalb falsch allein nach dem Stande der Getreidepreise über den Stand der Landwirthschaf zu urtheilen. Und eine Agrarpolitik, die nur darauf hinausgeht, die Preis zu steigern, kann zum Ruin der Landwirthschaft führen.

Aber wie ist der Zustand der europäischen Landwirthschaft in diesen Moment? Giebt es eine Agrarkrisis oder ist sie blos ein Trugbild? Gewiß es giebt eine Agrarkrisis, und sie verschärft sich noch und vertieft sich. Und si ist nicht blos charakterisirt durch ein Sinken des Pachtzinses, des Bodenpreise und eine Verringerung der Anbaufläche, sondern auch durch eine scheinbare Um kehrung der Gesetze der kapitalistischen Konkurrenz, so daß unter Umstände sogar ein relatives Zurückdrängen des kapitalistischen Großbetriebs durch de bäuerlichen Parzellenbetrieb stattfinden kann. Und sie datirt nicht erst seit gestern Und sie ist nicht die verspätete bittere Frucht der Entdeckung Amerikas, sonder das unvermeidliche Ergebniß der kapitalistischen Produktionsentwicklung.

Zu beweisen ist: wie die industrielle Entwicklung, indem sie die Grund besitzer bereichert, zu ihrem Ruin führt.

Das ist die nächste Aufgabe, die wir zu lösen haben. (Fortsetzung folgt.)

Zur Stellenvermittlung für weibliche Dienstboten.

Mit besonderer Beziehung auf Frankfurt untersucht von G. St.

1. Der heutige Zustand.

Während des ganzen Jahres, hauptsächlich aber zu den in ländlichen Distrikten ıd kleinen Städten üblichen Zielen (Johanni, Martini und so fort) findet ein starker ıdrang weiblicher Dienstboten zu den größeren Städten statt. In Frankfurt ist r Zuzug am stärksten im Frühjahr; zu dieser Zeit wiederholt sich der häufigste ıd lebhafteste Stellenwechsel. Die Sommermonate sind ungünstig für die Stellen- chenden, zu Ende Juni und während des ganzen Juli und August ist die Nach- age nach Dienstboten eine äußerst geringe und bleibt hinter dem Angebot zurück. erbst und Frühjahr dagegen ist das Verhältniß meist ein umgekehrtes: gute Dienst- iten sind dann stark gesucht und finden meist rasch eine Stelle.

Bayern, Baden, Württemberg und die beiden Hessen stellen für Frankfurt das auptkontingent weiblicher Dienstboten. Soweit nun die von dort zuziehenden Mädchen cht sofort auf Empfehlung ortsanwesender Landsleute unterkommen, sind sie zur rlangung einer Stelle auf Vermittlung angewiesen. Diese kann sich auf dreifache rt vollziehen:

1. Vermittlung durch gemeinnützige Anstalten,
2. Vermittlung durch Annonciren in Lokalblättern,
3. Private Stellenvermittlung durch Bureaus.

Die gemeinnützigen Anstalten (Verein zum Wohl der dienenden Klasse, Martha- ıus, Heimathhaus 2c.) bieten den dort aufnahmesuchenden Mädchen ein gutes, sau- res Logis, einfache und ausreichende Kost zum Tagespreis von 80 Pfennig bis Mark und 1,50 Mark. Dazu kommt im Heimathhaus eine Einschreibegebühr von) Pfennig, im Verein zum Wohl der dienenden Klasse eine solche von 20 Pfennig. ach erfolgter Vermittlung erheben Heimathhaus und Marthahaus von den Herr- haften eine Gebühr von 2 bis 3 Mark, der Verein zum Wohl der dienenden Klasse ne solche bis zu 4 Mark, die Dienstboten müssen im Heimathhaus 1 Mark, im erein zum Wohl der dienenden Klasse bis zu 3 Mark Gebühr zahlen, das Martha- ıus erhebt von den Dienstboten keine Vermittlungsgebühr.

Die gemeinnützigen Anstalten haben im Jahr 1893 etwa 2500 Vermittlungen ı verzeichnen gehabt.[1] Ihnen stehen 200 Betten zur Verfügung. Das ist wenig ıd zeigt ohne Weiteres, wie völlig ungenügend diese Art der Stellenvermittlung :. Auch ist zu bemerken, daß man keineswegs ausreichend dafür besorgt ist, das chte Mädchen auch in die richtige Stelle zu bringen; man geht hierin ziemlich ɔerflächlich vor, so daß sich der Nutzen der fraglichen Veranstaltungen wesentlich arauf beschränkt, den landfremden Mädchen, und auch das nur, soweit Platz da t, eine gute und billige Unterkunft zu sichern.

Neben diesen Anstalten und gewissermaßen als ein Mittelding zwischen ge- einnütziger und privater Stellenvermittlung hat sich vor etwa anderthalb Jahren ne Gesellschaft „Frauenerwerb“ aufgethan, die, wenn man den betreffenden An- aben glauben darf, in idealer Weise für die dienende Klasse zu wirken beabsichtigt, abei aber den Unternehmern einen höchst realen Nutzen abwirft, also den Beweis bringt, daß sich der Profit sogar mit der Humanität vereinigen läßt. Es wird ort keine Einschreibegebühr bezahlt, auch stehen mehrere Aufenthaltsräume zur Ver- igung, deren einer in ein Lesezimmer für besseres Personal verwandelt ist. Nach ollzogener Vermittlung wird von beiden Seiten je 1 Mark bezahlt. Auch für Unter- ınft und Kost wird in der Weise gesorgt, daß die Leitung Private an der Hand

[1] Wir stützen uns in den folgenden Ausführungen zum Theil auf das von Herrn)r. Quarck im Auftrag des Gewerkschaftskartells zusammengestellte und uns bereitwilligst berlassene Zahlenmaterial („Südd. Volksstimme“, 27. Januar 1894), zum Theil auf Eigen- ntersuchungen.

hat, die für ein billiges Entgelt die Mädchen aufnehmen. Nach einer im Septemb 1894 vom „Frauenerwerb“ erlassenen Annonce soll die Zahl der im August 189 vermittelten Stellen sich auf über 700 belaufen haben.

Ein weiterer, ziemlich beträchtlicher Theil der Stellenvermittlung erledigt si durch die Zeitung. Vom 16. bis 21. Januar, also zu einer Zeit relativ geringe Stellenwechsels wurden in den Lokalblättern erlassen: 689 Annoncen von Her schaften, 310 von Dienstboten, 122 von Bureaus, zusammen also 1121 Annonce für die nach der ortsüblichen Berechnung ca. 632 Mark zu zahlen waren, was eine jährlichen Ausgabe von mindestens 32 892,60 Mark gleichkommen würde.[1] Vo 34 mir bekannt gewordenen Fällen wurden 17 durch private Bureaus, 9 — als stark ein Viertel — durch die Zeitung vermittelt. Das hätte vielleicht insofern sei Gutes, als die Mädchen sich an Ort und Stelle von der Art des anzutretende Dienstes überzeugen können; nur ist hier zu bemerken, daß durch die großen Ent fernungen diese Art der Stellensuche zu einer sehr mühsamen gemacht wird und es wie man mir verschiedentlich bestätigt hat, häufig vorkommt, daß das Mädchen vom vielen Suchen ermüdet und voll Sorge, überhaupt nichts Passendes zu be kommen, schließlich die erstbeste Stelle annimmt.

Die weitaus größte Stellenzahl, nach meiner Berechnung ungefähr 50 Prozent (meine Berechnungen sind für 1894 maßgebend und sehen von der Gesellschaft „Frauen erwerb“ ab, die, wenn man sie zu den gemeinnützigen Anstalten rechnen will, da Verhältniß je länger je mehr zu Ungunsten der privaten Vermittlung verschiebe dürfte), wird durch private Bureaus vermittelt, also durch eine Einrichtung, di nach dem übereinstimmenden Urtheil aller Interessenten sich als eine Veran staltung zur Ausbeutung und Demoralisirung der dienenden Klasse erweist.

In den meisten dieser privaten Bureaus wird eine Einschreibegebühr bezahl Der Betrag schwankt zwischen 25 Pfennig und 1 Mark und ist von Herrschafte und Dienstboten zu entrichten. Er wird, wie ich aus eigener Erfahrung bestätige kann, häufig von Herrschaften eingezogen, ohne daß diesen nachher Mädchen zu geschickt werden, wie andererseits auch Dienstmädchen bezeugen, daß sie die Ein schreibegebühr entrichten mußten, ohne Stelle zu finden. Giebt die Vermittleri auch Kost und Logis, dann werden die Mädchen oft wochenlang hingehalten, s lange die Vermittlerin noch Geld bei ihnen spürt. In einem Falle hatte sich ei Mädchen 14 Tage bei einer Vermittlerin (Kaspar) aufgehalten und dort 20 Mar ausgegeben, ohne schließlich von da aus eine Stelle zu finden. Ein ander Ma wurden verschiedene Mädchen bei einer kleinen Vermittlerin von einem Tag zun anderen vertröstet, und als dann Nachfrage kam, wurden nicht etwa die schon vor handenen Mädchen zuerst plazirt, sondern die Nachfrage wurde dazu benutzt, mittel Inserats neue Opfer heranzulocken. Nicht minder wird über schlechte und unzu reichende Kost, bei der die Mädchen noch zukaufen müssen, geklagt, unreinliche Bette und die Nöthigung, mit einer zweiten Person das Bett zu theilen, sind nicht selten Dabei schwankt der Preis für Kost und Logis zwischen 1 Mark und 1,50 Mark nur für Nachtlager, je nachdem Bett allein oder nicht, 30 bis 50 Pfennig. Seh häufig hört man die Klage, daß die Vermietherinnen die Mädchen hinhalten, bi der letzte Pfennig ausgegeben und gar der Koffer verpfändet ist. Im Somme vorigen Jahres wußte ein Frankfurter Lokalblatt von einem Fall zu berichten, i dem das Mädchen, nachdem es **54** Mark bei der Vermittlerin gelassen hatte, au die Straße gesetzt wurde. Es gehört nicht viel Phantasie dazu, sich die Folgen eine solchen Behandlungsweise auszumalen. Gut wird ein solches Mädchen gar nicht bleibe können, ganz abgesehen davon, daß schon das längere Verweilen junger Mädche in der schwülen Atmosphäre der Logirhäuser, das Zusammenhocken mit den Stamm gästen der Vermittlerin, die ganz gewiß nicht zu dem besten Menschenmaterial ge

[1] „Südd. Volksstimme“, 24. Januar 1894.

[2] Es ist zu bedauern, daß genaue statistische Angaben über Anzahl und Vertheilun der jährlich vermittelten Stellen nicht zu erlangen sind, mindestens nicht auf privatem Wege

hören, die Mädchen auf das Ungünstigste beeinflussen muß. Noch vor 10 bis 15 Jahren betrieben, wie man mir von gut unterrichteter Seite mittheilte, manche Vermietherinnen nebenbei ein schwunghaftes Kuppeleigeschäft. Und auch heute noch kommt es, trotz aller Polizeikontrolle, nicht selten vor, daß Dienstmädchen, die Wand an Wand mit Kellnerinnen schlafen, diese allnächtlich zur Straßenwanderung oder sonstigen Ausflügen ausrücken sehen. Daß der Ton da nicht der beste ist, versteht sich von selbst. —

Wir wollen demgegenüber gern anerkennen, daß einzelne Bureaus sich des besten Rufes erfreuen und streng darauf halten, nur zwischen ordentlichen Dienstboten und ebensolchen Herrschaften zu vermitteln. Im Allgemeinen aber ist die Institution der privaten Stellenvermittlung die unzulänglichste und verderblichste, die man sich irgend denken kann: 1. Sie läßt sich hohe Gebühren von Herrschaften und Dienstboten bezahlen, vermittelt dabei die Stellen ohne Wahl oder gar mit der geheimen Hoffnung, daß es nicht lange gut thun und das Mädchen bald wieder genöthigt sein werde, die Dienste der Vermittlerin in Anspruch zu nehmen. 2. Sie beutet die Stellesuchenden in der schamlosesten Weise aus. 3. Sie erweist sich häufig als eine schwere sittliche Gefahr für die Mädchen.

2. Reformvorschläge.

Die Gemeinden wären meines Erachtens einstweilen die berufenen Stellen zur Schaffung geeigneter Einrichtungen für Stellenvermittlung und Unterkunft Stellenloser. Die Betriebskosten würden nicht sehr hoch sein und selbst bei liberalster Handhabung schwerlich die Höhe der heutigen Vermittlungssteuer erreichen. Sehen wir zu. Das Bureau „Frauenerwerb" ist in privater Regie. Es vereinigt in sich nur einen kleinen Theil von Angebot und Nachfrage, arbeitet billiger als jede andere Anstalt und wirft den Unternehmern dennoch einen mäßigen Gewinn ab. Um wie viel billiger würde sich noch der Großbetrieb einer fast konkurrenzlosen Gemeindeunternehmung gestalten! In einem Monat (August 1894) wurden von dem in Frage stehenden Bureau 700 Stellen vermittelt, das ergiebt, da in jedem Vermittlungsfall eine Mark von jeder Seite gezahlt werden muß, 1400 Mark im Monat, fürs Jahr also, da der August als Durchschnittsmonat genommen werden kann, 16 800 Mark. Für Annoncen wurden vom 16. bis 21. Januar 1894, also in der stillen Zeit, 932 Mark ausgegeben.[1] Das wäre eine jährliche Mindestausgabe von 32 864 Mark. Dann wurden von den gemeinnützigen Anstalten in einem Jahre ca. 2500 Stellen vermittelt, bei denen theils von beiden Seiten gesteuert werden muß, theils nur von Seiten der Herrschaft. Da der Mindestbetrag der einseitigen Gebühr 2 Mark beträgt, je nachdem aber bis zu 4 und 5 Mark steigt, was also, mit alleiniger Ausnahme des Marthahauses, bei jeder Vermittlung mindestens 4 Mark ergiebt, so geht man wohl nicht fehl, wenn man den dabei herauskommenden Betrag auf etwa 10—12 000 Mark schätzt. Da nun die private Stellenvermittlung etwa 50 Prozent der Vermittlungen besorgt, ergäbe sich als Hälfte der jährlichen Vermittlungskosten die Summe von:

„Frauenerwerb"	16 800	Mark
Annoncen	32 864	„
Gemeinnützige Anstalten	11 000	„
	60 664	Mark.

Dabei ist zu bemerken, daß die private Vermittlung meist wesentlich theurer ist (höhere Gebühren, Einschreiben ꝛc.). Auch vergesse man nicht, daß die Zahl der Interessenten ständig wächst und daß z. B. die Gewerbezählung vom 14. Juni 1895 für Frankfurt festgestellt hat, daß bei einer Einwohnerzahl von 223 000 Köpfen auf 100 Haushaltungen 46 Dienstboten kommen. Diese verhältnißmäßig hohe Zahl von Dienstboten ist dahin zu erklären, daß viele Haushaltungen zwei Dienstboten und mehr haben und daß von den ausgefüllten 48 221 Haushaltslisten mindestens einige Hun-

[1] Siehe Quarck in der „Südd. Volksstimme", 27. Januar 1894.

derte für größere Anstalten angerechnet werden müssen, da solche meist mehrere Listen ausfüllten. Die kurze Kündigungsfrist begünstigt den raschen Stellenwechsel. Die Kosten der Stellenvermittlung beziffern sich also heute auf ungefähr 120000 Mark. Hält man nun selbst daran fest, daß die Vermittlung für die Dienstsuchenden völlig kostenlos sein soll, so ist andererseits nicht einzusehen, warum die Herrschaften nicht bereit sein sollten, einen Theil der ihnen heute auferlegten Vermittlungssteuer in Gestalt eines jährlichen Beitrags, etwa eines Abonnements auf die Zuweisung von Gesinde oder einer kleinen jedesmaligen Gebühr, zu entrichten. Für den Rest hätte die Kommune aufzukommen.

Soll eine Zentrale für Arbeitsvermittlung ihren Zweck voll erfüllen, so müßte sie freilich gleichzeitig zu einer Auskunfts- und Schiedsstelle in streitigen Fällen erweitert bezw. mit einer solchen verbunden werden, das heißt mit anderen Worten: auch die Dienstboten müßten den Gewerbegerichten unterstellt werden und müßten das Recht haben, sich zu Verbänden zusammenzuschließen, deren Aufgabe es wäre, für Rechtsbelehrung ihrer Mitglieder zu sorgen und in Lohn- oder sonstigen Streitigkeiten einen festen Rückhalt zu bieten. Es hat aber den Anschein, als ob man gerade das vermeiden möchte, und wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, daß dies der Hauptgrund für die Weigerung der Magistrate ist, die Stellenvermittlung für weibliche Dienstboten den städtischen Arbeitsämtern anzugliedern. Damit wäre nämlich der Fortbestand der Gesindeordnungen gefährdet, jener selben, heiligen Gesindeordnungen, die selbst der Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuches unangetastet läßt, solchergestalt die Hand bietend zu einer Verewigung von Zuständen, die durch die thatsächlichen Verhältnisse, mindestens in zivilisirten Gemeinwesen, längst überholt sind.

Das Gesetz spricht der Herrschaft ein gelindes Züchtigungsrecht dem Dienstboten gegenüber zu (siehe Preußische Gesindeordnung, §§ 77 und 78) und läßt das Gesinde schutzlos gegen „solche Ausdrücke und Handlungen, die zwischen anderen Personen als Zeichen der Geringschätzung anerkannt sind". Von einzelnen Ausschreitungen abgesehen (siehe Fall Gerlach) denkt heute Niemand mehr daran, von der Züchtigungsbefugniß (die in der Gesindeordnung der freien Stadt Frankfurt auch nicht vorgesehen ist) Gebrauch zu machen. Auch denkt man heute meist viel zu hoch von der persönlichen Ehre und Freiheit, als daß es sich die Herrschaften einfallen lassen dürften, die Dienstboten ungebührlich durch Wort oder That zu behandeln (? Red.). Dagegen verordnet die verhältnißmäßig milde Gesindeordnung der freien Stadt Frankfurt (5. März 1822) in § 6: „Befolgung alles dessen, was das Familienoberhaupt zur Erhaltung der häuslichen Ordnung einzuführen für gut findet" und untersagt in § 11 dem Gesinde die Annahme von Besuchen ohne Erlaubniß der Herrschaft. Paragraphen sind dehnbar; die beiden angeführten begreifen die bedingungslose Sklaverei in sich. Der Dienstbote ist so sehr aller persönlichen Rechte beraubt, daß er nicht einmal einen Besuch, und sei es selbst der der nächsten Verwandten, ohne gütige Erlaubniß der Herrschaft empfangen darf; und verordnet der Familienvorstand das Tollste „im Interesse der häuslichen Ordnung", der Dienstbote hat sich zu fügen. Einzig, daß er sich der Ableistung unliebsamer Dienste durch Verlassen des Dienstes nach Ablauf der gesetzlichen Kündigungsfrist entziehen kann. Ein zweischneidiges Mittel, das oftmals den Dienstboten aus der Scylla eines schlechten Dienstes in die Charybdis der Stellenlosigkeit stürzt.

Auch ist es eine ungebührliche Härte, daß der Dienstbote nöthigenfalls durch alle 24 Stunden des Tages zur Verfügung der Herrschaft sein muß und außerdem genöthigt ist, die Erlaubniß zu den spärlichen Sonntagsausgängen erst zu erbitten. Das Mindeste, was man hier von Gesetzeswegen festsetzen sollte, wäre eine bestimmte freie Zeit alltäglich oder nach Vereinbarung zweimal wöchentlich[1] und weitgehende sonntägliche Freiheit. Wir wollen hierbei gern zugeben, daß die Besonderheit des Dienstverhältnisses im Rahmen der Familie und die mannigfachen Vorkommnisse des Familienlebens, wie Krankheiten, die zu Zeiten die Kräfte aller Hausgenossen

[1] Siehe Menger, Archiv für soziale Gesetzgebung, Band II, S. 464.

zu unvorhergesehenen Leistungen anspannen, zuweilen die gesetzlichen Vorschriften aufheben würden; doch sollte derlei nur auf Grund gütlicher Vereinbarungen, also quasi eines gewissen familiären Verhältnisses der Kontrahenten geschehen können.

§ 51 der preußischen Gesindeordnung droht dem Gesinde schwere Geldbuße oder Gefängnißstrafe an, dafern es sich weigert, einen angenommenen Dienst anzutreten, und wie ist der § 55 zu rechtfertigen, der selbst bei vorkommender Heirathsgelegenheit das Gesinde zwingt, je nach der ortsüblichen Kündigungsfrist, auf ein Viertel- oder ein halbes Jahr, einen angenommenen Dienst anzutreten?

In ihrer ganzen Glorie aber zeigt sich die Gesindeordnung in den §§ 136 bis 140, die die Fälle bestimmen, in denen es dem Gesinde gestattet ist, ohne vorherige Aufkündigung den Dienst zu verlassen. „Bei Gefahr für Leben und Gesundheit, bei außergewöhnlich harter Behandlung oder wenn unerlaubte Zumuthungen gestellt werden." Was dachte sich der Gesetzgeber, der es bis zu einer Gefahr für Leben und Gesundheit kommen läßt, ehe er dem Gesinde das Recht einräumt, sich dem zu entziehen?

Wie milde wird dagegen die Herrschaft behandelt, der gegenüber der § 173 die Bestrafung mit einer namhaften Geldstrafe zuläßt, wenn sie sich weigert, ein dem Dienstboten ausgestelltes, der Wahrheit nicht entsprechendes Zeugniß, das ihn „am weiteren Fortkommen hindert", wahrheitsgemäß abzuändern. Also bei einer versuchten Verleumdung, die unter Umständen, da ein Abschiedszeugniß für den Dienstboten alles bedeutet, ein Mädchen völlig zu Grunde richten kann, die Zulässigkeit einer — Geldstrafe! Der Rest ist Schweigen.

Oftmals kann selbst ein auf der Schneide der Wahrheit balancirendes Zeugniß einem armen, rechtsunkundigen Geschöpf verhängnißvoll werden. Mir ist aus eigener Erfahrung der folgende Fall bekannt: Ein bei einer Offiziersfamilie bedienstetes Mädchen besucht in der Nähe wohnende Angehörige. Es versäumt den Zug und trifft erst zu einer späteren als der ihm vorgeschriebenen Stunde in Darmstadt ein. Bei seiner Herrschaft findet es, obwohl der Abend noch nicht sehr weit vorgerückt war, verschlossene Thüren. Es will keinen Lärm schlagen, verbringt demzufolge die Nacht bei einer Freundin. Als es am folgenden Morgen ins Haus der Herrschaft kommt, findet es vor der Thüre seine Habseligkeiten. Man entläßt es sofort und bemerkt ins Dienstbuch: Wegen nächtlichen Ausbleibens. Das rechtsunkundige Mädchen ist unglücklich über den ihm angethanen Schimpf, es will „das nicht in seinem Buch stehen haben" und vernichtet das Zeugniß. Erst nach langem Suchen kann es auf meine spezielle Empfehlung wieder einen Dienst erhalten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß spätere Unannehmlichkeiten mit der Polizei nicht ausgeblieben sind, doch ist mir nichts darüber bekannt.

Wie nöthig wäre in diesem Fall Rechtsbelehrung und Beistand gewesen! In diesem und tausend anderen, die sich der Kenntniß entziehen und die für viele Mädchen den ersten Schritt auf der Bahn des Verderbens bedeuten. Hier böte sich einer mit schiedsrichterlicher Befugniß ausgestatteten Zentralstelle ein weites Feld ersprießlichster Thätigkeit.

Ebenso wäre einer Zentralstelle, die als Sprachrohr einer gefesteten Organisation fungirte, Gelegenheit geboten, in günstigster Weise auf Herrschaften und Dienstboten einzuwirken. Das Verhältniß zwischen beiden hat sich gegen früher bedeutend verschoben. Durch die Umwälzung, die die Technik im Hauswesen hervorgebracht hat, sind der Hausfrau eine Menge Verrichtungen abgenommen worden, die sie früher mit Hilfe ihrer Mägde zu erfüllen hatte. Sie steht jenen daher nicht mehr so intensiv mitarbeitend zur Seite, sondern tritt ihnen mehr anordnend gegenüber. Das bloße Moment des „Befehlens" entfremdet schon an und für sich; dazu kommt, daß die Frau, soweit sie nicht durch irgend eine Erwerbsthätigkeit in Anspruch genommen ist, heute über viel mehr freie Zeit verfügt als in früheren Zeiten, die wie immer sie sie auch verwenden mag, sie dem Gesinde gegenüber als unnütze Drohne erscheinen läßt, so daß sich auch hier, im engen Rahmen der Hausgemeinschaft, der Gegensatz zwischen Arbeit und arbeitslosem Genuß aufthut. Rechnet man dazu, daß

es da und dort üblich ist, die Herrschaft besser zu verköstigen als die Dienstboten, erwägt man ferner die in anderer Hinsicht gewiß wünschenswerthen, kurzen Kündigungsfristen, sowie die Thatsache, daß damit oft von beiden Seiten in leichtfertigster Weise Mißbrauch getrieben wird, so versteht man, warum heutzutage die Herrschaft über mangelnde Anhänglichkeit der Dienstboten klagt, über unzuverlässige Arbeit, die nur widerwillig leistet, was sie muß; während andererseits dem Dienstboten jedes Zutrauen zu der rechtlichen Denkart der Herrschaft fehlt. Er hält sich vielfach für ein Objekt der Ausbeutung, das von seiten der Dienstgeber nur soweit berücksichtigt wird, als das Gesetz und der eigene Nutzen es erheischen.

Hier hätte wiederum die Organisation einzugreifen, indem sie auf beiden Seiten mit dem Bewußtsein des Rechts auch das der Pflicht schärfte und aus dem scharf abgegrenzten Boden von Recht und Pflicht auf beiden Seiten ein freiwilliges Darüberhinaus der Leistung hervorwachsen ließe. Je intelligenter und aufgeklärter der Untergebene ist, um so pünktlicher und aufmerksamer wird er seine Pflichten erfüllen, um so unnachsichtiger freilich auch auf seinen Rechten bestehen. Das thut nichts. Die humanen Herrschaften wird das nicht schrecken, die inhumanen aber können gar nicht scharf genug in die Zügel genommen werden.

In Frankfurt liegen die Dinge verhältnißmäßig günstig. Die Dienstboten haben wohl viel Arbeit, doch ist die Behandlung fast durchweg eine gute. Die Löhne, die zwischen 8 und 30 Mark monatlich schwanken, gehören zu den höchsten des ganzen Königreichs Preußen, von Süddeutschland gar nicht zu reden, die Altersversicherung wird häufig gänzlich von der Herrschaft getragen, die Krankenfürsorge ist gut (immer von einzelnen Fällen der Rohheit und Rücksichtslosigkeit abgesehen), die Schlafstätten sind meist luftig und jedenfalls besser als in anderen Großstädten, z. B. in Berlin. Die Einwirkungen der reichen Stadt erstrecken sich eben auch auf die dienende Klasse, so daß für unseren Platz die rigorosen Bestimmungen der Gesindeordnung eigentlich nur auf dem Papier stehen. Doch einmal ist das nicht überall so, und dann ist selbst dieses Aufdempapierstehen schon zu viel. Das Gesetz ist bekanntlich nur für die da, die es zu übertreten geneigt sind, daher sollte schon die bloße Möglichkeit des Mißbrauchs veralteter Gesetze verhütet und solche Sklavenordnungen endlich einmal der historischen Rumpelkammer einverleibt werden.

Und doch ist eine reichsgesetzliche Regelung einstweilen noch nicht zu erwarten. Der einzige § 558 des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuchs, der auf diesem Gebiet eine reichsgesetzliche Regelung beabsichtigt, verlangt einen eigentlich selbstverständlichen Schutz des Lebens und der Gesundheit der dienenden Klasse, aber merkwürdigerweise (wie Lotmar im Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik, Seite 37 u. f. ausführt) nur für die Diensträume. Von den Wohn- und Schlafräumen, die in hygienischer Beziehung oft so viel zu wünschen lassen, ist nicht die Rede. Auch sollten bessere Vorkehrungen zum Schutz der geschlechtlichen Ehre (siehe Lotmar ebenda) 2c. getroffen werden.

Es wäre zu wünschen, daß bei der Berathung im Reichstag das und anderes zur Sprache käme und durch reichsgesetzliche Regelung der gesammten Materie mit dem einzelstaatlichen Gesetzesplunder der Gesindeordnungen aufgeräumt würde.

3. Schlußwort.

Wir verkennen nicht die doppelten Schwierigkeiten, die sich der Neuordnung der Stellenvermittlung, wie auch des Dienstbotenwesens überhaupt entgegenstellen. Noch im Februar 1895 hat man die Ausdehnung der Gewerbegerichte auf die ländlichen Arbeiter und Dienstboten abgelehnt. Auch ist es auf der anderen Seite durchaus nicht leicht, eine so unselbständige, so völlig abhängige, jeden Solidaritätsgefühls entbehrende Masse wie die städtischen weiblichen Dienstboten zu organisiren. Trotzdem muß das immer wieder versucht und zunächst eine Zentralstelle für Stellenvermittlung geschaffen werden, am besten, und so lange das angängig ist, in Verbindung mit dem Arbeitsamt für männliche Arbeiter. Dort fließt Angebot und Nachfrage zusammen, dort wird der Grund zu solidarischem Empfinden gelegt. Hat

h die Zentralstelle erst einmal bewährt, hat sie, woran gar nicht zu zweifeln ist, as Vertrauen der interessirten Kreise gewonnen, so muß jede andere Einrichtung aturnothwendig aus dieser grundlegenden hervorwachsen. Vor allem hätte sie sich s Berufungsinstanz zu erweisen, an die sich auch die Herrschaften in streitigen ällen zu wenden hätten. Das würde ihr die Sympathien aller Einsichtigen sichern, ürde sie befähigen, das Verantwortlichkeitsgefühl ihrer Mitglieder zu erhöhen, und ürde, indem es die Dienstboten als Gesammtheit den Dienstherrschaften gegenüber-ellt, zu einer Regulirung der Rechte und Pflichten auf beiden Seiten führen. Ohne aß dann auf beiden Seiten ein Darüberhinaus im guten Sinn ausgeschlossen wäre, ürde ein Darüberhinaus im schlimmen Sinn besser vereitelt als dies heute von olizeiwegen geschehen kann. Die Klagen fänden eine unparteiische Stätte, die bei er ihr innewohnenden Machtfülle nach beiden Seiten Remedur eintreten lassen könnte.

Auch auf Krankenpflege, Versicherungswesen u. s. w. könnte eine Organisation influß gewinnen. So wäre denn zu wünschen, daß man endlich einmal ernsthaft aran ginge, die Mißstände der derzeitigen Stellenvermittlung abzustellen und das esammte Dienstbotenwesen in einer Weise zu ordnen, die einer seither rechtlosen nd unterdrückten Klasse zu ihrem Recht und einem festen Rückhalt verhilft.

Max Halbes „Lebenswende“.

Berlin, 23. Januar 1896.

Max Halbe, der neben Gerhart Hauptmann talentvollste Vertreter der natura-stischen Dramatik, hat vorgestern im Deutschen Theater mit seinem neuesten Stücke ine fast ebenso entschiedene Niederlage erlitten, wie Hauptmann dritthalb Wochen orher mit seinem „Florian Geyer“. Eine fast ebenso entschiedene oder, wenn man ill, noch entschiedenere Niederlage. Der landesübliche Premierenskandal kam nicht um völligen Ausbruch, aber aus einem ganz besonderen Grunde nicht. Die wohl-ollende Klaque konnte ungestört arbeiten und den Dichter sogar ein paarmal vor ie Gardinen rufen, weil die feindselige Klique von manchen Eigenschaften der Tragikomödie“ milder gestimmt wurde, was nichts weniger als eine Schmeichelei ür den Dichter oder sein Werk war.

Worauf Halbe mit der „Lebenswende“ eigentlich hinaus will, ist schwer zu agen. Sechs Personen treiben fünf lange Akte durcheinander, vier Männlein und wei Weiblein, unter denen sich auch nicht ein einziger scharf umrissener Charakter-opf befindet. Alle erinnern mehr oder weniger an altbekannte Schablonenfiguren es Lustspiels, am stärksten der verbummelte Student, dessen bald gute und bald chlechte, alles in allem aber doch sehr triviale Witze wohl am meisten dazu bei-rugen, den auf Pfeifen und Zischen vorbereiteten Janhagel zu entwaffnen. Ibsen hat ähnliche Gestalten geschaffen, aber mit ungleich feinerer und zugleich festerer Hand, namentlich auch mit weit diskreterer Abtönung in dem ganzen Zusammen-spiel. Es ist hart, einen solchen Burschen, von dem uns der Dichter unklar läßt, ob er mehr an überkommener Belastung oder an selbst erworbenem Delirium tremens eidet, drei Stunden lang immer im Vordergrunde schwatzen zu hören, obschon diese possenhafte, von dem Darsteller noch mehr als vom Dichter karrikirte Figur das ade Premierenpublikum am ehesten günstig für den Dichter gestimmt haben mag.

Von Handlung ist in dem Stücke kaum die Rede. Ein dreißigjähriges Mädchen, die in Berlin die Zimmervermietherin spielt, steht im Mittelpunkt der Tragikomödie. Sie liebt einen technischen Erfinder, der seinerseits von Liebe nichts wissen will, sondern einzig von seiner Arbeit schwärmt, der für eine neue Form des Erzgusses ein Patent gelöst hat oder lösen will und ein paar tausend Mark, die er nicht besitzt, für die praktische Verwirklichung seiner Erfindung braucht. Um ihm dies Geld zu verschaffen, will sich die Dreißigjährige bald mit einem Jugendfreunde ver-heirathen, der mit den Schätzen der neuen Welt beladen aus Amerika zurückgekehrt ist, bald mit ihrem siebzigjährigen Hauswirth. Daneben verkuppelt sie ihre Nichte,

die sich gleichfalls in den technischen Erfinder verliebt hat, fürsorglich an den ver bummelten Studenten. Nach einigem Hin und Her endet die Tragikomödie dami daß der Goldonkel aus Amerika dem „kämpfenden Manne“ — so der Schlußtrum des fünften Akts — das Geld verspricht, wobei er seine Großmuth noch in ei schöneres Licht stellt, indem er sagt, daß er den Preis seines Opfers, nämlich di Dreißigjährige, „vielleicht nie“ heirathen werde.

Herr Paul Schlenther, der Lessing des naturalistischen Dramas, enthüllt i der „Vossischen Zeitung“ als den „Sinn der Dichtung“ Folgendes: „Die beide Männer schließen sich über das wildbewegte Frauenherz hinweg zu einem praktische Werk zusammen, in dem sich die beiden sozialen Mächte der Zeit, Kapital un Arbeit, gleichsam versöhnen.“ Es wird uns schwer, dem Dichter, dessen ernste Streben und dessen natürliche Gaben wir sonst zu schätzen wissen, einen solche Gallimathias unterzustellen, indessen da es uns selbst nicht gelungen ist, das Räths dieser Tragikomödie zu entziffern, so haben wir die Konjektur nicht verheimliche wollen, die von einer für die Interpretation naturalistischer Dramen so berufene Seite kommt. So wie sich das Stück profanen Augen darstellt, hebt sich die Hyper romantik der Dreißigjährigen unerquicklich genug von der glatt-alltäglichen, in naive Fäulniß angegangenen Chambre-garni-Wirthschaft ab, die der Dichter in den Mieths kasernen des Berliner Quartier latin scharf genug beobachtet hat. Es ist wohl de beste Vorzug seiner Arbeit, dies soziale Milieu einmal ganz gut herausgebracht zu haben. Jedoch stimmt es in keiner Weise zu der dramatischen Handlung oder dem was die dramatische Handlung sein soll. Der Dichter idealisirt seinen Erfinder im Borghesischen Fechter; soll aber der Held zwar nicht den sterbenden, aber den kämpfenden Fechter spielen, dann müssen auch die Kulissen in hochromantischem Stile bemalt sein. Eine so ideale Opferfähigkeit, wie seine Heldin beweist, besitzen die angehenden alten Jungfern nicht, die hierzulande an „möblirte Herren“ ver miethen, und es ist billigerweise auch nicht von ihnen zu verlangen.

Ohne Zweifel verräth das Stück in manchen, selbst in vielen Einzelheiten, daß Halbe alles Zeug zu einem dramatischen Dichter besitzt. Wenn der Vorhang zum letzten Male fällt, sagt man sich in aufrichtigem Bedauern: Schade, so viel Arbeit so viel guter Wille, so viel Talent um ein Nichts! Wir haben selbstverständlich nichts gemein mit dem Jubel, den die kapitalistische Presse in ihrer Mehrheit über die Niederlagen anstimmt, die Hauptmann und Halbe so kurz hintereinander erlitten haben, mit ihren prahlerischen Prophezeiungen, daß es mit der naturalistischen Dramatik nun ein- für allemal aus sei: diese Niederlagen ließen sich schnell ver winden, wenn sich nur die Ursachen beseitigen ließen, aus denen sie entstanden sind Halbe hat in seinem „Eisgang“, Hauptmann in seinen „Webern“ gezeigt, daß si sehr gut wissen, aus welchem Punkte dem heutigen Theater zu helfen wäre. Man kann dagegen einwenden, daß ihm überhaupt nicht mehr geholfen werden kann, und ein Blick auf das hiesige Premierenpublikum genügt, um zu erkennen, wie schwer dieser Einwand wiegt. Vor solchem Areopog siegreich die Sache einer neuen Kunst zu führen, gehört zu den Aufgaben, an deren Bewältigung das dramatische Geni eines Shakespeare verzweifeln könnte.

Aber wenn es dem naturalistischen Drama unmöglich sein mag, von dem Publikum der heutigen Luxustheater ein günstiges Urtheil sieghaft zu ertrotzen, so ist es ihm ebenso unmöglich, ein solches Urtheil von diesem Publikum zu erschleichen oder zu erschmeicheln. Dadurch wird die Niederlage nicht abgewandt, sondern nur legitimirt. Hauptmann und Halbe könnten im Deutschen Theater ausgepfiffen werden und dennoch einen stolzen Triumph, dennoch den Lorbeer davontragen, den Halbe in seinem neuesten Stücke dem „kämpfenden Manne“ reicht. Allein dann müßten sie eben kämpfen und ihre Ketzereien nicht als harmlose Mixturen dem widerhaariger Börsenjobber einzutrichtern versuchen. Damit täuschen sie unter Umständen die Freunde, aber nimmermehr die Feinde. So gering das Kunstverständniß des Premierenpublikums ist, so scharf ist sein sozialer Instinkt. Man sah es bei der Aufführung von Halbes Stück wie einen Tiger auf der Lauer liegen, bereit, be

em ersten ehrlichen Worte sozialer Erkenntniß sich auf den Dichter zu stürzen. Ein aar Mal rieselte es schon gefährlich durch die Reihen, aber die Bummelwitze der ragikomödie schläferten die Bestie jedesmal wieder ein. Sie kamen auch gar zu atürlich heraus.

Auf diesem Wege fürchten wir allerdings, daß es mit dem naturalistischen)rama sehr bergab geht, wenn dieser Ausdruck gestattet ist, sintemalen es ja kaum :st begonnen hatte, bergan zu gehen. Die Auflösung der dramatischen Form, die ei Halbe so stark hervortritt wie bei Hauptmann, wird aus einem revolutionären eradezu ein reaktionäres Mittel, wenn sie zum beschönigenden Deckmantel dienen oll für den Mangel an Handlung und das ewige Gerede um alle möglichen Dinge erum. Wir kennen die ästhetische Seichtbeutelei, womit diese „epochemachende")ramatik gerechtfertigt werden soll, recht gut, und wir wissen auch, daß sie sich auf bsen als ihr großes Muster beruft. Es genügt uns dagegen festzustellen, daß die ointisirenden Dramen aus Ibsens Greisenalter heute schon zum alten Eisen gehören nd daß er in den Dramen, die ihm bleibenden Ruhm sichern, entschieden und fest uftritt, klar und wuchtig, genug, als ein „kämpfender Mann". F. Mehring.

Notizen.

Ueber die Widerstandsfähigkeit von Naturvölkern finden sich in einem)eben erschienenen Buch zweier englischer Militärs — der Kapitäne Younghusband —)er die Kampagne in Chitral einige höchst interessante Mittheilungen.

„Einer der Führer", schreiben sie, „der eine Wunde im Unterleib erhalten, etterte bis zum Fuß des Passes herunter und marschirte, von einem Genossen unter- ützt, von da aus noch zu dem fünf englische Meilen weiter zurückliegenden Feld-)spital. Auf der anderen Seite ging ein feindlicher Krieger, der nicht weniger als chs Kugeln empfangen, den ganzen Weg nach Chabdara, d. h. neun englische leilen, ward später von unseren Wundärzten behandelt und überraschenderweise in ırzer Zeit wiederhergestellt. Es untersteht keinem Zweifel, daß die Asiaten Hieb-)er Schußwunden unvergleichlich besser ertragen können als Europäer. Wunden, e einen Europäer tödten oder jedenfalls auf Monate hinaus aufs Krankenlager erfen würden, nehmen diese abgehärteten und enthaltsamen Bergbewohner in sehr el weniger schwerer Weise mit. Man denke sich nur, Jemand sollte das ganze chloß eines explodirten Geschützes in die Schulter gesprengt erhalten und dabei erumgehen, als sei nichts Besonderes geschehen. Und doch wurde ein solches Schloß)n einem unserer Aerzte einem Manne mehrere Monate nach erfolgtem Vorgang ıs der Schulter geschnitten. Es wären unzählige Fälle von wunderbaren Heilungen ı erzählen, aber vielleicht ist der Fall eines ganz jungen Knaben charakteristisch für le. Nachdem der Betreffende erfahren, daß es ganz in der Nähe einen Kampf eben werde, beschloß er, wie dies überall in der Welt Knaben thun würden, hinzu- ufen und die Sache anzuschauen. Während er das aufregende Schauspiel in vollen ügen genießt und wahrscheinlich aus Leibeskräften mit Steinen wirft, trifft ihn ne verirrte Kugel in den Arm, geht an verschiedenen Stellen durch denselben und rsplittert ihn in böser Weise. Als der Paß genommen war, fand man den Jungen rwundet daliegen und untersuchte seine Wunde. Die Aerzte stimmten überein, der rm müsse abgenommen werden oder es werde unvermeidlich der Tod eintreten, und stellten dem Knaben die Wahl zwischen Tod und der Amputirung des Armes. r wählte den Ersteren, aber statt zu sterben, war er in wenigen Tagen schon in r Besserung und nach einigen weiteren Tagen wieder völlig wohl und munter."

Eine der Hauptursachen dieser seltsamen Lebenszähigkeit ist wahrscheinlich in m Umstand zu suchen, daß in jenen wilden Abhängen die natürliche Auslese nger in ihrer ursprünglichen Gestalt wirksam geblieben ist als in den Niederungen. ber sicher spielt auch die enthaltsame Lebensweise, die Mäßigkeit im Essen, keine ringe Rolle dabei. Daß die Hinfälligkeit der Kulturmenschen zu einem großen

Theil darauf beruht, daß sie zu viel essen, wird kaum mehr ernsthaft bezweifelt. In einem soeben erschienenen Buch: „Ein Wort für eine einfachere Lebensweise", macht ein schottischer Arzt, Dr. G. S. Keith, folgende Bemerkung über die Widerstandsfähigkeit gegen den Alkohol:

„Der Hochländer nimmt häufig eine Quantität Whisky (Kornbranntwein) zu sich, welche die meisten Leute hinwerfen würde, aber er, der sich von ein wenig Hafermehl oder Kartoffeln und etwas Milch ernährt, kann dabei ein gehöriges, wenn gerade nicht zu schweres Tagewerk verrichten und ein hohes Alter erreichen. Einer der ersten Geldmänner Schottlands sagte mir, daß es ein weit besseres Geschäft ist auf solch einen Mann, wenn er sechzig Jahre geworden, eine Leibrente zu kaufen als auf einen ebenso alten wohlgenährten Yorkshire Teetotaler. Hätte der trinkende Hochländer ebenso gut gegessen, oder der wohlgenährte Yorkshireman ebensoviel Alkohol getrunken wie der andere, so würde vermuthlich keiner von Beiden das sechzigste Lebensjahr erreicht haben; aber mit der sechzig hinter sich, habe der Hochländer voraussichtlich ein längeres Leben vor sich als der Yorkshiremann und für solche Finanzzwecke größeren Werth." Die Thatsachen als richtig vorausgesetzt ist klar, daß auch die klimatischen Verhältnisse, die Beschäftigungsweise 2c. hier ein gewichtiges Wort mitsprechen. Ehe wir unser ganzes Leben nicht vereinfachen — und das ist eine Frage der gesellschaftlichen Entwicklung — werden auch wohl die Anrufe zu einer mäßigeren Ernährungsweise bei der Mehrheit derer, die sie nicht ohnehin pflegen müssen, in den Wind gesprochen sein. e. b.

Feuilleton.

An Kindesstatt angenommen.

Novelle von Emile Pouvillon.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von **Alfred Götze.**

(Schluß.)

IV.

An Stelle Roses fand sich am Ostertage Toinil, Tistins Großvater mütterlicherseits, in Biscardel ein, um sich bei den Vials Bescheid über sein Enkelkin[d] zu holen und eine endgiltige Ordnung der Angelegenheit anzubahnen. Seine[s] Zeichens Steinsetzer, halb Landmann, halb Arbeiter, verband Toinil mit der zähe[n] Ausdauer und Verschlagenheit des Bauern die weinselige Schwatzhaftigkeit de[s] kleinen Geschäftsmanns. In wohlgesetzter Rede begann er damit, den Bauersleuten von Biscardel allerlei Angenehmes zu sagen. Man könne sich nicht vor[-] stellen, wie glücklich man bei ihm zu Hause sei, Tistin in so guten Händen z[u] wissen, wenn die Vials ihrerseits nicht allzuviel an dem Burschen auszusetze[n] fänden, würde es eine Kleinigkeit sein, zu einer Verständigung zu gelangen. Ma[n] müsse indessen alles, auch das Schlimmste ins Auge fassen. Kein Mensch könn[e] daran zweifeln, daß Vials Absichten die allerbesten seien, aber mit den Absichte[n] allein wäre es leider nicht gethan. Ein Unglück sei schnell geschehen, und di[e] Formalitäten, die die Adoption im Gefolge habe, seien, wie jedes Kind wiss[e] umständlich und langwierig. Da gebe es eine endlose Schreiberei, Unterschrifte[n] gerichtliche Vorladungen, kurz einen ganzen Rattenkönig von ärgerlichen und zei[t-] raubenden Geschäften. Wolle es das Unglück, daß Vial sterbe, bevor die Sach[e] erledigt wäre, dann bliebe für Tistin nichts weiter übrig, als sein Bündel z[u] schnüren, um sich wieder auf den Weg nach Lalbengue zu machen. Der lieb[e] Junge verstehe von alledem natürlich nichts, wenn er nur zu essen und zu trinke[n] habe, kümmere er sich nicht weiter um das Uebrige; ebendarum aber sei es fü[r]

Alten eine heilige Pflicht, für ihn zu denken und zu sorgen. Es sei ihnen
ier genug geworden, sich von dem Kleinen zu trennen, sie wollen wenigstens
Beruhigung haben, daß sie das große Opfer nicht umsonst bringen. Es
lte ihm leid thun, wenn sich die Vials nicht dazu entschließen könnten, Tistin
ch eine unmittelbare Schenkung irgend etwas sicher zu stellen, sei es in baarem
ld oder in Ackerland, er würde sich im anderen Falle genöthigt sehen, seinen
kelsohn wieder nach Lalbengue mitzunehmen. Die Freundschaft brauche da=
iter ja nicht zu leiden, aber Jeder müsse dann eben bei sich und für sich leben.
is war das letzte Wort des Steinsetzers.

Vials Gesicht war bei den Eröffnungen des Alten länger und länger ge=
rden. Daß er es mit Tistin gut meine, brauche er wohl nicht erst zu be=
ftigen, aber man könne doch nicht von ihm verlangen, daß er sich bei Lebzeiten
twillig das Fell über die Ohren ziehen lasse. Eine Schenkung! Ja, das sei
ht gesagt, aber gar nicht so leicht gethan! Der Steinsetzer wisse wahrscheinlich
nicht, wie es in Biscardel stände und in wessen Händen sich das Geld
ände. Françon besitze mehr als er, es fiele ihm gar nicht ein, sich ins
tentheil zu setzen und von der Gnade und Barmherzigkeit seiner Frau zu leben.

Man wäre noch lange zu keiner Entschließung gekommen, wenn sich nicht
ançon, die dem Gang der Unterhaltung gefolgt war, selbst erboten hätte, ihr
ztes zu opfern und sich rechtsverbindlich zur Zahlung der runden Summe von zwei=
isend Franks zu verpflichten. Und die brave Frau hielt, was sie versprochen hatte.

Einige Tage darauf begaben sich die Leute von Lalbengue zusammen mit
t Vials im Sonntagsstaat und mit ernst=feierlicher Miene zum Notar nach
bias, um dort der Verlesung der Schenkungsurkunde beizuwohnen, die die Ehe=
te Vial „zu Gunsten des besagten Baptistin Serp, minderjährigen Sohns der
sa Serp und eines unbekannten Vaters“ hatten aufnehmen lassen. Die Auf=
lung der abgetretenen Ackerparzellen, die mit ihren verschiedenen Grenzscheiden
geführt wurden, füllte eine ganze vollbeschriebene Seite, geraume Zeit brauchte
h der Notar, ehe er die zweitausend Franks durchgezählt hatte, die Françon
Silbermünzen wohl verschnürt und verknotet in ihrem Sacktuch mitgebracht
te. Nach Verlesung des Schriftstücks und Auszahlung des Geldes unterschrieb
als Erste am Fußende der Seite. Nachdem dies geschehen, trennten sich die
den Mütter, um auf verschiedenen Wegen nach Hause zu gehen, die eine mit
n schönen, leicht verdienten Geld in der Tasche, die andere mit dem neuen
hn, der ihr nun ganz zu eigen war; der Preis, den Françon für diesen Sohn
ahlt hatte, reute sie in diesem Augenblick wahrlich nicht!

V.

Mit Tistin war das Glück in Biscardel eingezogen, für die Vials begann
t wieder das behagliche Leben zu Dreien, das sie bei Lebzeiten Felis geführt
tten. Es machte wenig aus, daß Tistin noch nicht in rechtsgiltiger Form
optirt war, Françon hielt mit ihrer Freundschaft nicht zurück und wartete nicht
t darauf, bis das Verwandtschaftsverhältniß von Gerichtswegen beglaubigt
rden war. Auch Tistin benahm sich als guter Freund und Hausgenosse, so weit
s seine Natur zuließ, denn er war etwas derb und ungehobelt, wie es solch
ige Burschen zuweilen zu sein pflegen, aber wenn er auch mit zärtlichen Liebes=
ßerungen nicht gleich bei der Hand war, so war er doch immer lustig und guter
nge und verstand es prächtig, Lebenslust und Heiterkeit um sich zu verbreiten.

Françon vergaß darüber ihr Unglück, ihre Schwäche in den Füßen und
e Athemnoth, die sie zu befallen pflegte, wenn sie nur eine kurze Wegstrecke

gegangen war, denn sie hatte sich niemals wieder von dem Schlage erholen könne
der sie damals beim Tode ihres Kindes betroffen hatte. Damals war in ihre
Innern irgend etwas zerbrochen, was keine Kunst der Aerzte wieder in Ordnu
zu bringen vermochte. Sie hatte genug herumgedoktert und eine schwere Men
Medizin hinuntergeschluckt; als aber alles nichts helfen wollte, hatte die Kran
sich darein ergeben, sie harrte in Geduld aus und hoffte noch immer, daß si
ihr Leiden vielleicht mit der Zeit ausheilen und von selbst verschwinden würd

Unterdessen lebte sie sorglos dahin und überließ sich gern und willig d
behaglichen Ruhe, die nach der unruhigen Zeit, die sie durchlebt hatte, doppe
wohlthuend auf sie einwirkte.

Diese Ruhe bedeutete für die Vials indessen keinen dauernden Frieden, s
war blos ein Waffenstillstand, der nur wenige Monate anhielt. Nach Verla
dieser Zeit begannen die Aergerlichkeiten aufs Neue. Tistins Stimmung w
eines schönen Tages plötzlich umgeschlagen; er war in sich gekehrt und schweigsa
Während er sich sonst die Arbeit durch Gesang zu kürzen pflegte, ging er je
still hinter dem Pfluge einher und bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten saß
wortkarg unter den Anderen, nur darauf bedacht, seinen Appetit zu stillen, d
im Uebrigen nichts zu wünschen übrig ließ.

Was war mit dem Burschen vorgegangen? Sein verändertes Wesen w
den Vials gleich nach der Rückkehr von der Kirchweih von Lalbengue, die Tist
auf Einladung seiner Verwandten besucht hatte, aufgefallen. Wer weiß, vie
leicht hatte der Junge beim Tanze einem Bauernmädchen zu tief in die hübsch
Augen geguckt! Das war der erste Gedanke, auf den Françon gekommen wa
Neugierig wie sie war, suchte sie den Burschen durch anzügliche Scherzworte
einem Geständniß zu bringen, Tistin hatte aber nur mit einem energischen Kop
schütteln geantwortet, ohne auf den scherzhaften Ton einzugehen oder sich off
und ehrlich auszusprechen. Die Pflegemutter ließ sich indessen durch den erst
mißglückten Versuch nicht abschrecken, sie setzte Tistin so lange mit ihren Frag
zu und trieb ihn so in die Enge, bis er mit dem Geständniß herausrückte, d
er sich in Biscardel nicht mehr glücklich fühle.

Vial glaubte nicht recht gehört zu haben! Wie denn? War er etwa
seinem neuen Heim nicht besser aufgehoben als da unten, wo man nur Himn
und Steine sehe? Bekam er nicht das beste Essen und guten Wein, so viel
nur mochte? Wurde er nicht gepflegt und gehätschelt wie ein verwöhnter Sta
herr? Worüber hatte er also zu klagen?

„Ich fühle mich nun einmal nicht glücklich“, wiederholte der Bursche.

„Wenn Du nicht genug Geld hast, um Dich Sonntags mit den Kamerad
zu amüsiren, so thu' doch den Mund auf und sag', was Du brauchst. Es s
mir wahrhaftig auf zwanzig oder auf vierzig Sous nicht ankommen, wenn d
der Grund Deiner Verstimmung ist.“

„Ich kann es ohne die Mutter nicht mehr aushalten“, hatte Tistin e
widert. Das Wort war heraus, es blieb vorläufig unbeantwortet. Tistin sel
kam einige Tage später darauf zurück, als sie alle Drei nach dem Nachtm
stumm und befangen am Herde saßen.

„Nehmt mir's nicht übel“, sagte Tistin, „aber ich kann nichts dafür. U
wenn Ihr mir zwanzigtausend, und wenn Ihr mir vierzigtausend Franks h
auf den Tisch legt, ich kann es nicht länger bei Euch aushalten. Das Ge
das Ihr gezahlt habt, werdet Ihr zurückerhalten. Ich muß durchaus wieder z
Mutter zurück.“

„Bleib' oder geh', das ist Deine Sache“, war Françons Gegenrede. „A

lde Dir nicht ein, etwa mit Deiner Mutter hierher zurückzukehren, das geschieht
e und nimmer!“

Nachdem Tistin Biscardel verlassen hatte, war Françon bemüht, ihren
Mann zu beruhigen. „Aengstige Dich nur nicht“, sprach sie, „der Kleine wird
bald satt bekommen, in Lalbengue trockenes Brot zu essen. Rosa hat ihn nur
ufgehetzt, das ist ganz klar. Der schlechten Person würde es passen, sich hier
nzunisten und auf unsere Kosten ein vergnügtes Leben zu führen. Lasse die Sache
ur ihren Gang gehen; wenn sie erst zur Erkenntniß gekommen sein wird, daß
ir nicht klein beigeben, wird sie die Erste sein, die Tistin wieder zu uns schickt.“

Das kam nun freilich anders, als es Françon vorausgesagt hatte. Ob
un Rosa aus wahrer Zuneigung für ihren Sohn oder aus kluger Berechnung
handelte, genug, sie blieb fest. Eine Woche verging, dann zwei, dann ein
anzer Monat, von Tistin aber war nichts zu sehen und zu hören.

So sehr sie aber auch unter der Trennung litt, so konnte sie sich doch
ch nicht entschließen, Rose wieder bei sich aufzunehmen. Lieber wollte sie selbst
us dem Hause gehen und der Konkubine Platz machen. Ja, aber auf der
deren Seite war ihr auch wieder der Gedanke, Tistin nie mehr wiederzusehen,
erträglich, jetzt, nachdem sie in dem Jahre, das sie zusammen verlebt, sich an
n gewöhnt und den Schmerz über den Verlust ihres Kindes beinahe verwunden
tte. Die alte Wunde war wieder aufgebrochen und es war ihr, als hätte sie
ren Feli ein zweites Mal verloren.

Vial war klug und bedächtig am Werke, seine Frau Rose gegenüber ver-
hnlich zu stimmen, ohne sich indessen zu weit vorzuwagen. Daß Rose ihr seiner
it berechtigten Grund zur Klage gegeben habe, sei ja wahr, die Zeit mache
er vieles wieder gut, und Rose habe ja in den langen Jahren Gelegenheit
nug gehabt, ihre Schuld zu büßen. Er spreche nicht etwa, um sie zu beein-
ussen, sie könne thun, was sie für recht halte; aber er gebe ihr doch auch zu
denken, daß sich die Nothwendigkeit herausstelle, eine Magd anzunehmen, wenn
h ihr Gesundheitszustand weiter wie bisher verschlechtern sollte. Und dann
rfte es doch wohl richtiger und besser sein, Rose wieder zu nehmen. Man
äre dann wenigstens sicher, eine ergebene und zuverlässige Person zu haben, die
sich angelegen sein läßt, die Interessen des Hauses wahrzunehmen und wäre
nur aus dem Grunde, die dereinstige Erbschaft ihres Sohnes zu vergrößern.

Françon schüttelte zu allem den Kopf. „Laß mich die Sache noch kurze
it überlegen“, bat die Frau, deren Widerstand schon halb gebrochen war.

An einem Montag Abend aber hatte Vial vom Markte in Caussade schlechte
achrichten mitgebracht. Es hieß, daß die Serps alle miteinander von Lalbengue
ch Puy-Lévêque im Departement Lot ziehen wollten, wo der alte Steinsetzer
s Aufseher Anstellung gefunden hatte. Gott allein wisse, ob und wann man
stin in Biscardel wieder sehen würde.

Die Nachricht, ob nun wahr oder falsch, verfehlte nicht, die beabsichtigte
irkung hervorzubringen. Françon war mit ihrer Kraft am Ende, sie willigte
alles, was man von ihr verlangte.

„Geh', mach' Dich auf den Weg und bring' sie Beide wieder her“, rief
, „ich habe einmal A gesagt und muß nun wohl auch B sagen. Nach dem
nde die Mutter, das ist ganz in der Ordnung, so wird wenigstens die ganze
milie beieinander sein! Sei unbesorgt, ich werde Euch nicht lange im Wege
hen. Aber thu' mir den einzigen Gefallen und gedulde Dich noch kurze Zeit,
s ist das Einzige, worum ich Dich bitte, warte, bis ich mit den Füßen voran
m Hause hinaus bin, ehe Du aus Rose wieder Deine Maitresse machst.“

VI.

Demüthig und unterwürfig, mit freundlichem Gesicht und süßen Worte betrat einige Tage darauf die ehemalige Magd der Vials schüchtern wieder de Hof von Biscardel, von dem sie vor Jahren mit Schimpf und Schande gejag worden war. Bald nach ihrem Eintritt ins Haus legte sie unverzüglich m Hand an, als wenn sie die Stätte ihrer Thätigkeit überhaupt nie verlassen hätt sie half der Hausfrau, nahm ihr die schwere Wirthschaftsarbeit ab, hantirte i Kuhstall und kochte das Abendfutter für die Schweine. Sie war willig un unverdrossen bei jeder Arbeit und überall zu brauchen, man konnte ihr höchsten einen Vorwurf daraus machen, daß sie alles allein thun wollte.

Wenn Françon auf Rose gehört hätte, so brauchte sie den ganzen Ta keinen Handgriff zu thun und konnte sich ausschließlich mit ihrem Strickstrum und ihrem Gebetbuch beschäftigen. „Bleibt doch ruhig sitzen, Bäuerin, wozu wol Ihr Euch müde machen!" das war die einzige Mahnung, die Françon unau hörlich zu hören bekam. Bald war es draußen zu kalt für die Leidende, bal war es wieder die Gluth des Herdfeuers, die sie belästigen konnte, wenn s damit beschäftigt war, die Suppe abzukochen. Dieser Kessel war zu schwer, je Bratpfanne ließ sich zu schlecht handhaben. Und nun gar erst die Wäsche, da wäre eine Arbeit für die Bäuerin! Waschen, ausringen und aufhängen, es wa gar nicht daran zu denken, daß ihr das zugemuthet werden dürfe.

Françon ging mitunter die Geduld aus; sie entriß dann den Besen od die Pfanne den Händen der Magd und machte sich selbst darüber her, die Stu auszukehren oder der Küche vorzustehen, aber nur allzubald trug die leidi Schwäche den Sieg über den guten Willen davon; aus der muthigen und hu tigen Frau von ehedem war eben eine müde Alte geworden, die sich auf schwach Füßen schwerfällig und unsicher fortbewegte. Und dabei nahmen die Kräfte vo Tag zu Tag immer noch mehr ab. Da die Arbeit nicht liegen bleiben konnt so mußte Rose bald hier bald dort eingreifen, sie trat langsam an die Stel der Bäuerin und half beim Heumachen und bei der Ernte. Man fragte je nur sie noch um Rath und that nichts mehr, ohne erst ihre Meinung zu höre so kam es, daß Rose, die stets über alles unterrichtet war und überall mit Ha anlegte, die Seele des ganzen Hauses wurde.

Um Françon kümmerte sich jetzt kein Mensch mehr; sie saß, von All vergessen, im Sommer im Schatten eines Baumes, im Winter auf der Ofenba und beschäftigte sich mit Arbeiten, wie sie alten Leuten und Arbeitskrüppeln übe wiesen zu werden pflegen: sie spann, strickte Strümpfe, sortirte die Erbsen f das Mittagsgericht oder las Körner für das Saatgetreide aus.

Die Kränkung und der Seelenschmerz, den die aus Amt und Würden en lassene Hausfrau zu erdulden hatte, trugen das Ihrige dazu bei, das Leiden d Kranken zu verschlimmern. Wenn ihr Mann noch gut zu ihr gewesen wä oder wenn sie Tistin ein klein wenig geliebt hätte! Sie hatte für den Ein wie für den Anderen gerade genug gethan, das wußte der liebe Gott am beste O, diese Männer, wie undankbar sind sie doch! Sowohl der Sohn wie d Vater hatten sich von ihr zurückgezogen und ließen sie hilflos verkommen, u das geschah nicht etwa aus Bosheit oder Uebelwollen, nein, einzig und alle aus Sorglosigkeit und Mangel an Rücksicht. Da hockte sie nun hier in ih Ecke, faulte im Schatten und spann sich in ihre Fieberträume ein, draußen a lachte der strahlende Sonnenschein, und die Beiden waren mit Rose bei d Arbeit. Die drei kerngesunden Menschen hatten eben nichts mehr gemein m der kranken Frau, die langsam dem Grabe entgegenkränkelte.

Den alten Vial reute schon jetzt jeder Pfennig, der für Medizin verausgabt ›erden mußte, und mit aufrichtigem Schmerz erfüllte es ihn jedesmal, wenn vieder eine alte Henne geschlachtet und in den Kochtopf gesteckt wurde, damit der kranken ihre Kraftbrühe aufgetischt werden konnte. Wenn das wenigstens noch :gend etwas geholfen hätte!

Noch größeres Herzeleid als Vial verursachte Tistin ganz unbewußt seiner Pflegemutter. Sie empfand es als Verrath und persönliche Ehrenkränkung, wenn :ch der Junge nur mit einem freundlichen Wort an Rose wandte oder sich gar infallen ließ, zärtlich zu ihr zu sein, und sonderlich freigebig war der Bursche nit dergleichen doch wahrhaftig nicht. Aber Françon war auch so eifersüchtig, ie Anrede Mutter allein, die Tistin an die Andere richtete, genügte schon, um ie Folterqualen erdulden zu lassen.

Um von den Beiden nichts mehr zu sehen und zu hören, zog sie sich nur ›och tiefer in ihren Winkel zurück und hüllte sich in düsteres Schweigen; wer ie so, das Kopftuch über die Augen gezogen, sitzen sah, konnte glauben, eine Todte vor sich zu haben, über deren Gesicht ein Leichentuch gebreitet war.

Hin und wieder stieg in ihr noch einmal die alte Wuth gegen Tistin und Rose empor. Sie war ja doch schließlich in ihren eigenen vier Pfählen, noch var sie die Herrin, die nur den Finger zu erheben brauchte, um diese Eindringinge aus dem Hause zu weisen! Dem Willen fehlte indessen die Kraft, sich zur That umzusetzen. Nervenkrämpfe und Ohnmachtsanfälle waren die einzige Folge erartiger Aufregungen; war dann die Krisis vorbei, so hockte sie wieder schwach ınd theilnahmslos in ihrer Ecke, und an die Stelle des Zornes trat dann eine veiche, versöhnliche Stimmung, die sie alles in mildem Lichte betrachten ließ.

Worüber wollte sie sich im Grunde beklagen? Hatte sie sich etwas vorzuwerfen? Hatte sie nicht ihre Pflicht und mehr als ihre Pflicht gethan? Sie hatte ihren Mann aus dem Wirthshausleben herausgerissen, hatte die Wirthschaft vor dem Untergange bewahrt, hatte Rose verziehen und hatte Tistin wie ihren Sohn geliebt. Zum Dank dafür ließ sie der Mann hilflos zu Grunde gehen und der Pflegesohn kümmerte sich nicht um sie.... Wie elend war doch ihr Leben! Ihr einziger Trost war es, daß sie dort, wo sie bald zu sein hoffte, Liebe und Belohnung für all das Weh, das sie hier unten zu erdulden hatte, finden würde. An anderen Tagen wieder schien ihr ihre Lage weniger trostlos. Sie hatte ja doch ihren Tistin bei sich, sie sah ihn, sie hörte ihn reden, sie war also nicht so vereinsamt, wie sie manchmal wähnte. Und Rose? Was hätte sie schließlich ohne Rose angefangen? Viel Vertrauen flößte ihr die Magd freilich nicht ein, aber über ihre Pflege konnte sie sich billigerweise nicht beklagen. Und das war für die Kranke, die der Pflege ja so sehr bedürftig war, schließlich die Hauptsache!

Françon war jetzt wie ein Kind, sie fürchtete sich vor einem bloßen Nichts, und oft überkam sie ein Angstgefühl, das sie zwang, um Hilfe zu rufen. Es war nichts Seltenes, daß sie ihren Mann Nachts aufweckte und ihn bat, ein paar Worte zu sprechen. Das beruhigte sie und machte es ihr möglich, wieder einzuschlafen.

VII.

Eines Nachts war es ihr wieder so gegangen, sie rief den Namen ihres Mannes erst leise, dann mit lauter Stimme. Vial hatte nicht geantwortet. Voll Unruhe streckte sie die Hand aus, um ihren Mann anzustoßen, die tastende Hand hatte jedoch ins Leere gegriffen, der Platz an ihrer Seite war leer und fühlte sich kalt an. Vermuthlich war Vial eben aufgestanden, vielleicht um nach dem Vieh im Stall zu sehen, so wenigstens nahm es Françon an; sie wunderte sich

nur, daß die Nacht schon so weit vorgeschritten war. Als sie indessen die Augen nach dem Herd wandte, bemerkte sie, daß das Feuer, das sie beim Schlafengehen nicht ausgelöscht hatte, kaum ausgebrannt war; darnach zu urtheilen, konnte es nicht später als elf Uhr sein. Wo konnte nur Vial sein? Am Ende war er um die trächtige schwarze Kuh beschäftigt, die um die Zeit herum kalben sollte.

Françon hatte sich aufgerichtet und lauschte. Nichts regte sich; durch die Spalte der Thür, die den Stall mit dem Schlafzimmer verband, schimmerte kein Lichtstrahl. Dort war er also auch nicht. Ja, wo sollte man ihn eigentlich dann suchen.

In Françons Kopf begann plötzlich eine furchtbare Ahnung aufzudämmern. O Gott, wäre das möglich? Der Verdacht wollte, nachdem er einmal rege geworden, nicht mehr zur Ruhe kommen, und mit dem Verdacht steigerte sich auch die unwiderstehliche Lust, der Sache auf den Grund zu gehen.

Leise und vorsichtig verließ Françon das Bett. Ohne sich erst anzukleiden, ging sie barfuß zum Herde, entfachte die glimmenden Aschenfunken zur Gluth und zündete daran die Laterne an. Vor Herzklopfen konnte sie nicht weiter gehen, sie war bei jedem Schritt genöthigt, sich an die Mauer zu lehnen, und kalter Schweiß trat ihr an den Schläfen hervor. Trotzdem machte sie es möglich, ihren Weg zurückzulegen, man konnte sagen, daß sie von ihren Nerven, die bis zum Zerreißen angespannt waren, vorwärtsgetrieben wurde. Zunächst wandte sie sich nach dem Stall, ohne dort etwas Verdächtiges wahrzunehmen. Tistin schlief, in eine Decke gehüllt, an seinem gewohnten Platze in einem Bretterverschlage, von dem aus er das Vieh beobachten konnte. Vom Stall aus ging es dann nach der Scheune, von der aus eine geländerlose Treppe, die sich in nichts von einer Leiter unterschied, zu dem Mägdezimmer hinaufführte, das von Rose jetzt wieder bewohnt wurde.

Die Thür von Roses Zimmer hatte weder Schloß noch Riegel, man brauchte nur die Klinke niederzudrücken, um einzutreten. Françon stand unentschlossen davor. Was sollte sie dazu sagen, wenn Rose unschuldig war? Und wenn sie es nicht war, was sollte dann geschehen? Wie sollte sie sich dann zu Tistin, zu ihrem Sohne stellen? Ihr Schwanken dauerte indeß nicht lange. Die Erinnerung, oder vielmehr das Bild des ehemaligen Ehebruchs, das bis in die kleinste Einzelheiten hinein klar vor ihrem Auge stand, ließ sie die zaudernde Hand auf die Klinke legen. Françon stieß die Thüre auf. Im Lichte der emporgehaltenen Laterne erschienen das Zimmer und das Bett, auf dessen Kissen sich zwei Köpfe abzeichneten. Rose und Vial schliefen. Und dieses ruhige Beieinanderliegen, der Anblick dieses Paares, das hier so sicher und friedlich wie im Ehebett schlummerte, wirkte vielleicht verletzender als die leidenschaftliche Umarmung, bei der die junge Frau die beiden Liebesleute dereinst überrascht hatte.

Françon konnte den Blick nicht von dem Paare abwenden. Ihre Augen, die die Wuth unnatürlich geweitet hatte, weiteten sich mehr und mehr. Die Lippen zuckten im Krampfe und die Laterne tanzte in ihren zitternden Händen. Sie wollte schreien, aber kein Laut entrang sich ihrem Munde. Die furchtbare Erregung hatte die letzte Kraft der Kranken aufgezehrt. Françon sank todt auf die Diele nieder.

Briefkasten.

Druckfehlerberichtigung. Im „Kleinen Brief", Heft 17, S. 514, Zeile 10 von oben, muß es von Herrn Dr. A. Kohut heißen: „Der Himmel weiß, warum er der Berliner Polizei einst gefährlich erschien", anstatt: „nicht gefährlich erschien". Dem so zahmen Herrn wurde nämlich 1884 von der Berliner Polizei die unverdiente Ehre der Ausweisung zu Theil. — Auf derselben Seite, Z. 22 von oben muß es heißen: Moriamur statt moriamo.

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.



Nr. 19. XIV. Jahrgang, I. Band. 1895-96.

Vom bürgerlichen Gesetzbuch.

Berlin, 29. Januar 1896.

Die hauptsächlichste Vorlage, die der deutsche Reichstag in seiner gegenwärtigen Tagung zu berathen hat, ist der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches. Es giebt nicht leicht eine größere, aber auch nicht leicht eine schwierigere Aufgabe, die einem in die verschiedensten Klasseninteressen zersplitterten Parlament einer großen Nation gestellt werden könnte. Sich in die Berathung dieses weitschichtigen Gesetzentwurfs stürzen, heißt den Klassenkampf an allen Ecken und Enden entzünden; wie da ein Ende gefunden werden soll, ist schwer abzusehen, und die Aussicht ist gering, daß dieser Entwurf in dieser Session verabschiedet werden wird.

Am bequemsten paßt sich der Entwurf gemäß der historischen Lage der Dinge den Interessen der großen Bourgeoisie an, und ihre Organe sind denn auch am eifrigsten dabei, dem Reichstag seine unbesehene Annahme zu empfehlen. Sie gehen für diesen edlen Zweck nicht ohne eine gewisse Schlauheit zu Werke: sie reizen einerseits die nationale Fiber und sie spekuliren andererseits auf die Scheu der besitzenden Klassen vor dem hellen Auflodern der Klassenkämpfe. Wie? Dieses große Werk, der Schlußstein gewissermaßen in dem Gewölbe der deutschen Einheit, soll im ersten Jubeljahre des Deutschen Reiches noch einmal den unberechenbaren Wechselfällen der parlamentarischen Abstimmungen preisgegeben werden? Wer, der ein Patriot ist, wagt einen so verhängnißvollen Gedanken zu denken? Ein bürgerliches Gesetzbuch, das in jedem Punkte allen Klassen und Parteien genehm ist, mag im Reiche der Utopien eine schöne Rolle spielen: in der praktischen Wirklichkeit ist es ein- für allemal undenkbar. Geben wir alle im Dienste des allgemeinen nationalen Gedankens ein Stück von den besonderen Idealen preis, die wir im verschwiegenen Herzen oder auch auf lauter Zunge tragen; bringen wir dem Vaterlande großherzig die Opfer, die es gebieterisch heischt, und überlassen wir der Zukunft, die bessernde Hand an die Fehler zu legen, die dem großen nationalen Werke noch anhaften mögen. So tönt der Sirenengesang überall, wo König Stumm gebietet.

Jedoch schlägt er an taube Ohren. Die en-bloc-Annahme des Entwurfs zum bürgerlichen Gesetzbuch darf heute schon als ausgeschlossen gelten. Höchstens

in dem Falle hätte sich darüber reden lassen, wenn schon bei den Vorberathungen des Entwurfs alle Klassen und Parteien ihre Kräfte gemessen hätten. Dann allerdings könnte die nochmalige Durchberathung der Vorlage im Reichstage als ein parlamentarisches Tournier ohne politischen Zweck gelten. Aber neben den Polen sind die kleinbürgerlichen und die arbeitenden Klassen bisher völlig von den Verhandlungen über das bürgerliche Gesetzbuch ausgeschlossen gewesen, und es ist eine unbillige Zumuthung an sie, sich ohne jeden Versuch des Widerstandes die Haut über die Ohren ziehen lassen zu sollen. Vertreter der freisinnigen Partei, die in ihrer heutigen Verfassung ja weit mehr die Interessen der großen Bourgeoisie als des kleinen Bürgerthums wahrt, haben bei dem Entwurf noch ihre Hände im Spiele gehabt, aber weder das volksparteiliche süddeutsche, noch das antisemitische norddeutsche Kleinbürgerthum. Namentlich aber hat das klassenbewußte Proletariat, wie sich in dem berühmten Reiche der Sozialreform von selbst versteht, keine Gelegenheit besessen, das Gewicht der politischen Macht, die es sich schon in dem heutigen Klassenstaat erobert hat, bei der neuen Gestaltung des bürgerlichen Rechts in die Wagschale zu werfen. War aber einmal von diesen Parteien ein unerschütterlicher Widerstand gegen die en-bloc-Annahme des Entwurfs zu erwarten, so hatten auch die verschiedenen Interessengruppen der herrschenden Klassen weiter keinen Anlaß, ihren besonderen Gelüsten einen patriotischen Zwang anzuthun, und so ist denn in den Vorbesprechungen der parlamentarischen Parteien fast einstimmig beschlossen worden, das bürgerliche Gesetzbuch eingehend zu berathen, erst in einer Kommission und dann im Plenum.

Schwerlich giebt sich irgend eine der opponirenden Parteien, und ganz gewiß giebt sich die sozialdemokratische Partei nicht der Illusion hin, auf diesem Wege das Ideal eines bürgerlichen Gesetzbuches ins Leben zu rufen. Wenn in den Vorbesprechungen der Parteien der Konservative Buchka und der Sozialdemokrat Stadthagen vollkommen einig darüber waren, daß der Entwurf gründlich durchberathen werden müsse, so gingen sie dabei von dem diametral entgegengesetzten Gesichtspunkte aus, daß Buchka möglichst viel feudales Recht in den Entwurf bugsiren, während Stadthagen ihn möglichst weit ins proletarische Recht treiben will. Nichts ist sicherer, als daß dies bürgerliche Gesetzbuch, wann, wie und in welcher Form immer es ins Leben treten mag, Flick- und Stückwerk sein wird und keineswegs ein Bau, der den Stürmen der Jahrhunderte zu trotzen vermag. Es wird sich an gedrungener und geschlossener Fassung des bürgerlichen Rechts nicht entfernt mit dem Code Napoleon messen können, dem Kinde einer revolutionären Zeit. Der Konvent, von dem es Napoleon in allerdings schon verschlechterter Form übernommmen hat, verkörperte die bürgerliche Klasse in ihrer frischen, ungebrochenen Jugendkraft. Heute ist diese Klasse zumal in Deutschland alt und abgewelkt, unfähig selbst nur den Feudalismus gründlich auszurotten, geschweige denn fähig, eine selbstbewußte Haltung gegenüber dem revolutionären Andrängen der Arbeiterklasse zu bewahren. Das bürgerliche Recht, das sie noch schaffen kann, wird voller Kniffe und Pfiffe sein, um dem Proletariat sein historisch gewordenes Recht abzuzwacken und vorzuenthalten, um ängstlich und zaghaft durch ein Gitter von Paragraphen zu schützen, was sich an der kapitalistischen Herrlichkeit noch schützen läßt, aber bei aller Pfiffigkeit und Tücke wird es den Stempel greisenhafter Hilflosigkeit tragen. Das ist so, und anders kann es nicht sein; von den Disteln kann man keine Feigen ernten.

Die Zeit der ideologischen Träume ist für immer vorbei. Als der Rechtslehrer Thibaut in Heidelberg 1814 die deutsche Jugend in Wehr und Waffen nach Frankreich strömen sah, da wurde es ihm warm ums Herz. „Viele Freunde



ines Vaterlandes lebten und webten damals mit mir in dem Gedanken an die
öglichkeit einer gründlichen Verbesserung unseres rechtlichen Zustandes, und so
rieb ich, recht aus der vollen Wärme meines Herzens, eine kleine Schrift über
Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutschland.“ Die
twort auf Thibauts beredten Herzenserguß war Savignys Schrift vom Berufe
erer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft. Bekanntlich verneinte
vigny darin die Frage, ob unsere Zeit einen Beruf zur Gesetzgebung habe.
bewies somit, daß man ein sehr gelehrter Mann sein und doch nicht die
nd vor Augen sehen könne, daß die sogenannte historische Schule, deren Haupt
war, von vielen Dingen auf der Welt etwas verstehen mochte, aber jedenfalls
der Historie nicht das Geringste verstand. Sie hatte keinen blassen Begriff
der Geschichte, welche sie praktisch und theoretisch gleichermaßen mißhandelte.
senkt in die romantische Herrlichkeit des feudalen Mittelalters war sie blind
ür, wie glänzend die Zeit eben in Frankreich ihren Beruf zur Gesetzgebung
ährt hatte. Hegel empfand Savignys Schrift als den größten Schimpf, der dem
tschen Volke angethan werden könne, und der Kriminalist Anselm Feuerbach,
berühmte Vater des berühmteren Philosophen Ludwig Feuerbach, persiflirte
reaktionäre Tendenz der historischen Schule mit den Worten, sie stelle sich
als ob mit der Forderung eines bürgerlichen Gesetzbuches für Deutschland
Werk der Willkür gemeint sei, das, wenn es nach Laune fertig geworden
dem Volke als Joch über den Hals geworfen werden solle, oder als ob man
ei an ein von der Vernunft mit Idealen gezeugtes, auf Wolken geborenes
tterkind denke, das, nachdem es die vergangenen Jahrhunderte aus dem Buche
Geschichte gestrichen habe, kecken Geistes über die Gegenwart hinweg in noch
rschaffene Jahrhunderte springe.

Gleichwohl siegte Savigny über Thibaut, weil es der feudalen Reaktion
h Waterloo gelang, das Heft in die Hand zu bekommen. Deutschland kam
t nur nicht zu einem bürgerlichen Gesetzbuche, sondern die Ansätze zum bürger-
en Rechte, die unmittelbar unter der französischen Fremdherrschaft oder mittelbar
Wirkung von ihr durchgeführt worden waren, wurden nach Möglichkeit wieder
gerottet. In welcher Weise die ostelbischen Junker die Stein-Hardenbergische,
und für sich schon im bürgerlichen Sinne keineswegs glorreiche Gesetzgebung
stümmelten, ist bekannt. Es gab aber einen Punkt, an dem die ökonomische
twicklung der feudalen Gesetzgebung ihr unerbittliches Halt! zurief. In den
ziger Jahren begann sich die große Industrie zu entfalten, die bis dahin nur
radisch auf deutschem Boden angesiedelt gewesen war. Von ihren Gewalt-
en wurde das feudal-zünftige Recht in den Grundvesten erschüttert, und die
nie des Schicksals wollte, daß Savigny zu seiner Vertheidigung berufen
de. Er war in den vierziger Jahren preußischer Minister für Gesetzgebung
bewies in dieser Stellung zum Gespötte der ganzen Welt, daß wenn auch nicht
erer Zeit, so allerdings der historischen Schule jeder Beruf zur Gesetzgebung
e. Am lächerlichsten machte er sich mit seinen reaktionären Versuchen, die Ehe-
idung zu erschweren. Die bürgerliche Ehe, die bis dahin auf der handwerks-
zigen Produktion beruht hatte, wurde durch die großindustrielle Entwicklung
olutionirt: im Haushalte der Bourgeoisie wurde die Frau ein Luxusmöbel,
Haushalte des Proletariats das Haupt der Familie. An diesem großen
nge der historischen Entwicklung murkste Savigny mit Erschwerungen der Ehe-
idung herum, wie übrigens der heutige Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuches
auch nicht viel klügerer Weise daran herummurkst. Die Ehe wächst aus
r bürgerlichen Form heraus, und das bürgerliche Recht, das sich abquält,

um das Huhn wieder in das Ei zu stecken, muß immer wieder auf dieselb mehr noch possirlichen als gefährlichen Sprünge verfallen.

Die deutsche Revolution fegte Savigny und seinesgleichen vom öffentlich Schauplatze, aber es gelang ihr nicht, bürgerliches Recht zu schaffen, geschwei denn zu kodifiziren. Das erste Ausräumen des feudalen Augiasstalls, das d französische Nationalversammlung in einer unsterblichen Augustnacht besorgt hat gelang der preußischen Nationalversammlung nicht einmal in sieben Monate Die Schuld daran trug die Feigheit und Kurzsichtigkeit der deutschen Bourgeoisi die sich lieber aufs Kompromisseln mit dem Absolutismus und Feudalismus, st auf ein ehrliches Bündniß mit dem Proletariat einließ. In der Angst des bös Gewissens fürchtete sie die Arbeiterklasse, so wenig entwickelt diese damals no war. Sie stieß die Hand zurück, die ihr im Revolutionsjahre immer wied von den Führern der Arbeiter gegen den gemeinsamen Feind geboten wurde, u holte sich lieber zerschmetternde Fußtritte von denen, die zu bekämpfen und vernichten ihre historische Aufgabe war. In allen entscheidenden Phasen d deutschen Geschichte hat sich die gleiche Taktik der Bourgeoisie seit fünfzig Jahr beständig wiederholt, und jede Frucht, die ihr die ökonomische Entwicklung reif wagte diese tragikomische Klasse nur zu pflücken unter höflichen Bücklingen geg Absolutismus und Feudalismus, unter boshaft schielenden Seitenblicken auf d Proletariat.

Dies Gepräge trägt denn auch der Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuche der endlich, achtzig Jahre seitdem er zuerst gefordert wurde, bis an die Schwe des Reichstags gelangt ist. Ein müder Greis, der auch als Jüngling und Ma nicht an einem Ueberschuß von Kraft gelitten hat, sucht eine kurze Ruhestatt, e er ins Grab sinkt. Wo wäre der kühne Prophet, der diesem Gesetzbuche, vorau gesetzt daß es überhaupt zum Gesetze wird, eine Dauer zu versprechen wag auf welche sonst grundlegende Gesetzbücher zu rechnen gewohnt sind? Eine Dau auch nur wie dem alten braven preußischen Landrechte, das es immerhin zu d für seine krüppelhaften Glieder respektablen Last von hundert Jahren gebra hat? Die idealistische Illusion, der selbst noch Lassalle huldigte, die Illusio daß alles Recht der Substanz des allgemeinen Volksgeistes entfließe, ist abgetha in dem geschriebenen Rechte spiegelt sich der jeweilige Stand des Klassenkampf wieder und deshalb kann keine Klasse darauf verzichten, an seiner Gestaltu praktisch mitzuwirken.

Inwieweit es der sozialdemokratischen Kritik gelingen wird, den Entwu des bürgerlichen Gesetzbuches von den Fallen und Wolfsgruben zu reinigen, d darin den arbeitenden Klassen gelegt sind, läßt sich im Voraus nicht sagen. Au jeden Fall muß kräftig daran gearbeitet werden, auch wenn sich keine sanguin schen Hoffnungen rechtfertigen lassen. Man verschleiert einen Schiffbruch nic wenn man aus ihm zu retten sucht, was irgend daraus zu retten ist. U diese beiden Ziele sind der sozialdemokratischen Kritik des Entwurfs zu ein bürgerlichen Gesetzbuch gesteckt: daraus zu entfernen, was die Interessen d arbeitenden Klassen schädigen soll, und ferner nachzuweisen, daß diese Kodifikati des bürgerlichen Rechts, soweit sie rückständigere Rechtssysteme zu beseitigen bea sichtigt, ein sehr bummliger Nachzügler auf der Heerstraße der Geschichte ist, de kräftige Sturmschritte schon auf die Hacken treten.

Gerhart Hauptmanns „Florian Geyer“.[1]

Von Advocatus.

Der kühne fränkische Ritter Florian Geyer, der als die interessanteste ·stalt des ganzen Bauernkrieges aus der bunten Schaar der Führer dieser ·ößten deutschen Volksbewegung hervorragt, hat schon manchen Dichter gelockt. ·i Roman und im Epos ist er behandelt worden; vor allem aber haben die ·ramatiker geglaubt, in seinem tragischen Schicksal einen dankbaren Vorwurf zu ·den. In der Zeit von 1857 bis 1870 haben nicht weniger als fünf Schrift- ·ller ihn zum Helden dramatischer Werke gemacht: Genast (1857), Koberstein ·860), J. G. Fischer (1866), Dillenius (1868) und Schubert (1870). Alle ·se Dramen sind längst vergessen, und auch die eingehendsten literaturgeschicht- ·hen Werke haben kaum von ihnen Notiz genommen. Keiner hat Gestaltungs- ·aft genug besessen, um dem heldenmüthigen Führer des „schwarzen Haufens“ ·i Herzen des Volkes ein dauerndes Denkmal zu errichten.

Gerhart Hauptmann glaubte sich hierzu berufen. Und auch wohl Alle, · der glänzenden Entfaltung seines dichterischen Talents mit staunender Be- ·underung gefolgt waren, hegten die Ansicht, daß der Dichter der „Weber“ der ·ichtige Mann sei, um die gewaltige Zeit des Bauernkrieges vor uns lebendig ·rden zu lassen. Mehrere Jahre vergingen, ehe das große Werk vollendet ·ar. Was man inzwischen vernahm, war geeignet, die Erwartung aufs Höchste · steigern. Wie man erfuhr, hatte der Dichter die gründlichsten Studien an- ·stellt, ganze Ballen von Büchern durchgelesen, sich in Huttens, Luthers und ·nderer Schriften hineingearbeitet, um die Sprache der Zeit genau zu treffen, ·anken bereist, um seinen Szenen Lokalfarbe geben zu können u. a. m. Eine ·ilogie sollte uns vorgeführt werden, die zu ihrer Darstellung wie die Wallenstein- ·ilogie zwei Abende in Anspruch nehmen würde. Man sieht, wie der Dichter ·it seinem Stoffe gerungen haben muß. Und wir dürfen bei dieser emsigen, ·hrjährigen Arbeit wohl überzeugt sein, daß Gerhart Hauptmann uns im ·lorian Geyer“ das Beste gegeben hat, was er auf dem Gebiete der histori- ·schen Tragödie zu leisten vermochte. Gerade darum lohnt es, sich eingehender ·it diesem Werke zu befassen, um Klarheit darüber zu erlangen, welche Grenzen ·r Hauptmannschen Kunst gesteckt zu sein scheinen.

„Ein Bühnenspiel aus dem Bauernkriege in fünf Akten und einem Vor- ·iel“ nennt der Theaterzettel das Werk, während die Buchausgabe seltsamer- ·eise überhaupt keine nähere Bezeichnung trägt. Ein Bühnenspiel! Schon dieser ·tel, hinter dem nur Thoren ein besonderes, absichtlich angewandtes Kunstprinzip ·ttern könnten, weist auf die Hauptschwäche des „Florian Geyer“ hin: er ist ·in wirkliches, sorgsam gearbeitetes Drama.

Hauptmann hat darauf verzichtet, uns die Ursachen des Bauernkrieges dar- ·legen. Wir werden sofort mitten hinein in das wilde Kriegsgetümmel geführt; ·it der Belagerung von Würzburg beginnt das Stück.

Wenn der Vorhang aufrollt, befinden wir uns auf dem Schlosse Frauen- ·rg bei Würzburg, wohin der Bischof alle seine Ritter und Lehensleute hat ent-

[1] Uns ist eine Reihe von Artikeln über dieses Drama zugegangen, die wir durch ·ehrings Besprechung in Nr. 16 der „Neuen Zeit“ für erledigt halten. Vorliegender Artikel ·gegen scheint uns eine vortreffliche Ergänzung dieser Besprechung zu bieten, namentlich · jene unserer Leser, die nicht in der Lage sind, das Werk aus eigener Anschauung kennen · lernen. Die Redaktion.

bieten lassen. Ein Schreiber liest ihnen die zwölf Artikel der Bauern vor, d
von den Rittern mit höhnischen Glossen begleitet werden. Von allen Seit
ziehen die Bauern heran; deshalb will der Bischof die Burg verlassen, aber
ermahnt seine Getreuen, auszuhalten, bis er ihnen Hilfe bringen könne. J
feuriger Rede gelobt der Hofmeister Sebastian von Rotenhahn, das Schloß muth
zu vertheidigen, und die Ritter stimmen ihm jubelnd zu. Alle wollen ausharre
nur einer entfernt sich und geht zu den Bauern über. Damit schließt das Vorspie

Der erste Akt spielt in der Kapitelstube des Neumünsters in Würzbur
Das Bauernheer hält seinen Einzug in die Stadt, deren Bürger sich ihm a
geschlossen haben. In frischen, lebendigen Szenen wird die ganze Situatic
geschildert. Meisterhaft ist vor allem die Art und Weise, wie wir immer wied
auf Florian Geyer hingewiesen werden, dessen Erscheinen wir mit größter Spa
nung erwarten. Endlich tritt er auf, und mit ihm zugleich die übrigen Führ
der Bauern. Kriegsrath wird gehalten, und in einer prächtigen Massensze
wird die Zwietracht und Eifersüchtelei unter den Bauernführern geschilder
Geyer wird von den Rittern im Heere, vor allem von Götz von Berlichinge
wie von den meisten bäuerlichen Führern in gleicher Weise bekämpft und ve
dächtigt. Eine Gesandtschaft der Besatzung des Frauenberges erscheint; die Ve
handlungen bleiben resultatlos, weil die Mehrheit im bäuerlichen Kriegsra
Uebergabe der Burg fordert, während die Besatzung sich höchstens dazu verstehe
will, den Eid auf die zwölf Artikel zu leisten. Geyer räth, sich damit z
begnügen, weil es an Geschütz für die Belagerung fehle, kann aber mit sein
Ansicht nicht durchdringen. Dann wird der Vorschlag gemacht, einen oberste
Feldherrn zu wählen. Geyers Freunde dringen in ihn, sich selbst, gestützt a
seine treuen „Schwarzen", zum Führer aufzuwerfen; schon haben sie die Vo
bereitungen zu einem solchen Gewaltstreich getroffen. Er weist sie aber hefti
zurück und gelobt, das Kommando nur zu übernehmen, wenn es ihm von de
Versammlung ordnungsmäßig übertragen werde. Er schlägt seinerseits vo
keinen Oberfeldherrn, sondern einen Kriegsrath zu wählen: ein Vorschlag, de
auch angenommen wird.

Ein Wirthshaus in der alten Reichsstadt Rothenburg ist der Schaupla
des zweiten Aktes. In breit ausgeführten Massenszenen treten allerlei für d
Reformationszeit charakteristische Figuren auf: ein Hausirer mit religiösen Schrifte
ein entlaufener Mönch, ein fanatisirter blinder Mönch, Bürger von Rothenbur
ein Landsknecht u. A. m. So vergeht der halbe Akt, ohne daß die Handlun
auch nur einen Schritt vorwärts rückt. Geyer, der nach Rothenburg gekomme
ist, um Belagerungsgeschütz für Würzburg zu holen, tritt wie in allen fünf Akte
auch diesmal erst in der zweiten Hälfte des Aktes auf. Nachdem er eine Red
an die auf der Gasse versammelten Rothenburger Bürger gehalten hat, werde
ihm zwei Unglücksposten gebracht: bei Böblingen sind die Bauern vollständi
geschlagen worden; in Würzburg haben die übrigen Führer, obwohl sie Gey
versprochen hatten, in seiner Abwesenheit nichts Entscheidendes zu unternehme
einen Sturm auf den Frauenberg gewagt. Auch Geyers Schwarze haben si
ihnen angeschlossen und seinen Feldhauptmann Tellermann, der ihnen entgegen
getreten, in die Eisen gelegt. Der Sturm aber ist völlig mißlungen, da noc
nicht Bresche geschossen war; mehr als die Hälfte des schwarzen Haufens i
auf dem Kampfplatz geblieben. Diese Nachrichten üben auf unseren Helden ein
eigenthümliche Wirkung aus: er erklärt, nicht nach Würzburg gehen zu wollen
grollend zieht er sich von der Bewegung zurück und anstatt zu retten, was noc
zu retten ist, verharrt er in einem so ernsten Augenblick in Unthätigkeit.

Im dritten Akt ſoll in Schweinfurt ein Landtag abgehalten werden. Er kommt aber nicht zu Stande, da nur einige Bauernführer zu ihm erſcheinen, die Fürſten, Ritter und Städte dagegen vollſtändig ausbleiben. Statt ihrer kommt Florian Geyer, der ſich wieder anders beſonnen hat und zu den Bauern zurückkehrt. Er überhäuft die Führer, die durch den vorzeitigen Sturm auf den Frauenberg das ganze Unglück verſchuldet haben ſollen, mit heftigen Schmähreden; und ſie ſuchen ſich wieder einander gegenſeitig die Schuld in die Schuhe zu ſchieben. Eine neue Unglücksbotſchaft wird gebracht: der Markgraf Kaſimir hat Kitzingen erobert und einer großen Anzahl Bürger die Augen ausſtechen laſſen. Ein blinder Lärm entſteht auf der Gaſſe; es heißt, der Markgraf rücke heran. Die meiſten Führer der Bauern nehmen eiligſt Reißaus. Nur wenige bleiben zurück und entſchließen ſich, mit Geyer nach Würzburg zu ziehen, um zu verſuchen, ob ſich noch etwas ausrichten laſſe.

Der vierte Akt führt uns wieder ins Wirthshaus zu Rothenburg. Einige viel zu weit ausgeſponnene Szenen zeigen den eingetretenen Stimmungswechſel; die Reaktion erhebt bereits wieder ihr Haupt. Endlich erſcheint in ſtiller Nacht mit einigen Gefährten auch Florian Geyer, der am Schluß des vorigen Aktes nach Würzburg wollte; er muß ſich aber unterwegs anders beſonnen haben und an Würzburg vorbeigeritten ſein, um nach Rothenburg zu kommen, wo er augenblicklich abſolut nichts zu thun hat. Sieht man von der mangelhaften Motivirung ſeines Auftretens ab, ſo ſind die ſich nunmehr abſpielenden Szenen von ſeltener dichteriſcher Schönheit. Völlig niedergeſchlagen ſind die Gefährten, auch Geyers Herz iſt von Hoffnungsloſigkeit erfüllt. Aber noch einmal will er ſich in wilder Lebensluſt am Klange der Saiten und am Rheinwein ergötzen, noch einmal die ſchwarzen Haare ſeiner treuen Marei ſtreicheln. Da wankt, todtwund, mit Blut bedeckt, ſein Feldhauptmann Tellermann auf die Bühne und bringt ſterbend die Schreckenskunde von der vernichtenden Niederlage bei Königshofen. Jetzt wappnet ſich Florian Geyer zum letzten Kampf; auf Huttens und Sickingens Gedächtniß leert er noch einmal den Becher, nimmt die ſchwarze Fahne aus der Hand des Todten und ſtürmt hinaus in die Nacht.

Im fünften Akt feiern die ſiegreichen Ritter auf Rimpar, dem Schloſſe von Geyers Schwager, Wilhelm von Grumbach, ein wüſtes Siegesfeſt. Gefangene Bauern werden eingebracht, und die edlen Ritter machen ſich den Spaß, mit Hundepeitſchen auf die Wehrloſen einzuhauen. Dann ſetzen ſie ſich wieder, froh des vollbrachten Werkes, im Nebenzimmer zur Tafel. Unbemerkt erſcheint der vor Erſchöpfung faſt zuſammenbrechende Florian Geyer, um bei ſeinem Schwager Zuflucht zu ſuchen. Dieſer weigert ſich erſt, ihn aufzunehmen, entſchließt ſich aber doch endlich, ihn zu beherbergen. Aber von der Angſt um ihren Gatten getrieben, verräth die Frau von Grumbach den Flüchtling an die trunkenen Junker. Keiner jedoch wagt ſich an den Helden heran, der ſie mit vernichtendem Hohne überſchüttet, allen bangt vor ſeinem gezückten Schwert; da ſtreckt ihn ein Pfeilſchuß aus dem Hinterhalt nieder. In dieſem letzten Akte lodert eine Poeſie des Haſſes, die ſich den beſten Szenen der „Weber“ vergleichen läßt.

Dieſe Inhaltsangabe wird Jedem gezeigt haben, wie gering das dramatiſche Leben, wie unbedeutend die Handlung des „Florian Geyer“ iſt. Zeitweilig verſiegt der Strom völlig im Sande epiſodiſcher Stimmungsmalerei. Vollſtändig überflüſſig iſt das Vorſpiel, das ja auch jetzt bei den weiteren Aufführungen weggelaſſen wird. Ueberflüſſig iſt im Grunde auch der ganze zweite Akt. Der dritte und vierte Akt ſind nur eine — allerdings ſehr ſchöne — Variation des-

selben Themas: die Niedergeschlagenheit und beginnende Verzweiflung der Bauernführer wird in beiden geschildert. Zwei lange Akte hindurch dieselbe Stimmung, ohne einen nennenswerthen Fortschritt der Handlung, das ist zu viel auf der Bühne, die kräftig pulsendes Leben verlangt.

Aus dem Stück hätte etwas dramatisch Wirksames werden können, wenn die auf der Höhe ihrer Erfolge unter den Bauern ausbrechende Zwietracht (also der jetzige erste Akt) auch den Höhepunkt des ganzen Dramas gebildet hätte. Die wichtigsten Szenen des zweiten, dritten und vierten Aktes oder wenigstens ihr Hauptinhalt hätten dann einen sehr schönen vierten Akt abgegeben, während der fünfte schon in seiner jetzigen Fassung ungemein wirksam ist. Hätte der Dichter sein Stück so angelegt, daß die ganze Handlung des jetzigen Dramas nur den Inhalt der drei letzten Akte bildete, so hätte er noch ein Vorspiel und zwei Akte zur Verfügung gehabt, um uns die Genesis des Bauernkriegs zu geben und das Wachsen der Bewegung zu zeigen. Am Anfang des Stücks war Platz genug, um ohne Beeinträchtigung der Handlung in einer Fülle episodischer Figuren die Reformationszeit lebendig werden zu lassen. Hier hatte er vor allem auch Gelegenheit, uns seinen Helden näher zu bringen; hier konnte er uns zeigen, aus welchen Motiven sich Florian Geyer der Bauernbewegung anschließt, was uns jetzt ziemlich dunkel geblieben ist.

Diese Gestaltung der Handlung ist so naturgemäß, daß man schwer begreift, warum Hauptmann diesen Weg nicht eingeschlagen hat.

Ursprünglich soll er, wie schon erwähnt, eine Trilogie oder (nach einer anderen Lesart) ein zehnaktiges Drama geschrieben haben, das er in Folge der Vorstellungen der Bühnenpraktiker auf die jetzige Fassung reduzirt hat. In welcher Weise er gekürzt hat, ist nicht bekannt geworden. Es erscheint nicht ausgeschlossen, daß er einfach die Handlung des ersten Abends weggelassen und uns nur die zweite Hälfte gegeben hat. Der Kriegsrath im jetzigen ersten Akt wäre dann der Höhepunkt des Gesammtdramas gewesen, ganz wie der Höhepunkt des Gesammtdramas „Wallenstein" in der Wrangelszene im ersten Akt von „Wallensteins Tod" liegt. Wenn diese Vermuthung richtig sein sollte — und ich möchte sie für richtig halten, da mir die Annahme, daß der dürftige Inhalt des jetzigen Stücks früher gar auf zehn Akte vertheilt gewesen sei, doch gar zu ungeheuerlich erscheint —, so wäre Hauptmanns Verfahren ungemein zu bedauern, und man darf ihm vielleicht den Rath geben, das ganze Drama einer nochmaligen Umarbeitung in der oben angedeuteten Weise zu unterziehen. Jedenfalls ist das Werk in seiner jetzigen Fassung schon in der Anlage verfehlt.

Aber die Mängel im dramatischen Aufbau könnten hingehen, wenn uns die Weite des historischen Blicks, die plastische Ausgestaltung der Charaktere vollständig entschädigte. Leider läßt jedoch der „Florian Geyer" auch in diesen beiden Punkten viel zu wünschen übrig.

Es ist Hauptmann trotz seiner gründlichen Studien nicht gelungen, den historischen Charakter der Reformationszeit dichterisch zu erschöpfen und klar zum Ausdruck zu bringen. Bunt und verworren sind die Interessengegensätze dieser stürmischen Zeit. Der Bauer kämpft gegen die Bedrückungen des Adels, der Klöster und der Städte; die unteren Klassen der städtischen Bevölkerung lehnen sich auf gegen die Herrschaft der oberen und machen gemeinsame Sache mit den Bauern; der gemeine Adel, vor allem die Reichsritterschaft, liegt in heftiger Fehde mit den geistlichen und weltlichen Fürsten wie mit den Städten, und deshalb geht er ebenfalls gelegentlich mit den Bauern Hand in Hand. Zu dem Wirrwarr dieser sozialen Gegensätze kommen die religiösen und politischen.

‑tholiken, Lutheraner, Wiedertäufer, Karlstadtianer liegen sich in den Haaren. Der ‑ampf des Schwäbischen Bundes gegen Ulrich von Württemberg, der Krieg zwischen ‑anz I. und Karl V. spielt mit hinein in die Bewegung. Diese zahllosen, sich ‑genseitig kreuzenden und vielfach wieder aufhebenden Einflüsse erzeugen im Bauern‑ ‑ere die mannigfaltigsten Parteibildungen. Neben radikalen Schreckensmännern, ‑ sich nur auf die Bauern stützen wollen, stehen opportunistische Politiker, die ‑öglichst viele Interessen und Klassen zu vereinigen streben. Und zwischen diesen ‑iden Extremen, die wir in jeder revolutionären Bewegung finden, stehen ver‑ ‑iedene Parteigruppen, die sich in allen möglichen Schattirungen abstufen.

Die meisten dieser sozialen, politischen und religiösen Gegensätze wird man ‑ Hauptmanns Drama nur finden, wenn man die Reformationsgeschichte ziemlich ‑nau im Kopfe hat. Dem nichtgelehrten Zuschauer bleiben dagegen alle diese ‑storischen Beziehungen mehr oder weniger dunkel. Es ist dem Dichter nicht ‑lungen, sie greifbar zu gestalten, sie mit vollem Leben zu erfüllen. Verschiedene ‑rsachen sind es, die das verschulden.

Es ist in erster Linie wieder die schon beklagte unglückliche Anlage des ‑tücks, das uns sofort mitten hinein in den Bauernkrieg führt. Wir sehen ‑cht, wie die Bewegung entsteht, wie sich die verschiedensten widerstreitenden ‑nteressen äußerlich vereinigen, obwohl sie sich innerlich fremd bleiben: wenn der ‑orhang aufgeht, stehen wir einem Tohuwabohu gegenüber, in dem wir uns ‑icht zurechtfinden können. Wir wissen nicht, wer im Bauernrathe recht hat; ‑ir müssen auf Treu und Glauben hinnehmen, daß Florian Geyer das Richtige ‑rtritt, weil er der Held des Stücks ist.

Außerdem hat Hauptmann diese eminent wichtigen Gegensätze unter den ‑auernführern nicht klar herausgearbeitet. Man merkt nur wenig von sachlichen ‑ifferenzen. Die Bauernführer sind meist dumme, feige und intrigante Kerle, ‑e aus persönlicher Feindschaft und Mißgunst gegen Geyer auftreten.

Die Noth des Bauernstandes, die Triebkraft der ganzen Bewegung, kommt ‑ur in durchaus unzureichender Weise zum Ausdruck. *Politische* Forderungen ‑scheinen als die Hauptziele der ganzen Bewegung, das *soziale Element* ist ‑anz in den Hintergrund gedrängt. Das ist vom historischen Standpunkt aus ‑ohl der bedenklichste Mangel des Werks.

Die zahlreichen *Nebenfiguren* sind vielfach zu breit ausgeführt und er‑ ‑angeln auch theilweise eines besonderen Interesses. Es war ein Glück, daß ‑ei der Aufführung hier energische Striche gemacht wurden. Mehrere Personen ‑nd völlig über Bord geworfen worden, Anderer Reden wurden stark beschnitten. ‑eberflüssig und gleichgiltig sind zum Theil die Ritter des Vorspiels, verschiedene ‑othenburger Bürger, der blinde Mönch, der Jude Höslein und die Episode des ‑artorius im fünften Akt, die an der denkbar ungeeignetsten Stelle steht. Da‑ ‑egen fehlen manche für die Reformationszeit charakteristische Gestalten; besonders ‑urz weggekommen ist das weibliche Element.

Diesen Mängeln stehen freilich *glänzende Vorzüge* gegenüber. Viele ‑einer Personen sind dem Dichter ausgezeichnet gerathen. Hier finden wir die ‑eisterschaft der Charakteristik wieder, die wir in seinen bisherigen Werken zu ‑ewundern so oft Gelegenheit hatten.

Prächtige Gestalten sind Geyers Feldhauptmann Tellermann und sein Feld‑ ‑chreiber Löffelholz; eine feingezeichnete Figur ist der alte Rektor Besenmeyer. ‑uch die Bauernführer sind, wenn man von den obigen prinzipiellen Ausstellungen ‑bsieht, in ihrer Art gut charakterisirt. Ein trefflicher Repräsentant der rohen ‑oldateska des sechzehnten Jahrhunderts ist der Landsknecht Schäferhans. Auch

die wenigen Frauen sind trefflich gelungen. Ergreifend ist die Gestalt der alt Frau, die über die Blendung ihres Sohnes stumpfsinnig geworden ist. Au Geyers wilde Marei ist kein übles Kind. Und in Grumbachs Frau, die a Angst um den Gatten zur Verrätherin an dem flüchtigen Geyer wird, hat d Dichter die vielgepriesene deutsche Hausfrau, die im engen Horizont der Fami aufgeht und nur für ihre Interessen eintritt, von einer zwar nicht idealen, ab um so wahreren Seite gezeigt.

Auch in der Sprache hat Hauptmann sein altes Genie bewährt; sie ungemein charakteristisch und kräftig und trägt durchaus Zeitkolorit. Bei d Lektüre stören zunächst die zahlreichen Archaismen, aber auf der Bühne kling sie sehr lebendig und wirkungsvoll.

Aber nicht nur den Vorzügen des Dichters, auch seinen Schwächen b gegnen wir in seinem neuesten Drama. So glänzend Hauptmann vielfach charakterisiren versteht, ein wirklich bedeutender Mann ist ihm bisher noch nic gelungen. Sein Loth ist ein trauriger Schwätzer und auch sein Johannes Vock rath ermangelt jeder Größe. Auch sein Florian Geyer ist kein Held aus eine Gusse, er ist im Gegentheil eine ziemlich verfehlte Figur.

Es ist nicht einfach, den Charakter des historischen Geyer festzustelle Allzu dürftig ist, was uns von ihm überliefert wurde. Zimmermann hat seinem „Bauernkriege“ folgendes Bild von ihm entworfen: „Er war auf so nigen Bergen, auf den freien Höhen des Lebens geboren. Aber den Armen der Niederung, den Gedrückten im Thale schlug sein Herz. Er hat dem Vol gelebt und ist dem Volke gestorben.... Wie seinem Vorbilde Ulrich von Hutt war ihm Beides gegeben, das Wort und das Schwert. Nicht Geiz nach Ehr Einfluß oder Beute war's, was ihn handeln ließ; auch der Feinde keiner h dieses ihm nachgeredet.... Die Verleumdung wagte es nicht, auf sein weiß Gewand einen Flecken zu werfen.“

Obwohl er kein Schreckensmann war wie Jäcklein Rohrbach, scheint er do ziemlich radikale Ansichten vertreten und, wenn man so sagen darf, zur bäue lichen Linken gehört zu haben. In Weinsberg stellte er den Grundsatz auf, ma sollte alle festen Schlösser ausbrennen, und ein Edelmann nicht mehr denn ein Thür haben wie ein Bauer. Eifrig war er bemüht, diesen Grundsatz zu ve wirklichen; brennende Schlösser bezeichneten den Weg seines „schwarzen Haufens“ Aber er war kein starrer Prinzipienreiter, wozu ihn Zimmermann machen wollt wir wissen jetzt, daß er der Belagerung des Frauenbergs widerrathen hat, we ihn wichtigere Aufgaben ins Bambergische Gebiet und nach Nürnberg zu rufe schienen. Er scheint ein tapferer Kriegsmann und ein guter Redner gewesen z sein, dessen Reden ein natürliches Feuer und ein idealer Schwung beseelte; abe er war wohl weit davon entfernt, ein skrupelloser Realpolitiker zu sein, der kein Mittel zu schlecht war, wenn es seinen Zwecken dienen konnte. Noch wa er unvermählt, aber verlobt mit einem Fräulein Barbara von Grumbach. Ein Volkssage läßt noch jetzt die Braut Nachts im weißen Gewande an der Stell erscheinen, wo ihr Bruder den edlen Florian erschlug.

Hauptmann hat das Liebesmotiv, das sich ihm hier ungezwungen bot, ver schmäht, wohl in Erinnerung an die vielen schaurigen edlen Heldenbräute de Schillerschen Schule. Sein Florian ist verheirathet, kümmert sich aber um Fra und Kind blutwenig („Bin nie kein Windelwäscher gewest“), sondern scheint i der „Lagerdirne“ Marei einen ihm viel lieberen Ersatz gefunden zu haben.

Auch sonst hat Hauptmann seinen Helden mit verschiedenen Charakterzüge ausgestattet, die er vermuthlich frei erfunden hat. Sein Florian ist in fran

zösischen Diensten gewesen und hat bei Pavia gegen die Deutschen gefochten.[1] Französisches Geld hat er bekommen, das er zur Ausrüstung seiner Truppen verwandt hat. Ruhig giebt er es auf die Frage eines seiner Vertrauten zu:

> Es sind niemalen subtilere Praktiken im Gange gewest, und wahr ist's, der Wind wehte stark von West. Sollen wir aber nit unsere Segel spannen, wo wir gen Osten wollen schiffen, allein, weil der Wind von Frankreich wehet? . . . Wer nach den neuentdeckten Inseln fahren will, nutzet die Winde, wo sie wehen. Er kann mit nichten immer grad' aus schiffen, nur daß er sich selbst glauben hält und dem Ziele treu bleibe.

Wir haben also einen Realpolitiker vor uns, wie er im Buche steht. Und zahlreiche Züge zeigen ihn in ähnlichem Lichte: Mit dem Galgen sorgt er für Ordnung und Mannszucht.

> Blitz und Donner, was haben wir doch mit Weiberröcken zu schaffen! Frisch, Galgen aufgericht't! Den Profossen in sie arbeiten lassen, flugs aufknüpfen, was nit gut thun will.

Als Karlstadt über das wüste Treiben im Würzburger Heere klagt, fragt er ihn höhnend:

> Meintet ihr englische Kinder und sanftlebende Brüder zu finden?

Als Götz ihn daran erinnert, daß er doch auch unter den Bündischen gewesen, die ihn in Möckmühl einst verrätherischer Weise gefangen genommen, da antwortet er mit eiserner Stirn:

> Nimm einen Löffel und friß Deine Lüge!

Aber obwohl dieser Realpolitiker genau weiß, daß nur eine einheitliche Leitung das große Werk zu gutem Ende führen kann, will er sich doch nicht zum obersten Feldherrn aufwerfen, trotzdem er die Macht dazu hat und trotzdem alle Vorbereitungen von seinen Freunden schon getroffen sind; feierlich gelobt er:

> Wen sie über uns Alle willmächtig machen, dem will ich mich gehorsam beugen und unterthan sein, als einem evangelischen Bauern geziemet und zustehet.

Und Herr Schlenther, der mit Hauptmann in intimem Verkehr steht, erklärt in der „Vossischen Zeitung", diese Szene solle zeigen, was Florian Geyer für ein unpraktischer Mensch, für ein Ideologe sei!

Ohne inneren Zusammenhang reiht Hauptmann die widersprechendsten Züge aneinander, die ihm die Historie überliefert. Geyer will alle Burgen zerstören; von der Besatzung des Frauenbergs verlangt er aber nur den Eid auf die zwölf Artikel; und bald darauf erklärt einer seiner Freunde mit Berufung auf Geyers Ansicht:

> Kennet Ihr das Märlein, wo die Schafe wider den Wolf einen Wolf gewonnen zum Bundesgenossen? Darnach würgeten zween Wölfe in ihren Reihen.

Ruhig läßt er sich nach Rothenburg verschicken; bei Hauptmann nur, um zwei Geschütze zu holen; geschichtlich hatte er doch wenigstens eine ziemlich wichtige diplomatische Mission: es galt, Rothenburg ganz für die Sache der Bauern zu gewinnen. Als er von dem mißlungenen Sturme hört, verläßt er die Sache der Bauern und will sich zurückziehen. Wenn er ein wirklicher Held wäre, würde er jetzt erst recht entschlossen vorgehen, um die Scharte sofort wieder auszuwetzen, wie es der historische Florian thut. Am 15. Mai wurde der Sturm abgeschlagen,

[1] Das ist sicherlich freie Erfindung. Die Schlacht bei Pavia fand am 24. Februar 1525 statt; Geyer schloß sich schon in den ersten Apriltagen den Bauern an. Erst im Juli erschien Frundsberg mit den Landsknechten aus Italien auf dem deutschen Kriegsschauplatze.

am 16. Mai war Geyer wieder mit dem Geschütz im Lager vor Würzburg und die Beschießung begann.

Wie ein moderner nervöser Stimmungsmensch ändert Hauptmanns Geyer seinen Entschluß und kommt im dritten Akt wieder aus dem Schmollwinkel hervor. Jetzt will er, wie wir oben gesehen, noch einmal nach Würzburg gehen, begiebt sich aber unmotivirter Weise wieder nach Rothenburg.

Viel Rühmens wird von der Disziplin der „Schwarzen" gemacht, die sie aber nicht abhält, zu meutern und den Hauptmann Tellermann in die Eisen zu legen.

Merkwürdig ist das Programm dieses Bauernführers. Es entspricht viel mehr den Interessen des Bürgerthums, als denen des Bauernstandes; es hat einen nationalliberalen Anstrich:

> Wir haben unser Vornehmen darauf gericht't, daß Fried, Freiheit, Einigkeit, Sicherheit Handels und Wandels anhebe und aufrecht bleibe.
>
> Unser Fürnehmen stehet allein darauf, dem Kaiser seine alte Macht wiederzugeben unverkümmert von Pfaffen und Fürsten.
>
> Das Reich muß reorganisiret werden. . . . Wir haben zu wählen, die Stämme und nicht die Fürsten. . . . Wir wollen ein deutsch' evangelisch' Oberhaupt: Einen Volkskaiser, keinen Pfaffenkaiser.
>
> Es ist zu früh, sich mit Rosen zu bekränzen, dieweil noch der Antichrist zu Rom sich mästet von unserm Mark, der deutsche Kaiser nach Brot betteln muß, das Recht um Geld feil ist, der ewige Landfrieden auf dem Papier stehet und das Evangelium unterdrücket ist.

Kein Wort von den *sozialen Forderungen* der Bauern!

Florian Geyer kommt uns nicht menschlich näher. Wir haben niemals Gelegenheit, einen Blick in sein Herz zu thun, wir wissen nicht genau, welche Motive ihn eigentlich zu den Bauern getrieben haben. Fast immer ist er von einer ganzen Anzahl von Leuten umgeben; er hat immer eine offizielle Miene auf; er scheint keinen Freund, sondern nur Anhänger und Untergebene zu kennen; wahre Herzlichkeit ist ihm versagt. Eine heitere Lichtgestalt scheint der historische Florian trotz seiner schwarzen Rüstung gewesen zu sein; ein finsterer Mann tritt uns in Hauptmanns Helden entgegen, dem auch seine Achtung vor Kunst und Wissenschaft keinen liebenswürdigen Anstrich verleiht.

Aber mochte Hauptmann den Florian Geyer auffassen, wie er wollte, ein einheitliches Bild mußte er von ihm entwerfen. Wir müßten genau wissen, was er als Politiker bedeutet. So aber erscheint er schwankend in seinen Ansichten, wankelmüthig in seinen Entschlüssen und schwach in seinem Handeln. Wirkliche Größe und Heldenkraft fehlt ihm. Nur im Todeskampfe rafft er sich zu imponirender Höhe empor.

Wie seine geringe Fähigkeit, einen bedeutenden Mann auf die Beine zu stellen, so hat Hauptmann auch schon öfter gezeigt, wie wenig er im Stande ist, ein sorgfältig aufgebautes Drama zu schaffen. Beide Mängel seiner dichterischen Kraft sind noch niemals so deutlich wie im „Florian Geyer" zu Tage getreten. Und es scheint beinahe, daß hier seinem Können unübersteigliche Grenzen gezogen sind.

Eine reine Freude kann man über Hauptmanns neuestes Drama nicht empfinden; dazu sind die Fehler des Werks allzu gewichtig und tiefgehend. Aber nur weil man an Hauptmann den höchsten Maßstab anlegen darf und muß, war eine so scharfe Kritik nothwendig.

Aus den Ergebnissen der bayerischen Agrar-Enquete.

Von Dr. J. Schmidt und Adolf Müller.

3. Zur Lage der Kleinbauern und Tagelöhner.[1]

Auch in unserer Presse war des Oefteren die Rede davon, daß der süddeutsche Kleinbauer sich wirthschaftlich und sozial in einer noch ziemlich günstigen Lage befinde. Soweit die Untersuchungsergebnisse aus den 24 „typischen“ Gemeinden zu einem Urtheil berechtigen, scheint indessen diese Ansicht bezüglich der bayerischen Kleinbauern wie auch der zumeist aus ihren Reihen sich rekrutirenden Dienstboten und Tagelöhner nicht zutreffend zu sein. Denn die nachfolgenden Schilderungen, welche darüber aus der Enquete gesammelt werden können, geben nichts weniger als ein rosiges Bild.

„Die Lebenshaltung der bäuerlichen Familien“, sagt der Berichterstatter für die Gemeinde Zell (Niederbayern), „dürfte in ihrer Einfachheit und Genügsamkeit weit und breit unübertrefflich sein. Es entbehren die Leute nicht nur jede körperliche und häusliche Bequemlichkeit, sondern sie begnügen sich mit einer Ernährungsweise, die man wohl in den meisten Gegenden für einen Hund niedrigster Sorte zu schlecht finden würde. Es müssen schon bessere Landwirthe sein, in deren Haushalt jährlich zweimal Fleisch zur Mahlzeit gebracht wird. Die regelmäßige Nahrung besteht Morgens in einer sauren Milchsuppe mit Brot oder Kartoffeln, Mittagstisch in Kraut mit einer Mehl- oder Kartoffelspeise und am Abend würde man wieder Milchsuppe mit Kartoffeln und Kraut aufgesetzt finden. . . . Die Ernährungsverhältnisse der Tagelöhner stehen, wenn sie bei den Arbeitgebern verpflegt werden, denen der Dienstboten gleich, ebenso verhält es sich bezüglich der Wohnungsverhältnisse. Ihr Heim besteht meistens aus einem sehr dürftigen Häuschen mit kleiner Oekonomie, die ihnen die Erhaltung einer Kuh gestattet, von deren Nutzen in Verbindung mit Kraut und Kartoffeln die Familie ernährt wird.“

Ueber die pfälzische Gemeinde Trahweiler wird gemeldet, daß die Mehrzahl der Bewohner arm ist und durch Lohnarbeit ihr Brot verdienen muß; aber diese Klasse ist noch besser daran, als die der kleinen Landwirthe ohne Nebenverdienst. „Diese sparen an allem, was zum Leben gehört und kommen unter den heutigen Verhältnissen noch tiefer in Schulden.“

Die Lebenshaltung der Tagelöhner ist eine „sehr dürftige, ebenso dürftig wie die der bäuerlichen Familie“ in Sollbach (Oberpfalz). Ein Unterschied besteht in dieser Beziehung so gut wie gar nicht. Der Tagelöhner hat, wie der Bauer, das ganze Jahr hindurch nur die einfachste, aus Kartoffeln, Mehl, Milch und Kraut bereitete Kost, dabei höchstens drei- bis viermal Fleisch im ganzen Jahre. Kaffee, Zucker, Gewürze, Schmalz sind als zu kostbare Artikel dieser Kost fremd. Gleich dürftig ist es mit den Wohnungsverhältnissen bestellt. Im Wohnzimmer, das oft nur theilweise gedielt ist, wird zugleich für Mensch und Vieh gekocht, werden so viel als es geht alle Hausarbeiten vorgenommen; es werden da auch den Winter hindurch in Verschlägen die Hühner und die jungen Thiere gehalten. Auch dient das Wohnzimmer zuweilen gleichzeitig als Schlafzimmer; doch sind die Betten in der Regel in einer neben dem Wohnzimmer befindlichen Kammer oder in Verschlägen auf dem Hausboden direkt unter dem Dache. „Das enge Beisammensein in wenigen Räumen, worin auch alle möglichen Hausarbeiten verrichtet werden, läßt Ordnung und Sauberkeit häufig genug

[1] Vergl. „Neue Zeit“, XIV. Jahrgang, I. Band, S. 465 ff.

vermissen und erscheint auch der Gesundheit nachtheilig." Die schlechte Ernährung läßt einen Schluß auf die Arbeitsfähigkeit der Bewohner zu. Es kommt, sagt der Bericht, thatsächlich vor, daß den Leuten bei schweren Arbeiten, namentlich in der Erntezeit, manchmal die Kräfte ausgehen. Erhebliche Leistungen lassen sich eben bei dieser Lebenshaltung nicht mehr erwarten. In ihrer Fortdauer werden sich diese Verhältnisse auch immer mehr bei dem Nachwuchs bemerkbar machen müssen. „Gegenwärtig", heißt es weiter, „fehlt es da sozusagen an allem, insbesondere aber auch an der hoffnungsfreudigen Aussicht, daß eine Verbesserung der armseligen Zustände jemals eintreten kann. Alles was Arbeit, Sorge und Entbehrung mühsam genug aufzubringen vermögen, gehört im Voraus, oft weit voraus dem Gläubiger und dem Rentamte, und nicht wenige von den Wirthschaften fristen schon seit Jahren ihr kümmerliches Dasein nur aus der Geduld der Gläubiger und von der Nachsicht eines sehr humanen Rentbeamten. Immer wieder wälzen sich solchen stark verschuldeten Besitzern neue Verbindlichkeiten auf und für manche ist das Dasein ein ununterbrochener, harter Kampf mit Noth und Sorge. So unerfreulich der Niedergang der Bodenpreise in Sollbach an sich ist, bringt er andererseits doch das Gute, daß Vergantungen selten vorkommen und man die Leute lieber auf der Scholle läßt, weil aus ihrem Verdrängen schwerlich Vortheile für den Gläubiger erwachsen würden. . . . Viele Kinder Sollbacher Bauernfamilien dienen als Dienstboten in den Städten; fast alle diese schicken, was sie nur an Lohn und Nebenverdienst erübrigen können, regelmäßig nach Hause, zur freien Verfügung der Eltern, bezw. der Hofbesitzer."

Aus der mittelfränkischen Gemeinde Petersaurach wird mitgetheilt, daß die Lebenshaltung der Tagelöhner im Allgemeinen die gleiche ist wie bei den Bauern. „Sie erscheint als eine dürftige, was die Ernährungs- und Wohnungsverhältnisse anlangt."

Nicht minder instruktiv ist, was der Erhebungskommissär für Rothenbuch (Unterfranken) ausführt. Er schreibt wörtlich: „Tagelöhner, insoweit sie in Diensten der Landwirthschaft stehen, rekrutiren sich aus dem Stande des Klein- und Mittelbesitzes, und regeln sich deren Ernährungs- und Wohnungsverhältnisse nach der Nachfrage zur Tagelohnsarbeit. . . . Die Waldarbeiten sind gering bezahlt. . . . Es sind daher diese Verdienste aus den Nebenbeschäftigungen nur hinreichend, um die einschlägige Bevölkerung vor Hunger zu schützen, nicht aber um derselben zu einem gewissen Wohlstande zu verhelfen. . . . Es dürfte hier noch zu bemerken sein, daß die Kleidungsstücke besonders für den Winter dünn und ungenügend vorhanden, daß bei Vielen von Unterkleidern, Unterhosen selbst bei großer Kälte keine Rede ist. . . . Während des Erhebungsgeschäfts, das sich immer auch auf die Mittagessenszeit ausdehnte, wurde in 17 Haushaltungen von den aufgetragenen Speisen Einsicht genommen. Dabei wurde nur einmal eine Fleischspeise (Würste) angetroffen. In 5 Fällen kam nebst Kartoffeln auch noch Suppe oder Kaffee mit Milch auf den Tisch. In den übrigen 11 Fällen bildeten ungeschmalzte Kartoffeln mit Brot die ganze Mittagskost. . . . Der Eindruck, der sich in dieser Hinsicht ergiebt, wird noch erhöht durch die Thatsache, daß Familien vorhanden, die Haus und Hof, Feld und Wiese im Stich lassen, um außerhalb der Gemeinde im Tagelohn das Leben fristen zu können. . . ."

Aehnliche unerfreuliche Mittheilungen finden sich in den Berichten über eine Reihe anderer Gemeinden, und diese Schilderungen sind allerdings nicht darnach angethan, die von gewisser Seite propagirte Theorie der kleinbäuerlichen Idylle sonderlich zu unterstützen. Demjenigen, der sich bereits eingehender mit der vor-

egenden Materie beschäftigt hat, war übrigens die Thatsache nicht neu, daß der yerische Kleinbauer vielfach unter den jämmerlichsten Verhältnissen sein arm-iges Dasein fristen muß. Die von dem Ministerium des Innern periodisch rausgegebenen Generalberichte der Sanitätsverwaltung wissen seit Jahren Trau-ges darüber zu berichten.

Aus einigen, namentlich aus oberbayerischen Gemeinden werden allerdings ich relativ günstigere Befunde mitgetheilt. Allein es ist eigenthümlich, daß bei den Erhebungsbeamten mitunter merkwürdige Widersprüche unterlaufen, die ich hier Zweifel an der Richtigkeit der günstigeren Berichte gestatten. So zählt der Erhebungskommissar für Polling (Oberbayern) auf S. 45: „Alle ienstboten essen am Tisch mit dem Besitzer und seiner Familie und herrscht das ste Einvernehmen unter denselben. . . .“ Auf der nächstfolgenden Seite aber nstatirt derselbe Beamte: „Die Taglöhner nehmen am Tische der Dienst-oten Theil. . . .“ Aus Kondrau (Oberpfalz) wird auf S. 168 mitgetheilt: Es wird gut und nahrhaft gekocht und regelmäßig zwei- bis dreimal in r Woche Fleisch gegessen. . . .“ Auf der übernächsten Seite jedoch heißt : „Die Kost beschränkt sich in der Hauptsache auf Brot, Kartoffeln, Mehl- d Milchspeisen. Der Fleischverbrauch ist unbedeutend. In der Gesammt-meinde sind 1894 nur geschlachtet und verbraucht worden: 47 Schweine,) Ochsen (davon 3 nothgeschlachtet), 9 Kühe (Nothschlachtungen), Kalbinnen (sämmtlich nothgeschlachtet) und 1 Ziege. . . .“

Charakteristisch für die Lage der Kleinbauern ist die in der Enquete des efteren betonte Thatsache, daß es dem Kleinbesitz dort relativ erträglicher ergeht, o sich Gelegenheit zu erheblichem Nebenverdienst bietet. „Für den Klein-esitz ist der Ertrag aus der Landwirthschaft nicht entscheidend“ Gemeinde Leiblfing, Niederbayern). Viele Arbeiterfamilien, heißt es in den littheilungen über Trahweiler (Pfalz), nämlich diejenigen, deren männliche Mit-ieder in der Industrie oder im Bergbau thätig sind, haben sich behaglicher ein-richtet, durchweg besser als der kleine Landwirth. Man findet bei den Ersteren orhänge an den Fenstern, Bilder, Spiegel, wie sie die Wohnzimmer der Letz-ren nicht aufweisen. Und der Beamte, welcher die Erhebungen in der schon wähnten Gemeinde Rothenbuch (Unterfranken) pflog, weiß auch diesbezüglich lgende instruktive Aufklärungen zu geben: „In Bezug auf die Nahrungs-rhältnisse ist zu unterscheiden zwischen den Bewohnern, die durch gute, das ißt rentirende Nebenbeschäftigung zu einem leidlichen Auskommen gelangten, nd solchen, deren Erwerb aus dem Ertrage ihrer landwirthschaftlichen Grund-ücke und den Erübrigungen bei Waldarbeiten (Holzfällen, Wegebauten, Lohn-ihrwerk) besteht. Erstere Kategorie, welche kaum die Hälfte der bäuerlichen evölkerung umfaßt, schlachtet jedes Jahr bei beginnendem Winter ein größeres der auch mehrere kleine Schweine, bei billigen Viehpreisen auch hier und da ne alte Kuh. Die Fleischquantitäten bilden die Grundlagen für die Ernährung r Familie das Jahr über, auch wird hin und wieder noch Rindfleisch gelegentlich ngekauft. Die andere Hälfte der bäuerlichen Wirthschaften ist ob ihrer Armuth nicht i der Lage, regelmäßig Schweine- oder Rindviehstücke zu schlachten. Nur in seltenen ällen bringt ein krankes Schweinchen oder eine altersschwache Ziege Fleisch ins aus. Dementsprechend fehlt es auch an Schmalz, und die Hauptnahrung dieser eute besteht aus Kartoffeln und Brot, sowie aus Kaffee und Milch ohne Zucker.“

Soviel aus den Mittheilungen über die Lebenshaltung der Kleinbauern und agelöhner. Auf die Lage der Dienstboten kommen wir in dem nächsten (Schluß-) rtikel zu sprechen, der außerdem noch einige allgemeine Betrachtungen enthalten soll.

Unlauterer Wettbewerb.

Ein Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb, das ist allerdings ein Unternehmen ganz im Geiste des deutschen „Rechtsstaats“. Selbiger „Rechtsstaat“ dessen politische Wortführer für eine Gerichtsbarkeit eintreten, die, ginge es vollkommen nach ihrem Wunsch, Hohn und Spott wäre auf jede Rechtsprechung soll andererseits, nach der Meinung dieser Herren, seiner berufenen juristischen und philosophischen Ausleger, fähig sein, sämmtliche wirthschaftlichen Gegensätze und Widersprüche, die Literatur, die Kunst und die Kultur überhaupt, alles und noch mehr unter Gesetzesnormen zu bringen. In der Politik soll an Stelle des Gesetzes die reinste Beamtenwillkür herrschen, und im Chaos der kapitalistischen Konkurrenz, da soll Recht gesprochen werden. Die Polizei soll in der politischen Oeffentlichkeit herrschen, und der Richter in der Markthalle!

Wer soll durch dieses Gesetz geschützt werden? Der kleine Gewerbetreibende? Das kaufende Publikum? Wir wollen sehen, wie das zutrifft.

Das vorgeschlagene Gesetz wendet sich einmal gegen unwahre Angaben über Waaren und geschäftliche Angelegenheiten überhaupt, sodann gegen den Verrath von Geschäftsgeheimnissen.

Gesetzt, es würde der Regierung bei den kapitalistischen Geschäftsleuten das gelingen, was ihr bei der offiziösen Presse bekanntlich nie gelingen will: eine absolute Zuverlässigkeit der Angaben zu erreichen; gesetzt, das wäre möglich, obwohl das thatsächlich unmöglich ist, — würde es dann dem Handwerker und kleinen Kaufmann besser ergehen? Mit nichtem! Ihr Hauptfeind ist der kapitalistische Großbetrieb, und dieser braucht die unwahren Angaben nicht, um seine kleinen Konkurrenten zu unterdrücken. Die Staatsminister, die es noch nicht wissen, mögen sich doch nur einmal die Handwerkerenquete des Vereins für Sozialpolitik ansehen. Im Gegentheil, das Bestreben dieses kapitalistischen Großbetriebs ist, die Lauterkeit seiner Konkurrenz laut auszuposaunen. Wer baut denn die Prachtläden, die großartigen Schaufenster? Wer läßt sich, seine Geschäftslokale, seine Fabrikräume von bürgerlichen Journalisten für ein reiches Trinkgeld beschreiben? Lauter lautere großkapitalistische Wettbewerber! Andererseits, wer hat die „festen Preise“ eingeführt und hält sie auch? Wieder der kapitalistische Großbetrieb.

Das Großkapital bedarf der plumpen Manier der „Schmutzkonkurrenz“ nicht mehr. Sein Profit wird ihm gesichert durch die massenhafte Ausbeutung der Arbeiter, seine Uebermacht in der Konkurrenz eben durch sein gewaltiges Kapital. Dieser Großbetrieb ist „reell“, denn er ist, weil in ihm große Kapitalien stecken, auf eine umfangreiche und anhaltende Kundschaft berechnet. Die „Schmutzkonkurrenz“ beginnt thatsächlich erst, wo das Großkapital aufhört. Der „Schmutzkonkurrent“, d. i. der Geschäftsmann, der ohne Kapital den Großkapitalisten überbieten oder wenigstens nachahmen will — das ist der „unlautere Wettbewerber“, der den Mund desto voller nimmt, je leerer seine Tasche. Dieser kündigt an, ganz Berlin in einem Tage bekleiden zu können, wenn er drei alte Anzüge und ein Halbdutzend Kinderhöschen auf Lager hat, lauert dem Käufer wie ein hungriges Raubthier auf, feilscht und handelt und krallt sich an ihm fest mit dem Muthe der Verzweiflung. Sie wollen billig verkaufen und müssen dabei aus dem Käufer nicht nur ihren eigenen Profit, sondern noch die Zinsen des ihnen gewährten Waarenkredits herausschinden. Viele von ihnen schweben auch fortwährend am Rande des Bankerotts.

Die fingirten Ausverkäufe vermitteln den Uebergang von diesen Geschäfts-
eaten, die den „unlauteren Wettbewerb“ nur als Hilfsmittel gebrauchen, zu dem
igentlichen Schwindel, d. h. was das Bürgerthum als solchen bezeichnet. Das
st die kapitalistische Halbwelt, die direkt an die Unterwelt der Diebe, Betrüger,
Falschmünzer grenzt. Sie bildet eine ungeheure Mannigfaltigkeit von Geschäfts-
ormen und Berufen. Es ist die Welt der Konkurse, der Gelegenheitsverkäufe, der
Ramschbazare, der Auktionen, der Universalheilmittel, der Markenfledderer, sodann
ıer Nachmacher von Erfindungen, der Patentjäger, der Gründer u. s. w. Sie be-
ginnt mit dem Marktschreier, der ein Taschenmesser ausbietet, das Glas schneidet,
Messer schleift, Steine zerkleinert 2c., und dem noch ein Dutzend anderer Sachen
anhängen — „alles für eine Mark“ — und endet mit dem großen Projekten-
macher und Allerweltsmakler, dessen Wirkungsfeld statt des Jahrmarkts die
Börse ist, der heute als Strohmann dient, um den Kurs zu „machen“, morgen eine
Staatsanleihe lancirt, bald als Bergwerksbesitzer, als Gründer einer Aktien-
gesellschaft auftaucht und im nächsten Augenblick als Journalist, als Häuser-
spekulant, als Theaterkritiker, als politischer Stimmungsmacher oder als Alfons der
feinen Halbwelt. Dieser steht manchmal so hoch, daß es dem Spießer ordentlich
schwindelt, wenn er den Kopf zu dieser majestätischen Höhe emporhebt. Beispiele
dieser Art sind in trauter Nationalitäten- und Rassensolidarität der französische
Aaron-Arton und der Freiherr v. Hammerstein der deutschen Konservativen.

Es ist eine Lieblingsmanier des Großkapitals, das rebellirende Kleinbürger-
thum auf diese unsicheren Existenzen zu hetzen, um dadurch dessen Aufmerksamkeit
von der eigentlichen Ursache seines Unterganges abzulenken. In die gleiche Kerbe
schlägt auch das Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb. Zugegebenerweise
sollen damit hauptsächlich die „Auswüchse“ der Reklame, die Ausverkäufe u. Ä.
getroffen werden. Mit Gefängnißstrafen werden die kleinen Schelme für ihren
„unlauteren Wettbewerb“ bedacht, den Großkapitalisten werden nach wie vor die
Kommerzienrathstitel für ihren „lauteren Wettbewerb“ zur Verfügung stehen.

Wenn es wenigstens gelingen könnte, mit diesen Kleinen aufzuräumen.
Aber nicht einmal das wird erreicht werden.

Beginnen wir mit dem Reklamewesen. Die Reklamen sollen nur wahr-
heitsgetreue Angaben enthalten. Aber wie soll man die Unwahrheit derartiger
Angaben nachweisen? Das ist leichter gesagt als gethan. Wir haben den
Annoncentheil einer großen bürgerlichen Tageszeitung vom Standpunkte des Gesetz-
entwurfs über den unlauteren Wettbewerb untersucht. Obwohl viele zweifellos
irreführende Ankündigungen darunter waren, so fanden wir doch kaum einige
wenige Fälle, die strafrechtlich faßbar wären. Hier eine Sammlung von
Empfehlungen, die in den Annoncen den Waaren beigegeben werden: „nachhaltig,
gut, dauerhaft, fein, schön, preiswürdig, solid, passend, billig, vorzüglich, kräftige
Ausführung, bildschön, elegant, beliebt, in der feinen Welt gebräuchlich, an-
genehm, entsprechend, praktisch, bequem.“ Das sind alles subjektive Urtheile,
relative Schätzungen, die man weder beweisen, noch widerlegen kann. Man ver-
suche doch, den Beweis zu führen, daß etwas für alle Fälle und jeden Menschen
nicht „schön“ oder „praktisch“ oder „passend“ oder „entsprechend“ sei? Es
kommt ja dem Spekulanten nur darauf an, den Käufer zu locken. Fielen
seine Empfehlungen bis jetzt von selbst unbestimmt aus, so wird er, wenn er
dazu veranlaßt wird, Tausende noch viel allgemeinerer Ausdrücke finden.

Nun die Ausverkäufe. Gesetzt, was nicht einmal zutrifft, es würde möglich
sein, die falschen Angaben über die Veranlassung dieser Verkäufe auszurotten.
Die Ausverkäufe selbst als berufsmäßiger Betrieb würden doch bestehen

bleiben, ebenso wie die Ramschbazare. Wer in einer Großstadt glaubt denn jetzt an die Vorspiegelungen, welche diese Kaufleute in Bezug auf die Motive des Verkaufs machen? Kein Mensch! Und doch kauft man bei ihnen. Weil hier das Geschäftsprinzip herrscht: „schlecht, aber billig — billiger Schund“! Die Ramschbazare begnügen sich überhaupt damit, ihre Preislisten zu veröffentlichen. Und so lange sie ihren „Tinef“ billig verkaufen, werden sie stets Käufer haben. Dafür sorgt schon die herrliche kapitalistische Weltordnung, die der ausgebeuteten Masse keine pekuniäre Möglichkeit giebt, sich gute und deshalb theurere Waare zu verschaffen.

Der Börsianer kauft die Juwelen, die er seiner Maitresse schenkt, nicht im 15 Pfennig-Bazar. Aber was nützt es dem Arbeiter, der seiner Braut eine Talmi-Brosche kauft, wenn der Kaufmann ihn nicht mehr versichern darf, das sei so gut wie echtes Gold? Deshalb wird er doch keine Gold-Broche kaufen, dieser Sonderling von einem Menschen!

Wenn irgendwo ein Schwindel stattfindet, ja Betrug geübt wird, so ist das bei den berufsmäßig betriebenen Auktionen. Hier hat der Käufer die geringste Möglichkeit, sich die Waaren anzusehen, und durch Strohmänner wird er zu einer immer weiteren Steigerung getrieben. Das ist schon kein Handel mehr, das ist ein Hazardspiel. Aber auch hier versagt die gesetzgeberische Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs vollkommen ihre Dienste, sofern nicht geradezu falsche Angaben über die Veranlassung der Versteigerung gemacht werden, was keineswegs der Fall zu sein braucht.

Wir erlauben uns noch die bescheidene Frage: Wer soll nach dem Gesetzentwurf bestraft werden? Der Geschäftsmann, der falsche Angaben 2c. macht? Wie aber, wenn er in seinen Ankündigungen Angaben Anderer anführt? Wen trifft hier die Schärfe des Gesetzes? Denjenigen, der die Empfehlung schreibt, oder denjenigen, der sie abdruckt? Was kann der Schreiber dafür, daß sein Schreiben zum Wettbewerb ausgenützt wird? Und soll es dem Kaufmann nicht mehr erlaubt sein, die Empfehlungen seiner Kunden geschäftlich zu verwerthen?

Man kennt die Annoncen: „Ich, Anna Czihak ...“ Bekannt sind auch die Briefe dankbarer Patienten. Wie, soll es dem Manne, dessen Frau dreißig Jahre lang leberkrank war, nicht erlaubt sein, seiner Begeisterung für irgend einen Kräuterthee Luft zu machen? Und wie soll das verhindert werden? Andererseits, wer weiß nicht, daß mit diesen Universalheilmitteln der großartigste Schwindel getrieben wird?

Aber nicht nur darauf kommt es an. Reklamen in dritter Person dringen in immer weitere Geschäftskreise. Empfehlungen, Bestellbriefe, Sachverständigenurtheile und Aehnliches wird massenweise abgedruckt. Wer kann sie auf ihre Wahrheit prüfen, und vor allem, wer ist dabei strafbar? Wenn der vorgeschlagene Entwurf Gesetz wird, dann erst wird diese Art der Ankündigung reißend um sich greifen.

Also wo bleibt der Schutz des Kleingewerbes und der des Konsumenten? Alles eitel Dunst. Der kapitalistische Großbetrieb, der unerbittliche Verdränger der kleinen Unternehmungen, bleibt von vornherein außerhalb des Spiels. Und das Uebrige ist eine Jagd nach dem Schatten!

Die einzelnen Bestimmungen des Gesetzesvorschlages sind bereits von der Tagespresse in ausreichendem Maße erörtert worden. Wir begnügen uns deshalb damit, einen Punkt hervorzuheben, der bis jetzt unbeachtet geblieben ist.

§ 7 des Gesetzentwurfs lautet: „Wer wider besseres Wissen über das Erwerbsgeschäft eines Anderen, über die Person des Inhabers oder Leiters des

schäfts, über die Waaren oder gewerblichen Leistungen eines Anderen
wahre Behauptungen thatsächlicher Art aufstellt oder verbreitet, welche geeignet
si, den Betrieb des Geschäfts zu schädigen, wird mit Geldstrafe bis zu
1)0 Mark oder mit Gefängniß bis zu einem Jahr bestraft." Man achte
dauf, daß in diesem Paragraphen der Zusatz: „zu Zwecken des Wett-
b)erbs" fehlt. Also, zu welchen Zwecken auch die gekennzeichneten Mit-
tlungen gemacht werden, sie können mit einem Jahr Gefängniß bestraft werden.
Nı denke man sich etwa den Fall eines Boykotts, und es wird sofort klar,
zu welchen Ungeheuerlichkeiten das führen kann. Zum Beispiel während des
Bliner Bierboykotts wurde ein Theil des Biervorraths der boykottirten Braue-
ren sauer. So hieß es denn auch in den Zeitungen: das Bier sei sauer.
Ar könnte man es denn auch vor Gericht beweisen? Das würde bei der
behenden Strafprozeßordnung nicht so leicht fallen. Dann aber müßte man
si für jede derartige Mittheilung auf ein Jahr Gefängniß gefaßt machen!

Oder man denke an einen Strike. Werden da nicht in öffentlichen Ver-
sammlungen Mittheilungen über Löhne, Arbeitsverhältnisse u. s. w. gemacht?
W aber, wenn es sich nachher herausstellt, daß der Durchschnittslohn bei der
Fma Wolf und Haifisch nicht 20 Pfennig, sondern 21½ Pfennig pro Stunde
brägt? Also ein Jahr Gefängniß oder 1500 Mark Geldstrafe!

Allerdings ist noch die Klausel des „wider besseres Wissen" vorhanden.
Ar wie es um diese bestellt ist, wissen wir genügend aus der Handhabung
d § 131. Die Sozialdemokraten haben bekanntlich stets den böfesten Willen!

Schon dieser § 7 allein genügt, um den Gesetzentwurf gegen den unlauteren
Wttbewerb als eine ultrareaktionäre Mache zu charakterisiren. Pv.

Notizen.

Herr Professor Georg Adler hat wieder einmal das Bedürfniß, der
Alt seinen Aerger über uns kund zu thun. Er besorgt das diesmal in einem
Aikel über die deutsche Sozialdemokratie, der mehr von Mehring und meiner
Anigkeit als von etwas Anderem handelt. Ich würde es für ein großes Pech
hten, das Lob des „staatserhaltenden" Herrn Professors zu gewinnen; auch ist
m derselbe stets nur als komische Figur erschienen, und der in Rede stehende Artikel
v anlaßt mich nicht, meine Meinung zu ändern. Wenn es mir trotzdem nothwendig
scheint, daß seine Provokation eine Antwort findet, so ist dies der Stelle zuzu-
schreiben, an der der Artikel erschienen ist. Die Bedeutung des „Handwörterbuchs
d Staatswissenschaften", in dessen jüngst erschienenem Supplementband der Adlersche
Erguß zu finden ist, zwingt uns, diesen ernsthaft zu nehmen. Aber es erscheint mir
v lig ausreichend, wenn Mehring, der am meisten Angegriffene, antwortet; ich be-
gnige mich damit, die gegen mich und die „Neue Zeit" gerichtete Stelle aus dem
Wrk, das die Blüthe deutscher bürgerlicher Wissenschaft in sich vereinigt, tiefer zu
hngen. Adler schreibt:

„In der Redaktion der ‚Neuen Zeit', dem führenden Organ der Sozial-
demokratie, schwingen jetzt das Szepter: Karl Kautsky, ein mit ungewöhnlich
plumpen Mitteln arbeitender Fanatiker, der bei jedem — wenn auch noch so
sachlich gehaltenen — Angriff auf den Marxismus sogleich das gröbste Geschütz auf-
fährt und, Mehring." „Unter der Leitung Kautskys und Mehrings ist (in der „Neuen
Zeit") die ... Methode perfidester Polemik zu einem ganzen System des
Terrorismus ausgebildet worden, das unter allen Gegnern des alleinselig-
machenden Marxismus Furcht und Schrecken verbreiten soll, indem diese — soweit
bekannte Autoren darstellen, die sich beim Publikum Bahn gebrochen haben —

mit ganzen Kübeln von Schimpfworten, Verdrehungen und Verleu-
dungen überschüttet worden; weniger bekannte antimarxistische Autoren, z. B. Lo
Effertz und Hans Müller, werden dagegen durch das System des To-
schweigens abzuwürgen gesucht."

Ich weiß nicht, ob Professor Adler und die Redaktion des „Handwörterbu
sich einbilden, durch diesen grotesken Wuthausbruch den Beweis geliefert zu ha
daß es gerade die Redaktion der „Neuen Zeit" ist, die mit „ungewöhnlich plum
Mitteln" und „ganzen Kübeln von Schimpfworten und Verleumdungen arbeit
Aber eins kann ich die geehrten Herrn versichern: das, was sie unter den Marxi
verbreiten, ist etwas ganz anderes als „Furcht und Schrecken".

K. Kautsky

Mehring schreibt über den Adlerschen Artikel:

Im vorigen Jahrgange der „Neuen Zeit" — in den Nummern 15 und 16
besprach ich den fünften Band von Treitschkes „Deutscher Geschichte" und st
darin die „irreführende" Behauptung Treitschkes, Guizot habe im Jahre 1845
deutschen Mitarbeiter des „Vorwärts" aus Paris ausgewiesen, mit den Wor
richtig, vielmehr habe die preußische Regierung hinter Guizot gestanden, wie
Jahren Kautsky schon einmal in der „Neuen Zeit" „gegenüber einem Vertuschun
versuche" des Herrn Georg Adler festgestellt habe. Hierdurch fühlte sich Herr P
fessor Adler in Basel beschwert und richtete mehrere lange Einsendungen an
„Neue Zeit", die unverkürzt aufgenommen wurden, unverkürzt auch in solch
Sätzen, die durchaus keinen Bezug auf die Streitfrage hatten und mich persönl
zu verdächtigen bestimmt waren. Ich selbst bat Kautsky, der so freundlich w
wegen dieser Sätze, zu deren Aufnahme ihn nichts verpflichtete, vorher bei mir an-
fragen, um ihren Abdruck. Kautsky und ich führten dann den unwiderleglich
Nachweis, daß nicht die „deutschen Regierungen", wie Herr Professor Adler sch-
färberisch behauptete, sondern die preußische Regierung die Triebfeder der A-
weisung gewesen sei. Ich persönlich erklärte mich bereit — siehe Nr. 19 des vorig
Jahrgangs —, das Wort „Vertuschungsversuch" zurückzunehmen, wenn Herr Profess
Adler die Thatsachen beseitigen wollte, die mich zu diesem Worte berechtigten. Jedo
zog es Herr Professor Adler vor, die Richtigkeit meiner Kritik zu bestätigen, ind
er sich nicht dazu verstand, seine falsche Behauptung zurückzunehmen, auch dann ni
als sie in einer Weise, die er nicht mehr anfechten konnte, widerlegt worden w
Er pochte vielmehr auf seinen „Quellenschriftsteller" Börnstein, mit dessen Ke-
zeichnung als eines flüchtigen, nicht der leichtesten Kritik Stand haltenden Feuillet-
schwätzers ich die Polemik beschloß.

Leider muß ich heute diese vergessenen Geschichten aufwärmen, da es Her
Professor Adler gefallen hat, in dem kürzlich erschienenen ersten Supplementba
zum „Handwörterbuch der Staatswissenschaften" an Kautsky und mir seine Revan
zu nehmen. Unter dem Titel „Sozialdemokratie" feuert er eine Reihe lieblic
Schmähungen gegen uns ab. Soweit diese Schmähungen mich betreffen, sind sie
Wiederaufwärmung oller Kamellen, die zur Zeit des Lindau-Krieges in der kapi-
listischen Presse verbreitet und von einzelnen ihrer todesmuthigen Kämpfer, wie d
Herren Friedrich Stephany und August Stein, durch falsche gerichtliche Eide in
Region historischer Wahrheit zu erhöhen versucht worden sind. Ich habe mich d
über ausführlich und gründlich verbreitet in meiner Schrift „Kapital und Press
Berlin 1891. Hat Herr Professor Adler diese Schrift gekannt, als er sein
Schimpfartikel verfaßte, so ist er ein wissentlicher Ehrabschneider; hat er sie ni
gekannt, so bewegt er sich allerdings nur in der gewohnten Rolle eines leichtfertig
Zeilenreißers.

Es kann mir nicht einfallen, Herrn Professor Adler zuliebe hier die betreffend
Abschnitte von „Kapital und Presse" zu rekapituliren. Ich beschränke mich desha
auf die Bemerkung, daß die Schrift über die deutsche Sozialdemokratie, die ich v
zwanzig Jahren schrieb — die erste Auflage datirt von 1877 — viele verkehrte A
sichten enthält, die ich bedaure, jemals gehegt zu haben. Es mag der Geistesve

fa ung des Herrn Professors Adler entsprechen, gerade die verkehrtesten dieser ver-
fe ten Sätze heute noch „treffend“, „doppelt wahr“ u. s. w. zu finden. Ich für mein
T il habe seit zwanzig Jahren genug gelernt, um ihre Hinfälligkeit zu erkennen,
u ich kann dem Bewunderer meines Scharfsinns nur rathen, sich etwas auf den
T b zu machen, wenn er nicht ganz im Hintertreffen bleiben will.

Es ist nur ein Punkt in den Schmähungen des Herrn Professors Adler, der
in Kapital und Presse“ noch nicht berührt worden ist: nämlich der Vorwurf, daß
ich „jetzt wieder bei der Sozialdemokratie Dienste genommen“ habe. Herr Professor
A er scheint die schriftstellerische Thätigkeit für das Gewerbe eines Landsknechts zu
h en, was er bei seinen literarischen Schönfärbereien zu Ehren der preußischen
R ierung gelernt haben mag. Jedenfalls weiß der wackere Basilio aber, in
w her Weise ich vor fünf Jahren von der bürgerlichen Presse geboykottet worden
bi nachdem ich sechs Jahre lang als leitender Redakteur der damals demokratischen
„ lks-Zeitung“ das Sozialistengesetz und die kapitalistische Korruption aufs Schärfste
be mpft und in den bürgerlichen Klassen wenigstens ein dämmerndes Verständniß
fü die Emanzipation des Proletariats zu wecken versucht hatte. Ich gebe gern zu:
di Donquichoterie, in irgend einem Theile der bürgerlichen Klassen, von einzelnen
I ologen abgesehen, noch irgend welche Absichten einer halbwegs zulänglichen
S ialreform vorauszusetzen, endete ganz verdientermaßen damit, daß ich aufs
P ster flog, daß ich um meine Existenz gebracht und um meine Ehre zu bringen
ge cht wurde. Aber die liebenswürdige Zumuthung des Herrn Professors Adler,
d ich nunmehr auch mit zerbrochenen Gliedern auf dem Pflaster hätte liegen
bl ben sollen, verräth eine Ehrfurcht vor dem Boykottsystem des Kapitalismus, die
ic zu meinem lebhaften Bedauern nicht zu theilen vermag.

Damals boten mir Dietz und Kautsky die Mitarbeiterschaft an der „Neuen
Zeit“ an, während Brentano und Schmoller — jeder für sich — mir Anerbietungen
m hten, die mir eine angenehme und unabhängige Wirksamkeit auf wissenschaftlichem
G iete gewährt hätten. Bis dahin kannte ich weder Brentano noch Schmoller, und
il Arbeiten waren in der „Volks-Zeitung“ keineswegs so kritisirt worden, daß sie
i nd welchen persönlichen Anlaß gehabt hätten, sich für mich zu erwärmen. Um
s schwerer wurde es mir zu einer Zeit, wo ich sonst bürgerliche Niedertracht im
U erschwang genießen mußte, auf ihre freundlichen Anerbietungen nicht einzugehen.
I essen nach reiflicher Ueberlegung sagte ich mir, umgekehrt wie mein Landsmann
A cher, als er wegen seiner sozialen Ketzereien von dem hiesigen Fortschrittsklüngel
g ißhandelt wurde: Wer während seines Lebens noch innerhalb des Deutschen
R ches wirken will, muß sich ralliiren um das Proletariat. Und so schlug ich in
d Hand ein, die mir die „Neue Zeit“ bot. Soviel über mein „Dienste-Nehmen bei
d Sozialdemokratie“.

Was Herr Professor Adler über die Schreckensherrschaft sagt, die Kautsky
u ich in diesen Blättern etablirt haben sollen, ist natürlich erlogen. So wenig
w sonst einem Mitarbeiter der „Neuen Zeit“, ist es mir je eingefallen, ehrliche
A beiten der bürgerlichen Literatur anders als in achtungsvollem Tone zu besprechen.
I verweise nur auf die Kritiken, die ich über Lamprechts Deutsche Geschichte, die
L eraturströmungen von Brandes u. A. m. veröffentlicht habe. Geschichtsfälschungen
z Ehren der unterdrückenden Klassen habe ich allerdings stets bei ihrem richtigen
N men genannt, und die begreifliche Wuth, die Herr Professor Adler darüber
b undet, wird mich nicht hindern, es auch ferner zu thun. Was weiter der „Neuen
Z t“ stets fern geblieben ist und auch stets fern bleiben wird, das ist jener ekelhafte
T n gegenseitiger Reklame-Versicherung, der wie in allen Fächern der bürgerlichen
L eratur, so auch in der bürgerlichen Oekonomie sich so widerlich breit macht. Bei
s er sonstigen Stümperei ist Herr Professor Adler ein Meister dieses Tons; man
l nur in seinen unsterblichen „Wissenschafts-Werken“ die holden Wechselgesänge,
d er als Komödiant i. D. mit dem Komödianten a. D. Börnstein austauscht. Sogar
K utsky und mich lud er zu harmonischem Konzerte ein, indem er im Urtexte des
„ andwörterbuchs für Staatswissenschaften“ die für uns so schmeichelhaften Worte

schrieb: „Den größten Antheil an der Popularisirung des Systems haben — auß Engels — Karl Kautsky, Eduard Bernstein und Franz Mehring." Hätten wir dieser Strophe die richtige Gegenstrophe gesungen, so wären wir im Supplemen voraussichtlich zu „geistvollen, tiefgründigen Köpfen" avancirt oder wie die neuest Weiheformeln der gegenseitigen Beweihräucherung sonst heißen mögen. Aber wir es vorzogen, den Vertuschungsversuch, den Herr Professor Adler zu Ehr der preußischen Regierung begangen hat, nicht zu vertuschen, so wurden wir ni ins Offizierskasino befördert, sondern zur Karrenstrafe verurtheilt: Kautsky als „Fanatiker mit ungewöhnlich plumpen Mitteln" und ich als „ein Mann, zu dess Charakteristik jedes Wort überflüssig ist". Und damit genug von diesem brav Gesellschafts- und Staatsretter!

Berlin, den 28. Januar 1896. F. Mehring.

Die Ursache des Lohnkampfes im schweizerischen Brauergewerbe. J schweizerischen Brauergewerbe bereitet sich zur Zeit ein Kampf zwischen Unternehme und Arbeitern vor, der aller Voraussicht nach zu einem ernsten Konflikt zwischen d schweizerischen Arbeiterschaft und den schweizerischen Brauereien führen dürfte.

Das Merkwürdige an diesem Kampfe ist, daß es sich weder um den Loh noch um die Arbeitszeit handelt. In diesen Fragen besteht keine Differenz. D von den Arbeitern verlangte Lohn wurde von den Prinzipalen unumwunden z gestanden, desgleichen auch die Arbeitszeit.

Was sie nicht acceptiren wollen, das ist der Arbeitsnachweis der Braue gewerkschaft, dessen Benützung für die Brauereien obligatorisch sein soll. De gleichen sind sie gegen die Beschränkung der Beschäftigung der Taglöhner od „Schrullen", wie sie von den Brauern genannt werden.

Das sind die zwei Kardinalfragen, um die sich der ganze gegenwärti Kampf dreht. Die Lohnfrage ist zu einer Nebenfrage geworden. Man wird d in manchen Kreisen nicht verstehen, aber es ist doch so, und man muß den Braue zugestehen, daß sie ihren Kampf bei Zeiten auf das richtige Gebiet übergeleitet.

Es war ja ein ganz geschickter Schachzug von den Prinzipalen, daß sie d verlangten Lohn sofort zugestanden, um die öffentliche Meinung auf ihre Seite bekommen, ja sie hätten sich, wie einige erklärten, zu noch höheren Lohnansätz bereit erklärt.

Warum diese Großmüthigkeit, die man doch sonst an Kapitalisten nicht gewöh ist? Sind denn die Brauereibesitzer so plötzlich zu Arbeiterfreunden geworde Mit nichten!

Der Grund zu dieser „Großmüthigkeit" liegt etwas tiefer. Die technisch Einrichtungen in der Brauerei sind bis zu einem Grade fortgeschritten, wo gelern Brauer nahezu überflüssig geworden. Vier bis fünf gelernte Brauer genügen f die größte Brauerei, das übrige Personal kann aus Taglöhnern („Schrullen bestehen. Das wissen die Prinzipale und deshalb geht ihr ganzes Bestreben dah die gelernten Brauer nach und nach durch Hilfsarbeiter zu ersetzen. S machen daraus auch gar keinen Hehl und haben dies auch schon wiederholt erklä Ja, in einigen Basler Brauereien wird dies schon jetzt praktizirt. Vor mir lie eine Arbeiterstatistik aus dem Basler Brauergewerbe. Ich will nur ein Beispi daraus entnehmen. In einer Brauerei waren früher 41 gelernte Brauer beschäftig Die Zahl der Arbeiter ist auch heute noch 41. Aber es sind nicht mehr 41 g lernte Brauer, sondern nur 15, und 26 Hilfsarbeiter. Und wäre nicht durch d vorjährige Lohnbewegung der Basler Brauer die Arbeit für Nichtbrauer etwas ei geschränkt worden, so wäre die Zahl der gelernten Brauer noch geringer. Währe den gelernten Brauern ein Monatslohn von 130 bis 150 Francs gezahlt werd muß, erhalten die Hilfsarbeiter einen solchen von 80 bis 100 Francs.

Man wird es nun verstehen, weshalb die Brauereibesitzer sich so sehr geg die Beschränkung der Hilfsarbeiter wehren, weshalb ihnen der obligatorische Arbeit nachweis so verhaßt ist. Ph. Teufel.

Nochmals die Verstaatlichung des Aerzteberufes. Obgleich eine genaue Lektüre meines in Nr. 5 des laufenden Jahrgangs der „Neuen Zeit“ veröffentlichten Artikels den wesentlichsten Theil der Polemik des Dr. Rosenfeld (Heft 11 der „Neuen Zeit“) gegen denselben, wie ich glaube, von selbst widerlegt, halte ich es doch für nöthig, Folgendes festzustellen:

Der von Dr. Rosenfeld selbst zitirte Schlußsatz meines Artikels: „Meine Ueberzeugung ist demnach, daß die Verstaatlichung des Aerzteberufes ein anstrebenswerthes Ziel sei“, beweist allein, daß ich durchaus nicht dagegen bin, daß die Partei „die Verstaatlichung der Heilkunde verlangen soll“. Rosenfeld selbst scheint jedoch zu zweifeln, „ob dieselbe überhaupt unter den gegenwärtigen Wirthschaftsverhältnissen zur Durchführung gelangen wird“. Dem Nachweis der Unwahrscheinlichkeit dieser Durchführung war ja ein Theil meines Artikels gewidmet. Von diesen allgemeinen Gesichtspunkten aus also, die im Wesentlichen Herrn Dr. Rosenfeld als mit mir übereinstimmend ergeben, wäre die Polemik ganz unnöthig gewesen.

Im Einzelnen jedoch ist Folgendes zu bemerken: Schon die von Rosenfeld aufgestellte Berechnung ergiebt die Summe von 20 Millionen Gulden jährlich, die überdies „von Jahr zu Jahr sich vergrößern würde und noch mehr müßte“, blos für Aerztegehalt. Ich habe aber nachgewiesen, daß das nicht die einzige Mehrausgabe des Staates bei der Aerzteverstaatlichung wäre, und Rosenfeld selbst hält „eine gründliche Reform des medizinischen Unterrichts, als dessen Grundlage ein Studium auf Staatskosten angesehen wird“, für unbedingt nothwendig. Dazu kommen die Ausgaben für hygienische Maßnahmen, Spitäler, wissenschaftliche Institute u. s. w., was alles unerläßlich ist, um die in Frage stehende Reform „zweckentsprechend durchzuführen“. Bei 20 Millionen Gulden Jahresausgabe für Aerztegehalt betrüge dasselbe aber erst im Einzelfalle 2500 Gulden. Das ist nun allerdings ein „auskömmlicher Gehalt“, aber keineswegs ein solcher, daß er den Arzt vom Klassengegensatz seiner Patienten unabhängig machen und die von mir in Heft 5 angedeuteten Uebelstände, das Extratrinkgeld, aus der Welt schaffen würde. Die Volksschullehrer sind am allerwenigsten geeignet, als Argument gegen die Unterscheidung zwischen Arm und Reich durch die Staatsangestellten vorgeführt zu werden: die Privatstunden sind das Extratrinkgeld der Lehrer, und je besser diese Privatstunden honorirt werden, um so schärfer für die Lehrer der Gegensatz zwischen den zahlungsfähigen und zahlungsunfähigen Eltern und Schülern. Diesen Gegensatz wird gar keine Reform aus der kapitalistischen Gesellschaft hinausreformiren.

Sehr auffällig ist die Meinung Rosenfelds, die Partei strebe die Verstaatlichung nicht der Aerzte wegen, sondern der Proletarier halber an. Das scheint mir ganz schief ausgedrückt. Es handelt sich bei der Aerzteverstaatlichung ganz gewiß auch um die Besserstellung der Aerzte, jener Aerzte nämlich, die durch die argen Verhältnisse in ihrem Berufe deklassirt sind und ein Proletarierleben führen, dessen Elend eben nur darum unbekannt ist, weil die Sorge für die sogenannte Standesehre und die natürliche Scheu der Studirten die Aerzte hindert, sich als arm und mittellos zu bekennen. Wie oft jedoch wandern diese gänzlich mittellosen Kollegen von der Thür des einen Arztes zu der des anderen, um eine milde Gabe zu erflehen! Das sind Proletarier, und dieser Proletarier Lage sucht die Partei auch zu verbessern. Die Expropriation der wenigen medizinischen Krösusse wird freilich kein Hinderniß für die Verstaatlichung sein.

Dr. Rosenfeld behauptet ferner, ich hätte den Amtsärzten vorgeworfen, daß sie sich in Cholerazeiten mit der bloßen Untersuchung der Wohnungen begnügt hätten und meint, ich würde auf diesem Wege jeden Arzt eines Fehlers beschuldigen, der „bei einem Kranken mißliche Lebensverhältnisse als Krankheitsursache konstatirt und nicht zugleich auf deren Beseitigung hinwirkt“. Mit Verlaub, auch hier argumentirt Rosenfeld in schiefer Richtung. Ob die Amtsärzte in jener Frage ein Verschulden trifft oder nicht, ist erst eine Frage zweiter Ordnung. Im gedachten Falle handelte es sich darum, nachzuweisen, daß der Amtsarzt Befehlen von oben gehorchen muß, auch wenn seine Ueberzeugung diese Anordnungen als schädlich

betrachtet. Den städtischen Aerzten von Wien mußte in jenem Falle klar sein, daß sie mit wirklich zweckdienlichen Vorschlägen es beim Bürgermeister Prix höchstens zu „einer Nase“ bringen würden, einer ihre Stellung gefährdenden Rüge, und daher begnügten sie sich auch mit der von ihnen selbst als zwecklos erkannten Maßregel der Delogirung der Massenquartiersleute. Der Vorschlag Rosenfelds, die Machtsphäre der Amtsärzte zu erweitern, hört sich ja gut an, wenn nur eben diese „Macht“-sphäre nicht regelmäßig durch die Interessen einer höheren, der gebietenden Macht, der Macht der herrschenden Klasse, bis zur völligen Negation beschränkt würde.

Ich glaube somit in Dr. Rosenfelds Polemik keinen wesentlichen Einwand gegen meine Anschauung erblicken zu können. Dr. W. Ellenbogen.

Feuilleton.

Die Armen in Hamburg während des 16., 17. und 18. Jahrhunderts.

Von Gustav Schönfeldt.

(Schluß.)

III.

In dem Sinne, daß die Armen die Hekatomben seien, die neuen, siegreich vordringenden wirthschaftlichen Mächten geopfert werden müßten, betrachteten die Männer vergangener Jahrhunderte die immer mehr um sich greifende Verarmung nicht.

Im Mittelalter hatten sich die Armen und Bettler in Hamburg einer liebevollen und ausgedehnten Fürsorge zu erfreuen gehabt.[1] Die Armenpflege des Mittelalters erwuchs vorwiegend aus religiösen Erwägungen und lag fast ausschließlich in den Händen der Geistlichkeit. Was A. Emminghaus von der mittelalterlichen Armenfürsorge überhaupt sagt, daß das Almosengeben als eine religiöse Pflicht erachtet wurde, die wahllos gegen jeden Bedürftigen zu üben sei,[2] das gilt wohl auch für die Hamburger Armenpflege des Mittelalters. Es war die Ansicht herrschend, „daß das Almosengeben ein Heils- und Gnadenmittel sei“; „der Bettler ward zum willkommenen Mahner an eine heilige Verpflichtung.“[3]

Die Armenversorgung der Reformationszeit, wie sie durch die Gotteskastenordnung des Nikolaikirchspiels von 1527 und die Bugenhagensche Kirchenordnung begründet wurde, unterscheidet sich von der mittelalterlichen im Wesentlichen nur dadurch, daß sie aus einer Aufgabe der Geistlichkeit zu einer der bürgerlichen Kirchenvorsteher wurde, im Uebrigen jedoch Aufgabe der Kirche blieb.

Die Tradition des Mittelalters erwies sich noch mächtig genug, daß diese Ordnungen durchweg einen Ton des Wohlwollens belieben und eine liebevolle Behandlung der Armen wollen. Ein Nachklang ist es, wenn die Bugenhagensche Kirchenordnung z. B. über die kranken Fremden sagt, daß sie als solche zu achten seien, „die Gott selbst in ihrer Noth uns zu versorgen zuweiset“, oder wenn

---

[1] Vergl. v. Melle, Geschichte des Hamburger Armenwesens, S. 1—6, und die dort angegebenen Quellen: Koppmann, Hamburgs kirchliche und Wohlthätigkeitsanstalten ꝛc. Hamburg 1870. Lappenberg-Gries, Die milden Privatstiftungen. Hamburg 1870. S. XV ff.

[2] A. Emminghaus, Das Armenwesen und die Armengesetzgebung in europäischen Staaten. Berlin 1870. S. 3.

[3] A. Emminghaus, a. a. O., S. 6.

sie die Hebammen ermahnt, sich aus christlicher Liebe der armen Frauen anzunehmen.[1]

Ferner hängt die milde Gesinnung gegen die Armen, wie sie sich in den Ordnungen des 16. Jahrhunderts ausdrückt — und wohl zum größten Theile — damit zusammen, daß man in den Armen noch nicht so sehr die durch eigene Schuld ins Unglück Gerathenen erblickte. Krankheit, große Kinderzahl, Gewerblosigkeit (ohne Müßiggang als Ursache zu bezeichnen) nennt die Gotteskastenordnung als Ursachen der Armuth.[2] Hausarme, Handwerker und Arbeitsleute, die das Ihrige nicht vertrinken oder versäumen oder unnütz verbringen, sondern fleißig arbeiten, in allen Ehren leben und ohne ihre Schuld Noth leiden, ferner die Kranken, die armen Jungfrauen und Hausmägde, die gute Zeugnisse haben und doch von Allen verlassen sind, sowie die Witwen und Waisen, die nichts haben und nichts erwerben können: diese werden von der Kirchenordnung als diejenigen genannt, denen Unterstützung zu Theil werden müsse.[3]

Freilich wird auch schon in diesen Ordnungen von Müßiggang, von Trunksucht und Verschwendung der Armen gesprochen, aber nicht in der heftigen, ja lieblosen Weise, die in späteren Ordnungen nicht selten ist. Es ist dies wohl namentlich daraus zu erklären, daß man eben diese Laster nicht als eigentliche Ursachen oder doch nicht als vorwiegende Ursachen der Verarmung ansah.

Eine schärfere Tonart beginnt mit dem 17. Jahrhundert. Faulheit, liederliche Arbeit, Versoffenheit, schlechte Erziehung von Haus aus werden in den bezüglichen Schriftstücken als Quellen der Armuth in den Vordergrund gestellt, so daß man annehmen darf, in den leitenden Kreisen habe man immer mehr diese Begleiterscheinungen bereits vorhandener und weit verbreiteter, tief eingewurzelter Armuth, die sich besonders seit dem Beginne des dreißigjährigen Krieges in der lästigsten und aufdringlichsten Weise zeigten, als die wirklichen Ursachen des Elends bei einer großen, wenn nicht gar bei der größten Zahl der Armen und Bettler betrachtet. Man rechnete bald anscheinend nur noch die durch Alter, langwierige Krankheit, Leibesgebrechen, Krieg, Wasser, Feuer und dergleichen Unglücksfälle in Noth Gerathenen zu den „rechten" Armen und Nothleidenden, hingegen alle gesunden und kräftigen Armen zu den faulen und „muthwilligen".

Ich lasse einige hierher gehörige Auszüge aus den Schriftstücken des 17. und 18. Jahrhunderts folgen, die als Belege dieser Annahme dienen mögen.

In der Fundationsordnung des Waisenhauses von 1604[4] heißt es: „Um die armen verlassenen Schäflein von den stinkenden Böcken zu unterscheiden, ist befunden, daß dies am besten geschehen könne, wenn die rechten Armen mit gebührlicher Unterhaltung versehen, die anderen unverschämten Mäuler aber, die sich nicht mit Ehren zu ernähren gedenken, entweder zu nöthiger Arbeit angetrieben oder mit billiger Strafe belegt werden."

Die Ordnung des Zuchthauses vom 8. März 1622[5] sagt: „Zweierlei Personen gehören in das Haus, nämlich die Armen und Nothdürftigen, die ihre Kost nicht verdienen können, weil sie keine Mittel noch Wege haben. Item auch solche, die ihre Kost wohl verdienen können, aber wegen ihres faulen Fleisches und der guten Tage willen solches nicht thun, sondern gehen lieber betteln, nehmen etwas aus dem Gotteskasten oder sein noch Willens, etwas daraus zu

[1] v. Melle, a. a. O., S. 13.

[2] Büsch, Historischer Bericht u. s. w., § 2. — v. Melle, a. a. O., S. 8 ff.

[3] v. Melle, a. a. O., S. 12 ff.

[4] Abgedruckt bei Kiehn, Das Hamburger Waisenhaus. Hamburg 1821. I, S. 259 ff.

[5] Abgedruckt bei Streng, Geschichte der Gefängnißverwaltung, Anhang, S. 179 ff.

nehmen. Auch befinden sich noch viele starke, faule, freche, geile, gottlose, muthwillige und ungehorsame, versoffene Trunkenbolde und Bierbalge, sowohl Frauen als Mannspersonen, die in Untugend, Hurerei, Büberei und in allerlei Sünde und Schande erwachsen und sich täglich des Bettelns vor den Thüren und auf den Straßen befleißigen, dieselben gehören alle in dies Haus. Ob zwar noch viel mehr Kranke, Schwache, Gebrechliche, Nothdürftige und hausarme Leute sein, die des Almosens wohl würdig, auch an ihnen wohl angewandt wären, so ist für dieselben St. Jürgen, der Heil. Geist, das Pockenhaus, das Gasthaus, die Gotteskasten, die Armenhäuser, die Gotteswohnungen hin und wieder, und für die armen unmündigen Kinder das Waisenhaus durch uns und unsere lieben Vorfahren wohlmeinendlich gestiftet und verordnet werden."

Die Armenordnung von 1711 [1] unterscheidet folgende Gruppen von Armen: „Einige sind durch Krieg, Wasser, Brand und langwierige Krankheit und andere unvermeidliche Unglücksfälle in Armuth gerathen oder aber können wegen Mangel an ihren Gliedern oder Unpäßlichkeit halber ihr Brot nicht erwerben. Andere aber befleißigen sich der Bettelei aus bloßer Faulheit oder Muthwillen, ob sie gleich bei guten Kräften und von frischen und gesunden Gliedern sind, auch sind sie zum Theil aus fremden Orten anhero gekommen." Die der Ordnung angeheftete „Präfation der zum Behuf der Armenordnung destinirten Einzeichnungsbücher" kennt desgleichen nur „nothleidende breßhafte Arme, fremde muthwillige Bettler und andere von gesunden Gliedmaßen, die sich im Stande befinden, daß sie ihr Brot durch anständliche Arbeit erwerben könnten, welche durch Almosen in ihrer Faulheit und Müßiggang gestärkt werden, und die Jugend, die von den ersten Jahren an von Erlernung ehrlicher Hantirung zurückgehalten und hingegen zum Betteln angeführt: muthwillige, faule und lasterhafte Leute, die ihre Unwürdigkeit durch Importunitäten und Dreistigkeiten meisterlich zu ersetzen beflissen sind."

In dem Protokoll einer Deputation, die zur besseren Verpflegung der Armen im Jahre 1714 niedergesetzt war, welches Büsch in seinem „Historischen Bericht 2c." erwähnt, wird im Eingang über die Liederlichkeit des bettelnden Pöbels geklagt, dem die Manufakturisten der Stadt kein Material der Arbeit anvertrauen könnten, diese daher gezwungen wären, die Arbeit auf die Dörfer, auch fremden Gebietes, zu vertheilen. [2]

In den letztgenannten Schriftstücken vermißt man völlig den Hinweis auf die aus allgemeinen wirthschaftlichen Ursachen erwachsene Arbeitslosigkeit. Auch die „Proposition E. E. Raths an die Erbgesessene Bürgerschaft vom 4. Oktober 1725" [3] begnügt sich damit, außer auf „das Eindringen der allenthalben aus der Nachbarschaft verjagten fremden Bettler" und auf „den überhandnehmenden Müßiggang", auch auf „die schlechten Zeiten" als Ursache der in Hamburg vorhandenen großen Armenschaaren zu verweisen.

Aus dieser Auffassung, daß die Armuth zum großen Theile selbstverschuldet sei, entstanden die dem 17. und 18. Jahrhundert charakteristischen Maßnahmen: gewaltsame, oft grausame Unterdrückung des Bettels, Arbeitszwang für die arbeitsfähigen Armen.

Die für diese Zeit charakteristische Anstalt ist das Werk- und Zuchthaus. In demselben sollten neben den Bettlern und Arbeitsscheuen auch Arme und Nothdürftige, die Arbeit suchten und arbeitsfähig waren, Aufnahme finden.

---

[1] Kommerz-Bibliothek, J 818, Kps. 816.

[2] Büsch, Historischer Bericht über die Verfassung des Hamburger Armenwesens, § 33.

[3] Streng, Geschichte der Gefängnißverwaltung. Anhang, S. 193.

Ferner sollten die durch leichte Verbrechen sträflich Gewordenen in dasselbe gesetzt werden. Wer gar nicht mehr arbeiten konnte, glaubte man den Hospitälern und Gotteskasten zuweisen zu können und an diesen genug zu haben. Das Eigenthümliche dieser Neuordnung ist, daß in dem Werk- und Zuchthause die Idee von der Arbeit mit der von Zucht und Strafe enge vereinbart wurde.[1] Die Behandlung der Insassen des Werk- und Zuchthauses war hart, oft grausam und Gesundheit und Leben schädigend. Wer lässig und widerwillig seine Arbeit verrichtete oder sich sonst gegen die Hausordnung verging, wurde zum erstenmale mit Entziehung des Essens, in wiederholten Fällen mit Hunger und Schlägen, mit dem Pranger und mit dem hölzernen Pferde bestraft. — Von der körperlichen Züchtigung wurde zeitweise ausgiebiger Gebrauch gemacht; Hiebe wurden von Beamten und Bedienten je nach Gelegenheit mehr oder weniger reichlich verabfolgt. Die körperliche Züchtigung erfolgte entweder an dem auf dem Hofe befindlichen Pfahl oder auf der Streichbank in den Arbeitssälen. Am Pfahl wurde der entblößte Rücken des Festgebundenen in Gegenwart der gesammten Insassen des Hauses mit dem Tagel oder mit Ruthen von Bedienten oder Gefangenen mit verhülltem Antlitz geschlagen. Die Züchtigung auf der Streichbank wurde „von den Exekutoren mit unverhülltem Gesicht in gleicher Weise ad posteriora vollzogen“. Die Züchtigungen am Pfahl und auf der Streichbank hatte späterhin ständig ein Gefangener — „der Platzmajor“ — vorzunehmen, auch an den Frauen, bis 1795 „im Interesse der guten Sitte die Zuständigkeit des Platzmajors erheblich beschränkt wurde“. Die Strafe des Rittes auf dem hölzernen Pferde wurde in der Weise vollzogen, daß der Betreffende, auf dem scharf kantigen Rücken eines hölzernen Pferdes sitzend, mit fünfzehn Pfund schweren Gewichten an den Füßen, mehrere Male um den Hof des Zuchthauses gezogen und während dieses Rittes vom Zuchtmeister mit der Peitsche bearbeitet wurde. Bei schweren Verstößen gegen die Ordnung wurden die Strafen verschärft. Als Disziplinarstrafe wurde Männern und Frauen, Armen und Züchtlingen, auf unbestimmte oder bestimmte Zeit ein Block an die Beine geschlossen. Die in der Fundationsordnung versuchte Unterscheidung bei Bestrafung der Armen und Züchtlinge trat in der Praxis bei Handhabung der Disziplinargewalt nicht merklich hervor. 1716 wurden z. B. drei Arme, die wiederholt Branntwein eingeschleppt und sich betrunken hatten, je zweimal auf der Streichbank mit drei Ruthen wacker gestrichen und erhielten Blöcke an die Beine.[2] — Am beklagenswerthesten war die Lage der Kinder im Zuchthause. Die Kinder mußten oft als untrennbares Gefolge der bettelnden Eltern aufgenommen, und da das Waisenhaus sich weigerte, dieselben aufzunehmen, behalten werden. 1725 waren 190 Kinder im Zuchthause. Diese wurden entweder mit zur Arbeit verwandt oder unter Aufsicht des Schulmeisters gehalten, der nach der Fundationsordnung verpflichtet war, unter ihnen gute Disziplin, Furcht und Gehorsam zu halten und die „Generalstrafe aller armen Kinder mit der Ruthe treulich zu exequiren“.[3] Welcher Art die Arbeit war, die einige verrichten mußten, darüber höre man v. Heß: „Das Geschäft (die Verfertigung von Haardecken) müßten billig nur die ärgsten Verbrecher verrichten, und auch nur so Wenige dazu genommen werden, als der Absatz der Waare irgend verstatten wollte. Denn alle, die dabei arbeiten, werden durch die schädlichen Wirkungen des Kalkes und feinen Haarstaubes engbrüstig, bekommen einen siechen Körper und müssen vor der Zeit aus der Welt. Statt deren aber

[1] Büsch, Historischer Bericht, § 10.
[2] Streng, a. a. O., S. 18 und 54.
[3] Zuchthausordnung. Streng, a. a. O., S. 185.

sind über vierzig unschuldige Knaben von acht bis fünfzehn Jahren zu dieser garstigen Arbeit bestimmt."[1]

Die Armuth ist zum großen Theile bei den meisten arbeitsfähigen Armen selbst verschuldet, sie sind zu träge oder zu liederlich; darum müssen sie zur Arbeit mit Strenge angehalten werden: das ist der Gedankengang, in dem sich die Ordnungen des 17. und 18. Jahrhunderts bewegen. Das Werk- und Zuchthaus ist die dem entsprechende Anstalt der Armenversorgung.

1725 machte man einen Versuch, durch eine mit dem Zuchthaus verbundene Beschäftigungsanstalt Arme in ihren Wohnungen mit Strumpfstricken zu beschäftigen. Die Anstalt verfiel jedoch bald: die gewählte Arbeit war nicht lohnend und mußte daher von Anfang an allen Beschäftigten ein erheblicher Zuschuß gezahlt werden, politische Wirren störten den Absatz der Strumpfwaaren, die Beaufsichtigung der Arbeiter war ungenügend. Sie spielt keine bedeutende Rolle in der Geschichte des Hamburger Armenwesens, höchstens als Vorläufer der späteren Arbeitsanstalten.[2]

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts kam eine andere Beurtheilung der Armen zur Geltung. Einsichtige Männer, besonders der schon oft genannte Büsch und Caspar Voght, sprachen aus, daß die Armuth und die Arbeitslosigkeit in den meisten Fällen unverschuldet,[3] daß Trägheit, Laster, übles Wirthschaften höchstens als Nebenursachen zu betrachten seien[4] und daß das ungünstige Verhältniß, in dem der Arbeitslohn zu den Lebensbedürfnissen stehe,[5] die Nothlage breiter Volksschichten verschulde. Freilich bleibt sich Professor Büsch nicht immer konsequent,[6] auch dringt die alte Meinung in offiziellen Kreisen bald nur zu oft wieder hervor.[7]

In den im zweiten Theil dieser Abhandlung gemachten Ausführungen über die Ursachen der sich seit Beginn des 16. Jahrhunderts stetig ausbreitenden Armuth in Hamburg, habe ich mich des Oefteren auf Aussprüche der beiden

---

[1] „Hamburg, Topogr. 2c. dargestellt", S. 355.

[2] Büsch, a. a. O., § 34 und 35. — Propos. E. E. Raths u. s. w. Streng, S. 193 ff.

[3] „Ich weiß, wie wenig der Arme durch seine Schuld bei uns arbeitslos wird." Büsch, Ueber die Ursachen der Verarmung, S. 48.

[4] „Trägheit und übles Wirthschaften sind bei uns nur Nebenursachen der Armuth." Büsch, a. a. O., S. 47. — „Bei uns entstehen die Armen selbst aus den arbeitsamsten Volksklassen." (A. a. O., S. 29.)

[5] „Bei jedem näheren Forschen über die Hauptquellen der Verarmung im Allgemeinen drängt sich uns immer aufs Neue die Idee auf, daß wohl überhaupt eine der wichtigsten Ursachen darin liegt, wenn bei einzelnen Arbeiten der Arbeitslohn für die unterste Klasse zu gering ist, wenn er mit dem Preise der Lebensmittel im umgekehrten Verhältnisse steht, wenn die Einnahme des Arbeiters nicht zur Befriedigung der nothwendigsten gegenwärtigen Bedürfnisse, viel weniger zur Ersparung aufs Alter und Krankheit zureicht." (Armennachrichten, II, S. 40.)

[6] In der Vorrede zu „Zwei kleine Schriften, die Verbesserung des Armenwesens betreffend", sagt er: „Laster sind die gewöhnlichsten (!) Ursachen der Verarmung, wiewohl keineswegs die einzigsten. . . . Sinnlichkeit, Weichlichkeit, unbesonnener Aufwand . . . Nachahmung des Wohllebens der höheren Volksklassen in den niedrigen machen jetzt weit mehr Menschen verarmen, als ehemals durch Fraß und Soff in Armuth geriethen."

[7] Zum Beispiel „Unwirthschaftlichkeit, Unthätigkeit, Unredlichkeit, Unwissenheit der Mittel, sich zu ernähren, wenn etwa der gewohnte Erwerb fehlschlägt, die unselige Hoffnung, durch einen Gewinn im Lottospiel alles wieder gut zu machen, bringen viel öfter zum Elende als unverschuldete Unglücksfälle." (Armennachrichten, I, S. 178.)

„Mangel an Arbeit ist zwar selten die wirkliche Ursache, aber der unaufhörliche Vorwand der Verarmung, welche in den mehrsten dieser Fälle Folge der Liederlichkeit, Trägheit und mindestens des Leichtsinns und übler Gewohnheiten ist." (Armennachrichten, II, S. 354.)

Männer und der in ihrem Geist redigirten „Armennachrichten" gestützt. Hier möge noch eine Auslassung Voghts Platz finden: „Durch den Zusammenfluß vielfacher Umstände steht der Arbeitslohn mit den Bedürfnissen des Lebens in einem sehr ungünstigen Verhältniß für die Armen in den meisten europäischen Staaten.... Wer auch nur von solcher Arbeit lebt, die blos körperliche Kräfte fordert, hat dennoch ein unstreitiges Recht, solch einen Lohn dafür zu erwarten, der ihn in Stand setzt, bequem zu leben.... Verschafft ihm saure Arbeit nicht mehr als ein dürftiges Einkommen, wovon er nur mit genauer Noth leben kann, nur wenig zu seiner Bequemlichkeit, noch weniger zur Erziehung seiner Kinder läßt und gar nichts, wozu er alsdann greifen könnte, wenn es ihm an Arbeit fehlt, wenn er krank und bettlägerig wird oder eine strenge Jahreszeit mehr Nahrung, mehr Kleidung und Feuerung zu einer Zeit verlangt, wo es gerade wenig zu arbeiten giebt: dann verkauft oder verpfändet er sein Bett, sein Handwerksgeräth, seine ganze Habe, bis die Verzweiflung über seine Lage ihn um seine Mäßigkeit, Ordnungsliebe, Fleiß und Sparsamkeit bringt. Dann verfällt er durch sein Elend in die Liebe zum Trunk und wird, in einem traurigen Kreislauf, durch die Gewöhnung ans Trinken auf immer elend. Müßiggang, Bettelei und das ganze Gefolge von Lastern, welches sie begleitet, zerstört seine Arbeitsamkeit vollends; und wenn dieser Zustand eine Zeit lang fortdauert, ist er für Ordnung und Regelmäßigkeit unwiederbringlich verloren."[1]

Von der Erkenntniß, daß Arbeitslosigkeit und Armuth in den meisten Fällen unverschuldet sei, und daß der Arbeiter ein Recht zu der Erwartung habe, daß ihn seiner Hände Arbeit nähre, ist nur ein Schritt zu der weiteren, daß die Fürsorge für die Armen eine Pflicht des Staates sei, auf deren Erfüllung der unverschuldete Arme einen Rechtsanspruch habe, und daß der Staat Vorkehrungen und Einrichtungen treffen müsse, die das Mißverhältniß zwischen Arbeitslohn und Lebensbedürfnissen beseitigen. Die Männer der „Allgemeinen Armenanstalt" von 1788 zogen nur die eine Konsequenz und auch diese nur halb. Sie erkannten die Pflicht des Staates, für seine Armen zu sorgen, stützten jedoch ihr Werk nicht auf die Staatskasse, sondern vorzugsweise auf freiwillige Beiträge. Die Pflichterfüllung seitens des Staates suchten sie besonders zu ermöglichen durch Ertheilung von Arbeit an Arbeitsfähige, durch Arbeitszwang bei Arbeitsscheuen und Almosengeben an Arbeitsunfähige.

Diese unterschiedliche Behandlung der Armen war freilich nicht neu. Schon die früheren Ordnungen, besonders die Gotteskastenordnung, die Fundationsordnung des Waisenhauses, die Zuchthausordnung und die Proposition von 1725 hatten ähnlich dies unterschiedliche Verfahren gefordert. Jedoch war, worauf es hier namentlich ankommt, die Art der Arbeitsertheilung sehr allgemein und verschwommen, für die Praxis kaum verwendbar, angeordnet, oder man hatte der Arbeit der „freiwilligen" Armen zu sehr den Charakter der Zwangsarbeit gegeben, oder aber eine so mangelhafte Entlohnung gewährt, daß die ganze Sache ebenso sehr auf Almosennehmen, wie auf Erarbeitung des Lebensunterhalts hinauslief und überdies, was das Schlimmste, lohndrückend auf die übrigen Arbeiten der geringen Hand wirkte. In allen Fällen hatte sich die Arbeitsertheilung nicht bewährt.

---

[1] In seiner 1795 unter dem Titel „Account of the management of the poor in Hamburgh since the year 1788, in a letter to some friends of the poor in Great Britain" in Edinburg erschienenen Schrift. In deutscher Uebersetzung abgedruckt in „Zur Erinnerung an das hundertjährige Bestehen der Allgemeinen Armenanstalt in Hamburg". Hamburg 1868. S. 6 ff.

Es muß zugegeben werden, daß die „Allgemeine Armenanstalt" grundsätzlicher und geordneter die Arbeitsertheilung handhabte. Sie schloß konsequenter bei Arbeitsfähigen das Almosengeben als Hilfeleistung aus[1] und verfolgte mehr den Zweck, die Armen zur Selbsthilfe zu erziehen, sie errichtete eine ganze Reihe von Arbeitsanstalten und Arbeitsnachweisen[2] und hielt den Arbeitszwang von diesen Anstalten fern.[3] Jedoch waltete der Zweck, zu erziehen, allzusehr vor: selbst zarte Kinder sollten dazu erzogen werden, sich ihren Unterhalt theilweise oder ganz zu erarbeiten.[4] Aus erzieherischen Gründen blieb man unter dem ortsüblichen Lohn, um so die Armen anzuspornen, sich selbst um lohnendere Arbeit zu bemühen, während man doch selber ausgesprochen hatte, daß Arbeitsmangel herrsche. Die mannigfachen Beengungen, welchen sich die Gründer der Armenanstalt bei der Ueberführung ihrer gewiß weiter und gerechter ausgebaut gedachten Pläne in die Wirklichkeit ausgesetzt sahen: Rücksicht auf Innungsrechte, auf den Handel und den Marktpreis, auf einflußreiche Fabrikanten und Kaufleute, deren Unterstützung man bedurfte u. s. w., zwangen außerdem zu einer Entlohnung, die so wenig der geleisteten Arbeit, als auch den Bedürfnissen der Armen entsprach, die zudem — wegen des niedrigen Marktpreises der gefertigten Waare — nicht einmal lediglich aus dem vom Abnehmer gezahlten Gelde, sondern auch aus Zuschüssen seitens der Armenkasse bestand. So behielt diese Art der Armenfürsorge den Charakter der Almosenverpflegung; sie kam allerdings dem Staate wohlfeiler als die frühere, gestaltete jedoch die Armenfürsorge nicht zu einer ideellen, die Gerechtigkeit an Stelle der Mildthätigkeit setzt. Ebenso wenig konnte durch die Arbeitsanstalten, wie sie waren, der Endzweck der Erziehung zur Selbsthilfe erreicht werden. Dieses kann nur geschehen, wenn die betriebenen Arbeiten derart sind, daß sie die Armen auch späterhin, ohne fremde Beihilfe, ernähren können. Indem man nur wenige, anfänglich nur eine, wählte, war von vornherein die Möglichkeit ausgeschlossen, daß die Mehrzahl, nicht einmal eine große Zahl der Beschäftigten, sich jemals durch die erlernte Arbeit selbständig

[1] Statt vieler diesbezüglichen Auslassungen folgende Voghts: „Arbeit, nicht Almosen muß man denen geben, die irgend eine Fähigkeit zum Arbeiten besitzen, so gering diese Fähigkeit auch sein mag" („Zur Erinnerung an das hundertjährige Bestehen der Allgemeinen Armenanstalt in Hamburg", S. 7).

[2] Einer besonderen Deputation, der Fabrikdeputation, waren die Arbeitsanstalten unterstellt. Es wurden Spinnschulen für Kinder und Erwachsene und eine Bindfadenspinnerei für Männer eingerichtet, den Frauen Gelegenheit zu Arbeiten im Hause geboten: Strumpfstricken und Wollespinnen. Bei jedem Vorsteher lag eine Liste der Arbeitsfähigen beiderlei Geschlechts aus, nach ihren Berufen und Fähigkeiten klassifizirt, in der Absicht und Erwartung, daß ein Jeder, der Arbeiter von dieser Art oder jener in öffentlichen oder Privatgeschäften gebrauche, sie bei den Vorstehern suchen werde. Von der Wirksamkeit dieses „Arbeitsnachweises" habe ich — abgesehen von der Unterbringung Armer bei den öffentlichen Erdarbeiten — wenig in Erfahrung bringen können.

[3] Vergl. hierüber wie über alle die „Allgem. Armenanstalten" von 1788 betreffenden Daten, insonderheit „v. Melle, Geschichte des Armenwesens", Abschnitt VII und VIII.

[4] Kinder von 5 bis 12 Jahren müssen wenigstens die Hälfte ihres Auskommens, Kinder von 12 Jahren ihr ganzes Auskommen durch ihre Arbeit verdienen können (Des großen Armen-Kollegii nähere Erläuterung § 21). Die Verfolgung des Zweckes, die Kinder zur Arbeitsamkeit und möglichsten Zeitausnutzung zu erziehen, beeinträchtigte die Rücksichtnahme auf die Gesundheit derselben. Nach der „Anweisung für die Eltern, deren Kinder in die Industrie-Schule aufgenommen werden" (Kommerz-Bibl. J. 819, 3) mußten die Kinder im Sommer bereits Morgens ³/₄ auf 5, im Winter ³/₄ auf 6 Uhr in der Schule sein. „Wer um 5 Uhr zu arbeiten anfängt, hat am Ende der Woche 18 Stunden mehr gearbeitet, als wer um 8 Uhr anfängt."

itten ernähren können; sie hätten unter ihrer Konkurrenz bald wieder der Armen-
lege anheimfallen müssen.

Gewiß haben die Arbeitsanstalten ihren großen Segen gehabt: sie gewöhnten
ne große, zu Müßiggang und Unordnung gezwungene Masse wieder an Arbeit
ıd Ordnung, und nahmen einer großen Zahl arbeitswilliger Armen das
ückende Bewußtsein, nichts als Almosenempfänger zu sein; sie erleichterte der
esellschaft die Unterhaltung ihrer Armen. Aber das alles kann uns doch nicht
ranlassen, das Urtheil zu unterdrücken: Das Endziel, das sich die Gründer der
rmenanstalt setzten und nach ihrer Erkenntniß der Ursachen der Armuth setzen
ußten, ist nicht durch die Arbeitsanstalten erreicht worden, konnte auch nicht
reicht werden. Es ist eben unmöglich, innerhalb der heutigen Wirthschafts-
dnung ein solches Ideal durchzuführen. Der Versuch dazu, ganz und konsequent
iternommen, würde mit den Lebensinteressen der heutigen Wirthschaftsordnung
sammenstoßen und zu einem Versuche, dieselbe zu ändern, werden. Zu dieser
rkenntniß konnten die Männer der damaligen Zeit noch nicht gelangen.

Wenn dieser einen Seite der Armenfürsorge damaliger Zeit ausführlicher
dacht worden ist, so ist das geschehen, weil die Arbeitsertheilung das Charak-
ristische derselben ist. Mit der Arbeitgebung schlossen die Gründer ihre Reformen
och nicht ab. Eine bessere Erziehung der Jugend, die Verbesserung der
rankenpflege, die Errichtung einer Vorschußanstalt, die Errichtung von Speise-
stalten sind Bestrebungen und Werke, die nicht minder Zeugniß geben von dem
rmen Herzen und der rastlosen Thätigkeit jener edlen Männer, die als
ründer, Vorsteher und Pfleger der Armenanstalt wirkten. Es soll nicht unsere
ıfgabe sein, das Wirken dieser Armenanstalt ausführlich darzustellen, ebenso
nig, wie dies in Bezug auf die vor ihr bestandenen geschehen ist. Hier war
r beabsichtigt, den Zusammenhang darzuthun, welcher besteht zwischen der einer
it eigenen Erkenntniß der Ursachen der Verarmung und den von ihr getroffenen
aßnahmen der Armenpflege. Die Erkenntniß, daß bittere Armuth eine große
asse bedrücke, die nicht nur arbeitswillig sei, sondern großentheils auch arbeite,
ranlaßte, die Armenpflege zu einer Pflicht der ganzen Gesellschaft, des Staates
erklären und einer humanen Behandlung der Armen das Wort zu reden und
Einrichtungen zu schaffen. — Die Verkennung des Umstandes, daß die herr-
ende Wirthschaftsordnung zur Voraussetzung die Armuth breiter Schichten hat,
ß der krasseste Egoismus die Moral dieser Wirthschaftsordnung ist; der Irrthum,
ß die Gründer bei den Wohlhabenden — wenigstens bei der Mehrzahl — die
iche ideale, humane Gesinnung voraussetzten, die sie beseelte,[1] veranlaßte, daß
ihr Werk als ein Werk der Menschenliebe auf freiwillige Beiträge anstatt auf
n Staatssäckel stützten, verleitete sie zu dem Irrthum, innerhalb der bestehenden
irthschaftsordnung könne auch den Enterbten durch Arbeitsanstalten Gelegenheit
geben werden, ihre Bedürfnisse durch den Ertrag eigener Hände Arbeit zu
friedigen.

* * *

[1] „Je mehr die Kenntniß von dem besonderen Zustand der Armen unter vielen ver-
itet ist, desto leichter kann ein Bürger den anderen auffordern und ihm nachweisen, wie
seinen armen Mitbürger beschäftigen könne. Es ist auch zu erwarten, daß alsdann ein
wisser Patriotismus sich verbreite, durch den es dahin kommt, daß man endlich es doch
er findet, eine einheimische Manufakturwaare, ungeachtet ihrer anfänglichen Unvollkommen-
t, der fremden vorzuziehen. Es kann nicht fehlen, daß nicht mancher thätige Mitbürger,
nn er an diesem Geschäfte (der Armenpflege) selbst theilnimmt, ein Mittel ausfinden sollte,
Arbeit dieser Menschen selbst in dem Gewerbe, das ihn nährt, besser als bisher zu
utzen" (Büsch, Allgemeine Winke zur Verbesserung des Armenwesens).

Wir sind ans Ende unserer Abhandlung gelangt. Wenn unser Jahrhundert in derselben nicht Berücksichtigung gefunden hat, so ist das keineswegs in der Annahme geschehen, die durch die „Allgemeine Armenanstalt“ von 1788 begründete Armenpflege habe die Lage unserer Armen so weit gebessert, daß seitdem von einem grob ins Auge springenden Nothstande in Hamburg nicht mehr die Rede sein könne.

Gewiß! Großes und Bedeutendes ist durch sie und seitdem geleistet worden im Vergleich zu den früheren Zuständen. Aber die Größe und der Umfang der Armuth sind in noch höherem Maße gewachsen. Die große Handelskrisis von 1799, die kriegerischen Unruhen zu Anfang unseres Jahrhunderts, die u. A. zur verhängnißvollen Elb-Blockade führten, bewirkten eine Anschwellung der Noth, welche die Armenanstalt noch ungeeigneter zur Bewältigung derselben erwies, als sie es schon ihrem Wesen nach sein mußte. Die Armenanstalt ging denn auch ihrem völligen Ruin entgegen. Eine eigenartige Lösung der Frage der Armenversorgung geschah durch den Marschall Davoust, indem er 10000 der Aermsten bei strengster Winterkälte aus der Stadt vertrieb und sie einfach ihrem Schicksal überließ. „Es giebt in Hamburg keine Armen mehr!“ konnte er nach dieser That sagen.

Nach Wiederherstellung der hamburgischen Selbständigkeit wurde freilich die Armenanstalt neu organisirt. Aber noch weniger wie früher konnte sie wirkliche Erfolge haben, da der alte Geist, welcher die Stifter und ersten Verwalter beseelt hatte, nicht in die wiederhergestellten äußeren Formen einzog. Zudem vollzog sich — wie überall in den Kulturstaaten — in Folge der Entwicklung des Großverkehrs und der Vervollkommnung der Technik der soziale Zermalmungsprozeß in immer mehr beschleunigter Weise.

Die große Zahl der Arbeitslosen in Hamburg, die überaus traurigen Wohnungs- und Nährzustände der unteren Klassen, welche aller Welt in der Cholerazeit 1892 kund geworden: beweisen zur Genüge, zu welcher Höhe die Noth in Hamburg gestiegen ist.

Die Beschränkung, welche ich mir auferlegte, kann also nicht wohl aus jenem Grunde geschehen sein.

Es veranlaßte mich vielmehr zu derselben einmal der Umstand, daß ich bei einer Ausdehnung auf unser Jahrhundert zu viel bereits allgemein Bekanntes hätte bringen müssen. Sodann wollte ich besonders die Reihenfolge zeigen, in welcher das Hamburger Armenwesen als eine Angelegenheit der Kirche, der Polizei und der bürgerlichen Gesellschaft (des Staates) behandelt worden ist.[1] Und da schien mir die Zeit der Gründung der „Allgemeinen Armenanstalt“, durch welche das Prinzip der staatlichen Armenfürsorge zur Geltung gelangt ist, einen geeigneten Abschluß zu bilden. Was seitdem auf dem Gebiete des Armenwesens in Hamburg geschehen ist, stellt sich wesentlich nur als eine Fortführung der damals aufgestellten Grundsätze dar.

Endzweck meiner Ausführungen sollte sein, die Wahrheit verkünden zu helfen: daß durch „Armenpflege“, in welchen Händen sie auch liegen, nach welchen Grundsätzen sie auch gehandhabt werden möge, die Noth der unteren Klassen nicht beseitigt, ja nicht einmal nennenswerth gemildert werden kann, da sie den wirklichen Ursachen der Armuth im Interesse des Fortbestehens der heutigen Gesellschaft nicht zu Leibe rücken darf.

Möge die Zeit nicht mehr allzu ferne sein, wo die Gesellschaft als Ganzes so eingerichtet sein wird, daß es keine drückende unverschuldete Noth und Armuth mehr giebt.

---

[1] Baumeister, Die halböffentlichen milden Stiftungen in Hamburg, S. 36.

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.



Nr. 20. XIV. Jahrgang, I. Band. 1895-96.

Platte Machtfragen.

✗ Berlin, 5. Februar 1896.

Herrn Stöcker hat das Schicksal ereilt, das wir ihm vor vierzehn Tagen vorhersagten: troß allen Drehens und Windens sollte er durch das kaudinische Joch marschiren, das ihm die Junker wegen seiner „sozialreformatorischen" Seitensprünge errichtet hatten, und diesmal konnte der „zweite Luther" nicht anders. Die Junker machten ihm begreiflich, daß es sich um eine „platte Machtfrage" handle und nicht um „Geisteskämpfe", in denen der Hofprediger a. D. eine so berühmte Autorität ist; sie legten ihm eine Erklärung vor, worin er sein Organ, das „Volk", in schnödester Weise verleugnen sollte, und hierunter konnte Stöcker seinen Namen nicht setzen, wenn er sich nicht selbst vor aller Welt ohrfeigen wollte. So biß er denn in den sauren Apfel und schied aus der konservativen Fraktion, vermuthlich mit melancholischen Betrachtungen über den Undank der Welt, zu denen er von seinem Standpunkt aus auch allen Grund haben mag. Er hat im Schweiße seines Angesichts für das Junkerthum gearbeitet und muß sich jetzt trollen als ein unnützer Knecht, dem ohne viel Federlesen die Thüre gewiesen wird.

Bürgerliche Blätter zerbrechen sich den Kopf darüber, was Herr Stöcker nun beginnen werde. Die Frage scheint uns von keiner besonderen Wichtigkeit zu sein, obgleich wir über die persönlichen Fähigkeiten des Mannes nicht so geringschätzig zu urtheilen vermögen, wie die freisinnigen Blätter, die dabei übrigens auch mehr einer schlauen Berechnung, als einer wirklichen Ueberzeugung folgen. Stöckers demagogische Fähigkeiten sind durchaus nicht zu verachten, aber es fragt sich sehr, ob er noch ein Kalbfell findet, auf dem er seine Trommelschlägel erproben kann. Er ist über das sechzigste Lebensjahr hinaus und nach seiner ganzen Vergangenheit kann und will er sich vermuthlich auch nicht von den Interessen der herrschenden Klassen trennen. Als judenhetzender Demagoge wirthschaftete er in demselben Maße mehr ab, in welchem die antisemitische Bewegung sich über sich selbst klar wurde, in welchem sie begriff, daß sie die soziale Rebellion des Kleinbesitzes gegen das große Kapital sei. Auf diesem Gebiete ist Stöcker seit Jahren fertig. Ging ihm aber schon für die kleinbürgerliche Opposition der Athem aus, so wird er um so weniger auf den für ihn abenteuerlichen Gedanken verfallen, das ländliche Proletariat gegen die Junker aufzuwiegeln,

trotz allen Zornes über die Mißhandlung, womit ihm das Junkerthum die treuen Dienste von zwanzig Jahren gelohnt hat. Graf Limburg-Stirum ist nichts weniger als ein geistreicher Mann, aber darin hat er recht: wo die platten Machtfragen anfangen, da hört das Reich der Stöcker auf, deren Beruf eben darin besteht, ideologisch zu verheucheln, welche platten Machtfragen hinter dem hingebenden Eifer stecken, den die herrschenden Klassen für Thron und Altar, Vaterland und Volk entfalten.

Viel interessanter als die Frage, was Herr Stöcker nunmehr beginnen werde, ist die andere Frage, ob seine besonders schnöde Abhalfterung durch den Vorstand der konservativen Partei nicht noch einen Nebenzweck gehabt habe. Die Gedankenspäher und Geschichtenträger der bürgerlichen Presse wollen wissen, daß nach dem heftigen Zusammenstoße zwischen Krone und Junkerthum bei der Berathung des Antrags Kanitz ein Waffenstillstand zwischen beiden Theilen geschlossen worden sei, daß abermals ein Versuch gemacht werden solle, einen Ausgleich zwischen den widerstreitenden Interessen der großen Schlot- und der kleinen Landjunker zu finden. Die Sache ist nicht unmöglich, und es würde ganz gut dazu stimmen, daß Herr Stöcker von dem Grafen Limburg-Stirum, der in holder Gemeinschaft die Seelen des Land- und Schlotjunkers in seiner diplomatischen Mannesbrust beherbergt, mit einem so summarischen Fußtritt expedirt worden ist. Die Landjunker hätten dann zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen, indem sie in dem sogenannten „Arbeiterfreunde" Stöcker zugleich einen heftigen Gegner des Kartells opferten. Der nächste an der Reihe wäre dann Herr v. Plötz mit seinem Bunde der Landwirthe, aber man braucht sich diesen Gedanken nur vorzustellen, um zu erkennen, daß jener Waffenstillstand, wenn er wirklich geschlossen sein sollte, auf thönernen Füßen stehen, daß er nur der erste der überraschenden Zwischenfälle sein würde, von denen wir vor zwei Wochen sagten, daß sie den endgiltigen Niedergang des Junkerthums begleiten würden. Die Junker haben von ihrem Standpunkt aus ganz recht, wenn sie sagen, daß ihnen mit kleinen Mitteln nicht geholfen werden könne, und die großen Mittel, die sie beanspruchen, kann ihnen keine Macht der Erde zahlen. Ueber solche platten Machtfragen hilft die aufrichtigste Friedensliebe nicht hinweg, von der wir sonst gern glauben, daß sie auf beiden Seiten vorhanden ist.

Neben dem Sturze Stöckers ist der Fall Brausewetter in der letzten Woche der Gegenstand der lebhaftesten Erörterungen gewesen. Er wurde im Reichstage von sozialdemokratischer Seite angeschnitten, denn in den bürgerlichen Parteien hat man längst das Gefühl dafür verloren, daß die Volksvertretung sich zu rühren hat, wenn die Regierung die Thatsache als selbstverständlich hinnehmen will, daß ein geistig erkrankter Richter noch monate- und vielleicht jahrelang seines Amtes gewaltet und Urtheile gefällt hat, die dem öffentlichen Rechtsbewußtsein ins Gesicht schlugen, die eine ganze Reihe schuldloser Staatsbürger auf lange Zeit ihre Freiheit berauben sollen oder schon beraubt haben. Das Treiben des Richters Brausewetter war schon seit Jahren der Art, daß man zu seiner Ehre annehmen mußte, er sei nicht mehr in unbeschränktem Besitze seiner fünf Sinne; die Richtersprüche dieses Mannes werden dem künftigen Geschichtschreiber ebenso zur Kennzeichnung des neuen Deutschen Reiches dienen, wie die Richtersprüche des Lord Jeffreys dem heutigen Geschichtschreiber zur Kennzeichnung der jakobitischen Reaktion. Es mag sein, daß diejenigen amtlichen Stellen, welche die gesetzlichen Mittel besaßen, der unausgesetzten Beugung des Rechts durch Brausewetter Einhalt zu thun, nicht so viel psychologischen Scharfsinn besaßen, wie der sogenannte gemeine Mann aus dem Volke, der längst erkannt hatte, wie es im günstigsten

Falle um Brausewetter bestellt war: damit muß man sich abfinden, denn die herrschenden Klassen, die uns eine gute Vorsehung beschert hat, können nicht klüger sein, als sie sind, und uns fehlt jede Möglichkeit, sie klüger zu machen. Aber nachdem Brausewetter einer furchtbaren Geisteskrankheit erlegen war, die nach dem Zeugniß der medizinischen Wissenschaft nicht ausbrechen kann, ohne vorher monatelang in latentem Zustande das Gehirn des Kranken zerstört zu haben, da müßte man in einem Staate, der überhaupt noch irgendwelchen Anspruch auf eine geordnete Rechtspflege erhebt, mindestens soviel erwarten, daß durch eine Sektion des Todten festgestellt würde, wie lange sein Geist schon verwüstet gewesen sei, daß alle während dieses Zeitraums von ihm gefällten Urtheile, wenn sich kein anderer Weg bot, selbst durch ein Spezialgesetz kassirt und die Anklagen, auf die sie sich bezogen, einem von gesunden Mitgliedern besetzten Gerichtshofe zur nochmaligen Aburtheilung überwiesen würden.

Jedoch die preußische Justizverwaltung war anderer Meinung. In einer feierlichen, vom „Reichsanzeiger" veröffentlichten Erklärung verkündet sie, daß für sie kein Anlaß vorliege, in eine Prüfung der Frage einzutreten, ob und wie gegen die unter Mitwirkung Brausewetters zu Stande gekommenen Strafurtheile Abhilfe zu schaffen sei. Sie beruft sich darauf, daß nach dem amtlichen Berichte des Landgerichtspräsidenten und der übereinstimmenden Erklärung der Mitglieder der Strafkammer, deren Vorsitzender Brausewetter war, bei diesem bis zum Schluß seiner amtlichen Thätigkeit auch nicht die mindeste Spur einer geistigen Störung hervorgetreten sei, und daß er insbesondere in der letzten von ihm geleiteten Sitzung, wenngleich unter nervöser Abspannung leidend, in voller geistiger Frische und sachlicher Beherrschung des Stoffs die Verhandlung geführt habe. Es ist vollkommen unverständlich, was die preußische Justizverwaltung damit beweisen haben will. Daß die Vorgesetzten und Kollegen Brausewetters ihn für geistig gesund gehalten haben, ist ebenso glaubhaft, wie es in keiner Weise beweiskräftig ist. Hätten diese Männer die Geisteskrankheit Brausewetters erkannt und dennoch gemeinsame Rechtsprechung mit ihm ausgeübt, so wären sie moralische Scheusale, deren Wort überhaupt nicht das Gewicht einer Federflocke beanspruchen könnte. Dies anzunehmen, liegt natürlich kein Anlaß vor, und dann bleibt eben nur die Möglichkeit übrig, daß diese Zeugen keinen besonderen Scharfblick für geistige und körperliche Krankheitszustände gehabt haben, was — da sie keine Aerzte, sondern Richter sind — ihrer Amtsehre keinen Eintrag thut, sie aber freilich auch nicht zu maßgebenden Urtheilen in Fragen befähigt, welche die ärztliche Wissenschaft zu entscheiden hat. Die Zeugnisse, auf die sich die preußische Justizverwaltung beruft, beweisen also nichts; sie beweisen am wenigsten etwas gegen die Thatsache, daß Brausewetter an einer Krankheit gestorben ist, die nach den Zeugnissen der ärztlichen Wissenschaft eine Vorgeschichte von Monaten und selbst Jahren zu haben pflegt und ihrer Natur nach haben muß. Hier war die einzige Möglichkeit, Gewißheit zu schaffen, die Sektion des Todten, und die preußische Justizverwaltung hätte sich hüten sollen, durch den ganz sonderbaren Weg, den sie eingeschlagen hat, den Verdacht wachzürufen, sei es auch wider ihre Absicht wachzurufen, daß es ihr in dem Falle Brausewetter um eine platte Machtfrage zu thun sei, daß ihr die drakonische Verurtheilung einer Reihe von Sozialdemokraten von zu hohem Werthe sei, als daß sie mit der in einem Rechtsstaate gebotenen Gründlichkeit untersuchen möchte, ob diese Verurtheilungen nicht unter der entscheidenden Mitwirkung eines Wahnsinnigen erfolgt seien. Mit seinem salomonischen Entscheide im „Reichsanzeiger" die brennende Sache aus der Welt zu schaffen, wird Herrn Schönstedt nicht gelingen.

Mitten in die häßlichen und in all ihrer Häßlichkeit doch auch wieder so unsagbar kleinlichen Krache der bürgerlichen Welt tritt wie ein ungeheures Schicksal der Lohnkampf in der Konfektionsindustrie. Eine der ärmsten und gedrücktesten Schichten in dem Proletariat der Hausindustrie erhebt sich nach unsäglichen Leiden, die oft selbst von bürgerlichen und sogar amtlichen Federn in den grellsten Farben geschildert worden sind, gegen ein nicht mehr erträgliches Uebermaß von Ausbeutung. Es ist anzuerkennen, daß die meisten der bürgerlichen Blätter, die sich bisher über die Bewegung der Konfektionsarbeiter und -Arbeiterinnen geäußert haben, sie nicht als platte Machtfrage behandeln. Sie sprechen diesem proletarischen Lohnkampf ihre mehr oder minder lebhafte Sympathie aus und verlangen mehr oder minder kategorisch, daß die kleine Zahl der großen Kapitalisten, welche die Konfektionsindustrie beherrscht, auf die äußerst bescheidenen Forderungen der Arbeiter und Arbeiterinnen eingehe. Bisher haben sie noch kein Gehör gefunden; in einer Reihe von Städten ist der Streik bereits ausgebrochen, hier wird die Entscheidung am nächsten Sonntag fallen.

Es liegt kein Grund vor, den Bemühungen bürgerlicher Kreise um einen gütlichen Ausgleich des Streits nicht den besten Erfolg zu wünschen, vorausgesetzt natürlich, daß der Ausgleich unter Bedingungen erfolgt, auf welche die betheiligten Arbeiter gern eingehen. Nicht zum ersten Male würde dann die Sympathie des bürgerlichen Publikums wirksam in einen drohenden oder auch schon ausgebrochenen Strike zu Gunsten der Arbeiter eingreifen. Unabhängig davon ist die große Thatsache, daß der Strom der modernen Arbeiterbewegung abermals eine breite Schicht des Proletariats in seine unwiderstehliche Fluth reißt.

Die Transvaalwirren und ihr internationaler Rückschlag.

Von Eduard Bernstein.

Es ist etwas ruhiger geworden um den Transvaal, und nur von Zeit zu Zeit flackern hier und da Flammenzeichen auf, die verrathen, daß das Feuer blos „provisorisch" gelöscht, Zündstoff zu seinem Wiederausbruch vielmehr reichlich vorhanden ist. Freilich, die privilegirte Britische Südafrika-Gesellschaft wird, wenn sie und ihr Freibrief den Jamesonschen Streich glücklich überleben — was aber keineswegs ausgemacht ist — es nicht ein zweites Mal darauf ankommen lassen, daß einer ihrer Administratoren es sich erlaubt, als Ritter vom heiligen Graal ins Burenland einzubrechen. Sie ist für die Transvaalregierung heute und auf lange hinaus eine Null. Die Frage steht nicht mehr zwischen ihr und den Buren, sondern zwischen dem Britischen Reich und den Buren, je nachdem also zwischen diesem und den etwaigen Hintermännern der Buren.

Wir heben das um so mehr hervor, als die kolonialwüthige Presse in Deutschland sich geflissentlich darin gefällt, den Thatbestand zu verwischen, um mit desto größerem Erfolg ihre Hetzarbeit verrichten zu können. Und indem man bald England sagte, wo es Britische Südafrika-Gesellschaft heißen muß, bald von dieser Gesellschaft sprach, wo das Britische Reich in Frage kommt, scheint man denn in der That bei vielen Leuten eine artige Begriffsverwechslung zu Stande gebracht zu haben, die, wenn sie auch im Augenblicke nicht mehr viel verderben kann, doch im gegebenen Moment leicht zu sehr verhängnißvollen Maßnahmen mißbraucht werden kann. Wer nicht gewillt ist, diesen Leuten freie

Hand zu lassen, dessen vornehmste Aufgabe ist es, für die volle Klarlegung der Situation Sorge zu tragen. Die Mehrheit der Menschen ist immer geneigt, dem zu folgen, der sich konsequent zeigt. Wer heute in Bezug auf England ins Horn der „Nationalzeitung" und tutti quanti bläst, nimmt die Verantwortung auf sich für die Konsequenzen, zu welchen die von jenen betriebene Politik führt.

Wie steht es nun hinsichtlich Englands Stellung zum Burenlande? Es ist in deutschen Blättern bestritten worden, daß dem Britischen Reich irgend welche Hoheitsrechte über das Transvaal zuständen. Thatsächlich aber hat nach dem Vertrag von 1884 zwischen England und der Transvaalrepublik Ersteres das Einspruchsrecht in jeden Vertrag, den die Letztere mit einer dritten Macht zu schließen geneigt ist, d. h. sein Einspruch, wenn er innerhalb sechs Monaten erfolgt, hebt einen solchen Vertrag auf. Man mag dieses Verhältniß nennen, wie man es will — auf den Namen kommt es nicht an — aber der Sache nach bedeutet es ein Hoheitsrecht. Nicht so weit gehend wie ein Protektorat, aber doch einem solchen ziemlich nahe, zumal wenn man die anderen Punkte jenes Vertrags, der heute noch zu Recht besteht, und die sonstigen seitherigen Abmachungen zwischen England und der Transvaalrepublik in Betracht zieht.[1] Gleichviel nun, wie die Buren und Burenfreunde selbst über diese Verträge denken, eine Macht, die mit dem Britischen Reich freundschaftliche Beziehungen unterhalten will, hat sie so lange zu respektiren, als sie zu Recht bestehen. Die Ignorirung der durch sie gegebenen Beziehungen durch eine dritte Macht aber würde ein unfreundlicher Akt derselben gegen England sein, könnte von diesem gar nicht anders aufgefaßt werden.

Es sei dies an einem Beispiel veranschaulicht. Lord Salisbury hat vorigen Freitag mit seiner brutalen Taktlosigkeit die Position des Transvaals zu England mit der Irlands zu England verglichen, um die Homerulebestrebungen der Iren zu diskreditiren. Wir glauben, es läßt sich eine Analogie konstruiren, die den Buren gerechter wird, und dabei dem deutschen Leser näher liegt. Man nehme an, der schon so lange prophezeite Zerfall Oesterreichs sei Thatsache geworden und den Tschechen sei es gelungen, aus Böhmen, Mähren &c. eine tschechische Republik zu bilden. Das Deutsche Reich hätte sein Möglichstes gethan, angesichts der deutschen Bevölkerung in Böhmen und den an Böhmen grenzenden Distrikten die neue Republik sich einzuverleiben, nach vielen Kämpfen mit wechselndem Glück aber hätte es nur soviel erreicht, daß die Republik dem Reich Einspruchsrecht in ihre Verträge mit anderen Mächten, Garantien für gewisse Rechte der Deutschen in Böhmen &c. durch bindenden Vertrag zugestanden hätte. Aber die Tschechen hätten später durch allerhand Gesetzesabänderungen, wenn nicht die zivilrechtliche, so doch die politische Stellung der Deutschen erheblich verschlechtert, ihnen die Erwerbung des Wahlrechts immer mehr erschwert. Alle Proteste der Deutschen hätten nichts ausgerichtet, bis schließlich eines Tages von dem unter deutscher Oberhoheit stehenden Niederösterreich her der Dr. Steinwender, der den Jammer nicht mehr habe mit ansehen können, mit einer Truppe Deutschnationaler in die Republik eingebrochen sei, um seinen Landsleuten zu ihrem Rechte zu verhelfen.

Die deutsche Regierung und die Statthalterschaft von Niederösterreich hätten sofort eine Proklamation gegen das Steinwendersche Unternehmen erlassen und ihren Staatsangehörigen jede Unterstützung desselben verboten. Dasselbe sei dann

---

[1] Diese Abmachungen beziehen sich meist auf die Rechte der eingebornen schwarzen Stämme im Transvaalgebiet und dem von den Buren unter „Protektorat" genommenen Swaziland.

auch niedergeschlagen worden, und da habe es der russische Zar für gut befunden dem Präsidenten der tschechischen Republik telegraphisch zu gratuliren, daß er ohne die Hilfe befreundeter Mächte den völkerrechtswidrigen Einbruch niedergeschlagen und zwei Armeekorps an die russisch-schlesische Grenze zu beordern; die ganze offiziöse russische Presse aber hätte ein Jubelgeschrei angestimmt über die Niederlage, die den treulosen, brutalen Deutschen, dem ländergierigen Deutschland beigebracht worden sei. Was würde, was müßte unter solchen Umständen die Stimmung Deutschlands gegen Rußland sein, wie würden die repräsentativen Elemente Deutschlands ein solches Telegramm und die Truppenentsendung auffassen? Etwa als gegen den Dr. Steinwender und seine „Flibustier" gerichtet? Oder als eine Demonstration gegen das deutsche Interesse im Allgemeinen?

Alle Beispiele hinken, und auch das vorstehende hat seine schwachen Punkte. Aber man wird kaum bestreiten können, daß es in den Hauptpunkten der Situation mit Bezug auf die Transvaalrepublik entspricht. England hat dort größere Interessen wahrzunehmen als irgend eine andere Weltmacht. Die Burenrepublik ist das Nachbarland der Kapkolonie, grenzt fast durchgängig an englische Besitzungen und nirgends an deutsche, und das englische Element ist das stärkste Ausländerelement im Transvaal. Daß die Engländer auf eine Angliederung der Transvaalrepublik an eine unter britischer Aegide stehende, südafrikanische Konföderation spekuliren, ist offenes Geheimniß. Nur sind zwei Auffassungen zu unterscheiden: eine chauvinistische, welche die Transvaalburen lieber heute als morgen mit Gewalt unter britisches Regiment bringen möchte, und eine liberale, welche die Angliederung von der natürlichen Entwicklung der Dinge und als Resultat freier Entschließung erhofft, durch das politische Gravitationsgesetz, dem nur hier und da durch zweckmäßige Erwerbungen nachgeholfen zu werden brauche. Die erstere Anschauung wird im Wesentlichen durch die Tories, die letztere durch die Liberalen repräsentirt, und man braucht nur die fortgesetzten scharfen Angriffe der liberalen Presse Englands auf die Südafrika-Gesellschaft zu lesen, um sich zu überzeugen, daß die Denunziation des Jamesonschen Handstreichs seitens derselben keine bloße Komödie war. Man kann gewiß sehr entrüstet thun, um blos den Schein zu wahren, aber wenn es nicht bei der reinen Deklamation bleibt, wenn auf die Einzelheiten eingegangen, die Verantwortlichkeiten festgestellt, wenn jeder Punkt, der für die Buren spricht, hervorgehoben wird, — und das ist in der liberalen Presse geschehen und geschieht noch —, so darf man schon etwas mehr voraussetzen, als bloße konventionelle Heuchelei. Das Gerede von den englischen Liberalen als der Partei der Heuchelei hat ja überhaupt nur insoweit Berechtigung, als dieselben in ihrer Eigenschaft als Vermittler der Extreme am häufigsten genöthigt sind, ihren eigenen Grundsätzen Gewalt anzuthun. Sonst sind sie als Menschen nicht unaufrichtiger als ihre Gegner.

Jedenfalls darf man die Liberalen des heutigen England nicht nach Schlagworten früherer Zeiten oder nach festländischen Beispielen beurtheilen und die Charakterstärke der Elemente unterschätzen, die das Rückgrat der liberalen Partei bilden — ich meine das vielverspottete „Gewissen der Nonkonformisten". Oft mißleitet, hat dieses „nonconformist conscience" sich wiederholt als eine Kraft geltend gemacht, der die mächtigsten Staatsmänner nachzugeben gezwungen waren. Nicht die bei Heidelberg und am Majuba-Hügel erhaltenen Schlappen haben 1881 Gladstone gezwungen, mit den Buren Frieden zu schließen, sondern der Sturm der aus religiösen Sektirern zusammengesetzten Friedenspartei im eigenen Lager. Als Petition auf Petition gegen die Fortsetzung des Feldzugs einlief, als ein wachsender Theil von liberalen Abgeordneten mit Versagung der Heeres-

folge drohte, wenn nicht mit den Buren ein ehrenvoller Friede gemacht werde,[1] sah sich Gladstone gedrungen, Sir Evelyn Wood zu beauftragen, mit den Buren in Verhandlungen zu treten, obwohl General Roberts, der soeben die Afghanen besiegt, mit 12000 kriegserfahrenen Soldaten schon auf dem Wege nach Afrika war. Daß es der britischen Uebermacht schließlich hätte gelingen müssen, die Buren zu unterwerfen, steht außer Frage, diese selbst sahen es ein und nahmen mit Vergnügen die Friedensbedingungen an, die ihnen, unter der Bedingung der Suzeränität Englands, volle Unabhängigkeit im Innern zusicherten. Mit welcher Wuth die Tories damals diese „ruhmlose“ Beendigung des Kampfes aufnahmen, ist bekannt, sie tönt noch in der erwähnten Rede Salisburys vom letzten Freitag nach — unter lautem Gelächter seiner gleichgesinnten Zuhörer sprach derselbe höhnisch von dem „patriotischen Ministerium, das vor etwas über vierzehn Jahren den Buren Homerule zugestanden“ habe[2] — und in der That war es ein unerhörtes Stück von einer Großmacht, mit einer kleinen Ansiedlerrepublik Frieden zu schließen, ehe die ihr zugefügte Scharte ausgewetzt, die Buren zu Paaren getrieben worden. Aber es ist sicher kein unrühmliches Blatt in der englischen Geschichte. Wir Sozialisten sehen diese Dinge von einem anderen Gesichtspunkte an als unsere deutschen Säbelraßler. Wir anerkennen die Tapferkeit, mit der die Buren für ihre Rechte eingestanden, wir schätzen aber auch den moralischen Muth, den die damalige englische Regierung im Friedensschluß von 1881 bewiesen. Die Opposition in England gegen die Fortführung des Krieges mit den Buren 1881 hat in der neueren Geschichte eigentlich nur ein Beispiel: die Opposition in Deutschland gegen die Fortführung des Krieges gegen die Franzosen 1870/71.

---

[1] In John Bright, Joseph Chamberlain u. A. hatte die Friedenspartei ihre Vertreter im Gladstoneschen Kabinet. Bright trat bekanntlich 1882 aus demselben aus, weil er der Beschießung Alexandrias nicht zustimmen wollte.

[2] Man vergleiche mit diesen Auslassungen des Hauptes der Tories folgende Stelle aus der Tags vorher gehaltenen Kandidatenrede des Liberalen John Morley: „Aber ist es der rechte Weg, Präsident Krüger zur Gewährung politischer Rechte zu bewegen, wenn man ihn auffordert, sie Leuten zu ertheilen, die sich als die bitteren und offenen Feinde seiner Regierung aufführen, Leuten, deren erster Akt sein würde, seine Regierung und seine Rasse zu bekämpfen? Wohlan, meine Herren, Sie mögen die Buren gern haben oder nicht, jedenfalls lassen Sie uns denselben gegenüber billig sein. (Bravos.) Schritte wie die geschilderten sind nicht gerecht; sie sind nicht ehrlich, nicht Sicherheit gewährend, sie schädigen unseren nationalen Ruf, sie schwächen unsere nationale Kraft.“ Und an einer anderen Stelle: „Ich glaube, kein rechtlich denkender Mensch kann ohne Widerwillen die unanständige und unwürdige Sprache vernehmen, die uns aus gewissen Kreisen der Londoner Gesellschaft über den deutschen Kaiser zu Ohren gebracht wurde, und ich hoffe, das ist jetzt vorüber. (Beifall.) Ich bin kein Verehrer von Kriegsherren. Aber hüten wir uns, daß unser Gegensatz gegen Kriegsherren im Auslande nicht unter uns selbst in Downingstreet und anderwärts Kriegsherren im Frack hervorsprießen macht. (Hört, hört! und Heiterkeit.) Ich habe die Kriegsherren in Kanonenstiefeln nicht gern, aber noch weniger gern habe ich die Kriegsherren im Frack. . . . Man hat kreischend mit unserer Stärke geprahlt. Je stärker, je kräftiger wir sind, desto weniger haben wir nöthig, uns dessen zu brüsten. (Lauter Beifall.) Das Symbol der britischen Majestät, der Majestät dieser Reiche ist der britische Löwe, aber ich glaube, es ist eine unangezweifelte naturgeschichtliche Thatsache, daß Löwen niemals krähen.“ (Lauter Beifall und Heiterkeit.) — Unsere „nationalen“ Blätter in Deutschland, die es gar nicht schnell genug haben konnten, die liberale englische Regierung durch eine konservative ersetzt zu sehen, unterdrücken solche Stimmen oder geben nur soviel aus ihnen wieder, als sie zur Bestätigung ihrer Hetzereien bedürfen. Ihr Spiel mitzumachen und das Gekrähe der englischen Jingoes für die Stimme Englands auszugeben, ist der schlimmste Dienst, den man der Sache des deutschen Volkes leisten kann.

Es erscheint uns nicht unangebracht, in diesem Zusammenhang an di Haltung der deutschen Sozialdemokratie nach Sedan zu erinnern. Als damal der „Volksstaat“ Nummer für Nummer an der Spitze mit fetten Lettern di Worte brachte: „Ein biliger Friede mit der französischen Republik Keine Annexionen“, mag es vielen achtbaren, sonst mit der Sozialdemokrati sympathisirenden Personen als das Unzeitgemäßeste erschienen sein, was sich denke ließ, zumal es nach Lage der Dinge aussichtslos war; und welche Anfeindunge und Verfolgungen es der Partei zugezogen, ist bekannt. Aber bekannt ist auch wie sich jene „Inopportunität“ später mit Zins und Zinseszins bezahlt hat Hat sie die Folgen des Frankfurter Friedens nicht sofort von Deutschland ab wenden können, so hat sie doch der deutschen Sozialdemokratie einen auf Ver trauen gegründeten Einfluß bei der Demokratie des Auslandes verschafft, der i schwierigen Fällen sich vom größten Nutzen für das deutsche Volk erweisen muß Die Friedensparteien in allen Ländern blicken auf die deutsche Sozialdemokrati als einen Bürgen gegen Kriegs- und Eroberungsgelüste der deutschen Militär partei, ihr Widerstand gegen die heimischen Säbelraßler stützt sich auf das i die deutsche Sozialdemokratie gesetzte Vertrauen.

Was das bedeutet, kann sich nur der vergegenwärtigen, der da weiß, wi unpopulär im Allgemeinen der deutsche Name im Auslande ist. Der Fluch de deutschen Geschichte lastet auch insofern auf ihm, als die Einen im Deutsche nur den geldgierigen armen Schlucker und Emporkömmling verachten, die Andere in ihm den Repräsentanten des modernen Militarismus hassen oder fürchten. Das Deutsche Reich hat in Folge der europäischen Konstellation jeweilig Verbündete auf Zeit, aber es hat keinen Verbündeten, mit dem es durch die Sympathie des betreffenden Volkes zusammengebracht, der mit ihm durch eine engere, dauernde Interessengemeinschaft verbunden wäre. Kann sich noch irgend Jemand über die Unpopularität des Dreibundes in der italienischen Demokratie Illusionen hingeben? Wer ist außer den Deutschen und den Ungarn in Oesterreich Freund des Dreibundes? Und selbst unter diesen, die der Gegensatz gegen die Slaven an Deutschland kettet, macht sich eine Opposition gegen die Dreibundspolitik immer deutlicher bemerkbar. Sicherlich ist das Bild, das der französische Parlamentarismus mit seiner Korruption heute darbietet, kein erquickliches, aber wenn es auf die ganze Nation und nicht auf die einzelnen Parteien der Politiker ankommt, so blicken noch allerwärts die aufstrebenden Elemente nach Frankreich und nicht nach Deutschland. Zu tief haben sich dem Gedächtniß der Völker die Thatsachen eingeprägt, auf Grund deren Marx 1844 zu schreiben in der Lage war: „Wir haben die Restaurationen der modernen Völker getheilt, ohne ihre Revolutionen zu theilen. Wir, unsere Hirten an der Spitze, befanden uns immer nur einmal in der Gesellschaft der Freiheit, am Tage ihrer Beerdigung.“ Seitdem hat sich wenig genug zum Besseren gewendet.

Vor wenigen Tagen hat das Deutsche Reich das Jubiläum seines fünfundzwanzigjährigen Bestandes gefeiert. Wir können solche Ereignisse von weiterem Gesichtspunkte als dem der Partei beurtheilen und sagen, gleichviel wie die Umstände der Gründung des Reiches waren, diese selbst war ein Fortschritt, ein Stück Verwirklichung eines allgemeinen Volkssehnens. Was haben nun die maßgebenden Kreise gethan, dieser Feier die Weihe zu geben? Sie fiel in eine Aera der Verfolgungen wegen Majestätsbeleidigungen, über die das ganze Ausland sich moquirte. Man hat es nicht einmal über sich bekommen, durch die betreffenden Verurtheilungen einfach einen Strich zu machen, sondern nur Straferlasse verfügt, die dem Schlimmsten entsprechen, was dem Deutschen im Auslande in Bezug auf

Knickerei und Knauserei nachgesagt wird. Und zweitens hat selbst dieser Anlaß die maßgebenden Kreise nicht zu bewegen vermocht, der Herrschaft des Diktaturparagraphen in Elsaß-Lothringen ein Ende zu machen. Derselbe Bureaukraten- und Polizeigeist steht im Osten allen moralischen Eroberungen Deutschlands im Wege, so sehr gerade dort ein Feld dafür wäre. Aber außer Dynastien und Aristokratien, denen der Boden unter den Füßen wankt, hat das offizielle Deutschland keine echten Freunde auf der Welt, und die Freundschaft dieser Elemente ist ein sehr kostspieliger und gebrechlicher Artikel.

Der Fehler, den die deutsche Politik 1871 gemacht, hat Deutschland, wie es jüngst ein Schriftsteller der Zeitschrift „Cosmopolit" ausdrückte, „in den Schraubstock" zwischen Frankreich und Rußland gesetzt und damit Deutschland genöthigt, immer wieder der Zarenregierung sich dienstfertig zu erweisen. Wie Rußland dies ausgenutzt hat, ist im Einzelnen nicht auffällig zu Tage getreten, weil die russische Politik es oft liebt, die Sache zu nehmen und den Schein zu lassen. Aber daß Rußland allmälig im Orient und in Asien eine Machtposition erlangt hat, die es sich früher nicht hätte träumen lassen, ist heute allgemein bekannt. Ebenso hat Frankreich von dieser Situation große Vortheile gezogen. Die Ironie der Thatsachen hat es gewollt, daß, während die deutschen Kolonialpolitiker nach allen vier Windrichtungen ausschauen, um günstige Plätze für deutsche Koloniegründungen ausfindig zu machen, die Franzosen unter der stillen Ermunterung von Seiten der Reichsregierung, die immer bedacht sein muß, sie draußen zu beschäftigen, ihren Kolonialbesitz stückweise ins Enorme vergrößert und die deutschen Kolonialaussichten jedesmal um so viel verringert haben. Wie dann zuletzt das Deutsche Reich, blos um nicht hintan zu bleiben, mit Frankreich und Rußland im Bunde die Japanesen um die Früchte ihres Sieges über China gebracht und dieses aufstrebende Volk ebenfalls sich zum Gegner gemacht hat, ist bekannt. Ueber die Rolle, die Deutschland bei den jüngsten Wirren im Orient gespielt, läßt sich noch nichts Bestimmtes sagen. So viel man bis jetzt weiß, scheint es den Sultan bei dessen Widerstand gegen die Reformen in Armenien unterstützt zu haben. Jedenfalls haben die nach Selbstregierung strebenden Armenier vom Deutschen Reiche nichts zu hoffen, das Ende vom Liede wird die Pazifizirung Armeniens durch Rußland sein.

Die zeitweiligen Liebesdienste gegenüber Rußland und Frankreich können dem Deutschen Reiche immer nur die zeitweilige, nicht die dauernde Freundschaft dieser Mächte eintragen. Wahre Freundschaft mit Frankreich ist durch Elsaß-Lothringen unmöglich gemacht. Nicht nur die französischen Chauvinisten sind es, die sie verhindern. Ein sentimentales Empfinden, über das man denken mag, wie man will, das aber keinen unedlen Zug enthält, würde Hunderttausenden von Franzosen es als einen Verrath erscheinen lassen, den Gedanken an eine Zurückgewinnung dieser Provinzen gänzlich aufzugeben. Es ist ihr Schleswig-Holstein und wird es sein, so lange nicht diese Provinzen in freier Abstimmung selbst erklärt haben, wir wollen Deutsche sein. Wahre Freundschaft mit Rußland ist unmöglich, weil Deutschlands Selbstinteresse es immer wieder zwingen wird, Oesterreich im Orient zu unterstützen, wo dessen Interessen mit denen Rußlands kollidiren.

Bleibt England. Ohne in England besonders beliebt zu sein, hatte das Deutsche Reich wenigstens bei den Tories warme Freunde. Ja, der jetzt abgetretene Führer der Liberalen, Lord Rosebery, neigte dem Dreibund zu — eine Neigung, die ihm beiläufig seine Führerschaft gekostet hat, denn in ihr wurzelt die unerbittliche Feindschaft, die ihm die nach Frankreich neigende Sektion der Radikalen bis zuletzt entgegengebracht hat. Ohne festen Rückhalt in der eigenen

Partei konnte Rosebery seine Politik nicht durchführen, er fiel. Die deutschfreundlichen Konservativen kommen mit einer ungeahnten, unerhörten Mehrheit zur Macht, alle Zeichen deuten darauf hin, daß eine lange Aera unbestrittener Toryherrschaft in England bevorsteht, jetzt konnte die deutsche Politik sich mit Englands Hilfe vom „Schraubstock" leidlich frei machen, einen Freundschaftsbund mit England eingehen, da kommt die Depesche an Krüger und die Entsendung der Kreuzer nach der Delagoa-Bai und macht aus den intimen Freunden des Deutschen Reichs dessen wüthende Gegner.

Schreiber dieses hatte sich noch wenige Tage vorher im Privatgespräch mit einem englischen Tory davon überzeugen können, wie tief bei diesen Leuten die Sympathie für das Deutsche Reich war. Die deutsche Regierung konnte sich kaum einen wärmeren Anwalt wünschen als diesen englischen Konservativen. Das ist jetzt vorbei. Ein sehr gemäßigtes, selbst Deutschland gegenüber immer noch sehr objektives Blatt, der „Spectator", schrieb neulich: Wir werden das — die Haltung Deutschlands und seiner Presse in einem Moment der größten Schwierigkeit Englands — in einem Menschenalter nicht vergessen können.

Man sagt nun in Deutschland: Ja, wenn England die Angriffe auf die Jamesonsche Bande auf sich bezog, dann beweist es eben, daß es hinter ihr stand und daß dieselbe mit seinem Willen gehandelt. Aber man bilde sich nicht ein, daß man mit solchen Finten die Engländer täuscht. Es handelte sich nicht nur um die Jamesonsche Bande, sondern um so und so viel tausend englischer Staatsangehöriger im Transvaal, um das ganze staatliche Verhältniß Englands zu Transvaal, das durch Jamesons Streich in Frage gestellt war, und in einem solchen Moment konnte das erwähnte Telegramm nicht anders aufgefaßt werden, als es die Engländer aufgefaßt haben, zumal wenn man die Begleitumstände in Betracht zieht. Man glaube doch nicht, daß die antienglische Haltung der Deutschen im Transvaal und die antienglischen Artikel der deutschen Kolonialpresse den Engländern geheim geblieben sind. Bisher nahm man sie eben nur als Aeußerungen Privater. Im Lichte des Telegramms und der Haltung der Hauptorgane der Regierungsparteien Deutschlands erhielten diese Dinge dagegen einen anderen Charakter. Und wie immer das Telegramm an sich gemeint war, daß es keine Desavouirung der auf Kreuzung der englischen Interessen, auf Untergrabung des englischen Einflusses im Transvaal gerichteten Politik der dortigen Deutschen bedeutete, wird Jeder zugeben.

Zwei Briefe von im Transvaal lebenden deutschen Sozialisten, die im „Vorwärts" vom 28. Januar abgedruckt sind, gewähren einen Einblick in die eigenthümliche Stellung, die unsere Landsleute dort einnehmen. Sie sind durchaus unverdächtig, da die Einsender sie ganz unter dem Einfluß der dort unter den Deutschen geführten antienglischen Agitation geschrieben.

Zunächst wird da die Stimmrechtsagitation der Ausländer als eine von dem bekannten Cecil Rhodes ausgehende Mache geschildert. Daß Rhodes bei ihr die Hand im Spiel hatte, ist sicher, daß sie ausschließlich von Rhodes und seinen Leuten betrieben wurde, ist dagegen falsch. Die Bewegung für das Stimmrecht unter den Eingewanderten steht im Transvaal seit vielen Jahren auf der Tagesordnung. Fast jedes Jahr hat eine Aenderung gebracht, aber meist nach rückwärts. Als eine Art Konzession wurde seiner Zeit der zweite Volksrath geschaffen, der aber nur Gesetze in Vorschlag bringen darf, die dann der erste Volksrath nach Belieben amendiren oder verwerfen kann — also etwa ein Institut wie der berühmte preußische Volkswirthschaftsrath. Die Engländer sind unerzogen genug, das für keine parlamentarische Vertretung zu halten.

Weiter heißt es: „Engländer lassen sich fast gar nicht naturalisiren, mithin ist von ihrer Seite die ganze Wahlrechtsbewegung eine Finte.“ Thatsächlich ist die erste Forderung auf dem Programm der Reformpartei die Erleichterung der Naturalisation. Uebrigens handelt es sich nicht nur um die Wahlen zum Volksrath, sondern auch zu den Gemeindevertretungen 2c., resp. um Schaffung wirklicher Munizipalitäten, und da ist hervorzuheben, daß in England selbst bei Wahlen zu solchen keine Naturalisation erfordert ist. Die Engländer gehen eben von anderen Voraussetzungen aus wie wir Deutsche, und darum mag ihr Verhalten dem an die Verhältnisse des Polizeistaats Gewohnten schon sehr rebellisch vorkommen, wo es jenen noch durchaus in der Ordnung erscheint.

Beiläufig wohnen die Engländer, wie auch die anderen Ausländer des Transvaal, nur in den paar Minendistrikten. Wie da die Gewährung des Stimmrechts an dieselben eine Majorisirung der Buren im Volksrath hätte nach sich ziehen können, ist nicht recht ersichtlich. Die Buren behaupten, daß sie noch heute die große Mehrheit der Bevölkerung bilden, und jedenfalls sind Buren und Nichtengländer zusammen mindestens doppelt so stark wie die Engländer im Transvaal. Unsere guten deutschen Freunde haben sich da etwas einreden lassen, was der Sachlage nicht entspricht. Der Widerstand der Buren gegen die Wahlreform ist begreiflich, der der Deutschen berührt sonderbar. Er mag ihnen für den Moment im Transvaal Dank eintragen, aber zur Beliebtheit des deutschen Namens in den Ländern angelsächsischer Zunge, wo Hunderttausende von Deutschen wohnen, dürfte er wenig beitragen.

Außer der Wahlreform enthielt das Programm der Reformpartei kein „umstürzlerisches“ Verlangen: Tarifreformen, Zollermäßigungen, englischer Unterricht in den Schulen, wo die englischsprechende Bevölkerung überwiegt, u. dergl.

Daß sie für ihre Forderungen mit den Waffen in der Hand eintreten wollten, begründen die Reformleute damit, daß ihre Petitionen im Volksrath verhöhnt und bespieen worden seien. Das mag übertrieben sein, daß aber Grund zu großer Unzufriedenheit mit dem Burenregiment vorlag, wird sogar in einer sonst sehr engländerfeindlichen Korrespondenz der „Kölnischen Zeitung“ aus Pretoria (Nummer vom 28. Januar, zweites Morgenblatt) hervorgehoben. Es soll damit das renommistische und provokatorische Gethue der Johannesburger Reformler nicht beschönigt werden, aber wenn man liest, daß, noch ehe ein Schuß gefallen, vierundzwanzig Stunden vor Bekanntwerden von Jamesons Einmarsch, die Deutschen, nachdem sie sich Präsident Krüger „bedingungslos zur Verfügung gestellt“, schon an den deutschen Kaiser „um Schutz“ telegraphiren, dann muß man zu dem Schlusse kommen, daß auch hier hinter den Aufgehetzten wohlberechnende Spekulanten steckten. Was für einen Schutz sollte der deutsche Kaiser schicken und gegen wen? Da Präsident Krüger seinen Schutz nicht versagte, war es dessen Sache, wenn er es für nöthig hielt, sich nach Schutz umzusehen. Er that aber nichts dergleichen, er war seiner Sache sicher.

Die Deutschen im Transvaal thun gut, die Dinge nicht gar zu leicht zu nehmen. Es ist in den schon früher zitirten Grenzbotenartikeln offen ausgesprochen worden, daß das Transvaal ein Punkt sei, wo eine deutsche Kolonialpolitik mit Erfolg die Bestrebungen der Engländer in Südafrika durchkreuzen könnte. Haben wir es mit einem Versuch in dieser Richtung zu thun, dann hat die Rückwirkung in England gezeigt, daß es ein für Deutschland sehr gefährliches Spiel ist.

Kein Zweifel, wenn England hinschießt, kann Deutschland zurückschießen, d. h. es kann England in der Politik Unbequemlichkeiten in den Weg legen. Aber die größeren Trümpfe sind in Englands Hand. Es steht heute in den

meisten seiner Kolonien fester da als je, es hat mit Frankreich, nachdem de „starke" Lord Salisbury demselben in Siam zugestanden, was der „schwache Rosebery ihm verweigert hatte, nur noch in Aegypten eine Rechnung abzumachen und es wird sich im Nothfalle zu Konzessionen bereit zeigen; häufen sich doc die Stimmen von Staatsmännern, die Englands ganze Position im Mittelmee für einen Anachronismus erklären. Was Rußland anbetrifft, so ist eine russisch englische Allianz mit freier Hand für Rußland im nahen, und große Zugeständ nissen an dasselbe im fernen Osten eine alte Lieblingsidee der Masse der Libe ralen, und wie so viele Projekte der Liberalen wird auch dieses voraussichtlic von den Konservativen zur Ausführung gebracht werden. Ob England sein Rechnung dabei findet, kann ihm überlassen bleiben, es hat im nahen Orien jedenfalls weniger zu verlieren als Deutschland. Die Hauptsache ist, daß sic eine ganze Verschiebung in der Stellung der Mächte zu einander vollzieht, ein ganz neue internationale Situation, mit für das Deutsche Reich durchaus nich erfreulichen Aussichten. Wenn der französisch-deutsche Gegensatz schon Rußland Position mächtig gestärkt hat, so wird der englisch-deutsche Gegensatz dies noc mehr thun, Deutschland in immer schwierigere Position gegenüber Rußlan bringen. Frankreich und Rußland werden die Früchte eines Zwistes ernten, de nie hätte auszubrechen brauchen, der mit einigem Takt sehr gut hätte vermiede werden können.

Jedenfalls liegt es nicht im Interesse Deutschlands, ihn auf die Spitze z treiben. Im Gegentheil. Noch hat sich England die Hände nicht gebunden, noc ist das letzte Wort in dieser Sache nicht gesprochen, noch ist vieles wieder gu zu machen. Sache der „nationalen" Parteien wäre es daher, ihr Möglichste in dieser Richtung zu thun. Aber, wie immer, lassen sie sich auch hier vo blinder Voreingenommenheit leiten. Sie schreien nach neuen Kriegsschiffen, un recht bald den Engländern den Mann zeigen zu können. Treffend ist schon in „Vorwärts" darauf hingewiesen worden, ob die guten Leute denn glauben, da England ruhig und unthätig zusehen werde, wenn Deutschland gegen es Schiff baue. Nicht da liegt das Heilmittel.

Worauf es ankommt, ist, die Engländer zu überzeugen, daß deutscherseit keinerlei Absicht besteht, in ihre Rechte einzugreifen, ihre Wege zu kreuzen. Da ist keine Zumuthung, die ein Zugeständniß der Schwäche involvirt. Sie verlang nur Aufgeben von Selbsttäuschungen und unsinnigen Drohungen. Können di nationalen Parteien sich dazu nicht freiwillig aufraffen, so ist es Aufgabe de Sozialdemokratie, ihnen Beine zu machen.

Die deutsche Sozialdemokratie ist heute eine große Partei, und mit ihre Größe ist auch ihre Verantwortung gewachsen. Uns vor allen obliegt es der Verhetzung diesseits kräftig entgegenzutreten und damit dem englischen Volk zu zeigen, daß die stärkste Partei des Deutschen Reiches nach wie vor keinerle Nationalhaß kennt. Wir können es den englischen Sozialisten überlassen, di englischen Jingoes und Genossen, die „Times" und ihre Hintermänner zu brand- marken, und dieselben besorgen das wirklich mit einer Schärfe, die nichts z wünschen läßt. Rücksichtsloser wie „Justice", „Clarion" — ja, wie eine ganze Reih radikaler Blätter konnte Niemand mit Jameson, Rhodes und Genossen ins Gebe gehen. Wir aber haben vor unserer Thür zu kehren. Nur so können wir unsere hohen Aufgabe gerecht werden, die Sache des Friedens unter den Kulturvölkern zu wahren und dem deutschen Namen diejenige Liebe zu sichern, die ihm, nach dem Wort Moltkes, unsere Siege auf dem Schlachtfelde nicht erworben haben, die ihm keine noch so großen Schlachtschiffe erwerben können.

Der Weltmarkt und die Agrarkrisis.

Von Parvus.

(Fortsetzung.)

7. Allgemeine Erklärung der kapitalistischen Agrarkrisen.

A. Die Theorie der Grundrente.

Es war im Anfang dieses Jahrhunderts ein von englischen Oekonomen ınd Publizisten viel umstrittenes Thema, ob gute oder schlechte Ernten für ie Grundbesitzer vortheilhafter seien? Besonders die Anhänger des Freihandels uchten den Beweis zu führen, daß das Letztere der Fall sei, denn dadurch schoben ie den Gegensatz zwischen dem Interesse der Grundbesitzer und dem gesellschaft- ichen Interesse in grelle Beleuchtung. Th. Tooke formulirte diese Ansicht in olgender Weise: „Die Geschichte unseres Landbaues beweist aufs Klarste, daß n allen bedeutenden Fällen von Mißjahren oder reichen Ernten die Verände- ungen im Preise selbst die äußerste Berechnung im Unterschiede der Menge über- chritten haben, und daß jeder bemerkbare Uebergang von Theuerung zu Ueberfluß Klagen über einen Nothstand der Landwirthschaft hervorgerufen hat.“ Man laubte sogar, ein bestimmtes mathematisches Verhältniß feststellen zu können, in velchem die Steigerung der Getreidepreise den Rückgang der Ernte begleitet, so aß z. B. nach einer in solcher Weise aufgestellten Skala ein Ernteausfall on $^1/_{10}$ eine Preissteigerung von $^3/_{10}$ nach sich zieht, ein Ausfall von $^2/_{10}$ ine Preissteigerung von $^8/_{10}$, einem Ausfall von $^3/_{10}$ eine Steigerung von $^{16}/_{10}$ ntspricht u. s. w.

Bei aller sichtbaren Uebertriebenheit dieser Aufstellungen enthalten sie doch Wahres. Es ist wirklich die Tendenz der Mißernten, unter sonst gleichen Verhält- issen, nämlich besonders bei gleichbleibender Zufuhr, die Getreidepreise bedeutend über en Prozentsatz des Ernteausfalls hinaus hinaufzutreiben. Es genügt, einen flüch- igen Blick in die bekannten Statistiken zu werfen, um sich davon zu überzeugen. Wir nehmen z. B. die Jahre 1890 und 1891, in Deutschland zwei Jahre des öchsten Zollschutzes. Das Jahr 1890 hatte eine gute Ernte. Der Roggen- trag war im Durchschnitt des Reiches 1,01 Tonnen pro Hektar. Dagegen ab es 1891 eine Mißernte. Der Roggenertrag war 0,87 Tonnen pro Hektar, n Ausfall gegenüber dem Vorjahre von 13,8 Prozent. Der Roggenpreis stieg ber von 170 Mark auf 211,2 Mark, d. h. um 24 Prozent. Deshalb lösten e Grundbesitzer 1891 von jedem Hektar Roggen 183,7 Mark, während sie n Vorjahre bei einer reicheren Ernte vom gleichen Hektar blos 171,7 Mark hielten. Der Ernteausfall von fast einem Siebentel hat ihnen einen Mehr- rlös von 7 Prozent gebracht. Sie fahren also bei der Mißernte besser. Der ückgang des landwirthschaftlichen Ertrages bereichert die kapitalistischen Land- irthe — ein herrlicher Widerspruch, wie er nur in der kapitalistischen Gesell- haft möglich ist.

Die Zufuhr billigen auswärtigen Getreides in ausreichenden Mengen ürde selbstverständlich die Theuerung beseitigen und die Mißernte auch für die pitalistischen Grundbesitzer zu dem machen, was sie gesellschaftlich unter allen mständen ist, zu einer wirthschaftlichen Kalamität.

Diese Preissteigerung des Getreides in Folge einer Mißernte ist nur aus m Marktverhältniß zu erklären, daraus, daß die Nachfrage das Getreide- igebot übersteigt. Das Kennzeichnende des Falles ist, daß der gegebene etreidevorrath, sieht man von der Zufuhr ab, auf ein Jahr lang nicht mehr weitert werden kann. Ist einmal die Getreideernte vorbei, so kann eine neue

in unserem Klima nur über ein Jahr stattfinden. Das ist eine von Natur aus gegebene Thatsache. Die Grenze der Preissteigerung des Getreides während dieses Jahres, von Ernte zu Ernte, liegt deshalb nicht etwa in den Produktionskosten des Getreides auf dem schlechteren Boden, der noch in Bebauung genommen werden könnte — weil eben dieses Getreide erst nach der nächsten Ernte zu Markte gebracht werden könnte — sondern nur in dem Marktbedarf nach Getreide. Der Gewinn, den die Grundbesitzer aus dieser Theuerung ziehen, hat also mit der Verschiedenheit der Bodenarten und den Produktionskosten des Getreides nichts zu thun. Die Mißernte braucht aber keineswegs eine allgemeine zu sein, um diese Erscheinung zu zeitigen. Denken wir uns ein großes Reich, das durch hohe Schutzzölle für einige Jahre vor ausländischer Getreidezufuhr genügend geschützt ist. Nehmen wir nun an, daß in diesem Lande auf drei Vierteln der bebauten Fläche die Ernte gut ist, auf einem Viertel aber schlecht. Dann wird im Allgemeinen ein Ernteausfall sich herausstellen, und wenn das Land „reich“ ist, eine blühende Industrie, relativ hohe Löhne aufzuweisen hat, so kann der Getreidepreis in einer weit größeren Proportion steigen, als der Ernteausfall auf dem von der Mißernte betroffenen Gebiete beträgt. Leiden die Grundbesitzer, deren Ernte mißrathen, keinen Schaden, so werden sich die anderen in einer ganz enormen Weise bereichern.

Aehnliches ist in der Industrie unmöglich. Wenn hier aus irgend welchen Gründen in einem Theile der Fabriken einer Industriebranche eine Verschlechterung der Produktionsbedingungen eintritt, so werden die resp. Fabrikanten deshalb den Preis nicht erhöhen können. Thäten sie es, so würden die anderen sofort ihre Produktion erweitern und die ersteren vom Markte verdrängen. Man wird aber auch finden, daß selbst, wo in der Industrie eine allgemeine Theuerung stattfindet, diese meistens eine aus der Landwirthschaft abgeleitete, z. B. eine Folge der Rohstofftheuerung ist (der Landwirthschaft gleich wirkt in dieser Beziehung auf die Preisbildung auch der Bergbau).

Der Grund dieses Unterschiedes zwischen kapitalistischer Landwirthschaft und kapitalistischer Industrie ist im Allgemeinen der, daß die Vermehrung der Getreideproduktion an Schranken gebunden ist, die die Industrie nicht hat. Absolut schrankenlos ist auch die Vermehrung der industriellen Produktion nicht, aber sie ist es in der kapitalistischen Gesellschaft relativ. Die Vermehrung der industriellen Produktion ist gebunden: an die gegebene Arbeitermenge, die in letzter Linie mit der Volkszahl zusammenhängt, an die gegebene Produktivkraft der Arbeit, an den vorhandenen Vorrath von Produktionsmitteln. Aber die entwickelte kapitalistische Industrie hat einen solchen Reservevorrath von Arbeitern, Produktionsmitteln und ad hoc zu machenden Erfindungen, daß sie jeder innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft möglichen plötzlichen Steigerung des Marktbedarfs gerecht werden kann; außerdem kann sie noch eine Produktionssteigerung hervorrufen durch Verschiebung des Produktionsverhältnisses der einzelnen Industriebranchen. Wir haben aber soeben schon einen Umstand kennen gelernt, der eine beliebige Steigerung der Getreideproduktion der Zeit nach unmöglich macht, d. i. die Gebundenheit des Produktionsprozesses an den natürlichen Wachsthumsprozeß. Es handelt sich nicht blos um die Dauer des Produktionsprozesses, sondern um seine Gebundenheit an die Jahreszeiten, so daß nur von Sommer zu Sommer die Getreideernte stattfinden kann.[1]

[1] Die Entwicklung der Transportmittel erweitert diese natürlichen Schranken in der Weise, daß sie Länder von verschiedener Erntezeit miteinander in Verbindung bringt. Aber theils weil der überseeische Transport selbst bis zu einem gewissen Grade an die Jahreszeit

Dies allein genügt bereits, wie wir gesehen haben, um für die Grundbesitzer einen *Extraprofit*, eine Rente, zu bilden. Nur ist *dieser* Extraprofit zufällig und schwankend, wie der Ernteausfall.[1]

Wie kommen aber die Grundbesitzer dazu, sich diesen Extraprofit anzueignen? Kraft wessen gelingt ihnen das? Der Unterschied der Bodenqualitäten hat mit diesem Fall, wie schon erwähnt, nichts zu thun. Dieser Unterschied ist vielmehr für ein Jahr ausgelöscht in dem Moment, wo die Ernte stattgefunden hat. Ein Sack Roggen wird deshalb weder besser, noch größer, weil der Morgen, dem er entwachsen, 12 oder 20 solche Säcke liefert. Auch der Privatbesitz an Grund und Boden kommt hier an und für sich nicht in Betracht. Man denke sich in dem resp. Lande noch so immense Flächen fruchtbaren Bodens besitzfrei, allgemein zugänglich: ist die Ernte vorbei, so nützt das, bis zum nächsten Frühjahr, nichts — solange nicht das Getreide bei Frost und Schnee reif werden kann. Aber der Grundbesitzer tritt hier als Besitzer von Produktionsmitteln überhaupt, ohne Unterschied, ob es gerade der Grund und Boden, das Pferd oder der Pflug ist, also in der gleichen Gestalt wie *jeder* Kapitalist auf. Als solcher hat er das Eigenthumsrecht über die produzirte Waare. Die gesammte geerntete Getreidemasse gehört also zunächst den Grundbesitzern. Dieser Umstand verhilft den Grundbesitzern dazu, daß sie, unter Benutzung des gekennzeichneten Marktverhältnisses, die Getreidepreise steigern und den daraus entspringenden Extraprofit in die Tasche stecken — sofern er ihnen nicht von der *Börse* eskamotirt wird.

Wir haben diese eigene Variation der Rentenbildung deshalb vorausgeschickt, weil sie klar zeigt, daß die Rente nicht ein natürliches, sondern ein gesellschaftliches resp. kapitalistisches Ergebniß ist. Die Mißernte und die Gebundenheit der Getreideproduktion an die Jahreszeiten bedingen für sich allein nur dieses: die Nothwendigkeit, den Brotkonsum einzuschränken. In der kapitalistischen Gesellschaft aber entspringt daraus für die Konsumenten zweierlei: einmal daß sie den Brotverbrauch einschränken müssen, sodann aber, unter Umständen,

---

ebunden ist, noch mehr weil die Länder, die für den Getreidemarkt, sei es als einführende der als ausführende, in erster Linie in Betracht kommen: Europa, Rußland, Vereinigte Staaten, nahe beieinander liegende Erntezeiten haben (die zuletzt aufgetretenen: Ostindien, Australien, Argentinien machen freilich eine Ausnahme), schließlich weil mit der Entfernung er Erntezeit von der europäischen auch die geographische Entfernung von Europa wächst nd mit ihr die Zeit, die für den Transport erheischt wird, so kam dieser Umstand bis jetzt uf dem Getreidemarkt nicht stark zur Geltung.

[1] Aus dem gleichen Grunde, wie der Extraprofit im Falle einer Mißernte, d. i. weil on Ernte zu Ernte der Getreidevorrath durch Produktionserweiterung sich nicht vermehren äßt, entspringt die regelmäßige Fluktuation des Getreidepreises im Zeitraum des Erntehres. Kein Industrieprodukt zeigt eine ähnliche, regelmäßig wiederkehrende Bewegung der reise. Mitwirkend bei der Bildung der Wellenbewegung des Getreidepreises sind: der rnteausfall, der Marktbedarf, der vom Vorjahre vorhandene Getreidevorrath, die Aushten der folgenden Ernte. Die Schwankungen sind unter diesen Einwirkungen so bedeutend, ß z. B. in Preußen selbst 1893/94, trotz der auswärtigen Getreidezufuhr, trotz der Entwicklung der Transportmittel ꝛc., der Abstand zwischen dem niedrigsten und höchsten Monatseis für Roggen 11,6 Prozent betrug.

In diesen Preisschwankungen nistet sich die Börsenspekulation ein, das *Differenzeschäft*. Die Spekulation schafft nicht die Preisbewegung, die sich aus dem Wesen der pitalistischen Landwirthschaft selbst ergiebt, aber sie nützt sie aus, um den auf diese Weise va entstehenden Extraprofit den Grundbesitzern wegzuhaschen, Grund genug, um von diesen haßt zu werden.

daß sie noch den Grundbesitzern einen Extraprofit zahlen. Diesen Extraprofit eignen sich die Grundbesitzer in der gleichen Weise an, wie die Kapitalistenklasse überhaupt sich den Mehrwerth, also jeden Profit aneignet: kraft ihres Privatbesitzes an den Produktionsmitteln. Die Natur erzeugt den Surplusprofit ebensowenig wie der Geschlechtsunterschied die Prostitution.

Aber neben der Gebundenheit der Getreideproduktion an den natürlichen Wachsthumsprozeß, die nur zufällig, unter Voraussetzung eines Ernteausfalls, Extraprofit für die kapitalistischen Grundbesitzer abwirft, giebt es in der kapitalistischen Landwirthschaft eine andere Schranke der Produktionserweiterung, die regelmäßig und beständig wirkt und deshalb regelmäßig und beständig Rente bildet. Sie ergiebt sich aus dem Umstand, daß der Grund und Boden als Produktionsfaktor in die Getreideproduktion eingeht.

Der Grund und Boden ist nicht gleichartig, sondern von verschiedener Ertragsfähigkeit. Daher rührt eine Verschiedenheit der Produktionskosten des Getreides auf verschiedenen Bodenarten. Wenn aber die Produktionskosten des Getreides verschieden sind, wie wird dann der Getreidepreis gebildet? Welche Produktionskosten sind für den Getreidepreis maßgebend: die unter den schlechteren oder die unter den besseren Bodenverhältnissen eintretenden?

Gesetzt, es wären die geringeren Produktionskosten auf besserem Boden, die den Getreidepreis bestimmen — und das erscheint plausibel, weil es ja die Tendenz der Konkurrenz ist, die Waaren zu verbilligen. In diesem Fall würde sich aber offenbar der Getreidebau auf dem schlechteren Boden, der größere Produktionskosten erfordert, nicht mehr rentiren. Dieser Boden würde folglich aus dem Anbau ausscheiden. Abstrakt weiter verfolgt, gelangt man dazu, daß nur noch der beste Boden in Bebauung bliebe. Dann stößt man aber auf eine Schranke der Erweiterung der Getreideproduktion: die Beschränktheit des Bodenraums von bester Qualität. Steigt der Marktbedarf weiter, so steigt mit ihm der Getreidepreis, bis es schließlich rentabel wird, auch Boden schlechterer Qualität in Kultur zu nehmen. Es ist klar, daß nunmehr die Produktionskosten des Getreides auf dem schlechteren in Anbau genommenen Boden der Preissteigerung eine Grenze legen werden, so lange dieser Boden in ausreichender Menge vorhanden ist.

Aber wenn die Produktionskosten auf schlechterem Boden den Getreidepreis bestimmen, so muß der bessere Boden, der geringere Produktionskosten hat, einen Extraprofit abwerfen. Diese Rente muß innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise fortbestehen, so lange es einen Unterschied der Bodenarten giebt. Dieser Extraprofit unterscheidet sich noch in anderem von der zufälligen Form des Extraprofits, die wir zuerst erörterten. Jener entsprang einem Monopolpreis — der allerdings produktive Bedingungen zur Voraussetzung hatte — darum war die einzige Grenze seiner Steigerung der Marktbedarf. Dieser wird durch eine Marktfluktuation vermittelt, aber er entspringt nicht dem Marktverhältniß, sondern einem Produktionsunterschied. Die vorausgesetzte Steigerung des Getreidepreises hält ja nur deshalb an und bedingt nur deshalb und insofern einen Extraprofit, als die Erweiterung des Anbaues mit größeren Produktionskosten verbunden ist. Darum werden die Grenzen dieses Extraprofits gebildet durch den Unterschied des Produktionspreises auf schlechterem und besserem Boden.

Dies ist die Differentialrente, die eigentliche kapitalistische Grundrente. Man sieht, sie hat nichts zu thun mit der absoluten Beschränktheit des Grund und Bodens oder selbst der kulturfähigen Fläche. Die gegebene Produktionsschranke ist überhaupt nur absolut, so lange der Getreidepreis stationär bleibt. Steigt er, so wird sie relativ, d. h. sie erlaubt eine Ausdehnung, aber nur unter

erschwerenden Bedingungen. Dieses Hinderniß besteht scheinbar blos nur in den größeren Produktionskosten. Doch bedingt es die kapitalistische Produktionsweise, daß dem nicht ganz so ist.

Um die eintretende Aenderung klarzulegen, müssen wir uns eines Beispiels bedienen. Gesetzt, der Marktbedarf betrage 1 Million Meterzentner Getreide und es stehen dafür 20 Millionen Mark dem Markte zur Verfügung. Gesetzt weiter, die momentane Getreideproduktion betrage 900 000 Meterzentner, die zum Preise von 16 Millionen Mark verkauft werden, so sind noch 100 000 Meterzentner anzuschaffen, wofür 4 Millionen Mark ausgegeben werden könnten.

Die 4 Millionen Mark, die neu auszugeben wären, repräsentiren eine bestimmte Arbeitsmenge. In einer Gesellschaft ohne Waarenproduktion, also z. B. in der sozialistischen, würde sich die Sache so abspielen, daß die Gesellschaft die respective Arbeitsmenge darauf verwenden würde, um die mangelnden 100 000 Zentner Getreide zu erzeugen. Sie würde dabei, kapitalistisch ausgedrückt, bis zu einem Produktionspreis von 40 Mark für jeden dieser fehlenden 100 000 Zentner gehen können. Nicht so unter der Herrschaft des Kapitals.

Da auf dem kapitalistischen Markte der Produktionspreis des Getreides auf dem schlechtesten bebauten Boden den allgemeinen Getreidepreis bestimmt, so wären 40 Mark dieser allgemeine Preis, und der Gesammtwerth des Getreidevorraths wäre dadurch gestiegen auf 40 Millionen Mark. Dem steht aber, nach unserer Voraussetzung, ein Marktbedarf von nur 20 Millionen Mark gegenüber, wofür nunmehr blos 500 000 Meterzentner zu kaufen wären. Es wird also ein Ueberfluß von Getreide auf dem Markte eintreten, folglich wird der Getreidepreis sinken und die Erweiterung des Getreidebaues wird sich unter solchen Verhältnissen als unrentabel erweisen. Es läßt sich leicht ausrechnen, daß die kapitalistische Gesellschaft in unserem Fall nur bis zu einem Produktionspreis von 20 Mark pro Meterzentner des fehlenden Getreides gehen kann.[1]

Woher rührt das? Die Rente, die, den Gesetzen der kapitalistischen Preisbildung folgend, aus den natürlichen relativen Schranken der Erweiterung der Getreideproduktion sich ergiebt, dient dann selbst als weitere Schranke dieser Produktionsvermehrung!

Unser Beispiel zeigt noch eins: daß die Grundrente nicht aus den Unterschieden im Getreideertrag sich ergiebt, sondern aus den Unterschieden der Getreidepreise. Der Unterschied des Getreideertrags bleibt auch in der sozialistischen Naturalwirthschaft, aber es entspringt ihm keine Rente, weil es keinen kapitalistischen Waarenpreis giebt. Der Extraprofit entspringt nicht daraus, daß der Ertrag auf dem schlechteren Boden geringer ist, sondern daraus, daß der Produktionspreis dieses geringeren Ertrags zum allgemeinen Produktionspreis wird. Ist aber dies einmal gegeben, so hängt die Quantität der Grundrente nicht blos vom Preisunterschied, sondern außerdem noch vom Ertrag ab.

Den Extraprofit aus dem Monopolpreis eignen sich die Grundbesitzer in ihrer simplen Eigenschaft als Kapitalisten an. Darum kann er ihnen auch von der Börse wegstibitzt werden. Aber die Rente aus dem Unterschied der Produktionspreise heimsen die Grundbesitzer als solche ein, d. h. als Privateigenthümer des Grund und Bodens. Darum können sie sich vom landwirthschaftlichen Betrieb gänzlich separiren, ohne ihre Rente zu verlieren. Wenn ein=

[1] Die Lehre von der Konkurrenz ist, wie schon erwähnt, von Marx nicht ausgearbeitet worden. Dahin gehört die Erörterung dieses Verhältnisses, wie auch die nähere Untersuchung der Rente aus dem Monopolpreis, die wir Eingangs erörterten.

mal ein Bodenstück unter gegebenen Produktionsverhältnissen einen Extraprofit abwirft, so ist der Grundbesitzer in der Lage, von diesem Grundstück einen Pachtzins im Betrage der Rente zu erheben, denn dem kapitalistischen Pächter wird dann noch immerhin der gewöhnliche durchschnittliche Profit auf sein Kapital verbleiben. Und wenn der Grundbesitzer dieses Grundstück verkauft, so erhält er die kapitalisirte Grundrente in der Gestalt des Bodenpreises.

Wenn aber dieses System der Grundrente, des Pachtzinses und des Bodenpreises entwickelt ist, so ergiebt sich daraus eine Reihe neuer Modifikationen.

Erstens, unbebauter Boden besserer Qualität, als der schlechteste bebaute, hat, wenn sämmtliches Land sich im Privatbesitz befindet, einen Preis, der gleich ist dem Preis des bebauten Bodens gleicher Qualität. Dieser Boden wird auch nicht anders in Pacht gegeben, als unter Zahlung der gleichen Rente, welche der gleichartige bebaute Boden bereits trägt.

Zweitens, auch der schlechteste bebaute Boden wird Grundrente tragen. Der Grundbesitzer wird deshalb den Pächter zwingen können, ihm einen Pachtzins für diesen Boden zu zahlen, weil sonst Boden noch schlechterer Qualität in Bebauung genommen werden müßte. Aus dem gleichen Grunde würde sein Pächter oder er selbst den Getreidepreis entsprechend erhöhen oder von einer bereits eingetretenen Erhöhung den entsprechenden Nutzen ziehen können.

Wenn aber kein schlechterer unbebauter Boden mehr vorhanden ist, so wird dennoch auch der schlechteste Boden Rente liefern, diesmal einfach deshalb, weil der Grundbesitzer ihn nicht würde gratis abgeben wollen. Wenn die Marktnachfrage die Bebauung dieses Bodens erheischt, so wird diese Rente gezahlt werden müssen und können. Wenn nicht, bleibt dieses Land unbebaut, es hat aber dennoch einen Bodenpreis, weil der künftige Marktbedarf und mit ihm die künftige Grundrente spekulativ antizipirt wird. Deshalb giebt es in der entwickelten kapitalistischen Gesellschaft keine Erdparzelle, die nicht einen Preis trägt.

In dem letzten Fall ist es also der Privatbesitz am Grund und Boden selbst, der die Rente erzeugt, währenddem wir ihn früher nur als Mittel ihrer Aneignung kennen gelernt haben.

Diese Antizipation der Grundrente und ihre Festlegung im Bodenpreis — kraft des Privatbesitzes am Grund und Boden — erscheint als weitere kapitalistische Hemmung der Erweiterung der Getreideproduktion. Es ist klar, daß jetzt nicht mehr, wie wir spekulativ voraussetzten, die Schranke der besten Bodenqualität überschritten zu werden braucht, damit der Produktionspreis auf schlechterem Boden den allgemeinen Getreidepreis bestimme. Hat sich einmal Grundrente gebildet — und dazu genügt, daß der Marktbedarf sämmtliches auf verschiedenen Bodenarten erzeugtes Getreide absorbirt — so erheischt auch der unbebaute Boden Rente. Da für jeden besseren Boden ein Pachtzins zu bezahlen ist, der gleich ist der Differenz der Produktionspreise, so kann der Pächter dieses Bodens offenbar soweit das Getreide nicht billiger verkaufen, als der Pächter des schlechteren Bodens. Es bleibt deshalb, vorläufig unter Voraussetzung des kapitalistischen Pachtsystems, der Produktionspreis auf schlechterem Boden bestimmend für den Getreidepreis. Aber wie dem Pächter, so ergeht es dem etwaigen Käufer des Bodens: denn er muß in dem Bodenpreis die antizipirte Rente bezahlen. Auch er wird also das Getreide nicht oder nur um ein Weniges billiger produziren können. Aber wie der Käufer neuen Bodens, rechnet auch der alte Grundbesitzer mit dem zeitweiligen Bodenpreis. Mag ihm selbst der Boden nichts gekostet haben, so betrachtet er ihn doch als ein Kapital von gegebener Größe, das verzinst werden muß. Er wird also ebenfalls im

Produktionspreis seines Getreides die Rente antizipiren — sonst wäre es ihm vortheilhafter, den Boden zu *verkaufen*. Die Sache wird klar, wenn man ein extremes Beispiel nimmt: Der Besitzer eines leeren Grundstücks im Zentrum einer großen Stadt wird, wenn er darauf ein Haus baut, bei der Bestimmung der Miethspreise mit dem augenblicklichen Bodenpreis rechnen und nicht mit jenem, den er vor vielen Jahren wirklich zahlte, bezw. er wird die Miethpreise genau so hoch stellen, wie es in den umliegenden Häusern der Fall ist.

Andererseits, da auch der schlechteste unbebaute Boden einen Preis hat, so kann die *Erweiterung der Anbaufläche* nur dann stattfinden, wenn der Getreidepreis hoch genug gestiegen ist, um auch für diesen Boden eine Rente abzuwerfen.

Es haben sich drei Quellen der Grundrente herausgestellt:

1. der Monopolpreis (die Grundbesitzer treten als einfache Kapitalisten auf);

2. der Unterschied der Produktionspreise je nach den Verschiedenheiten der Bodenqualität (der Grundbesitz dient als *Aneignungsmittel* der Rente);

3. das kapitalistische Monopol des Privatbesitzes am Grund und Boden (der Grundbesitz *erzeugt* selbst Rente).

Der allgemeine Zusammenhang ist dieser:

Die Erweiterung der Getreideproduktion ist an natürliche Schranken gebunden. Dadurch ist die *Konkurrenz* auf dem Getreidemarkt gehemmt. Die *Konkurrenz* ist aber die einzige Macht auf dem kapitalistischen Markte, welche die Preise zum *Sinken* bringt. Wo ihre Wirkung aufhört, *steigen* die Preise, bis ein anderes Verhältniß ihnen als Hemmniß der Steigerung entgegentritt, oder die Konkurrenz wieder auf dem Schauplatz erscheint. Dies gilt allgemein, für alle Waaren.

Die durch die Produktionsverhältnisse bedingten Hindernisse der Konkurrenz auf dem Getreidemarkt sind zum Theil zufällig und temporär — wenn durch die Ungunst des Wetters und die Gebundenheit der Produktion an die Jahreszeiten hervorgerufen —, zum anderen Theil regelmäßig und beständig, d. i. sofern sie auf dem Unterschied der Bodenqualität beruhen. Das erste Hinderniß ist *absolut*, d. h. so lange es anhält, läßt es *keine* Vermehrung des Getreidevorraths zu. Darum ist hier die oberste Grenze der Preissteigerung der *Marktbedarf*, der sich aus allgemeinen kapitalistischen Produktionsverhältnissen ergiebt. Das zweite Hinderniß ist *relativ*: wenn der Getreidepreis den Produktionspreis auf dem schlechtesten bebauten Boden überschreitet, so kommt wieder die Konkurrenz zur Geltung.

Die durch die Verschiedenheiten der Bodenqualität gegebenen relativen Schranken der Produktionserweiterung werden durch den *Privatbesitz am Grund und Boden* in hohem Maße verengt, indem die Grundbesitzer, voraussehend, daß der steigende Marktbedarf eine Erweiterung der Getreideproduktion erfordern wird, jeden kulturfähigen Boden mit einem *Pachtzins* belegen, dem ein *Bodenpreis* entspricht. Dadurch bedingt ist es nunmehr, damit eine Erweiterung der Getreideproduktion stattfinde, nicht blos erforderlich, daß der gesteigerte Marktbedarf im Stande sei, außer dem gewöhnlichen Bedarf die Produktionskosten des *fehlenden* Getreides zu bestreiten — sondern der Marktbedarf muß so weit gestiegen sein, daß er im Stande ist, das fehlende Getreide zu dem auf dem schlechtesten bebauten Boden beruhenden Produktionspreis, eventuell sogar den *gesammten* Getreidevorrath mit einem *Aufschlag*, einzukaufen. Die Grundbesitzer eignen sich nicht blos die Rente an, die sich bereits gebildet hat, sondern sie lassen überhaupt keine Vermehrung des Getreideanbaues zu, ohne daß er ihnen eine Rente abwirft.

Mit anderen Worten, sie halten die Erweiterung des Getreideanbaues so lange auf, bis der Marktbedarf so weit gestiegen ist, daß er ihnen im Getreidepreis die gewünschte Rente bezahlen kann und muß.

Dies vollzieht sich nicht vermittelst Uebereinkunft, sondern durch Festlegung der Grundrente im Pachtzins und Bodenpreis. Es ist also ein gesellschaftlicher Prozeß, der den Grundbesitzern als etwas Selbständiges und von Natur aus Gegebenes erscheint.

Es bleibt noch eine Frage zu erörtern: Wie wird es, wenn die Vermehrung der Getreideproduktion nicht durch Vergrößerung der Anbaufläche vor sich geht, sondern in der Weise, daß die Kultur auf dem bereits in Anbau genommenen Boden durch Anwendung von mehr Kapital intensifizirt wird, d. h. wenn es gelingt, den Bodenertrag zu steigern?

Der einzige Fall, der diesmal für uns in Betracht kommt, ist der, wenn der Produktionspreis des erzielten Mehrertrags geringer ist als der herrschende Getreidepreis. Dann tritt Folgendes ein:

Wenn die Produktionsvermehrung den Marktbedarf nicht übersteigt, so bleibt der Getreidepreis unverändert. Dann aber wirft der also gewonnene Mehrertrag, weil er geringere Produktionskosten hat, Rente ab, folglich steigt die Gesammtrente der gegebenen Bodenfläche: der Pächter zahlt einen größeren Pachtzins, der Käufer einen größeren Bodenpreis und der Grundbesitzer erwartet die Verzinsung eines größeren Kapitals. Und so findet auch hier das Gleiche statt wie bei dem Boden besserer Qualität: durch die Grundrente belastet, erfordert er den gleichen Getreidepreis wie der schlechteste Boden, resp. der Boden, auf dem noch die alte Kulturart herrscht. Dieser Boden wird also den Getreidepreis nicht heruntersetzen. Er tritt hors de combat!

Greift die intensifizirte Kultur immer mehr um sich, so kann Ueberproduktion eintreten. Dann sinkt der Getreidepreis. Dieses Sinken braucht aber keineswegs bis auf den nach unserer Voraussetzung geringeren Produktionspreis der neuen Kulturart hinunterzugehen. Da nämlich der gesunkene Getreidepreis die Getreideproduktion auf sämmtlichem Boden, auf dem noch die alte Kulturart herrscht, weniger rentabel macht, so wird von dieser Seite unausgesetzt der Versuch stattfinden, den Preis wieder hochzuheben. Darum ist es wieder, wie beim Monopolpreis, der Marktbedarf, der die Grenze, diesmal des Sinkens der Preise, bestimmt. Deshalb ist es wohl möglich, daß, trotz des gesunkenen Getreidepreises, die neue Kulturart dennoch Rente abwirft.

Wir haben also folgenden Unterschied: Boden, auf dem neue, intensifizirte Kultur stattfindet, und Boden, der noch unter alter Kultur steht. So lange beide Kulturen nebeneinander fortbestehen, wirft die neue der alten gegenüber eine Rente ab. Die Tendenz scheint aber die zu sein, daß die neue Kultur die alte immer mehr verdrängt und dadurch die Preise zum Sinken bringt. Unterdeß aber geht derselbe Prozeß vor sich, wie bei dem unbebauten Boden: die Rente wird antizipirt. Boden gleicher Qualität muß gleichen Pachtzins, gleichen Preis tragen. Wenn auf einem bestimmten Boden unter neuer intensifizirter Kultur, aus angegebenen Gründen, Pachtzins resp. Verkaufspreis steigen, so steigen sie in gleichem Maße auf sämmtlichem Boden gleicher Qualität, mag darunter Boden alter Kultur wie auch unbebauter Boden sich befinden. Daraus ergiebt sich, daß die Anwendung der neuen Kulturart nicht mehr wird den Preis heruntersetzen können, weil dem die gestiegene, bereits antizipirte Grundrente im Wege steht. Daraus ergiebt sich aber auch, daß die weitere Verbreitung des neuen Kulturverfahrens auf dieselben Hemmnisse stoßen wird, wie die Erweiterung

der Anbaufläche: der Marktbedarf wird hoch steigen müssen, um die vermehrte Getreidemenge beim alten Preis zu absorbiren.

Das erklärt, warum produktive Verbesserungen in der Agrikultur viel langsamer eine allgemeine Verbreitung finden als in der Industrie. In der Industrie führen produktive Verbesserungen zur Verbilligung des Produkts. Dadurch wird der Markt erweitert, andererseits setzt die Konkurrenz die alten Verfahrungsarten außer Kurs. In der Agrikultur richtet sich, wie gezeigt, die Produktionserweiterung nach dem Marktbedarf, die Preise sinken wenig und die mächtig anschwellende Grundrente verlegt den Weg des weiteren Preissinkens.

Die kapitalistische Landwirthschaft hat die Tendenz, die Getreidepreise nicht unter das Niveau der rückständigen Produktionsart sinken zu lassen. Es ist zweifellos, daß die Einführung der rationellen Fruchtwechselwirthschaft eine große Steigerung der Grundrente hervorgebracht hat, aber die Getreidepreise hat sie nicht vermindert. Beobachtet man die Bewegung der Getreidepreise in einem kapitalistischen Lande, so kann man deshalb leicht zu der Annahme gelangen, daß die Produktionstechnik in der Agrikultur mindestens auf demselben Fleck stehen bleibt. Aber es genügt, einen Blick in die Bewegung des Pachtzinses oder der Bodenpreise zu werfen, um sich zu überzeugen, wo die Früchte der Produktionsentwicklung stecken. Die steigende Grundrente wird unter solchen Umständen fast zum Gradmesser der sinkenden Produktionskosten.[1]

Der kurze ökonomische Sinn der Grundrente ist also der, daß durch sie ein Fallen des Getreidepreises verhindert wird. Gedeckt durch diese Schutzwehr nehmen die Grundbesitzer die gesammte ökonomische Entwicklung für sich in Beschlag. Sie profitiren von der natürlichen Ertragsfähigkeit des Bodens, von seiner künstlichen Ertragsfähigkeit, von dem steigenden Marktbedarf, von jeder Verminderung der Produktionskosten.

Es ist noch ein Moment besonders auseinanderzusetzen. Jede Verminderung des Arbeitslohns vermehrt den Mehrwerth. Der Fabrikant, dem es gelingt, die Löhne zu reduziren, erhält deshalb auf sein Kapital einen größeren Profit. Wenn nach ihm Andere dasselbe Kunststück vollbringen, so profitiren sie alle davon. Aber zu gleicher Zeit wird eine Erweiterung der Produktion in dieser Industriebranche stattfinden, denn jeder Fabrikant wird suchen, den gesammten, so vortheil-

---

[1] Aus diesen Gründen vollzieht sich auch die kapitalistische Vernichtung des Kleinbauernthums anders, als die des Kleingewerbes. Der Handwerker wird durch die billige Fabrikwaare aus dem Markte und aus der Produktion geschleudert. Wenn aber der Getreidepreis nicht sinkt, so wird der Bauer, trotz der Rückständigkeit seiner Produktionsart, vom Markte durch die Konkurrenz allein nicht verdrängt. Darum hat der englische landwirthschaftliche Großbetrieb den Boden mit Gewalt vom Bauern säubern müssen, um sich vollkommen entwickeln zu können.

Die entwickelte kapitalistische Produktion hat raffinirtere Mittel, um den Bauern loszuwerden. An dieser Stelle genügt, zu erwähnen, daß, wenn die kapitalistische Grundrente das Schwert des sinkenden Preises vom Haupte des Bauern abwendet, andererseits der Bauer selbst keine Vorstellung von Grundrente hat. Was er durch seine selbständige Produktion erzeugt, ist oft genug nur armseliger Arbeitslohn. Er begegnet der Grundrente zum ersten Mal und zwar in Gestalt des gestiegenen Bodenpreises, wenn er seinen Boden verkauft (oder verpfändet), d. h. er tritt als kapitalistischer Grundbesitzer nur in dem Moment auf, wo er aufhört, Grundbesitzer zu sein. Will er aber umkehren und wieder Landwirth werden, so begegnet er wieder der Grundrente, die ihm nun den Weg versperrt, wie der Engel mit dem flammenden Schwerte den Eingang in das Paradies.

Der Kampf zwischen Großbetrieb und Kleinbetrieb nimmt also in der Landwirthschaft unter dem Einfluß der Grundrente besondere Formen an.

haften Markt an sich zu reißen. Die Folge wird sein, daß Ueberproduktion eintritt und die Waarenpreise soweit sinken, daß schließlich nur noch der gewöhnliche frühere Durchschnittsprofit übrig bleibt.

Anders in der Agrikultur. Wenn hier die Arbeitslöhne sinken, so findet deshalb keine Erweiterung der Getreideproduktion statt. Das einzige Resultat wird also sein, daß der Extraprofit wächst. Also wächst die Grundrente, die, wie gewöhnlich, fixirt wird. Dann aber stehen Pachtzins und Bodenpreis der Erhöhung des Arbeitslohns ebenso entgegen, wie der Erniedrigung des Getreidepreises.

Dies ist ein Grund, warum die kapitalistische Landwirthschaft nicht nur rückständige Getreidepreise, sondern auch rückständige Arbeitslöhne zeigt. Trotzdem die Landwirthschaft einen Extraprofit, d. i. die Grundrente, abwirft, sind in ihr die Löhne bedeutend geringer, als in der Industrie. Selbstverständlich ist, damit dieses stattfinde, noch das Vorhandensein eines billigen Arbeitermaterials nothwendig. Aber wir werden bei der Erörterung der Krise sehen, daß selbst wenn diese Voraussetzung nicht mehr ganz zutrifft, die landwirthschaftlichen Löhne dennoch nur sehr langsam steigen.[1]

---

[1] Herr Dr. Gustav Ruhland hat entdeckt, daß nach Ricardo eine Steigerung der Preise der Lebensmittel eine Steigerung des Arbeitslohnes nach sich zieht. Dies ist nichts Anderes, als die bekannte Prämisse des allerweltsbekannten „ehernen Lohngesetzes". Aber Dr. Gustav Ruhland hat sie neu entdeckt. „Moritz, du bist ein großer Mann!..."

Durch ein Bündel aus dem Zusammenhang gerissener, falsch wiedergegebener Zitate will dann Herr Dr. Gustav Ruhland nachgewiesen haben, daß nach Ricardo die Lage der Arbeiter sich verbessere, wenn die Getreidepreise steigen, weil dann der Arbeitslohn steigt. Jedennoch, wenn Dr. G. Ruhland auch nur das kurze Kapitel über Arbeitslohn in Ricardos Werk ganz gelesen hätte, so würde er sich überzeugt haben, daß Ricardo gerade das Gegentheil behauptet und rechnerisch nachweist. Ricardo untersucht den Einfluß des steigenden Getreidepreises auf die Grundrente und den Arbeitslohn. Nachdem er gezeigt, wie der Grundbesitzer seinen Vortheil davon hat, fährt er fort: „Das Schicksal des Arbeiters ist weniger glücklich; es ist zwar wahr, er bekommt mehr Geldlohn, aber sein Getreidelohn ist herabgesetzt; und nicht blos seine Verfügung über Getreide ist geschwächt, sondern seine Lage im Allgemeinen ist verschlimmert, da er es schwieriger findet, den Marktsatz des Arbeitslohnes über dem natürlichen Satze desselben zu erhalten. Während der Getreidepreis um 10 Prozent steigt, geht der Arbeitslohn stets um weniger als 10 Prozent in die Höhe, aber die Rente steigt immer um mehr; die Lage des Arbeiters verschlimmert sich im Allgemeinen und die des Grundherrn verbessert sich stets" (Kapitel über den Arbeitslohn).

Dennoch bringt es Dr. G. Ruhland zu Stande, D. Ricardo „mit eherner Konsequenz" zu einem Agrarier zu stempeln. Herr Dr. G. Ruhland verwechselt doch nicht eherne Konsequenz mit einer ehernen Stirn?

Nachdem D. Ricardo in dieser Weise abgethan, wendet sich Dr. G. Ruhland leichten Fußes an Karl Marx, bei dem der Beweis, daß er ein Agrarier, noch „weit leichter ist". Marx zerpflückte mit schonungsloser Schärfe die Argumente der englischen Freihändler, die den Arbeitern ein Paradies versprachen, wenn die Korngesetze einmal abgeschafft sind. Er wies nach, daß der sinkende Getreidepreis von einem noch stärker fallenden Arbeitslohn begleitet werden kann. Das genügt! Marx wendet sich gegen die Freihändler, folglich ist er ein verkappter Agrarier. Schließlich hat ja Marx selbst gesagt, er sei als Revolutionär für den Freihandel, — folglich muß jeder Nichtrevolutionär gegen den Freihandel sein!

Marx untersucht in seiner Rede über den Freihandel nur das Spiel der ökonomischen Kräfte. Ob und inwieweit die Arbeitslöhne bei einem sinkenden Getreidepreis fallen, hängt aber selbstverständlich noch von dem Widerstande ab, den die Arbeiterklasse einer

Unsere Untersuchung hat gezeigt, daß die Verhältnisse der Grundrente mit dem Marktbedarf eng zusammenhängen. Sinkt der Marktbedarf, so wird der stolze Zusammenhang zwischen Grundrente, Pachtzins, Bodenpreis, Grundbesitz, Getreidepreis in seinen Grundlagen erschüttert. Aber daß der Marktbedarf an Getreide nicht sinkt, sondern steigt, dafür sorgt, wie früher auseinandergesetzt worden, die industrielle Entwicklung. Diese sorgt sogar in solchem Maße dafür, daß die Getreidepreise steigen. Und jede neue Steigerung der Getreidepreise wird sofort in bekannter Weise als Grundrente fixirt und zu einer künstlichen Verschlechterung der Produktionsbedingungen des Getreides gemacht.

Weil aber die Entwicklung der kapitalistischen Industrie zu einer Verbilligung, die Entwicklung der kapitalistischen Landwirthschaft zu einer Vertheuerung ihrer Produkte führt, — deshalb schlagen die kapitalistischen Länder die anderen auf dem industriellen Markte und werden von ihnen auf dem landwirthschaftlichen Markte geschlagen. So entsteht die kapitalistische Agrarkrisis, deren näheren Zusammenhänge und Wirkungsarten nunmehr zu untersuchen sind. (Fortsetzung folgt.)

Ein weiterer Beitrag zur Frage: „Was liest der deutsche Arbeiter?“

Von **Advocatus.**

In Folge der in dieser Zeitschrift gegebenen Anregung (vergl. Jahrgang 1894/95, Band I, S. 153, und Band II, S. 814) hat sich der Volksverein zu Crefeld erfreulicherweise veranlaßt gefunden, eine Bibliotheksstatistik aufzunehmen. In dankenswerther Weise hat er das Material der Redaktion der „Neuen Zeit“ zur Verfügung gestellt, die es mir zur Bearbeitung überwiesen hat.

Der Verein zählt 3—400 Mitglieder und umfaßt jedenfalls die Elite der sozialdemokratischen Wählerschaft Crefelds, das 1893 für die Sozialdemokratie 3730 Stimmen abgab. Die Bibliothek zählt 500 Bände (über 300 Werke). Die Statistik umfaßt die Entleihungen von April 1894 bis November 1895. Doch gehören nicht alle Werke so lange der Bibliothek an; der größte Theil der Romane ist erst vor Jahresfrist angeschafft worden.

Die Benutzung ist eine recht rege gewesen; fast 2200 Entleihungen sind verzeichnet. Jedes Werk ist also durchschnittlich 7 mal, jeder Band 4½ mal ausgegeben worden; jedes Mitglied hat durchschnittlich 6 Bände in 1½ Jahren gelesen. Doch ist leider nicht angegeben, ob alle Mitglieder oder wie viele die Bibliothek überhaupt benutzt haben.

Die systematische Eintheilung der Büchersammlung läßt manches zu wünschen übrig; sie zerfällt in sieben Abtheilungen, die verschieden stark besetzt sind und auch verschiedenen Zuspruch gefunden haben, wie die folgende kleine Tabelle zeigt:

Lohnreduktion gegenüber leisten kann. Marx war der Letzte, die Bedeutung dieses Moments zu bestreiten.

Andererseits, wenn Marx die kapitalistischen Industriellen geißelt, so hat er noch weniger Sympathie für die kapitalistischen Grundbesitzer. Wenn Einer, so war es Karl Marx, der nachgewiesen hat, in welch brutaler Weise die Grundbesitzer sich durch Ausbeutung der Arbeiter bereichern (siehe besonders „Kapital“, Band I, Kap. 23, 5 e). Marx wies unwiderleglich nach, wie einer Steigerung der Grundrente und des Getreidepreises eine grausame Verschlechterung der Lebenslage der Arbeiter entsprechen kann.

Aber Dr. G. Ruhland braucht doch wahrlich die Werke der Schriftsteller nicht zu lesen, über die er sich ein öffentliches Urtheil abzugeben anmaßt! „Im Auslegen seid frisch und munter! Legt Ihr's nicht aus, so legt was unter!“

Name der Abtheilung	Zahl der		Zahl der Entleihungen		
	Werke	Bände	im Ganzen	pro Werk	pro Band
A. Politische und wissenschaftliche Werke[1]	205	300	1076	$5^1/_4$	$3^1/_2$
B. Geschichtliche Werke	17	42	231	$13^1/_2$	$5^1/_2$
C. Gedichte und dramatische Werke	15	28	146	10	$5^1/_4$
D. Erzählungen und Romane . .	34	46	381	11	$7^1/_2$
E. Naturwissenschaftliche Werke .	13	24	180	14	$7^1/_2$
F. Zeitschriften	22	28	117	$5^1/_4$	4
G. Gesetze, Protokolle, Statistiken	18	35	21	1	$^3/_4$

Ueber dem Durchschnitt steht die Benutzung der Abtheilungen „Erzählungen und Romane“, „Geschichtliche“ und „Naturwissenschaftliche Werke“. Das Interesse für Romane ist aber weit größer, als die Zahlen erkennen lassen, da die Romane, wie erwähnt, der Bibliothek noch nicht so lange angehören, wie die übrigen Schriften; thatsächlich dürften die Romane den größten Zuspruch gefunden haben. Die Frequenz der Abtheilung „Gedichte und dramatische Werke“ entspricht ungefähr dem Durchschnitt, während die Benutzung der größten und für eine sozialdemokratische Bibliothek auch wichtigsten Abtheilung „Politische und wissenschaftliche Werke“ relativ nicht unbeträchtlich unter dem Durchschnitt steht, wenn sie auch die absolut größte Zahl der Entleihungen aufzuweisen hat. Das geringste Interesse haben die beiden letzten Abtheilungen gefunden.

Die Resultate sind also im Wesentlichen dieselben, wie in den beiden Berliner Bibliotheken (vergl. „Neue Zeit“, Jahrgang 1894/95, Band II, S. 814). Es sind dieselben Gebiete, die am Rhein wie an der Spree das größte Interesse erweckten: Romane, Geschichte und Naturwissenschaften; und wenn man untersucht, welche einzelnen Werke der Autoren sich besonderer Beliebtheit erfreuten, so ist man von der erstaunlichen Uebereinstimmung auch in den Einzelheiten geradezu frappirt.

Von den Romanschriftstellern ist auch hier Zola ein besonders gern gelesener Autor; er ist mit 9 Romanen (11 Bänden) vertreten, die zusammen 140mal ausgeliehen wurden. Diejenigen, welche hauptsächlich sexuelle Probleme behandeln, wie „Renata“ (La curée) und „Die Sünde des Priesters“ wurden am meisten (26 und 22mal) gelesen. Der „Todtschläger“ fand 17, „Germinal“ 15, „Das Geständniß eines Jünglings“ 12, „Die Lebensfreude“, „Therese Raquin“ und „Madeleine Ferat“ je 9 Leser. „Lourdes“ scheint die Leser enttäuscht zu haben; 17 haben den ersten, nur 7 den zweiten Band gelesen.[2]

Auch die übrigen Romane sind alle eifrig gelesen worden: z. B. Suttner, „Die Waffen nieder!“ 21mal, drei Romane von Verne 11, 18 und 20mal, drei Romane von Strindberg 11, 12 und 18mal, zwei Romane von O. Walster 14 und 17mal, Kautsky, „Viktoria“ 15mal u. s. w. Also ganz verschiedenartige Werke haben gleiches Interesse gefunden, was das große Verlangen nach unterhaltender Lektüre beweist. Auch die älteren Jahrgänge der „Neuen Welt“ sind noch vielfach (7 bis 17mal) gelesen worden. Von der Belletristik sind außerdem moderne Dramen beliebt: Hauptmanns „Weber“ wurden 17mal, Sudermanns „Ehre“ 16mal und „Heimath“ 19mal verlangt, während die vermuthlich sehr schönen Werke „Der Verfluchte“ und „Elsbeth oder die Rebellen von Altenstein“ glücklicherweise nur 7 und 2 Leser fanden. Für die ältere poetische Literatur ist das Interesse auch in Crefeld ganz gering: von Schillers dramatischen Werken wurden 2 Bände gar nicht,

[1] Diese Abtheilung enthält hauptsächlich Agitationsliteratur, nationalökonomische und antireligiöse Schriften.

[2] Es ist überhaupt eine eigenthümliche Erscheinung, daß von mehrbändigen Werken gewöhnlich nur der erste Band gelesen, die Fortsetzung jedoch selten verlangt wird. Bei wissenschaftlichen Werken ist das stets der Fall, zum Theil aber auch bei Romanen.

die übrigen 2—4mal ausgeliehen; Goethe ist überhaupt nicht vorhanden, Freiligrath fand 2—4, Heine 4—9 Leser.

Unter den historischen Werken sind am weitaus beliebtesten Zimmermanns „Bauernkrieg“ und Blos' „Französische Revolution“. Beide sind in je 4 Exemplaren vorhanden und sie erreichen mit 47 und 39 Entleihungen überhaupt das Maximum aller Entleihungen. Ob und inwieweit ihr reicher Bilderschmuck zu ihrer Beliebtheit beigetragen hat, läßt sich schwer entscheiden. Jedenfalls sind auch nichtillustrirte Werke, wie z. B. Liebknecht, „Robert Blum“ (28mal) fleißig gelesen worden. Nur wenige Werke dieser Abtheilung haben gar keine Leser gefunden.

Von den naturwissenschaftlichen Werken wurden am meisten gelesen: Ranke, „Der Mensch“ (1. Band) 29mal, Bommeli, „Geschichte der Erde“ 24mal, Kreß, „Der Mensch“ 22mal, Zimmermann, „Wunder der Urwelt“ 21mal, und Simon, „Gesundheitspflege des Weibes“ 20mal. Alle Werke dieser Abtheilung sind gelesen worden mit Ausnahme eines Buches über die Diphtheritis.

Wenden wir uns nunmehr der wichtigsten Abtheilung, den politischen und nationalökonomischen Schriften zu, so muß zunächst mit Bedauern konstatirt werden, daß trotz der reichen Besetzung dieser Abtheilung die beiden grundlegenden Schriften des modernen Sozialismus, Marx' „Kapital“ und Engels' „Anti-Dühring“ überhaupt nicht vorhanden sind; nicht einmal „Lohnarbeit und Kapital“ findet sich in der Bibliothek.

Von Marx enthält sie nur das „Kommunistische Manifest“ und „Die Enthüllungen über den Kölner Kommunistenprozeß“, die 10 und 12mal gelesen wurden. Engels, der große Meister populärer Darstellung, ist nicht sehr beliebt: „Die Entwicklung des Sozialismus“ fand 4, „Die Wohnungsfrage“ 1, „Ludwig Feuerbach“ 2 und „Der Ursprung der Familie“ 8 Leser. Eine größere Anziehungskraft übt Lassalle aus: Bernsteins Gesammtausgabe fand zwar nur 5—8 Leser für die einzelnen Bände, dagegen brachte es die „Assisenrede“ auf 24, „Die Wissenschaft und die Arbeiter“ auf 16 Entleihungen; die übrigen Schriften wurden meistens 5—6mal gelesen.

Viel beliebter als diese drei Begründer der Sozialdemokratie ist Bebel, dessen „Frau“ (29 Entleihungen) das gelesenste Buch unserer Agitationsliteratur ist; „Die mohammedanisch-arabische Kulturperiode“ wurde 17mal, „Unsere Ziele“ 15mal gelesen; dagegen fand sein „Charles Fourier“ nur 1 und „Die Lage der Arbeiter in den Bäckereien“ gar keinen Leser. Von Liebknechts Schriften wurden, abgesehen von dem oben genannten „Robert Blum“, nur die „Emser Depesche“ (15mal) und „Wissen ist Macht“ (11mal) viel verlangt; die übrigen fanden wenige oder gar keine Leser. Vollmar ist nur mit seiner kleinen Schrift „Ueber Staatssozialismus“ vertreten, die, obwohl nur in einem Exemplar vorhanden, zwei bis drei Jahre nach dem Berliner Parteitag doch noch 14 Leser fand. Schippels Schriften dagegen („Dreiklassenwahlsystem“, „Revolution der Gegenwart“, „Modernes Elend“, „Gewerkschaften“ 2c.) wurden meist nur 2—3mal ausgegeben, und ein ähnliches Schicksal hat Kautsky gehabt: „Marx' ökonomische Lehren“ wurden 2mal, „Der Arbeiterschutz“ 3mal, „Die internationale Arbeiterschutzgesetzgebung“ 1mal und „Die Klassengegensätze von 1789“ gar nicht verlangt; nur sein „More“ war beliebter (10mal). Von Lafargues schönen Arbeiten hat „Das Recht auf Faulheit“ 6 Leser gefunden; „Der wirthschaftliche Materialismus“ ist dagegen nur 2mal, „Die Entwicklung des Eigenthums“ gar nur 1mal gelesen worden.

Einige populäre Agitationsbroschüren sind ziemlich oft verliehen worden: Dietzgen, „Zukunft der Sozialdemokratie“ (18mal); Gewehr, „Briefe eines Sozialisten“ (13mal); Kautsky und Schönlank, „Grundsätze und Forderungen der Sozialdemokratie“ (12mal). Aber diese Broschüren sind den neu eintretenden Mitgliedern besonders empfohlen worden.

Alle eingehenderen politischen und nationalökonomischen Schriften sind auf sehr geringes Interesse gestoßen. Von den vielen Schriften, die gar nicht gelesen wurden, nenne ich nur folgende: Eccarius, „Kampf des großen und kleinen

Kapitals"; Kampffmeyer, „Hausindustrie"; Lassalle, „Ueber Verfassungswesen" u. a. m. Nur einmal gelesen wurden: Geib, „Normalarbeitstag"; J. Jakoby, „Ziel der Arbeiterbewegung"; Kaler, „Weitling"; Schramm, „Grundzüge der Nationalökonomie"; Müller, „Entschädigung bei Unfällen". Nur zweimal verlangt wurden u. a.: Ernst, „Arbeiterschutzgesetzgebung"; Müller, „Preußische Volksschulzustände"; Wolff, „Schlesische Milliarde"; Schmidt, „Durchschnittsprofitrate".

Dreimal ausgegeben wurden: Fischer, „Marxsche Werththeorie"; Lux, „Sozialpolitisches Handbuch"; Schmidt, „Soziale Frage und Bodenverstaatlichung". Nur wenige Schriften (außer den früher genannten) wurden öfter (meist 5—6mal) gelesen: Bracke, „Der Lassallesche Vorschlag"; Müller, „Mythus von der Begründung des Deutschen Reiches"; Fischer, „Ostende von London" und einige andere.

Die Protokolle der Parteitage sind meistens überhaupt nicht verlangt worden; nur das Brüsseler Protokoll fand seltsamerweise 15 Leser. Die älteren Jahrgänge der „Neuen Zeit" wurden 1—7mal gelesen; doch wurden einige gar nicht verlangt. Auch das Richtersche „Jahrbuch" fand nur einen Leser.

Ganz besonders bedauerlich ist das geringe Interesse selbst für manche aktuelle Fragen: so ist Menger, „Das bürgerliche Recht und die besitzlosen Volksklassen" überhaupt nicht verlangt worden, obwohl die Berathung des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuches bevorstand. Noch weit überraschender ist die völlige Theilnahmslosigkeit gegenüber der Agrarfrage, die das letzte Jahr hindurch die Partei in Aufregung versetzte: „Die soziale Frage auf dem Lande" und „Junker und Bauer" (beide zusammengebunden in einem Bande) wurden 2mal gelesen; alle übrigen agrarpolitischen Schriften (Liebknecht, „Grund- und Bodenfrage", Kablukow, „Ländliche Arbeiterfrage", Kampffmeyer, „Zur Entwicklung unserer Agrarverhältnisse") wurden überhaupt niemals verlangt!

Auch der Militarismus scheint nicht allzu sehr zu interessiren; die wenigen auf ihn bezüglichen Schriften wurden nur selten gelesen.

Größer ist das Interesse an der Frauenfrage und an der Judenfrage. Bebels „Frau" ist, wie erwähnt, eines der gelesensten Bücher; außerdem wurden verliehen Zetkin, „Arbeiterinnenfrage" 11mal; Lux, „Prostitution" 11mal; Ihrer, „Organisation der Arbeiterinnen" 8mal u. s. w. Die fünf auf die Judenfrage bezüglichen Schriften sind zusammen 53mal gelesen worden: Bebel, „Sozialdemokratie und Antisemitismus" 10mal; Falk, „Antisemitismus und Sozialdemokratie" 19mal; Rosenow, „Kapital und Judenfrage" 12mal; Krause, „Antisemitische Bewegung" 6mal und Lux, „Juden als Verbrecher" 6mal.

Am weitaus wichtigsten sind für die Crefelder Arbeiter aber die religiösen Probleme, was im katholischen Rheinland nicht eben verwunderlich ist. Mehr als 30 Bücher behandeln Fragen der Religion und des Glaubens und sind zusammen beinahe 400mal gelesen worden. Am meisten wurden verlangt: Corvin, „Pfaffenspiegel" (35mal), „Goldene Legende" (28mal); Dodel-Port, „Moses oder Darwin?" (24mal), „Glauben oder Wissen" (19mal); Guyot, „Wahre Gestalt des Christenthums (15mal); Sassenbach, „Heilige Inquisition" (15mal); Lommel, „Jesus" (14mal) u. s. w.

Wenn man die Resultate der ganzen Untersuchung überblickt und die Eintheilung des Katalogs ignorirt, so findet man, daß sich die 2200 Entleihungen ungefähr folgendermaßen vertheilten:

	Werke	Entleihungen
1. Religion, Philosophie und Naturwissenschaften . . .	50	620
2. Politik und Volkswirthschaft	170	630
3. Belletristik (Romane, Dramen, Gedichte, Zeitschriften)	60	700
4. Geschichte	20	250
Zusammen	300	2200

So erfreulich das Interesse an philosophisch-religiösen und geschichtlichen Fragen ist, so bedauerlich bleibt die relativ geringe Theilnahme an nationalökonomischen und

politischen Problemen. Obwohl wir die Elite der sozialdemokratischen Wähler Crefelds vor uns haben, so hat jedes Mitglied jährlich doch nur eine politische oder nationalökonomische Schrift gelesen. Dabei darf man nicht vergessen, daß in dieser Abtheilung die kleinen Broschüren ganz besonders zahlreich sind, die noch dazu ausdrücklich empfohlen wurden. Viele der besten Schriften stehen fast das ganze Jahr über unbenützt im Schrank; die wichtigsten aktuellen Fragen scheinen Niemanden zu einem genaueren Studium anzuregen. Daß die Mitglieder die wenig ausgeliehenen Broschüren meist selbst besitzen, wie die Verfasser des ersten Artikels (Jahrgang 1894/95, Band I, S. 153) annehmen, glaube ich nicht. Sicherlich sind gerade die am häufigsten ausgeliehenen Schriften auch am meisten im Privatbesitz.

Von den verschiedensten Seiten wird darüber geklagt, daß die Vertiefung in unsere Ideen in der Partei nachgelassen habe. Die Nothwendigkeit, den „Sozialdemokrat" eingehen zu lassen, scheint diese Behauptung zu rechtfertigen, und auch die bisherigen Aufnahmen über die Lektüre der deutschen Arbeiter sprechen eher dafür als dagegen.

Man muß sich aber davor hüten, die Sachlage allzu pessimistisch zu beurtheilen. Denn die Lektüre von Büchern und Broschüren ist nicht das einzige Bildungsmittel des Arbeiters. In steigendem Maße gewinnt die Presse, namentlich die tägliche Presse, an Bedeutung, die ihre Leser mit allen schwebenden Fragen vertraut zu machen sucht. Sie nimmt fast die ganze Zeit in Anspruch, die der Arbeiter zum Lesen erübrigen kann. Nur wenige gewinnen daneben noch Zeit zum Lesen von Büchern und Zeitschriften, die ausdauerndes Studium verlangen. Freilich tritt dadurch das Selbststudium in den Hintergrund und die geistige Selbständigkeit des Einzelnen wird immer geringer. Es ist also keine erfreuliche Entwicklung, die wir vor uns haben, aber immerhin ist das ganze Bild nicht so ungünstig, wie es nach den Resultaten der Bibliotheksstatistik den Anschein haben könnte. Um so mehr ist es unter diesen Umständen Aufgabe der Partei, die Tagespresse auf ein möglichst hohes Niveau zu heben.

Feuilleton.

Natur.

Erzählt aus dem kleinrussischen Leben von **Olga Kobylanska.**

I.

Sie war über die zwanzig und groß.

„Kleinrussisch" vom Scheitel bis zur Sohle, hatte sie nur röthliches Haar, welches bei den Kleinrussen zur Seltenheit gehört, aber die Züge hatten Rasse, und die fast melancholische Trauer, die sich auf allem ausprägt, was an diese unglückliche Nation mahnt, war auch bei ihr ein Grundzug des Charakters. Ihre Augen, groß, etwas unbeweglich und von feuchtem schimmernden Glanz, blieben auch dann traurig, wenn der Mund lächelte.

Um dieser ihrer Augen willen nannte man sie die „russische Madonna". In Einsamkeit und in einem fast üppigen Glanz aufgewachsen, kannte sie weder das Leben, noch wußte sie etwas von seinen düsteren Seiten. Sie kannte es blos aus Büchern, aus welchen sie sich bis zum Ueberdruß voll las.

Tolstoj war ihr Gott, und Schewtschenko[1] kannte sie fast auswendig. Träge wie ihr Volk, empfand sie nicht viel Bedürfniß nach Arbeit, und in

---

[1] Kleinrussischer Volksdichter.

ihrer Lebensweise glich sie jenen exotischen Pflanzen in den Treibhäusern, di
von den Stürmen außer ihrer Umgebung nur träumen. Und sie hatte vie
zusammengeträumt.

Ihre Phantasie entfaltete sich zu einer Blüthe, auf Kosten welcher all
anderen Triebe erstickten und nie an das Sonnenlicht gelangten. Obwoh
gefühlvoll bis zur Krankhaftigkeit, verspottete sie eine bloße „Zucht von Gefühlen
und Gedanken".

Ueber alles liebte sie die Natur.

Sie streifte im Gebirge umher, ohne Begleitung oder Waffe, wie ein Mann
Die ganze gebirgige Umgegend der kleinen Stadt, in der sie lebte, war ihr bekann
wie ihr Gemach, und eine der schönsten und wildesten Partien bildete den ganzen
Sommer hindurch das Ziel ihrer Spaziergänge.

Ihr von Natur aus kraftvoll angelegtes Wesen verlangte mehr als „Zimmer
schönheit" und ein ruhiges, verweichlichtes Leben. Instinktiv fühlte sie das
Dasein der Stürme, und es gab Momente, in denen sich ihre Seele voll leiden
schaftlichen Ansturmes darnach sehnte. Sie liebte den Kampf, wie man prächtige
farbenreiche Gemälde und eine berauschende Musik liebt, und ebenso hatte si
ihn in ihrer Vorstellung. Eine undeutliche Begier nach dem Gefühle von Sieg
machte sich zeitweise bei ihr geltend; allein im Nichtsthun aufgewachsen, nie an
gespornt und gekräftigt, verzärtelt, verfeinert, schlief ihre Kraft und verkümmert
und ging über in eine krankhafte, unmotivirte Sehnsucht.

So war sie.

Sie träumte von einem Glücke, dessen bunte Fülle ersticken müßte.

Sie erwartete es täglich, lebte beständig in Erwartung von etwas Neuem,
Fernem. Gleich einer Sonnenblume stand ihr Gemüth einem unbekannten Etwas
offen. — — —

Im Walde lag sie im Moose langgestreckt und suchte zwischen den Wipfeln
der Tannen den Himmel.

Das war schön.

Mitunter verfolgte sie den Flug des Adlers oder wie ein Weih sein
stillen Kreise zog und gleich einem schwarzen Punkt in den Lüften hing.

Gierig verschlang sie Laute vom Wasser und bildete sie um zum Lachen.
Klang vielleicht das Fallen eines Baches über Fels und Stein nicht wie halb-
lautes Lachen? Wenn man sich hineinhörte . . .

Ein andermal vertiefte sie sich ganz in das Rauschen des Waldes, und
das Antlitz verhüllt, bildete sie sich ein, sie läge am Meeresstrand.

So müßten die Meereswellen rauschen, so wie der Fichtenwald, genau
so . . . nur vielleicht etwas lauter.

Es war ihr Lieblingswunsch, aufs Meer hinauszukommen, es einmal bei
Sturm zu sehen, oder bei Sonnenaufgang oder bei Mondlicht. Das mußte
eine andere Art Schönheit sein, als das Gebirge; unruhig und voller Abwechs-
lung; verlockend und prächtig. Das Gebirge in seiner stoischen düsteren Ruhe
stimmte schwermüthig und weckte immer mehr ein Schönheitsverlangen, welches
zu stillen es nicht vermochte.

So träumte sie auch von den Fjorden da oben im Nordland. . . . Hie
und da scholl durch den Wald die trauervolle Dumka[1] eines einsam reitenden
Huzulen,[2] und das bereitete ihr stets einen Hochgenuß.

---

[1] Kleinrussisches Trauerlied.

[2] Kleinrussischer Gebirgsbewohner.

In den Schluchten zwischen steilen Felswänden erklang das Echo. Und .e stellte es sich vor als einen großen Vogel, wie wenn er sich im unachtsamen ʒluge an harte Felswände schlüge und endlich ermattet zu Boden niedersänke. — Darauf erfolgte dann die Stille. — — —

Manchmal weinte sie vor Trauer.

Ueber die Tannen raste der Sturm und schüttelte und bog sie und machte .e um so kräftiger. Um so stolzer hoben sie ihre Wipfel am nächsten Morgen nd ließen sie vom Sonnengold vergolden. Das alles gab ein Recht, sich bis ı die Wolken zu erheben und stolz zu sein.

Auch sie liebte die Kraft, und doch! — — —

Einmal brachte man zu ihrem Vater ein Gebirgspferd zum Ansehen.

Es war ein prachtvoller, langgestreckter Hengst, schwarz wie eine Kohle, ıit einem Halse wie ein Bogen, großen Nüstern und hervorstehenden funkelnden ugen; der reiche Schweif fegte fast den Boden.

Sie stand beim Fenster und sah zu, wie es in seiner Wildheit sich bäumte nd unbändig schien. Ein junger und schöner Huzule, den sie schon öfters in ıres Vaters Kanzlei gehen sah, hielt das Thier und gab sich alle Mühe, es ım Stillstehen zu zwingen, um auf Wunsch seine Hufe auch von unten betrachten ı lassen.

Es schien ihm das nicht zu gelingen.

Eine plötzliche, unwiderstehliche Lust überkam sie, das Thier zu bändigen. hre Blicke glommen auf und die feinen Nasenflügel erzitterten. Es regte sich was in ihr, was an Thatenlust mahnte, und trieb sie hinaus.

Sie lief so, wie sie im Zimmer stand, mit bloßem Kopfe auf den Hof. ls sie jedoch ungefähr fünf Schritte vor dem Thiere stand und es sich just in esem Momente bäumte, erschrak sie derart, daß die Kniee unter ihr erzitterten nd sie erblaßte.

Einige Minuten später lag sie ermattet im Lehnstuhl, und ihre schönen, assen, beringten Hände lagen müde im Schooße und hoben sich vornehm und ıbeweglich von dem schwarzen Spitzenkleide ab. . . .

Bah! — was war ihr?

Das war ein lächerliches Auflodern, eine unzeitgemäße Regung plebejischer nstinkte, die aber dank ihrer feinen Lebensweise keine Zukunft hatten.

Sie hatte sich vor der Dienerschaft blamirt.

Ihre Lippen krümmten sich in Selbstironie.

Sollte die Natur thatsächlich ununterdrückbar sein?

Ihre Großmutter väterlicherseits war nämlich eine Huzulin. Schön, aber nnoch Bäuerin! Da pflegt es immer unbewachte Augenblicke zu geben, in denen e Instinkte aus den Fugen gehen und keinen Damm kennen.

Aber ihre Mutter war eine vornehme Dame von gewählten Geberden und engen Sitten und die Schönheit war bei ihr kein bloßer Zufall. Sie war arbeitet und „das Schlußergebniß einer Arbeit von Geschlechtern“. — Sie tte entschieden die Natur ihrer Mutter; sollten aber bei ihr Nachklänge oßmütterlicher Regungen vorhanden sein, dann konnten es nur Dissonanzen n. — — —

Es war ihr übrigens nicht so sehr um das Pferd zu thun. Sie wollte auch ıen Blick auf den Menschen werfen, der daneben stand. Einmal kam ihr der danke in den Sinn, ihn zu malen. Er hatte rein slavische Züge — über- upt — er hatte etwas Eigenes an sich. Etwas Anziehendes, Zwingendes, vas, das ihre Aufmerksamkeit erweckt hatte. Gewöhnlich sah sie ihn nur an

ihrem Fenster vorbeigehen — d. h. zu ihrem Vater gehen. Aber sie hätte einmal seine Augen und seinen Mund aus der Nähe sehen mögen.... Nur einmal — dann hätte sie weiter aus dem Gedächtnisse gemalt.

Ja, es gab Augenblicke, in denen sie fähig war, Großes zu leisten, gespannt war wie ein Bogen, der in weite Ferne Pfeile absenden soll. Aber das dauerte nie lange. Sie schrumpfte in sich zusammen und ward träge. Das Warten machte sie matt und verstimmte sie. In solchen Momenten suchte sie die Natur auf.

Dort holte sie sich Kraft und Ausdauer. Dort feierte sie ihre goldenen Stunden des Sieges — z. B. wenn sie eine hohe, gefährliche Spitze erklommen, einen steilen Fels, wenn sie einen Adler aus der Nähe betrachtet, seine schwarzen, funkelnden, feindseligen Augen, seine lauernde, vornüber gebeugte Stellung. — — —

Ganz besonders liebte sie den Herbst.

Aber nicht jenen, der nur feuchte, dämmerige Tage, gelbes Laub und kalte Stürme bringt, sondern jenen, der an Schönheit dem Frühling gleichzustellen ist. Der helle, warme Tage aufweist und einen klaren blauen Himmel. Im Gebirge ist der Herbst stets wunderbar.

Die wilden Karpathen! — sie kannte ihre stolze, verschlossene Schönheit, sowie ihre eigenartigen Bewohner, die Huzulen. Kannte alle Geheimnisse des Waldes....

Im September ziehen sich von Baum zu Baum Spinnengewebe — fast endlos, und leuchten in der Sonne; und im Walde ist es still — still... Die Bäche rieseln ernst und eilig vorwärts, und ihr Wasser ist kühl und an ihren Ufern blühen keine Blumen mehr.

Im Thale ist es etwas anders.

Dort scheint die Luft voll von Asterngeruch und auf allem liegt leichte Schwermuth.

Das ist die Melancholie alles Fertigen, die allem ihr Gepräge aufdrückt. Dies ist die Schönheit, in der sie schwelgt, in der sie ihre Seele badet, und die sich in ihren großen erwartungsvollen Augen spiegelt....

* * *

Es war nach einem Gewitter.

Die Sonne war im Untergehen und der Himmel wolkig und nur im Westen hell geröthet.

Die Berge, von Nebelmassen phantastisch umzogen, stachen scharf und blau dunkel vom Himmel ab.

Auf einem dieser bewaldeten Berge stand eine neue Huzulenhütte.

Stämmige Fichten breiteten ihre Arme über derselben aus, schüttelten unmuthig die stolzen Wipfel und einzelne große Regentropfen fielen lautlos ins Moos.

Ringsum Stille; nur wie gedämpftes Meeresrauschen scholl es durch die unabsehbaren Wälder. — — —

Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne drangen stellenweise in das Dickicht des Waldes, spielten für kurze Augenblicke als goldig zitternde Schatten auf den Zweigen und dann ward es im Walde völlig dunkel.

Die Thüre der Hütte öffnete sich und heraus trat, etwas gebeugt, ein junger Huzule, eine Axt nachlässig über der Schulter haltend, und sah sinnend in die Ferne.

Schlank, elastisch und überaus kraftvoll gebaut, wie alle seine Stammesgenossen, war sein Antlitz von eigenartiger Schönheit. Düster sinnend, um de

Mund fein und in der oberen Partie slavisch, d. h. etwas breit, ohne der Schön=
heit einen Abbruch zu thun.

Sein schwarzes Haar war der Sitte gemäß bis zu den Brauen geschnitten
und verdeckte die Stirn.

Seine Tracht hob die Schönheit seines Körpers.

Blutrothe Beinkleider und ein schneeweißes, um Hals und Aermel gesticktes
Hemd, dessen weite Aermel die Kraft der sehnigen Arme unverhohlen zeigten.
Brust, Hals und Handgelenke waren mit Silber= und Messingketten und Kreuzen
geschmückt und am breiten, buntfarbigen Ledergürtel hingen kleine Fingerhüte,
Münzen, staken eine Pfeife und einige Waffen.

Forschend blickte er in die vor ihm liegende Schlucht, aus der weißliche
Nebelmassen empordampften, welche wie zerrissene Schleier die Baumwipfel
umhüllten.

Er mochte immerhin blicken und forschen, das, woran er dachte, tauchte
aus jener grünen Tiefe nicht auf. Schleier um Schleier zog langsam über die
Schlucht, und dann versanken auch die letzten Sonnenstrahlen hinter den
Bergen.... Unmuthig spuckte er durch die Zähne, schritt zu einer neben der
Hütte gestürzten großen Tanne und schlug, weit und kräftig ausholend, die Axt
in sie ein. Dann setzte er sich auf dieselbe, die Arme auf die Knie stützend, und
vergrub das Gesicht in den Händen. — — —

Etwas Böses hatte sich seiner bemächtigt.

Und dieses Böse, das war sie, die wunderschöne, rothhaarige Hexe, der er
im Walde begegnet.... Hexe?... Er hatte ihr ja gesagt, daß sie dem Bilde
der Mutter Gottes, welches in der Dorfkirche hänge, gleiche, und doch!... und
doch, sie war keine Mutter Gottes....

Die Mutter Gottes hat nicht rothes Haar, die Mutter Gottes hält
Niemanden zum Narren, nachdem sie einen so sehr gefesselt wie sie ihn, die
Mutter ist heilig, während sie... ach!! — — —

Vor drei Tagen war das alles vorgefallen, und seit der Zeit ist er
wahnsinnig.

Sogar im Traume sieht er sie. Sein Blut kreist ihm wie toll durch
die Adern, in den Schläfen hämmert es und vor den Augen hat er Funken....

Sie ist keine Mutter Gottes, diese Hexe! Diese wunderschöne, berückende,
rothhaarige Hexe!

Wie er sie liebt, wie er sich nach ihr sehnt! Er ist vor Sehnsucht
krank, er möchte weinen wie ein Knabe, und möchte sie todtschlagen vor Zorn,
weil er sie nicht hat! Warum begegnete er ihr nirgends? Warum? — — —

Es hatte so traurig begonnen und so herrlich geendet....

Es war so.

Zuerst hatte ihn der Waldaufseher wegen „Uebertretung des Forstgesetzes"
unten in der Stadt bei den Herren angeklagt, und zwar, weil er eine Tanne
(dieses beinahe morsche Zeug da, auf dem er saß) eigenmächtig umgehackt
hatte. Die hatten ihn dafür Strafe zahlen lassen und, wie sie sagten, wegen
ungebührlichem Betragen den Amtsleuten gegenüber achtundvierzig Stunden lang
festgehalten.

Lebhaft stand alles vor seiner Seele.

Es hatte nichts geholfen, als er ihnen auch den Beweggrund jener Hand=
lung vorhielt. Er brauchte einfach Holz für seine Koliba,[1] in der er mit seiner

[1] Bezeichnung der Huzulen für ihre Berghütte.

Mutter den Sommer über wohnte und Aufsicht hielt über seine Schaf- und Pferdeherden. Da ihm das „Klafterholz“ ausgegangen war und er welches unumgänglich nöthig brauchte, hatte er die Axt an jenen Baum gelegt ... an einen einzigen Baum in jenem Urwalde. . . .

Natürlich war er aufgebraust, als die Herren seine Entschuldigung ruhig und theilnahmslos verwarfen und nur auf das zu antworten erlaubten, was man ihn fragte. Dann wollte er ihnen die doppelte Strafe zahlen, auf daß sie ihn nur nicht aufhalten sollten. — Die Mutter wäre daheim am Waldberge mit den Hunderten von Schafen und den zahllosen Pferden allein und könne sich nicht in Stücke reißen und noch weniger das alles zum Flusse jagen und tränken. Sie könne nicht mehr reiten wie in jungen Tagen, und am allerwenigsten seinen Hengst, dem allein alle übrigen Pferde folgten. Sie sei schon eine alte Frau und koche ihm nur Essen und spinne. Das sollten sie verstehen! — — —

Die Herren hatten einander nur angelächelt. Als er seine Bitte wiederholte und zwar heftig, und sie trotzig und herausfordernd ansehend mit dem Fuße stampfte, da ging der Teufel los.

Sie nannten ihn einen übermüthigen Vogel, der den Käfig brauche ... einen, der das, was der Kaiser gebot, mit den Füßen trat ... und der bald auch an Gott nicht glauben werde ... weil er Hunderte von Schafen und Pferden besitze. . . .

Er knirschte mit den Zähnen vor Zorn.

Sogar den Kaiser haben sie hineingemengt! — und den Herrgott! — Wer ritt jeden Sonntag in die Kirche wenn nicht er? — und — was den Kaiser anbelangt, so war der ja weit und sah nicht, was hier um eines einzigen Baumes willen geschah. . . . Bettelvolk! ... alle diese Herren ... Knechte, die dienten ... sie wollten ihn ... den einzigen Sohn des reichsten Huzulen ... besudeln. . . .

Das hatte er ihnen alles gesagt und dann seine achtundvierzig Stunden abgesessen. . . .

Ihre ihm vorgelegte Kost wollte er nicht anrühren ... die könnten sie sich selber behalten, meinte er, von der seien sie auch so spindeldürr und blaß und häßlich.

Aber dann wurde er doch freigelassen ... Herrgott! ...

Aber das war nicht die Hauptsache, und an das wollte er ja auch gar nicht denken.

Er hatte nach alledem die Stadt, in der es heiß und staubig war und die voller Menschen wimmelte, im Sturmschritt durcheilt, und als er den ersten Weg betrat, der ihn zu seinem Heim führte, und die gewohnte Waldkühle seine Glieder umfloß, war all sein Groll gegen die „unten“ verschwunden. Er brauchte nicht mehr zu eilen; es schritt Niemand hinter ihm, der ihn zur Umkehr zwingen konnte! ...

Links von dem Bergwege, den er ging, gähnte eine bewaldete Schlucht, rechts zog sich ein felsiger Waldberg, einer Wand gleich, steil und hoch. Einige hundert Schritte vor ihm lag dicht am Schluchtrande ein Felsblock, der sich von dem felsigen Waldberge in einer wilden Frühjahrsnacht abgelöst hatte und nun dalag — gleichsam ein Ruheplatz für Wanderer.

Dort wollte er sich für einen Augenblick niedersetzen und seine Pfeife anzünden.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.



Nr. 21. XIV. Jahrgang, I. Band. 1895-96.

Der Lohnkampf in der Konfektions-Industrie.

Berlin, 12. Februar 1896.

Die Bemühungen bürgerlicher Kreise um einen gütlichen Ausgleich des Kampfes, der zwischen Kapital und Arbeit in der Konfektionsindustrie ausgebrochen ist, haben bisher keinen Erfolg gehabt. Sie sind an dem Widerstande der großen Kapitalisten gescheitert, welche auf die Forderungen der Arbeiter nicht eingehen wollen und natürlich behaupten, nicht eingehen zu können. Etwa kleine und ganz unzulängliche Erhöhungen der Löhne zuzugestehen, sind sie theilweise bereit, aber sowohl die Beseitigung des Schwitzsystems als auch die Einrichtung von Betriebswerkstätten erklären sie für unausführbar. So ist denn die Einstellung der Arbeit beschlossen worden.

Inzwischen ist damit die Sympathie der bürgerlichen Gesellschaft für die gemißhandelten Arbeiter nicht erloschen. Der Reichstag hat seine heutige Sitzung der brennenden Frage gewidmet, und die Redner der Regierung wie der bürgerlichen Parteien haben mit einer einzigen Ausnahme dem Proletariat der Konfektionsindustrie gesetzliche und moralische Hilfe zugesichert. Diese eine Ausnahme bestand aus den drei Gruppen der freisinnigen Linken, von denen die eine, die freisinnige Vereinigung, durch den Mund des Herrn Rickert das Elend der Konfektionsarbeiter zu beschönigen versuchte, während die anderen beiden, die freisinnige und die süddeutsche Volkspartei, sich in vielsagendes Schweigen hüllten. Ueber Herrn Rickert wollen wir weiter kein Wort verlieren, nachdem er vom Tische der Regierung für seine Schönfärbereien einen Denkzettel erhalten hat, der für einen so bewährten „Volksmann" doch eigentlich recht beschämend war; wollten wir ihn nun auch noch tadeln, so würden wir damit nur einen neuen Beweis für das intime Bündniß zwischen Kommunismus und Reaktion liefern, aus dem nach der glaubwürdigen Behauptung der freisinnigen Legende alles Elend des Proletariats und alles Malheur der liberalen „Volksmänner" entsprossen ist.

Dagegen ist das Schweigen der beiden bürgerlichen „Volksparteien" bemerkenswerth genug, um ein Wort der Beleuchtung zu verdienen. Es giebt einen Standpunkt, von dem aus es gewissermaßen in einem günstigen Licht erscheinen könnte. Man könnte etwa sagen: was die antisemitischen, konservativen, nationalliberalen und ultramontanen Redner vorbrachten, war alles in allem doch auch

nur das übliche Augenverblenden; war es da nicht ehrlicher und klüger, daß die „Volksparteien“ lieber ganz den Mund hielten, statt sich einem erschütternden Jammer gegenüber noch mit dem Makel der Heuchelei zu beflecken? Jedoch wie richtig dieser Einwand nach der einen Seite hin sein mag, so unrichtig ist er nach der anderen Seite hin. Im Fache der politischen Heuchelei konkurriren die „Volksparteien“ sonst sehr bereitwillig mit jeder anderen bürgerlichen Partei, und nicht ohne schöne Erfolge; was ihnen heute den Mund schloß, war nicht der verzweifelte Trotz, dem es nicht gut genug ist, eine schlechte Sache erst zu beschönigen, sondern die bange Sorge, daß in diesem Falle die politische Heuchelei die Interessen des ausbeuterischen Kapitals schädigen könnte, die vor jedem schädigenden Luftzuge zu wahren das A und O ihrer „Volksfreundschaft“ ist. Wie einst die Großen Männer Bismarck und Eugen Richter, wenn auch sonst in vielen Dingen uneinig, so doch stets ein Herz und eine Seele waren in dem verbohrten Widerstande gegen jede Arbeiterschutzgesetzgebung, so theilen sich jetzt die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ und die „Freisinnige Zeitung“ in den Ruhm, die Lohnbewegung des Proletariats in der Konfektionsindustrie als eine sozialdemokratische Machenschaft zu verdächtigen.

Dieses Maß der Verlogenheit ist der bürgerlichen Presse sonst fremd, wenigstens soweit sie noch einen Anspruch auf politische Bedeutung erhebt. Und auch die Redner der bürgerlichen Parteien haben sich in der heutigen Sitzung des Reichstags davon ferngehalten. Was sich aber wie ein rother Faden durch ihre Reden zog, das war bei aller Anerkennung der furchtbaren Mißstände, unter denen das Proletariat der Konfektionsindustrie leidet, erstens eine mehr oder weniger heftige Polemik gegen die Sozialdemokratie und zweitens eine mehr oder weniger offene Verurtheilung des Strikes, den die Arbeiter und Arbeiterinnen jener Industrie aufgenommen haben. Beides hing innerlich zusammen, aber das eine hatte so wenig einen Grund wie das andere. Es sollte den Herren doch sehr schwer werden, in der sozialdemokratischen Presse irgend ein Wort oder auch nur irgend einen Hintergedanken aufzuspüren, der den Bemühungen der bürgerlichen Gesellschaft um einen friedlichen Ausgleich des ausgebrochenen Streits ein Steinchen in den Weg zu rollen bestimmt gewesen wäre. Die sozialdemokratische Presse hat sich in dieser Beziehung nicht nur eine strenge Zurückhaltung auferlegt, nicht nur auf die sei es noch so naheliegende Kritik der bürgerlichen Bemühungen verzichtet, sondern ihnen auch durchaus aufrichtig den besten Erfolg gewünscht. Kann die bürgerliche Gesellschaft aus eigener Kraft die Leiden des modernen Proletariats mildern, wohlan denn: so mag sie es thun; wenn sie auf diesem Rhodus zu tanzen versteht, so wird die Sozialdemokratie ihr Beifall klatschen. Deshalb waren die Anzapfungen, welche die Sozialdemokratie in der heutigen Verhandlung des Reichstags von bürgerlicher Seite zu befahren hatte, sehr am unrechten Orte; sie erweckten höchstens den Verdacht, daß diese tapferen Sozialreformer selbst keinen Glauben an ihre Sache hätten und sich bemühten, rechtzeitig die Sozialdemokratie als Sündenbock zu rüsten, auf den sie ihr bevorstehendes Fiasko abladen könnten.

Ebenso schlecht steht es um die Verurtheilung des Strikes, in der sich namentlich die konservativen und die nationalliberalen Redner gefielen. Ueber die greulichen Zustände in der Konfektionsindustrie liegt seit neun Jahren eine amtliche Untersuchung vor, die nicht entfernt erschöpfend ist, aber doch genug Material enthält, um die Thatenlust der konservativen und nationalliberalen Sozialreformer auf die Beine zu bringen, selbst wenn diese Thatenlust nur ein Hundertstel so rege wäre, wie die Herren selbst mit duftendem Selbstlobe zu

behaupten pflegen. Sie haben aber dies Material nicht nur in aller Gemüthsruhe verstauben lassen, sondern sogar bei den seitdem vorgenommenen sogenannten „Reformen“ der Gewerbeordnung eine Reihe von Beschlüssen gefaßt, die den Ergebnissen jener amtlichen Untersuchung ins Gesicht schlugen. Erst der drohende und nunmehr auch ausgebrochene Strike hat diese berühmten „Sozialreformer“ mit neuer Erkenntniß gesegnet, und es zeugt wenig von christlicher Dankbarkeit, daß sie das Licht, das ihnen auf dem Wege zum Damaskus des Kapitalismus erschien, so unchristlich schmähen, was sich besonders der Duellpastor Schall ins Stammbuch schreiben mag. Aber auch der nationalliberale Redner quälte sich vergebens ab, zu beweisen, daß seine Interpellation und der Strike in der Konfektionsindustrie durchaus in keinem Zusammenhange stände, daß der Himmel weiß welche göttliche Fügung ihn zufällig in dem Augenblicke, wo dieser Lohnkampf ans Tageslicht trat, auf die von ihm und Seinesgleichen seit neun Jahren vergessene Enquete über die Zustände in der Konfektionsindustrie zurückgreifen ließ. Das glaubt ihm kein Mensch, aus dem einfachen Grunde nicht, weil jeder, der es glaubte, sich zum kompletten Narren machen würde.

Ehrlicher waren in dieser und in mancher anderen Beziehung die Vertreter der Regierung. Amt giebt Verstand, und die Herren v. Böttícher und v. Berlepsch zeigten durch ihre Ausführungen, daß sie die historische Bedeutung des entbrannten Lohnkampfes zu würdigen verstehen. Mit ihren Versuchen, sich um die Versäumnisse der Bureaukratie herumzureden, waren sie gewiß nicht glücklich, aber sie erkannten den Strike als berechtigt an und übten einen starken moralischen Druck auf die Kapitalisten der Konfektionsindustrie aus, um sie zur Nachgiebigkeit gegen die Forderungen der Arbeiter zu bewegen. Sie sprachen mit einer Deutlichkeit, welche die deutsche Bureaukratie sonst nicht gegen die deutsche Bourgeoisie zu entfalten pflegt, und Herrn v. Puttkamer, der vor zehn Jahren an derselben Stelle hinter jedem Strike die Hydra der sozialen Revolution lauern sah, mag wohl bis in die Spitzen seiner langen Bart-Koteletten hinein ein Schauer überrieseln, wenn er diese ketzerischen Reden liest. Es wäre thöricht, daraus zu folgern, daß die Herren v. Bötticher und v. Berlepsch aus Saulussen zu Paulussen geworden seien, und große Hoffnungen auf die „emsige Thätigkeit“, auf die „bessernde Hand“ zu setzen, welche sie an die „schreienden Mißstände“ zu legen versprachen; schon der Widerstand des Herrn v. Berlepsch gegen die Einsetzung weiblicher Fabrikinspektoren bewies zur Genüge, daß sie keineswegs aus ihrer bureaukratischen Haut geschlüpft sind. Aber die Thatsache, daß sie mit einer für bureaukratische Seelen ungewöhnlichen Energie der Bourgeoisie zuriefen: Hört endlich auf, mit dem Feuer zu spielen, und schafft wenigstens die scheußlichsten Auswüchse eurer Klassenherrschaft aus der Welt, diese Thatsache zeigt, daß die Regierung als verantwortlicher Ausschuß, der die Geschäfte der Bourgeoisklasse zu verwalten hat, das Feuer auf ihren Nägeln spürt, daß die deutsche Arbeiterbewegung seit zehn Jahren gewaltige Fortschritte gemacht hat, daß sie durch die Bretter zu leuchten beginnt, mit denen die Welt der Bureaukratie vernagelt ist.

Insofern erklärt sich auch die scheinbar widerspruchsvolle Thatsache, daß gerade die nationalliberale Fraktion, die politische Verkörperung der großen Bourgeoisie, zuerst unter den bürgerlichen Parteien sich durch den Lohnkampf in der Konfektionsindustrie hat aufrütteln lassen. Die Zustände in dieser Industrie bieten, wie Schönlank schon einmal vor Jahren in der „Neuen Zeit“ ausgeführt hat, eine wahre Musterkarte der verschiedensten Produktionsweisen, die im Gange der ökonomischen Entwicklung eine die andere abgelöst haben: Hausindustrie, Handwerk, Kaufmannskapital, Schwitzsystem, Verleger und Fabrikant, Mittelbetrieb

und Großunternehmer, Exporthäuser, die für den Weltmarkt produziren, Firmen, die den lokalen und provinziellen Bedarf decken, Zwerggeschäfte, die auf Bestellung arbeiten, Handarbeit und Maschine, Thätigkeit im Fabriksaal und in der Werkstätte, im Keller und in der Dachkammer — alles das findet sich auf diesem umfangreichen Ausbeutungsfelde namentlich der weiblichen Arbeitskraft. Das Proletariat dieser Industrie leidet unter den Uebelständen aller möglichen Produktionsweisen, ohne auch nur von einer die mildernden Umstände zu genießen. Die Tendenz der Anträge, welche die nationalliberale Fraktion im Reichstage eingebracht hat, zielt nun darauf ab, die Arbeiter und Arbeiterinnen der Konfektionsindustrie von dem ärgsten Druck veralteter Produktionsweisen zu befreien, sie auf die Stufe zu heben, welche heute das Proletariat der großen Fabrikindustrie einnimmt. Diese Industrie, die mehr und mehr das Heft in die Hand bekommt, mag nicht das Risiko übernehmen für die blutsaugerischen Prellereien und Wuchereien, womit das Kapital der Konfektionsindustrie noch arbeitet; indem es diesem Kapital vertraulich zublinzelt: es geht auch so, legt es mit sittlicher Entrüstung das Messer an dessen überlebte Plünderungspraktiken.

Wohl möglich deshalb, daß Bourgeoisie und Bureaukratie diesmal den guten Willen haben, dem Proletariat der Konfektionsindustrie bis zu einem gewissen Grade zu helfen, und gewiß, daß die Sozialdemokratie nicht den entferntesten Anlaß hat, diesen historisch nothwendigen und in seiner Art auch heilsamen Prozeß zu hindern, ihn auch nur mit schelen Augen anzusehen. Dazu würde sie erst dann einen Anlaß haben, wenn Arbeiter und Arbeiterinnen der Konfektionsindustrie sich darüber täuschen ließen, wodurch sie sich so urplötzlich die Sympathien der bürgerlichen Gesellschaft erworben haben, derselben Gesellschaft, die sich bisher um ihre endlosen Leiden nicht im Entferntesten gekümmert hat, auch dann nicht gekümmert hat, als sie durch eine amtliche Untersuchung darüber unterrichtet worden war. Eine solche Täuschung ist aber ganz ausgeschlossen. Die herrlichsten Blüthen antisemitischer und ultramontaner, konservativer und liberaler Beredtsamkeit ändern nichts an der Thatsache, daß jene bürgerliche Sympathie erst erwachte, als das Proletariat der Konfektionsindustrie kategorisch erklärte, nun sei es genug der Qual und es wolle sich selbst helfen. Und es wird sich umsoweniger von der Richtigkeit des eingeschlagenen Weges beirren lassen, als die bloße Proklamirung des Strikes schon genügt hat, um die Bourgeoisie und die Bureaukratie zur moralischen Kapitulation zu zwingen.

Es ist vollkommen richtig, daß die organisirten Machtmittel in dem entbrannten Lohnkampfe sehr ungleich vertheilt sind, und die bürgerlichen Redner des Reichstags gefielen sich heute in düsteren Prophezeiungen über den für die Arbeiter unzweifelhaft ungünstigen Ausgang des Strikes. Braucht es vieler Worte, um zu zeigen, daß dabei der Wunsch der Vater des Gedankens war? Das bürgerliche Wohlwollen für die Arbeiter der Konfektionsindustrie gipfelt ja gerade in dem herzlichen Verlangen, daß diese Arbeiter für ihre Dreistigkeit, ihr Schicksal in ihre eigene Hand nehmen zu wollen, mit zerschlagenen Köpfen heimgeschickt werden. Einstweilen brauchen sich aber die Unheilspropheten nicht aufzuregen. Besser noch als Bourgeoisie und Bureaukratie hat die klassenbewußte Arbeiterschaft die Bedeutung dieses Lohnkampfes begriffen, und sie steht Schulter an Schulter hinter den Strikenden. Gelänge es trotzdem der brutalen Uebermacht des Kapitals, der in diesem Falle ja die bürgerliche Klasse selbst alle ideologischen Federn und Federchen ausgerupft hat, die „Aermsten der Armen“ niederzuschlagen, nun, so wäre es eine jener Niederlagen, aus der der Besiegte eine zehnfach stärkere Kraft schöpft als der Sieger.

Die Arbeitsbörsen.

Von Louis Héritier.[1]

Ihre Geschichte und ihre Aufgaben.

Arbeitsbörse! Das Wort weckt die Erinnerung an eine kräftige und anhaltende Agitation der Pariser Arbeiterschaft, es weckt die Erinnerung an die gesammte munizipale Agitation und Aktion der französischen Sozialisten. Untrennbar ist diese Agitation mit der Arbeitsbörse verknüpft.

Wer erinnert sich nicht, daß vor verhältnißmäßig kurzer Zeit das ganze proletarische Paris wegen seiner Arbeitsbörse fast in Aufruhr war? Eines schönen Tages erdröhnte das Straßenpflaster rings um den Palast auf dem Place du Chateau-d'eau unter den Tritten und Pferdehufen einer bewaffneten Schaar. Soldateska und Polizei brachen in den stattlichen Bau ein, den der Gemeinderath der großen Stadt den Arbeitern zur Verfügung gestellt hatte. Die Vertreter derselben wurden vertrieben, die Bureaus ohne Federlesens geschlossen.

Durch die schweren Gitterthore, hinter denen sich die verblüffte Menge drängte, schimmerten glänzende Säbel, an die Stelle der Federn, die allzeit im Dienste der beschäftigungslosen Arbeiter thätig waren, trat die drohende Spitze von Bajonetten.

Die Regierung der dritten bürgerlichen Republik hatte erklärt, daß die Arbeitsbörse der Herd einer hochgefährlichen Agitation sei. Sie hatte beschlossen, diesen Herd zu vernichten.

Wie sie dies anfing, ist allgemein bekannt.

Die Pariser Arbeiterschaft beantwortete das Vorgehen der Regierung durch eine kräftige, leidenschaftliche Agitation. Man hätte sich am Vorabend einer jener Erschütterungen wähnen können, welche — so könnte man behaupten — die der Pariser Atmosphäre eigenthümlichen Gewitter sind. Mit der Zeit legte sich der Sturm.

* * *

Welches ist thatsächlich der Ursprung der Arbeitsbörsen, welches der Ursprung der Pariser Arbeitsbörse, deren Schließung den Klassenzorn, die Klassenleidenschaft des Pariser Proletariats ebenso tief erregte, wie sie Klassenzorn und Klassenleidenschaft des werkthätigen Volkes in den anderen großen französischen Städten wachgerüttelt hatte?

Welches ist thatsächlich die Aufgabe, die Rolle der Arbeitsbörsen?

Das sind Fragen, die man natürlich auch in den Ländern aufwerfen kann, wo die Arbeitsbörsen nicht existiren oder wenigstens nicht die nämliche Entwicklung und Bedeutung erlangt haben, wie in Frankreich und hier und da auch in Belgien.

In Folgendem der Versuch, diese Fragen zu beantworten. Zu diesem Zwecke werfen wir zuerst einen Blick auf die Geschichte der Arbeitsbörsen.

Nicht in proletarischen, ja nicht einmal in demokratischen Kreisen ist die erste Idee, die erste Anregung zur Gründung von Arbeitsbörsen zu suchen. Herr de Molinari, der Chefredakteur des „Journal des Economistes", verlegt sie in das Jahr 1842. Er selbst war es, der diese Idee in einer Arbeit entwickelte, die er über „L'avenir des chemins de fer" (Die Zukunft der Eisenbahnen) schrieb.

---

[1] Es erscheint uns angebracht, hier darauf hinzuweisen, daß der Verfasser des vorliegenden Artikels der Begründer der Arbeitsbörse von Genf ist. Die Redaktion.

Um nachzuweisen, wie sehr sich die Zeiten geändert hatten, berief er sich nur auf Adam Smith, der sich ungefähr dahin äußerte, daß die Waare Arbeit die am schwersten transportable sei. Er konstatirte dagegen, daß die Arbeitskraft beweglich geworden war. Europa, die ganze Welt steht ihr als Markt offen, als Markt, dessen einzelne Theile sie leicht aufsuchen kann. Damit dies aber möglich sei, muß Aufklärung über die einzelnen Theile des Marktes gegeben werden, müssen genaue Angaben vorliegen über Vortheile und Nachtheile der Städte, der Länder, nach denen die Waare Arbeitskraft übergeführt werden soll.

Wie kann man den Arbeitern zumuthen, irgend eine Stadt aufzusuchen, um hier ihre Arbeitskraft zu verwenden, wenn man nicht weiß, ob an dem betreffenden Orte Nachfrage nach Arbeitskraft vorhanden ist? Wenn man nicht weiß, wie hoch sie im Preise steht, welches Verhältniß zwischen diesem Preis und dem der Lebensmittel besteht?

Der Schwerpunkt der Schlußfolgerung, welche de Molinari in seinem Artikel „L'avenir des chemins de fer“ zu Gunsten von Einrichtungen entwickelte, welche als Arbeitsbörsen dienen sollten, war der folgende:

„Die Hauptursache des niedrigen Preises der Löhne ist das häufig bestehende Mißverhältniß zwischen der Zahl der Arbeiter und der Nachfrage nach Arbeit; sie liegt ferner in der übermäßigen Anhäufung von Arbeiterbevölkerung in gewissen Produktionszentren.... Hieraus entsteht eine ungemein starke Konkurrenz unter den Arbeitern und ein Sinken des Preises der Arbeit.... Allein das Uebel ist nicht immer ein absolutes. Die Industrie läßt oft den Arbeiter nur darum an einer Stelle beschäftigungslos, weil sie einen Ortswechsel vornimmt und ein günstigeres Produktionsgebiet aufsucht. Es geschieht, daß hier mehr Nachfrage nach Arbeit vorhanden ist, dort dagegen mehr Angebot von Arbeit.... Gebt den Arbeitern die Mittel, mit Aufwendung geringer Kosten und nach großen Entfernungen hin ihren Aufenthaltsort verändern zu können; gebt ihnen auch die Möglichkeit, zu erfahren, wo sie Arbeit zu den günstigsten Bedingungen finden werden.... Wenn die Arbeiter schnell und vor allen Dingen billig reisen, so werden bald für die Arbeit Börsen entstehen, welche denen gleichen, die zu Nutz und Frommen der Kapitalien geschaffen worden, als die Zirkulation der Werthe schnell und mit geringen Kosten vor sich gehen konnte.“

Dem Verfasser der angezogenen Zeilen kam es nicht in den Sinn, daß zu diesem Zwecke, zu Nutz und Frommen der Arbeiter, ein großer Prachtbau errichtet werden sollte in der Art der „Tempel“, in denen die Jobber ihren Geschäften nachgehen. Er erachtete zweifelsohne schon den Vorschlag für sehr kühn, eine Art Kurszettel (bulletin du travail) für den Arbeitsmarkt zu schaffen, der nach dem Muster und im Geiste des Kurszettels der Börse abgefaßt sein sollte. Mit diesem Vorschlag, welcher in dem von Xavier Durrieu herausgegebenen „Courrier français“ veröffentlicht wurde, wendete man sich unmittelbar an die Arbeiter.

Der betreffende „Appel aux ouvriers“ (Aufruf an die Arbeiter) war verziert mit Erwägungen über die verbreiteten falschen Ansichten in Betreff der wirthschaftlichen Freiheit, der Konkurrenz und der wohlthätigen Natur der liberalen Nationalökonomie. „Man hat behauptet“, so heißt es in dem Aufrufe, „daß die Durchführung der Grundsätze dieser Richtung für die Masse der Arbeiter verhängnißvoll wäre; man hat behauptet, daß wenn eines Tages die Herrschaft der unbeschränkten Freiheit anbrechen würde, dieser Tag nichts Anderes bedeutete, als die Knechtung der Klasse, die von der Arbeit ihres Geistes oder ihrer Hände lebt, durch die Klasse derer, die vom Ertrag ihrer Ländereien oder ihrer angesammelten Kapitalien leben.... Die Leiden der

arbeitenden Klassen rühren keineswegs von der Freiheit der Arbeit her, von der freien Konkurrenz, vielmehr von den Fesseln verschiedener Art, welche dieser fruchtbaren Freiheit angelegt sind. . . .

„Wir wollen den Arbeitern einen unmittelbareren, einen sofort wirkenden Dienst dadurch erweisen, daß wir in unseren Spalten gegenüber dem Kurszettel der Börse einen Kurszettel der Arbeit veröffentlichen.

„Zu diesem Zwecke bedürfen wir der Unterstützung der Arbeiter selbst.

„Wozu dient der Kurszettel der Börse? Der Kurszettel zeigt bekanntlich den Kurs der Staatspapiere und der Aktien von Industrie-Unternehmungen auf den verschiedenen Märkten der Welt an. . . . Ohne das Vorhandensein des Kurszettels würden die Kapitalisten sehr oft nicht wissen, wo sie ihr Geld anlegen sollen; ohne ihn würden sie sich in der gleichen Lage befinden wie Arbeiter, welche zur Arbeit tauglich sind und arbeiten wollen, aber nicht wissen, wohin sie sich wenden müssen, um Arbeit zu finden. . . . Da die Kapitalisten keine Auswahl unter Anlagegelegenheiten hätten, wären sie vorkommenden Falles gezwungen, sich häufig mit einem geringen Zins und mit ungenügender Sicherheit begnügen zu müssen. . . . Wenn die Presse den Kapitalisten und Geschäftsleuten Dienste leistet, deren Wichtigkeit heutzutage Niemand leugnen wird, warum sollte sie da nicht auch in den Dienst der Arbeiter gestellt werden? . . .

„Die Arbeit ist ein Produkt der physischen oder der geistigen Kraft. Sie ist die Waare des Arbeiters. Der Arbeiter ist ein Verkäufer von Arbeit, und als solcher hat er alles Interesse daran, die Absatzgebiete kennen zu lernen, welche für seine Waare vorhanden sind, und zu erfahren, welches die Lage auf den verschiedenen Arbeitsmärkten ist."

In Vorstehendem die erste Begründung zu Gunsten von embryonären Arbeitsbörsen.

Aus den ersten Zeilen des angeführten Zitats erhellt klärlich, daß die Anregung zur Errichtung von Arbeitsbörsen oder ähnlichen Einrichtungen nicht von gewissen philanthropischen, demokratischen, etwas egalitär angehauchten Richtungen ausging, wie sie zu jener Zeit von Louis Blanc und Anderen vertreten wurden, sondern von den eingefleischten Anhängern des durch und durch bourgeoisen Manchesterthums.

Außer den bereits angegebenen Argumenten wurde noch ein anderer Grund zu Gunsten der Arbeitsbörsen geltend gemacht, ein Grund, welcher die Arbeiter ganz besonders gewinnen sollte. Er bezog sich auf die Lohnfrage und lautete im Wesentlichen wie folgt: Die Unkenntniß der verschiedenen Absatzgebiete, welche für den Verkauf der Arbeitskraft offen stehen, bewirkt, daß die Arbeiter sich in unverhältnißmäßig großer Zahl in gewissen Städten, in gewissen Ländern zusammenhäufen. Das ungeheure Angebot von Arbeitern, welche die Unternehmer in der Folge vorfinden, ist Ursache, daß die Letzteren nach ihrem Belieben über die Arbeitskräfte verfügen und die Löhne auf einem erbärmlich niedrigen Niveau halten können. Dem wäre nicht so, wenn die Arbeitermassen nach den Orten, nach den Zentren strömen könnten, wo die Industrie sie sammt und sonders zu absorbiren vermag. Es würden dann die Anhäufungen überflüssiger Arbeitskräfte in gewissen Orten verschwinden, und da die Unternehmer ihr Arbeiterpersonal nicht mehr leicht ersetzen könnten, wären sie gezwungen, in etwas den Forderungen der Arbeiter nachzugeben oder sie besser zu behandeln, um ihre Anhänglichkeit zu gewinnen.

Die vorstehende Beweisführung zu Gunsten der Arbeitsbörsen war gewiß recht gut gemeint. Aber man mußte doch eine mehr als erlaubte Dosis von

Naivetät besitzen, wenn man sich einredete, daß durch etliche Arbeitsbörsen auch nur ein Theil der ungeheuren industriellen Reservearmee von Arbeitslosen wieder in Reih und Glied der aktiven Arbeiterschaft einbezogen werden könnte.

Wie werthvoll oder werthlos indessen auch die Gründe sein mochten, welche in dem „Aufruf an die Arbeiter" ins Feld geführt wurden, es scheint, daß dieser die Massen nicht besonders begeisterte. De Molinari selbst gesteht zu, daß der veröffentlichte Vorschlag in den Kreisen der Arbeiter durchaus nicht die erwartete Aufnahme fand. „Die Versammlung der Steinmetzen", berichtet er, „wies den Vorschlag zurück, da er geeignet sei, die Konkurrenz auf dem Markte von Paris zu vergrößern."

Hätte sich die Idee einer Arbeitsbörse der Geister der Pariser Arbeiterbevölkerung von 1848 bemächtigt, so würde die Forderung auf Errichtung einer solchen zweifelsohne neben anderen Forderungen auf den Bannern gestanden haben, welche am 25. Februar von einer riesigen Menge unter den Fenstern des Hotel de Ville vorübergetragen wurden. In den proletarischen Kreisen dachte man jedoch zu jener Zeit nicht an Arbeitsbörsen, und kein Arbeiter sprach von ihnen.

Trotzdem errichtete die provisorische Regierung durch das Dekret vom 10. März 1848 staatliche Arbeitsnachweisbureaus in der Mairie eines jeden Arrondissements. Es waren dies einfache Bureaus, welche Angebote von Arbeitskräften und Nachfrage nach Arbeitskräften verzeichnen sollten.

Die Idee der Arbeitsbörse wurde indessen zu jener Zeit klar von einem Architekten Namens Ducoux formulirt. Er fügte seinem Vorschlage den Plan eines Gebäudes bei, das die Säle und Bureaus der Börse enthalten sollte. Als das Projekt später der gesetzgebenden Versammlung unterbreitet wurde, wies diese den Vorschlag unter dem Vorwande zurück, daß es sich um eine rein städtische Angelegenheit handle.

Im Jahre 1857 machte Molinari den Versuch, in Brüssel ein Blatt herauszugeben, das den Titel führte: „La Bourse du Travail" (Die Arbeitsbörse). Allem Anscheine nach wurde dasselbe jedoch von Arbeitern und Unternehmern gleich schlecht aufgenommen und mußte sein Erscheinen einstellen.

* * *

Wie drang die Idee der Arbeitsbörse, die in ihren ersten Anfängen nur von gewissen Nationalökonomen und späterhin von Philanthropen vertreten wurde, schließlich doch in die Kreise der Arbeiter?

Es liegt auf der Hand, daß die Idee der Arbeitsbörse der Arbeiterschaft in vielfacher Beziehung sympathisch sein mußte. Sie faßte unter den Arbeitern Frankreichs festen Fuß in dem Maße, als sich nach der Kommune die Gewerkschaftsbewegung entwickelte. Diese Bewegung war in ihren Anfängen ungemein schüchtern und zahm, fast reaktionär. Sie wurde von Elementen geleitet, die einer beschränkten bürgerlichen Auffassung huldigten oder gar im Solde des Gambettismus standen.

Diese Umstände hinderten jedoch nicht, daß die Idee der Arbeitsbörse allmälig immer mehr Anklang und Anhang in den proletarischen Kreisen fand. Ehe die Idee in die Praxis übersetzt wurde — das haben wir ja soeben gesehen — erregte sie in nichts die Befürchtungen der Stützen und Ausbeuter der bürgerlichen Gesellschaftsordnung. Es handelte sich ja nur darum, Absatzgebiete zu erschließen, auf denen die Arbeitermassen ihre Hände verkaufen und verwenden konnten. Die Arbeitsbörse konnte mithin fast als ein Sicherheitsventil gelten. Die Petition der Pariser Gewerkschaften ebenso wie der Beschluß des

Kongresses von Havre im Jahre 1880 zu Gunsten der Errichtung einer Arbeitsbörse begegneten deshalb keinem sehr großen und ernsten Widerstande.

Uebrigens war nicht blos in Frankreich eine Bewegung im Fluß, welche zweckentsprechende Einrichtungen für den Nachweis von Arbeitsgelegenheiten forderte. Der Gemeinderath Desmoulins mußte 1882 einer Kommission Bericht erstatten, welche die Frage der Errichtung einer Arbeitsbörse zu erörtern hatte. In seinem Bericht wies er darauf hin, daß die englischen Arbeiter in der gleichen Richtung energisch vorgegangen waren. Doch hatten sie nichts von dem Eingreifen der öffentlichen Gewalten erwartet, sondern aus eigener Kraft, allerdings auf sehr bescheidenem Fuße, den Arbeitsnachweis zu organisiren versucht. Nicht für die Errichtung von Arbeitsbörsen waren sie eingetreten, vielmehr blos für die Gründung von Arbeitsnachweisbureaus.

„Jede Gewerkschaft oder Trade Union", sagte Herr Desmoulins, „hatte also ihr Bureau, ihren ständigen Sekretär, ihre Publikationsorgane. Mehr noch, vor ungefähr zehn Jahren wurde ein tägliches Blatt gegründet, das demselben Zwecke dienen sollte, den Herr de Molinari bei der Gründung seines „Bulletin du travail" im Auge hatte. Dieses Blatt ist „The Labour News" (Arbeitsnachrichten), deren im Mittelpunkt Londons, in Covent Garden, gelegenes Redaktionsbureau eine wahre Arbeitsbörse ist."

Gewisse Kategorien der englischen Arbeiter waren in Folge der angeführten Einrichtungen von der oft geradezu schmachvollen Ausbeutung befreit worden, denen der Arbeitsuchende in den privaten Arbeitsnachweisbureaus zum Opfer fällt.

Der Haß gegen diese Privatunternehmungen trug in Frankreich sehr viel dazu bei, daß die Arbeiterschichten immer mehr für die Idee der Arbeitsbörse gewonnen wurden und diese Idee immer energischer vertraten. Molinari äußert sich wie folgt über die gewöhnlichen Arbeitsnachweisbureaus: „Die Vermittler von Beschäftigung sind wenig zahlreich, fast stets übel berüchtigt und der nöthigen Mittel bar, um ihre Thätigkeit außerhalb der Orte erstrecken zu können, wo sie wohnen. . . . Sie vermögen ihre Unkosten nur dadurch zu decken, daß sie von ihrem Kunden eine Vermittlungsgebühr fordern, welche außer jedem Verhältniß zu dem geleisteten Dienste steht, oder daß sie zuweilen gar wahre Schurkereien begehen."

Die Arbeiter, zumal die jener Branchen, welche sich im Falle der Beschäftigungslosigkeit der Arbeitsnachweisbureaus bedienen müssen, standen diesen zweideutigen Unternehmungen gewiß nicht freundlicher gegenüber, als Molinari. Man erinnert sich vielleicht noch der Gewaltthätigkeiten, welche den Kampf gegen die Arbeitsnachweisbureaus begleiteten, der hin und wieder zu wahren Volksaufständen im Kleinen führte.[1] Die Agitation zu Gunsten der Arbeitsbörse wurde durch den Krieg gegen die privaten Arbeitsnachweisbureaus wesentlich gestärkt und gefördert.

Die Gewerkschaften erhoben energisch ihre Stimme für die Errichtung einer Arbeitsbörse. Den Behörden gegenüber, an die sie sich mit ihrer Forderung

[1] Gemeint ist die ebenso energische als heftige Kampagne, welche in den achtziger Jahren zumal die Arbeiter der Nahrungs- und Genußmittelindustrie, des Kellner- und Friseurgewerbes in Paris gegen die privaten Arbeitsnachweisbureaus führten. Im Laufe dieser Kampagne wurden wiederholt Geschäftslokale besonders berüchtigter Stellenvermittler demolirt; natürlich übertrumpfte die Polizei im Punkte des „gewaltthätigen Vorgehens" die Tumultuanten bei Weitem. Die weiteren Kreise des Pariser Proletariats hielten sich von den Demonstrationen fern, so sehr sie auch mit deren Zielen sympathisirten und so redliche Mühe sich „die Vertreter der Ordnung" gaben, die Unruhen zu verallgemeinern, um aus ihnen Reaktionskapital schlagen zu können. Anm. d. Uebers.

wendeten, begründeten sie diese mit fast den nämlichen Argumenten, die wir bereits angeführt haben. Sie riefen ihnen zu: „Die Jobber und Mogler haben ihre Börsen, prächtige Paläste, die auf Staatskosten erbaut worden sind. Die Kaufleute haben ihre Handelskammer und auch ihre Börse. Das heißt, den Kapitalisten stehen die Mittel und Wege zu Gebote, volle Aufklärung über den Waaren- und Werthmarkt zu erlangen, bis in die weitesten Entfernungen zu erfahren, wo Kapital vortheilhaft angelegt werden kann, wo Absatzgebiete offen stehen. Die Arbeiter ermangeln dieser Mittel und Wege bezüglich des Verkaufs und der Verwendung ihrer Waare, der Arbeitskraft. Dichtes Dunkel lagert über den Verhältnissen auf dem Arbeitsmarkte; aufs Gerathewohl, in größter Ungewißheit hasten und tasten die Arbeiter auf diesem Markte herum. Oft suchen sie Arbeit und Brot in entgegengesetzter Richtung von der, wo sie lohnende Beschäftigung zu finden vermöchten. Man hält ihnen Verhältnisse verborgen, deren Kenntniß ihr Lebensinteresse fordert.

„Die Arbeiter müssen ebenfalls ihre Börse haben, eine Arbeitsbörse.

„Eine beträchtliche Anzahl der Arbeiter bedarf der Arbeitsbörse nicht blos als Werkzeug der Aufklärung über den Arbeitsmarkt, sondern auch — und zwar ganz besonders — um durch sie der entsetzlichen Ausbeutung ledig zu werden, die sie in den privaten Arbeitsnachweisbureaus erfahren, kapitalistischen Unternehmungen, die vampyrgleich ihnen das Blut aus den Adern saugen, und denen der Garaus gemacht werden muß.“

* * *

Wie wir bereits andeuteten, stießen die kräftigen Forderungen der Arbeiter auf Errichtung einer Arbeitsbörse nicht auf unbesiegbaren Widerstand.

Im Gegentheil zeigten sich die Behörden wohl geneigt, die Forderung der Arbeiter zu bewilligen. Eine große administrative Kommission, an deren Spitze Alphand und Floquet standen — zwei Persönlichkeiten, die gewiß nicht sozialistischer Neigungen und besonderer Arbeiterfreundlichkeit verdächtigt werden können — hatte sich bereits vor 1880 im Prinzip für die Errichtung einer Arbeitsbörse erklärt, deren Bau zusammen mit dem völligen Durchbruch mancher Straßen und der Anlegung neuer Verkehrswege im Ganzen eine Ausgabe von 13 Millionen erfordert hätte.

Dieser Plan, der an das Phantastische streifte, blieb ein schönes Luftschloß.

(Schluß folgt.)

Ein wenig neueste Dichtkunst.

Von Ed. Bernstein.

I.

Ein Drama und eine Sammlung von Gedichten liegen vor uns, deren Verfasser wir wohl nicht mit Unrecht als einen Vertreter der neuesten Kunstrichtung unserer Tage bezeichnen dürfen. Unsere Zeit ist so fruchtbar im Hervorbringen neuer Spezialitäten, und diese Spezialitäten wiederum sind als Sonderexistenzen so kurzlebig, daß, wer ihre Bewegung nicht andauernd verfolgt, sehr leicht in die Gefahr geräth, eine Richtung noch als neueste zu behandeln, wenn sie schon längst von anderen überholt ist. Der Schaden läßt sich allerdings nicht allzu schwer ertragen; bei solcher Jagd nach neuen Gestaltungen verliert der Vorwurf, nicht mit den Neubildungen Schritt gehalten zu haben, seine Wirkung, und im Uebrigen heißt es, was diese Kunstrichtungen anbetrifft, oft genug: „plus cela change plus c'est“ — wenn nicht „la même“, so doch „une ancienne chose“.

Das neue oder neueste Prinzip, das Herr Richard Dehmel[1] in seinen uns vorliegenden Werken vertritt, ist in der That nur neu im Gegensatz zu gewissen Spezialitäten, welche in dem hinter uns liegenden Jahrzehnt sich in der Literatur breit gemacht. In einer Art Vorwort, das er seinen „Lebensblättern" voranschickt, und das neben manchen thörichten Uebertreibungen und Geschmacklosigkeiten auch viel treffende, von Urtheil und Sachkenntniß zeugende Bemerkungen enthält, wendet sich Dehmel mit großer Schärfe gegen die neuzeitlichen Spezialitätenvertreter in der Kunst, die Naturalisten, Symbolisten, Verfallsdichter und dergleichen. Er plädirt dort für eine Art Reaktion gegen diese Richtungen oder, wenn man will, eine Reintegrirung der Kunst, hier also der Dichtkunst, in ihre alte Position als ästhetischer Spiegel aller Empfindungen und Bestrebungen, alles Denkens und alles Wollens ihrer Zeit. Keine absolute, sondern eine relative Reaktion, eine Reaktion, die vom Baume der Erkenntniß genossen hat und sich der Infizirung durch diesen Genuß bewußt ist. Eine neue Zusammenfassung, in der gewisse Eigenthümlichkeiten jener Sondergattungen mitvertreten sind, eine Eklektik der „Modernen".

Solche Zusammenfassung hat ihre Berechtigung, ja sie ist eine Nothwendigkeit, soll die Kunst nicht verknöchern oder sich in Manieren zersplittern. Neben den reinen Zerstörungspilzen, welche eine Epoche des Verfalls zeitigt, schafft sie auch die Keime lebenswerther Neubildungen. Aufgabe des weiterstrebenden Künstlers ist es, zu unterscheiden, was von jenen Erzeugnissen Auswuchs, Mißbildung, Modeschnörkel und was lebens- und entwicklungsfähige Neuschöpfung ist. Wie er die Auswahl trifft, das ist eben der Prüfstein seiner künstlerischen Reife, des Höhegrads der Erfüllung seines Künstlerberufs. Die Verfallsdichtung, der Symbolismus, der Naturalismus, der Impressionismus verkörpern gewisse Bedürfnisse des modernen Menschen, sie sind oder waren Produkte des Bestrebens, sich von der überwuchernden Tradition eines platten Konventionalismus zu emanzipiren, wahrere, d. h. dem Zeitalter oder Zeitgeist entsprechendere Töne zu finden, als es beim Festhalten an jenem möglich war. Daß jede einzelne von ihnen unfähig war, Alleinherrscherin im Reiche der Kunst zu werden, darüber herrscht kein Streit mehr, darüber sind ihre Vertreter selbst längst nicht mehr im Unklaren, wenn sie es überhaupt je gewesen. Es handelt sich vielmehr nur darum, festzustellen, um wie viel sie die Kunst dauernd zu bereichern vermocht haben, was von ihren Gestaltungen bleibenden Eindruck zurücklassen wird.

In den Gedichten des Herrn Dehmel lassen sich viele solche Eindrücke von neumodischen Spielarten der Poetik nachweisen. Wir möchten aber bezweifeln, daß es stets die erhaltungswerthen oder erhaltungsfähigen sind. Zwischen seiner Theorie und seiner Praxis klafft da ein ziemlicher Widerspruch. Seine Theorie geht aus von der Werthung der Kunst nach der Rückwirkung, die sie auf die Entwicklung der Menschheit, auf die Kultur der Gattung, auf die Erhaltung und Züchtung der Lebenslust ausübt, und leitet oder soll leiten zur ästhetischen Auffassung des Lebens. Anders oft seine Praxis. Es braucht hier nicht erst entwickelt zu werden, daß Aesthetik und Verkünstelung, ästhetisches Auffassen und Verhimmeln sehr verschiedene Dinge sind, daß die Aesthetik eine gesunde Naturanschauung und kräftige, naturwüchsige Behandlung der Sprache durchaus nicht

[1] Lebensblätter, Gedichte und Anderes von Richard Dehmel, mit Randzeichnungen von Josef Sattler. Berlin 1895, Verlag der Genossenschaft Pan. 172 S. 8°.

Der Mitmensch, Drama von Richard Dehmel. Berlin 1895. Verlag von Hugo Storm. 103 S. 8°.

ausschließt. Wenn Dehmels Gedichte reich sind an Wendungen, die den Eindruck von Naturlauten und freier Natürlichkeit machen sollen, so ist das kein Verstoß gegen die Aesthetik, wohl aber, daß es oft beim Sollen bleibt, daß seine Gedichte in Wirklichkeit oft keinen anderen Eindruck hervorrufen als den des Erzwungenen, nicht der echten, sondern der affektirten Natursprache. Wir nehmen als Beispiel sein Trinklied:

„Noch eine Stunde, dann ist Nacht;
Trinkt, bis die Seele überläuft,
Wein her, trinkt!
Seht doch, wie roth die Sonne lacht,
Die dort in ihrem Blut ersäuft;
Glas hoch, singt!
Singt mir das Lied vom Tode und vom Leben,
Dagloni gleia glühlala!
Klingklang, seht: schon knicken die Reben,
Aber sie haben uns Trauben gegeben!
Hei!“

Wie schwer ist das alles für ein Trinklied. Die Sprache, der Rhythmus, die Gedanken stammeln, man muß jeden Augenblick die natürliche Assoziation der Vorstellungen unterbrechen, als ob der Dichter schon am Anfang zu viel getrunken. Aber er will uns doch nicht den Rausch, sondern die Trinkstimmung malen.

„Noch eine Stunde, dann ist Nacht;
Im blassen Strome rückt und blinzt
Ein Geglüh.
Der rothe Mond ist aufgewacht,
Da kuckt er übern Berg und grinst:
Sonne, hüh!
Singt mir das Lied vom Tode und vom Leben,
Mund auf, lacht! Das ist zwar sündlich,
Klingklang sündlich! aber eben
Trinken und lachen kann man blos mündlich!
Hüh!“

Warum wird hier das Lachen als sündlich bezeichnet? Des Reimes wegen? Oder ist es sündlich, beim Lied vom Tode und vom Leben zu lachen? Warum aber heißt der Dichter uns denn lachen? Weil man blos „mündlich“ lachen kann? Es ist schwer, Sinn in diese Verse zu bringen.

„Noch eine Stunde, dann ist Nacht;
Wächst übern Strom ein Brückenjoch,
Hoch, o hoch.
Ein Reiter kommt, die Brücke kracht;
Saht Ihr den schwarzen Reiter noch?
Dreimal hoch!!!
Singt mir das Lied vom Tode und vom Leben,
Dagloni, Scherben, klirrlala!
Klingklang: neues Glas! trinkt! wir schweben
Ueber dem Leben, an dem wir kleben!
Hoch! —

Dagloni, glühlala, klirrlala! Hei, hüh, hoch! Entweder ist der Sinn des ganzen Liedes, keinen Sinn zu haben, oder der unzusammenhängende Singsang, der nach etwas klingklangt, deckt ein sehr verbrauchtes Motiv. Er giebt weder

der überschäumenden, um Tod und Teufel unbekümmerten Fröhlichkeit Ausdruck, noch einer tieferen Lebensphilosophie. Und doch prätendirt er, mehr zu sein als „klirrlala". Der Dichter überschreibt es „Das Trinklied". Wäre dies nicht, so würden wir gerade einem Trinklied gegenüber am ehesten des Dichters Aufforderung an den Leser gehorcht haben, in seinen Gedichten „keinen Grundgedanken" zu suchen. Aber wir können uns nicht dazu aufschwingen, das zusammenhangslose Aneinanderreihen von urwüchsig sein sollenden Wortbildungen, Bildern und Sentenzen Dichten zu nennen. Dehmels Aufforderung paßt für einen Dichter der „Inkoherenz", der er doch nicht sein will. Freilich, Anklänge an dieselbe finden sich genug in seinen Gedichten, wie auch Anklänge an das inkoherente, oder um das deutsche Wort dafür zu gebrauchen, das stotternde Philosophiren, resp. das philosophische Stottern Nietzsches.

Einen ferneren Verstoß gegen die berechtigten Ansprüche an ungekünstelte Dichtkunst bilden die sachlich unmotivirten Accentuirungen und Wiederholungen einzelner Worte in Dehmels Gedichten. So lesen wir im Gedicht „Uebermacht":

„Wenn du fliehn willst, flieh', du kannst es noch,
Bald ist es auch für dich zu spät,
Denn siehst du: Ich, ich brenne nach dir
Mit einer Kraft, die mich schwach macht,
Ich
Zittre nach dir."

Die Wiederholung des „ich" in der dritten Strophe erinnert an Schülergedichte, und warum das „ich" vor dem „zittre" eine besondere Zeile beansprucht, ist ganz und gar nicht abzusehen. Fast lächerlich geht das Gedicht weiter:

„Wie du nach mir! ja du! o du,
Du bist noch schwächer."

O du, der du u. s. w. Der Vers: „Mit einer Kraft, die mich schwach macht" ist in jeder Hinsicht geschmacklos.

Die Liebeslieder und von Liebe handelnden Gedichte Dehmels sind oft übermäßig auf das animalische Geschlechtsleben zugespitzt und malen mit anwiderndem Naturalismus die Geilheit. Die Erotik hat gewiß ihr Recht in der Poesie, aber dies Recht hat seine Grenzen. Wenn Herrn Dehmel bei Beobachtung des Geschlechtsakts eines Pfauenpaares sich „der Garten rings zum Paradies gestaltet" und ihm der Ausruf entfährt:

„O Mensch, wie herrlich ist das Thier,
Wenn es sich ganz als Thier entfaltet",

so ist das eine Aesthetik, für die uns das Verständniß fehlt. Das Gedicht „Nachts um die zwölfte Stunde", das, wie es scheint, eine Satire, wir wissen aber nicht recht auf was, sein soll, würde Büchern, die verklebt versandt werden, zur Zierde gereichen.

Solchen Verirrungen und Rückfällen in abgethane Unmanieren stehen aber eine Reihe von Gedichten gegenüber, die in Bezug auf Form und Inhalt durchaus als Produkte echter Dichtkunst bezeichnet werden können, die je nachdem anregen oder ergreifen, und Herrn Dehmel, der zweifelsohne noch ziemlich jung ist, als nicht unbedeutendes dichterisches Talent erscheinen lassen. Natürlich sind sie nicht alle gleichwerthig, hingeworfene dichterische Einfälle wechseln mit tiefer-durchdachten Gedichten, und nicht alles, was wir in diese Kategorie rechnen, ist fehler- oder einwandsfrei. Aber wo der Dichter sich als Herr des Stoffes und

der Form erweist, da wird man ihm kleine Freiheiten gern verzeihen; was verstimmt, ist immer nur die Abhängigkeit, die Manierirtheit, die Künstelei. Hier zwei Proben der besseren Dichtungen Dehmels. Erst eine Kleinigkeit, „Thatsache“ überschrieben und der Verfallsrichtung entgegengerufen:

„Hunderttausend frische Blätter
Wachsen jeden Mai,
Hunderttausend frische Augen
Blitzen zwei zu zwei,
Hunderttausend frische Jungen
Lärmen noch im Feld,
Und da jammern Hunderttausend:
Aeh, verfaulte Welt!“

Wir möchten Herrn Dehmel empfehlen, zuletzt statt „Hunderttausend“ eine kleinere Zahl zu wählen, der Gegensatz würde dann noch stärker hervortreten.

In einem längeren Gedicht „Bergpsalm“ ruft der Dichter sich selbst, im Hinblick auf seine Sehnsucht nach der Heimath, zu:

„Siehst du den Qualm mit dicken Fäusten drohn
Dort überm Wald der Schlote und der Essen?
Auf deine Reinheitsträume fällt der Hohn
Der Arbeit, fühl's: sie ringt, von Schmutz zerfressen!
Du hast mit deiner Sehnsucht nur gebuhlt,
In wilder Gluth dich selber nur genossen;
Schütte die Kraft aus, die dir zugeflossen,
Und du wirst frei vom Druck der Schuld“

und schließt mit der Vision und dem Entschluß:

„Den Kelch des Schweißes seh' ich geistverklärt,
Das Kreuz der Mühsal blüthenlaubumflattert —
Was lacht der Sturm?! Im Rohr der Nebel gährt,
Die Kiefer knarrt und ächzt, mein Mantel knattert:
Empor aus deinem Rausch! Mitleid glüh' ab!
Laß dir die Kraft nicht von Gefühlen beugen!
Hinab! laß deine Sehnsucht Thaten zeugen,
Empor, Gehirn! Hinab, mein Herz! hinab.“

Noch kräftigere Accente weisen die Gedichte „Erntelied“ und „Drohende Aussicht“ auf, doch fehlt uns der Raum, sie hier abzudrucken. Das letzterwähnte ist unseres Erachtens das künstlerisch vollendetste Gedicht dieser Sammlung.

(Schluß folgt.)

Der Weltmarkt und die Agrarkrisis.

Von Parvus. (Fortsetzung.)

7. Allgemeine Erklärung der kapitalistischen Agrarkrisen.

B. Die Krise.

Die industrielle Entwicklung steigert den Marktbedarf an Getreide. Mit dem Marktbedarf steigen die Getreidepreise. Mit der Steigerung der Getreidepreise wird die Anbaufläche erweitert und die Kultur intensifizirt, d. h. der Bodenertrag vom Hektar unter Anwendung von mehr Betriebskapital vermehrt. Mit alledem steigt die Grundrente, resp. der Pachtzins, und mit ihnen der Bodenpreis.

Das alles hält fest zusammen. Dann aber zeigt sich die Kehrseite der ledaille. Weil der Bodenpreis hoch, so muß die Grundrente hoch sein — nst würde der Grundbesitzer, der den Boden zu diesem Preise gekauft hat, nicht rf seine Kosten kommen. Wenn aber die Grundrente hoch sein soll, so kann is Betriebskapital nicht gekürzt werden, denn sonst würde der Bodenertrag ıken und mit ihm die Grundrente. Bleibt neben der Grundrente auch das etriebskapital hoch, so können die Produktionskosten nicht verkürzt werden - selbstverständlich wenn man einen stabilen Arbeitslohn voraussetzt — und lglich müssen die Getreidepreise auf der erlangten Höhe bleiben.

Nun denken wir uns aber, daß ein industriell entwickeltes Land in Handels- rbindung tritt mit einem anderen, dessen Industrie viel weniger entwickelt ist. ieses andere Land wird geringere Bodenpreise aufweisen, geringere Grundrente, ne weniger entwickelte Landeskultur, geringeren Bodenertrag und geringere etreidepreise. Das wird also ein Agrikulturland sein: es wird dem steren Getreide zuführen. Man sieht, auf den Unterschied der Boden- ıalität kommt es soweit gar nicht an. Mag die Bodenqualität in beiden indern die gleiche sein, so wird das Agrikulturland das industrielle schon des- ılb auf dem Getreidemarkte schlagen, weil es eine geringere Grundrente, atsächlich eine geringere landwirthschaftliche Entwicklung hat.

Diese theoretische Ableitung deckt sich vollkommen mit der Wirklichkeit. Es der durchschnittliche Weizenertrag:[1]

	Hektoliter pro Hektar		Hektoliter pro Hektar
Großbritannien . . .	26,9	Ungarn	11,0
Deutschland	17,0	Vereinigte Staaten . .	10,7
Frankreich	14,9	Rußland	6,7

Also die Länder der geringeren Erträge, der geringeren Entwicklung der grikultur sind es, die den Getreidemarkt beherrschen. Das scheint aber eine

---

[1] Die Zahl für Rußland ist der von Dr. Franz v. Juraschek bearbeiteten Neu- sgabe der Neumann-Spallartschen „Uebersichten der Weltwirthschaft" entnommen, die rigen Angaben dem Buche von Max Sering über „Die landwirthschaftliche Konkurrenz ordamerikas". Diesem auf einer ausgezeichneten Forschung beruhenden Werke fehlt vor em eins: der theoretische Zusammenhang. Deshalb verläuft sich der Verfasser in seinen rarpolitischen Schlußfolgerungen in eine Sackgasse. Das Ganze klingt in die Melodie aus: So Gott es will, wird es schon einmal anders. Solange aber die erfreuliche Wendung t Gottes Fügung nicht eingetreten — Schutzzölle!" Und doch sprechen gerade die von ering aufgeführten Thatsachen eine äußerst beredte Sprache. Der Schlüssel zum Ver- ndniß dieser Sprache ist aber Karl Marx' Grundrententheorie.

Es verging mehr als ein Vierteljahrhundert, bis die bürgerlichen Oekonomen gelernt ben, Marx' allgemeine Auffassung der kapitalistischen Verhältnisse halbwegs richtig zu rstehen. Es scheint ein weiteres Vierteljahrhundert vergehen zu müssen, bis sie den itten Band des „Kapital" zu lesen gelernt haben. Vorläufig steht noch selbst Herr erner Sombart, zweifellos der geistreichste bürgerliche Interpret von Marx' „Kapital", pfschüttelnd davor und erklärt, Marx' agrarische Erörterungen „müssen über Bord hen; wie weit dann der Rest noch als einheitliche Theorie wird gelten können, läßt sich ch nicht übersehen". Und doch war es Marx erst, der der Grundrente eine kritisch ıanfechtbare und in den Hauptzügen vollkommene Fassung gegeben hat. Marx' Grund- ntentheorie verhält sich zu der Ricardoschen wie seine Darstellung des Werths, s Kapitals, des Profits und des Preises zu der klassischen Arbeitswerththeorie.

Jedoch wir nehmen Herrn Professor Werner Sombart beim Wort und erwarten n ihm, neben anderen, in der „Zukunft" versprochenen Großthaten, auch die Ueberbord- rfung Marx' agrarischer Lehren.

sehr sonderbare Sache: die ganze landwirthschaftliche Entwicklung dieses Jahrhunderts, die Entwicklung der Chemie, der speziellen Agronomie, die Erkenntniß des Stoffwechsels der Pflanze, der Beschaffenheit des Bodens, die Einführung von Maschinen, von Meliorationen, die Einführung eines rationellen Fruchtwechselsystems u. s. w., dies alles wäre dann — für den Hund?! Und das Beste wäre, bei der alten Dreifelderwirthschaft zu bleiben, die in Rußland 6,7 Hektoliter vom Hektar giebt? Das wäre die Verurtheilung jedes Fortschritts in der Agrikultur.

Es ist klar, daß das nur ein kapitalistisches Paradoxon ist. Wir wissen, daß die Erfolge der Wissenschaft damit nichts zu thun haben. Mögen die Produktionskosten, in Folge verbesserter Bewirthschaftung, noch so sehr sinken, so würde ja nur der kapitalistische Grundbesitz den Vortheil davon haben. Die Getreidepreise würden deshalb nicht sinken, nur die Grundrente würde wachsen, solange der Marktbedarf an Getreide nicht nachläßt, oder eben ein anderes Land in Konkurrenz tritt.

Im Kopfe des Grundbesitzers spiegelt sich freilich die Erscheinung umgekehrt ab. Der Bodenpreis erscheint ihm als etwas Natürliches, von vornherein Gegebenes — weil er ihn gezahlt hat. Er findet thatsächlich den Bodenpreis bereits vor, wenn er als Landwirth auftritt. Darum ist es ihm selbstverständlich, daß er diese und keine geringere Grundrente beziehen muß, mit anderen Worten, daß die Rente nur steigen und nicht sinken darf. Wenn jeder andere Kapitalist mit sinkenden Waarenpreisen rechnet, so der Grundbesitzer nur mit steigenden Getreidepreisen. Wenn nun dennoch die Getreidepreise sinken, was anderes soll daran schuld sein, als die „unlauteren Wettbewerber“ von auswärts, die sich mit geringeren Renten begnügen? „Da drüben sind die Bodenpreise gering“, lamentiren die kapitalistischen Grundbesitzer: „und dagegen können wir nicht aufkommen.“ Daß die ausländischen Bodenpreise und Renten ihnen nur deshalb gering erscheinen, weil ihre eigenen zu hoch gestiegen sind, das kommt ihnen nicht in den Sinn.

Es würde auch nichts helfen, sie über die wirkliche Sachlage belehren zu wollen, denn auf jeden Einwand haben sie die von ihrem Standpunkte aus thatsächlich unwiderlegbare Antwort: „Soll das Kapital, das wir für den Boden bezahlt haben, nicht den gleichen Profit tragen, wie jedes Kapital?[1] Und dann kann die Grundrente nicht geringer sein!“ Sie rechnen die Grundrente als Zins auf das Bodenkapital, neben der Verzinsung des Betriebskapitals, zu dem Produktionspreis, und dann erscheint der Konkurrenzunterschied der beiden Länder als allgemeiner Unterschied der Produktionskosten. In diesem Ausdruck ist

---

[1] Die Vulgärökonomie, deren Aufgabe es ist, die Geschäftssprache der Kapitalisten wissenschaftlich zu verdolmetschen, erklärt deshalb auch den Grund und Boden für Kapital. Richtig ist dabei nur, daß das zum Ankauf des Bodens verausgabte Geld Kapital war. Der Grund und Boden ist deshalb ebenso wenig Kapital, wie er etwa Regen ist, weil von Regenwasser durchtränkt.

Es ist die Manier der bürgerlichen politischen Oekonomie, gesellschaftliche Verhältnisse als natürliche Eigenschaften der Dinge, die dabei eine Rolle spielen, zu betrachten. Da aber ein und derselbe Gegenstand, je nach den Beziehungen, in die er tritt, jedesmal anders erscheint, so geräth sie dadurch in unentwirrbare begriffliche Verwicklungen, die einen unerschöpflichen Stoff liefern für scholastische Untersuchungen. So vertiefte sich erst vor Kurzem Herr Professor Lujo Brentano in ein sehr fades Gerede darüber, ob das Grundeigenthum ein „Amt mit Pflichten“, eine Waare oder Kapital sei? . . . Der Herr Professor könnte mit demselben Erfolge die Frage untersuchen: Was frißt der Ochse: eine Sinekure, eine Waare, ein Kapital, ein Privateigenthum, oder ein Bündel Stroh?

der wirkliche Charakter des Vorgangs völlig ausgelöscht, denn die Produktionskosten werden nicht nur durch die Grundrente, sondern noch durch andere Umstände beeinflußt, so durch den Unterschied der Bodenqualität.

Der Vorgang, wie er sich in der kapitalistischen Landwirthschaft abspielt, ist auch in der kapitalistischen Industrie durchaus nicht etwas völlig Unbekanntes. Nur ist er hier an Ausnahmebedingungen gebunden und tritt als Zufall auf. Dieser Ausnahmefall tritt bei jeder neuen Erfindung von größerer Tragweite ein, wenn es gelingt, ihre produktive Verwendung für eine Zeit lang zu monopolisiren. Das neueste Beispiel dieser Art ist das Auer'sche Gasglühlicht.

Auers Gasglühlichtgesellschaft machte bekanntlich zuerst ganz exorbitante Gewinne. Sie vertheilte Dividenden von 100 Prozent und selbst 128 Prozent, weil ihr Niemand im Wege stand. Sie erhielt also thatsächlich über die Durchschnittsprofitrate einen enormen Extraprofit, eine Rente. Dementsprechend stieg der Kurs, d. h. der Preis ihrer Aktien, genau in derselben Weise, wie in der Landwirthschaft die Bodenpreise steigen. Wer nun die Auerschen Aktien nach dem Tageskurs kaufte, der bezahlte darin selbstverständlich fast den gesammten kapitalisirten Extraprofit. Desgleichen, wenn z. B. der Kurs einer 100 Mark-Aktie nominell etwa 800 stand, so schätzte sich der Besitzer von zehn solchen Aktien, mochte er sie seinerseits auch nur zum nominellen Werthe gekauft haben, nicht im Besitze eines Vermögens von 1000 Mark, sondern eines solchen von 8000 Mark.

Es ist klar, daß, solange die Alleinherrschaft dieser Aktiengesellschaft anhielt, sie durchaus nicht genöthigt war, wegen etwaiger Produktionsersparnisse die Preise zu reduziren. Alle gemachten Verbesserungen der Produktion konnte sie dazu verbrauchen, den Extraprofit zu steigern. Von außen mochte es also scheinen, als ob die Produktionskosten dieselben blieben, und doch konnten während dieser Zeit die Technik sehr verbessert und die Produktionskosten heruntergesetzt werden. Fiel der Preis der Rohstoffe, so wären in allen anderen Fabriken die Waarenpreise entsprechend gesunken — hier aber nicht, es wäre nur der Profit gestiegen. Aehnlich bei einer Verkürzung des Arbeitslohns u. s. w.

Als es aber der Konkurrenz gelang, sich Bahn zu brechen — wobei es gleichgiltig ist, ob analoge Erfindungen gemacht oder einfach das Patentgesetz auf eine schlaue Weise umgangen worden —, da änderte sich die Situation. Die Konkurrenz machte billigere Preise. Wenn es so weiter geht, so kann es dazu kommen, daß der Extraprofit der Gasglühlichtgesellschaften gänzlich verschwindet. Die Preise der Glühkörper sind jetzt schon fast um die Hälfte zurückgegangen. Dann würde der Kurs selbst der ersten Gasglühlichtaktien auf ihren nominellen Werth sinken. Das ist um so wahrscheinlicher, als ja bei solchen Gründungen gewöhnlich von vornherein ein größerer Aktienbetrag angesetzt wird, als thatsächlich Kapital im Geschäfte steckt. Ein Theil des Aktienkapitals fällt den Gründern unentgeltlich zu. Das heißt, die Gründer antizipiren den Extraprofit, wie die Besitzer des unbebauten Bodens die Grundrente.

Es ist klar, daß nunmehr diejenigen, welche die Aktien nach ihrem späteren Börsenkurs gekauft haben, um so größere Verluste erleiden werden, je höher dieser Kurs, bezw. der Extraprofit, in dem er gründete, war. Aber auch die ersten Aktienkäufer, die bis jetzt den gesammten Extraprofit einsteckten, werden mit einem Male in eine sehr prekäre Lage gerathen. Sie haben sich nach dem hohen Extraprofit, nach dem gestiegenen Aktienpreis eingerichtet. Sie verheiratheten ihre Töchter, unterhielten vielleicht ihre Söhne bei der Garde, sie erlaubten sich selbst dieses und jenes, schließlich gingen sie andere Geschäfte ein, z. B. sie

errichteten Schnapsbrennereien und Aehnliches mehr. Zu alledem verbrauchten s nicht nur ihre großen Extraprofite, sondern sie nutzten auch reichlich ihre sta gewachsene Kreditfähigkeit aus. Eins nur unterschied sie von den Grun besitzern: sie konnten keine Hypotheken aufnehmen. Freilich, auch sie verpfändete ihre Aktien, aber deren Beleihungsgrenze war bei Weitem nicht so groß und d Kredit viel kostspieliger, als beim Grund und Boden. Dennoch sind sie je ruinirt, weil mit dem Extraprofit auch ihre Zahlungsfähigkeit schwindet.

Es ist aber noch ein Zweites klar, nämlich, daß die zuletzt aufgetretene Gasglühlichtgesellschaften keineswegs ein besseres, resp. billigeres Verfahren en deckt zu haben brauchen, um mit der ersten derartigen Gesellschaft konkurrire zu können. Im Gegentheil, sie können sogar eine schlechtere und kostspielige Produktionstechnik haben, und dennoch werden sie billiger verkaufen, als die ers Gesellschaft, weil diese ja damit rechnen muß, daß ihre Aktionäre einen de hohen Börsenkurs entsprechenden Profit erwarten. Wie sich unter diesen Ve hältnissen ein Kampf auf Leben und Tod entwickelt zwischen den Gründern, de Besitzern der Stammaktien, den Besitzern der anderen Aktien, sodann der ei zelnen Aktiengesellschaften untereinander, und wie der Wirrwarr zur Lösun kommt, gehört in das Kapitel von der Börse, das unserer Untersuchung fernlieg

Um die Analogie mit dem Grundbesitz zu vervollständigen, denke man sic daß die spätere Konkurrenz vom Auslande kommt, z. B. aus einem Lande, da kein Patentrecht kennt. Dann werden die betreffenden heimischen Interessente selbstverständlich dem Auslande alles Uebel beimessen, Schutzzölle fordern, un wenn das nicht hilft, so werden sie möglicherweise mit denselben abenteuerliche Währungsplänen kommen, wie die Agrarier.[1] Kurz, wer dann in die Genera versammlung der Aktionäre dieser Gesellschaft ginge, würde sie leicht mit de „Bund der Landwirthe" verwechseln.

---

[1] Es ist nicht lauter Wahnwitz, wenn die Agrarier für die Doppelwährun eintreten, obwohl sie freilich in ihren Erwartungen sehr getäuscht werden können.

Eine Entwerthung des Geldes zieht eine nominelle Erhöhung der Waarenprei nach sich, d. h. der Werth der Waaren steigt im Verhältniß zum Geld, aber ihr Austausc verhältniß untereinander bleibt das gleiche. Wenn nun eine allgemeine Theuerun eintritt, so steigt in gleichem Maße auch der nominelle Werth der Grundrente. Wen der Besitzer von 100 Hektar früher eine Rente von 50 Mark per Hektar, zusammen al 5000 Mark empfing, so wird er, bei einer Vertheurung von 10 Prozent, statt dessen 5500 Ma erhalten. Wenn er diese 5500 Mark ausschließlich zum Einkauf von Waaren verwende sei es zum persönlichen Verbrauch, oder zu produktiven Zwecken, so ändert sich gar nicht an seiner Situation. Denn er wird die Waaren entsprechend höher bezahlen müsse Anders, wenn ein Theil davon zur Zinsenzahlung oder Schuldentilgung verwend wird. Denn der Betrag der früher vereinbarten Schuld ist der gleiche geblieben, er i wegen der Theuerung nicht gestiegen. Wenn er also neun Zehntel der Grundrente selb verbraucht und ein Zehntel zur Schuldenabtragung verwendet, so standen ihm früher z diesem Zweck 500 Mark frei, jetzt aber 550 Mark! Die nur nominelle Preissteigerun wird für ihn insoweit zu einer sehr realen Verminderung seiner Schuld.

Aber die thatsächliche Gestaltung ist nicht so einfach, wie die spekulative Rechnun Es fragt sich, ob die Waarenpreise, auch die Getreidepreise, in demselben Maße würde steigen können, wie das Geld sich entwerthet? Nämlich, wenn man die ausländisch Konkurrenz in Betracht zieht, erscheint die Sache sehr problematisch. Es fragt sich ferne ob nicht die eingetretene Schwankung der Werthe eine wirthschaftliche Stagnation, vielleic eine Handelskrisis nach sich ziehen würde, die die Preise, statt sie zu erhöhen, noch tief hinunterschleudert?!

Schon etwas sicherer ist eine andere Spekulation: vielleicht gelingt es, die Arbeits löhne nicht in gleichem Maße zu erhöhen, als die Waarenpreise gestiegen sind. Da

Nicht der Vorgang selbst der Bereicherung und des Ruins der kapitalistischen Grundbesitzer ist also das Auffallende. Die Analogie ist täglich zu finden auf der Börse, mit der der kapitalistische Grundbesitz überhaupt sehr innige Konnexe hat. Kennzeichnend ist, daß dieser Prozeß in der kapitalistischen Landwirthschaft nicht als Zufall und Einzelheit auftritt, sondern als allgemeines, regelrechtes Entwicklungsprodukt.

Die sogenannten Agrikulturländer, mit Ausnahme der landwirthschaftlichen Kolonien, haben aber dem Industrieland gegenüber nicht nur den Vortheil der relativ geringen Grundrente, sondern den anderen des geringen Arbeitslohnes.[1] Währenddem die Getreidepreise infolge der ausländischen Nachfrage steigen, bleiben die Arbeitslöhne niedrig, ja der Grundbesitzer sucht noch womöglich die Löhne zu reduziren, um derart, ohne den Betrieb zu erweitern, die gestiegene Getreidenachfrage zu decken.[2] Die Grundrente der preußischen Junker z. B. hat sich zu einem bedeutenden Theil in dieser Weise gebildet.

Andererseits ist in den industriell weniger entwickelten Ländern die durchschnittliche Profitrate höher. Daraus entspringt ein Nachtheil für deren Grundbesitzer, weil ihre Grundrente mit einem geringeren Betrag kapitalisirt wird (1000 Mark Grundrente geben bei vier Prozent Verzinsung einen Bodenpreis von 25 000 Mark, bei fünf Prozent blos 20 000 Mark). Aus dem gleichen Grunde würde der Grundbesitzer, wollte er sein Grundstück verpachten, an den kapitalistischen Pächter einen größeren Prozentsatz als Profit abtreten müssen. Anders ausgedrückt: während der Grundbesitzer in einem industriell weniger entwickelten Lande sich mit einer geringeren Grundrente begnügt, fordert der kapitalistische landwirthschaftliche Pächter, wie jeder kapitalistische Unternehmer eines solchen Landes, im Gegentheil eine größere Profitrate. Wirthschaftet aber der Grundbesitzer selbst, so fällt ihm der Profit zu. Die eigene Regie ist hier also vor-

wäre freilich reiner Profit, der vom Grundbesitzer sofort als Rente weggeschnappt wird. Darum ist aber auch die Arbeiterklasse auf der Hut, um diese Experimente zu vereiteln.

Doch was bei der Operation am meisten verlockt, das ist die Steigerung der Bodenpreise. Die nominelle Steigerung der Grundrente kommt dem Grundbesitzer nur mit jenem winzigen Bruchtheil zugute, den er nicht verbraucht, die Steigerung des Bodenpreises aber in vollem Betrage. Nach unserem Beispiel würde er von der gestiegenen Grundrente 50 Mark profitiren, aber bei 4 Prozent Verzinsung würde der Werth seines Bodens um 12 500 Mark gestiegen sein!

Nur einen Haken hat die Geschichte. Dieser gestiegene Bodenwerth wird vollkommen nur dann realisirt, wenn der Boden verkauft wird. Wird sich unter solchen Verhältnissen ein Käufer finden? Kaum zu erwarten. Aber auf den gestiegenen Werth kann eine neue Hypothek aufgenommen werden. Und das ist es, was die Doppelwährung am wahrscheinlichsten nach sich ziehen würde, nicht Schuldentlastung, sondern größere Verschuldung!

[1] In den Kolonien, in denen sich ein selbständiges Farmerthum bildet, sind die industriellen Arbeitslöhne hoch. Andererseits richten sich hier die landwirthschaftlichen Löhne nach den Industrielöhnen, während im kapitalistischen Stammlande, wie bereits hervorgehoben, die landwirthschaftlichen Löhne bedeutend geringer sind, als die Fabriklöhne. Dieses Moment in der Kolonie als Hinderniß der Entwicklung des kapitalistischen landwirthschaftlichen Großbetriebs.

[2] Wenn die Entwicklung der Industrie oder die Organisation der Arbeiterklasse dem nicht in ausreichendem Maße entgegenwirkt, ist also der kapitalistische Großgrundbesitzer auch in Bezug auf das Hungerleiden, „Sichkrummlegen", dem Bauer über, nur daß er nicht selbst Hunger leidet, sondern seine Arbeiter „krumm legt." Aber der Bauer verfügt zu diesem Zweck nur über seine Familie, der Großgrundbesitzer dagegen über sämmtliche Bauern, denen das „Sichkrummlegen" zu Hause nicht mehr hilft — wenn sie von der Industrie oder der Auswanderung nicht absorbirt werden.

theilhafter und *konkurrenzfähiger*. Dies ist ein Grund, warum in der nach *England* aufgetretenen kapitalistischen Ländern die landwirthschaftlich Großpacht sich bei weitem nicht in dem Maße entwickelt hat, wie in Großbritannien

Diese gekennzeichneten allgemeinen Bedingungen der größeren Konkurrenz fähigkeit der *Agrikulturländer* auf dem Getreidemarkt gelten auch für di kapitalistischen landwirthschaftlichen *Kolonien*, deren Musterbild die *Vereinigte* *Staaten* von Nordamerika sind. Die vorhandenen Unterschiede ändern de allgemeinen Zusammenhang nicht.

Wir wollen nur hervorheben, daß hier, wo die Landwirthschaft auf freie Besitznahme des Grund und Bodens beruht, deshalb die *Preisbildung* ein von der in den alten Kulturländern unterschiedene sein muß. Mit dem Prei des *unbebauten* Bodens fehlt auch die künstliche Schranke der Erweiterung de Getreideproduktion, die, wie wir gesehen haben, eine so große Rolle spielt. Woh giebt es auch hier Grundrente, je nach dem Unterschied des Produktions preises auf Boden verschiedener Qualität, aber soweit noch keine *antizipirt* Grundrente. Deshalb hängt hier die Bewegung des Getreidepreises nur von den einen Umstande ab, ob Boden *besserer* oder *schlechterer* Qualität in Bebauung genommen wird.[1]

Dies ändert sich nicht nur in dem Maße, als die frei verfügbare Bodenmeng abnimmt, sondern auch als sie schwerer zugänglich wird bezw. unter schlechtere Verkehrsbedingungen sich befindet. Diese Grenze wird erreicht, nicht etwa durch di Ausdehnung der *Anbaufläche*, sondern durch Ausdehnung der *Besitznahme*.

Bevor wir unsere Erörterung weiter führen, wollen wir, um Mißverständ nisse zu vermeiden, Folgendes vorausschicken: Wenn wir als die ökonomisch Grundlage der kapitalistischen Agrarkrisen die durch die industrielle Entwicklun bewirkte Steigerung der Grundrente angeben, so soll damit keineswegs geleugne werden, daß für die Frage der landwirthschaftlichen Konkurrenzfähigkeit zweie Länder noch eine große Menge anderer Umstände in Betracht kommen. So kan ein Land thatsächlich von *Natur* aus fruchtbarer sein als das andere. Ode es können dabei *politische* Einflüsse mitspielen, wie z. B. der hohe Steuerdruck der die russischen Bauern zum Verkauf des Getreides um jeden Preis zwingt Oder es können Umstände sein, die in dem allgemeinen wirthschaftlichen Charakte des Landes liegen. So z. B. wenn ein naturalwirthschaftendes Land einen Thei seines Produktes verkauft. In der Naturalwirthschaft giebt es keine Waarenpreise folglich kann das Produkt unter Umständen unter seinem kapitalistischen Produktions preis abgegeben werden. Man bedenke, daß der amerikanische *Farmer* zuerst in der Hauptsache Naturalwirthschafter war, um die Bedeutung dieses Moment zu würdigen. Es kann aber auch etwas anderes, es kann z. B. die *Sklaven* *wirthschaft*, wie seiner Zeit in den Baumwollplantagen Südamerikas, sein.

Alles dieses und noch vieles andere müßte in Betracht gezogen werder wollte man die thatsächliche Geschichte irgend eines bestimmten Falles schreiben Für uns aber handelt es sich nicht um Einzelheiten, sondern um die *allgemeine* *kapitalistischen Zusammenhänge*. Und weil es, wie wir nachgewiesen haben solche allgemeine Zusammenhänge giebt, so erscheint das Ganze nicht als Zufall sondern als naturgemäßes Ergebniß der kapitalistischen Produktionsentwicklung

Nun aber, einmal die Agrarkrise eingetreten, wie wird sie sich äußern welche Wirkung wird sie auf die Landwirthschaft haben?

---

[1] Deshalb *Careys* Grundrententheorie.

[2] Dieses zweite Stadium der Entwicklung getreulich wiederspiegelt durch *Henry Georg*

Nach der Ricardoschen Theorie würde die Sache sich sehr einfach ab-
pielen: Boden schlechter Qualität wird aufgegeben, die Grundrente sinkt, die
Bodenpreise sinken, bis schließlich ein neuer Status geschaffen ist. Aber die
Sache ist in Wirklichkeit viel komplizirter.

Zunächst tritt als Hinderniß der regelrechten Entwicklung der Umstand auf,
aß von dem Moment an, als die Grundrente als Pachtzins oder Bodenpreis
estgelegt worden ist, der Unterschied der Bodenqualität aus dem Konkurrenzspiel
tritt. Der Pächter des besseren Bodens zahlt eben eine größere Rente. Von
einem Standpunkte aus produzirt er durchaus nicht billiger als der Pächter des
chlechteren Bodens, der eine entsprechend geringere Rente bezahlt. Der Pächter
es besseren Bodens wird sein Produkt nicht billiger verkaufen können, weil er
onst nicht auf den Pachtzins kommt. Eine Verminderung des Pachtzinses for-
ern nun alle kapitalistischen Pächter. Auch der Grundbesitzer, ob er selbst
virthschaftet oder nicht, leidet in derselben Weise Verluste, wie der Aktienbesitzer
n Folge der sinkenden Dividende und des sinkenden Börsenkurses. Die Krise
st also nicht partiell, sondern allgemein.[1]

Es entwickelt sich ein erbitterter Kampf der Pächter mit den Grundbesitzern
vegen der Pacht, und aller Landwirthe untereinander überhaupt auf dem Getreide-
narkt. Entscheidend in diesem Kampf ist vor allem der Besitz von Kapital.
Wo der Grundbesitzer der Stärkere ist, drückt er den Pächter, der sich einen
Profitabzug gefallen läßt, um nicht gänzlich erwerbslos zu bleiben. Der selbst-
virthschaftende Grundbesitzer seinerseits kann desto länger aushalten, je mehr
Kapital und je weniger Schulden er besitzt.

Solange der Bodenpreis stieg, war die Hypothek ein durchaus willkommenes
Ding. Denn sie war die Kapitalisation der Grundrente. Sie war oft die
Realisation der antizipirten Rente, wenn sie auf unbebauten Boden genommen
vurde. Der Grundbesitzer bekam in ihr etwas bezahlt, was noch gar nicht da war.
Der Besitzer eines Stückes fruchtbaren Oedlandes nimmt darauf eine Hypothek. Mit
em erhaltenen Gelde gründet er eine Schnapsbrennerei. Das Oedland bleibt
s auch weiter, es hat nie ein Weizenkorn produzirt, aber es hat doch seinen
Eigenthümer in den Besitz einer Fabrik gesetzt. Und der Werth dieses Oedlandes
vächst von selbst. Es erzeugt zwar kein Korn, aber in einigen Jahren produzirt
s wieder eine Hypothek. Die Hypothek giebt also die Möglichkeit, die Grund-
ente doppelt auszunützen: einmal als solche, und dann als kapitalisirte
Grundrente. Für dieses Grundrentenkapital muß allerdings Zins bezahlt werden,
venn auch ein sehr mäßiger Zins, aber unter der Voraussetzung, daß die
Hypothek kapitalistisch, also in der Industrie oder auf der Börse, angelegt wird,
rägt sie ja selbst ihren Zins und wirft noch einen Profit darüber hinaus ab.

Nunmehr, unter der Krise, wird die Wohlthat zur Plage. Die Zinsen
nüssen bezahlt werden, folglich kann weder der Getreidepreis heruntergesetzt, noch
ie Produktion vermindert werden. Jetzt zeigt sich die ökonomisch zwiespältige
Natur des selbstwirthschaftenden kapitalistischen Gutsbesitzers: als Grundbesitzer
at er ein Interesse an der hohen Grundrente und dem hohen Bodenpreis, aber
ls Kapitalist, als Produzent der Waare „Getreide", die einer scharfen Kon-

[1] Gelangt das Grundstück zur Subhastation, so hört selbstverständlich diese hemmende
Wirkung des Bodenpreises auf, weil eben der letztere entsprechend reduzirt wird. Anderer-
its zeigt sich der Unterschied der Bodenarten auch während der Krise in der Weise, daß
ne Vermehrung des Getreideertrags mit mehr oder weniger Produktionskosten verbunden
t. Dieser Unterschied braucht aber mit dem Unterschied der Bodenqualität nicht zusammen-
fallen, ja vielfach ist er ihm entgegengesetzt.

kurrenz auf dem Markte entgegentritt, kurz, als sein eigener Pächter, hat er das gerade entgegengesetzte Interesse, denn die Grundrente in der Gestalt des Zinses auf die aufgenommene Hypothek hindert ihn daran, den Getreidepreis herunterzusetzen.

Das allgemeine Bestreben geht dahin, die Produktionskosten zu vermindern, ohne gleichzeitige Herabsetzung des Ertrags. Dazu bedarf es aber einer neuen Agrikulturtechnik. Und zu diesem Zweck ist eine Vermehrung des Betriebskapitals nothwendig. Die Nothwendigkeit, die Produktionstechnik zu verbessern, wird überhaupt erst während der Krise akut, denn zu anderen Zeiten rettet die Rente über alles hinweg.

Wo das kapitalistische Pachtsystem herrscht, ist das verhältnißmäßig leicht gethan: der eine Pächter wird verjagt und an seine Stelle ein anderer gesetzt, der ausreichendes Kapital besitzt, um die nöthigen Aenderungen vorzunehmen. Anders der selbstwirthschaftende Grundbesitzer: seine Kreditfähigkeit ist durch die früher aufgenommenen Hypotheken erschöpft, sie sinkt überhaupt, weil die Grundrente und die Bodenpreise sinken, folglich kann er die nöthigen Verbesserungen nicht einführen. Daraus ergiebt sich, daß die Großpacht der rationelle kapitalistische Agrikulturbetrieb ist.

Andererseits hält die Hypothek diesen kapitalarmen Grundbesitzer am Boden fest, denn würde er bei den sinkenden Bodenpreisen sein Grundstück verkaufen, so würde ihm nicht viel Kapital übrig bleiben. Die Hypothek wirkt hier ebenso als Hinderniß der landwirthschaftlichen Entwicklung, wie früher der Bodenpreis.

Zu gleicher Zeit wendet sich der Grundbesitzer an die Arbeiter und späht, ob sich nicht eine Lohnkürzung machen läßt. Aber die Löhne sind schon von vornherein so niedrig, daß sie nicht mehr gekürzt werden können. Statt dessen vollzieht sich ein steter Abzug der Arbeiter vom platten Lande, weil hier die Löhne viel niedriger sind, nach den Industriezentren und nach den Kolonien. Nunmehr erhebt der Gutsbesitzer ein verzweifeltes Wuth- und Jammergeschrei: er sei ruinirt, weil ihn die Arbeiter verlassen! Aber wenn er will, daß ihn die Arbeiter nicht verlassen, so soll er ihnen nur die Löhne aufbessern. Das könnte er schon, denn die Löhne sind ganz außerordentlich niedrig. Und doch kann er es wieder nicht! Denn er hat den Mehrwerth bereits als Grundrente kapitalisirt und eine Hypothek darauf gezogen. Was er dem Arbeiter schuldig geblieben ist, dafür bezahlt er jetzt Zinsen, freilich nicht dem Arbeiter, sondern der kapitalistischen Bank.

Kurz, wenn die Industrie sich entwickelt, so klagen die Agrarier über Arbeitermangel und hohe Arbeitslöhne infolge industrieller Konkurrenz, und wenn die Getreidepreise sinken, dann klagen sie über hohe Arbeitslöhne, weil sie den überschüssigen Mehrwerth bereits kapitalisirt und eingesteckt haben und ihn nicht noch einmal aus den gleichen Arbeitern herauspressen können.

Nun füge man noch hinzu: unglückliche Börsenspekulationen und Ueberproduktion an Schnaps und Zucker, und man hat den ganzen Jammer der deutschen Agrarier. Die preußischen Junker wollten sich doppelt bereichern: als Grundbesitzer und als Kapitalisten — darum büßen sie jetzt als Kapitalisten die Sünden der Grundbesitzer und als Grundbesitzer die Sünden der Kapitalisten.

Der Parzellenbauer wird von der Krise desto weniger getroffen werden, je schlechter seine Lage ist, d. h. je mehr er früher schon gezwungen war, ein Nebengewerbe zu betreiben und folglich nicht mehr ausschließlich von der Landwirthschaft abhängt. Zweitens wird er die Krise nicht spüren, soweit er als Naturalwirthschafter auftritt. Da andererseits die Entwicklung der Gutswirthschaft

ährend der Krise unter den sinkenden Getreidepreisen und der sinkenden Kredit- ihigkeit leidet und bei längerer Dauer ein Theil der Güter subhastirt oder ihre nbaufläche beschränkt wird, so kann eine Verschiebung der landwirthschaftlichen etriebe zu Gunsten des Parzellenbauernthums stattfinden. Dieselben Momente, e sonst den landwirthschaftlichen Großbetrieb dem Bauernthum gegenüber hervor- eben: der große Marktabsatz, die Bildung einer hohen Grundrente, der geringere ypothekarzins und die leichtere Beleihung u. s. w. kehren sich jetzt gegen ihn.

(Fortsetzung folgt.)

---

ie Lohnbewegung der schweizerischen Eisenbahner.

Von Dionys Zinner.

Seit etwa einem halben Jahre stehen die schweizerischen Eisenbahner, Arbeiter ıd Beamte, in der Lohnbewegung. Das energische und einmüthige Auftreten dieser rbeiter- und Beamtenklasse im vorigen Sommer und die Fortdauer der Bewegung s in das Jahr 1896 hinein ist eine so außergewöhnliche soziale Erscheinung in r Schweiz, daß ihr mit Recht von allen Seiten die größte Aufmerksamkeit zu- wendet wird.

Wohl bestanden schon seit Jahren Organisationen der verschiedenen Kategorien r Eisenbahnbeamten, so der Angestellten, der Lokomotivführer, des Zugspersonals, lein die Bestrebungen und die Thätigkeit dieser Vereinigungen beschränkten sich auf nterstützungen im Krankheits- und Todesfalle, auf gemeinschaftlichen Einkauf der rschiedenen Bedarfsartikel, um sie zu billigem Preise an die einzelnen Mitglieder ɔzugeben, und auf gemüthliche Zusammenkünfte und Unterhaltungen, bei denen irgend n Chef in einer Ansprache die Leute seines unwandelbaren Wohlwollens versicherte ıd dafür von denselben angehocht wurde. Vor ungefähr drei Jahren wurde von zialdemokratischer Seite die Organisirung der Eisenbahnarbeiter in Angriff ge- ommen. Der Schriftsetzer Siebenmann in Bern gründete den ersten schweizerischen isenbahnarbeiterverein, dem bald solche in Basel, Zürich, Winterthur, St. Gallen ıd anderen Orten folgten. Obwohl mehrere dieser Vereine sich den lokalen Ar- iter-Unionen anschlossen, welche die auf sozialdemokratischem Boden stehenden ewerkschaften und politischen Vereine umfassen, so scheinen sie doch bis zum Beginn r Lohnbewegung sehr geringe positive Thätigkeit entfaltet zu haben. Im verflossenen erbste vereinigten sich die Eisenbahnarbeitervereine zu einem Zentralverband unter m Namen „Arbeiter-Union schweizerischer Transportanstalten", und die betreffende elegirtenversammlung beschloß ferner im Prinzip die Gründung einer obligatorischen terbekasse. Offenbar sind solche Einrichtungen auch noch fernerhin nothwendig, um e sozialistisch ungeschulten Eisenbahnarbeiter, welche sich aus verschiedenen gelernten ıd ungelernten Elementen zusammensetzen, in der Organisation zusammenzuhalten.

Die verschiedenen Branchenorganisationen gingen früher, jede für sich, ihre genen Wege und kultivirten ihre Sonderinteressen, wobei der Geist der Solidarität ler Eisenbahner nicht zur Geltung kommen konnte; diese Zersplitterung, welche ohl auch von gegenseitigen Eifersüchteleien begleitet war, ist in gleichem Maße für e Eisenbahner von Nachtheil gewesen, als sie für die Eisenbahnverwaltungen und esellschaften von Vortheil war. Mit dem Divide et impera gegenüber den Unter- ückten und Ausgebeuteten haben die Herrschenden aller Art noch alle Zeit ihre sonderen Interessen erfolgreich zu wahren gewußt. Da beschloß im Jahre 1894 r Verband der schweizerischen Eisenbahnangestellten die Schaffung eines General- kretariats, zu dessen Leitung er in der Folge den bis dahin in Aegypten lebenden r. Sourbeck (einen Berner) berief, der gleichzeitig auch die Redaktion der in Burg- orf wöchentlich einmal erscheinenden „Schweizerischen Eisenbahn-Zeitung" übernahm.

Der neue Sekretär erkannte bald, daß die Zersplitterung der Eisenbahner in rschiedenen Organisationen ohne jeden Zusammenhang miteinander ein Krebsschaden

für dieselben sei, der beseitigt werden sollte und zwar durch Gründung eines Lande
verbandes, der alle Branchenorganisationen umfaßt. Die Idee fiel auch auf gute
Boden und in einer Delegirtenversammlung aller Vereinigungen wurde der Verban
des Personals der schweizerischen Transportanstalten gegründet, gleichzeitig auch desse
Anschluß an den schweizerischen Arbeiterbund beschlossen. Die Gegner erfüllte die
für sie unerwartete, für uns aber erfreuliche Wendung der Dinge mit Sorge.

Da durch die Gründung des nationalen Verbandes die einheitliche organ
satorische Basis für eine weitere, umfassende Thätigkeit gewonnen war, konnte nu
an die seit langer Zeit von allen Seiten erhobenen Klagen über die schlechte En
lohnung, Willkürherrschaft und Günstlingswirthschaft, über die Verletzungen de
Ruhetagsgesetzes und über zahlreiche andere Mißstände ernstlich herangetreten un
zu ihrer Beseitigung über die geeigneten Mittel und Wege berathen werden. An
scheinend ohne vorbereiteten, einheitlichen Plan, der jedoch bald durch die lebendige
Ereignisse gegeben ward, begann die Lohnbewegung der Eisenbahnarbeiter in Base
welche im Dienste der Schweizerischen Zentralbahn stehen. Die Lohnverhältnisse de
selben sollen dürftiger gewesen sein, als an allen anderen Orten. Eine ganze An
zahl der Arbeiter erhielt einen Taglohn von nur 3 Francs, also für 6 Arbeitsta
einen Wochenlohn von 18 Francs; der höchste Taglohn betrug 4,60 Francs, demna
27,60 Francs für 6 Arbeitstage. Die Arbeiter forderten nun: Lohnerhöhung vo
25 Prozent, Reduktion der Arbeitszeit von 10½ auf 10 Stunden und an Vorabende
von Sonn- und Feiertagen auf 9 Stunden (im Güterdienst); Ueberstunden sollen m
50 Centimes bezahlt werden, Gratisverabfolgung der Dienstmützen und von zwe
Blousen jährlich und eines Kaputs alle drei Jahre, Ausbezahlung der Feiertag
Einsetzung einer Friedenskommission, bestehend aus Mitgliedern des Eisenbahn
arbeitervereins, und gegenseitige vierzehntägige Kündigung. Nach mehrfachen Unte
handlungen auf schriftlichem und mündlichem Wege bewilligte die Direktion die For
derungen betreffend Gratisabgabe von Dienstkleidern und sodann Lohnerhöhunge
von 9 bis 17 Prozent, die Reduktion der Lohnklassen von 15 auf 12, Erhöhung de
Lohnansätze in kürzeren Zwischenräumen als bis dahin und nur ausnahmsweise Ein
stellung von Arbeitern unter 20 Jahren. Die übrigen Forderungen wurden in
Wesentlichen abgelehnt. Die Arbeiter erklärten sich schließlich in einer Versammlun
mit den erlangten Zugeständnissen einverstanden und forderten nur noch, daß wege
der Lohnbewegung kein betheiligter Arbeiter gemaßregelt und die gemachten Zu
geständnisse seitens der Verwaltung den Arbeitern durch Zirkular oder durch Anschla
bekannt gemacht werden.

Aehnliche Forderungen, wie ihre Basler Kollegen, stellten nun, nachdem die
selben ihre Lohnbewegung mit nicht unbedeutendem Erfolg beendet hatten, die Ar
beiter der Vereinigten Schweizerbahnen in St. Gallen, Rorschach, Glarus und Chu
deren Organisationen und Forderungen sich in der Folge die gesammte Arbeiterscha
der genannten Bahn anschloß. Das Resultat war auch hier der ungefähr gleich
Erfolg, den die Pioniere von Basel errungen hatten.

Nachdem die Arbeiter zweier Hauptlinien so muthig ins Feuer gegangen ware
rafften sich auch die Angestellten zu einer Aktion auf und zwar wurde wieder i
Basel der Anfang gemacht. Denselben folgten sozusagen auf dem Fuße die An
gestellten der Vereinigten Schweizerbahnen, der Nordostbahn (Zürich, Winterthu
Bern ꝛc.), der Jura-Simplonbahn und der Gotthardbahn nach, d. h. der fün
schweizerischen Hauptbahnen, auf die circa 20000 von den über 23000 zählende
Angestellten und Arbeitern entfallen. Die von den Angestellten aller fünf Linie
an die Verwaltungen gestellten Forderungen sind folgende: 1. Erhöhung der Gehälte
und Taglöhne unter 2000 Francs um 25 Prozent, der Gehälter von 2000 bis 3000 Franc
um 15 Prozent und derjenigen von 3000 bis 3600 resp. 4000 Francs um 10 Prozent
2. Gewährung eines Gehaltsregulativs für das gesammte Dienstpersonal mit Aus
richtung des Maximums nach 20 Dienstjahren und gleichmäßiger alljährlicher Zu
lagen bis zur Erreichung des Maximums; 3. Aufstellung einer alle Abtheilunge
umfassenden Dienstpragmatik. Daneben wurde auch die zehnstündige Arbeitszeit ge

ordert, so von den Angestellten der Nordostbahn und der Vereinigten Schweizer-bahnen, welch letztere noch eine zwölfstündige haben. Im Laufe der Unterhandlungen mit der Direktion ließen die Angestellten der Vereinigten Schweizerbahnen die Forderung des Zehnstundentages fallen, wohl auch in Rücksicht darauf, daß der Gesammtverband in einer Eingabe an die Bundesbehörden die Revision des Ruhetagsgesetzes im Sinne der Einführung des Zehnstundentages verlangt.

Welche Einigkeit unter den Eisenbahnangestellten bei ihrem Vorgehen obwaltet, geht aus der Thatsache hervor, daß bei den verschiedenen Linien 90 bis 95 Prozent der Angestellten ihre Unterschriften unter die aufgestellten und den Verwaltungen eingereichten Forderungen gesetzt haben. Bei der Gotthardbahn, Jura-Simplonbahn und Nordostbahn haben sich der Bewegung der Angestellten auch die Arbeiter angeschlossen und auch alle die in den Reparaturwerkstätten der Eisenbahnen beschäftigten Arbeiter, meist Metallarbeiter, die bisher den Weg zum schweizerischen Metallarbeiterverband noch nicht gefunden hatten.

Die Einmüthigkeit der Angestellten hat ihren triftigen Grund darin, daß sie unter vielen Mißständen leiden und namentlich auch vielfach geringe Gehälter beziehen. Sind doch bei den Vereinigten Schweizerbahnen unter 1100 Beamten 27 mit Gehältern unter 1000 Francs, 473 bis zu 1500 Francs, 291 bis zu 2000 Francs, 53 bis zu 2500 Francs, 80 bis zu 3000 Francs; 27 beziehen Gehälter bis zu 3500 Francs, 43 bis zu 4000 Francs und 11 darüber. Im Bureau der Direktion giebt es aber Beamte mit Gehältern von 8000, 9000 Francs und darüber und der Präsident — Wirth-Sand ist sein Name — bezieht ein Jahresgehalt von 26 000 Francs. Vergleichsweise sei beigefügt, daß ein schweizerischer Bundesrath nur 12 000 Francs Jahresgehalt bezieht; ein Eisenbahndirektor hat darnach den doppelten Werth wie ein Bundesrath! — Aehnlich sind die Gehaltsverhältnisse bei den übrigen Bahnen.

Welche Begeisterung die Bewegung bei den Betheiligten hervorgerufen hat, zeigte der Besuch der am 17. November in Luzern abgehaltenen außerordentlichen Generalversammlung des Gesammtverbandes, zu der sich gegen 800 Delegirte eingefunden hatten — eine Delegirtenversammlung, wie sie in gleichem Umfange in der Schweiz wohl noch keine Organisation abgehalten hat. In der Versammlung selbst herrschte eine energische Kampfesstimmung, und als der Sekretär Dr. Sourbeck die Forderungen begründete und vertheidigte und für den Fall ihrer Ablehnung durch die Bahnverwaltungen für das Frühjahr den Strike proklamirte, „der ein Musterstrike werden soll sowohl in Bezug auf die Solidarität der Kämpfenden, wie in Bezug auf die Durchführung“, da bezeugten die Anwesenden durch einen minutenlang anhaltenden Beifall ihr Einverständniß mit den gesprochenen Worten. Eine entsprechende Resolution fand einstimmige Annahme.

Der angedrohte Musterstrike ist den Gegnern wie ein Blitz in die Glieder gefahren, und seitdem das Wort ausgesprochen worden, dürfte mancher Bahnaktionär schlaflose Nächte verbracht haben. Die Bewegung hindert das natürlich nicht, wohl aber haben die Bahnverwaltungen zum Theil schon eingelenkt, nachdem sie auch in Bern mit dem Chef des eidgenössischen Eisenbahndepartements, Bundesrath Zemp, konferirt hatten. Den Bahngesellschaften und Verwaltungen ist die mit so elementarer Macht aufgetretene Lohnbewegung um so unangenehmer, als die Frage der Verstaatlichung der Eisenbahnen auf der Tagesordnung steht und ihr Kaufpreis berechnet werden soll mit dem Fünfundzwanzigfachen des Durchschnittsertrages der letzten zehn Jahre. Die Steigerung des Gewinnes durch alle möglichen Praktiken mußte natürlich zu Gunsten der Gesellschaften den Kaufpreis erhöhen, die Lohnforderungen werden denselben zu Gunsten des Bundes verringern.

In welcher Weise die Bahnverwaltungen den Angestellten entgegenkommen, beweisen folgende Zahlen. Bei der Jura-Simplonbahn machen die geforderten Erhöhungen ungefähr 1 300 000 Francs pro Jahr, die Gesellschaft hat 600 000 Francs, also nicht einmal die Hälfte, bewilligt; bei den Vereinigten Schweizerbahnen macht die Forderung ungefähr 400 000 Francs aus, die Verwaltung bietet 150 000 Francs, und die Zentralbahn bietet gegenüber den geforderten Erhöhungen von rund einer

Million gerade die Hälfte, nämlich eine halbe Million, wovon 200 000 Francs auf die den Arbeitern bewilligten Lohnerhöhungen entfallen. Die Gotthardbahn hat schon im vorigen Sommer schlauerweise durch Erhöhungen von rund 100 000 Francs einen billigen Loskauf zu erwirken gesucht, weshalb ihr Personal denn auch zuletzt in die Bewegung eingetreten ist; sie ist aber die bestsituirte Bahn, die alljährlich riesige Reingewinne macht und davon auch den Subventionsstaaten schöne Summen zuführt, die besonders dem Crispi immer viel Freude machen werden. Die Gotthardbahn wird die Forderungen bewilligen müssen, wie die anderen auch und wie auch die Nordostbahn, die vom Eisenbahnkönig Guyer-Zeller, einem würdigen Seitenstück zu den amerikanischen Eisenbahnkönigen, beherrscht wird, und die unter seiner Leitung beschlossen hat, überhaupt gar nichts zu bewilligen. Riesige Versammlungen der Angestellten und Arbeiter haben in den letzten Wochen in Zürich, St. Gallen, Luzern und Lausanne stattgefunden, die durchwegs die ungenügenden Anerbietungen der Verwaltungen ablehnten, auf den gestellten Forderungen beharrten und für jede weitere Unterhandlung das Zentralkomite des Verbandes ermächtigten; die Versammlungen protestirten ferner gegen die von den Verwaltungen gemachten Versuche, die Einigkeit und Solidarität des Personals zu sprengen und so die ganze Bewegung um den Erfolg zu betrügen.

Am 16. Februar wird eine nach Aarau einberufene Versammlung der Eisenbahner der ganzen Schweiz, die wohl von Tausenden besucht werden wird, definitiv entscheiden, ob im nächsten Mai im besten Sinne des Wortes alle Räder stille stehen sollen. —

Die für die Schweiz beispiellose, gewaltige Lohnbewegung der Eisenbahner hat auch eine parteipolitische Seite. Die Eisenbahner waren bis zum Beginn ihrer Lohnbewegung politisch entweder indifferent oder Angehörige einer der bürgerlichen Parteien; die sozialdemokratische Partei dürfte in diesen Kreisen keine große Zahl von Anhängern gehabt haben. Die Lohnbewegung hat nun die Situation geklärt: nur ein kleiner Theil der bürgerlichen Presse steht zu den Forderungen der Eisenbahner, die übrige Presse der Bourgeoisie bekämpft dieselben. Dagegen vertritt die sozialdemokratische und die von Sozialdemokraten geleitete Presse mit aller Energie und Rückhaltlosigkeit die Interessen der Eisenbahnarbeiter und -Angestellten, die nun mit Gewalt Klassenbewußtsein eingepaukt erhalten und deutlich sehen, wo ihre Freunde und wo ihre Feinde stehen. Das parteigenössische Fazit dieser großen Lohnbewegung ist schon heute nicht mehr zweifelhaft: es wird in einem Gewinn der sozialdemokratischen Partei bestehen.

Literarische Rundschau.

Ernst Nöller, **Proletariat und Privatrecht.** Kritische Betrachtungen eines Arbeiters über den Entwurf eines Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich (zweite Lesung). Dresden, Kommissionsverlag der „Sächsischen Arbeiter-Zeitung". 72 S. gr. 8°. 30 Pf.

Die sozialistische Parteipresse hat dem Schmerzenskind, das sich Entwurf eines Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich nennt, bis vor Kurzem im Ganzen nur geringe Beachtung geschenkt. Man ist sich anscheinend noch nicht überall des Einflusses bewußt, den Rechtsinstitutionen rückwirkend auf den Gang der ökonomischen Entwicklung haben können, daß derselbe, wenn er auch schließlich vor jener weichen muß, sie doch unter Umständen bedeutend aufhalten kann, und man scheint sich auch hier und da durch den Titel „Bürgerliches Gesetzbuch" zu der Idee haben verleiten lassen, die ganze Materie als für die Arbeiterklasse bedeutungslos zu betrachten. Wie falsch diese letztere Ansicht, hat vor einigen Jahren schon Professor Anton Menger in seiner, zuerst im Braunschen Archiv für soziale Gesetzgebung erschienenen verdienstvollen Abhandlung „Das bürgerliche Recht und die besitzlosen

lassen" gezeigt. Wenn Menger dabei naturgemäß seinen Juristensozialismus zum usdruck brachte, so hat der Verfasser des vorliegenden Schriftchens gesucht, die für e Arbeiter wichtigeren Theile des Entwurfs vom proletarisch-sozialistischen Stand-inkt zu behandeln.

Wir dürfen ihm zunächst das Zeugniß ausstellen, daß er sich von zwei Klippen ı Wesentlichen frei zu halten gewußt hat: von Uebertreibungen in der Kritik und om Utopismus in der Auffassung. Seine Arbeit erfreut durch vorwiegende Sach-hkeit und das offenbare Bestreben, die gegebenen Verhältnisse und ihre zunächst sehbare Weiterentwicklung im Auge zu behalten, diese einzige Möglichkeit, an nem solchen Werke erfolgreich Kritik zu üben. Ferner hat der Verfasser im All-meinen seine Kritik innerhalb derjenigen Linie zu halten gewußt, die dem Laien rch die Natur der Dinge gezogen ist. Nur hier und da greift er auf das rechts-eoretische Gebiet über, und da ist er denn nach unserer Ansicht auch keineswegs nmer so glücklich, den Kern der Sache zu treffen. Ueberhaupt hätten wir eher an n allgemeinen Sentenzen des Verfassers Aussetzungen zu machen, als an seinen usführungen über die Einzelheiten des Entwurfs. Daß seine Kritik vielfach „ein-tig" ist, halten wir für keinen Fehler: sie soll eben dem Entwurf gegenüber das oletarische Interesse vertreten. Uebrigens geht sie nie so weit, für den Proletarier ıbillige Bevorzugung zu reklamiren.

Ein wesentlicher Punkt, wo wir in der sachlichen Auffassung vom Verfasser weichen, betrifft seinen auf S. 19, im Abschnitt über das Recht der Schuldverhält-sse, erhobenen Vorschlag, „das Prioritäts- (Vorzugs-) Prinzip im Hypo-eken-Gesetz abzuschaffen durch einen Paragraphen, der bestimme, daß alle auf ı Grundstück eingetragenen Hypotheken gleichen Rang haben sollen". Dadurch aubt der Verfasser gegen das Industrieritterthum und die Spekulantenwirthschaft : Bauwesen Abwehr schaffen zu können. Wir sehen nun zunächst nicht ein, welches nteresse der Arbeiter als Miether — der Bauhandwerker kann durch andere ittel geschützt werden — gerade an der Verhinderung der Spekulation im Bau-esen haben soll. Der Verfasser führt einige Beispiele dafür an, wie die Speku-tion zur Vertheuerung der Wohnungen führen könne. Wir wollen annehmen, daß stimmen, aber dann stehen diesen Beispielen sehr viele andere gegenüber, wo die uspekulation zur Verbilligung der Wohnungen geführt hat. Im Allgemeinen ist ute jeder große Bauunternehmer auch Bauspekulant, denn, will er seinen Betrieb cht einschränken, so muß er mindestens zeitweise „auf Spekulation" bauen. Ver-nderung der Bauten auf Spekulation wäre daher, um uns der eigenen Worte des erfassers zu bedienen: „eine hervorragend reaktionäre Maßregel und ein Eingriff den naturnothwendigen Gang der ökonomischen Entwicklung, der die letztere zwar hließlich nicht aufzuhalten vermögen wird, wohl aber sie zu stören geeignet ist." o schreibt er auf S. 37 bei Besprechung des sogenannten Anerbenrechts, und wir öchten ihm empfehlen, bei späteren Ausgaben seines Werkchens dem Bauherrn genüber recht sein zu lassen, was er dem Bauer gegenüber für billig erklärt. egen den Schwindel im Bauwesen läßt sich auf bessere Weise ankämpfen, als durch eschränkungen im Hypothekarrecht, ganz abgesehen davon, daß der hier vor-schlagenen noch eine ganze Reihe anderer Erwägungen im Wege stehen.

Ferner möchten wir, weil wir gerade davon sprechen, dem Verfasser für rnere Ausgaben seiner Schrift ans Herz legen, eine Reihe von störenden Druck-id Flüchtigkeitsfehlern zu beseitigen, die derselben manchmal wirklich Abbruch thun. ätze wie: „Die Landwirthschaft ist somit da, wo Gesinde in ihr beschäftigt, also m Verkauf produzirt wird . . ." (S. 11), kann sich der Leser allenfalls selbst korri-ren, obwohl es ja nicht nöthig ist, ihn in Zweifel darüber zu versetzen, ob es sich ı die Produktion von Gesinde für den Verkauf handelt. Ebenso ist eine Unter-eidung von „industrieller und gewerblicher Arbeiterschaft" (S. 16, Zeile 2 von en) mindestens überflüssig, und zwei Zeilen weiter stört ein überflüssiges „als". ıf S. 28/29, Zeile 1 von unten, steht „Produktion", wo von Kaufgeschäften aller t die Rede ist, auf S. 40, Zeile 20 von oben, „Gläubigers", wo es „Schuldners"

heißen muß, und so weiter. Wir berühren diese Dinge, weil wir der Schrift ein Aufnahme wünschen, die Neuauflagen möglich macht. Bei Veranstaltung eine solchen wird der Verfasser dann vielleicht auch einige Widersprüche ausmerzen welche dieselbe aufweist, und die ihm bei nochmaliger genauer Prüfung wohl selb auffallen werden. So bemerken wir zum Schluß noch einmal, daß seine Arbe ihren Zweck, die Bedeutung des Bürgerlichen Gesetzbuches für die Arbeiterklas hervorzuheben, im Ganzen durchaus erfüllt, dem Leser die Natur und den Charakte desselben in verständlicher und verständiger Darstellung übersichtlich und anschauli vor Augen führt. E. B.

Feuilleton.

Natur.

Erzählt aus dem kleinrussischen Leben von **Olga Kobylanska.**

(Fortsetzung.)

Er saß nicht lange. Aus der Schlucht und just in der Nähe des Fels blockes stieg ein Mädchen herauf. Sie erfaßte mit kräftiger Hand die bei dem Steine wachsenden Farne, schwang sich herauf und blieb dann stehen.

Sie war nicht vom Bauernstande, das hatte er auf den ersten Bli erkannt. Ihr Kopf war in ein rothes Seidentuch gehüllt, dessen Enden vo rückwärts zusammengebunden waren und Gesicht und Hals freiließen. Da Gesicht war perlmutterweiß ... und schön ... und die Augen groß und glänzen und unendlich traurig....

Schweigend starrten sie sich einen Moment an....

„Wünsch' gute Gesundheit, Frau!“ grüßte er endlich zaghaft und erhob sich

„Gott grüße Dich!“ hatte sie in etwas ermüdetem Tone geantwortet un ihm zugenickt wie eine Bekannte.... Dann zog sie das Seidentuch vom Kopfe wischte sich damit die leichtverschwitzte Stirn, umging ihn langsam und schrit weiter den steilen Bergweg. —

Er folgte ihr.

Sie war von hohem, geschmeidigen Wuchs und wiegte sich im Gehen leich in den Hüften.

Rothblonde, dicke Flechten, gegen das Ende zu aufgelöst, hingen ihr übe den Rücken.

„Mein Gott, rothes Haar“, dachte er sich. „Wie eine Hexe — ein solches hat kein einziges Mädchen bei uns im Dorfe — alle sind schwarz. Was sie sic nur nach mir sehnen werden ... bin ja schon einen ganzen Monat vom Dorf fort, und hier herauf kommt keine!“ —

Er lachte muthwillig auf.

Die vor ihm Schreitende sah sich erschrocken um.

„Wohin gehst Du?“ fragte er und trat an ihre Seite.

„Hinein in den Wald.“

Ihr Blick streifte ihn von der Seite; sie öffnete die Lippen, um noch etwas zu sagen, schwieg aber, während ein kaum merkliches Lächeln ihr melancholisches Gesicht erhellte. Er musterte sie eine Weile scheu, dann sah er wieder in einer ihm eigenen Weise, halb düster, halb sinnend, vor sich hin und fragte:

„Du bist von unten aus der Stadt?“

„Ja."

„Dort giebt es eine Menge schöner Häuser, aber auch viel Menschen. Die
;tadt ist groß. Bei uns im Dorfe wohnt nur der Herr Pfarrer in einem
:oßen Hause; wir brauchen sie nicht."

„Warum solltet Ihr nicht auch größere Wohnungen brauchen?" fragte sie.

„Wozu? Sind wir denn Herren? Die unten — sind Herren!"

„Die Stadt da unten ist sehr klein", meinte sie belehrend, „es giebt
mdert- und abermals hundertmal größere Städte!"

Er pfiff vor Erstaunen auf und schüttelte bedächtig mit dem Kopfe.

„Frau!"

„Sage mir nicht Frau; ich bin nicht verheirathet."

„Du hast keinen Herrn?"

Sie schüttelte mit dem Kopfe, während ihre großen Augen ernst an seinen
ippen hingen.

„Kannst ja einen Herrn aus der Stadt nehmen, sind ja ihrer viel wie
)rohnen. Nimm' einen Herrn vom Amte!"

Sie schüttelte abermals mit dem Haupte, während ein kaum merkliches
ächeln ihre Mundwinkel verzog.

„Nicht? Freilich, wenn Du ihm nicht folgst oder das sprichst, was er nicht
ag, kann er Dich auch auf achtundvierzig Stunden einsperren. Das verstehen
: gut, diese — Herren! Ich komme eben von ihnen."

Und ohne eine Antwort abzuwarten, erzählte er ihr in empörtem Tone
in Erlebniß.

Sie betrachtete ihn die ganze Zeit hindurch aufmerksam. Als er zu erzählen
ıfgehört und nach einer kurzen Pause den „Herren" unten noch einen Fluch
ıchmurmelte, lachte sie leise auf.

„Warum lachst Du? Es ist gar nicht zum Lachen!"

„Man muß die Dinge verstehen, Mensch", sprach sie nun ernsthaft.

„Bin ich denn auf den Kopf gefallen, oder hab' ich Giftschwämme gegessen?
)och eher die unten!" antwortete er.

„Weder die unten, noch die oben. Du hast sie aber nicht verstanden.
)eine Gedanken sind Herz, ihre Gedanken sind Kopf. Sie denken nach Gesetzen
ıd werden Dir haarklein beweisen, daß Du unrecht gehandelt hast, jene Tanne
ɔzuhacken, trotz dem mächtigen Walde. Bei Dir, siehst Du, ist das anders.
Ían muß stets zum Kopfe um Rath gehen."

Er spuckte weit vor sich durch die Zähne.

„Der Teufel mag sie holen! Sie sind alle Verdreher; alle diese hungernden
:öcklinge. — Gott hat doch für alle Menschen den Wald erschaffen; das können
e nicht leugnen und werden es mir auch nicht weiß machen, und mögen sie
undertmal Herren sein und schreiben und lesen können. Daß mich das Unglück
:af, ertappt worden zu sein — na — das habe ich nur der unglücklichen Stunde
ı verdanken, in der ich die Tanne abhackte!"

„Es giebt keine glücklichen oder unglücklichen Stunden", meinte sie.

„Oho!" protestirte er.

„Glaube mir. Wenn Du studirt hättest, würdest Du derlei Unsinn nicht
:den!"

Seine Augen funkelten auf.

„Du glaubst, wenn man lesen und schreiben kann, hat man schon den
)err Gott beim Fuße erwischt? Auch die Heiligen sind noch da. Ich sage
ı nicht — gescheidt sind ja die Leute, die lernen; aber sie sind auch schlecht!"

„Mitunter ja; aber glaube nicht, daß Unwissenheit besser macht.“

„Was weiß ich?“ sprach er. „Wie Einen Gott erschafft, so ist man, w Einem das Schicksal beschieden wird, so lebt man, wenn Einem die Zeit aus geht, so stirbt man. Ich kann gescheidt sein wie ich will, wenn Gott es wil so kann ich doch sterben!“

„Gewiß — dagegen läßt sich nichts thun.“

„Siehst Du? — Und wenn sie, die Gescheidten, so gut sind, weshal nimmst Du nicht einen zum Herrn?“

Er sah sie schadenfroh an.

„Das ist etwas Anderes. Das ist etwas, was ich wollen oder nic wollen kann. Es gefällt mir Keiner sehr gut. Ich bin sehr reich; ich hab' si Alle in der Hand.“

„Gerade wie ich die Mädchen im Dorfe“, sprach er flüchtig stolz un mehr wie zu sich selber. „Ich bin auch reich; unsere Leute sagen ‚der Reichste Die Mädchen streben alle nach mir.“

Sie lachte.

Er faltete verletzt die Stirn.

„Was lachst Du immer?“

„Ich lache nicht über Dich.“

Er beruhigte sich.

„Es ist wahr“, sprach er dann, „wenn man reich ist, kann man scho über Alle lachen. Ich lache ja auch über Alle. Ich kümmere mich um Nie manden.“

„Ueber mich möchtest Du auch lachen?“ fragte sie übermüthig und wie i Folge innerer Eingebung und sah ihm voll ins Gesicht.

„Ueber Dich?“ Er blickte sie beinahe erschrocken an; dann lächelte er leich erröthend. „Eh — das geht nicht so“, meinte er.

„Weshalb nicht?“

„Ich weiß nicht — aber Du bist so — so —“

„Wie so bin ich?“ fragte sie ernst.

„So — ich weiß nicht — so wie das Bild der Mutter Gottes in unsere Kirche. . . .“

Sie lachte wieder; nicht sehr herzlich, aber doch; dann verstummter beide. — — —

Schweigend schritten sie eine Zeit lang weiter.

Er war schön und kräftig gebaut und sie bewunderte ihn heute wie schon früher.

Einmal kam ihr der Gedanke in den Sinn, wie er wohl wäre, wenn er ein Mädchen liebte, und weiterhin fiel ihr, sie wußte selber nicht weshalb, der Satz ein: „Vom starken Arm geborgen zu sein . . .“

Sie hielt viel auf physische Kraft und körperliche Schönheit, und wenngleich sie selten „liebte“, so empfand sie immer Wohlgefallen an schönen, kräftigen Menschen. Wenn sie sich müde fühlte, so empfand sie oft eine wehmüthige Sehnsucht, ein Bedürfniß, sich an der Brust irgend Jemandes auszuruhen. Dieser Jemand hätte aber kräftig und kühn sein müssen. Vor allem — kühn.

Sie mäßigte ihre Schritte.

Sie waren lange und schnell gegangen. Nach den tiefen Athemzügen und der Röthe, die sich auf ihre Wangen legte, schloß er, daß sie müde war.

„Du bist müde geworden“, sprach er, „kannst nicht mit mir Schritt halten. Ich bin zu schnell gegangen.“

„Ja", klang es ermüdet zurück.

Er ging plötzlich ganz langsam.

„Du sprichst unsere Sprache so schön", fing er dann an.

„Ich bin dasselbe, was Du bist — auch eine Kleinrussin. Warte ein wenig; ich bin müde. Wenn ich zu angestrengt gehe, schlägt mir das Herz zu stark und vor den Augen flimmern tausend Funken." Sie preßte beide Hände an die Schläfen.

Er war vor ihr stehen geblieben.

Einen Moment lang sahen sie einander an; es ward, als züngelten plötzlich Flammen aus beider Augen und vereinigten sich zu einem Feuer.

Sie senkten die Blicke. — Sie sah sich scheu um.

War das dieselbe ihr so wohlbekannte Gegend?

Doch. Dieselbe dunkelgrüne Schlucht, derselbe felsige Berg da rechts mit seinen kerzengeraden Tannen, dazwischen hinein zarte Weißbirken . . . üppige Farne wucherten aus dickem Moose und hier und da schlanke Glockenblumen. . . . Leise, eintönig rauschte der Wald.

Schattige Kühle legte sich um ihre Glieder. Irgend ein Waldvogel hatte in ihrer Nähe aufgekreischt; sie war ängstlich zusammengefahren.

„Du fürchtest Dich?" fragte er beklommen.

„Nur heute. Sonst niemals."

„Du bist also täglich hier? Und weshalb fürchtest Du Dich heute?"

„Ich weiß nicht . . . ich fühle mich weniger einsam, wenn ich ganz allein im Walde bin."

„Wie kommt das?"

„Ich weiß nicht . . . ich weiß — wirklich nicht. . . ."

„Was thust Du hier?"

„Nichts. Ich komme nur blos so hierher. Ja — manchmal male ich die Tannen . . . gewöhnlich höre ich zu, wie die Bäume rauschen. Sie rauschen wie das Meer, nur um vieles schwächer. Du weißt nicht, wie das Meer rauscht . . . gehört habe ich es auch nicht, aber ich weiß, wie es rauscht . . . horch!"

Beide horchten mit angehaltenem Athem.

Hörbar schlug jedem Einzelnen das Herz.

Sie sah sich abermals ängstlich um . . . so wild und einsam schien es ihr noch nie wie heute, das reiche Waldgrün schien sie geradezu zu ersticken.

„Fürchte Dich nicht . . . ich bin ja hier im Walde . . . schau' nicht hinter Dich . . . es ist nicht gut . . ." meinte er in seltsam gepreßtem Tone.

Schweigend und geradezu eilig schritten sie den steilen Weg hinauf.

Um ihre Lippen lag ein Zug wahnwitziger Entschlossenheit, und die Augenlider waren gesenkt. Ihre langen, dunklen Wimpern stachen von den schneeweißen Wangen seltsam ab.

„Bald geht die Sonne hinter die Berge", unterbrach er erregt die Stille und strich sich sein Stirnhaar hastig zur Seite. Es wurde ihm heiß.

„Als ich fort, das heißt hieher in den Wald ging, schlug es drei. Zusammen gehen wir gute zwei Stunden; in der Stadt kann es fünf sein."

Bei diesen Worten, die sie fast mit zuckenden Lippen gesprochen, zog sie eine kleine Uhr aus ihrem Seidengürtel, blieb stehen und sah mit großer Aufmerksamkeit auf dieselbe.

„Ah! Du hast eine Uhr? Von Gold? Zeige sie mir!"

Er trat dicht an sie heran. Beide sahen mit Spannung auf das kleine goldene Ding.

„Das geht, als ob es eine Seele hätte“, sprach er. „Was es doch für gescheidte Leute auf der Welt giebt, die so etwas machen können ... mein Gott, mein Gott! ... Du mußt wirklich reich sein, weil Du eine solche Uhr hast. Ist Dein Vater ein großer Herr? — Wer bist Du?“

Sie lächelte wieder.

„Du weißt nicht, wer ich bin?“

„Nein.“

„Aber Du hast mich ja doch gesehen ... erinnere Dich!“

„Ich habe Dich niemals gesehen!“

„Erinnere Dich!“

„Aber wenn ich es Dir sage!“

„Also ... als Du in den Advokatenhof Dein schönes Pferd brachtest ... und es zum Stehen zwangst ... kam ich heraus ... erinnerst Du Dich?“

Er sann eine Weile nach.

„Ich weiß nicht ...“ sprach er gedehnt und erstaunt, „aber ich habe Dich nicht gesehen ... es kam Jemand heraus ... das weiß ich ... aber es war Jemand in schwarzer Kleidung ... an Dein Gesicht erinnere ich mich nicht.“

Sie blickte von ihm fort und lächelte.

„Wenn Du nicht weißt, wer ich bin, so thut es auch nicht viel zur Sache. Ich habe Dich oft gesehen, oft genug!“

„Du lachst wieder über mich!“

„Nein.“

„Also wer bist Du?“

„Was kümmert das Dich? Uebrigens“, fügte sie plötzlich mit einem melancholischen Lächeln hinzu, „bin ich Eine, die kein Glück hat ... weißt Du ... in manchen Dingen.“

„Reich und kein Glück?“ sprach er ungläubig und lachte auf. „Schau', vielleicht hat es Dir Jemand abwendig gemacht, das kommt vor. ... Aber Du bist jung ...“ sagte er weiter und trat noch dichter an sie heran, währenddem er, ohne zu wollen, mit seiner Hutkrempe ihr Stirnhaar berührte.

Sie sah auf und in demselben Augenblick ergoß sich eine tiefe Röthe über ihr Gesicht.

„Ja ... ich bin jung ... und wie viel Jahre zählst Du?“

„Zu Demetrius werde ich sechsundzwanzig. Ich ...“ Plötzlich hielt er inne. Wie Feuerflammen schlug auch ihm eine glühende Röthe ins Gesicht, bis in die Stirn hinauf, und mit funkelnden Augen starrten sie einander an.

„Du!“ stieß er bebend aus.

„Was ist?“ klang es kaum hörbar zurück. Sie hatte die Blicke gesenkt.

„Du bist schön“, sprach er in verändertem, klanglosem Ton.

Leichtes Zittern überfiel ihre Gestalt.

Sie sah wieder auf. Sein Gesicht ward weiß, als ob der letzte Blutstropfen daraus fortgewichen wäre, und zeigte Spuren tiefster Erregung. Die Augen schienen Funken zu sprühen.

Ein erzwungenes Lächeln erschien auf ihren Lippen, dann erstarb es. Sie konnte seinen Blick nicht ertragen. Sie fühlte sich plötzlich von einem ihr bisher völlig fremden Gefühl erfaßt ... und Thränen traten ihr in die Augen. Sie schritt weit von ihm bis an den Rand der Schlucht und meinte eilig, ohne sich zu besinnen: „Gehen wir weiter!“

(Fortsetzung folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.



Nr. 22. XIV. Jahrgang, I. Band. 1895-96.

Unparlamentarisches und Parlamentarisches.

✓ Berlin, 19. Februar 1896.

Die reisigen Mannen vom Bunde der Landwirthe haben ihren alljährlich wiederkehrenden Fastnachtsspektakel diesmal im Zirkus Busch abgehalten, und es ist dabei, wie üblich, sehr munter hergegangen. Diese Braven waren so freundlich, unsere neuliche Vorhersage zu bestätigen, daß sie nicht wie alte Betschwestern sterben würden. Die liberalen Blätter zählen entsetzt an den Fingern ab, welche Minister als „Schweinehunde" titulirt und welche anderen Minister mit der aus Goethes Götz bekannten Aufforderung beglückt worden sind. Unter dieser Kategorie befand sich beiläufig auch ein so ehrwürdiger Veteran des Deutschen Reichs, wie der Oberpräsident v. Bennigsen. Die ostelbischen Junker nehmen kein Blatt vor den Mund, wenn es sich um ihr Klasseninteresse handelt, und wenn sie sonst keine Fehler hätten, würden wir deshalb noch nicht von solchen Schauern verletzter Ehrfurcht umwittert sein, wie die liberalen Anstandsdamen.

Es ließe sich daran ein kleines Kapitel über den politischen Ton knüpfen, ein Thema, über das noch viel verworrene oder auch absichtlich verwirrte Begriffe umlaufen. Parteien, die etwas hinter sich haben, pflegen auch eine gewisse Vorliebe für eine urwüchsige Sprache zu besitzen, und man kann hundert gegen eins wetten, daß wenn das dritte Wort einer Partei die „vornehme Haltung" zu sein beginnt, irgend etwas faul ist im Staate Dänemark. Die Klagen über die Verrohung des politischen Tons, die seit bald zwanzig Jahren in der liberalen Presse zur ständigen Rubrik geworden sind, beweisen nicht mehr, als daß der Liberalismus gegenüber anderen Parteien ins Hintertreffen gerathen ist. Als er noch jung und kräftig war, hat er auch nicht jedes Wort auf die Wagschale gelegt und es läßt sich sogar ohne Uebertreibung behaupten, daß es im Allgemeinen kein maulfrecheres Individuum giebt, als den deutschen Spießbürger, der sich noch ehrlich einbildet, an der Spitze der menschlichen Zivilisation zu marschiren. Indessen würde uns heute das weitere Fortspinnen dieses Fadens zu weit vom Wege führen und wir begnügen uns mit der Bemerkung, daß die rednerischen Exzesse des Zirkus Busch, mögen sie noch so weit über die Schnur gehauen haben, politisch nicht des Aufhebens werth sind, das die liberale Presse davon macht.

Für den Beobachter, dem es nicht um die Schale, sondern um den Kern der Dinge zu thun ist, bestätigen die Verhandlungen in diesem Zirkus, daß der

Bund der Landwirthe trotz aller hohen und höchsten Ungnade nicht entfernt daran denkt, abzudanken, und daß die parlamentarische Vertretung der konservativen Partei sich hüten wird, Herrn v. Plötz abzusägen, wie sie Herrn Stöcker abgesägt hat. Sie wollte die christlich-soziale Agitation Stöckers los sein und es war ihr eine ganz annehmbare Beigabe, daß der Blutdunst dieses Opfers als eines durchtriebenen Kartellfeindes die Nerven der Götter angenehm prickelte, aber der Bund der Landwirthe treibt keine Agitation, die unter Umständen das ländliche Proletariat aufregen könnte — sehr im Gegentheil! — und ihn kann das ostelbische Junkerthum keinem Gott schlachten, es sei denn, daß es sich selbst den Hals abschneiden will. Das wissen die „höheren Regionen" auch sehr gut. Wagen sie doch nicht einmal, gegen den Bund der Landwirthe die Gesetze so zu handhaben, wie gegen die sozialdemokratische Partei, obgleich ihnen eben im Reichstage von sozialdemokratischen Rednern haarscharf bewiesen worden ist, daß der Bund der Landwirthe mit seiner Organisation mindestens ebenso sehr gegen die Bestimmungen des Vereinsgesetzes verstößt, wie die sozialdemokratische Organisation dagegen verstoßen haben soll.

Bei dieser Beweisführung war der preußische Justizminister nicht zugegen, um abermals zu erklären, daß es nicht dasselbe sei, wenn zwei dasselbe thäten. Vielleicht hat er auch ein Haar darin gefunden, ein weltgeschichtliches Hohnwort auf Klassenjustiz als die Grundlage deutscher Gerechtigkeit zu verkünden. Sein Kollege v. d. Recke, der neue preußische Minister des Innern, zog sich hinter die formale Redensart zurück, daß er über eine Sache, die gerichtlich anhängig sei, nicht sprechen könne, und gefiel sich übrigens in den abgeleiertsten Gemeinplätzen über die angeblich deutsche Sucht der Vereinsbildung, Gemeinplätzen, die sich um so schöner ausnahmen, als in der weltberühmten kaiserlichen Botschaft von 1881 die „korporative Organisation" als das Allheilmittel aller sozialen Leiden erläutert worden ist. Herrn v. d. Recke fehlt das fröhliche Temperament, um ein vollkommenes Ebenbild seines Vorgängers v. Köller zu sein; er wird niemals, die Hände in den Hosentaschen, die frivole Welt zu unauslöschlicher Heiterkeit herausfordern. Er ist einer jener preußischen Beamten, denen die bureaukratische Schule alle Ecken und Kanten abgeschliffen hat, ohne sie deshalb zu Diamanten zu schleifen. Es sind flache Kiesel, und der Stahl soll noch gefunden werden, der aus ihnen Funken zu schlagen vermag.

Der Reichstag hat die sozialdemokratischen und freisinnigen Anträge auf Schaffung eines deutschen Vereinsgesetzes einer Kommission zur Vorberathung überwiesen, und dieser Beschluß ist willkommen zu heißen, da er eine halbwegs gründliche Erörterung der auf diesem Gebiete ganz unerträglich gewordenen Mißstände sichert. An ihre wirkliche Abstellung ist natürlich in absehbarer Zeit nicht zu denken. Das Vereinsrecht wie jedes bürgerliche Recht ist für die herrschenden Klassen zur platten Machtfrage geworden, und sie denken nicht daran, irgend etwas, das ihnen taktische Vortheile im Klassenkampfe sichert, freiwillig preiszugeben, mag es ihren eigenen Idealen von ehedem noch so sehr ins Gesicht schlagen. Das Vereinsrecht in Deutschland ist eine wächserne Nase geworden, die jeder Polizist knetet, wie ihm beliebt. Bald ist der einzelne Vertrauensmann einer Partei ein Verein, wie das hiesige Polizeipräsidium in Sachen der sozialdemokratischen Organisation behauptet, bald ist ein Verein von achttausend Mitgliedern kein Verein, wie dieselbe Behörde in Sachen der Freien Volksbühne dargelegt und nunmehr auch vom Oberverwaltungsgerichte bestätigt erhalten hat. Aber so aussichtslos es ist, zu hoffen, daß die herrschenden Klassen jemals freiwillig auf einen so klassischen Freibrief polizeilicher Willkür verzichten werden, wie ihn das

ohuwabohu der deutschen Vereinsgesetze darstellt, so nützlich ist es dennoch, diese
[agna Charta des deutschen Staatsbürgers dem braven Michel um die Ohren
u schlagen, bis er sich endlich den Schlaf aus den Augen zu reiben beginnt.
Die öffentliche Meinung ist auch eine Macht, vorausgesetzt, daß nicht der schwatz-
afte Klatsch des bürgerlichen Stammtisches, sondern der klare Wille einer revo-
utionären Klasse sie vorwärts treibt.

Das hat auch der preußische Kriegsminister zu seinem Schaden erfahren.
Diesem Herrn beliebte es, seitdem er im Amte ist, gegen die parlamentarischen
Vertreter der sozialdemokratischen Partei einen Ton anzuschlagen, der in „wilden
ändern" eine sehr unparlamentarische Kennzeichnung erfahren würde, in der
reußischen Geschichte allerdings schon zweimal seinesgleichen gehabt hat. Es
t derselbe Ton, den die preußischen Gardelieutenants im ersten und im fünften
ahrzehnt dieses Jahrhunderts anschlugen, ehe sie dann 1806 von den Franzosen
nd 1848 von den Berliner Barrikadenkämpfern so heilsame Prügel bekamen.
Gewiß ist der Kriegsminister von einer bewußten Nachahmung dieses historischen
Tons weit entfernt; er glaubt ehrlich im Dienste einer heiligen Sache zu
impfen, wie es übrigens die Gardelieutenants in jenen früheren Perioden gleich-
alls glaubten, und wir rechnen es ihm gerne als ein Verdienst der Selbstüber-
windung an, daß er sich nicht scheut, peinliche Erinnerungen aus der sonst ja
ewiß sehr glorreichen Geschichte des preußischen Heeres wachzurufen, sobald er
adurch seiner Sache zu nützen glaubt. Aber wenn er gelegentlich behauptete,
aß ihm das Feuer der sozialdemokratischen Kritik nicht einmal bis an die Stiefel-
itzen reiche, so brennt es ihm jetzt schon ganz gehörig unter den Stiefelsohlen, und
: machte dieser Tage durchaus nicht den Eindruck eines siegreichen Helden, als ihm
e Vertreter der bürgerlichen Parteien einer nach dem anderen in aller Höflichkeit
nd Deutlichkeit erklärten, daß er es mit seinen Witzeleien über die ernste Kritik,
elche die sozialdemokratischen Redner an die schweren Schäden des deutschen Heer-
esens legen, nicht über die Erfolge eines verunglückten Spaßmachers bringe.

Inzwischen erfährt der preußische Kriegsminister in noch viel nachdrück-
cherer Weise die hausbackene Wahrheit des alten Sprichworts, daß Hochmuth
r dem Falle kommt. Die Zeiten wiederholen sich nicht, und so kräftig die
äuste waren, welche die französischen Bauernsöhne 1806 und die Berliner
roletarier 1848 über die preußischen Gardelieutenants schwangen, so rückt dem
Moloch des Militarismus jetzt doch noch ein ganz anderer und ungleich gefähr-
cherer Gegner auf den Leib. Die eben erschienene Broschüre Georg Feuchters
ber den Pulverring[1] zeigt schlagend, worauf schon manche Erscheinungen in den
ahlmeister-Prozessen und in dem Judenflinten-Prozesse hingedeutet hatten, wie
ef der zerstörende Schwamm des Kapitalismus bereits in die von außen noch
trutziglichen Mauern und Thürme des Militarismus gedrungen ist. Der
ulverring macht sich den Beutel der deutschen Steuerzahler in der ungenirtesten
Weise tributär, indem er das Pulver an den Militärfiskus mit enormen Auf-
hlägen auf den Preis liefert, den andere Kunden zahlen. Feuchter weist ziffern-
äßig nach, daß der Pulverring, ein kleiner Kreis von Millionären, dem Deutschen
eiche das Pulver aus seinen Fabriken um 18 bis 25 Prozent, ja sogar um
) Prozent höher berechnet, als den übrigen Abnehmern, z. B. der Firma Krupp
nd der deutschen Metallpatronenfabrik und dem Auslande. Er beweist ferner,
ß der Ring in den Jahren 1890 bis 1893 über 3 Millionen Mark an solchen

[1] G. Feuchter, Der deutsche Pulverring und das Militärpulvergeschäft. Berlin, Buch-
andlung des „Vorwärts". 50 Pf.

Ueberschüssen aus der Reichskasse lukrirt hat. Das ist ein Blick hinter die Kulisse des Militarismus, der den patriotischen Philister lehren wird, daß in unserem indu strielllen Zeitalter das Kriegführen immer mehr zur Sache der Industrie wird. Un das friedsamste Gemüth, das sich mit Wonne die letzten Pfennige abdarbt, um da gefährdete Vaterland vor den bösen Franzosen und Russen zu schützen, wird au allerlei polizeiwidrige Gedanken verfallen, wenn es durch trockene Ziffern bewiese sieht, daß sich von dem Milliardenstrome, der in den unergründlichen Schlun des Militarismus fließt, hübsche kleine Millionenströme abzweigen für eine gering Zahl von großen Millionären.

Bebel schnitt die Frage heute im Reichstage an, und man kann nicht sagen daß der Generalmajor v. Falkenhausen in seiner Antwort besonders glücklich war Mit dem Witzchen, daß Krupp als Mitglied des Pulverrings das Pulver natür lich billiger bekomme, als der Militärfiskus, ahmte er das unglückliche Vorbil seines Vorgesetzten, des Kriegsministers, unglücklich genug nach, und im Uebrige lief seine Rede etwa darauf hinaus, daß die Militärverwaltung in früheren Jahre von dem Pulverringe über das Ohr gehauen worden sein möge, aber jetzt nich mehr über das Ohr gehauen werde. Die objektive Richtigkeit dieser Behauptun konnte nicht mehr geprüft werden, da die bürgerliche Mehrheit sich beeilte, nac der Rede des militärischen Kommissars sofort einen Antrag auf Schluß der Debatt anzunehmen. Sobald zarte Geheimnisse des großen Kapitals ins Spiel kommen huldigt diese Mehrheit dem weisen Grundsatze: O rühret, rühret nicht daran!

Der Generalmajor v. Falkenhausen tröstete sich auch damit, daß die Ge wissenhaftigkeit der Militärverwaltung beim Abschluß der Kontrakte mit den Pulverringe ja nicht angezweifelt werde. Das ist in dieser Unbedingtheit nich ganz richtig, denn in der Schrift über den Pulverring ist allerdings ein solche Zweifel mindestens angedeutet und die militärische Persönlichkeit, um die es sic hier handelt, auch mit Namen genannt. Aber allerdings läßt sich über dies subjektive Seite der Sache nichts bejahen und nichts verneinen, solange darübe nichts Genaues bekannt ist. Eine präzise Antwort kann nur das Ergebniß eine gründlichen Untersuchung sein, deren Nothwendigkeit nach der Veröffentlichun der Schrift über den Pulverring gewiß auch dem Kriegsminister einleuchten wird

Aber selbst wenn das Ergebniß so günstig ausfallen sollte, wie der General- major v. Falkenhausen voraussetzt, so wäre objektiv nichts an der Thatsach geändert, daß kapitalistische Parasiten am Leibe des Militarismus zehren. Ja, es wäre dann erst recht bewiesen, daß es sich dabei um eine durch menschlich Fürsorge keineswegs abwendbare Verseuchung handelt. Und zu diesem drohende Mene Tekel paßt denn allerdings der Ton, den sich der preußische Kriegsministe gegen die sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten anzuschlagen erlaubt, wi ein preußischer Gardelieutenant von 1806 zur Weltumwälzung der französische Revolution.

Gewalt und Oekonomie bei der Herstellung des neuen Deutschen Reichs.

Ein nachgelassener Aufsatz von **Friedrich Engels.**

Vorbemerkung des Herausgebers. Die Abhandlung, die wir hiermit als einen nachträglichen Beitrag zur Feier des 25 jährigen Bestandes des Deutschen Reichs zum Abdruck bringen, fand sich in einem Packet des Engelsschen Nachlasses vor, das überschrieben ist: „Gewaltstheorie.“ Es enthält außer ihr und vielen Notizen und kalendarischen Auszügen die drei den gleichen Titel tragenden Kapitel aus „Herrn

ugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft" für einen Sonderabdruck hergerichtet, owie folgenden Anfang eines Vorworts dazu:

„Die unten folgende Schrift ist ein Sonderabdruck aus meiner Arbeit: ‚Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft', und umfaßt die drei Kapitel, die dort den Titel: ‚Gewaltstheorie' führen. Sie sind schon früher in russischer Uebersetzung besonders erschienen, und zwar als Anfang zur russischen Ausgabe meiner ‚Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft'. In der vorliegenden Ausgabe sind nur die nothwendigsten Aenderungen und Zusätze gemacht. Aber der Sonderabdruck erfordert einen besonderen Zusatz.

„Wenn ich in deutscher Sprache eine Broschüre herausgebe über ‚die Rolle der Gewalt in der Geschichte', so hat der deutsche Leser das Recht, von mir zu verlangen, daß ich meine Ansicht nicht verhehle über die sehr bedeutende Rolle, die die Gewalt in den letzten dreißig Jahren gerade in seiner eigenen Geschichte gespielt hat. Darum habe ich noch einen vierten Abschnitt angehängt, der natürlich nur die Hauptgesichtspunkte enthält. Vielleicht wird es mir später einmal vergönnt, diesen Gegenstand ausführlicher zu behandeln."

Damit ist das Wesentliche über den Zweck der Abhandlung gesagt, der wir, ı Hinblick auf die Frage, um welche es sich bei den besagten Kapiteln handelt: ämlich das Verhältniß zwischen der Gewalt und den ökonomischen Triebkräften ı der Geschichte — für die Veröffentlichung in dieser Zeitschrift den obigen Titel egeben haben. (Bei Engels trägt sie einfach die Ueberschrift „IV", d. h. viertes apitel über „Gewaltstheorie".) Mit Bezug auf ihre Entstehung sei noch Folgendes emerkt.

Nachdem die russischen Sozialdemokraten vorangegangen — die erwähnte ebersetzung, wenn wir nicht irren, von Vera Sassulitsch, erschien 1884 — regten nige Jahre darauf deutsche Sozialisten bei Engels den Gedanken an, nun auch in eutscher Sprache eine Separatausgabe dieser höchst instruktiven Kapitel zu veranstalten. Engels wies den Gedanken selbst nicht ab, meinte aber, schlechtweg die rei in der „Umwälzung" gebrachten Kapitel separat zu reproduziren, ginge bei einer eutschen Ausgabe nicht an, da müsse er schon noch etwas hinzuthun, etwa eine Anendung der Theorie auf die neuere deutsche Geschichte. Er hat sich denn auch bald ı diese Arbeit gemacht, und die erwähnte Sammlung von kalendarischen Auszügen nd Notizen, die dem Manuskript beiliegt, zeigt, wie gewissenhaft er dabei zu Werke ng. Aber eben dieselbe Gewissenhaftigkeit ist auch die Ursache geworden, weshalb e Arbeit Fragment geblieben ist. Der dritte Band des „Kapital" nahm mehr Zeit Anspruch, als Engels vorausgesehen, und in den Zwischenpausen, die diese Hauptbeit ihm ließ, kamen so viel Korrespondenzen und dringende Aufträge hinzu, daß e Fertigstellung des vierten Kapitels zur „Gewaltstheorie", wie so vieler anderer gonnener Arbeiten, immer wieder hinausgeschoben werden mußte, bis der Tod ngels die Feder für immer aus der Hand nahm.

Der Leser hat es also mit einer unvollendeten und der abschließenden Redakon ermangelnden Arbeit zu thun. Letzteres glauben wir deshalb hervorheben zu llen, weil verschiedene mit Bleistift hingeworfene aphoristische Andeutungen und lerkzeichen erkennen lassen, daß Engels hier und da Ergänzungen einzufügen und ı anderen Stellen Kürzungen vorzunehmen gedachte. Auf Grund dieser Merkzeichen ıd gelegentlicher mündlicher Aeußerungen von Engels glauben wir uns zu der nnahme berechtigt, daß er über den Umfang, der diesem Kapitel zu geben, nicht ınz mit sich im Reinen war. Es greift mit seiner Charakteristik der Bismarckschen olitik über die Reichsgründung weg in die Geschichte des neuen Reiches selbst nein, und da waren Fragen zu behandeln wie der Kulturkampf, die Schutzzölle, r Staatssozialismus 2c., über die Engels mehr zu sagen, mehr vorbereitet hatte, ie sich in ein paar Zeilen erledigen ließ. Schon was jetzt vom geplanten vierten apitel der „Gewaltstheorie" vorliegt, nimmt mehr Raum ein, als die ersten drei apitel zusammengenommen, es war also entweder eine viel gedrängtere, dann aber ıch mehr behauptende als nachweisende Darstellung nöthig, oder eine Aenderung

der ganzen Anlage der Arbeit. Darüber definitiv zu entscheiden, ist Engels nicht mehr vergönnt gewesen.

Alles das ist für die vorliegende Veröffentlichung sekundär. Wie wir sie hier geben, zeigt die Engelssche Arbeit all die bekannten Vorzüge seiner Darstellung historischer Begebenheiten: die außerordentliche Fähigkeit, die wesentlichen Momente scharf herauszuheben und doch die Nebenerscheinungen nicht zu übersehen; die nicht minder hervorragende Gabe, mit objektiver Würdigung der Umstände und Resultate einschneidende Kritik der handelnden Personen zu verbinden, und das seltene Geschick, die Akteurs auf dem Welttheater mit derselben Sicherheit des Blicks zu analysiren wie das geheime Triebwerk, das ihre Aktionen je nachdem dirigirt oder korrigirt. Doch wir thun besser, den Leser selbst urtheilen zu lassen.

Engels hat die Arbeit nicht für die Tagespolemik geschrieben, sie ist, wie man sehen wird, keine Tendenzschrift in dem Sinne, daß der Reichsverherrlichung eine Reichsherunterreißung entgegengesetzt werden soll. Das Verreißen um jeden Preis war überhaupt nicht seine Art. Wenn trotzdem diese Genesis des neuen Reiches zur Gegenstrophe geworden ist gegen die pompösen Festschriften und Festreden, die der fünfundzwanzigste Geburtstag des Reichs uns gebracht hat, und deren große Worte in einem so komischen Mißverhältnisse stehen zu der wirklichen Theilnahme des Volkes an der Reichsfeier, so ist das nicht der Absicht des Verfassers geschuldet, sondern findet seine Ursache in den Dingen, die sich nun einmal höchstens vertuschen, aber nicht weglügen lassen. Im Uebrigen erheischen gerade die Umstände, unter denen, und die Art, wie der Geburtstag des Reiches gefeiert worden, die Vorführung der Art und Weise, wie dasselbe zu Stande gekommen ist. Sei es auch nur, um begreiflich zu machen, was sonst wirklich fast unbegreiflich wäre.

Der besseren Uebersichtlichkeit halber haben wir das Manuskript für die Veröffentlichung in dieser Zeitschrift in Unterabschnitte eingetheilt und jeden mit einer eigenen Ueberschrift versehen. Die vorerwähnten Bleistiftnotizen werden entweder in eckigen Klammern oder in Noten verzeichnet werden. Einige ebenfalls mit Bleistift angedeutete Korrekturen im Ausdruck haben wir, wo jeder Zweifel darüber ausgeschlossen schien, kurzerhand nach dem Willen des Verstorbenen ausgeführt.

Wie aus verschiedenen Stellen der Arbeit hervorgeht, fällt ihre Abfassung in den Winter 1887/1888, also noch in die Regierungszeit Wilhelms I., die Aera Bismarck und die schönen Tage der Ausnahmegesetze.

London, 6. Februar 1896. E. Bernstein.

Wenden wir nun unsere Theorie[1] an auf die deutsche Geschichte von heute und ihre Gewaltspraxis von Blut und Eisen. Wir werden daraus klar ersehen, weshalb die Politik von Blut und Eisen zeitweilig Erfolg haben mußte und weshalb sie schließlich zu Grunde gehen muß.

---

[1] Die von Marx-Engels ausgearbeitete Theorie, daß es in letzter Instanz die Oekonomie ist — die Produktionsverhältnisse, Klassenentwicklung ꝛc. — welche die politische Gestaltung der Gesellschaft bestimmt. „Erstens", heißt es im dritten Kapitel über „Gewaltstheorie", „beruht alle politische Gewalt ursprünglich auf einer ökonomischen, gesellschaftlichen Funktion und steigert sich in dem Maß, wie durch Auflösung der ursprünglichen Gemeinwesen die Gesellschaftsglieder in Privatproduzenten verwandelt, also den Verwaltern der gemeinsamen gesellschaftlichen Funktionen noch mehr entfremdet werden. Zweitens, nachdem sich die politische Gewalt gegenüber der Gesellschaft verselbständigt, aus der Dienerin in die Herrin verwandelt, kann sie in zweierlei Richtung wirken. Entweder wirkt sie im Sinn und in der Richtung der gesetzmäßigen ökonomischen Entwicklung. In diesem Fall besteht kein Streit zwischen beiden, die ökonomische Entwicklung wird beschleunigt. Oder aber sie wirkt ihr entgegen, und dann erliegt sie, mit wenigen Ausnahmen, der ökonomischen Entwicklung regelmäßig. Diese wenigen Ausnahmen sind einzelne Fälle von Eroberung, wo die roheren Eroberer die Bevölkerung eines Landes ausrotteten oder vertrieben und die Produktivkräfte, mit denen sie nichts anzufangen wußten, verwüsteten oder verkommen ließen." („Herrn Eugen Dührings Umwälzung", 3. Auflage, S. 191/192.) Note d. Herausgebers.

1. Einheitsbestrebungen und Einheitsaussichten bis Anfang der sechziger Jahre.

Der Wiener Kongreß hatte 1815 Europa in einer Weise vertheilt und erschachert, die die totale Unfähigkeit der Potentaten und Staatsmänner vor aller Belt klarlegte. Der allgemeine Völkerkrieg gegen Napoleon war der Rückschlag es bei allen Völkern von Napoleon mit Füßen getretenen Nationalgefühls. Zum Dank dafür traten die Fürsten und Diplomaten des Wiener Kongresses dies lationalgefühl noch schnöder unter die Füße. Die kleinste Dynastie galt mehr ls das größte Volk. Deutschland und Italien wurden wieder in Kleinstaaten erſplittert, Polen wurde zum vierten Mal getheilt, Ungarn blieb unterjocht. Und ıan kann nicht einmal sagen, daß den Völkern Unrecht geschah, warum ließen e sich's gefallen und warum hatten sie im russischen Zaren ihren Befreier begrüßt?

Aber das konnte nicht dauern. Seit dem Ausgang des Mittelalters arbeitet ie Geschichte auf die Konstituirung Europas aus großen Nationalstaaten hin. Solche Staaten allein sind die normale politische Verfassung des europäischen errschenden Bürgerthums, und sind ebenso unerläßlich Vorbedingung zur Herellung des harmonischen internationalen Zusammenwirkens der Völker, ohne velches die Herrschaft des Proletariats nicht bestehen kann. Um den internationalen rieden zu sichern, müssen vorerst alle vermeidlichen nationalen Reibungen beseitigt, ıuß jedes Volk unabhängig und Herr im eigenen Hause sein. Mit der Entvicklung des Handels, des Ackerbaues, der Industrie und damit der sozialen Nachtstellung der Bourgeoisie, hob sich also überall das Nationalgefühl, verıngten die zersplitterten und unterdrückten Nationen Einheit und Selbständigkeit.

Die Revolution von 1848 war daher überall außerhalb Frankreichs auf befriedigung ebensosehr der nationalen wie der freiheitlichen Forderungen gerichtet. ber hinter der im ersten Anlauf siegreichen Bourgeoisie erhob sich überall schon e drohende Gestalt des Proletariats, das den Sieg in Wirklichkeit erkämpft atte, und trieb die Bourgeoisie in die Arme der eben besiegten Gegner — der onarchischen, bureaukratischen, halbfeudalen und militärischen Reaktion, der die evolution 1849 erlag. In Ungarn, wo dies nicht der Fall war, marschirten e Russen ein und warfen die Revolution nieder. Damit nicht zufrieden, kam r russische Zar nach Warschau und saß dort zu Gericht als Schiedsrichter von uropa. Er ernannte den Glücksburger Christian, seine fügsame Kreatur, zum hronfolger Dänemarks. Er demüthigte Preußen, wie es noch nie gedemüthigt orden, indem er ihm selbst die schwächsten Gelüste auf Ausbeutung deutscher inheitsbestrebungen verbot und es zwang, den Bundestag wiederherzustellen und h Oesterreich zu unterwerfen. Das ganze Resultat der Revolution, auf den sten Blick, schien also zu sein, daß in Oesterreich und Preußen nach konstitutioeller Form, aber im alten Geist, regiert wurde, und daß der russische Zar uropa mehr beherrschte als je zuvor.

In Wirklichkeit aber hatte die Revolution das Bürgerthum auch der zerückelten Länder, und namentlich Deutschlands, mächtig aus dem alten ererbten chlendrian aufgerüttelt. Es hatte einen, wenn auch bescheidenen, Antheil an r politischen Macht bekommen; und jeder politische Erfolg der Bourgeoisie wird isgebeutet in einem industriellen Aufschwung. Das „tolle Jahr“, das man ücklich hinter sich hatte, bewies dem Bürgerthum handgreiflich, daß es mit der ten Lethargie und Schlafmützigkeit jetzt ein für alle Mal ein Ende nehmen üsse. In Folge des kalifornischen und australischen Goldregens und anderer nstände trat eine Ausdehnung der Weltmarktsverbindungen und ein Aufschwung r Geschäfte ein wie noch nie vorher; es galt, hier anzufassen und sich seinen

Antheil zu sichern. Die Anfänge großer Industrien, die seit 1830 und namentli
seit 1840 am Rhein, in Sachsen, in Schlesien, in Berlin und in einzelne
Städten des Südens entstanden, wurden jetzt rasch fortgebildet und erweiter
die Hausindustrie der Landbezirke dehnte sich mehr und mehr aus, der Eise
bahnbau wurde beschleunigt, und die bei alledem enorm steigende Auswanderun
schuf eine deutsche transatlantische Dampfschiffahrt, die keiner Subvention bedurft
Mehr als je vorher setzten sich deutsche Kaufleute in allen überseeischen Handels
plätzen fest, vermittelten einen immer größeren Theil des Welthandels und finge
allmälig an, den Absatz nicht nur englischer, sondern auch deutscher Industri
produkte zu vermitteln.

Dieser sich mächtig hebenden Industrie und dem sich an sie knüpfende
Handel aber mußte die deutsche Kleinstaaterei mit ihren vielfachen verschiedene
Handels- und Gewerbegesetzgebungen bald eine unerträgliche Fessel werden. Al
paar Meilen weit ein anderes Wechselrecht, andere Bedingungen bei Ausübun
eines Gewerbes, überall, aber überall andere Chikanen, bureaukratische und fis
kalische Fußangeln, ja oft noch Zunftschranken, gegen die nicht einmal eine Kon
zession half! Und dazu die vielen verschiedenen Heimathgesetzgebungen un
Aufenthaltsbeschränkungen, die es den Kapitalisten unmöglich machten, disponibl
Arbeitskräfte in genügender Zahl auf die Punkte zu werfen, wo Erz, Kohl
Wasserkraft und andere Naturbegünstigung die Anlage von industriellen Unte
nehmungen gebot! Die Fähigkeit, die massenhafte Arbeitskraft des Vaterland
ungehindert auszubeuten, war die erste Bedingung der industriellen Entwicklung
überall aber, wo der patriotische Fabrikant Arbeiter von allen Enden zusammen
zog, stemmte sich Polizei und Armenverwaltung gegen die Niederlassung der Zu
zügler. Ein deutsches Reichsbürgerrecht und volle Freizügigkeit für alle Reichs
bürger, eine einheitliche Handels- und Gewerbegesetzgebung, das waren nicht meh
patriotische Phantasien überspannter Studenten, das waren jetzt nothwendig
Lebensbedingungen der Industrie.

Dazu in jedem Staat und Stätchen anderes Geld, anderes Maß un
Gewicht, oft genug zweierlei und dreierlei im selben Staat. Und von allen diese
zahllosen Gattungen von Münze, Maß oder Gewicht wurde keine einzige auf de
Weltmarkt anerkannt. Was Wunder also, daß Kaufleute und Fabrikanten, di
auf dem Weltmarkt verkehrten oder mit importirten Artikeln zu konkurriren hatte
zu all den vielen Münzen, Maßen und Gewichten auch noch ausländische an
wenden mußten, daß baumwollene Garne nach englischen Pfunden gehaspelt
seidene Zeuge nach Meterlänge angefertigt, Rechnungen fürs Ausland in Pfun
Sterling, Dollars, Francs ausgestellt wurden? Und wie sollten große Kredit
institute zu Stande kommen auf diesen beschränkten Währungsgebieten, mit Bank
noten in Gulden hier, in preußischen Thalern dort, daneben Thaler Gold, Thale
„neue Zweidrittel", Mark Banko, Mark Courant, Zwanzig Guldenfuß, Vierund
zwanzig Guldenfuß, bei endlosen Kursberechnungen und Kursschwankungen?

Und wenn es gelang, dies alles schließlich zu überwinden, wie viel Kraf
war bei allen diesen Reibungen draufgegangen, wie viel Geld und Zeit wa
verloren! Und man fing endlich auch in Deutschland an zu merken, daß heut
zutage Zeit Geld ist.

Auf dem Weltmarkt hatte sich die junge deutsche Industrie zu bewähren
nur durch die Ausfuhr konnte sie groß werden. Dazu gehörte, daß sie in de
Fremde den Schutz des Völkerrechts genoß. Der englische, französische, ameri
kanische Kaufmann konnte im Ausland sich immer noch etwas mehr erlauben al
zu Hause. Seine Gesandtschaft trat für ihn ein, und im Nothfall auch ein paa

Kriegsschiffe. Aber der Deutsche! In der Levante konnte wenigstens der Oesterreicher sich einigermaßen auf seine Gesandtschaft verlassen, sonst half sie ihm auch nicht viel. Wo aber ein preußischer Kaufmann in der Fremde sich bei seinem Gesandten über widerfahrene Unbill beklagte, da hieß es fast immer: „Das geschieht Euch ganz recht, was habt Ihr hier zu suchen, warum bleibt Ihr nicht hübsch zu Hause?“ Der Kleinstaatler vollends war überall erst recht rechtlos. Wohin man kam, standen die deutschen Kaufleute unter fremdem, französischem, englischem, amerikanischem Schutz oder hatten sich in der neuen Heimath schleunigst naturalisiren lassen.[1] Und selbst wenn ihre Gesandten sich hätten für sie verwenden wollen, was hätte es genützt? Die deutschen Gesandten selbst wurden über See behandelt wie die Schuhputzer.

Man sieht hieraus, wie das Verlangen nach einem einheitlichen „Vaterland“ einen sehr materiellen Hintergrund besaß. Es war nicht mehr der nebelhafte Drang wartburgsfestlicher Burschenschafter, „wo Muth und Kraft in deutschen Seelen flammten“, und wo es nach einer französischen Melodie „den Jüngling fortriß mit Sturmeswehn, fürs Vaterland in Kampf und Tod zu gehn“, um die romantische Kaiserherrlichkeit des Mittelalters wieder herzustellen, und wo der sturmeswehende Jüngling auf seine alten Tage ein ganz gemeiner pietistischer und absolutistischer Fürstenknecht wurde. Es war auch nicht mehr der der Erde schon bedeutend näher gekommene Einheitsruf der Advokaten und sonstigen bürgerlichen Ideologen des Hambacher Festes, die die Freiheit und Einheit um ihrer selbst willen zu lieben glaubten und gar nicht merkten, daß die Verschweizerung Deutschlands zu einer Kantönlirepublik, auf die das Ideal der am wenigsten unklaren unter ihnen hinauslief, ebenso unmöglich war, wie das hohenstaufische Kaiserthum jener Studenten. Nein, es war das aus der unmittelbaren Geschäftsnoth hervorbrechende Begehren des praktischen Kaufmanns und Industriellen nach Wegfegung all des historisch überkommenen kleinstaatlichen Plunders, der der freien Entfaltung von Handel und Gewerbe im Wege stand, nach Beseitigung all der überflüssigen Reibung, die der deutsche Geschäftsmann erst zu Hause überwinden mußte, wenn er den Weltmarkt betreten wollte, und deren alle seine Konkurrenten überhoben waren. Die deutsche Einheit war eine wirthschaftliche Nothwendigkeit geworden. Und die Leute, die sie jetzt forderten, wußten was sie wollten. Sie waren im Handel und zum Handel auferzogen, verstanden zu handeln und ließen mit sich handeln. Sie wußten, daß man recht hoch fordern, aber auch liberal ablassen muß. Sie sangen von des Deutschen Vaterland, darin auch Steierland, Tyrol und das Oesterreich, an Ehren und an Siegen reich, und: „Von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt, Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt“ — aber sie waren bereit, auf dieses immer größer sein müssende Vaterland einen recht beträchtlichen Rabatt für baare Zahlung — fünfundzwanzig bis dreißig Prozent zu bewilligen. Ihr Einheitsplan war gemacht und sofort praktikabel.

Die deutsche Einheit war aber keine blos deutsche Frage. Seit dem dreißigjährigen Kriege war keine einzige gemeindeutsche Angelegenheit mehr entschieden worden ohne die sehr fühlbare Einmischung des Auslandes. Friedrich II. hatte 1740 Schlesien erobert mit Hilfe der Franzosen. Frankreich und Rußland hatten 1803 die Reorganisation des heiligen römischen Reichs durch den Reichs-

[1] An dieser Stelle steht am Rand mit Bleistift vermerkt: „Weerth“. Wahrscheinlich sollte Engels hier einige ihm von Georg Weerth, der Handlungsreisender war, mitgetheilte drastische Thatsachen vorführen. D. H.

deputationshauptschluß buchstäblich diktirt.[1] Dann hatte Napoleon Deutschlan nach seiner Konvenienz eingerichtet. [Hier nachträglich hinzugesetzt: „Deutschlan Polen!"] Und endlich, auf dem Wiener Kongreß, war es aufs Neue, haup sächlich durch Rußland und in zweiter Linie durch England und Frankreich, sechsunddreißig Staaten mit über zweihundert besonderen großen und klein Landfetzen zersplittert worden, und die deutschen Dynasten, ganz wie 1802 b 1803 auf dem Regensburger Reichstag, hatten dabei redlich mitgeholfen und d Zersplitterung noch ärger gemacht. Zudem waren einzelne Stücke von Deutsc land fremden Fürsten überliefert. So war Deutschland nicht nur machtlos u hilflos, in innerem Hader sich aufreibend, politisch, militärisch und selbst industri zur Nichtigkeit verdammt. Sondern, was noch weit schlimmer, Frankreich u Rußland hatten durch wiederholten Brauch ein Recht erworben auf die Zersplitt rung Deutschlands, ganz wie Frankreich und Oesterreich ein Recht sich anmaßte darüber zu wachen, daß Italien zerstückelt blieb. Es war dies angebliche Rech das der Zar Nikolaus 1850 geltend gemacht hatte, indem er, jede eigenmächti Verfassungsänderung sich gröblichst verbittend, die Wiederherstellung des Bunde tags, dieses Ausdrucks der Ohnmacht Deutschlands, erzwang.

Die Einheit Deutschlands mußte also erkämpft werden nicht nur gegen d Fürsten und sonstigen inneren Feinde, sondern auch gegen das Ausland. Od aber — mit Hilfe des Auslandes. Und wie stand es damals im Ausland?

In Frankreich hatte Louis Bonaparte den Kampf zwischen Bourgeoisie un Arbeiterklasse benutzt, um sich mit Hilfe der Bauern in die Präsidentschaft, un mit Hilfe der Armee auf den Kaiserthron zu schwingen. Aber ein neue von der Armee gemachter Kaiser Napoleon innerhalb der Grenzen des Fran reich von 1815 — das war ein todtgeborenes Unding. Das wiedergeboren Napoleonische Kaiserreich, das hieß die Ausdehnung Frankreichs bis an den Rhein die Verwirklichung des erblichen Traums des französischen Chauvinismus. Zunäch aber war der Rhein für Louis Bonaparte nicht zu haben; jeder Versuch in diese Richtung hätte eine europäische Koalition gegen Frankreich zur Folge gehab Dagegen bot sich eine Gelegenheit, die Machtstellung Frankreichs zu heben un der Armee neue Lorbeeren zuzuwenden durch einen, im Einklang mit fast gan Europa geführten Krieg gegen Rußland, das die revolutionäre Periode West europas benutzt hatte, um in aller Stille die Donaufürstenthümer zu besetzen un einen neuen türkischen Eroberungskrieg vorzubereiten. England verband sich mi Frankreich, Oesterreich war beiden günstig, nur das heroische Preußen küßte di die russische Ruthe, die es gestern noch gezüchtigt, und blieb in russenfreundliche Neutralität. Aber weder England, noch Frankreich wollten eine ernstliche Besiegun des Gegners, und so endete der Krieg in einer sehr gelinden Demüthigung Ruß lands und in einer russisch-französischen Allianz gegen Oesterreich.[3]

[1] Hier stehen am Rande ein Kreuz und die Worte: „Westf. und tesch. Friede." Im westfälischen Frieden, 1648, hatte bekanntlich, dank der niedrigen Habgier und Eifersüchtele der deutschen Dynastien, Frankreich bei der Regelung innerer deutscher Angelegenheiten das maßgebende Wort gesprochen. Im Teschener Frieden (1779) wiederum hatte Friedrich II von Preußen, um Oesterreich zu schwächen, Rußland Gelegenheit gegeben, in innere An gelegenheiten Deutschlands entscheidend dreinzureden und fortan als Mitbürge der Herrschafts verhältnisse in Deutschland aufzutreten. D. H.

[2] Hier deutet ein Kreuz und ein, diesen vom folgenden Absatz trennender Strich an daß noch ein Satz eingeschoben werden sollte. D. H.

[3] Der Krimkrieg war eine einzige kolossale Komödie der Irrungen, wo man sich be jedem neuen Auftritt fragt: Wer soll hier geprellt werden? Aber die Komödie kostete un

Der Krimkrieg machte Frankreich zur leitenden Macht Europas und den
benteurer Louis Napoleon zum größten Mann des Tages, was freilich nicht
iel sagen will. Aber der Krimkrieg hatte Frankreich keinen Gebietszuwachs
ebracht, und trug daher in seinem Schooß einen neuen Krieg, worin Louis
lapoleon seinen wahren Beruf erfüllen sollte als „Mehrer des Reichs". Dieser
eue Krieg war schon während des ersten eingefädelt worden, indem Sardinien
rlaubt wurde, sich der westmächtlichen Allianz anzuschließen als Satellit des
iiserlichen Frankreich und speziell als sein Vorposten gegen — Oesterreich; er
urde weiter vorbereitet beim Friedensschluß durch das Einverständniß Louis
lapoleons mit Rußland, dem nichts genehmer war, als eine Züchtigung Oesterreichs.

Louis Napoleon war jetzt der Abgott der europäischen Bourgeoisie. Nicht
ur wegen seiner „Gesellschaftsrettung" vom 2. Dezember 1851, wo er zwar die
olitische Herrschaft der Bourgeoisie vernichtet, aber nur um ihre soziale Herrschaft
ı retten. Nicht nur weil er gezeigt, wie das allgemeine Stimmrecht unter
ünstigen Umständen in ein Werkzeug zur Unterdrückung der Massen verwandelbar
i; nicht nur weil unter seiner Herrschaft Industrie und Handel, und namentlich
spekulation und Börsenschwindel einen nie gekannten Aufschwung genommen.
sondern vor allem, weil die Bourgeoisie in ihm den ersten „großen Staats-
ann" erkannte, der Fleisch von ihrem Fleisch, Bein von ihrem Bein war. Er
ar Emporkömmling, wie jeder echte Bourgeois auch. „In allen Wassern
ewaschen", karbonaristischer Verschwörer in Italien, Artillerieoffizier in der
chweiz, verschuldeter vornehmer Lumpazivagabundus und Spezialkonstabler in
ngland, aber stets und überall Prätendent, hatte er sich durch eine abenteuer-
che Vergangenheit und durch moralische Bloßstellung in allen Ländern zum
aiser der Franzosen und Leiter der Geschicke Europas vorbereitet, wie der
lusterbourgeois, der Amerikaner, durch eine Reihe ehrlicher und betrügerischer

---

zählte Schätze und reichlich eine Million Menschenleben. Kaum war der Kampf im Gange,
marschirte Oesterreich in die Donaufürstenthümer; die Russen zogen sich vor ihnen zurück.
adurch war, solange Oesterreich neutral blieb, ein Krieg an der russischen Landgrenze gegen
Türkei unmöglich gemacht. Aber Oesterreich war für einen Krieg an dieser Grenze als
liirter zu haben, vorausgesetzt, daß der Krieg ernsthaft geführt wurde, um die Wieder-
rstellung Polens und die dauernde Zurückschiebung der russischen Westgrenze. Dann hätte
ch Preußen mitgemußt, durch das Rußland jetzt noch alle seine Zufuhren bezog; Rußland
ire zu Lande wie zu Wasser blokirt gewesen und mußte rasch erliegen. Aber das war
cht die Absicht der Alliirten. Sie waren im Gegentheil froh, jetzt aller Gefahr eines ernst-
ften Krieges enthoben zu sein. Palmerston schlug vor, den Kriegsschauplatz nach der Krim
verlegen — was Rußland wünschte — und Louis Napoleon ging nur zu gern darauf
ı. Der Krieg konnte hier nur noch ein Scheinkrieg bleiben, und so waren alle Haupt-
heiligten zufriedengestellt. Aber der Kaiser Nikolaus setzte sich in den Kopf, hier einen
ıstlichen Krieg zu führen und vergaß dabei, daß, was für einen Scheinkrieg sein günstigstes,
einen ernstlichen Krieg sein ungünstigstes Terrain war. Die Stärke Rußlands in der
rtheidigung — die ungeheure Ausdehnung seines dünnbevölkerten, unwegsamen und an
lfsquellen armen Gebiets — kehrt sich bei jedem russischen Angriffskrieg gegen Rußland
bst, und nirgends mehr als in der Richtung der Krim. Die südrussischen Steppen, die
s Grab des Angreifers hätten werden müssen, wurden das Grab der russischen Armeen,
Nikolaus mit brutal-dummer Rücksichtslosigkeit eine nach der anderen — zuletzt mitten
Winter — nach Sebastopol trieb. Und als die letzte, eiligst zusammengeraffte, kaum
thdürftig ausgerüstete, elend verpflegte Heersäule an zwei Drittel ihres Bestandes auf dem
arsch verloren hatte (ganze Bataillone kamen im Schneesturm um) und der Rest nicht im
ande war, die Feinde vom russischen Boden zu vertreiben, da brach der aufgeblasene Hohl-
of Nikolaus jämmerlich zusammen und vergiftete sich. Von da an wurde der Krieg wieder
heinkrieg und führte bald zum Friedensschluß.

Bankerotte sich vorbereitet zum Millionär. Als Kaiser machte er nicht nur di Politik dem kapitalistischen Erwerb und dem Börsenschwindel dienstbar, sonder betrieb auch die Politik selbst ganz nach den Grundsätzen der Fondsbörse, un spekulirte auf das „Nationalitätsprinzip". Die Zersplitterung Deutschlands un Italiens war der bisherigen französischen Politik ein unveräußerliches Grundrech Frankreichs gewesen; Louis Napoleon schickte sich sofort an, dies Grundrecht stück weise zu verschachern gegen sogenannte Kompensationen. Er war bereit, Italie und Deutschland zur Beseitigung der Zersplitterung behilflich zu sein, voraus gesetzt, daß Deutschland und Italien jeden Schritt zur nationalen Einigung hi ihm bezahlten mit der Abtretung von Gebiet. Damit wurde nicht nur der fran zösische Chauvinismus befriedigt und das Kaiserreich allmälig auf die Grenze von 1801 gebracht, sondern Frankreich auch wieder als die spezifisch aufgeklärt und völkerbefreiende Macht, und Louis Napoleon als der Beschützer der unter drückten Nationalitäten hingestellt. Und die ganze aufgeklärte und nationalitäts begeisterte — weil bei der Hinwegräumung aller Geschäftshindernisse vom Welt markt lebhaft interessirte — Bourgeoisie jubelte dieser weltbefreienden Aufklärun einstimmig zu.

Der Anfang wurde in Italien gemacht.[1] Hier herrschte seit 1849 Oester reich unbeschränkt, und Oesterreich war damals der allgemeine Sündenbo Europas. Die Magerkeit der Resultate des Krimkriegs wurden nicht der Unent schlossenheit der Westmächte zugeschoben, die nur einen Scheinkrieg gewollt, sonder der unentschiedenen Haltung Oesterreichs, an der Niemand mehr schuld gewesen als die Westmächte selbst. Rußland aber war durch den Vormarsch der Oester reicher an den Pruth — den Dank für die russische Hilfe in Ungarn 1849 — so verletz (obwohl gerade dieser Vormarsch Rußland gerettet), daß es jeden Angriff au Oesterreich mit Freuden sah. Preußen zählte nicht mehr und wurde schon au dem Pariser Friedenskongreß en canaille behandelt. Und so wurde der Krie zur Befreiung Italiens „bis zur Adria" mit Rußlands Mitwirkung eingefädelt im Frühjahr 1859 unternommen, und im Sommer schon am Mincio beendigt Oesterreich war nicht aus Italien hinausgeworfen, Italien war nicht „frei bis zur Adria" und nicht geeinigt, Sardinien hatte Zuwachs erhalten, aber Frank reich hatte Savoyen und Nizza erworben und damit, gegen Italien, die Grenze von 1801.

Aber damit waren die Italiener nicht zufrieden. In Italien herrschte damals noch die eigentliche Manufaktur vor, die große Industrie war noch in den Windeln. Die Arbeiterklasse war noch bei Weitem nicht durchgängig expropriirt und proletarisirt; in den Städten besaß sie noch ihre eigenen Produktionsmittel, auf dem Lande war die industrielle Arbeit Nebenerwerb kleiner grundbesitzender oder pachtender Bauern. Daher war die Energie der Bourgeoisie noch nicht gebrochen durch den Gegensatz gegen ein modernes klassenbewußtes Proletariat. Und da in Italien die Zersplitterung nur durch die österreichische Fremdherrschaft bestand, unter deren Schutz die Fürsten die Mißregierung bis aufs Aeußerste getrieben, so stand auch der großgrundbesitzende Adel und die städtische Volks- masse auf Seite der Bourgeoisie als der Vorkämpferin der nationalen Unabhängig- keit. Die Fremdherrschaft aber war 1859, außer in Venetien, abgeschüttelt, ihre fernere Einmischung in Italien durch Frankreich und Rußland unmöglich gemacht,

---

[1] Hier steht am Rande mit Notenzeichen: „Orsini." Das Attentat Orsinis (14. Januar 1858) hatte Napoleon III. sehr wirksam daran erinnert, daß er, um sich am Ruder und Leben zu erhalten, etwas für Italien thun müsse. D. H.

Niemand fürchtete sie mehr. Und Italien besaß in Garibaldi einen Helden von antikem Charakter, der Wunder thun konnte und Wunder that. Mit tausend Freischärlern warf er das ganze Königreich Neapel über den Haufen, einigte Italien thatsächlich, zerriß das künstliche Gewebe bonapartischer Politik. Italien war frei und der Sache nach geeint — aber nicht durch Louis Napoleons Ränke, sondern durch die Revolution.

Seit dem italienischen Kriege war die auswärtige Politik des zweiten französischen Kaiserreichs Niemanden ein Geheimniß mehr. Die Besieger des großen Napoleon sollten gezüchtigt werden — aber l'un après l'autre, einer nach dem anderen. Rußland und Oesterreich hatten ihr Theil erhalten, der nächste in der Reihe war Preußen. Und Preußen war verachteter als je; seine Politik während des italienischen Krieges war feig und jämmerlich gewesen, ganz wie zur Zeit des Baseler Friedens 1795. Mit der „Politik der freien Hand" war es dahin gekommen, daß es ganz vereinsamt in Europa stand, daß alle seine großen und kleinen Nachbarn sich auf das Schauspiel freuten, wie Preußen in die Pfanne gehauen werde, daß seine Hand frei war nur noch für dies Eine: das linke Rheinufer an Frankreich abzutreten.

In der That war in den ersten Jahren nach 1859 überall und nirgends mehr als am Rhein selbst die Ueberzeugung verbreitet, daß das linke Rheinufer unrettbar Frankreich verfallen sei. Man wünschte es nicht gerade, aber man sah es kommen wie ein unabwendbares Verhängniß, und — geben wir der Wahrheit die Ehre — man fürchtete es auch nicht eben sehr. Bei den Bauern und Kleinbürgern wurden die alten Erinnerungen an die Franzosenzeit, die wirklich die Freiheit gebracht hatte, wieder wach; von der Bourgeoisie war die Finanzaristokratie, besonders in Köln, schon tief in die Mogeleien des Pariser Crédit Mobilier und anderer bonapartistischen Schwindelkompagnien verwickelt und schrie laut nach der Annexion.[1]

Aber der Verlust des linken Rheinufers, das war die Schwächung nicht nur Preußens, sondern auch Deutschlands. Und Deutschland war gespaltener als je. Oesterreich und Preußen einander entfremdeter als je durch Preußens Neutralität im italienischen Krieg, das kleine Fürstengezücht halb ängstlich, halb lüstern nach Louis Napoleon schielend als dem Protektor eines erneuerten Rheinbundes — das war die Lage des offiziellen Deutschlands. Und das in einem Moment, wo nur die vereinigten Kräfte der ganzen Nation im Stande waren, die Gefahr der Zerstückelung abzuwenden.

Wie aber die Kräfte der ganzen Nation einigen? Drei Wege lagen offen, nachdem die fast ausnahmslos nebelhaften Versuche von 1848 gescheitert waren, aber auch eben dadurch manchen Nebel zerstreut hatten.

Der erste Weg war der der wirklichen Einigung durch Beseitigung aller Einzelstaaten, also der offen revolutionäre Weg. Dieser Weg hatte soeben in Italien zum Ziel geführt; die savoyische Dynastie hatte sich der Revolution angeschlossen und dadurch die Krone Italiens eingeheimst. Solch kühner That aber waren unsere deutschen Savoyer, die Hohenzollern, und selbst ihre verwegensten Cavours à la Bismarck absolut unfähig. Das Volk hätte alles selbst thun müssen — und in einem Krieg um das linke Rheinufer wäre es wohl im Stande gewesen, das Nöthige zu thun. Der unvermeidliche Rückzug der Preußen über

---

[1] Daß dies damals die allgemeine Stimmung am Rhein, davon haben Marx und) uns an Ort und Stelle oft genug überzeugt. Linksrheinische Industrielle frugen mich A., wie sich ihre Industrie unter dem französischen Zolltarif befinden werde.

den Rhein, stehender Krieg an den Rheinfestungen, der dann unzweifelhafte Verrath der süddeutschen Fürsten konnte hinreichen, eine nationale Bewegung zu entfachen, vor der die ganze Dynastenwirthschaft zerstob. Und dann war Louis Napoleon der erste, der den Degen einsteckte. Das zweite Kaiserreich konnte als Gegner nur reaktionäre Staaten gebrauchen, denen gegenüber es als Fortführer der französischen Revolution, als Völkerbefreier erschien. Gegen ein selbst in Revolution begriffenes Volk war es ohnmächtig; ja die siegreiche deutsche Revolution konnte den Anstoß geben zum Sturze des ganzen französischen Kaiserthums. Das war der günstigste Fall; im ungünstigsten, wenn die Dynasten der Bewegung Herr wurden, verlor man zeitweilig das linke Rheinufer an Frankreich, legte den aktiven oder passiven Verrath der Dynasten vor aller Welt blos, und schuf eine Zwangslage, worin Deutschland kein anderer Ausweg blieb, als die Revolution, die Verjagung sämmtlicher Fürsten, die Herstellung der deutschen einheitlichen Republik.

Wie die Dinge lagen, konnte dieser Weg zur Einigung Deutschlands nur betreten werden, wenn Louis Napoleon den Krieg um die Rheingrenze anfing. Dieser Krieg unterblieb jedoch — aus bald zu erwähnenden Gründen. Damit aber hörte auch die Frage der nationalen Einigung auf, eine unaufschiebbare Lebensfrage zu sein, die gelöst werden mußte von heute auf morgen, bei Strafe des Untergangs. Die Nation konnte einstweilen warten.

Der zweite Weg war die Einigung unter der Vorherrschaft Oesterreichs. Oesterreich hatte 1815 die ihm durch die napoleonischen Kriege aufgedrängte Lage eines kompakten, abgerundeten Staatsgebiets völlig beibehalten. Seine vormaligen abgetrennten Besitzungen in Süddeutschland beanspruchte es nicht wieder; es begnügte sich mit der Anfügung alter und neuer Landstriche, die sich geographisch und strategisch an den noch übrigen Kern der Monarchie anpassen ließen. Die durch die Schutzzölle Josephs II. eingeleitete, durch die italienische Polizeiwirthschaft Franz I. verschärfte, durch die Auflösung des Deutschen Reichs und den Rheinbund auf die Spitze getriebene Scheidung Deutsch-Oesterreichs vom übrigen Deutschland blieb auch noch 1815 faktisch in Kraft. Metternich umgab seinen Staat nach der deutschen Seite hin mit einer förmlichen chinesischen Mauer. Die Zölle hielten die stofflichen, die Zensur die geistigen Produkte Deutschlands draußen, die namenlosesten Paßchikanen beschränkten den persönlichen Verkehr auf das nothwendigste Minimum. Im Innern sicherte eine selbst in Deutschland einzig dastehende absolutistische Willkür vor jeder, auch der leisesten, politischen Regung. So hatte Oesterreich der ganzen bürgerlich-liberalen Bewegung Deutschlands absolut fern gestanden. Mit 1848 fiel wenigstens die geistige Scheidewand großentheils hinweg; aber die Ereignisse jenes Jahres und ihre Folgen waren wenig geeignet, Oesterreich dem übrigen Deutschland näher zu bringen; im Gegentheil, Oesterreich pochte mehr und mehr auf seine unabhängige Großmachtsstellung. Und so kam es, daß, obwohl die österreichischen Soldaten der Bundesfestungen beliebt und die preußischen verhaßt und verspottet waren, und obwohl Oesterreich im ganzen vorwiegend katholischen Süden und Westen noch immer populär und angesehen war, dennoch Niemand ernstlich an eine Einigung Deutschlands unter österreichischer Vorherrschaft dachte, außer etwa ein paar deutsche kleine und Mittelstaatsfürsten.

Es konnte auch gar nicht anders sein. Oesterreich hatte es selbst nicht anders gewollt, trotzdem es in der Stille romantische Kaiserträume großzog. Die österreichische Zollgrenze war mit der Zeit die einzige noch übrige Scheidewand innerhalb Deutschlands geblieben, und wurde um so schärfer empfunden. Die

nabhängige Großmachtspolitik hatte keinen Sinn, wenn sie nicht die Preisgebung eutscher zu Gunsten spezifisch österreichischer, also italienischer, ungarischer 2c. nteressen bedeutete. Wie vor, so nach der Revolution, blieb Oesterreich der aktionärste, der modernen Strömung am widerwilligsten folgende Staat Deutschands, und dazu — die einzige noch übrige, spezifisch katholische Großmacht. Je ehr die nachmärzliche Regierung die alte Pfaffen- und Jesuitenwirthschaft wiederrzustellen strebte, desto unmöglicher wurde ihr die Hegemonie über ein zu zwei ritteln protestantisches Land. Und endlich war eine Einigung Deutschlands nter Oesterreich nur möglich durch Sprengung Preußens. So wenig aber diese n sich ein Unglück für Deutschland bedeutet, so wäre doch die Sprengung Preußens urch Oesterreich ebenso unheilvoll gewesen, wie die Sprengung Oesterreichs durch reußen sein würde vor dem bevorstehenden Sieg der Revolution in Rußland nach welchem sie überflüssig wird, weil das dann überflüssig gemachte Oesterreich on selbst zerfallen muß).

Kurz, die deutsche Einheit unter Oesterreichs Fittigen war ein romantischer raum und erwies sich als solcher, als die deutschen Klein- und Mittelfürsten 863 in Frankfurt zusammentraten, um Franz Joseph von Oesterreich zum deutschen aiser auszurufen. Der König von Preußen blieb einfach weg und die Kaisermödie fiel elend ins Wasser.

Blieb der dritte Weg: die Einigung unter preußischer Spitze. Und dieser, eil wirklich eingeschlagen, führt uns aus dem Gebiet der Spekulation wieder rab auf den solideren, wenn auch ziemlich unfläthigen Boden der praktischen, r „Realpolitik". (Fortsetzung folgt.)

Die Arbeitsbörsen.

Von Louis Héritier.

(Schluß.)

Die Studien über die Frage der Arbeitsbörse wurden — und zwar unter m kräftigen Drucke der Arbeiterorganisationen — von dem Pariser Gemeindeth aufgenommen und fortgesetzt. Am 5. November 1886 erstattete Mesureur nen Bericht, der sich für die Errichtung einer Arbeitsbörse aussprach und der ese Forderung im Wesentlichen wie folgt begründete:

„Dadurch, daß Sie am Grundsatze des freien Arbeitsvertrags festhalten, ht Ihnen das Recht, wenn nicht die Pflicht zu, den Arbeitern die Mittel zu fern, daß sie mit gleichen und gesetzlichen Waffen mit dem Kapital kämpfen nnen. Ohne die Arbeitsbörse wird die Existenz der Gewerkschaften immer eine sichere bleiben, denn die Lasten, welche sie ihren Mitgliedern auferlegen müssen, lten ihnen die Mehrzahl der Arbeiter fern.

„Es ist folglich wichtig für die Gewerkschaften, daß sie über Räumlichkeiten rfügen, die Jeder aufsuchen kann, ohne daß er einen Aufwand von Zeit und eld befürchten muß, der seine Kräfte übersteigt. Die freie und ständige Vergung über Versammlungssäle wird es den Arbeitern ermöglichen, mit mehr eife und Gründlichkeit die mannigfachen Fragen zu erörtern, welche in Zusammenng mit ihrem Erwerbe stehen und ihren Verdienst beeinflussen. Zu ihrer Aufärung und Leitung stehen ihnen alle Auskunftsmittel, die vielseitigsten Korresponnzen zu Gebote, die Ergebnisse der Statistik, eine Handels- und Gewerbebibliothek, 1 Ueberblick über die Marktverhältnisse jeder Industrie nicht blos in Frankreich, ndern in der ganzen Welt."

Die hier entwickelte Bedeutung ausgedehnter, den Arbeitern unentgeltlich zu absolut freier Verfügung stehender Versammlungsräume, die Wichtigkeit einer Bibliothek für nationalökonomische und fachtechnische Werke, war allmälig klar in den Arbeiterkreisen erkannt worden. Darauf bezügliche Erwägungen hatte keiner unter den Männern geäußert, die zuerst für die Errichtung von Arbeitsbörsen eingetreten waren.

Eine Art Agitationsinstinkt, Organisationsinstinkt, ja man möchte fast behaupten, proletarischer Klasseninstinkt offenbarte sich darin.

Mesureurs Bericht wurde vom Gemeinderath einstimmig angenommen; der für Errichtung der Arbeitsbörse nöthige Kredit wurde gleichsam durch Akklamation bewilligt.

Die erste, in der Rue Jean-Jacques Rousseau gelegene Arbeitsbörse ward am 3. Februar 1887 eingeweiht.

Ihre Verwaltung lag ausschließlich in den Händen der Pariser Arbeiterschaft. Die Gewerkschaften ernannten aus ihrer Mitte einen „allgemeinen Verwaltungsrath“. Dieser erwählte seinerseits eine „Exekutivkommission“, welche die Ausführung aller Beschlüsse zu überwachen hatte. Ihre Aufgabe war es auch, das Budget der Arbeitsbörse vorberathend festzustellen, das dann dem allgemeinen Verwaltungsrath und schließlich dem Gemeinderath unterbreitet werden mußte. Sie war ferner verantwortlich für die Instandhaltung der verschiedenen Räumlichkeiten und hatte jeden Monat eine Arbeitsstatistik zu veröffentlichen, die auf den Angaben der Gewerkschaften beruhte, welche um die Arbeitsbörse gruppirt waren. Der Exekutivkommission lag es außerdem ob, fünf Schriftführer zu wählen, welche den verschiedenen Ressorts: Schatzamt, Bibliothek 2c. vorzustehen hatten.

Die Arbeitsbörse verfügte über ein Publikationsmittel: „Le Bulletin de la Bourse du Travail“. Die Redaktion des Blattes lag in den Händen einer Kommission, welche aus der Mitte der Exekutivkommission gewählt wurde.

Die Kontrollkommission wurde natürlich ebenfalls durch Mitglieder des Ausschusses gebildet, der gleichsam in sich die Pariser Arbeitergewerkschaften verkörperte.

Dies in den wesentlichen Zügen die Organisation der Pariser Arbeitsbörse zur Zeit ihrer Gründung. Sie entwickelte sich sehr rasch weiter, gewann eine immer größere Ausdehnung und Bedeutung und wurde schließlich 1892 in den herrlichen, für sie eigens bestimmten Prachtbau am Place du Chateau d'Eau verlegt.

Die Summe, die der Pariser Gemeinderath der Arbeitsbörse zur Bestreitung ihrer Jahresausgaben gewährte, war von 20000 Francs auf 100000 Francs gestiegen.

Leider wurde die Entwicklung der Einrichtung in fühlbarer Weise durch die Arbeiter selbst gehemmt.

Die tiefen inneren Zwistigkeiten, welche in Paris zwischen den Anhängern verschiedener sozialistischer Richtungen bis vor Kurzem zu Tage traten, und die vor etlichen Jahren aufs Schärfste zum Austrag kamen, sind bekannt. Es standen sich gegenüber: die Arbeiterpartei, welche den Grundsätzen des wissenschaftlichen Sozialismus treu bleiben wollte; die possibilistische Arbeiterpartei, welche damals in Paris die stärkste sozialistische Fraktion war, aber bereits den Keim der Spaltung in Broussisten und Allemanisten in sich trug; dann die Blanquisten, die sich gleichfalls theilten, nämlich in die, welche Vaillant treu blieben, und jene, welche Granger folgten und mit dem Boulangismus sehr stark liebäugelten. Die Haltung der Letzteren war offenbar von der Hoffnung bestimmt, die Bresche auszunutzen,

velche der Boulangismus in die politischen Herrschaftsverhältnisse zu legen ver-
prach. Diese Bresche sollte nämlich den Blanquisten ermöglichen, ein Ziel zu
verwirklichen, das Blanqui und seine Anhänger durch ein halbes Jahrhundert
von Verschwörungen vergeblich zu erreichen versucht hatten. All die verschiedenen
Richtungen bildeten an der Arbeitsbörse ein sonderbares und feindseliges Durch-
inander. Sie alle wurden in gleicher Weise berufen, von der Arbeitsbörse Besitz
u ergreifen, denn eine jede von ihnen besaß Anhänger innerhalb der gewerk-
chaftlichen Organisationen. Es liegt auf der Hand, daß Zusammenstöße zwischen
hnen nicht ausblieben. Die Possibilisten, welche im allgemeinen Verwaltungs-
rath wie in der Exekutivkommission die Majorität besaßen, vertrieben ihre Gegner,
und dies oft ohne andere Formalitäten als Fußtritte und Faustkämpfe.

Die Arbeitsbörse wurde in der Folge hin und wieder der Schauplatz
vahrer Schlachten, zumal in der Zeit des Boulangismus, wo die politischen
Leidenschaften bis zur Siedehitze entflammt, bis zum Wahnwitz gesteigert wurden.
Dies auch innerhalb der sozialistischen Fraktionen, welche — man muß die That-
ache leider zugeben — entweder für den Boulangismus oder den Anti-
boulangismus Partei ergriffen hatten und einander wechselseitig mit den Kose-
namen beehrten: „Boulangers Soldknechte“ und „Constans' Soldknechte“.

Ein trauriges Schauspiel!

Die durch die Sachlage gezeitigten skandalösen, ja oft geradezu barbarischen
Szenen warfen ihre Wellen bis in die Mitte des Pariser Gemeinderaths. Die
mir vorliegenden stenographischen Berichte der Sitzungen, in welchen die Frage
der Arbeitsbörse zur Debatte standen, wimmeln von Alarmrufen, welche die
Gewaltthätigkeiten der Possibilisten erpreßten; sie zeigen den zähen Wider-
stand, den die possibilistischen Gemeinderäthe allen Reklamationen entgegen-
setzten, die Hartnäckigkeit, mit welcher sie ihre Parteigenossen gegen alles und alle
vertheidigten.

Indessen hieße es den Thatsachen ins Gesicht schlagen, wollte man
behaupten — wie dies zum Theil von Gegnern geschehen ist — die Arbeitsbörse
sei nichts als ein Tummelplatz politischer Leidenschaften gewesen, eine Bühne, auf
welcher die betrübende Zerrissenheit des Pariser Proletariats unter den abstoßendsten
Formen in Erscheinung trat.

Nach einem Bericht des Gemeinderaths Champoudry vermittelte die Arbeits-
börse schon in der ersten Zeit nach ihrer Gründung durchschnittlich im Monat
tausend Arbeitern Beschäftigung. Ihr Einfluß auf die Ausbreitung der sozia-
listischen Ideen, auf die Ausdehnung und Kräftigung einer klassenbewußten Arbeiter-
bewegung war nicht gering. Das begreift sich leicht genug. Die Arbeitsbörse zog eine
Menge von Leuten an, die sich einzig und allein um ihre Erwerbs- und Gewerbs-
interessen kümmerten, Leute, die schwerlich je einer sozialistischen Versammlung
beigewohnt hätten. Ihre wirthschaftlichen, ihre Berufsinteressen führten sie in
die Arbeitsbörse, und hier geriethen sie in stete, in enge Berührung mit den
sozialistischen Ideen, den sozialistischen Bestrebungen.

Die sozialistischen Elemente der Arbeiterklasse sind eben fast ausnahmslos
ganz besonders befähigt, einen ausschlaggebenden Einfluß auf ihre Kameraden zu
gewinnen, welche noch nicht zum Klassenbewußtsein erwacht, noch nicht von der
Nothwendigkeit einer völligen sozialen Umgestaltung überzeugt sind. Sie sind in
der Regel unterrichteter, belesener als ihre Brüder der Arbeit, denn ihre Ueber-
zeugung hat sie zum Studium getrieben. Oft können sie gewandt die Feder
führen, noch öfter sind sie gewandte Redner. Was ihnen fehlt und was ihnen
vor allem früher fehlte, das waren die Gelegenheiten, mit weiteren Kreisen noch

unaufgeklärter und gleichgiltiger Arbeiter in Berührung zu kommen, stete Fühlung mit ihnen zu gewinnen.

Die Arbeitsbörse verschaffte ihnen diese Gelegenheiten in ausgiebigster Weise. Deshalb kann man behaupten, daß die Pariser Arbeitsbörse nicht ohne günstigen Einfluß auf die Ausbreitung der sozialistischen Bewegung gewesen ist.

Das Gleiche gilt auch von den Arbeitsbörsen, die in anderen großen französischen Städten entweder von dem Gemeinderath oder von den Gewerkschaften gegründet worden sind.

Auch in Belgien sind Arbeitsbörsen entstanden. Die zu Lüttich verdankt bürgerlicher Philanthropie ihre Entstehung, sie wurde von der Gesellschaft der öffentlichen Wärmstuben (oeuvre des chauffoirs) gegründet. Trotzdem wird auch sie wenigstens zum Theil von Arbeitervertretern verwaltet.

Der Gemeinderath von Mailand errichtete ebenfalls eine große Arbeitsbörse. Wie Dupuy, so hat auch Crispi diese Arbeitsbörse geschlossen.

* * *

Aus den vorstehenden Ausführungen erhellt wohl klärlich, daß die Gründung von Arbeitsbörsen von großer Bedeutung, von umfassender Tragweite ist. Durch die Thatsachen gezwungen sieht man auf allen Seiten ein, daß die Arbeitsbörse eine für das neuzeitliche Wirthschaftsleben unentbehrliche Einrichtung ist.

Beantworten wir nun die Frage: Welches ist unter den gegebenen modernen Produktionsbedingungen die Aufgabe der Arbeitsbörse, und welches muß ihre Aufgabe sein? Professor Hector Denis in Brüssel, der gegenwärtig als sozialistischer Vertreter der Kammer angehört, definirt diese Aufgabe folgendermaßen:

„Die wesentliche Aufgabe der Arbeitsbörse besteht darin, als Zwischenglied zwischen dem Angebot von und der Nachfrage nach Arbeit zu dienen.

„Erstens dadurch, daß sie Angebot und Nachfrage an einer bestimmten Stelle in ständige Fühlung miteinander bringt, die Einstellung und jederzeitige Anwerbung von Arbeitern, Dienstboten und Angestellten beider Geschlechter erleichtert und zwar ohne jede Kosten und mit der höchstmöglichen Gewissenhaftigkeit und Schnelligkeit.

„Zweitens dadurch, daß sie für jedes Gewerbe und im Allgemeinen für die Gesammtheit der industriellen Bevölkerung einen genauen Auskunftsdienst über den Stand des Arbeitsmarkts im Inlande und soviel als möglich auch im Auslande organisirt, die Arbeiter über das Verhältniß zwischen Angebot und Nachfrage in den bedeutendsten Industriegewerben unterrichtet und ihnen insbesondere die Punkte anzeigt, wo Arbeitskräfte verlangt werden.

„Der von ihr organisirte Auskunftsdienst muß möglichst Aufschluß geben über die Höhe der Löhne, die Arbeitszeit und die sanitären und Sicherheitsbedingungen in Werkstätten und Fabriken; ferner über die Lebensverhältnisse, insbesondere die Preise der Wohnungen und Nahrungsmittel in der größtmöglichen Zahl von Industrieorten. Mit einem Wort, allmälig und in praktischer Weise soll die Arbeitsbörse eine vergleichende Statistik der Arbeit in all ihren Beziehungen geben.

„Sie soll für die unparteiischste und denkbar weiteste Veröffentlichung der Arbeitsstatistik sorgen. Dadurch wird sie auf das wirthschaftliche Verhalten der dabei interessirten Arbeiter, Unternehmer und der Gewerkschaften Einfluß üben. Sie wird der Arbeit die größtmögliche Beweglichkeit sichern, soweit diese Beweglichkeit von den vorhandenen Auskünften über den Markt abhängt. Sie wird dadurch und in den Grenzen des Möglichen die Zirkulation und Distribution der Arbeitskräfte in den verschiedenen Industrien so regelmäßig, so schnell vor sich

gehend, so allgemein, so wohlunterrichtet gestalten, als dies möglich ist. Sie wird soviel als möglich die Zahl der Arbeitslosen und die Dauer der Arbeitslosigkeit vermindern.

„Sie wird durch die natürlichen Folgen einer auf Kenntniß der einschlägigen Verhältnisse beruhenden und methodischen Vertheilung der Arbeiterbevölkerung das der Industrie günstigste Gleichgewicht zwischen Angebot von und Nachfrage nach Arbeit, die möglichst vortheilhaften und festen Lohnsätze sichern.

„Das höchste Ziel der Arbeitsbörse besteht darin, daß sie zur Lösung der sozialen Frage beiträgt, und zu diesem Zwecke

„Erstens die Gründung von Gewerkschaftsorganisationen aller Gewerbe anstrebt;

„Zweitens die Produktivkraft der Nation steigert ... und vermehrt. Und dies dadurch, daß sie, wie wir behaupteten, die Zahl der Arbeitslosen und die Dauer der Arbeitslosigkeit vermindert, indem sie die Arbeitskräfte in das richtige Verhältniß zu dem industriellen Milieu setzt; daß sie eine größere Harmonie zwischen den verschiedenen Faktoren der Produktion herstellt, und endlich dadurch, daß sie mehr und mehr und auf einem immer weiteren Felde die gemeinsame Aktion der Unternehmer und der Arbeiter zu dem Zwecke erleichtert, das Gleichgewicht zwischen Produktion und Konsumtion zu erzielen, den wirthschaftlichen Krisen möglichst vorzubeugen und ihre Wirkungen zu vermindern."

Wir haben an dieser Stelle nicht in eine Kritik des Standpunktes von Hector Denis einzutreten, der unseres Erachtens die Tragweite der Einrichtung ganz unverhältnißmäßig überschätzt. Wir lassen statt ihrer die Ansicht folgen, welche die Pariser Arbeiterdelegation äußerte, die 1885 zu der Weltausstellung von Antwerpen entsendet wurde.

„Wir nehmen an", so erklärte diese Delegation, „daß die Arbeitsbörse vor allem ein Werkzeug sein soll, dessen Zweck ist, zu Gunsten der Arbeiter in das Verhältniß zwischen Angebot und Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt einzugreifen.

„Die ungünstigen Bedingungen, unter denen die Arbeiter stehen, sind derartige, daß die Thätigkeit einer Arbeitsbörse die Arbeiter nicht befriedigen könnte, wenn diese nur dem Zwecke dienen sollte, eine künstliche Harmonie zwischen den industriellen Unternehmern und den Lohnarbeitern herbeizuführen. Denn es ist nicht das Ziel des sozialen Fortschritts, den Gegensatz der Klassen abzuschwächen, so daß er ihn denen erträglich macht, die sein Opfer sind. Die Arbeitsbörse soll vielmehr eine größere Gleichheit der Bedingungen zwischen Arbeitern und Unternehmern herstellen, indem sie die Bedingungen für die Parasiten ungünstiger, für die thatsächlichen Produzenten dagegen günstiger gestaltet."

Darlot, der Vorsitzende des Pariser Gemeinderaths, sagte bei der Einweihung der neuen Arbeitsbörse über ihre Aufgabe: „... Mit der Gründung der Arbeitsbörse bezwecken wir nicht nur, der Ausbeutung Tausender von Unglücklichen durch die Arbeitsnachweisbureaus ein Ende zu machen, obgleich auch dieses Ziel allein hinreichend wäre, unser Werk zu rechtfertigen. Wir haben uns ein höheres Ziel gesteckt. Alle sozialen Kräfte sind organisirt: der Kredit besitzt seine Märkte in der ganzen Welt; der Handel verfügt über seine Börse, seine Kammer, sein Gericht; die Arbeit, die ursprüngliche Quelle alles Reichthums, hat kaum begonnen, in Gewerkschaften den Anfang einer gesetzlich anerkannten Existenz zu erobern. Die Arbeitergewerkschaften werden nun, im Vollbesitz ihrer Freiheit, eine große und wirksame Aufgabe zu erfüllen haben. Von allen Mitteln der Belehrung und Aufklärung umgeben, welche die Arbeitsbörse zu ihrer Verfügung stellt, werden sie neben den Fragen, die jede einzelne Industrie insbesondere

berühren und angehen, auch jene zu studiren haben, welche sich auf die allgemein Bedingungen der Arbeit beziehen. Wenn diese von den wahrhaft an ihnen inte essirten Personen erörtert und geprüft werden, so erscheinen sie in ihrem wahr Lichte. Die Kenntniß der einschlägigen Verhältnisse aber wird das Gebiet d Praxis beeinflussen, wird sich zu praktischen Reformen verdichten."

* * *

Ohne Zweifel war die in den vorstehenden Ausführungen charakterisi Aufgabe der Arbeitsbörsen nicht derart, daß sie den tiefsten Schrecken der Bou geoisie erregen mußte.

Die Arbeitsbörse konnte kaum als Werkzeug umstürzlerischer Gewaltthat gelten. Allerdings hatte man vor ihrer Gründung kaum der wichtigen Ro gedacht, der wir bereits Erwähnung thaten, ihrer Rolle bezüglich der Agitatio ihres Einflusses als Mittel der Propaganda, das die neuen Ideen in das He der Massen trug.

Wir wollen nicht wiederholen, was wir in dieser Beziehung bereits au geführt haben.

Aber es begreift sich, daß die Arbeitsbörse, die inmitten einer sehr zal reichen Arbeiterbevölkerung liegt, die der Sitz eines Generalrathes ist, welch unmittelbar aus dieser Bevölkerung hervorgeht, sehr leicht, um nicht zu sag ganz natürlich, ein Haus des Volkes wird, eine Art Rathhaus des Proletaria einer großen Stadt.

Dort werden sich alle Bewegungen konzentriren, welche die proletarisch Massen aufrühren, dort werden die Manifestationen der Strikenden sich abspiele dort wird der Zorn der Straße, die Verzweiflung der Arbeitslosen ihren Au druck finden.

So wird die Arbeitsbörse gleichzeitig zum Sitz einer berathenden und b schließenden Versammlung, zum Klub, wo das Volk zürnt, brandmarkt, unau hörlich droht.

In den weiten Hallen, welche die sozialistischen Arbeitsbörsen der städtisch Arbeiterbevölkerung zur Verfügung stellen, tönen gewaltig viel Tausende vo Stimmen zusammen und erzählen von Interessen der verschiedensten Art, die m Füßen getreten und dem bestehenden Wirthschaftssystem geopfert werden.

Manche dieser Stimmen sprechen die Sprache der kalten Vernunft un verleihen nur solchen Ueberzeugungen Ausdruck, die das Resultat eines stre objektiven, wissenschaftlichen Studiums sind. Andere aber wollen den Zorn er fesseln, das Mitleid wachrütteln oder sogar zum Aufruhr rufen.

Mächtig ist auf alle Fälle die Gährung, die von einem derartigen Samme punkte der Arbeiterbevölkerung, einem derartigen Brennpunkte der Arbeiterinteress ausgeht. Sie kann nicht ohne Einfluß auf die Arbeiterbevölkerung bleiben.

Deshalb ist es auch begreiflich, daß eine kapitalistische Regierung, daß ei Regierung, welche ihrer Abstammung nach mit einem Fuße in dem Panamasump mit dem anderen in dem Blut von Fourmies stand, eine Arbeitsbörse wie ei Festung des Proletariats stürmen ließ.

Die in den Händen von Sozialisten befindlichen Arbeitsbörsen könn dem als Klassenpartei organisirten Heere des zielbewußten Proletariats wichti Dienste leisten. Deshalb erachteten wir es als nicht überflüssig, eine Ski ihrer Entstehung und ihres Mechanismus zu entwerfen.

Das Proletariat darf das Studium seiner Waffen nicht vernachlässige

---

Ein wenig neueste Dichtkunst.

Von Ed. Bernstein.

(Schluß.)

II.

Der „Mitmensch" ist ein modernes Drama, vom Dichter so sehr als
lches beabsichtigt, daß er es in das Jahr der Veröffentlichung desselben, 1895,
rlegt. Aber schon das Programm sagt uns noch mehr: „Ort und Zeit:
erlin W. Januar 1895, vom Mittag des einen bis zum Mittag des
ideren Tages." Es fehlt nur noch das Datum der beiden Tage, und die weit-
hendsten Ansprüche an chronologische Genauigkeit sind befriedigt.

Das ist nicht Sache bloßer Laune des Dichters; die bis ins Kleinste
hende Genauigkeit ist bei ihm prinzipiell.

Die Beschreibung des Zimmers, in welchem der erste und der letzte Akt des
ramas spielen, nimmt einige vierzig Zeilen Nonpareilledruck in Anspruch, von
nem Chopinschen Musikstück, das am Beginn des Schlußakts beim Aufzug des
orhangs von einer der Personen des Stückes gespielt werden soll, werden aus-
suchte Takte bezeichnet, die der betreffende Schauspieler zu spielen habe — aber,
ißt es in einer Vorbemerkung, „nur, wenn derselbe auch wirklich Chopin spielen
nn", sonst müsse das Spiel „von berufener Hand" hinter der Kulisse vor-
tragen werden. Und ähnliche minutiöse Angaben mehr. Da wir dergleichen
Berthlegung auf die kleinsten Details auch bei anderen modernen Dichtern schon
egegnet sind — wir erinnern an die Anweisungen Gerhart Hauptmanns in
Vor Sonnenaufgang" — so werden wir nicht fehlgehen, in ihnen ein Attribut
r „Modernen" zu erblicken. Freilich, in Hauptmanns neueren Dramen merken
ir von ihnen immer weniger, aber ob das Emanzipation oder Rückfall ist,
ögen die berufenen Vertreter der neuen Dichtkunst entscheiden. Unserem Laien-
rstand erscheint es als das Erstere. Was nicht von wesentlicher Bedeutung
ir Handlung und Gedankengang des Dramas ist, muß unseres Erachtens ohne
efahr mit einigen kurzen Andeutungen der Phantasie des Lesers und der Ein-
cht der Regie und des Schauspielers überlassen bleiben können. Vor etwa
undert Jahren schrieben Zeitgenossen unserer Klassiker Dramen, in denen es
on Anweisungen über Tonfall, Gesten u. s. w. der handelnden Personen
immelte; sie entsprachen damit vielleicht dem Zeitgeschmack und hatten — wie
B. Kotzebue — ihr Publikum, aber wer nimmt heute ihre Dramen ernsthaft,
er kann ihre dramaturgischen Gebrauchsanweisungen heute noch lesen, ohne in
achen auszubrechen?

So fällt uns auch bei der raffinirten Detailmalerei dieser modernen
Dramatiker Heines Spott in der Harzreise ein: „Der junge Mensch wußte nicht,
aß, da in Berlin überhaupt der Schein der Dinge am meisten gilt, was schon
ie allgemeine Redensart ‚man so duhn' hinlänglich andeutet, dieses Scheinwesen
uf den Brettern erst recht floriren muß, und daß daher die Intendanz am
eisten zu sorgen hat für die ‚Farbe des Barts, womit eine Rolle gespielt', für
ie Treue der Kostüme, die von beeidigten Historikern vorgezeichnet und von
issenschaftlich gebildeten Schneidern genäht werden. Und das ist nothwendig,
enn trägt mal Maria Stuart eine Schürze, die zum Zeitalter der Königin
nna gehört, so würde gewiß der Bankier Christian Gumpel sich mit Recht
klagen, daß ihm dadurch alle Illusion verloren gehe." Man wende nicht ein,
aß Kostümtreue heute überall vom Publikum verlangt werde, vom Theater gar
icht mehr zu trennen sei. Denn wogegen wir uns wenden, ist nicht, daß man

in der Bühnenausstattung dem Detail Aufmerksamkeit schenkt, sondern die Uebe
treibung dieses Details, und daß es der Dichter ist, der dieselbe herausforde
Im besten Fall ist die Ausstattung eine Krücke, eine Nachhilfe für das dram
tische Werk und den darstellenden Künstler, und je stärkeres Gewicht auf sie, u
was mit ihr zusammenhängt, gelegt wird, um so mehr wird von einem gewiss
Punkt an der künstlerischen Wirkung des Dramas selbst Abbruch gethan. F
Schiller war bekanntlich schon die Ausstattung, mit der in seinen Tagen
Berlin sein Drama „Die Jungfrau von Orleans" aufgeführt wurde, des Gut
zu viel, und doch war sie gegen heute unendlich bescheiden. Was Aufzüge
im historischen, ist die Zimmerdekoration und anderes Nebenwerk im modern
Schauspiel. Der Dichter ist in seinem Recht, wenn er dort einen bestimmt
Stil und Charakter der Zimmereinrichtung, der Kleidung 2c. vorschreibt, wo
sich darum handelt, in dieser ein Stück der Charakteristik einer bestimmt
Person vorzuführen. Aber das kann in wenigen, allgemeinen Angaben geschehe
Was darüber hinausgeht, ist Pedanterie: Wichtigthuerei gegenüber dem Les
oder Aufforderung an den etwaigen Zuschauer, seine Aufmerksamkeit zwisch
dem Dialog und der Betrachtung der so minutiös geschilderten Gegenstände
zersplittern.

Einer ähnlichen Uebertreibung in der Kleinmalerei begegnen wir in d
Behandlung des Dialogs des Stückes. Sie kennzeichnet sich äußerlich dadur
daß bei jeder Gelegenheit Worte im Druck hervorgehoben werden, wo für Les
und Darsteller ihre Betonung sich ganz von selbst versteht. Den Vater der wei
lichen Hauptperson des Stückes, einen Juden, läßt der Dichter wiederholt Sa
wendungen gebrauchen, die im Jahre des Heils 1895 etwa einem reichgeworden
jüdischen Hausirer angemessen wären, nicht aber einem altangesehenen Bankier
Berlin W. Ebenso mit den vermeintlichen Amerikanismen des Verlobten d
Dame, eines amerikanischen Börsenmenschen. Dieser Letztere ist überhaupt na
unserer Ansicht verzeichnet. Er führt in Gesellschaft Reden wie ein Stallknec
Aber der Engländer oder Amerikaner zeigt sich, selbst wenn er im Hande
brutal ist, in seiner Umgangssprache, sofern er nicht betrunken ist, sehr vi
weniger brutal, als Angehörige irgend welcher anderen Nation. Am alle
wenigsten wird er so mit „Goddam" um sich werfen, wie es im Stück He
Ralf Eickrott thut.[1]

Dieser Eickrott — soll der Name einen amerikanischen Deutschen a
deuten? — ist sozusagen der Bösewicht des Stückes. Kein Schurke, wie sie i
guten alten Melodrama üblich waren, sondern ein brutaler Genußmensch, d
rücksichtslos seine Ziele verfolgt, dreist und voller Unternehmungslust, der Amer
kaner, wie er — im wörtlichsten Sinn der Phrase — im Buche steht. I
ihn hat sich, noch befangen von dem Schmerz um den Verlust ihrer Mutter, d
charakter- und temperamentvolle einzige Tochter des Bankier Nathan, verlieb
Die Verlobung führt zu geschäftlicher Assoziation Eickrotts mit dem alten Natha
und bald darauf verspekulirt Nathan sein eigenes Vermögen und das ihm anve
traute Vermögen Ralfs, und dieser verreist auf einige Monate. Weshalb, erfahre
wir nicht, obwohl unter solchen Umständen ein Börsenmensch schwerlich a
Reisen gehen würde. Während Eickrott fort ist, ist Thora Nathan mit de
Architekten Peter Wächter, einem Künstler von außergewöhnlicher Begabung un
Erfindungskraft, ein Liebesverhältniß eingegangen. Peter Wächter, der ei

[1] „Goddam" ist überhaupt sehr ungebräuchlich, und „hope it" (S. 61) für „ho
es" wird kein Engländer sagen.

große Erfindung gemacht hat, die Nathan und der zurückgekehrte Eickrott ihm abkaufen wollen, um eine Aktiengesellschaft zu ihrer Verwerthung zu gründen und sich dadurch wieder in die Höhe zu arbeiten, ist entschlossen, nach Abschluß des Patentverkaufs bei Nathan um die Hand der sich Mutter fühlenden Thora anzuhalten, als das Verhängniß in Gestalt des „Mitmenschen“ dazwischentritt.

Dieser ist Peters Bruder Ernst. Ein anderer Typus Genußmensch. Reflektirend, ästhetisch veranlagt, blasirt. Die Brüder haben einander sehr lieb. Ernst wird von Peter, auf dessen Kosten er lebt, von dem Verhältniß mit Thora Nathan unterrichtet und erklärt sich sofort gegen diese Ehe, weil dieselbe der Ruin von Peters Künstlerlaufbahn sei, ihn der Freiheit berauben würde, deren er zum Schaffen in voller Kraft bedürfe. Thora sei ein verwöhntes Geschöpf, das immerfort nach neuen Erregungen hungere und daher Peter schließlich nöthigen werde, für Geld zu arbeiten, um ihre Launen befriedigen zu können, statt seine künstlerischen Entwürfe in freier Schaffenskraft zur Ausführung zu bringen. Peter sträubt sich dagegen, von Thora zu lassen, und darum sucht Ernst die Lösung dadurch zu erzwingen, daß er hinter Peters Rücken zu Thora geht und ihr droht, sie öffentlich bloszustellen, wenn sie bis Abends 7 Uhr sich nicht verpflichte, seinem Bruder freiwillig zu entsagen. In ihrer Angst enthüllt Thora ihrem Vater ihr Geheimniß und beschwört ihn, sie von Eickrott loszukaufen, muß aber statt dessen erfahren, daß der Vater in dessen Händen und, falls Eickrott sich gegen ihn wende, Zuchthauskandidat sei. Ein Zusammentreffen mit Peter vor der angegebenen Zeit ist unmöglich, es kommt zu einer Szene zwischen Thora und Eickrott, wo sie diesen anfleht, sie freizugeben und, als derselbe statt dessen immer ungestümer auf sein Recht pocht, ihm schließlich entgegenruft, daß ein Anderer schon ein natürliches Recht auf sie habe. Als Eickrott sie auch dann noch nicht freigeben will, sondern nur noch brutaler seine Ansprüche auf sie geltend macht, erschießt sie sich. Ein zu starker Faustschlag, den Peter Wächter Tags darauf Eickrott auf eine gemeine Aeußerung über Thora hin verabfolgt, wobei er demselben mit einem spitzen Diamant ein Auge ausschlägt, giebt Ernst Gelegenheit, sich für seinen Bruder zu opfern. Während Peter zum Arzt geht, um Hilfe für den bewußtlosen Eickrott zu holen, schießt Ernst demselben an der Stelle, wo Peter die Wunde geschlagen, eine Kugel durch den Kopf und schafft auf diese Weise sowohl den Zeugen wie das Beweisobjekt gegen Peter aus der Welt. Dieser kann, so ist der Gedanke, ungehindert weiter an seinem Projekt arbeiten, für dessen Durchführung sich bereits ein Geldmann gefunden, und mit dessen Verwirklichung Peter einem neuen Kunststil Bahn zu brechen hofft.

Dies in rohen Umrissen der Gang der Handlung. Selbstverständlich wird dieselbe erst durch den Dialog und die in demselben zum Ausdruck kommende schärfere Charakteristik der Personen verständlicher motivirt. Aber nicht durchgängig in genügendem Maße. Warum z. B. Thora Nathan zum Selbstmord schreitet, nachdem sie die Kraft gefunden, sowohl ihrem Vater wie ihrem Verlobten zu erklären, daß sie eines anderen Mannes natürliches Weib sei und dadurch der ihr von Ernst Wächter angekündigten Blosstellung in der Hauptsache zuvorgekommen war, ist unerklärt und mit dem Charakter des Mädchens schwer vereinbar. Freilich hatte Ernst auch Blosstellung vor „aller Welt“ angekündigt, aber die konnte Thora dadurch, daß sie von der Abendgesellschaft fortblieb, wo dieselbe erfolgen sollte, mindestens so lange hinausschieben, bis es ihr möglich geworden, Peter Wächter zu sprechen. So unmittelbar stand sie nicht vor dem Schlimmsten, daß sie nicht noch einen Versuch machen konnte. mit Hilfe Peters

wenigstens ihren Vater zu retten, der durch sie dem Ruin preisgeben ist. Daß sie das dem Vater drohende Unheil hier ganz vergißt, würde die Charakteristik rechtfertigen, welche Ernst im ersten Akt von ihr entwirft, um dem Bruder die Ehe mit ihr als die Vernichtung seiner künstlerischen Individualität zu schildern. Aber das sonstige Verhalten Thoras zeigt sie in besserem Lichte, Ernst selbst muß gestehen, daß er sie unterschätzt hat. In diesem Punkt hat unseres Erachtens der Dichter der dramatischen Entwicklung Gewalt angethan und dadurch seinem Drama viel an Eindrucksfähigkeit genommen.

Denn ob er es wollte oder nicht, Thora Nathan ist der Mittelpunkt, die Seele des Stückes. Von dem Bruderpaar Wächter ist Peter im Ganzen zu passiv, um das Hauptinteresse in Anspruch zu nehmen, und Ernst zu sehr „Vorsehung". Beide sind zudem ziemlich alte Bühnenbekannte, denen der Dichter wenig neue Züge geben konnte. Der welterfahrene Mentor und der impulsive Künstler oder sonstige Genius sind seit Goethes „Clavigo", woran das vorliegende Stück auch sonst erinnert, zu oft über die Bühne gegangen, als daß es selbst der größten Gabe der Charakteristik möglich wäre, ihnen in ihrem Verhältniß wesentlich neue Züge zu leihen. Es ist schon viel, daß Dehmel es verstanden hat, Peter weniger naiv und weltvergessen zu gestalten, als es der Regel nach von Bühnendichtern dem bevormundeten Genius geschieht. Peter ist modern gedacht und jedenfalls frischer als die meisten seiner Vorgänger, Ernst dagegen — „der Mitmensch" — nur anspruchsvoller. Selbst wenn seine eigenmächtige Vorsehungsspielerei als berechtigt gelten könnte, ist das Zwangsmittel, das er gegen das Weib anwendet, das seinen Bruder liebt und von diesem geliebt wird, widerwärtig brutal. Er spricht und geberdet sich feiner wie Eickrott, aber er handelt nicht viel besser wie dieser.

Ist das Opfer seines Lebens oder seiner Freiheit, das Ernst am Schlusse bringt, die Sühne für seinen gewaltthätigen Einbruch in das Liebesverhältniß zwischen seinem Bruder und Thora und die Zerstörung des Lebens der Letzteren? „Ich habe unklar gehandelt", sagt er zu Anfang des letzten Aktes davon, was meint, daß wenn eine Schuld auf ihm laste, sie darin bestehe, daß er ohne Kenntniß aller in Betracht zu ziehenden Umstände eingeschritten sei. „Ich war zu blind in meinen Willen verliebt. . . . Es muß da etwas Dunkles mit im Spiel gewesen sein." Dieses „Dunkle", die totale Abhängigkeit des alten Nathan von Eickrotts Gnade, enthüllt sich ihm in der folgenden Szene insoweit, als er aus den Reden des Geldmanns, der Peters Erfindung kaufen will, entnimmt, daß Nathan vor dem Zusammenbruch steht. Er stellt deshalb die Bedingung, daß dieser in die Kompagnie aufgenommen werde, und beugt so dessen Ruin vor. Aber das Opfer selbst bringt er dem Bruder in dessen Eigenschaft als Künstler, so daß die Schuld an Thora nur mittelbar gesühnt wird. Daß der Dichter eine Sühne im Auge hatte, zeigen folgende Sätze, die er im gleichen Akt in anderem Zusammenhange Ernst in den Mund legt:

> „Wenn seine That" — es ist von einem möglichen Anschlag Eickrotts auf Peters Leben die Rede — „ihm wirklich unumgänglich nöthig ist, fragt er nicht erst seine Freiheit um Erlaubniß! — (Düster.) Glaub' nur, Peter: ich hab' das heute Nacht sehr in mir durchgekostet! und möchte nicht zum zweiten Mal ein Menschenleben entscheiden! — (Trocken.) Uebrigens: für Morde, die so nothgedrungen sind, erkennt kein Schwurgericht auf Zuchthaus.
>
> Peter. Na, Gefängniß wird ihm auch nicht gefallen.
>
> Ernst (heftig). So soll er's lassen! So hat er kein Anrecht an fremdes Leben! So ist es ihm nicht ernst um seine Noth! Wenn mein Gefühl mich

zwingt, Blutrecht zu üben — mich, der ich Mensch bin, Menschenleben zu richten, gegen den Willen der Menschheit —: so tret' ich aus aus der Gemeinschaft der Mitmenschen! so ist's recht, daß sie mich einsam machen! so schließ' ich mich selbst aus! so will ich einsam sein! so sonn' ich mich an meiner That! so thut sie Gott durch mich.

Herr Dehmel müßte kein „Moderner" sein, wenn sein Drama nicht mit was Mystik versetzt wäre. Ernst, der welterfahrene Skeptiker, der anfangs Gott „haßt", hört bei der Katastrophe „visionär" den Ruf „Gott" und erklärt m Morgen darauf dem Bruder, das habe den Hahn losgedrückt, als Thora ch das Leben genommen. Gott sei „das Unklare". Wenn dann Peter den ickrott niederschlägt und entsetzt ausruft: „Herr — Gott —: was that ich, rnst", heißt es wieder von Ernst, der sich über den zu Boden gefallenen ickrott gebeugt hat: „(knieend, blickt empor zu ihm) Das Unklare. . . ." Und letzt führt Ernst die That, die den Bruder befreien und ihn selbst der straf- chterlichen Sühne überantworten wird: „In Gottes Namen" aus. Diese Worte schließen das Drama.

Was will der Dichter mit ihnen sagen? Wir können nicht annehmen, daß e nur als alltägliche Redewendung gemeint sind. Dazu ist der Dialog zu sorg- iltig ausgearbeitet und das letzte Gespräch der Brüder zu sehr mit Bemerkungen ber Gott untermischt. Sind sie symbolisch gemeint, soll „Gott" hier das Fatum, ie in den Dingen liegende Nothwendigkeit ausdrücken? Zum „Modernen" gehört ı auch der Symbolismus, und manche Theile des Dramas machen den Ein- ruck, als seien sie, wie sie dastehen, nur symbolisch zu verstehen und hätten einen nen unterliegenden esoterischen Sinn. Oder wollte der Dichter den Mann, er im ersten Akt ausruft: „Ich hasse Gott!" ad absurdum führen, durch die atastrophe zur Bekennerschaft treiben, daß „ein Gott, ein heiliger Wille lebt"? Bir sind uns darüber nicht ganz klar geworden; wenn aber dem Dichter die tztere Absicht fern lag, so mag ihm unser Zweifel ein Beweis sein, daß dieses Symbolisiren, wie es in der neueren Literatur Mode geworden, seine bedenkliche Seite hat.[1] Man braucht kein Zelot des Atheismus zu sein — nichts liegt uns rner, als atheistisches Ketzerriecherthum —, um an einem Symbolismus, der den Glauben an einen überirdischen lenkenden Willen auf Hintertreppen zurückbringen will, wenig Geschmack zu finden.

Wenn das Drama „Der Mitmensch" nicht frei ist von gewissen Fehlern er modernen Literaturströmungen, so weist es dafür auch die Vorzüge der odernen Dramatik auf. Der Dialog ist, wie schon bemerkt, sehr sorgfältig usgearbeitet; da stört kein überflüssiges Wort die Entwicklung, da bleibt jeder harakter in seiner Rolle, und von den oben gerügten Fehlern abgesehen, die em Ganzen gegenüber nur als Auswüchse in Betracht kommen, zeigt der Dichter roße Sicherheit in der Behandlung der Sprache. Die Handlung ist oft von roßer dramatischer Kraft, so daß sie selbst beim Lesen packend wirkt. Einzelne Figuren, und insbesondere verschiedene hier nicht erwähnte Nebenfiguren sind vor- refflich gezeichnet, und in gewissen Szenen kommt auch der Humor zu seinem Recht. Ob das Drama sich als bis zu Ende bühnenwirksam erweisen würde, der ob nicht der Umstand, daß nach Thoras Selbstmord noch zwei Akte folgen,

[1] Es ist nur recht, zu erwähnen, daß Peter Wächter im letzten Akt einmal sagt: Schließlich muß die Bühnenkunst, und überhaupt die Kunst, dem Volk doch mal die Religion setzen." Aber das ist vor der Schlußkatastrophe, die auch auf Peter ihre Wirkung nicht erfehlt.

auf das Interesse des Zuschauers beeinträchtigend wirken wird, läßt sich vo
bloßen Lesen nicht beurtheilen. Soviel aber glauben wir sagen zu dürfen, da
es von großem Talent des Verfassers für die Bühnendichtung zeugt und un
aufrichtig wünschen läßt, er möge sich von dem Kultus der gerügten Lieb
habereien bald emanzipiren. Als Lektüre wirkt „Der Mitmensch" bis zu
Schluß fesselnd und anregend.

Die Lohnbewegung in der Konfektions-Industrie.

Von Berthold Heymann.

1. Die geschäftliche Krisis und die Betriebswerkstätten.

In der deutschen Konfektionsindustrie ist ein großer Lohnkampf aus
gebrochen[1], und mit einer hingebenden Begeisterung, wie man sie selten findet
kämpft die Arbeiterschaft derselben um die Grundlagen einer besseren Lebens
haltung. Einen hervorragenden Platz in ihren Forderungen nimmt das Ver
langen nach „Betriebswerkstätten" in eigener Regie der Unternehmer unter Be
seitigung der Zwischenmeister ein. Hauptsächlich um dieser Forderung wille
erfreut sich der am 10. Februar erklärte Strike großer Sympathien im Bürger
thum wie in der höheren Bureaukratie, da fast ein Jeder die armseligen Wohn
und Werkstubenverhältnisse in der Hausindustrie, sowie die sprichwörtlich mangel
hafte Ernährung der Schneider und Schneiderinnen aus eigener Anschauung kennt

Während aber im Allgemeinen Lohnbewegungen zu einer Zeit zum Ausbruc
gelangen, zu der die Konjunktur in der betreffenden Industrie sich in aufsteigende
Linie befindet, ist bei dem jetzigen Schneiderstrike fast das Gegentheil zu konsta
tiren. Die Herrenkonfektion kommt dabei in Folge ihrer größeren Stabilitä
nicht in Betracht; die Damenbranche jedoch zeigt eine ganz beispiellose Verwirrung
ein Produziren ohne Aufträge, ohne Rücksicht auf den Konsum, in Folge desse
ein immer billigeres Waarenangebot und ein Verarbeiten immer geringwerthigere
Rohstoffe, und dies alles in einer Hetze von acht bis zehn Wochen, ohne di
Möglichkeit der Berücksichtigung gesunder Kreditverhältnisse; denn was in diese
kurzen Frist nicht geräumt wird, ist fast so werthlos, als wäre es in die Händ
von notorischen Bankrotteuren gegangen. Die Wirkungen dieser Produktionsweis
zeigten sich in dem auffallend starken Prozentsatz der Mäntelkonfektion an de
Konkursen des vergangenen Jahres, wobei mehrere Geschäfte betheiligt waren,
die eine Existenz von fünfundzwanzig und mehr Jahren hinter sich hatten.[2]

Die Gründe für diesen Niedergang sind darin zu suchen, daß die Konfektions-
industrie, welche zwanzig Jahre lang, ohne bedeutende Konkurrenz zu haben, der
Weltmarkt beherrschte, auf den Export immer mehr verzichten muß und mit fas
ihren ganzen Produktivkräften dem Inlandskonsum sich zuwendet. Die Ursache
dieser Unmöglichkeit, so wie früher zu exportiren, habe ich bereits vor circa
anderthalb Jahren zu schildern gesucht.[3] Seitdem hat sich an der Sachlage zu
Gunsten der deutschen Konfektion nichts geändert, zu ihren Ungunsten jedoch
sind weitere Neugründungen von Textilfabriken in Amerika erfolgt und hat die

---

[1] Wie wir erfahren, ist der Kampf zur Stunde, wo diese Zeilen in Druck gehen, in
Berlin bereits entschieden, und zwar im Wesentlichen zu Gunsten der Arbeiter. Die Red.

[2] Siehe „Konfektionär" Nr. 49 vom 5. Dezember 1895.

[3] „Neue Zeit" 1893/94, II. Band, Nr. 39.

eigene Mantelfabrikation dort und in England einen größeren Umfang angenommen.[1]

Wie verhält sich nun diese Situation der Industrie zu den Forderungen der Arbeiterklasse, insbesondere zu der Durchführbarkeit der Betriebswerkstätten? So lange der Konfektionär auf die Exportkundschaft und den mit ihr unlöslich verbundenen jähen Wechsel der Moden Rücksicht zu nehmen hatte, konnte er mit einer gewissen Berechtigung von der Undurchführbarkeit der Betriebswerkstätten sprechen. Denn es gab für ihn keine Berechnungsgrundlagen, an die er sich in seinen Dispositionen halten konnte; alles, was er vorzeitig hergestellt hätte, wäre blinde Spekulation gewesen; er mußte also in der Lage sein, zur rechten Zeit binnen wenigen Wochen alle erforderlichen Waaren auf den Markt werfen zu können. Das war ihm nur möglich mittels der Hausindustrie.

Mit ganz anderem Maße ist das inländische Geschäft zu messen. Daß es im Laufe der Jahre an mancher Laune und Unart theilgenommen hat, die man dem Auslande gegenüber in den Kauf zu nehmen bereit ist, kann für die dauernde Gestaltung desselben nicht ins Gewicht fallen. Diese Gestaltung liegt vielmehr vollkommen in den Händen der Produzenten, da sie den Import von Konfektionswaaren von einem anderen Lande her nicht zu fürchten haben. Hier ist man in der Lage, das alte und mit Recht so beliebte Verfahren, zwei bis drei Monate vor der Saison nach sorgfältigen Kollektionen seine sicheren Aufträge zu erlangen, wieder zur Geltung zu bringen und die gefährliche Spekulation des „Anbauens" ein für allemal zu beseitigen. Wenn der deutsche Markt bisher die Modelaunen des ausländischen, insbesondere des englischen Marktes mitgemacht hat, so geschah das, weil er dazu so verführerische Gelegenheit hatte, was keineswegs zu der Annahme berechtigt, daß er nur so und nicht anders bedient werden kann.

Wenn jetzt die Arbeiterschaft die Betriebswerkstätten fordert, um die scheußlichsten Auswüchse der Ausbeutung menschlicher Arbeitskraft zu beseitigen, so hätten die Inhaber der Konfektionsgeschäfte durch die Erfüllung dieser Forderung die geeignetste Gelegenheit, ihrer Industrie eine Grundlage zu geben, auf der sie sich solider als bisher entfalten könnte. Dem deutschen Publikum, das noch nie selbständig eine Mode geschaffen, sondern nur nachmachte, was auch immer Thörichtes ihm vorgeführt wurde, wird es nur recht sein können, wenn es Waare erhält, die in gesunden Betriebsräumen im Laufe des Jahres zur Anfertigung gelangt, und es wird auf jenen Schund leichten Sinnes verzichten können, der von armseligen Menschen, die des Morgens um 4 Uhr ihr Tagewerk beginnen und die sinkende Nacht zu Hilfe nehmen, in den kurzen Wochen der Saison zusammengehauen wird. Die bisherige Entwicklung selbst drängt zur Einführung der Betriebswerkstätten, sonst könnte nicht schon der „Konfektionär" von einem Zwischenmeister berichten, der für eine Firma arbeitet und dreihundert Mamsells sitzen hat! Was soll hier noch die Zwischenperson? Sie dient einzig den höheren Zwecken einer möglichst intensiven Ausbeutung menschlicher Arbeitskraft. Sie soll das geschäftliche Risiko von den Schultern des Unternehmers auf den Zwischenmeister abwälzen. Der aber hütet sich vor einem Reinfall und hält sich schadlos — an den Arbeiterinnen. Dieser „grobe Unfug", die Risikoprämien einzustecken, die Verluste aber von den Arbeitern tragen zu lassen, darf nicht bestehen bleiben. In keiner anderen Industrie ist es möglich, ein Unternehmen zu er-

[1] Meine Angaben, welche auf eigener persönlicher Erfahrung beruhen, finden ihre Bestätigung durch die amtlichen Zahlen, welche Abgeordneter Freiherr v. Heyl in der Reichstagssitzung vom 12. Februar vorgeführt hat, darnach betrug der Export der Konfektion nach den Vereinigten Staaten 1891 noch 12 Millionen, 1894 nur 2 Millionen Mark.

öffnen, ohne das Anlagekapital für den Betrieb zu besitzen und die Zinsen für seine Amortisation aufzubringen. Warum sollte gerade die Konfektion das Privilegium haben, einigen Hundert Menschen ein hervorragendes Einkommen zu verschaffen, ohne daß sie nöthig hätten, in der Anwendung menschlicher Arbeitskraft diejenigen Gesetze der öffentlichen Wohlfahrt zu beachten, welche für andere Industriezweige bereits Geltung haben?[1]

Wie oben ausgeführt, sind vom Standpunkt der Industrie aus die Betriebswerkstätten als durchführbar zu betrachten; sie sind sogar das einzige Mittel, um der Industrie eine gesunde Fortentwicklung zu ermöglichen.

Die kapitalistische Produktion ist fast überall auf einem Punkte angelangt, wo die schädlichen Wirkungen ihres anarchischen Betriebs nur gemildert werden können durch das Eingreifen der Arbeiterklasse. Die Kurzsichtigkeit des Einzelunternehmers sieht nur das Momentinteresse seines Geldbeutels; nie vermag er, die Produktivkräfte der Allgemeinheit so richtig abzuschätzen, daß er und seine Industrie vor einer Krise bewahrt bleibt. Die *Klassenpolitik der Arbeiter* hat immer mehr die Aufgabe, da regelnd einzugreifen, wo die bürgerlichen Faktoren versagen. Wenn gegenwärtig wiederum einer Unternehmerschicht von Seiten der Arbeiter die Hand geboten wird zur gemeinsamen Erfüllung eines Stückes *friedlicher* Revolution, als welche sich der Uebergang von der Hausindustrie zum Fabrikbetrieb unstreitig darstellt, so möge man einschlagen, bevor der eherne Gang der Entwicklung eine weitere Anzahl von Existenzen zermalmt hat.

Oder sind vielleicht die bestehenden Arbeitsbedingungen von so guter Beschaffenheit, daß eine Besserung durch die Betriebswerkstätten nicht mehr erfolgen kann? (Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Natur.

Erzählt aus dem kleinrussischen Leben von **Olga Kobylanska.**

(Fortsetzung.)

Und weiter schritten sie auch in den Wald, der immer stiller und stiller ward und in dem sich höchstens Laute eines rieselnden Baches durchbrachen. Rasch glitt sie am Schluchtrande dahin, sich leicht unter den über den Weg hängenden Tannenzweigen neigend, während er erregt fragte:

„Es gefällt Dir also im Walde?"

„Ja."

„Warum? Man sieht ja nichts."

„Eben weil ich nicht sehe, was ich sonst sehe."

---

[1] Zu welchen Ungeheuerlichkeiten das System führt, die Kosten des Betriebs und der Saison morte auf die Arbeiterschaft abzuwälzen, zeigt die Bilanz eines Konfektionshauses zu Berlin, das im Dezember 1895 fallirte. Die Aufstellung ist dem „Konfektionär" Nr. 52 (1895), entnommen und unwidersprochen geblieben, mithin über jeden Zweifel erhaben. „Das Geschäft wurde vor circa sieben Jahren mit einem Kapital von 2700 Mark begonnen.... Im ersten Jahre wurde ein Umsatz von 160 000 Mark erzielt. Der Gewinn des ganzen Jahres betrug 14,50 Mark. Im zweiten Jahr ergab sich ein Minus von 17,50 Mark. Die gesammte Unterbilanz während der Zeit des Bestehens der Firma beträgt 270 000 Mark." Mithin den *hundertfachen* Betrag des Anlagekapitals.

„Nun, so komm' mit mir auf meinen Berg; dort wird es Dir noch besser gefallen; dort kommt kein Mensch hinauf, nur manchmal an Feiertagen mein Vater. Dort wohne ich mit meiner Mutter fast zwei Monate lang und es besuchte uns fast kein Mensch. — Willst Du?"

„Du bist der Einzige bei Deinen Eltern?" fragte sie, ohne auf seine Worte zu achten.

„Ja — aber kommst Du?"

„Das geht doch nicht!"

„Und warum nicht?"

„Weil es nicht geht."

„Weil Du nicht willst?"

Sie schwieg.

„Weil Du nicht willst? — Du hörst?"

„Ach — was Dir einfällt!"

Sie lächelte gezwungen, während ihre Augen vor Aufregung fast unheimlich leuchteten. —

„Sieh' doch, wie dicht hier die Bäume wachsen, die Luft wird geradezu feucht; man sieht den Himmel beinah' gar nicht . . . o Gott!"

„Du fürchtest Dich doch!"

Sie schüttelte das Haupt, die Augen voll seltsamen Glanzes nach ihm gerichtet. Zurück wollte sie noch immer nicht, sie wußte nicht, weshalb. Sie war auch weit davon entfernt, mit ihm bleiben zu wollen . . . sie fühlte mit einem Male, daß der Wille nie wahrhaft frei ist. . . . Narr, der sie noch vor zwei Stunden war!

„Geh' nicht so dicht an den Rand — Du wirst fallen!"

Sie gab keine Antwort.

„Hörst Du? Ach! Du fürchtest Dich vor mir! Ich thue Dir nichts. Deine Uhr brauche ich ja nicht. Komm' doch näher an mich; meine Brustkette da mit den Kreuzen ist mehr werth, als Deine Uhr. Komm', ich schenke sie Dir! . . . und mehr noch könnte ich Dir schenken . . . auch meinen schwarzen Hengsten mit dem geschnitzten Sattel. . . . Komm' nur!"

Es war, als hörte sie ihn nicht.

Eilig, mit gerötheten Wangen und fieberhaft glänzenden Augen, schritt sie mühsam empor. Immer dichter und dunkler wurde der Wald, immer wilder. — Der Weg, steiler und schmäler, führte bis zu einer Wiese. Bis dorthin wollte sie noch. Bis dorthin, auf jeden Fall, um jeden Preis, und erst dann zurück.

Athemlos — schien es — in höchster Spannung schritt er wortlos neben ihr. — — —

Nun standen sie oben.

Ihren Blicken bot sich eine wunderbare Aussicht.

Gewaltige bewaldete Berggipfel, blaudunkle Schluchten, Urwälder, grasreiche Wiesen, alles gleichsam in Bläue gehüllt. — Und das alles lag nicht in der Ferne; nein, in nächster Nähe thürmte sich Berg an Berg, getrennt nur durch Tiefen; darüber ein reiner, wunderbar reiner blauer Himmel.

Alles das von überwältigender, großartiger Schönheit. . . . All dieser farbenprächtige Raum, dieses überreiche, intensive, fast dunkelblaue Grün. . . .

Ringsum Stille, Einsamkeit und Rauschen der Wälder.

Ein weithin reichendes eintöniges Rauschen. — — —

Einen Moment lang stand sie überwältigt von dieser üppigen Schönheit; sie schien seine Nähe vergessen zu haben.

Er saß neben ihr auf dem Boden.

Er schien die Schönheit der Umgebung gar nicht zu bemerken oder zu fühlen, er sah nur sie.

Sie stand so hoch und geschmeidig da und war so wunderbar schön!

Ihr prachtvoller Körper schien ihm im Sonnenglanz durch die leichte, lichte Kleidung entgegenzuschimmern. Er sah genau alle seine Formen und Umrisse, fühlte sie so, wie man die Nähe einer starkduftenden betäubenden Pflanze fühlt. — Das Blut kreiste ihm wie toll durch die Adern.

Plötzlich wandte sie den Kopf um und richtete ihre schimmernden, weitgeöffneten Augen nach ihm. Was verhielt er sich so still?

„Es ist so schön hier“, meinte sie und sah sich halb verlegen, halb ängstlich um.

„Ja, aber setz' Dich!“

„Ach nein, ich muß schon fort.“

„Fort? Weswegen?“ Er sprach das wie ohne Bewußtsein.

„So!“

„Wozu?“

„Ich muß doch . . .“

„Setz' Dich ein wenig!“

„Ich will nicht!“

„Warum nicht?“

„Weil . . .“

„Aber setz' Dich!“

Das klang wie befehlend.

Eine Art Uebermuth, der das Gefühl der Furcht gar nicht kennen will, regte sich in ihr und sie lächelte und flüsterte:

„Wenn ich es aber nicht will?“

Ein eisig kalter Ernst legte sich auf seine Züge. Er hob sich auf ein Knie, legte beide Arme um ihre schlanke Gestalt und zog sie an sich.

„Du bist so schön . . . so schön!“ sprach er in erstickenden Tönen.

Bei seiner Berührung ward ihr, als ob ein unerklärliches Etwas wie ein elektrischer Strom von ihm auf sie überginge und tausend Flammen nach ihr züngelten. Aber sie wollte sich wehren.

„Was fällt Dir ein, was willst Du?“

„Nichts.“

„Dann lasse mich.“

„Du bist so schön, so schön!“

Eine wilde Aufregung bemächtigte sich ihrer. In tiefen Zügen hob sich ihre Brust und das Herz schien seine Hülle sprengen zu wollen. Sie fühlte, wie etwas ihre Widerstandskraft unterwühlte, wenn er sie an sich zog.

„Mensch, lasse mich!“

Einen kurzen Moment rang sie mit ihm, stumm und fast automatenhaft. Seine Augen glühten und er war leichenblaß. Er ließ sie nicht los.

„Wenn ich Dich aber bitte . . . siehst Du . . . bitte . . .“ murmelte er immer von Neuem. „Du bist so schön . . . so schön. . . .“

Ihr schwindelte und sie vermochte nicht mehr zu reden.

Knieend hing er sich um ihre Hüften und seine Arme umklammerten sie geradezu eisern. Das Antlitz barg er mit leidenschaftlicher Geberde in die Falten ihres Rockes, und langsam, aber kräftig zog er sie herab. Sie verlor all ihren Willen.

Ein Lächeln, flüchtig, unbestimmt, überflog ihr Gesicht, das schneeweiß sich
ef und tiefer neigte und, der Gewalt einer unbekannten Macht unterliegend,
itt sie langsam, gleich einer gebrochenen Palme, und fast ohne Besinnung zu
oden. — — —

Blendend und wie siegestrunken flammte die Sonne im Westen in über-
icher Goldfülle auf und das zartlichte Gewölke verwandelte sich in glühende
öthe rings um sie. — — —

So war also das Ganze! — — —

Und jetzt sitzt er da wie vergiftet, wie zum Hohne und Gelächter, und muß
h zu Tode nach ihr sehnen!

Er, der Reichste, der Schönste, er, um den im Dorfe alle Mädchen
rben — er sehnt sich vergeblich! —

Das ist ihm nie passirt.

Er knirscht mit den Zähnen und schlägt mit der Faust auf den Stamm.

Wie schön, wie wunderbar schön ist sie!

Während des kurzen Schlafes vorhin hat er von ihr geträumt. An alles
eiß er sich nicht genau zu erinnern, nur an das, daß sie sich an ihn dicht
schmiegt hat und es ihm bei ihrer Berührung in den Gliedern wie eine Sonne
fgestrahlt hat. Dabei hat sie so leise aufgelacht wie damals, als er ihr
sagt, daß nach ihm alle Mädchen „sterben“. Auch hat sie ihn aufgefordert,
it ihr auf eine Höhe zu steigen, wo es schon Einem schwindelt.

„Du mußt mich suchen“, hatte sie ihm auch unter Anderem gesagt, und
ese Worte hatte er sich ganz genau gemerkt; sogar den Tonfall ihrer Stimme.
eute Morgen hatte er sich auf seinen wilden Hengst gesetzt und war wie toll
n Weg geritten, den er mit ihr zurückgelegt.

Vielleicht saß sie dort irgendwo und malte die Tannen und hörte zu, wie
r Wald rauscht?

Aber er hatte sie nicht gefunden.

Einmal schien es ihm, als ob etwas Menschenähnliches durch den Wald
nge, und er horchte mit angehaltenem Athem nach allen Seiten, stand regungs-
s wie ein Tiger auf der Lauer ... aber es war ein Hirsch und das Pferd
äre ihm fast vor Schrecken in den Abgrund gesprungen.... Das hatte er
n jenem Ritt.

Damals war alles so schön, so wie eine Sonne, wenn sie am höchsten
ht. Er will, daß es wieder so schön wird. Er liebt sie ja ... ja, jetzt ist
Reihe an ihn gekommen, zu sterben!

Er lacht, während sein Herz voller Zornesthränen ist. — — —

Damals ging sie mit Blicken fort, als sei die Welt für sie mit einem
ale anders geworden, als sei sie ein anderer Mensch geworden. — Sie war
neeweiß und ihre großen, traurigen Augen glänzten so seltsam.... Herr
tt! —

„Liebst Du mich?“ hatte er sie gefragt.

Sie antwortete nicht gleich, sagte aber nach kurzem Besinnen mit einem
tten Lächeln: „Nein.“

„O, Du liebst mich!“

„Vielleicht!“

„Warum vielleicht?“

„Weil ... weil das etwas Anderes ist.“

Foppte sie ihn, daß sie nicht mehr erschien? Würde sie thatsächlich niemals
hr kommen?

Das war unmöglich.

Die Mädchen im Dorfe kamen unzählige Male, wenn sie Einen liebte zum Beispiel ihn! Voller stolzen Ungeduld schüttelte er den prächtigen Kopf u ein gedämpfter Wuthschrei entrang sich seinen Lippen.

Ja, er war wild.

Er fühlte, wie seine Seele gleichsam zertragen war und nicht me ineinander paßte. Kaum daß er sich um seine Pferde kümmerte und sie zu Tränken jagte. —

Was thun?

Was thun, um sie zu sehen und abermals zu haben?

Aber wenn er sie noch einmal in seine Hände bekommt, dann muß hinauf zu ihm; gutmüthig oder nicht. Sie muß. Er will es.

Er wird mit ihr ganz allein oben wohnen. Sie ist ja gern allein. Hi kann sie vom Morgen bis zum Abend dem Rauschen der Wälder zuhören - Niemand wird sie stören. Er wird zu ihr kommen dürfen, denn sie wird se sein, aber Fremde ...

Er faltete drohend die Stirn.

Das sollte nur Einer wagen! Der würde mit zerschmettertem Haup hinunter in irgend einen Abgrund fliegen, daß ihn auch die Geier nicht fände

Mit Huzulen ist in der Liebe nicht rathsam zu spaßen.

Aber sie würde es gut haben bei ihm.

Alle Teppiche, die seine Mutter daheim, unten, in der Truhe für ihn au bewahrte, würde er ihr hinauftragen. Alle die bunten Seidentücher, Seidenstof die Silbermünzen, die buntfarbigen, prächtigen Wollgürtel, alle die reichgestickte schneeweißen Hemden, die Felle von Bären, die er selber erlegt, alle gestickt Pelze, alles das würde er ihr hinaufbringen und sie damit umgeben.

Seinen schwarzen Hengst mit dem silbergeschmückten und geschnitzten Satt den er noch von seinem Großvater bekommen, würde sie auch bekommen, de zu Fuß dürfte sie selbstverständlich nicht gehen. Ein echtes Huzulenweib th das nicht.

Nur sollte es dem Hengst nicht einfallen, sich unter ihr zu bäumen, n er das mit Vorliebe bei jeder Brücke that, denn dann wäre das auch se letzter Augenblick. Er würde ihn sofort niederschießen; so wie die goldhaari Stute, die irgend einmal ein Herr zu ihm auf die Weide gegeben. Er wol ihr eine Wunde am Fuße reinigen und sie schlug ihn dafür mit den Hinterfüß in die Seite, daß er fast zwei Wochen wie ein Krüppel im Hause hocken muß Er hatte sie dann bezahlt, vielleicht auch überzahlt, aber sie hatte auch das Ihri bekommen! —

Ja, er ist gut, wenn er gut ist ... aber wenn er böse ist ...

Er wühlt im Haar und reibt sich die Stirn und brütet unaufhörlich, n er sie bekommen könnte.

Er wird schon etwas herausdenken.

Ihr rothes Seidentuch hat er ja bei sich, das ihr aus dem Gürtel herau gefallen war und das sie vergessen hatte, mitzunehmen. Wie das duftete! We Gott, zwischen welchen Kräutern es gelegen. Damit kann er ja auch zur alt Huzulenwahrsagerin gehen. Die hilft bestimmt, und wenn sonst nichts hil Aber vorläufig will er mit Weibern nichts zu thun haben. Will selbst etw ausdenken. —

(Schluß folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.



Nr. 23. XIV. Jahrgang, I. Band. 1895-96.

Sächsisches.

⸔ Berlin, 26. Februar 1896.

Einer aus König Stumms Garde soll gesagt haben, hunderttausend Köpfe müßten springen, ehe wieder Ruhe und Frieden im Deutschen Reiche sein werde, und das gleiche Programm hat der brave Bismarck in seinem Hamburger Leibblatte verfochten. Mit etwas weitläufigeren Worten allerdings, aber dem Sinne nach ebenso, indem er es als ruhmwürdige und weise Politik vertheidigte, die arbeitende Klasse durch brutale Gewaltmaßregeln so herauszufordern, daß sie sich in verzweifelter Gegenwehr setzt und massenhaft niedergemetzelt werden könnte. Das Programm ist ganz des Genialen würdig: dumm und niederträchtig zugleich, und Auer hat im Reichstage mit Recht gesagt, daß es von „abgrundtiefer Gemeinheit der Gesinnung“ zeuge. Die Entrüstung, welche die byzantinischen Parteien der Volksvertretung über dies treffende Wort bekundeten, hätten sie sich sparen können: man muß die Dinge nehmen, wie sie sind, die Katze eine Katze nennen und Rolin einen Schuft; daß die liebenswürdigen Gönner, die dem klassenbewußten Proletariat lieber heute als morgen einen Nagel ins Hirn treiben wollen, auch noch beanspruchen, ihrerseits von den Arbeitern mit Glacéhandschuhen angefaßt zu werden, das ist ein wenig unbescheiden.

Ein praktischer Anfang zu der von dem Biedermann des Sachsenwaldes angerathenen Politik wird seit Wochen in dem Königreich Sachsen gemacht. Die gesetzlichen Formen, in denen sich die von der parlamentarischen Mehrheit des sächsischen Landtags geplante Entrechtung der Massen vollzieht, dürfen nicht darüber täuschen, daß sie ein Gewaltstreich ist und nichts Anderes. Die Rechnung ist nur insofern ohne den Wirth gemacht, als die bedrohten Massen durchaus nicht an eine Gegenwehr denken, an der militärischer Heldenmuth wohlfeile Lorbeeren erwerben könnte. Sie haben bessere und wirksamere Waffen und werden ihren Todfeinden nicht den Gefallen thun, sich wie Schafe schlachten zu lassen. Am Vorabend von Jena schnarrten die preußischen Offiziere: „Laßt den Monsieur Bonaparte man ran uff die Plaine kommen! Mit diesem Sanskulotten wollen wir schon fertig werden.“ Dagegen sagte der Monsieur Bonaparte, als ihm diese Fanfaronade hinterbracht wurde, mit mitleidigem Achselzucken: „Die Preußen sind noch dümmer als die Oesterreicher“, kam aber nicht „uff die Plaine“, sondern schlug mit seiner modernen Taktik und Strategie die ganze Junkerei, daß sie wie ein fauler Bovist auseinanderstob.

In der That leidet die Gewaltpolitik Bismarcks und seiner Bewunderer vor allem an dem kleinen Fehler, daß sie mindestens ebenso weit hinter der Weltgeschichte einherzottelt, wie im Jahre 1806 das altpreußische Heer mit seinem Zopf. In der Jugend Bismarcks ist das Mittelchen oft praktizirt worden, eine gewaltsam unterdrückte Partei durch brutale Mittel zum bewaffneten Aufstande zu reizen und sie dann mit überlegener Gewalt niederzuschlagen, worauf sich die in Bürgerblut gebadeten Mörder pfauenhaft spreizten als die Retter von Thron und Altar, als die gottbegnadeten Stützen von Gesellschaft und Staat. In Frankreich ist es von Casimir Perier bis Louis Napoleon einige Jahrzehnte hindurch sehr in der Mode gewesen, aber auch in Deutschland, der frommen Kinderstube, ist es oft genug angewandt worden; wir erinnern nur an den Frankfurter Wachensturm von 1833 und den Frankfurter September-Aufstand von 1848. Wie Bismarck überhaupt ein fossiler, vielleicht der fossilste Politiker unter den Lebenden ist, wie er die Quintessenz der Sozialreform im Millionärezüchten erblickt, wie er in der Sonntagsruhe ein „Danaergeschenk“ für die arbeitenden Klassen verflucht, wie er jede Arbeiterschutzgesetzgebung für Frauen und Kinder verabscheut, weil sie in das innere Heiligthum der Familie eingriffe — Anschauungen, die der verrottetste Manchestermann sich schämen würde, auszusprechen —, so lebt er mit seinen Heilmitteln gegen revolutionäre Bewegungen noch ganz in den vorsintfluthlichen Anschauungen des seligen Bundestags und des seligen Reichsverwesers oder, wie Robert Blum ihn zu nennen pflegte, Reichsvermoderers Johann von Oesterreich.

Wenn seine Gewaltrezepte dennoch in der deutschen Bourgeoisie einen gewissen Nachhall finden, so bestätigt das die altbekannte und immer von Neuem erhärtete Thatsache, daß die deutsche Bourgeoisie unter ihresgleichen die — um es höflich auszudrücken — nach Begabung und Charakter unzulänglichste ist. Und in der deutschen Bourgeoisie nimmt wieder die sächsische dieselbe nach unten hervorragende Stellung ein, wie die deutsche in der europäischen Bourgeoisie. Das eine wie das andere beruht auf historischen Ursachen, die hier nicht näher auseinandergesetzt werden können. Immerhin ist es aber ein erfreuliches Zeichen fortschreitender Erkenntniß, daß wenigstens eine Minderheit der sächsischen Bourgeoisie einsieht, wie blitzdumm die von ihrer Majorität getriebene Politik ist. Von Tage zu Tage mehren sich die bürgerlichen Stimmen in Sachsen, die sich gegen die geplante Entrechtung der Massen kehren, und sie werden auch von Tage zu Tage schärfer. Trotzdem steht dahin, ob diese Warnungsrufe aus ihrer eigenen Mitte den Gewaltstreich verhindern werden, auf den sich die Mehrheit des sächsischen Landtags versessen hat. Bisher hat es noch den Anschein, als ob sie darauf bestände, sich den Kopf an der Wand zu zerschellen, vielleicht aus aufrichtiger und an sich ja auch durchaus berechtigter Ueberzeugung von der Hohlheit und Werthlosigkeit dieses schwer gefährdeten Objekts.

Die vernünftigeren Elemente der sächsischen Bourgeoisie setzen ihre letzte Hoffnung auf die sächsische Krone. Sie wollen in einer Massenpetition den König bitten, der politischen Entrechtung der besitzlosen Volksklassen, wenn sie von dem sächsischen Landtage beschlossen werden sollte, die Genehmigung zu versagen. Da das gegenwärtige sächsische Ministerium bereits gemeine Sache mit der Landtagsmehrheit gemacht hat, so müßte sich die Petition unmittelbar an die Person des Königs wenden, was angeblich gegen das konstitutionelle Prinzip verstoßen soll. Da uns der konstitutionelle Firlefanz nicht weiter schiert, so lassen wir diese wichtige Frage auf sich beruhen und nehmen den König von Sachsen als das, was er ohne Zweifel neben seinen konstitutionellen Würden auch ist:

mlich als einen Mann, der, wenn sein Ministerium um seine Krone spielt, ht erst konstitutionelle Flöhe fängt, sondern sich selbständig seine Gedanken rüber macht. Bei unserer gänzlichen Unbekanntschaft mit dieser, wie anderen rstlichen Persönlichkeiten können wir aber nicht selbst sagen, in welcher Richtung se Gedanken gehen, und wenden uns deshalb um Auskunft an einen geborenen achsen, den Sohn eines sächsischen Generals, zugleich den ehemaligen Herold sächsischen Bourgeoisie und nunmehrigen preußischen Hofgeschichtschreiber, also einen wohl nach allen Beziehungen qualifizirten Mann. Dieser schrieb über n gegenwärtigen König und den gegenwärtigen Thronfolger von Sachsen zu ier Zeit, als schon einmal um die sächsische Krone gespielt wurde: „Der Kron-inz ist ein Mann nicht ohne derbe Gutmüthigkeit, aber roh und jeder politischen nsicht bar, und von dem Prinzen Georg, dessen Hochmuth und Bigotterie bst in dem zahmen Dresden Anstoß erregen, ist noch weniger zu erwarten. vergessen verstehen die Albertiner so wenig wie der Stuhl von Rom; die icherheit des neuen deutschen Bundes fordert, daß sie die Schuld der Väter d die eigene Schuld durch den Verlust des Thrones büßen." So Herr Treitschke in seinem Aufsatze über die Zukunft der deutschen Mittelstaaten, der Juli 1866 veröffentlicht worden ist.

Man wird uns hoffentlich nicht im Verdachte haben, unter dem Deckmantel es offiziellen Schriftstellers einige Liebenswürdigkeiten an die Adresse eines nigs richten zu wollen. Dazu wäre uns Herr v. Treitschke, der mit seinem stern über die Fürsten der deutschen Mittel- und Kleinstaaten das ärgste zantinerthum vor den Hohenzollern zu verbinden weiß, längst nicht gut genug. nehin steht bei ihm, was die „politische Einsicht" anbetrifft, die deutsche zialdemokratie in der gleichen Verdammniß wie der König von Sachsen. eitschke selbst findet alle „politische Einsicht" in der ödesten Bismärckerei zentrirt, und von ihm der „politischen Einsicht bar" gescholten zu werden, ist tsächlich in den Augen aufrechter Leute eine Schmeichelei, wie sehr anders eitschke es auch meinen mag. Uns interessirt in seinen obigen Sätzen nicht s Urtheil, das er über den König und den Thronfolger von Sachsen fällt, dern die Angabe einer thatsächlichen Eigenschaft, die er den Albertinern beilegt d die er jedenfalls aus guter Quelle erfahren haben kann, die Behauptung mlich, daß die Albertiner so wenig vergessen können, wie der Stuhl von Rom. der Stuhl von Rom mit seinem hartnäckigen Gedächtniß eine ganz leidliche lle in der Weltgeschichte spielt, so würde Treitschke diese Angabe, wenn sie ht ganz unbestreitbar wäre, gewiß nicht einem Aufsatze einverleibt haben, der Albertiner als eine für den Untergang überreife Dynastie herunterreißt.

Messen wir nun an diesem Maßstabe die Aussichten, die der Versuch haben n, die sächsische Krone von der Genehmigung des auf das sächsische Wahl-ht geplanten Attentats abzuhalten, so hat der König bei einigem Gedächtniß möglich vergessen, daß dieselben Massen, die jetzt politisch entrechtet werden len, im Jahre 1866 seine Dynastie gerettet haben, welche damals die frivole litik des Ministers v. Beust und der Landesverrath der sächsischen Bourgeoisie den Rand des Abgrundes gebracht hatten. Die tapfere Haltung, die das hsische, von dem damaligen Kronprinzen und gegenwärtigen König geführte meekorps bei Königgrätz bewährte, machte es für Oesterreich zur unerläßlichen renpflicht, die Albertiner vor dem Schicksale zu bewahren, das die Welfen und ere deutsche Dynastengeschlechter traf. In dem sächsischen Heere kämpften aber ne Bauern und Arbeiter; die Geheimräthe der Bureaukratie und die Kommerzien-he der Bourgeoisie waren nicht darin. Auch verdankte die sächsische Krone

ihre Rettung nicht etwa der Großmuth des Siegers, des Königs Wilhelm v
Preußen, der vielmehr noch lange nachdem ihm der fette Bissen entgangen wa
einer Deputation aus Leipzig mit wehmüthigem Stoßseufzer erklärte: „Wenigste
Leipzig hätte ich gerne behalten". Die sächsische Bourgeoisie rettete 1866 ni
die Krone vor den preußischen Bajonetten, sondern mit diesen Bajonett
suchte es sie zu stürzen; sie blutete nicht auf dem Schlachtfelde von Sadowa, sonde
entfaltete nur den gemäßigten Heldenmuth, unter dem Schutze der preußisch
Kanonen Hoch- und Landesverrath zu treiben, „die Paragraphen des Albertinisch
Strafgesetzbuchs zu mißachten", wie der brave Treitschke ihr rieth. Und di
Bourgeoisie scheint uns allerdings in recht eigenthümlicher Weise auf das G
dächtniß des Königs von Sachsen zu spekuliren, wenn sie ihm zumuthet, d
er dieselben Massen, die ihm mit ihrem Blut und Knochen einmal wirklich
Dank vom Hause Oesterreich erworben haben, jetzt mit dem sprichwörtlich
„Dank vom Hause Oesterreich" abspeisen soll. Als Herr v. Beust vor dreiß
Jahren sein verwegenes Spiel mit der sächsischen Krone trieb, sprach e
wie sich der König von Sachsen gewiß auch noch erinnern wird, das ominö
Wort von den Felsenspalten der sächsischen Schweiz, worin man die darei
geworfene Krone des Hauses Wettin suchen müsse; eine Felsenspalte der sächsisch
Schweiz ist aber noch ein sehr reputirlicher Ort, verglichen mit dem Element,
das der gegenwärtige Nachfolger des Herrn v. Beust und die sächsische Bourgeoi
die sächsische Krone werfen möchten, ohne jede Aussicht, daß sie jemals wied
herausgeholt werden wird. . . .

Soviel über die thatsächlichen Voraussetzungen des Versuchs, den Kön
von Sachsen gegen die politische Entrechtung der sächsischen Bevölkerung in ihr
Masse aufzubieten. Für uns hat diese Seite des Kampfes natürlich nur e
historisches und psychologisches Interesse. Das sächsische Proletariat bedarf kein
Königs, um auf einen Schelmen anderthalbe zu setzen. Durch seine prächti
und ganz unvergleichliche Gegenwehr hat es jetzt schon mehr für die große Sac
der arbeitenden Klasse erreicht, als eine sozialdemokratische Minderheit im Lan
tage binnen zehn Jahren hätte erreichen können. Mit seiner modernen Strateg
und Taktik schlägt es die verrotteten Gewaltmittel, mit denen Metternich u
Manteuffel vor einem halben Jahrhundert schon schmählichen Bankerott gemac
haben und mit denen sich die sächsische Bourgeoisie einbildet, heute noch Sie
erfechten zu können. Den brutal-grotesken Herausforderungen, „uff die Plaine
vor die Kleinkalibrigen zu kommen, antworten die sächsischen Arbeiter mit mi
leidigem Achselzucken: die sächsische Bourgeoisie ist noch dümmer als Metterni
und Manteuffel.

Gewalt und Oekonomie bei der Herstellung des neue Deutschen Reichs.

Ein nachgelassener Aufsatz von **Friedrich Engels**.

(Fortsetzung.)

2. Preußens „deutscher Beruf", der Nationalverein und Bismarck.

Seit Friedrich II. sah Preußen in Deutschland wie in Polen ein bloße
Eroberungsgebiet, von dem man nimmt was man kriegen kann, von dem e
sich aber auch von selbst versteht, daß man es mit Anderen zu theilen ha
Theilung Deutschlands mit dem Ausland — zunächst mit Frankreich — da
war der „deutsche Beruf" Preußens seit 1740. „Je vais, je crois, jouer votr

u; si les as me viennent, nous partagerons“ [ich glaube, ich werde Euer Spiel elen; bekomme ich die Aß, so theilen wir] — das waren Friedrichs Abschieds- orte an den französischen Gesandten, als er in seinen ersten Krieg zog. Getreu sem „deutschen Beruf“ verrieth Preußen 1795 Deutschland im Basler Frieden, lligte (Vertrag vom 24. August 1796) gegen Zusicherung von Gebietszuwachs Voraus in die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich, und kassirte bei n von Rußland und Frankreich diktirten Reichsdeputationshauptschluß den Lohn s Reichsverraths auch wirklich ein. 1805 verrieth es seine Bundesgenossen Ruß- nd und Oesterreich nochmals, sobald ihm Napoleon Hannover vorhielt — den der, worauf es jedesmal anbiß — verfing sich aber in seiner eigenen Dumm- slauheit dermaßen, daß es nun doch in Krieg mit Napoleon kam und bei Jena verdiente Züchtigung erhielt. Im Nachgefühl dieser Hiebe wollte Friedrich ilhelm III. selbst nach den Siegen von 1813 und 1814 auf alle westdeutschen ßenposten verzichten, sich auf den Besitz von Nordostdeutschland beschränken, , ähnlich wie Oesterreich, möglichst aus Deutschland zurückziehen — was ganz estdeutschland in einen neuen Rheinbund unter russischer oder französischer Schutz- rschaft verwandelt hätte. Der Plan gelang nicht; ganz wider den Willen Königs wurden ihm Westfalen und die Rheinprovinz aufgezwungen und damit neuer „deutscher Beruf“.

Mit den Annexionen — den Ankauf einzelner winzigen Landfetzen aus- ommen — war es jetzt vorderhand vorbei. Im Innern kam allgemach die e junkerlich-bureaukratische Wirthschaft wieder in Flor; die in bitterer Noth n Volk gemachten Verfassungszusagen wurden beharrlich gebrochen. Aber bei dem kam das Bürgerthum auch in Preußen immer mehr auf, denn ohne dustrie und Handel war selbst der hochnasige preußische Staat jetzt eine Null. ngsam, widerhaarig, in homöopathischen Dosen mußten ökonomische Konzessionen das Bürgerthum gemacht werden. Und nach einer Seite hin boten diese nzessionen die Aussicht, Preußens „deutschen Beruf“ zu unterstützen: indem eußen, um die fremden Zollgrenzen zwischen seinen beiden Hälften zu be- igen, die anschließenden deutschen Staaten zur Zolleinigung einlud. So ent- nd der Zollverein, bis 1830 frommer Wunsch (nur Hessen-Darmstadt war getreten), dann aber, bei dem etwas rascheren Tempo der politischen und öko- nischen Bewegung, bald den größten Theil Innerdeutschlands ökonomisch an eußen annexirend. Die nichtpreußischen Küstenländer blieben bis nach 1848 h draußen.

Der Zollverein war ein großer Erfolg Preußens. Daß er einen Sieg r den österreichischen Einfluß bedeutete, war noch das Wenigste. Die Haupt- e war, daß er das ganze Bürgerthum der Mittel- und Kleinstaaten auf Seite eußens stellte. Sachsen ausgenommen, war kein deutscher Staat vorhanden, en Industrie sich nur annähernd in dem Maße entwickelt hatte wie die ußische; und das war nicht allein natürlichen und geschichtlichen Vorbedingungen huldet, sondern auch dem größeren Zollgebiet und inneren Markt. Und je- r der Zollverein sich ausbreitete und die Kleinstaaten in diesen inneren rkt aufnahm, desto mehr gewöhnten sich die angehenden Bourgeois dieser aaten, nach Preußen zu blicken als ihrer ökonomischen und dereinst auch politi- n Vormacht.

Und wie die Bourgeois sangen, so pfiffen die Professoren. Was in lin die Hegelianer philosophisch konstruirten, daß Preußen an die Spitze Deutsch- ds zu treten berufen sei, das demonstrirten in Heidelberg die Schüler Schlossers orisch, namentlich Häußer und Gervinus. Dabei war natürlich vorausgesetzt,

daß Preußen sein ganzes politisches System ändere, die Forderungen der Ide logen der Bourgeoisie erfülle.[1]

Alles dies geschah aber nicht aus besonderer Vorliebe für den preußisch Staat, wie etwa die italienischen Bourgeois Piemont als leitenden Staat acce tirten, nachdem es sich offen an die Spitze der nationalen konstitutionellen B wegung gestellt. Nein, es geschah widerwillig, die Bourgeois nahmen Preuß als das kleinste Uebel; weil Oesterreich sie von seinem Markt ausschloß, u weil Preußen, verglichen mit Oesterreich, immer noch einen gewissen bürgerlich Charakter hatte, schon wegen seiner finanziellen Filzigkeit. Zwei gute Einric tungen hatte Preußen vor anderen Großstaaten voraus; die allgemeine Weh pflicht und den allgemeinen Schulzwang. Es hatte sie eingeführt in Zeiten ve zweifelter Noth, und hatte sich, in besseren Tagen, damit begnügt, sie durch nac lässige Ausführung und absichtliche Verhunzung ihres unter Umständen gefah vollen Charakters zu entkleiden. Aber sie bestanden auf dem Papier fort, u damit erhielt sich Preußen die Möglichkeit, die in der Volksmasse schlummern potentielle Energie eines Tags in einem Grade zu entfalten, der für eine gleic Volkszahl anderswo unerreichbar blieb. Die Bourgeoisie fand sich in diese beid Einrichtungen; die persönliche Dienstpflicht der Einjährigen, also der Bourgeoi söhne, war um 1840 leicht und ziemlich wohlfeil durch Bestechung zu umgehe zumal damals in der Armee selbst nur wenig Werth auf aus kaufmännisch und industriellen Kreisen rekrutirte Landwehroffiziere gelegt wurde. Und die vo Schulzwang noch übrige, unbestreitbar in Preußen vorhandene, größere Anza von Leuten mit einer gewissen Summe von Elementarkenntnissen war der Bou geoisie im höchsten Grad nützlich; sie wurde, mit dem Fortschritt der groß Industrie, schließlich sogar ungenügend.[2] Die Klage über die sich in stark Steuern ausdrückenden hohen Kosten beider Einrichtungen wurden vornehmlich bei Kleinbürgerthum laut; die emporkommende Bourgeoisie rechnete sich heraus, d die allerdings fatalen, aber unvermeidlichen künftigen Großmachtskosten reichli durch die gesteigerten Profite aufgewogen würden.

Kurz, die deutschen Bourgeois machten sich über die preußische Lieben würdigkeit keine Illusionen. Wenn seit 1840 die preußische Hegemonie bei ihn in Ansehen kam, so geschah dies nur weil, und in dem Maß wie, die preußis Bourgeoisie, in Folge ihrer rascheren ökonomischen Entwicklung, wirthschaftli und politisch an die Spitze der deutschen Bourgeoisie trat, weil, und in dem M wie, die Rotteck und die Welcker des altkonstitutionellen Südens von den Cam hausen, Hansemann und Milde des preußischen Nordens, die Advokaten u Professoren von den Kaufleuten und Fabrikanten in den Schatten gestellt wurde Und in der That war in den preußischen Liberalen der letzten Jahre vor 184 namentlich in den rheinischen, ein ganz anders revolutionärer Hauch zu spür als in den Kantönli-Liberalen des Südens. Damals entstanden die beiden best politischen Volkslieder seit dem sechzehnten Jahrhundert, das Lied vom Bürge

[1] Die „Rheinische Zeitung“ von 1842 diskutirte von diesem Standpunkt aus Frage von der preußischen Hegemonie. Gervinus sagte mir schon im Sommer 1843 Ostende: Preußen muß an die Spitze Deutschlands treten; dazu ist aber dreierlei nöthi Preußen muß eine Verfassung geben, es muß Preßfreiheit geben, und es muß eine auswärti Politik annehmen, die Farbe hat.

[2] Noch zur Zeit des Kulturkampfs klagten mir rheinische Fabrikanten, sie könnt sonst vortreffliche Arbeiter nicht zu Aufsehern befördern wegen Mangel genügender Sch kenntnisse. Dies sei besonders in den katholischen Gegenden der Fall. [An der obigen St im Text steht noch am Rande bemerkt: „Mittelschulen für die Bourgeoisie.“ D. H.]

meister Tschech und das von der Freifrau von Droste-Vischering, über deren Frevelhaftigkeit sich heute dieselben Leute im Alter entsetzen, die 1846 flott mitsangen:

> Hatte je ein Mensch so 'n Pech
> Wie der Bürgermeister Tschech,
> Daß er diesen dicken Mann
> Auf zwei Schritt nicht treffen kann!

Aber das sollte alles bald anders werden. Die Februarrevolution kam, und die Wiener Märztage, und die Berliner Revolution vom 18. März. Die Bourgeoisie hatte gesiegt, ohne ernsthaft zu kämpfen, sie hatte den ernsthaften Kampf, als er kam, gar nicht einmal gewollt. Denn sie, die noch vor Kurzem mit dem Sozialismus und Kommunismus jener Zeit kokettirt hatte (am Rhein namentlich), merkte jetzt plötzlich, daß sie nicht nur einzelne Arbeiter gezüchtet hatte, sondern eine Arbeiter*klasse*, ein zwar noch halb im Traum befangenes, aber doch allmälig erwachendes, seiner innersten Natur nach revolutionäres Proletariat. Und dies Proletariat, das überall den Sieg für die Bourgeoisie erkämpft hatte, stellte, namentlich in Frankreich, bereits Forderungen, die mit dem Bestand der ganzen bürgerlichen Ordnung unvereinbar waren; in Paris kam es zum ersten furchtbaren Kampf zwischen beiden Klassen am 23. Juni 1848; nach viertägiger Schlacht unterlag das Proletariat. Von da an trat die Masse der Bourgeoisie in ganz Europa auf die Seite der Reaktion, verband sich mit den eben erst von ihr mit Hilfe der Arbeiter gestürzten absolutistischen Bureaukraten, Feudalen und Pfaffen gegen die Feinde der Gesellschaft, eben dieselben Arbeiter.

In Preußen geschah dies in der Form, daß die Bourgeoisie ihre eigenen gewählten Vertreter im Stich ließ, und ihrer Zersprengung durch die Regierung, im November 1848, mit heimlicher oder offener Freude zusah. Das junkerlich-bureaukratische Ministerium, das jetzt an die zehn Jahre lang in Preußen sich breit machte, mußte zwar in konstitutionellen Formen regieren, rächte sich aber dafür durch ein System kleinlicher, bisher selbst in Preußen unerhörter Chikanen und Plackereien, unter dem niemand mehr zu leiden hatte als die Bourgeoisie. Diese aber war bußfertig in sich gegangen, nahm die herabregnenden Hiebe und Tritte demüthig hin, als Strafe für ihre einstigen revolutionären Gelüste, und lernte jetzt allmälig das denken, was sie später aussprach: Hunde sind wir ja doch!

Da kam die Regentschaft. Um seine Königstreue zu beweisen, hatte Manteuffel den Thronfolger, jetzigen Kaiser,[1] gerade so mit Spionen umgeben lassen, wie jetzt Puttkamer die Redaktion des Sozialdemokrat. Als der Thronfolger Regent wurde, erhielt Manteuffel natürlich sofort einen beseitigenden Fußtritt, und die neue Aera brach an. Es war nur ein Dekorationswechsel. Der Prinzregent geruhte, den Bourgeois zu erlauben, wieder liberal zu sein. Die Bourgeois machten mit Vergnügen Gebrauch von dieser Erlaubniß, bildeten sich aber ein, sie hätten jetzt das Heft in der Hand, der preußische Staat müsse nach ihrer Pfeife tanzen. Das war aber keineswegs die Absicht „in maßgebenden Kreisen", wie der Reptilienstil lautet. Die Armeereorganisation sollte der Preis sein, mit dem die liberalen Bourgeois die neue Aera bezahlten. Die Regierung verlangte damit nur die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht bis zu dem Grad, der um 1816 üblich gewesen. Vom Standpunkt der liberalen Opposition ließ sich dagegen absolut nichts sagen, das nicht ihren eigenen Phrasen von Preußens Machtstellung und deutschem Beruf ebenfalls ins Gesicht geschlagen hätte. Die liberale Opposition knüpfte aber an ihre Bewilligung die Bedingung der gesetz-

[1] Das heißt Wilhelm I. D. H.

lichen zweijährigen Maximaldienstzeit. Dies war an sich ganz rationell, es fru
sich aber, ob diese zu erzwingen sei, ob die liberale Bourgeoisie des Landes berei
sei, für diese Bedingung bis zum Aeußersten, mit Gut und Blut einzustehen
Die Regierung beharrte fest auf drei Dienstjahren, die Kammer auf zwei; de
Konflikt brach aus. Und mit dem Konflikt in der Militärfrage wurde die äußer
Politik wieder entscheidend, auch für die innere. [Hier folgt ein Zeichen für ein
einzuschiebende Stelle. D. H.]

Wir haben gesehen, wie Preußen durch seine Haltung im Krimkrieg und
im italienischen Krieg sich um den letzten Rest von Achtung gebracht hatte. Dies
jämmerliche Politik fand eine theilweise Entschuldigung im schlechten Zustand de
Armee. Da man auch schon vor 1848 ohne ständische Bewilligung keine neuen
Steuern auflegen oder Anleihen aufnehmen konnte, aber auch keine Stände daz
einberufen wollte, war nie Geld genug für die Armee vorhanden, und dies
verkam unter der grenzenlosen Knickerei gänzlich. Der unter Friedrich Wilhelm III
eingerissene Paraden- und Kamaschengeist that den Rest. Wie hilflos dies
Paradearmee sich 1848 auf den dänischen Schlachtfeldern bewies, kann man beim
Grafen Waldersee nachlesen. Die Mobilmachung 1850 war ein vollständiges
Fiasko; es fehlte an allem, und was vorhanden, war meist untauglich. Dem
war nun zwar durch Geldbewilligung von Seiten der Kammern abgeholfen; die
Armee war aus dem alten Schlendrian aufgerüttelt worden, der Felddienst ver-
drängte, wenigstens großentheils, den Paradedienst. Aber die Stärke der Armee
war noch immer dieselbe wie um 1820, während alle anderen Großmächte,
namentlich Frankreich, von dem gerade jetzt die Gefahr drohte, ihre Heeresmacht
bedeutend gesteigert hatten. Und dabei bestand in Preußen allgemeine Wehrpflicht;
jeder Preuße war Soldat auf dem Papier, während doch die Bevölkerung von
10½ Millionen (1817) auf 17¾ Millionen (1858) gestiegen war, und die
Rahmen der Armee nicht hinreichten, mehr als ein Drittel der wehrfähigen Leute
aufzunehmen und auszubilden. Jetzt verlangte die Regierung eine Verstärkung
der Armee, die fast genau dem seit 1817 eingetretenen Bevölkerungszuwachs
entsprach. Aber dieselben liberalen Abgeordneten, die in einem fort von der Re-
gierung verlangten, sie solle an die Spitze Deutschlands treten, Deutschlands
Machtstellung nach Außen wahren, sein Ansehen unter den Nationen wiederher-
stellen — diese selben Leute knickerten und schacherten und wollten nichts bewilligen,
es sei denn auf Grund der zweijährigen Dienstzeit. Hatten sie denn die Macht,
ihren Willen, auf dem sie so hartnäckig bestanden, auch durchzusetzen? Stand denn
das Volk oder auch nur die Bourgeoisie hinter ihnen, zum Losschlagen bereit?

Im Gegentheil. Die Bourgeoisie jubelte ihren Redekämpfen gegen Bis-
marck zu, aber in Wirklichkeit organisirte sie eine Bewegung, die, wenn auch
unbewußt, so doch thatsächlich gegen die Politik der preußischen Kammermehrheit
gerichtet war. Die Eingriffe Dänemarks in die holsteinische Verfassung, die ge-
waltsamen Dänisirungsversuche in Schleswig entrüsteten den deutschen Bürger.
Von den Großmächten geschuhriegelt zu werden, das war er gewohnt; aber von
dem kleinen Dänemark Fußtritte zu erhalten, das entflammte seinen Zorn. Der
Nationalverein wurde gebildet; die Bourgeoisie gerade der Kleinstaaten bildete
seine Stärke. Und der Nationalverein, durch und durch liberal wie er war,
verlangte vor allen Dingen nationale Einigung unter Führung Preußens, eines
liberalen Preußens womöglich, eines wie immer beschaffenen Preußens im Noth-
fall. Daß endlich einmal voran gemacht, daß die elende Stellung der Deutschen
auf dem Weltmarkt als Menschen zweiter Klasse beseitigt, daß Dänemark ge-
züchtigt, den Großmächten in Schleswig-Holstein die Zähne gezeigt würden, das

var es vor Allem, was der Nationalverein forderte. Und dabei war jetzt die Forderung der preußischen Spitze von allen den Unklarheiten und Duseleien befreit, die ihr bis 1850 noch angehaftet hatten. Man wußte ganz genau, daß sie die Hinauswerfung Oesterreichs aus Deutschland, die thatsächliche Beseitigung der kleinstaatlichen Souveränetät bedeute, und daß Beides ohne den Bürgerkrieg und ohne Theilung Deutschlands nicht zu haben war. Aber man fürchtete den Bürgerkrieg nicht mehr und die Theilung zog nur das Facit aus der österreichischen Zollabsperrung. Die Industrie und der Handel Deutschlands hatten sich zu einer Höhe entwickelt, das Netz deutscher Handelshäuser, das den Weltmarkt umspannte, war so ausgebreitet und so dicht geworden, daß die Kleinstaaterei zu Hause und die Recht- und Schutzlosigkeit im Ausland nicht länger zu ertragen waren. Und während die stärkste politische Organisation, die die Bourgeoisie je besessen, ihnen dies thatsächliche Mißtrauensvotum gab, feilschten die Berliner Abgeordneten an der Dienstzeit herum!

Das war die Lage, als Bismarck sich anschickte, in die äußere Politik thätig einzugreifen.

Bismarck ist Louis Napoleon, übersetzt aus dem französischen abenteuernden Kronprätendenten in den preußischen Krautjunker und deutschen Korpsburschen. Ganz wie Louis Napoleon, ist Bismarck ein Mann von großem, praktischem Verstand und großer Schlauheit, ein geborner und geriebener Geschäftsmann, der unter anderen Umständen auf der New Yorker Börse den Vanderbilts und Jay Goulds den Rang streitig gemacht hätte, wie er denn auch sein Privatschäfchen hübsch ins Trockene gebracht hat. Mit diesem entwickelten Verstand auf dem Gebiet des praktischen Lebens ist aber häufig eine entsprechende Beschränktheit des Gesichtskreises verknüpft, und hierin übertrifft Bismarck seinen französischen Vorgänger. Denn dieser hatte doch seine „napoleonischen Ideen“ während seiner Vagabundenzeit sich selbst herausgearbeitet — sie waren auch darnach —, während Bismarck, wie wir sehen werden, nie auch nur die Spur einer eigenen politischen Idee zu Stande brachte, sondern nur die fertigen Ideen Anderer sich zurecht kombinirte. Diese Bornirtheit war aber gerade sein Glück. Ohne sie hätte er es nie fertig gebracht, die ganze Weltgeschichte vom spezifisch preußischen Gesichtspunkt aus sich vorzustellen; und hatte diese seine stockpreußische Weltanschauung ein Loch, wodurch das Tageslicht hineindrang, so war er irr an seiner ganzen Mission und es war aus mit seiner Glorie. Freilich, als er seine besondere, ihm von Außen vorgeschriebene Mission in seiner Weise erfüllt hatte, da war er dann auch am Ende seines Lateins; wir werden sehen, zu welchen Sprüngen er genöthigt war in Folge seines absoluten Mangels an rationellen Ideen und seiner Unfähigkeit, die von ihm selbst geschaffene geschichtliche Lage zu begreifen.

Wenn Louis Napoleon durch seine Vergangenheit sich angewöhnt hatte, in der Wahl seiner Mittel wenig Rücksichten zu beobachten, so lernte Bismarck aus der Geschichte der preußischen Politik, namentlich der des sogenannten großen Kurfürsten und Friedrichs II., darin noch weniger skrupulös zu verfahren, wobei er sich das erhebende Bewußtsein erhalten konnte, er bleibe hierin der vaterländischen Tradition getreu. Sein Geschäftsverstand lehrte ihn, seine Junkergelüste zurückzudrängen, wo es sein mußte; als dies nicht mehr nöthig schien, traten sie wieder grell hervor; es war dies freilich ein Zeichen des Niedergangs. Seine politische Methode war die des Korpsburschen; die burlesk-wörtliche Interpretation des Bierkomments, wodurch man sich auf der Korpskneipe aus der Schlinge zieht, wandte er in der Kammer ganz ungenirt auf die preußische Verfassung an; sämmtliche Neuerungen, die er in die Diplomatie eingeführt, sind

dem Korpsstudententhum entlehnt. Wenn aber Louis Napoleon oft in entscheidenden Momenten unsicher wurde, wie beim Staatsstreich 1851, wo Morny ihm positiv Gewalt anthun mußte, damit er das Angefangene auch durchführe, und wie am Vorabend des Kriegs 1870, wo seine Unsicherheit ihm seine ganze Stellung verdarb, so muß man Bismarck nachsagen, daß ihm das nie passirt ist. Den hat seine Willenskraft nie im Stich gelassen; viel eher schlug sie in offene Brutalität um. Und hierin vor allem liegt das Geheimniß seiner Erfolge. Sämmtlichen in Deutschland herrschenden Klassen, Junkern wie Bourgeois, ist der letzte Rest von Energie so sehr abhanden gekommen, es ist im „gebildeten" Deutschland so sehr Sitte geworden, keinen Willen zu haben, daß der einzige Mann unter ihnen, der wirklich noch einen Willen hat, eben dadurch zu ihrem größten Mann und zum Tyrannen über sie alle geworden ist, vor dem sie wider besseres Wissen und Gewissen, wie sie selbst es nennen, bereitwillig „über den Stock springen". Allerdings, im „ungebildeten" Deutschland ist man noch nicht so weit; das Arbeitervolk hat gezeigt, daß es einen Willen hat, mit dem auch der starke Wille Bismarcks nicht fertig wird.

Eine brillante Laufbahn lag vor unserem altmärkischen Junker, wenn er nur Muth und Verstand hatte zuzugreifen. War nicht Louis Napoleon der Abgott der Bourgeoisie gerade dadurch geworden, daß er ihr Parlament zersprengt, aber ihre Profite erhöht hatte? Und hatte Bismarck nicht dieselben Geschäftstalente, die die Bourgeois so sehr an dem falschen Napoleon bewunderten? Zog es ihn nicht nach seinem Bleichröder, wie Louis Napoleon nach seinem Fould? Lag nicht 1864 in Deutschland ein Widerspruch vor zwischen den Bourgeoisvertretern in der Kammer, die an der Dienstzeit abknickern wollten, und den Bourgeois draußen im Nationalverein, die um jeden Preis nationale Thaten wollten, Thaten, wozu man Militär braucht? Ein ganz ähnlicher Widerspruch, wie der in Frankreich 1851 zwischen den Bourgeois in der Kammer, die die Macht des Präsidenten im Zaum halten, und den Bourgeois draußen, die Ruhe und starke Regierung wollten, Ruhe um jeden Preis — und welchen Widerspruch Louis Napoleon gelöst hatte, indem er die Parlamentskrakehler zersprengte und der Masse der Bourgeois Ruhe gab? Lagen die Dinge in Deutschland nicht noch viel sicherer für einen kühnen Griff? War nicht der Reorganisationsplan fix und fertig geliefert von der Bourgeoisie, und verlangte nicht sie selbst laut nach dem energischen preußischen Staatsmann, der ihren Plan ausführen, Oesterreich von Deutschland ausschließen, die Kleinstaaten unter Preußens Vorherrschaft einigen sollte? Und wenn man dabei die preußische Verfassung etwas unsanft behandeln, die Ideologen in und außerhalb der Kammer nach Verdienst bei Seite schieben mußte, konnte man nicht, wie Louis Bonaparte, sich auf das allgemeine Stimmrecht stützen? Was konnte demokratischer sein, als die Einführung des allgemeinen Stimmrechts? Hatte Louis Napoleon nicht seine gänzliche Gefahrlosigkeit — bei richtiger Behandlung — dargethan? Und bot nicht gerade dies allgemeine Stimmrecht das Mittel, an die großen Volksmassen zu appelliren, ein Bischen mit der neuerstehenden sozialen Bewegung zu kokettiren, wenn die Bourgeoisie sich widerhaarig erwies?

Bismarck griff zu. Es galt, den Staatsstreich Louis Napoleons zu wiederholen, der deutschen Bourgeoisie die wirklichen Machtverhältnisse handgreiflich klar zu machen, ihre liberalen Selbsttäuschungen gewaltsam zu zersprengen, aber ihre mit den preußischen Wünschen zusammenfallenden nationalen Forderungen durchzuführen. Zunächst bot Schleswig-Holstein die Handhabe zum Handeln. Das Terrain der auswärtigen Politik war vorbereitet. Der russische Zar war durch

die von Bismarck 1863 gegen die insurgirten Polen geleisteten Schergendienste gewonnen; Louis Napoleon war ebenfalls bearbeitet worden und konnte seine Gleichgiltigkeit, wo nicht seine stille Begünstigung der Bismarckschen Pläne durch sein geliebtes „Nationalitätsprinzip“ entschuldigen; in England war Palmerston Premierminister, hatte aber den kleinen Lord John Russell nur zu dem Zweck ins auswärtige Amt gesetzt, damit er sich dort recht lächerlich mache. Oesterreich aber war Preußens Konkurrent um die Vorherrschaft in Deutschland und durfte sich gerade in dieser Angelegenheit um so weniger von Preußen den Rang ablaufen lassen, als es 1850 und 1851 als Büttel des Kaisers Nikolaus in Schleswig-Holstein sich in der That noch gemeiner benommen hatte, als selbst Preußen. Die Lage war also äußerst günstig. So sehr Bismarck Oesterreich haßte, und so gern Oesterreich an Preußen hinwiederum sein Müthchen gekühlt hätte, so blieb ihnen beim Tode Friedrichs VII. von Dänemark doch nichts Anderes übrig, als gemeinsam — unter stillschweigender russischer und französischer Erlaubniß — gegen Dänemark einzuschreiten. Der Erfolg war im Voraus gesichert, solange Europa neutral blieb; dies war der Fall, die Herzogthümer wurden erobert und im Frieden abgetreten.

Preußen hatte bei diesem Kriege den Nebenzweck gehabt, seine seit 1850 nach neuen Grundsätzen ausgebildete und 1860 reorganisirte und verstärkte Armee vor dem Feinde zu versuchen. Sie hatte sich über alles Erwarten gut bewährt, und zwar in den verschiedensten Kriegslagen. Daß das Zündnadelgewehr dem Vorderlader weit überlegen sei und daß man verstehe, es richtig zu gebrauchen, bewies das Gefecht bei Lyngby in Jütland, wo achtzig hinter einem Knick postirte Preußen durch ihr Schnellfeuer die dreifache Anzahl Dänen in die Flucht schlugen. Gleichzeitig hatte man Gelegenheit, zu bemerken, wie die Oesterreicher aus dem italienischen Kriege und der Fechtart der Franzosen nur die Lehre gezogen hatten, das Schießen tauge nichts, der wahre Soldat müsse alsbald mit dem Bajonett den Feind werfen, und schrieb sich das hinter die Ohren, da man sich eine willkommenere feindliche Taktik vor den Mündungen der Hinterlader gar nicht wünschen konnte. Und um die Oesterreicher baldmöglichst in Stand zu setzen, sich hiervon praktisch zu überzeugen, überantwortete man beim Frieden die Herzogthümer der gemeinsamen Souverainetät Oesterreichs und Preußens, schuf also eine rein provisorische Lage, die Konflikte über Konflikte erzeugen mußte, und es dadurch ganz in Bismarcks Hand legte, wann er einen solchen Konflikt zu seinem großen Streich gegen Oesterreich benutzen wollte. Bei der Sitte der preußischen Politik, eine günstige Situation „rücksichtslos bis aufs Aeußerste auszunutzen“, wie Herr v. Sybel das nennt, war es selbstverständlich, daß unter dem Vorwande der Befreiung Deutscher von dänischem Druck an 200 000 dänische Nordschleswiger mit an Deutschland annektirt wurden. Wer aber leer ausging, das war der schleswig-holsteinische Thronkandidat der Kleinstaaten und der deutschen Bourgeoisie, der Herzog von Augustenburg.

So hatte Bismarck in den Herzogthümern der deutschen Bourgeoisie ihren Willen gegen ihren Willen gethan. Er hatte die Dänen vertrieben, hatte dem Auslande Trotz geboten, und das Ausland hatte sich nicht gerührt. Aber die Herzogthümer, kaum befreit, wurden als erobertes Land behandelt, gar nicht um ihren Willen befragt, sondern kurzer Hand zwischen Oesterreich und Preußen provisorisch getheilt. Preußen war wieder eine Großmacht geworden, war nicht mehr das fünfte Rad am europäischen Wagen; die Erfüllung der nationalen Wünsche der Bourgeoisie war im besten Zuge, aber der gewählte Weg war nicht der liberale der Bourgeoisie. Der preußische Militärkonflikt dauerte also fort,

wurde sogar immer unlösbarer. Der zweite Akt der Bismarckschen Haupt- und Staatsaktion mußte eingeleitet werden.

Der dänische Krieg hatte einen Theil der nationalen Wünsche erfüllt. Schleswig-Holstein war „befreit", das Warschauer und Londoner Protokoll, worin die Großmächte Deutschlands Erniedrigung vor Dänemark besiegelt, war ihnen zerrissen vor die Füße geworfen und sie hatten nicht gemuckt. Oesterreich und Preußen standen wieder zusammen, die Truppen beider hatten nebeneinander gesiegt, und kein Potentat dachte mehr daran, deutsches Gebiet anzutasten. Louis Napoleons Rheingelüste, bisher durch anderweitige Beschäftigung — die italienische Revolution, den polnischen Aufstand, die dänischen Verwicklungen, endlich den Zug nach Mexiko — in den Hintergrund gedrängt, hatten jetzt keine Aussicht mehr. Für einen konservativen preußischen Staatsmann war also die Weltlage, nach außen hin, ganz nach Wunsch. Aber Bismarck war bis 1871 nie, und damals erst recht nicht, konservativ, und die deutsche Bourgeoisie war keineswegs befriedigt.

Das deutsche Bürgerthum bewegte sich nach wie vor in dem bekannten Widerspruch. Einerseits verlangte es die ausschließliche politische Macht für sich, d. h. für ein aus der liberalen Kammermajorität gewähltes Ministerium; und ein solches Ministerium hätte einen zehnjährigen Kampf mit dem durch die Krone vertretenen alten System zu führen gehabt, bis seine neue Machtstellung definitiv anerkannt war; also zehn Jahre innerer Schwächung. Andererseits aber forderte es eine revolutionäre Umgestaltung Deutschlands, die nur durch die Gewalt, also nur durch eine thatsächliche Diktatur, durchführbar war. Und dabei hatte das Bürgerthum von 1848 an Schlag auf Schlag, in jedem entscheidenden Moment, den Beweis geliefert, daß es auch nicht die Spur der nöthigen Energie besaß, um, sei es das Eine, sei es das Andere durchzusetzen — geschweige beides. Es giebt in der Politik nur zwei entscheidende Mächte: die organisirte Staatsgewalt, die Armee, und die unorganisirte, elementare Gewalt der Volksmassen. An die Massen zu appelliren, hatte das Bürgerthum 1848 verlernt; es fürchtete sie noch mehr als den Absolutismus. Die Armee aber stand keineswegs zu seiner Verfügung. Wohl aber zur Verfügung Bismarcks.

Bismarck hatte in dem noch andauernden Verfassungskonflikt die parlamentarischen Forderungen der Bourgeoisie aufs Aeußerste bekämpft. Aber er brannte vor Begierde, ihre nationalen Forderungen durchzuführen; stimmten sie doch mit den geheimsten Herzenswünschen der preußischen Politik. Wenn er jetzt nochmals der Bourgeoisie gegen ihren Willen den Willen that, wenn er die Einigung Deutschlands, wie die Bourgeoisie sie formulirt hatte, zur Wahrheit machte, so war der Konflikt von selbst beseitigt und Bismarck mußte ebenso der Abgott der Bourgeois werden, wie sein Vorbild Louis Napoleon.

Die Bourgeoisie lieferte ihm das Ziel, Louis Napoleon den Weg zum Ziel; die Ausführung allein blieb Bismarcks Werk.

Um Preußen an die Spitze Deutschlands zu stellen, mußte man nicht nur Oesterreich mit Gewalt aus dem deutschen Bunde treiben, sondern auch die Kleinstaaten unterwerfen. Ein solcher frischer fröhlicher Krieg Deutscher gegen Deutsche war in der preußischen Politik ja von jeher das Hauptmittel der Gebietserweiterung gewesen; vor so etwas fürchtete sich kein braver Preuße. Ebenso wenig konnte das zweite Hauptmittel irgendwie Bedenken erregen: die Allianz mit dem Auslande gegen Deutsche. Den sentimentalen Alexander von Rußland hatte man in der Tasche. Louis Napoleon hatte den piemontesischen Beruf Preußens in Deutschland nie verkannt und war ganz bereit, mit Bismarck ein Geschäftchen zu machen. Konnte er, was er brauchte, auf friedlichem Wege

erhalten, in der Form von Kompensationen, so zog er das vor. Auch brauchte er ja nicht das ganze linke Rheinufer auf einmal; gab man es ihm stückweise, je einen Streifen für jeden neuen Vorschritt Preußens, so war das weniger auffällig und führte doch zum Ziel. Wog doch in den Augen der französischen Chauvins eine Quadratmeile am Rhein ganz Savoyen und Nizza auf. Mit Louis Napoleon wurde also verhandelt, seine Erlaubniß zur Vergrößerung Preußens und zu einem norddeutschen Bund erwirkt. [Hier zwischengeschrieben: „Theilung — Mainlinie". D. H.] Daß ihm dafür ein Stück deutsches Gebiet am Rhein angeboten worden, ist außer Zweifel; in den Verhandlungen mit Govone sprach Bismarck von Rheinbayern und Rheinhessen. Er hat dies zwar nachher abgeleugnet. Aber ein Diplomat, namentlich ein preußischer, hat seine eigenen Ansichten über die Grenzen, innerhalb deren man berechtigt oder sogar verpflichtet ist, der Wahrheit gelinde Gewalt anzuthun. Die Wahrheit ist ja ein Frauenzimmer, hat's also, nach der Junkervorstellung, eigentlich ganz gern. Louis Napoleon war nicht so dumm, die Vergrößerung Preußens zu gestatten, ohne daß Preußen ihm Kompensation versprach; eher hätte Bleichröder Geld ohne Zinsen ausgeliehen. Aber er kannte seine Preußen nicht genug und wurde schließlich doch geprellt. Kurz und gut, nachdem er sicher gemacht war, verband man sich mit Italien zum „Stoß ins Herz".

Der Philister verschiedener Länder hat sich über diesen Ausdruck tief entrüstet. Ganz mit Unrecht. A la guerre comme à la guerre. Der Ausdruck beweist blos, daß Bismarck den deutschen Bürgerkrieg 1866 für das erkannte, was er war, nämlich eine Revolution, und daß er bereit war, diese Revolution durchzusetzen mit revolutionären Mitteln. Und das that er. Sein Verfahren gegenüber dem Bundestag war revolutionär. Statt sich der verfassungsmäßigen Entscheidung der Bundesbehörden zu unterwerfen, warf er ihnen Bundesbruch vor — eine reine Ausrede —, sprengte den Bund, proklamirte eine neue Verfassung mit einem durch das revolutionäre allgemeine Stimmrecht gewählten Reichstag und verjagte schließlich den Bundestag aus Frankfurt. In Oberschlesien richtete er eine ungarische Legion ein unter dem Revolutionsgeneral Klapka und anderen Revolutionsoffizieren, deren Mannschaft, ungarische Ueberläufer und Kriegsgefangene, Krieg führen sollte gegen ihren eigenen legitimen Kriegsherrn.[1] Nach Eroberung Böhmens erließ Bismarck eine Proklamation „an die Bewohner des glorreichen Königreichs Böhmen", deren Inhalt den Traditionen der Legitimität ebenfalls arg ins Gesicht schlug. Im Frieden nahm er für Preußen die sämmtlichen Besitzungen dreier legitimer deutscher Bundesfürsten und einer freien Stadt weg, ohne daß diese Verjagung von Fürsten, die nicht minder „von Gottes Gnaden" waren, als der König von Preußen, sein christliches und legitimistisches Gewissen irgendwie beschwerten. Kurz, es war eine vollständige Revolution, mit revolutionären Mitteln durchgeführt. Wir sind natürlich die Letzten, ihm daraus einen Vorwurf zu machen. Was wir ihm vorwerfen, ist im Gegentheil, daß er nicht revolutionär genug, daß er nur preußischer Revolutionär von Oben war, daß er eine ganze Revolution anfing in einer Stellung, wo er nur eine halbe durchführen konnte, daß er, einmal auf der Bahn der Annexionen, mit vier lumpigen Kleinstaaten zufrieden war.

Nun aber kam der kleine Napoleon hinterdrein gehinkt und forderte seinen Lohn. Er hätte während des Krieges am Rhein nehmen können, was ihm

[1] Hier steht am Rand: „Eid!" Die österreichischen Ueberläufer wurden aufgemuntert, ihren Eid zu brechen. D. H.

gefiel; nicht nur das Land, auch die Festungen waren entblößt. Er zauderte; er erwartete einen langwierigen, beide Theile ermattenden Krieg — und nun kamen diese raschen Schläge, die Niederwerfung Oesterreichs binnen acht Tagen. Er forderte zuerst — was Bismarck dem General Govone als mögliches Entschädigungsgebiet bezeichnet — Rheinbayern und Rheinhessen mit Mainz. Das aber konnte Bismarck jetzt nicht mehr geben, selbst wenn er gewollt hätte. Die gewaltigen Erfolge des Krieges hatten ihm neue Verpflichtungen auferlegt. In dem Augenblick, wo Preußen sich zum Schutz und Schirm Deutschlands aufwarf, konnte es nicht den Schlüssel des Mittelrheins, Mainz, an das Ausland verschachern. Bismarck schlug ab. Louis Napoleon ließ mit sich handeln; er verlangte nur noch Luxemburg, Landau, Saarlouis und das Saarbrücker Kohlenrevier. Aber auch dies konnte Bismarck nicht mehr abtreten, um so weniger, als hier auch preußisches Gebiet beansprucht wurde. Warum hatte Louis Napoleon nicht selbst zugegriffen, zur rechten Zeit, als die Preußen in Böhmen festsaßen? Genug, aus den Kompensationen für Frankreich wurde nichts. Daß das einen späteren Krieg mit Frankreich bedeutete, wußte Bismarck; aber das war ihm gerade recht.

In den Friedensschlüssen nutzte Preußen diesmal die günstige Lage nicht so rücksichtslos aus, als dies sonst, im Glück, seine Gewohnheit war. Und aus guten Gründen. Sachsen und Hessen-Darmstadt wurden in den neuen norddeutschen Bund gezogen und wurden schon deshalb geschont. Bayern, Württemberg und Baden mußten glimpflich behandelt werden, weil Bismarck die geheimen Schutz- und Trutzbündnisse mit ihnen abzuschließen hatte. Und Oesterreich — hatte nicht Bismarck ihm einen Dienst erwiesen, indem er die traditionellen Verwicklungen zerhieb, die es an Deutschland und Italien fesselten? Hatte er ihm nicht erst jetzt die langersehnte unabhängige Großmachtstellung verschafft? Hatte er nicht in der That besser gewußt, als Oesterreich selbst, was Oesterreich diente, als er es in Böhmen besiegte? Mußte nicht Oesterreich, bei richtiger Behandlung, einsehen, daß die geographische Lage, die gegenseitige Verschränkung beider Länder, das preußisch-geeinte Deutschland zu seinem nothwendigen und natürlichen Bundesgenossen machte?

So kam es, daß Preußen zum ersten Male seit seinem Bestehen sich mit dem Schimmer der Großmuth umgeben konnte, weil es — mit der Wurst nach dem Schinken warf. (Fortsetzung folgt.)

Der Terminhandel und die Getreidepreise.

Ein Theil der „Noth der Landwirthschaft“ liegt bekanntlich, nach der Auffassung der Agrarier, auch im Getreideterminhandel, und die Börsengesetzkommission hat daher auch jüngst den famosen Beschluß gefaßt, den Terminhandel mit Getreide gänzlich zu verbieten.[1] Es ist deshalb interessant, den thatsächlich statt-

[1] Bei dieser Gelegenheit möchten wir eine Bemerkung machen über den Antrag, der Genosse Schönlank in der Börsengesetz-Kommission eingebracht und den diese auch als § 72 a angenommen hat. Derselbe lautet:

„Mit Gefängniß bis zu einem Jahre wird bestraft:

1) wer sich für die Veröffentlichung von Zeitungsartikeln, durch die der Kurs von Werthpapieren beeinflußt oder das Publikum zum An- oder Verkauf von Werthpapieren veranlaßt werden soll, oder für die Abfassung derartiger Zeitungsartikel oder für die Unterbringung von solchen in Zeitungen Vor-

indenden Zusammenhang zwischen den Getreidepreisen und dem „Differenzgeschäft" u untersuchen.

Das statistische Material dazu liefert uns ein älterer Jahrgang der „Zeitchrift des preußischen Statistischen Bureaus". Im Jahre 1868 hat hier Dr. G. Cohn ine Zusammenstellung der wirklichen Roggenpreise in Berlin und der Terminurse auf gleichem Platze für die Jahre 1850 bis 1867 veröffentlicht. Auf Grund ieser Zusammenstellung gelangen wir zur folgenden allgemeinen Uebersicht (zu emerken ist, daß die Getreidetermine diese sind: im Frühjahr auf Herbst, und im Herbst auf Frühjahr, und daß der Preis in Thalern pro Wispel angegeben ist):

Im Jahre	Wirklicher Roggenpreis	Kurs auf nächsten Termin	Im Jahre	Wirklicher Roggenpreis	Kurs auf nächsten Termin
Herbst 1850 . .	34	38½	Frühling 1860 . .	48½	48¾
Frühling 1851 . .	31	35¾	Herbst 1860 . .	50½	47
Herbst 1851 . .	46¾	46½	Frühling 1861 . .	46	46¾
Frühling 1853 . .	47½	49	Herbst 1861 . .	51¾	51½
Herbst 1853 . .	65¾	62	Frühling 1862 . .	50½	48
Frühling 1854 . .	68	61	Herbst 1862 . .	50¼	46
Herbst 1855 . .	83	78½	Frühling 1863 . .	45	48
Frühling 1856 . .	67¾	59	Herbst 1863 . .	37½	39¼
Herbst 1856 . .	50½	49	Frühling 1864 . .	36	40½
Frühling 1857 . .	42	47	Herbst 1864 . .	33½	35½
Herbst 1857 . .	42	45½	Frühling 1865 . .	37	42¾
Frühling 1858 . .	35	41¾	Herbst 1865 . .	44¾	47¼
Herbst 1858 . .	43½	45¼	Frühling 1866 . .	41¾	43
Frühling 1859 . .	40¾	39½	Herbst 1866 . .	50¼	48¼
Herbst 1859 . .	42½	41	Frühling 1867 . .	60¾	55

Man sieht, mit welcher zitternden Angst die Spekulation sich an die Marktreise hält. Sie thut eigentlich nichts Anderes, als daß sie die momentanen Markt=

theile gewähren oder versprechen läßt. Das übliche Schriftstellerhonorar fällt nicht hierunter;

2) wer sich für Zeitungsanzeigen, durch die der Kurs von Werthpapieren beeinflußt oder das Publikum zum An= oder Verkauf von Werthpapieren veranlaßt werden soll, Vortheile gewähren oder versprechen läßt, die den bei der betreffenden Zeitung allgemein üblichen Preis für die Aufnahme derartiger Anzeigen übersteigt;

3) wer sich für Nichtaufnahme von Artikeln oder Anzeigen der zu 1 und 2 bezeichneten Art Vortheile gewähren oder versprechen läßt.

„Neben der Gefängnißstrafe kann auf Geldstrafe bis zu 20 000 Mark erkannt werden.

„Auch kann bei Verurtheilungen wegen der zu 1, 2, 3 bezeichneten Handlungen auf Erstattung der gezahlten Beiträge, bezw. des Werths der gewährten Vortheile an die Reichskasse erkannt werden.

„Was vorstehend von Zeitungsartikeln und Anzeigen, die Werthpapiere betreffen, bestimmt ist, gilt auch von solchen, die sich auf börsenmäßig gehandelte Waaren beziehen.

„Mit denselben Strafen wird der belegt, der andere zu den unter 1, 2, 3 mit Strafe bedrohten Vergehen anstiftet oder anzustiften versucht."

Dieser Antrag ist jedenfalls sehr gut gemeint, er erregte aber in uns sehr schwere edenken. Was will er? Die Preßkorruption durch den Staatsanwalt bekämpfen.

Wir haben zum Staatsanwalt als Vorkämpfer einer höheren Sittlichkeit ebenso enig Zutrauen wie zur Polizei. Wir bekämpfen die polizeiliche Sittenkontrolle, denn ir wissen, sie ist nur ein Mittel, die Prostituirten zu degradiren; wie bekämpfen die polizeihe Ueberwachung des Kolportagebuchhandels, denn nicht die Schundliteratur wird dadurch

preise, mit kleiner Modifikation, für später anbietet. Von Voraussicht der Zukunf keine Spur.

G. Cohn freilich geräth in Be- und Verwunderung über die geschäftsmäßig Voraussicht der Spekulanten. Dieser verheißungsvolle Jüngling, in dem sich scho damals der zukünftige Verfasser der Tischgespräche über alles und noch mehr, genann „System der Nationalökonomie", regte, verglich nämlich nicht die Marktpreise mi den zu gleicher Zeit abgeschlossenen Terminpreisen, sondern die Terminkurse mi den später, zur Zeit der Ablieferung, eingetretenen Marktpreisen, und obwohl e Differenzen von 20, 30 Prozent herausfindet, geräth er doch in gerechte Verwunderung darob, daß die Unterschiede nicht größer sind, da thatsächlich gar kein Grund vorliegt, warum sie es nicht sein sollten. Was G. Cohn hier auf das Konto de spekulativen Voraussicht setzt, ist nur die wirkliche Preisbewegung, als deren Reflex die Terminpreise erscheinen.

Was die Richtung der Spekulation anbetrifft, d. h. ob Baisse oder Hausse, so zeigt sich hier womöglich eine noch elendere Zaghaftigkeit. Unsere Tabelle beginnt mit einer Haussespekulation, d. h. die Spekulanten zahlen etwas über den Marktpreis, weil sie eine Preiserhöhung erwarten. Da die Marktpreise wirklich steigen, so hält sie an bis Herbst 1853. Aber jetzt wird schon die Spekulation ängstlich. Sie wagt nicht mehr, weiter zu steigern, und bleibt hinter dem Marktpreis zurück. Trotzdem die Marktpreise bis Frühling 1856 unausgesetzt steigen, geht die Spekulation immer auf Baisse. Ihre ängstlichen Befürchtungen werden von Periode zu Periode Lügen gestraft, aber desto größer sind die Profite, die sie ob ihrer un-

---

gefährdet, sondern jene Literatur, die am erfolgreichsten der Schundliteratur entgegenwirken kann. Und jetzt sollen wir dafür eintreten, daß dem Staatsanwalt erhöhte Macht über die Presse eingeräumt wird! Sind unsere Erfahrungen mit den deutschen Staatsanwälten wirklich darnach angethan, daß man ihre Machtbefugnisse in so horrender Weise erweitert? Glaubt Schönlank wirklich, die Staatsanwälte würden, wenn sein Antrag Gesetz würde, sofort einen Kreuzzug zur Versittlichung der korrumpirten Presse beginnen? Oder würden sie nicht die Splitter im Auge der oppositionellen Presse suchen und die Balken im Auge der regierungsfreundlichen gar nicht bemerken? Die bürgerliche Presse würde noch abhängiger vom Wohlwollen der Regierung, als sie heute ist, man brauchte keinen Welfenfonds mehr, um Reptilien zu züchten, die Drohung mit der lex Schönlank würde genügen, ein gut Theil der bürgerlichen Oppositionspresse gefügig zu machen. Die Preßkorruption würde nicht vermindert, sondern nur zur finanziellen auch noch die politische gesellt.

Aber es erscheint uns gar nicht ausgemacht, daß die Wirkungen des Gesetzes sich blos auf die von der Finanz abhängige Presse beschränken, daß es dem juristischen Scharfsinn, der den dolus eventualis erfunden hat, der den „groben Unfug" so trefflich zu handhaben weiß, nicht auch noch gelingen wird, der lex Schönlank eine Deutung zu geben, die es sogar ermöglicht, die sozialdemokratische Presse zu treffen. Jede Kritik eines kapitalistischen Unternehmens, die dessen Kurs beeinflußt, soll nach dem Antrage strafbar werden, einerlei ob sie wahr oder falsch, berechtigt oder unberechtigt ist, wenn dem Verfasser dafür ein „Vortheil" winkt — ein ziemlich vager Begriff.

Und wozu das alles? Um der Arbeiterklasse einen Vortheil zu erringen? Nein, sondern um die kleinen Kapitalisten in Stand zu setzen, ihr Kapital möglichst nutzbringend anzulegen, um den Coupon zu retten, um die Situation der kleinen Börsenspekulanten gegenüber den großen zu verbessern.

Diesem für das Proletariat ganz gleichgiltigen Zweck zu Liebe soll die ohnehin schon so klägliche deutsche Preßfreiheit noch mehr eingeengt werden — und zwar auf Antrag der deutschen Sozialdemokratie!

Wohl bekämpfen wir die Preßkorruption, aber nicht durch Vermehrung der Strafgesetze gegen die Presse, sondern vor allem durch die freie Kritik der siegreich vordringenden sozialdemokratischen Presse. Die erste Bedingung, der Preßkorruption, die nur ein Ausfluß ist der allgemeinen Korruption, entgegenzuwirken, ist daher vollständige Preßfreiheit, unter der allein die sozialdemokratische Presse ihre volle Wirkung entfalten kann.

Die Redaktion.

genügenden Voraussicht einheimst. Als die Preise im Frühling 1856 sinken, da giebt es selbstverständlich erst recht einen Baissesturz. Nach fünf aufeinander folgenden Baisseperioden glaubt die Spekulation, im Frühling 1857, bei stark gesunkenem Preise, eine Hausse wagen zu dürfen. Sie wiederholt es schüchtern das nächste und übernächste Mal. Der „gesunde Menschenverstand" zeigt ihr, daß dieses unausgesetzte Preissinken doch bald aufhören muß. Herbst 1858 trifft das ein, aber die Spekulation ist noch immer schüchtern, und als im Frühling 1859 der Preis um ein Geringes sinkt, da schlägt die Spekulation sofort in eine Baisse um. Im Frühling 1860 steigen aber die Preise, und so steht die Spekulation rathlos da. Sie hört überhaupt auf. Der Terminpreis hält sich hart an den Marktpreis. Erst im Frühling 1863 wagt die Spekulation wieder eine Haussebewegung. Sie fällt damit kläglich rein. Da aber die Getreidepreise unausgesetzt fallen und einen niedrigen Stand behaupten, wie er seit mehr als einem Dezennium nicht da war, so wagt sie noch immer jedesmal einen kleinen Aufschlag. Der Frühling 1865 bringt ihr die Belohnung dafür, desgleichen der Herbst dieses Jahres. Als aber im Frühjahr 1866 ein geringes Sinken des Getreidepreises eintritt, wird die Spekulation schüchtern und Herbst 1866, Frühling 1867, trotzdem die Getreidepreise steigen, spekulirt sie Baisse.

Die Schwankungen der Spekulation sind viel geringer, als die wirklichen Preisschwankungen. Ihr Wesen ist thatsächlich pure Angst. Faßt man die Preisunterschiede in größere Rubriken zusammen, so ergiebt sich folgendes Bild: Es tritt ein in der genannten Periode

Preisstand	Bei den wirklichen Marktpreisen	Bei den Terminkursen
30 bis 35 Thaler	4 mal	—
Ueber 35 „ 40 „	3 „	5 mal
„ 40 „ 50 „	12 „	19 „
„ 50 „ 60 „	6 „	3 „
„ 60 „ 70 „	4 „	2 „
„ 70 „ 80 „	—	1 „
Ueber 80 „	1 „	—

Die wirklichen Preise sinken tiefer und steigen höher als die Terminpreise. Die Spekulation hat überhaupt ihren beliebten Durchschnittspreis, von dem sie nur zaghaft abweicht. Dieser Durchschnittspreis ist nichts Anderes, als der häufigste Marktpreis, in unserem Falle 40 bis 50 Thaler pro Wispel. Die Spekulation ist von dieser Norm 11 mal abgewichen: 5 mal nach unten und 6 mal nach oben, — der wirkliche Marktpreis aber 18 mal: 7 mal nach unten und 11 mal nach oben.

Dieser häufigste Marktpreis giebt auch das allgemeine Regulativ für die Richtung der Spekulation ab. Wenn die Preise unter ihm stehen, so wird auf eine Steigerung spekulirt, und wenn sie über ihm sind, dann erwartet die Spekulation ein Sinken der Preise. Bei den angeführten 30 Notirungen trat jedesmal, wenn der Marktpreis unter 40 war, eine Haussespekulation ein, und wenn er über 50 war, eine Baissespekulation. Das heißt, wenn die Preise außergewöhnlich niedrig sind, dann spekulirt die Börse auf eine Steigerung, kaum aber haben sie den gewöhnlichen Stand überschritten, so erfaßt die Spekulanten ein jäher Schrecken und sie halten sich hinter den Marktpreisen zurück. Dies ist ihre ganze Kunst, ihre Voraussicht und ihr Wagemuth. Es paßt auf den Spekulanten, was Goethe vom Philister sagte:

„Ein hohler Darm,
Voll Furcht und Hoffnung,
Daß Gott erbarm!"

Die Börse profitirt einfach von der wirklichen, aus dem Wesen der kapitalistischen Produktion sich ergebenden Fluktuation der Getreidepreise. Sie selbst erzeugt nichts, außer dem Schwindel.

Wenn die Getreidepreise hoch sind, glaubt sich der Gutsbesitzer vom Spekulanten übervortheilt, weil, wie gezeigt worden, die Terminpreise dann niedriger sind als die Marktpreise. Andererseits, wenn der Termin eintritt und die Preise

tiefer sinken, als erwartet wurde, dann ist es auf Seiten des Spekulanten, zu wehklagen, während der Gutsbesitzer, der auf solche Weise bei Zeiten sein Schäfchen ins Trockene gebracht hat, sich schadenfroh ins Fäustchen lacht. Wenn aber die Getreidepreise **niedrig** sind, zahlt der Spekulant einen Aufschlag und erscheint also insofern als ein „Wohlthäter" des Gutsbesitzers. Aber schon **Luther** sagte: „Nicht alles ist Dienst und Wohlgethan, was man so nennt: Dienst und Wohlgethan." Wenn die Getreidepreise niedrig sind, ist der Gutsbesitzer gezwungen, viel zu verkaufen. Da erscheint der Spekulant und kauft ihm die **künftige** Ernte ab zu dem **geringen** Preis des Moments, wenn auch mit einem geringen Aufschlag. Da erwartet aber der Gutsbesitzer, daß es **bessere** Preise geben wird. Trifft das wirklich zu, so frohlockt der Spekulant, der Gutsbesitzer aber grämt sich, daß er gezwungen war sein Getreide für ein Geringes loszuschlagen. Und doch, wenn die Börsennachfrage des vorigen Jahres nicht gewesen wäre, so wären die Getreidepreise noch tiefer gesunken, ja, die Preise wären nunmehr nicht so hoch gestiegen, wenn ein Theil der Ernte nicht im **Voraus** schon verkauft worden wäre. Und **je niedriger die Preise, desto größer die Spekulation, desto größer der Umfang der Börsengeschäfte und desto mehr Aussichten auf eine Preissteigerung.**

So arbeiten sich Börsenjobber und Gutsbesitzer in die Hände. Sie sind nur **feindliche Brüder**, die miteinander um den **Extraprofit** hadern, den die kapitalistische Waarenzirkulation auf dem Getreidemarkt bildet. Man verjage den Getreideterminhandel aus der Börse, und er wird sich einnisten in den Geschäftsräumen der Großgrundbesitzer, in den fashionablen Klubs und in den Couloirs der Parlamente. Pv.

Die Lohnbewegung in der Konfektions-Industrie.

Von Berthold Heymann.

(Fortsetzung.)

2. Wohn- und Werkstubenverhältnisse.

Die Ursache der meisten Schädlichkeiten, welche die Hausindustrie vor der Fabrikarbeit voraus hat, besteht in dem Mangel einer Trennung von Wohn-, Eß- und Schlafräumen einerseits und Arbeitsräumlichkeiten andererseits. Die Gemeinsamkeit der Räume für die häuslichen und gewerblichen Funktionen führt dann zu einer Vermischung beider Thätigkeiten, die nach keiner Richtung hin von Vortheil ist. Die Raumanlagen müßten naturgemäß von vornherein für beide Zwecke völlig verschieden sein. Im Interesse der Arbeit wie der Arbeitenden liegt es, möglichst große, helle und gut in Stand gehaltene Räume zu haben, im Interesse der mit ihnen identischen Wohnungsinhaber jedoch liegt es, möglichst billig zu wohnen, und die Nothwendigkeit zwingt sie, so wenig als möglich zur Pflege und Haltung der Räume zu thun, da jeglicher häuslichen Pflichten gewidmete Augenblick der gewerblichen Thätigkeit entzogen werden muß und mithin einen Einnahmeausfall bedeutet. Daß die Wohnung stets kleiner gewählt wird, als wie sie die Zahl der Arbeitenden nothwendig macht, hat schon vor allem darin seinen Grund, daß man nicht im Stande ist, die hohe Miethe auch für diejenigen Monate zu zahlen, in denen man mangels ausreichender Beschäftigung die Räume nicht auszunutzen vermag.

Die Schäden, welche dieses System zu arbeiten und zu leben zur Folge hat, sind physischer, moralischer und intellektueller Art und dürfen bei der Beurtheilung der dunkelsten Stellen unseres gesellschaftlichen Lebens auf die gebührende Beachtung rechnen.

Ein ebenso interessantes wie gewissenhaft hergestelltes Material hat die im Herbst 1895 zu Berlin aufgenommene Enquete des Verbandes deutscher Schneider

und Schneiderinnen zu Tage gefördert. Aus den uns freundlichst zur Verfügung gestellten eingelaufenen Antworten wollen wir zunächst einige Einzelfälle zur Darstellung bringen und dann das Gesammtresultat der Erhebung wiedergeben.

In der Leipzigerstraße befindet sich vier Treppen hoch nach dem Hofe eine Werkstatt mit 24,75 Kubikmeter Rauminhalt für 10 Arbeiterinnen, 1 Bügler und 1 Zuschneider.[1] In diesem mit Menschen vollgepfropften Raume wird außerdem noch gebügelt. Die Luft ist geradezu fürchterlich. Gefegt wird täglich, naß gewischt nur alle zehn Tage einmal. Wer die Staubentwicklung in derartigen Räumen aus eigener Anschauung kennt, wird diese Thatsache zu würdigen wissen. Natürlich wird auch in demselben Raume gegessen. Das Kloset ist offen. Gearbeitet wird Knabenkonfektion.

In der Skalitzerstraße enthält eine Werkstatt 44 Kubikmeter; darin arbeiten 13 Personen. Auch hier wird in demselben Raume gebügelt.

In der Mariannenstraße wird in zwei Räumen, der Werkstatt und der Wohnstube, mit zusammen 112,5 Kubikmeter in der Saison von 20 bis 25 Personen gearbeitet. Auch hier wird im gleichen Raume gebügelt. Zur Beleuchtung dienen sogenannte Blitzlampen mit einem geraden Schirm, der einen grellen Schein auf die Arbeit wirft, so daß man, sobald man aufblickt, geblendet und auf Minuten am Arbeiten verhindert ist. Zu dieser Schädlichkeit kommt noch das Erdrückende der hohen Temperatur, die durch das enge Zusammensitzen von je 8 bis 12 Arbeiterinnen unter einer Lampe erzeugt wird. Gearbeitet wird Mäntelkonfektion.

In der Kaiser Friedrichstraße zu Rixdorf enthält eine Werkstatt 72 Kubikmeter für 15 Personen. Auch hier wird im gleichen Raume gebügelt und gegessen. Außerdem schlafen daselbst drei Personen auf einem Bett und einem Sopha. Die Arbeitszeit ist hier geradezu unbegrenzt. Am Tage des Berichts, am 12. September 1895, arbeiteten die Nähterinnen bis Nachts drei Uhr und übernachteten dann auf den Tuchballen, um am Sonnabend dieser Woche noch recht viel liefern zu können. Handtücher giebt es hier nicht, der Bügler bedient sich der Glanzlappen und die Mamsells der Schürzen. Auch hier wird Damenmäntelkonfektion gearbeitet.

Diese Schilderungen betreffen durchaus keine sogenannten Ausnahmefälle, welche nicht als maßgebend für die Allgemeinheit angesehen werden könnten. Sie sind vielmehr unter einer großen Zahl völlig gleichartiger Fälle ausgewählt worden, um von den mit der Hausindustrie unlöslich verbundenen Schäden betreffs Rauminhalt, Luftbeschaffenheit, Beleuchtung, Sauberkeit und Arbeitszeit ein knappes und allseitiges Bild zu geben.[2]

Es bedarf wohl keiner weiteren Beweisführung für die Behauptung, daß das Fortbestehen derartiger Zustände mindestens in demselben Maße eine Gefahr für die öffentliche Wohlfahrt wie für die Gesundheit der einzelnen Betheiligten ist. In dem Zeitalter der Bakteriologie, in dem man auf dem besten Wege ist, nach der Entdeckung des Tuberkelbazillus auch für die zweite große Volksseuche,

---

[1] Der Hygieniker Flügge verlangt in seinem „Grundriß der Hygiene" als Mindestraum pro Person 16 Kubikmeter.

[2] Zahlreiches Material ähnlicher Art bietet die jüngst erschienene treffliche Schrift von Oda Olberg: „Das Elend in der Hausindustrie der Konfektion", Leipzig, Fr. W. Grunow, Preis 1 Mark, die den Gegenstand allseitig und gründlich beleuchtet. Wir können sie aufs Beste empfehlen, um so mehr, als die Frage, die sie behandelt, nicht so bald von der Tagesordnung verschwinden dürfte, und die wesentlichsten ihrer Ausführungen nach dem Strike ebenso gelten werden wie bisher. Damit soll keine Geringschätzung der Resultate des großen Strikes ausgesprochen sein; es wäre geradezu wunderbar gewesen, wenn eine so tiefstehende

die Syphilis, die Krankheitsübertragung auf Bakterien zurückzuführen, ist es ein sträflicher Leichtsinn, sich gegen die Beseitigung solcher Verhältnisse aus einzel- oder klassenegoistischem Interesse heraus aufzulehnen. Die Pflicht aber, den Widerstand dieser Interessen zu überwinden, hat in doppeltem Maße die Gesetzgebung, die es endlich begreifen müßte, daß es patriotischer ist, eine Politik der Volksgesundheit und des Arbeiterschutzes zu treiben, als Bestrebungen zu dienen, die gewissen Mittelstandsschichten, wozu ja auch die Zwischenmeister der Konfektion gehören, den Schein ihrer ökonomischen Selbständigkeit erhalten wollen, dabei aber nicht den geringsten Anstand nehmen, die gesundheitliche Sicherheit der gesammten Bevölkerung zu untergraben.

Daß die aus den Schäden der Hausindustrie hergeleiteten hygienischen Befürchtungen keineswegs übertrieben sind, zeigt mit wünschenswerther Deutlichkeit der Fabrikinspektionsbericht von Florence Kelley aus dem Staate Illinois über das Jahr 1894, in welchem dort eine Blatternepidemie herrschte.

Das dortige Fabrikinspektorat hat das gesetzliche Recht, alle Werkstätten und Fabriken, also auch die Arbeitsräume der Hausindustrie ständig zu kontrolliren und die sofortige Vernichtung aller Fabrikate, auf denen Ungeziefer, infektiöse Stoffe oder Eiter gefunden werden, durch den örtlichen Gesundheitsbeamten zu veranlassen. Da aber in Chicago über 950 konzessionirte Werkstätten und über 25000 Wohnräume vorhanden sind, in denen Kleidungsstücke gearbeitet werden, ist das Gesetz fast ohne jede Wirkung, und die Schilderung der einzelnen Fälle zeigt, wie hartnäckig der Widerstand ist, den der Hausindustrielle der kleinen und braven Beamtenschaar bei der Durchführung der gesetzlichen Bestimmungen entgegenzustellen vermag.

Am 13. Mai 1894 fand der Inspektor in der Werkstatt des Schneiders John Cerenak ein für A. A. Devore & Sons anzufertigendes Kleid, auf welchem ein nach mehrtägiger Krankheit an den Blattern verstorbener Knabe lag. Der Mann bezeichnete sich selbst als den Besitzer des Kleidungsstücks, worauf ihm der Inspektor nur verbieten konnte, es vor seiner Desinfizirung zu entfernen. Am folgenden Tage jedoch besorgte er sich eine Bescheinigung der Firma, die ihn zur Vernichtung des Kleides autorisirte. Dennoch gelang es ihm nicht, desselben habhaft zu werden, da Cerenak es nur herausgeben wollte, wenn man ihm die sechzehn Dollars bezahlte, welche er darauf zu fordern hätte. Da der Inspektor keinen Exekutivbeamten bei sich hatte, übergab er die Sache dem städtischen Gesundheitsamt, das sie jedoch verbummelte.

Am 22. Mai kam der Inspektor in die im Erdgeschoß belegene Werkstatt des Schneiders Anton Randa, der für Kelley Bros. arbeitete. Von den neun Familienmitgliedern hatten fünf (die Frau und vier Kinder) die Blattern. Der Vater war nicht zu Hause. Von einem Kinde erfuhr der Inspektor, daß jener ausgegangen sei, neue Arbeit zu holen. Auch hier besorgte sich der Inspektor von der Firma am folgenden Tage eine Legitimation zur Vernichtung des soeben in Arbeit gegebenen Kleides. Als er damit zum Schneider kam, stellte sich schließlich heraus, daß dieser in Vorahnung der nochmaligen Revision

---

Arbeiterschicht auf den ersten Anlauf vermocht hätte, eine völlige Revolution in dem herrschenden Betriebssystem durchzusetzen. Das Schwierigste ist jetzt gelungen; die zaghaften, isolirten, verzweifelnden Hausarbeiter der Konfektion sind zum Bewußtsein ihrer Kraft, ihrer Solidarität und der Sympathien, auf die sie rechnen können, gelangt; nun heißt es fortarbeiten, die Organisation ausbauen und auch die Gesetzgebung antreiben, ihre zu lang versäumte Pflicht zu thun. Der Kampf in der Konfektion ist nicht zu Ende, er beginnt erst.

Die Redaktion.

das Kleid bereits bei einer anderen Familie versteckt hatte, bei der gleichfalls ein Knabe an Blattern erkrankt war. Hier wurde es dann sofort konfiszirt und auf einem freien Platz verbrannt.

Am 30. April wurde die Werkstatt des Schneiders J. Kolka untersucht, bei dem soeben ein Knabe an Blattern verstorben war. Der Beamte stellte fest, daß Kolka noch am 23. April, als die Blattern schon in seinem Hause waren, noch 61 Kleider an Pfaelzer, Sutton & Co. geliefert hatte. Dieselben waren in das Lager der Firma bereits eingereiht worden, und wenn sie auch, um dem Gesetz zu genügen, noch neun Tage nach der Infizirung — die Eltern hatten zu gleicher Zeit ihr Kind gewartet und an den Kleidern gearbeitet — geräuchert wurden, so kann das in keinem Falle die Weiterverbreitung des Krankheitsstoffes durch dieselben verhindert haben.

Schließlich sei noch der Fall des Schneiders John Smethoma erwähnt. Er hatte eine Wohnung bezogen, in der vorher zwei Blatternfälle vorgekommen waren, ohne zur Kenntniß der Behörden gelangt zu sein. Mithin war die Wohnung nicht desinfizirt worden. Am 14. Mai stellten die Beamten diesen Thatbestand fest und verboten dem Smethoma, die zur Verarbeitung lagernden Waaren zu entfernen. Am fünfzehnten waren dieselben natürlich nicht mehr zu finden. Inzwischen war ein Kind an den Blattern erkrankt und gestorben. Am folgenden Tage gab Smethoma auf Veranlassung seiner Firma A. L. Singer & Co. auf dem Amt das Versteck der Waaren an. Er hatte sie in Fässer verpackt auf den Boden eines Stalls gebracht und leere Fässer auf die gefüllten gethürmt. Ferner machte er die Aussage, daß er in den drei Tagen, während deren er das jetzt todte Kind gepflegt, nicht die Kleider vom Leibe gehabt, noch sich gewaschen hätte. An demselben Tage verzeichneten die Protokolle des Gesundheitsamts drei neue Blatternerkrankungen auf demselben Grundstück.

Wie man sieht, ist auch die Ausdehnung der Fabrikinspektion auf die Hausindustrie allein nicht im Stande, diese unsäglich traurigen Zustände durch bessere zu ersetzen; sie kann sie wohl aufdecken und ihre Gemeingefährlichkeit vor aller Welt konstatiren, aber beseitigen kann sie sie nicht.

Wie bereits oben ausgeführt, schildern diese Fälle, die Berliner wie die Chicagoer, nicht einzelne, ausnahmsweise schlimme Verhältnisse. Zu Grunde liegt ihnen die Verbindung von Wohn- und Arbeitsräumlichkeiten und die Vermischung häuslicher und gewerblicher Thätigkeit, welche stets zum Schaden der ersteren ausarten muß. Wie das nachstehende Resultat der Berliner Enquete zeigt, sind diese Verhältnisse in jeder Werkstatt zu finden. Von 87 untersuchten Räumen werden 15 als Küche, 21 als Wohnstube, 2 als Schlafstube und 49 als Werkstatt bezeichnet. Davon genügen den zu stellenden Ansprüchen auf Rauminhalt (16 Kubikmeter pro Person) 39; außer den Schlafstuben enthalten von den anderen Räumen auch noch 35 Betten und in 53 von 77 werden auch die Mahlzeiten eingenommen.

Es ist zu hoffen, daß die Unhaltbarkeit solcher Zustände anerkannt wird, und wenn der diesmalige Strike auch noch nichts Wesentliches zu ändern vermochte, wird die Angelegenheit wohl nicht eher zur Ruhe kommen, als bis der einzig mögliche Weg zur Abhilfe, die Verlegung der Fabrikation in Betriebswerkstätten, von der dabei interessirten Allgemeinheit in Angriff genommen ist.

(Schluß folgt.)

Kleine Briefe.

Herr Karl Blind in London betreibt seit mehr denn vier Dezennien das Gewerbe eines deutschen Achtundvierzigers. Anfänglich die kleidsame Tracht eines unbeugsamen Demokraten tragend, fand er Zutritt bei Mazzini, Ledru-Rollin, Louis Blanc und anderen illustren Emigranten der Themsestadt, und was er bei diesen wortreichen Herrschaften aufschnappte, Gescheidtes und Einfältiges, schrotete er mit deutschem Fleiße zu Artikeln aus. Ueber alle Konspirationen wußte Herr Blind profunden Bescheid; er gab sich den Anschein, ungeheuer eingeweiht zu sein, er that dicke mit seinen Verbindungen und hörte auf dem ganzen Kontinent die revolutionären Flöhe husten. Noch um die Mitte der sechziger Jahre gab er auch gemeinsam mit Freiligrath und einem Dritten eine Revue heraus, deren Umschlag zwei gekreuzte Schwerter — oder waren's Dolche? — schmückte. Während aber Marx und Engels bei der Wissenschaft zurückblieben, schritt Herr Blind mit der Entwicklung vorwärts, so daß der Apostatenmarschall Julius Fröbel im zweiten Bande seiner Memoiren dem Genossen das Lob ertheilte, er habe die „unwandelbar republikanische Gesinnung" doch nur „den Erfordernissen der nationalen Macht und Einheit untergeordnet". Herr Blind zog mälig den Patriotenmantel über die Schulter, stellte sich als Seher und Prophet vor, welcher im Exil draußen den Schild über Deutschlands Ehre gehalten, für Deutschlands Heil gewacht und Deutschlands Größe gewittert habe. Und noch weiter trieb ihn die nationale Brunst; wer sich in einen Zobelpelz verliebt, heißt es bei Platen, den zieht's aus freien Stücken nach Sibirien. Herrn Blind zog's nicht so weit, er blieb bei den „Münchener Neuesten Nachrichten" im Quartier und probirte hier nun auch das Denunziren. Die Baronin v. Suttner hat vor einigen Jahren eine Erzählung veröffentlicht, in welcher die Rede von einer Grausamkeit ist, die bayerische Truppen 1870 verübten. Einspruch ward von keiner Seite laut, auch nicht von militärischer. Wozu denn auch? Der human geführte Krieg ist trotz alledem Krieg und Brutalität und Waffenruhm sind unzertrennlich. Nur Herr Blind in London konnte, den Passus nachträglich entdeckend, sich nicht beruhigen. Er warf sich zum Rächer der blau-weißen Unschuld auf, verdächtigte in den „Münchener Neuesten Nachrichten" die Autorin und höhnte hernach deren Friedenspropaganda gröblich. Der ruhigen Erwiderung der Angegriffenen aber verschloß sich das tapfere Blatt. Ob man Bertha v. Suttners Agitation hoch oder nur bescheiden werthe, fällt völlig außer Betracht. Die muthig im Dienste einer Idee wirkende Dame hat ein Recht auf die Achtung aller braven Leute. Daß ein alter Achtundvierziger sie im Tone der jungen Hurrah-Esel anschreit, ist ein trauriges Zeichen. Die bürgerliche Demokratie scheint auf den — Blind gekommen. . . .

Unter welcher Kothschicht auch der französische Radikalismus zappelt, Sie wissen es. Erinnern Sie sich noch ein wenig an den grotesken Monsieur Floquet, der kleinen Vignette zu der Geschichte einer großen Partei? Er betete als Jüngling den jakobinischen Rosenkranz, trug Gilets à la Robespierre und kannte als Greis nichts Höheres, als die Gunst des Zaren. Louis Napoleon ließ am Vorabend des Staatsstreichs die Bank von Frankreich ein wenig schröpfen, um seinen Troupiers, welche die Gesellschaft retten sollten, die Schnapsration zu verdoppeln Monsieur Floquet empfing eine Subsidie aus der Panama-Diebskasse, um gute Wahlen zu erzielen, die Republik zu retten. Gerettet mußte beidemal werden, gestohlen ebenfalls. Alles nur Repetition! Gambetta kalkulirte auch nicht anders. Er, welcher 1869 mehr als einmal dröhnend rief, er würde Bonaparte gerne bewilligen, die Schmach des zweiten Dezember im Rheine abzuwaschen, er war ein Adler, der sich nicht nach hohem Fluge sehnte; der niedere Futtertisch behagte ihm. Und so ward auch die Republik nur eine frisch angestrichene Fortsetzung eines Systems, das mit der Julimonarchie begonnen hatte. Faul wie das Empire war die Opposition, faul auch das Geschlecht, das nach Sedan ins Rohr sich setzte. Nur Pfeifen wußte es für sich zu schneiden, besser als Jourde, der Finanzminister der Kommune, dessen Weiblein, während er Millionen verwaltete, nach wie vor als Wäscherin hantirte.

Wenn heute die Pariser Presse Räuberbräuche pflegt, so ist das gar nicht wunderbar. Der Kapitalismus richtete sie zur Gemeinheit ab und jede Regierung trug ihr Scherflein bei; denn die geheimen Fonds sind Stipendien zur Förderung der Pariser Korruption. Aber in Bausch und Bogen den Journalismus zu verdammen, wie es deutsche Tugendbolde thun, obwohl sie selber zu Vielem erbötig sind, ist ungerecht. Es giebt in Frankreich Journalisten genug, die ehrlich schreiben, was sie wissen, und den Anstand wahren, Proletarier der Feder, die sich grimmig ob der Bordellluft ärgern, die aus den Privatkabinetten der Herren Direktoren bläst. Sie frohnden hart bei kargem Lohn, während die Leiter der Zeitungen, abgefeimte Kunden, welche keinen Artikel verfassen, aber glänzend schweigen und Sinn für die verwegensten Finanzpläne haben, horrende Summen zusammenscharren, Villen und Pferde und Huren besitzen. Das Geschäft redigirt; es macht mit Gold die öffentliche Meinung und aus der öffentlichen Meinung Gold. In seinen Fängen windet sich auch die Kunst; der Salon legt in jedem Frühling Zeugniß dafür ab, wie sie dem mächtigen Götzen huldigt und huldigen muß, weil sie gekauft ist.

Ich denke unwillkürlich an Ludwig Börne und hole mir seine Pariser Briefe vom Bücherbrett. Da schreibt er unter dem 14. Januar 1831, von einer Promenade heimkehrend: „Ich sah eine Reihe panoramaartiger Gemälde, die Schlachttage des Juli darstellend. Die Gefechte auf den Boulevards, die Barrikaden, das Pflastergeschoß, die schwarzen Fahnen und die dreifarbigen, die königlichen Soldaten, die abgehauenen Bäume, die Leichen auf der Straße, die Verwundeten und neben ihnen die gutmüthigen Französinnen, welche sie laben und verbinden. Man erhält von allem eine klare Anschauung, es ist, als wäre man dabei gewesen, und es ist zum Todtweinen. Denn ich habe die Kämpfenden gemustert, ich habe die Leichen betrachtet und gezählt die Verwundeten, es waren viele junge Leute; die meisten alten aber gehörten zum sogenannten, so gescholtenen Pöbel, der jung bleibt bis zum Grabe. Einen bejahrten Streiter in einem guten Rocke sah ich keinen, weder unter den Kämpfenden noch unter den Gefallenen, hier scheint die Kunst einmal nicht gelogen zu haben. Die Herren in guten Röcken sitzen in der Pairs- und Deputirtenkammer und halten sich die Nase zu vor den stinkenden Pöbelleichen und sagen: *Wir* haben Frankreich gerettet, es gehört uns wie eine gefundene Sache, wie eine Entdeckung, und sie ließen sich ein Patent darüber geben. Und die Reichen, die verfluchten Bankiers, kamen und sprachen: Halbpart! und haltet uns nur den Pöbel vom Zaune, damit die Renten steigen. An diese muß die Vergeltung auch noch kommen."

Börne schläft längst unter dem Rasen, „die verfluchten Bankiers" herrschen fort, wann mag die „Vergeltung" anbrechen? ??

Literarische Rundschau.

Prof. Antonio Labriola, **Saggi intorno alla Concezione Materialistica della Sto·ia.** I. In memoria del Manifesto dei Communisti. Rom, Ermano Loescher, Corso 307. 87 S. 8°. 2. Aufl. 96 S. 8°.

Das Kommunistische Manifest ist heute Gemeingut der Sozalisten aller Kulturländer. Es ist in alle europäischen und sogar einige asiatische Sprachen übersetzt worden und unbestritten die internationalste aller sozialistischen Publikationen, mehr wie irgend eine andere die international anerkannte *Botschaft* des modernen Sozialismus. Welche Vorzüge ihm diese Rangstellung verschafft haben, braucht an dieser Stelle nicht ausgeführt zu werden. Die markige, gedrungene Sprache, die geschlossene Entwicklung, die Schärfe der Dialektik und die Tiefe der Auffassung dieses epochemachenden Dokuments drängen sich jedem Leser desselben von selbst auf.

Aber eben die gedrungene Sprache des Manifests ist eine der Ursachen, daß es, wenn auch als Meisterwerk anerkannt, doch nicht durchgängig seiner vollen Bedeutung nach gewürdigt worden ist. Wohl ist es so gemeinverständlich gehalten, daß kein überhaupt des Denkens fähiger Leser es aus der Hand legen wird, ohne reiche

Anregung aus ihm empfangen und seine Hauptgedanken verstanden zu haben. Indeß es liegt bedeutend mehr in ihm, als was sich auf den ersten Blick aufdrängt, und um in seiner ganzen gedanklichen und geschichtlichen Bedeutung begriffen zu werden, muß es mehr als blos gelesen werden.

Uns Deutschen stehen neben dem Manifest Schriften der Verfasser desselben und ihrer Schüler zur Verfügung, die vieles weiter ausführen, was in ihm nur angedeutet oder ihm stillschweigend zu Grunde gelegt ist, die uns über seine Entstehung aufklären und uns dadurch den Schlüssel zur besseren Erfassung seines geschichtlichen Werthes liefern. Den Sozialisten anderer Länder aber fehlen die meisten dieser Handhaben, und so kann die vorliegende Arbeit des Professors Antonio Labriola, der seit Jahren an der Universität Rom als ausgesprochener Sozialist über den Sozialismus dozirt — was ihn **und** die Universität in gleich hohem Grade ehrt — jedenfalls als ein zeitgemäßer Versuch bezeichnet werden, hierin Abhilfe zu schaffen.

Labriola nennt seinen Aufsatz eine Gedenkschrift zum bevorstehenden fünfzigjährigen Jubiläum des Manifests. „Diese Schrift", sagt er gleich am Anfang in einer Note, „ist keine Umarbeitung des Manifests, noch gebe ich in ihr die Analyse oder den Kommentar zu demselben. Ich schreibe sie, wie der Titel besagt, ‚zum Gedächtniß'." Eine Gedenkschrift ist die Arbeit sicher, und wir dürfen hinzufügen, eine wohlgelungene Gedenkschrift, aber wie könnte sie das sein, ohne nicht in hohem Grade auch Kommentar und Analyse zu sein? In Wirklichkeit finden wir sehr viel von beidem in der Schrift, frei in der Form, aber darum nicht um so weniger sachlich und instruktiv. Auf Grund langjähriger Studien der einschlägigen Literatur und Bewegungen verbreitet sich Labriola außerdem — und dies verleiht seiner Arbeit ganz besonderen Werth — eingehend über die Entstehungsgeschichte (die „Genesis") des Kommunistischen Manifests: seine Genesis in den Köpfen seiner Verfasser und seine Genesis in der Entwicklungsgeschichte des sozialistischen Gedankens. Er giebt mehr als die bloße Inhaltsanalyse des Werkes, er giebt seine historische Analyse, und diese ist bei einem solchen Werke das Wesentliche, das, worauf es ankommt. Dabei ist Labriolas Gedenkschrift nicht blos retrospektiv, sie handelt ebenso von der Entwicklungsgeschichte des Sozialismus seit der Herausgabe des Kommunistischen Manifests wie von der Vorgeschichte dieses Dokuments. Wenn sie also auch bis zu einem gewissen Grade denselben Gegenstand behandelt, wie Engels' „Entwicklung des Sozialismus", so ist sie doch durchaus nicht etwa nur eine Umschreibung derselben. Berührungspunkte sind natürlich da, zumal Labriola auf dem Boden der Marx-Engelsschen Geschichts- und Gesellschaftsauffassung steht, aber wenn wir seine Schrift mit jener vergleichen sollen, so können wir sie nur als eine auf selbständigen Forschungen beruhende Erweiterung der dort angestellten Untersuchung bezeichnen. Auch der Kenner der nur in deutscher Sprache erschienenen Aufsätze von Marx und Engels wird Labriolas Schrift mit Nutzen lesen. Sie enthält eine Fülle von höchst anregenden Bemerkungen über Geschichtsprobleme, Theorie und Praxis des modernen Sozialismus 2c., deren Uebertragung ins Deutsche eine verdienstvolle Arbeit wäre.[1]

Der Rahmen einer Bücherbesprechung verbietet es uns, auf Einzelheiten einzugehen. Eine Probe von Labriolas Darstellungsweise glauben wir indeß den Lesern wenigstens vorführen zu sollen.

„Aber in einem Punkt", heißt es gegen den Schluß, „unterscheiden sich die Vertreter des kritischen Kommunismus unverkennbar von allen anderen Formen und Arten des antiken, neueren oder zeitgenössischen Kommunismus und Sozialismus, und dieser Punkt ist von entscheidender Bedeutung. Sie können nicht zugeben, daß die Ideologien der Vergangenheit ohne Wirkung geblieben und die früheren Versuche des Proletariats zurückgeschlagen und besiegt worden seien, blos in Folge von historischen Zufällen oder, um mich so auszudrücken, der Laune der Umstände. Wie sehr

[1] Es sei hier bemerkt, daß der Aufsatz auch in französischer Sprache veröffentlicht worden ist, und zwar in Nr. 3 und 4 des ersten Jahrgangs (1895) unseres Bruderorgans „Devenir Social". Leider haben sich dort einige Druckfehler eingeschlichen, so daß für eine etwaige Uebersetzung die italienische Ausgabe unbedingt zu Rathe gezogen werden müßte.

auch jene Ideologien das in den sozialen Gegensätzen, bezw. den wirklichen Klassenkämpfen einbegriffene oder von denselben bewirkte Gefühl mit einem hohen Sinn für die Gerechtigkeit und einer tiefen Hingebung an ein Ideal thatsächlich wiedergespiegelt haben mögen, so enthüllen sie doch alle nur die Unkenntniß der wahren Ursachen und der wirklichen Natur der Gegensätze, gegen die sie sich mit einer oft heroischen und schnellen Empörungsthat auflehnen. Daher ihr utopistischer Charakter. Und so lernen wir auch in gleicher Weise verstehen, warum in anderen Zeitläuften selbst viel barbarischere und grausamere Unterdrückungsverhältnisse kein Beispiel einer solchen Anhäufung von Energie, einer solchen Konzentrirung der Kräfte, Andauer des Widerstandes und der Bethätigung hervorgebracht haben, wie sie sich im Proletariat unserer Tage vorfinden, manifestiren und fortbilden. Es ist die Umgestaltung der ökonomischen Struktur der Gesellschaft, die Bildung eines neuen Proletariats im Getriebe der modernen Industrie und des modernen Staates, und der Eintritt dieses Proletariats in die politische Arena — mit einem Wort die neuen Thatsachen, welche das Bedürfniß nach neuen Ideen erzeugt haben. Dies der Grund, warum der kritische Kommunismus weder moralisirt, noch sich in Prophezeiungen ergeht, weder Predigten noch Utopien verfaßt. Er hat die Sache bereits in der Hand, und in die Sache selbst hat er seine Moral und seinen Idealismus verlegt. . . . Das Geheimniß der Geschichte hat sich vereinfacht. Wir befinden uns im Reich der Prosa. Und wie der heutige oder modernste Klassenkampf die Vereinfachung aller früheren ist, so vereinfacht der Kommunismus des Manifests in scharfen und zusammenfassenden theoretischen Sätzen die vielgestaltige ideologische, ethische, psychologische und pädagogische Gedankenwelt der anderen Formen des Kommunismus, womit er sie nicht leugnet, sondern sie eine Stufe höher hebt. Wir befinden uns im Reich der Prosa, und so wird auch der Kommunismus Prosa, d. h. Wissenschaft. Darum ergeht sich das Manifest nicht in der Rhetorik der Proteste oder in Rechtsforderungen. Es jammert nicht über den Pauperismus, um ihn abzuschaffen, es weint nicht um nichts und wieder nichts. Die Thränen, welche die Thatsachen sprechen, haben von selbst die Kraft (proletarischer) Forderungen angenommen. Die Ethik und der Idealismus bestehen fortan darin, das wissenschaftliche Denken in den Dienst des Proletariats zu stellen. Wenn diese Ethik den Gefühlsmenschen, die in den meisten Fällen Hysteriker und Narren sind, nicht moralisch genug erscheint, so mögen sie sich vom Hohepriester Spencer den ‚Altruismus‘ verschreiben und mit der plumpen, faden und unbewiesenen Definition, die er ihnen geben wird, ihrer Wege gehen“ (S. 69/71 der ersten und 76/79 der zweiten Auflage).

Wir sind in einigen Punkten nicht ganz der Ansicht Labriolas oder, vielleicht richtiger, wir können nicht alle seine Formulirungen unbedingt unterschreiben. Wenn z. B. in dem hier gegebenen Zitat von der Vereinfachung des Klassenkampfes in der modernen Gesellschaft gesprochen wird, so ist das nach einer Seite hin unbestreitbar richtig. Klassen, die zwischen dem kapitalbesitzenden Ausbeuter und dem kapitallosen Arbeiter standen, sind zur Unbedeutendheit zusammengeschrumpft oder auf dem Wege dazu. Indeß schafft die Entwicklung vor unseren Augen neue Formen der Differenzirung, die es falsch wäre zu übersehen. Die Klassenkämpfe, die sich im Schooße der kapitalistischen Klasse zeitweise immer noch wiederholen oder als latente Kraft wirken, finden ein Wiederspiel in Interessenkonflikten von Gruppen und Schichten der nichtkapitalistischen Klassen, deren Aufhebung nur das Produkt einer längeren Entwicklung sein kann. Es ist also der verbreiteten Auffassung vorzubeugen, als ob die in der modernen Gesellschaft sich vollziehende Zuspitzung des Klassenkampfes lediglich eine Reduzirung auf zwei, aus homogenen Einheiten bestehende Gruppen bedeute. Labriolas Formulirung, obwohl sie nichts dergleichen sagt, läßt dieser für den praktischen Kampf oft recht verhängnißvollen Deutung unseres Erachtens noch zu weiten Spielraum.

Aehnlich an einigen anderen Stellen. Aber alles in allem sind das vereinzelte Ausnahmen. Ueber die Arbeit als Ganzes können wir nur sagen, daß die Sammlung von „Versuchen über die materialistische Geschichtsauffassung“, die Labriola mit ihr einleitet, nicht verheißender eröffnet werden konnte. —eb.

Notizen.

Die Stärke der österreichischen Gewerkschaften im Jahre 1895 erhellt aus einer Statistik, welche die Gewerkschaftskommission Oesterreichs aufgenommen, und über welche unser Wiener Bruderorgan, die „Arbeiterzeitung", am 18. Februar berichtet. Von 750 Gewerkschaften haben 730 die an sie gestellten Fragen beantwortet. Darnach zählte man:

Berufsgruppen	Gesammtzahl der beschäftigten Arbeiter beim Gewerbe	Gesammtzahl der organisirten Arbeiter beim Gewerbe	In Prozent
Polygraphische Gewerbe	21 375	8 258	38,77
Eisenbahn- und Transportbedienstete	122 318	17 851	14,60
Eisen- und Metallverarbeitung	246 023	14 867	6,04
Berg- und Hüttenwesen	139 769	7 710[1]	5,50
Industrie der Holz- und Schnitzstoffe	163 400	6 673	4,08
Industrie der Steine und Erden	119 974	7 591	6,33
Papier- und Lederindustrie	57 411	2 070	3,60
Textilindustrie	399 938	6 265	1,56
Bekleidungsindustrie	383 339	6 614	1,07
Baugewerbe	252 900	3 251	1,68
Chemische Industrie	19 312	281	1,45
Industrie der Nahrungsmittel	317 600	3 319	1,04
Handel	287 283	719	0,25
Sonstige Gewerbe	123 693	3 357	2,71
Totale	2 654 335	88 818	3,30

Angesichts der Jugend der gewerkschaftlichen Organisation in Oesterreich und der behördlichen Chikanen, mit denen sie vielfach, namentlich außerhalb der Großstädte, zu kämpfen hat, sind diese Zahlen sehr anerkennenswerth. Sie zeugen von einem raschen Aufschwung, da 1893 die Zahl der organisirten Arbeiter nicht einmal 50 000 betrug.

Dieser rasche Aufschwung fällt in die Zeit des lebhaftesten Kampfes ums Wahlrecht. Das beweist wohl deutlich, wie wenig gewerkschaftlicher Kampf und politischer Kampf, gewerkschaftliche und politische Organisationsarbeit einander ausschließen, wie sehr sie vielmehr einander gegenseitig fördern und bedingen. Das Gesetz der Arbeitstheilung macht es wohl nothwendig, daß Einzelne im kämpfenden Proletariat sich vornehmlich der gewerkschaftlichen, Andere vornehmlich der politischen Thätigkeit widmen. Das *Proletariat als Ganzes* hat auf allen Gebieten den Kampf zu führen, die für seine Machtstellung von Bedeutung sind.

Die Lungenschwindsucht in der Schweiz. Nach den Zusammenstellungen des eidgenössischen Statistischen Bureaus in Bern starben in der Schweiz an der Tuberkulose:

Jahr	Bevölkerungszahl	Gesammtzahl der Sterbefälle	Tuberkulose
1894	2 986 848	62 331	7986
1893	2 974 473	61 059	7745
1892	2 962 098	57 178	7804
1891	2 949 723	61 183	8156
1890	2 938 009	61 805	8541

Nach diesen Zahlen haben sich die Tuberkulose-Erkrankungen von 1890 an vermindert bis zum vorigen Jahre, wo sie wieder eine Zunahme erfuhren. Während in den früheren Jahren 1890 auf 343, 1891 auf 361, 1892 auf 379 und 1893 auf 384 Einwohner ein Tuberkulose-Fall kam, entfiel ein solcher im Jahre 1894 wieder

[1] Ausschließlich Bergleute. Die organisirten Hüttenarbeiter sind unter den Metallarbeitern aufgeführt.

auf 374 Einwohner, eine Aenderung, die eine neue, nicht unwesentliche Verschlimmerung bedeutet.

Sehr bemerkenswerth ist die große Verschiedenheit des Auftretens der Tuberkulose in den **Kantonen**. Die bekannte Thatsache, daß die landwirthschaftlich thätige Bevölkerung bedeutend weniger von der Tuberkulose heimgesucht wird, als die gewerblich und industriell thätige, tritt uns auch hier entgegen. Nach der Häufigkeit der Tuberkulose nehmen die Kantone folgenden Rang ein:

Kantone	Bevölkerungszahl	Sterbefälle Total	Sterbefälle Tuberkulose	Ein Sterbefall an Tuberkulose im Durchschnitt auf Einwohner
Genf	109557	2262	431	254
Graubünden	95469	1982	339	281
Glarus	33535	677	109	307
Appenzell J.-Rh.	12899	299	39	330
Nidwalden	12929	293	38	340
St. Gallen	241055	5043	699	344
Baselland	63873	1177	184	347
Schwyz	50581	1087	143	353
Zürich	351917	7184	975	360
Solothurn	89290	1920	248	360
Baselstadt	80410	1604	303	365
Neuenburg	111928	1962	306	366
Bern	541051	11107	1471	367
Waadt	256242	5304	675	379
Aargau	190246	4108	490	388
Zug	23167	476	55	421
Luzern	135813	2899	317	428
Tessin	127940	3063	281	455
Appenzell A.-Rh.	55616	1080	121	459
Freiburg	122058	2686	264	462
Thurgau	108480	2323	222	488
Schaffhausen	37465	832	75	499
Obwalden	14842	275	28	530
Uri	17249	349	29	594
Wallis	103236	2402	144	716

In den industriellen Kantonen tritt nach dieser Darstellung die Tuberkulose am häufigsten, in den landwirthschaftlichen Kantonen am seltensten auf. Der Umstand, daß der wenig industrielle Kanton Graubünden auf Genf folgt, dürfte wohl dadurch zu erklären sein, daß aus aller Welt Lungenkranke dahin zur Erholung und Genesung kommen, dieses Ziel aber nicht in allen Fällen erreichen.

Zur Ergänzung der vorstehenden Darstellung seien noch einige Daten angefügt über die Häufigkeit der Tuberkulose bei den verschiedenen **Berufsarten**, und zwar nach einer Arbeit von Dr. Crevoisier (Pruntrut) in der „Zeitschrift für schweizerische Statistik“. Nach der betreffenden Zusammenstellung weisen die geringste Sterblichkeit an Tuberkulose auf die land-, milch- und forstwirthschaftlichen Berufsarten, nämlich nur 1,8 Todesfälle auf 100 Lebende ihres Berufes pro Jahr. Zwischen 2 und 3 Prozent weisen auf: Bank- und Agenturfach 2, Ziegler 2, Eisenbahnbetrieb 2,1, Arbeiter in Papierfabriken 2,3, Geistliche 2,5, Baumwollspinner und Weber 2,6, Brücken- und Straßenbau 2,6, Leder-, Seifen- und Kerzenfabrikation 2,7, Gärtner und Wagner 2,8, Jäger, Fischer, Tabakarbeiter und Gasfabriken 2,9; zwischen 3 und 4 Prozent: Posamenter 3, Holzsäger, Zimmerleute, Seidenspinner und -Weber 3,1, Rentiers, Architekten und Bauunternehmer 3,2, Dachdecker, Angestellte der Polizei- und Militärverwaltung 3,4, Lehrer, Müller 3,5, Arbeiter in Bergwerken und Steinbrüchen, Bäcker und Konditoren 3,7, Maurer und Gipser 3,8, Brauer, Aerzte, Krankenwärter 3,9; zwischen 4 und 5 Prozent: in der Fabrikation

von Schuhwerk, Pelzwaaren, Handschuhen 4, Schifffahrt und Flößerei 4,1, Pharmazeuten, Post- und Telegraphenangestellte, Metallarbeiter und Metzger 4,2, Hafner 4,4, Tapezirer, Sattler, Korbmacher, Färber, Drucker (in Geweben), Schneider und Näherinnen, Schreiner 4,7, Kamionage und Fuhrwerkerei 4,8, Musiker 4,9; zwischen 5 und 6 Prozent: Beamte, Advokaten, Notare 5, Kaminfeger, Buchbinder, Bildhauer und Maler 5,2, Gastwirthsgewerbe 5,8, Kleinmechaniker, Uhrmacher 5,9; über 6 Prozent: Handelsreisende 6,1, Küfer 6,4, Buchdrucker, Lithographen 6,6, Flachmaler 6,9, Schlosser, Spengler 7, Steinhauer 8,5. D. Z.

Zur Statistik der Brände. Den diesbezüglichen Mittheilungen des „Statistischen Jahrbuchs der deutschen Städte" entnehmen wir folgende Zahlen über die Vertheilung der Brandfälle auf die einzelnen Monate. In den dort aufgeführten Städten waren verzeichnet mit Monatsangabe 1891/92 10020, 1892/93 11754 Brände; dieselben vertheilten sich auf

	1891/92		Promille	1892/93		Promille
Januar	1425	oder	142	1485	oder	126
Februar	966	"	96	982	"	84
März	892	"	89	1033	"	88
April	686	"	68	905	"	77
Mai	717	"	71	797	"	68
Juni	591	"	59	672	"	57
Juli	537	"	53	681	"	58
August	610	"	60	884	"	76
September	706	"	70	789	"	67
Oktober	874	"	87	972	"	83
November	917	"	90	1148	"	97
Dezember	1159	"	115	1403	"	119
	10020	=	1000	11754	=	1000

Fast ein Viertel aller Brände, bei denen der Monat angegeben ist und bei welchen ein Eingreifen der öffentlichen Hilfe erfolgte, entfallen demnach auf die Wintermonate Dezember und Januar, während die Sommermonate, wie das auch zu erwarten war, eine verhältnißmäßig geringe Brandfrequenz aufweisen. Die Aufzählung kleiner Brände, die ohne das Eingreifen öffentlicher Hilfe gelöscht wurden, würde höchst wahrscheinlich die Vertheilung noch mehr zu Gunsten des Sommers beeinflussen. Z.

Feuilleton.

Natur.

Erzählt aus dem kleinrussischen Leben von **Olga Kobylanska.**

(Schluß.)

Die Thüre der Hütte öffnete sich und seine Mutter kam heraus und rief ihn zum Abendmahl.

„Ich mag nichts essen", antwortete er mißmuthig, ohne den Kopf zu erheben.

„Gott sei mit Dir, mein Sohn", antwortete sie ernst, „aber ich merke, daß sich eine Krankheit an Dich machen will. Christus mag sie fernhalten . . . die guten Heiligen mögen sie schlagen."

Mit bekümmertem Gesichte befühlte sie seine Stirn und versuchte ihm in die Augen zu schauen.

Er wich ihren ängstlich forschenden Blicken aus.

„Siehst Du?“ rief sie in triumphirender Bitterkeit, „sie haben Dich dort unten verdorben. Gott lohne es ihnen. Lasse mich Deiner Stirn das Unreine aussaugen.“

Und küssend sog sie den bösen Blick aus seiner Stirn heraus.

„So, jetzt wird es besser werden; und später will ich wieder Kohlen löschen und die Hütte mit Kräutern räuchern. Ach“, jammerte sie, „unglücklich die Stunde, in der Du den Baum abgehackt. Krank bist Du mir heimgekehrt und mit gesenktem Kopfe. Die Flöte rührst Du nicht an, und halb issest Du nur. Die Heiligen werden das Böse schlagen, werden es auf Deine Feinde werfen. Nun, komm' herein . . . was willst Du da mit der Axt?“

„Hinein in den Wald.“

„Wozu?“

„Ich will noch eine Fichte fällen.“

„Bist Du wahnsinnig geworden? Gott soll Dich bewahren!“ rief sie entsetzt aus. „Zum zweiten Male willst Du verhaftet werden — und erkranken? Laß ab, Duschko,[1] laß ab. Noch klebt die Folge der bösen Stunde an Dir und noch bist Du nicht ganz rein.“

„Ich werde gehen, Mutter, ich muß gehen“, antwortete er düster und senkte das Haupt, das Angesicht mit beiden Händen verhüllend.

„Ich“, zog er weiter, „will noch eine Umzäunung hier bei der Koliba für die Schafe machen. Es könnten welche erkranken, und da magst Du sie gleich unter den Augen haben, während ich draußen im Walde bei den anderen oder bei den Pferden bin. Das thue ich, Mutter. Diesmal aber steige ich den Berg bis zum Flusse hinab, wo ich Forellen fange, und will dort eine Fichte aushacken. Dort ist der Wald dichter, als überall, und die Stimme der Axt wird sich verlieren. Ich hacke den Baum bis zum Erdboden aus und verdecke den Stumpf mit Moos. Dort bereite ich mir die Pflöcke und werfe die Spähne ins Wasser, mögen sie mich dann unten anzeigen! Ich fürchte mich nicht!“

Die letzten Worte sprach er mit finsterer Entschlossenheit und erhob sich.

„Und jetzt gehe ich, Mutter; bleibt gesund und harrt nicht vor Mitternacht auf mich.“

„Wenn es durchaus sein muß, dann gehe“, sprach verstimmt die Alte; „aber besser wäre es, Du bliebest daheim. Auch das Gewitter kann noch umkehren; es hat heute nicht ganz ausgetobt.“

„Nein. Es kehrt heute nicht zum zweiten Male ein; dort blinkt bereits der Abendstern, auch haben wir heute Vollmond!“

„Dann geh' mit Gott. Das Abendmahl hebe ich Dir auf und will bis zu Deiner Ankunft spinnen und für Dich beten.“ — — —

Rasch schritt er den bekannten, bewaldeten Berg herab, ungeduldig trockene Zweige oder Holzstücke, welche im Wege lagen, mit dem Fuße von sich stoßend. Tiefe Stille herrschte im Walde und nur sein kräftiger Tritt oder hier und da ein ausgestoßener Fluch, wenn er schlecht getreten, unterbrachen dieselbe.

„Und ich bekomme sie doch!“ dachte er mit unheimlicher Freude.

„Ich steige hinunter zum Fluß und hacke, wo just der Wald gelichtet ist und besucht wird, die gesündeste Tanne aus. Dann geht Einer und meldet mich unten bei den Herren an; die werden mich abermals achtundvierzig Stunden festhalten wollen; ich aber gehe zum Advokaten und drehe mich dort so lange, bis sie kommt!“

[1] Seelchen, Herzchen.

Vielleicht ist sie seine Tochter? ... Aber nein, sie scherzte nur, als sie sagte, daß sie ihn dort oft genug gesehen habe! Weshalb hatte er sie nicht gesehen? Und weshalb hatte er seine Frau gesehen? Diese strenge, schreckliche Frau, die stets nur ihre Augen auf seine Füße gerichtet hielt, wenn sie in die Kanzlei kam und er dort anwesend war. Das kann nicht ihre Mutter sein... sie kann dorthin nicht gehören, sie muß jemand Anderer sein.... Sie spricht kleinrussisch, während ihre Mutter weiß Gott was für eine schreckliche Sprache gesprochen. Er haßt sie.

Er weiß nur das Eine. Er bleibt dort beim Advokaten so lange, bis sie irgendwo zum Vorschein kommt; und dann geht er ihr nach ... und dann wird sie schon sein werden müssen.

Alles Andere kümmert ihn nicht und an alles Andere will er gar nicht denken.

Immer rascher und eiliger wird sein Schritt. Er hatte nicht mehr weit zum Ziele. Durch den sich bereits lichtenden Wald blinkten Fluthen des Gebirgsflusses im Mondschein auf.

Nur noch einige Schritte und er befand sich an Ort und Stelle.

Dicht vor ihm am Fuße des Berges floß der Fluß; heute durch das Gewitter angeschwollen, bewegte er sich in großen, schäumenden Wellen, die schmutzig-matt im Mondlicht unheimlich schimmerten.

Er blieb, an eine Fichte gelehnt, stehen und sah weit vor sich in die Ferne.

Schöner und sehnsuchtweckender denn je lag eine ganze Gebirgskette vor seinen Blicken. Vom magischen Mondlicht, von Millionen flimmernder Sterne beleuchtet, war sie von märchenhafter Schönheit.

Ob er das großartige Schöne in der Natur merkte oder fühlte? Er war den prächtigen Anblick, den das Gebirge bot, von Kindheit an gewöhnt, taghelle, lautlos schweigende Sommernächte waren ihm bekannt, denn er hatte mehr als eine wachend bei seiner Pferdeherde zugebracht; — und doch! — und doch wurde sein Herz, als sein Blick über die in blaue Nebel gehüllten Gipfel schweifte, von tiefer und unerklärlicher Sehnsucht erfaßt!

Und da zu seinen Füßen wogten und murmelten die Wellen etwas Trauriges, ihre Laute weckten in seinem Herzen ... Thränen. Ja, es ward ihm schwer und einsam und er wußte selber nicht, wie es kam, daß er zu singen begann.... Ein echtes Kind seines Volkes suchte er Erleichterung im Gesange. Er sang eine jener trauervollen kleinrussischen Weisen, „Dumka“ genannt, in langgezogenen Tönen, welche der Ausfluß aller Trauer und allen Schmerzes dieser unglücklichen Nation sind:

Wer ein Elend überstanden,[1]
Dem zehn andre sich gleich fanden!
Ich vergesse auf die Leiden,
In der Dumka find' ich Freuden!

Laß Dir lieber Freund es sagen,
Ueber's Loos darfst Du nicht klagen;
Will ins Aug' die Thrän' Dir dringen
Mußt Du Dir die Dumka singen.

Meine Dumka, meine liebe,
Wie weckst Du so neue Triebe!
Klingst Du traurig, so auch freust Du
Dennoch! und den Muth erneust Du!

Dumka, Dumka, die Kleinrussen
Dich aus alter Zeit noch kennen,
Denn vom Dnieper bis zum Sane
Schwingst Du Deine goldne Fahne!

Wie in Freude, so im Leide
Im Gebirge, auf dem Felde,
Dumka — Dich nur hör' ich klingen
Dich, nur Dich will Jeder singen!

Ob im Zwilchrock, ob im Fracke,
Bei der Feder, bei der Hacke:
Jeder Russe singt Dich gerne,
Hältst Du doch den Schmerz ihm ferne!

---

[1] Dies ist ein echtes Volkslied, übersetzt von Siniginowier-Staufe.

Er schleuderte seinen Hut vom Kopfe zur Erde, als steckten alle traurigen Gedanken darin.

Ihr rothes Seidentuch hatte er im Hierhergehen um den Hals geschlungen. Der starke Duft, der demselben entströmte, und der ihm überhaupt an ihr aufgefallen war, bewirkte, daß sie nur noch lebender vor seiner Seele stand. Sehnsucht und ein heftiges Begehren nach ihr erwachte noch heftiger als bisher in seinem Herzen.

Er wandte sich mit dem Rücken zum Flusse.

Die dem Ufer am nächsten stehende Tanne hatte den ersten Schlag erhalten. Anfangs kamen die Schläge langsam, gleichmäßig, später rascher, wuchtiger. So hackte er über eine Stunde und gönnte sich keinen Moment der Ruhe. Eine Art Fieber hatte sich seiner bemächtigt. Unaufhörlich dachte er an sie. Sie stand so lebendig vor seiner Seele in ihrer ganzen hinreißenden Schönheit und mit all ihren Worten und ihrem Lächeln. Er lebte gleichsam noch einmal alles durch mit ihr.

Wie schön, wie wunderbar schön war sie!

Und dann der Traum!

Er lag ihm noch in den Gliedern. Noch fühlte er schier ihr Anschmiegen, fühlte ihre weichen, warmen Glieder....

„Du mußt mich suchen!" hörte er plötzlich dicht in seiner Nähe rufen. Er fuhr zusammen und hielt im Hacken inne. Fast in demselben Momente wiederholten sich die Worte: „Du mußt mich suchen!"

Ja, das war ihre Stimme ... ihre Stimme!

Ehe er sich fassen konnte, krachte und schwankte die Tanne und hätte ihn im Stürzen fast niedergerissen, wenn er nicht rechtzeitig zur Seite gesprungen wäre. Er erschrak wie nie im Leben und alles Haar stieg ihm zu Berge.

Was bedeutete das?

Er sah sich um und starrte nach dem Wasser ... von dorther hatte es geklungen, so laut und so deutlich....

Aber nichts regte sich. Welle um Welle, nicht allzurasch und auch nicht langsamer, kommen immer von Neuem, und die Tanne — die ins Wasser gestürzt war — umspülend, nahmen sie sie langsam und majestätisch auf ihren Rücken....

Alles andere verhielt sich so still, so erwartungsvoll still.... Die Bäume da vom Rand, ja der ganze Wald — alles, als ob es sein müßte, um irgend etwas wahrzunehmen.

Die Fluthen funkelten im Mondlicht unheimlich und über ihnen zogen bläuliche Nebelgestalten, nein, sie waren überall, sie hatten sich angesammelt als wollten sie alles ersticken und überwältigen.

Er fröstelt vor wahnwitziger Angst und möchte wie ein Thier aufbrüllen, aber plötzlich denkt er an Gott. Er bekreuzigt sich einmal, zweimal, dreimal — mehreremal — hernach reißt er wie in Folge einer plötzlichen inneren Eingebung das Seidentuch vom Halse und schleudert es geballt ins Wasser.

Mit einem Male ward ihm alles klar.

„Sie ist eine Hexe — eine Hexe!! — o heilige Mutter Gottes ... o alle Heiligen!" — Wohin war er da gerathen? Mit wem hatte er sich zu schaffen gemacht?

Er denkt mit der größten Feindseligkeit an sie.

Er möchte sie todtschlagen, auf der Stelle, zermalmen, zertreten wie einen Hund, wie einen Wurm ... und ein Räthsel nach dem anderen löst er nunmehr mit Blitzesschnelle....

Nicht vergeblich hatte sie rothes Haar. Nicht vergeblich roch sie nach Kräutern. Nicht vergeblich war sie so wunderschön, glich der Mutter Gottes, denn nur dadurch konnte sie fesseln!

Nicht vergeblich strich sie im Walde umher. Welcher Christenmensch geht in den Wald um zuzuhören, wie er rauscht?

Und weswegen wollte sie nicht sagen, wer sie sei? Und deswegen sollte sie damals am Hofe gewesen sein, da er sich an ihr Gesicht nicht erinnern konnte? Und dann, sie hatte kein Glück! Nur die von Gott gänzlich Verstoßenen haben es nicht ... etwas Glück giebt Gott stets einem Jeden mit. Sie wollte ihm das seinige abwendig machen. Ha, ha, ha!

„Du mußt mich suchen!“ hatte sie im Traume gezischelt. „Ja, suchen!“ damit er hierherkam, ihrem Rufe weiß Gott wohin folgte, irre gehe und in die Klauen ihrer Sippschaft falle und sein Glück auf sie übergehe! Weswegen fragte sie, ob er der einzige Sohn sei? Nur die einzigen Söhne haben besonderes Glück.

Und weswegen versprach sie nicht damals, wieder zu kommen, wenn sie thatsächlich ein Mädchen und ein christliches Menschenkind war? Weshalb fürchtete sie sich nicht im Walde, wenn sie ganz allein war? Und vor ihm that sie, als ob sie sich fürchtete! Er war doch kein Dobusch![1]

Als er ihr sagte, daß man im Walde nichts sehe, sagte sie, daß sie im Wald sehe, was sie sonst nicht sehe. Und immerfort hatte sie ihn mit ihren großen schimmernden Hexenaugen angestarrt, ja, so lange, bis er toll geworden!

Der Blitz möge sie treffen!

Er möge sie treffen und jede ihrer Spur von der Erdoberfläche vertilgen. Oder sie soll versteinern, oder lebendig von wilden Perden zertragen werden, oder in die Erde versinken; ja, von irgend einem Felsen soll sie stürzen und in die Erde versinken! — — —

Er ist fast ganz beruhigt.

Er schreitet nach Hause und ist so nüchtern, so ganz „der Alte“, daß er fast lachen möchte. Ihm ist auch noch ein anderes Licht aufgegangen. Alles das mußte ihm begegnen, denn er hatte seine neue Hütte da oben bezogen, ohne sie vorher weihen zu lassen! — — —

Aber gleich morgen geht er zum Popen. — — —

[1] Kleinrussischer berühmter Räuberhäuptling.

Briefkasten.

Mehrere Leser. Die Zeichen in dem Artikel von G. Schönfeldt über die Armen in Hamburg bedeuten:

ℳ	= Mark courant	=	1 Mark 20 Pfennig
ß	= Schilling	=	7,5 „
₰	= Pfennig	=	0,6 „

F. Z., Berlin. Wenn Sie Ihre Frage eingehend beantwortet wissen wollten, mußten Sie Ihre Adresse angeben. Hier können wir nur sagen, daß die Ausführung des Planes heute noch unthunlich ist, daß aber im Laufe der nächsten Zeit ein Surrogat dafür erscheinen wird, das bis auf Weiteres genügen dürfte.

Berichtigung. Nachträglich werden wir darauf aufmerksam gemacht, daß sich in die Notiz auf S. 796 des 2. Bandes des XIII. Jahrgangs zwei fatale Irrthümer eingeschlichen haben. Die Summe für Weizen pro 1894 beträgt nicht 672 300, sondern 1 153 800 Tonnen; die Summe für Gerste pro 1894 nicht 851 700, sondern 1 097 500 Tonnen.

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.



Nr. 24. XIV. Jahrgang, I. Band. 1895-96.

Zum Gedächtniß der Pariser Kommune.

Am 18. März 1848 war der Prinz von Preußen, nicht der geistreichste, aber der beschränkteste und gehässigste Vertreter des vormärzlichen Staats, von den siegreichen Barrikadenkämpfern aus Berlin vertrieben worden. Am 18. März 1871 zog er als deutscher Kaiser in das Brandenburger Thor ein, siegreich heimkehrend aus Versailles, umjubelt von den herrschenden Klassen Deutschlands als der würdige Erbe der Ottonen und Hohenstaufen. Er durfte sich sagen, daß er am 18. März 1871 kein Anderer war als am 18. März 1848. Und so mag sich ihm die Vorstellung aufgedrängt haben, daß die inneren Kämpfe um die Freiheit, die dreiundzwanzig Jahre lang bald lauter, bald leiser auf deutschem Boden sich abgespielt hatten, eitel Lug und Trug gewesen seien, daß er, gestützt auf den Knauf seines Schwertes, alle menschliche Thorheit überwunden habe und daß seine Krone von Gottes Gnaden so ewig sei, wie jener himmlische Herr sein soll, von dessen Tische er sie genommen haben wollte.

Hat er sich diesem Traume hingegeben: so erschien noch am Abend desselbigen Tages an der Wand seines Palastes die Hand, die ihr Mene mene tekel upharsin schrieb. Am 18. März 1871 erhob sich das Pariser Volk und bewies, daß die Geschichte seit 1848 einen großen Sinn gehabt hatte, wenn auch einen von den Völkern theuer erkauften. Und wenigstens ein Zeichendeuter fand sich in den herrschenden Klassen, der an den ihnen sonst so räthselhaften Schriftzügen zu buchstabiren verstand. Rodbertus schrieb: „Trauriger als die Pariser Katastrophe ist, daß auch kein einziges deutsches Journal ihre geschichtsphilosophische Bedeutung zu würdigen verstanden hat. . . . Was brachten unsere besten Blätter? Schimpfworte, Schimpfworte zu einem Ereigniß, das, so grausig es ist, doch an Bedeutung in der Geschichte gerade so groß dastehen wird, wie seine glückliche, glorreiche Kehrseite — das wiederaufgerichtete deutsche Kaiserreich!“ Es war eine Stimme in der Wüste, und noch dazu eine Stimme, die mehr zu lallen als zu sprechen wußte. Denn indem Rodbertus die Kämpfer des aufständischen Paris mit Alarichs Barbaren verglich und den Unterschied darin fand, daß Alarich bei der Erstürmung Roms seinem Heere befahl, die monumentalen Gebäude zu schonen, während das bewaffnete Volk von Paris diese Gebäude vernichtete, zeigte er eben auch nur, daß er die Kommune zwar nicht ganz so verbohrt wie die gebildete Bourgeoisie, aber doch nicht entfernt wie ein Geschichtsphilosoph betrachtete.

Um so richtiger erfaßte das klassenbewußte Proletariat in Deutschland die weltgeschichtliche Bedeutung des Pariser Aufstandes. Der Allgemeine deutsche Arbeiterverein sprach der Kommune seine Sympathien aus und das Organ der anderen sozialdemokratischen Fraktion, der „Volksstaat", erklärte: „Einige Bourgeoisblätter haben die naive Unverschämtheit, die deutsche Sozialdemokratie zu einer formellen Desavouirung der Pariser Kommune aufzufordern. Lest unsere Parteiorgane, Ihr Herren Bourgeois, da findet Ihr die Antwort. Wir sind und erklären uns solidarisch mit der Kommune, und wir sind bereit, jederzeit und gegen Jedermann die Handlungen der Kommune zu vertreten." Bebel aber, der einzige sozialdemokratische Abgeordnete, der damals im Reichstage saß, sagte am 25. Mai 1871: „Seien Sie überzeugt, das ganze europäische Proletariat und alles, was noch ein Gefühl für Freiheit und Unabhängigkeit in der Brust trägt, sieht auf Paris. Und wenn auch im Augenblicke Paris unterdrückt ist, dann erinnere ich Sie daran, daß der Kampf in Paris nur ein kleines Vorpostengefecht ist, daß die Hauptsache in Europa uns noch bevorsteht und daß, ehe wenige Jahrzehnte vergehen, der Schlachtruf des Pariser Proletariats: Krieg den Palästen, Friede den Hütten, Tod der Noth und dem Müßiggange! der Schlachtruf des gesammten europäischen Proletariats sein wird." Der stenographische Bericht verzeichnet zu diesen Worten: große Heiterkeit; seitdem ist den Herren das Lachen recht gründlich vergangen.

Ueberhaupt wäre es unrecht, zu verkennen, daß die Lektion von Anbeginn recht gut anschlug. Bismarck, dessen interessirter Verstand sich immer in den drolligsten Mißverständnissen bewegte, wenn er große Ereignisse auf ihren historischen Zusammenhang untersuchen wollte, und der als den berechtigten Kern der Pariser Kommune eine sentimentale Sehnsucht nach der preußischen Städteordnung, dieser verhunzten Parodie auf unabhängige Verwaltung der Gemeinden, erklärt hatte — Bismarck also lernte nach seinem eigenen Geständniß aus Bebels Rede, daß die deutsche Sozialdemokratie kein Spielzeug war für seine Diplomatie, für diese Diplomatie, die gegenüber den Beust und Bonaparte geistreich genug sein mochte, aber gegenüber den großen Massenbewegungen des Jahrhunderts stets ein kindischer Scherz von vorgestern war. Seit dem ehrlichen Bekenntniß der deutschen Sozialdemokratie zur Pariser Kommune verfolgte Bismarck das klassenbewußte Proletariat mit seinem wüthenden Hasse. Es war ein Haß, der den achtzigjährigen Kinderspott heute noch bei Tage und bei Nacht foltert und ihm groteske Ausbrüche tamerlanischen Wahnwitzes entreißt. Auf gebildetere Vertreter der herrschenden Klassen wirkte das Banner der Kommune, das die deutsche Sozialdemokratie aus dem Staube erhob, in den es bluttriefende Gewalt geworfen hatte, allerdings anders. Die gelehrten Berge kreisten und gebaren das Mäuslein des Kathedersozialismus, das, nachdem es sich zwei Dutzend Jahre im Kreise gedreht hat, heute noch dasselbe kleine Mäuslein ist, wie bei seiner Geburt.

Weder durch die angedrohte Peitsche, noch durch das angebotene Zuckerbrot ließ sich die deutsche Sozialdemokratie beirren. Sie hatte keine Ohren für die schlauen Rathgeber, die ihr einblasen wollten, daß sie durch nichts gezwungen und verpflichtet sei, solidarisch für die „Greuel der Kommune" einzutreten. Vielleicht wäre dieser oder jener kleine Vortheil durch eine solche pfiffige Taktik zu erreichen gewesen, aber es wäre eine Taktik zum Speien gewesen, und um ein paar zweifelhafter Profitchen willen wäre nicht nur die eigene Ehre und Würde, sondern auch ein dauernder und großer Gewinn verscherzt worden. Die wegen ihres „Materialismus" verfluchte Sozialdemokratie vermag heute allein unter allen Parteien eine ideale und prinzipielle Politik zu treiben, gerade im Gegensatz zum

Bourgeoisie, die seit dreißig Jahren stets das Prinzip preisgegeben hat, wo ein scheinbares oder wirkliches Profitchen zu erhaschen war, und dabei so jämmerlich auf den Hund gekommen ist. Das Bekenntniß zur Kommune hat sich der deutschen Sozialdemokratie reich gelohnt. Heute sind die „Greuel der Kommune“ zum Ammenmärchen geworden, und jeder halbwegs unterrichtete Bourgeois weiß ebenso gut, wie es die deutschen Arbeiter von Anfang an wußten, daß die „Greuel“ von den Feinden der Kommune, von den Vorkämpfern der bürgerlichen Ordnung begangen worden sind, und daß die Schwäche der Kommune nicht ihre Grausamkeit und Unmenschlichkeit, sondern ihre Scheu vor durchgreifenden Maßregeln war.

Es ist unmöglich, an dem Gedenktage der Kommune des unsterblichen Dienstes zu vergessen, den Marx damals dem internationalen Proletariat leistete. In seiner Adresse über den Bürgerkrieg in Frankreich richtete er sofort das leuchtende Banner auf für das streitende Heer der Arbeiterklasse, dessen französischer Flügel eben eine so furchtbare Niederlage erlitten hatte. Niemand wußte besser als Marx, daß er damit die Existenz der Internationalen Arbeiter-Assoziation gefährdete, die in der That zum Theil an den Folgen und Wirkungen dieser meisterhaften Adresse untergegangen ist. Nicht alle europäischen Arbeiterparteien waren politisch schon so reif, wie die deutsche Sozialdemokratie, und namentlich die englischen Trade Unions schreckten vor dem Schreckgespenste zurück, das die europäische Bourgeoisie aus der Pariser Kommune zu machen beflissen war. Aber für Marx kam nichts auf die Form der Sache an, wenn es ihr Wesen zu retten galt. Und schlagender konnte seine Politik nicht gerechtfertigt werden, als durch die Adresse selbst, die niedergeschrieben unter dem frischen Eindrucke der Thatsachen noch heute weit voran an der Spitze der ganzen Literatur steht, die seitdem über die Pariser Kommune veröffentlicht worden ist. Obgleich sie die Rechtfertigung der Kommune bezweckte und in einem Augenblick, wo ein Für und Wider nur galt, ihr Für nicht dadurch abschwächte, daß sie bei den Fehlern des Aufstandes verweilte, so hebt sie doch die historisch entscheidenden Gesichtspunkte mit solcher Klarheit und Schärfe hervor, daß sie bis auf diesen Tag die klassische Schrift über die Pariser Kommune geblieben ist.

Aber ebenso weit wie die Sozialdemokratie davon entfernt war, je die Pariser Kommune zu verleugnen, ebenso weit war sie davon entfernt, aus ihrer Geschichte eine täuschende und trügende Legende zu machen. Mit scharfer und unerbittlicher Kritik hat sie untersucht, wie Ursachen und Wirkungen in dem Pariser Aufstande zusammenhängen. Keine Sympathie hat ihr kritisches Messer abgestumpft, vor keiner Tragik und vor keinem Verdienste ist es zurückgeschreckt. Es ist ein Vorzug, den das klassenbewußte Proletariat abermals vor allen anderen Parteien voraus hat, daß ihm aus der Geschichte seiner eigenen Vergangenheit immer neue Kräfte erwachsen, um den Kampf der Gegenwart zu führen und die neue Welt der Zukunft zu errichten. Die Geschichte der Pariser Kommune ist zu einem großen Prüfstein für die Frage geworden, wie die revolutionäre Arbeiterklasse ihre Taktik und Strategie einzurichten hat, um den endgiltigen Sieg zu erfechten. Mit dem Falle der Kommune sind auch die letzten Ueberlieferungen der alten revolutionären Legende für immer gefallen; keine Gunst der Umstände, kein Heldenmuth, kein Märtyrerthum kann die klare Einsicht des Proletariats in den Gang der historischen Entwicklung, in die unerläßlichen Bedingungen seiner Emanzipation ersetzen. Was für Revolutionen gilt, die von Minoritäten und im Interesse von Minoritäten durchgeführt werden, das gilt eben deshalb nicht von der proletarischen Revolution, die, sobald ihre historischen Voraussetzungen gegeben sind, von der großen Mehrheit und im Interesse der großen Mehrheit

gemacht wird. In der Geschichte der Kommune werden die Keime dieser Revolution noch überwuchert von den Schlingpflanzen, die aus der bürgerlichen Revolution des achtzehnten Jahrhunderts in die revolutionäre Arbeiterbewegung des neunzehnten Jahrhunderts hinübergewuchert waren. In der Kommune fehlte die feste Organisation des Proletariats als Klasse und die prinzipielle Klarheit über seinen weltgeschichtlichen Beruf; hieran mußte sie unterliegen, und hieran wäre sie auch dann unterlegen, wenn die Gunst der äußeren Umstände durchweg auf ihrer Seite gewesen wäre.

Mit der Feststellung dieser Thatsache wird der Ruhm der Kommune nicht geschmälert. Sie war ein Kind ihrer Zeit und konnte sich nur auf dem Boden der historischen Zustände bewegen, aus denen sie entstand. Erstrebte sie was damals noch unmöglich war, so erstrebte sie es mit einer Kraft, einem Muthe, einer Opferfähigkeit, vor denen jede Kritik verstummt. Aber man ehrt ihre Helden und Märtyrer würdig nur durch die Sorge, daß ihr kostbares Blut nicht umsonst geflossen ist. Ihre Fehler zu meiden, das ist der richtige Weg, ihr Andenken zu ehren und ihren Tod zu rächen. Und diesen Weg ist die moderne Sozialdemokratie seit fünfundzwanzig Jahren mit steter Ausdauer aufwärts gegangen.

Wie kolossale Fortschritte in diesem Vierteljahrhundert die feste Organisation der europäischen Arbeiterklasse und ihre prinzipielle Klarheit gemacht hat, das zeigt schon ein flüchtiger Blick. Der Gewinn ist theuer erkauft in aufreibendem, hartnäckigem, täglichem und stündlichem Kampfe, der Opfer auf Opfer verschlungen hat, aber er ist auch ein unverlierbarer Besitz. Im Besitze dieses großen Erbes, das ihnen den endlichen Sieg sicher verbürgt, dürfen die deutschen Arbeiter den Gedenktag der Kommune feiern, dankbar, ruhig, stolz, derweil die deutsche Bourgeoisie mit lärmenden Trompetenstößen die Erkenntniß zu übertäuben sucht, daß ihr neues Reich, die vergängliche Kehrseite der Kommune, in derselben Frist immer abwärts gegangen ist.

Gewalt und Oekonomie bei der Herstellung des neuen Deutschen Reichs.

Ein nachgelassener Aufsatz von **Friedrich Engels.**

(Fortsetzung.)

3. Die Erfüllung in 1870/71.

Nicht nur Oesterreich war auf den böhmischen Schlachtfeldern geschlagen — die deutsche Bourgeoisie war es auch. Bismarck hatte ihr bewiesen, daß er besser wußte, was ihr frommte, als sie selbst. An eine Fortführung des Konflikts von Seiten der Kammer war nicht zu denken. Die liberalen Ansprüche der Bourgeoisie waren auf lange Zeit begraben, aber ihre nationalen Forderungen erfüllten sich von Tag zu Tage mehr. Mit einer ihr selbst verwunderlichen Raschheit und Genauigkeit führte Bismarck ihr nationales Programm aus. Und nachdem er ihr ihre Schlaffheit und Energielosigkeit und damit ihre totale Unfähigkeit zur Durchführung ihres eigenen Programms handgreiflich in corpore vili, an ihrem eigenen schäbigen Leibe dargethan, spielte er auch ihr gegenüber den Großmüthigen und kam bei der nun thatsächlich entwaffneten Kammer um Indemnität ein wegen der verfassungswidrigen Konfliktsregierung. Zu Thränen gerührt, bewilligte sie der nunmehr harmlose Fortschritt.

Trotzdem wurde die Bourgeoisie daran erinnert, daß sie bei Königgrätz mit besiegt war. Die norddeutsche Bundesverfassung wurde nach der Schablone der durch den Konflikt authentisch interpretirten preußischen Verfassung zugeschnitten. Steuerverweigerung war verboten. Der Bundeskanzler und seine Minister wurden vom König von Preußen ernannt, unabhängig von jeder parlamentarischen Majorität. Die durch den Konflikt sicher gestellte Unabhängigkeit der Armee vom Parlament wurde auch gegenüber dem Reichstag festgehalten. Dafür aber hatten die Mitglieder dieses Reichstags das erhebende Bewußtsein, daß sie durch allgemeines Stimmrecht gewählt waren. An diese Thatsache wurden sie auch, und zwar in unangenehmer Weise, erinnert durch den Anblick der zwei Sozialisten, die mitten unter ihnen saßen. Zum ersten Male erschienen sozialistische Abgeordnete, Vertreter des Proletariats, in einer parlamentarischen Körperschaft. Es war ein unheildrohendes Zeichen.

Zunächst war das alles nicht von Bedeutung. Es kam jetzt darauf an, die neue Reichseinheit wenigstens des Nordens im Interesse der Bourgeoisie auszubauen und auszubeuten, und dadurch auch die süddeutschen Bourgeois in den neuen Bund zu locken. Die Bundesverfassung entzog die ökonomisch wichtigsten Verhältnisse der Gesetzgebung den Einzelstaaten und wies ihre Regelung dem Bunde zu: gemeinsames Bürgerrecht und Freizügigkeit im ganzen Bundesgebiet, Heimathsberechtigung, Gesetzgebung über Gewerbe, Handel, Zölle, Schifffahrt, Münzen, Maß und Gewicht, Eisenbahnen, Wasserstraßen, Post und Telegraphen, Patente, Banken, die ganze auswärtige Politik, Konsulate, Handelsschutz im Auslande, Medizinalpolizei, Strafrecht, Gerichtsverfahren 2c. Die meisten dieser Gegenstände wurden nun rasch, und im Ganzen in liberaler Weise, durch Gesetze geordnet. Und so wurden denn endlich — endlich! die schlimmsten Auswüchse der Kleinstaaterei beseitigt, diejenigen, die einerseits der kapitalistischen Entwicklung, andererseits dem preußischen Herrschergelüste am meisten den Weg versperrten. Das war aber keine welthistorische Errungenschaft, wie der jetzt chauvinistisch werdende Bourgeois ausposaunte, sondern eine sehr, sehr späte und unvollkommene Nachahmung dessen, was die französische Revolution schon siebzig Jahre früher gethan, und was alle anderen Kulturstaaten längst eingeführt. Statt zu prahlen, hätte man sich schämen sollen, daß das „hochgebildete" Deutschland hier mit zu allerletzt kam.

Während dieser ganzen Zeit des Norddeutschen Bundes kam Bismarck der Bourgeoisie auf wirthschaftlichem Gebiet bereitwillig entgegen und zeigte auch in der Behandlung parlamentarischer Machtfragen die eiserne Faust nur im sammtnen Handschuh. Es war seine beste Periode; man konnte stellenweise zweifeln an seiner spezifisch preußischen Bornirtheit, an seiner Unfähigkeit, einzusehen, daß es in der Weltgeschichte noch andere und stärkere Mächte giebt, als Armeen und auf sie gestützte Diplomatenschliche.

Daß der Friede mit Oesterreich den Krieg mit Frankreich im Schooße trug, wußte Bismarck nicht nur, er wollte es auch. Dieser Krieg sollte gerade das Mittel bieten zur Vollendung des ihm von der deutschen Bourgeoisie vorgeschriebenen preußisch-deutschen Reiches.[1] Die Versuche, das Zollparlament all-

[1] Schon vor dem österreichischen Kriege interpellirt von einem mittelstaatlichen Minister wegen seiner demagogischen deutschen Politik, antwortete Bismarck diesem, er werde trotz aller Phrasen Oesterreich aus Deutschland hinauswerfen und den Bund sprengen. — „Und die Mittelstaaten, glauben Sie, daß die dabei ruhig zusehen werden?" — „Ihr Mittelstaaten, Ihr werdet gar nichts thun." — „Und was soll denn aus den Deutschen werden?" — „Dann führe ich sie nach Paris und mache sie dort einig." (Erzählt in Paris vor dem

mälig in einen Reichstag umzuwandeln und so die Südstaaten nach und nach i
den Nordbund zu ziehen, scheiterten an dem lauten Rufe der süddeutschen Ab
geordneten: „Keine Kompetenzerweiterung!" Die Stimmung der eben auf dei
Schlachtfelde besiegten Regierungen war nicht günstiger. Nur ein neuer, hand
greiflicher Beweis, daß Preußen, ihnen gegenüber, übermächtig, aber auch mächti
genug sei, sie zu schützen — also nur ein neuer, gemeindeutscher Krieg konn
den Moment der Kapitulation rasch herbeiführen. Und dann war die scheidend
Mainlinie, nachdem sie im Stillen zwischen Bismarck und Louis Napoleon vorhe
vereinbart, nach den Siegen doch scheinbar von diesem den Preußen aufgenöthig
worden; Einigung mit Süddeutschland war also Verletzung des diesmal de
Franzosen förmlich zugestandenen Rechts auf die Zersplitterung Deutschlands, wa
Kriegsfall.

Inzwischen mußte Louis Napoleon suchen, ob er nicht irgendwo an de
deutschen Grenze einen Landfetzen fände, den er als Kompensation für Sadow
einheimse. Bei der Neubildung des Norddeutschen Bundes war Luxemburg aus
geschlossen worden, war also jetzt ein mit Holland in Personalunion befindliche
aber sonst ganz unabhängiger Staat. Dabei war es ungefähr ebenso französisc
wie das Elsaß und hatte entschieden weit mehr Hinneigung zu Frankreich, al
zu dem positiv gehaßten Preußen.

Luxemburg ist ein schlagendes Exempel davon, was die politische Miser
Deutschlands seit dem Mittelalter aus den deutsch-französischen Grenzländer
gemacht hat, und um so schlagender, als Luxemburg bis 1866 nominell zu
Deutschland gehört hat. Bis 1830 aus einer französischen und einer deutsche
Hälfte zusammengesetzt, hatte auch der deutsche Theil schon früh den Einfluß de
überlegenen französischen Kultur über sich ergehen lassen. Die luxemburgische
deutschen Kaiser waren nach Sprache und Bildung Franzosen. Seit der Ein
verleibung in die burgundischen Lande (1440) blieb Luxemburg, wie die übrige
Niederlande, in nur nominellem Verband mit Deutschland; daran änderte auc
seine Aufnahme in den Deutschen Bund 1815 nichts. Nach 1830 fiel der fran
zösische Theil und noch ein hübscher Streifen des deutschen Theils an Belgien
Aber in dem noch übrigen Deutsch-Luxemburg blieb alles auf französischem Fuß
die Gerichte, die Behörden, die Kammer, alles verhandelte französisch, alle öffent
lichen und privaten Aktenstücke, alle Geschäftsbücher wurden französisch abgefaßt

---

österreichischen Krieg von besagtem Mittelstaatsmann und veröffentlicht während jenes Kriege
im „Manchester Guardian" von seiner Pariser Korrespondentin Frau Crawford.)

[Weil hier der „Manchester Guardian" genannt wird, sei im Zusammenhange dami
erwähnt, daß bei Ausbruch und während des 1866er Feldzuges in Böhmen Friedrich Engels i
jenem Blatte Artikel über die Ausrüstung, Operationen und Aussichten der beiden Armeen
veröffentlichte. Diese Artikel sind u. A. darum interessant, weil sie zeigen, wie bereit Engels
war, von den Ereignissen zu lernen. Er hatte der preußischen Armee, ohne ihr gewisse Vor
züge streitig zu machen, kein günstiges Prognostikon gestellt — und daß Benedek ohne di
Erzherzöge ihr das Leben schwer gemacht hätte, ist heute unbestritten. Aber kaum zeigt sich
daß die preußischen Heerführer ihre alten Zopf-Traditionen über den Haufen geworfen, s
ist auch Engels sofort am Platze, dies anzuerkennen, und zwei Tage nach Königgrätz schreib
er: „Darüber ist kein Irrthum mehr möglich, daß die preußische Armee innerhalb einer
einzigen Woche eine so hohe Position erobert hat, wie sie sie nur je eingenommen, und sich
wohl zutrauen kann, es jetzt mit jedem Widersacher aufzunehmen. Außer dem Feldzug von
Jena, der mit den damaligen Preußen aufräumte und, wenn wir von der Niederlage bei
Ligny absehen, dem Feldzug von Waterloo, kennt die Geschichte keinen anderen Feldzug, bei
dem in gleich kurzer Zeit und ohne nennenswerthen Gegenschlag ein gleich vollständiger Sieg
errungen worden." D. H.]

alle Mittelschulen unterrichteten auf Französisch, die gebildete Sprache war und blieb französisch — natürlich, ein Französisch, das unter der Last der hochdeutschen Lautverschiebung ächzte und keuchte. Kurzum, in Luxemburg wurden zwei Sprachen gesprochen: ein rheinfränkischer Volksdialekt und französisch, aber hochdeutsch blieb eine fremde Sprache. Die preußische Garnison der Hauptstadt machte das alles eher schlimmer, als besser. Das ist beschämend genug für Deutschland, aber es ist wahr. Und diese freiwillige Französirung Luxemburgs stellt auch die ähnlichen Vorgänge im Elsaß und in Deutsch-Lothringen erst in das richtige Licht.

Der König von Holland, souveräner Herzog von Luxemburg, konnte baares Geld sehr gut gebrauchen und ließ sich bereit finden zum Verkauf des Herzogthums an Louis Napoleon. Die Luxemburger hätten unbedingt ihre Einverleibung in Frankreich genehmigt — Beweis ihre Haltung im Kriege 1870. Preußen konnte völkerrechtlich nichts einwenden, da es selbst die Ausschließung Luxemburgs aus Deutschland bewirkt hatte. Seine Truppen lagen in der Hauptstadt als Bundesgarnison einer deutschen Bundesfestung; sobald Luxemburg aufhörte, Bundesfestung zu sein, hatten sie dort kein Recht mehr. Warum aber gingen sie nicht heim, warum konnte Bismarck die Annexion nicht zugeben?

Einfach, weil jetzt die Widersprüche an den Tag traten, in die er sich verwickelt hatte. *Vor* 1866 war Deutschland für Preußen noch reines Annexionsgebiet, worin man sich mit dem Auslande theilen mußte. *Nach* 1866 war Deutschland preußisches *Schutzgebiet* geworden, das man vor ausländischen Krallen zu vertheidigen hatte. Allerdings hatte man, aus preußischen Rücksichten, ganze Stücke Deutschlands aus dem neugegründeten sogenannten Deutschland ausgeschlossen. Aber das Recht der deutschen Nation auf ihr eigenes Gesammtgebiet legte jetzt der Krone Preußen die Pflicht auf, die Einverleibung dieser Stücke des alten Bundesgebiets in fremde Staaten zu verhindern, ihnen für die Zukunft den Anschluß an den neuen preußisch-deutschen Staat offen zu halten. Deshalb hatte Italien an der Tiroler Grenze Halt gemacht, deshalb durfte jetzt Luxemburg nicht an Louis Napoleon übergehen. Eine wirklich revolutionäre Regierung konnte das offen verkündigen. Nicht so der königlich preußische Revolutionär, der es endlich fertig gebracht hatte, Deutschland in einen metternichschen „geographischen Begriff" zu verwandeln. Er hatte sich völkerrechtlich selbst ins Unrecht gesetzt und konnte sich nur helfen durch Anwendung seiner beliebten Korpskneipen-Interpretation auf das Völkerrecht.

Wenn er damit nicht geradezu ausgelacht wurde, so kam dies nur daher, daß Louis Napoleon im Frühjahr 1867 noch keineswegs für einen großen Krieg bereit war. Man einigte sich auf der Londoner Konferenz. Die Preußen räumten Luxemburg; die Festung wurde geschleift, das Herzogthum neutral erklärt. Der Krieg war wieder vertagt.

[Hier ist im Manuskript eine Lücke freigelassen. D. H.]

Louis Napoleon konnte sich dabei nicht beruhigen. Die Machtvergrößerung Preußens war ihm ganz recht, sobald er nur die entsprechenden Kompensationen am Rhein erhielt. Er wollte mit Wenigem zufrieden sein; auch davon hatte er noch abgelassen, aber er hatte gar nichts erhalten, war vollständig geprellt. Ein bonapartistisches Kaiserthum in Frankreich war aber nur möglich, wenn es die Grenze allmälig gegen den Rhein zu vorschob, und wenn Frankreich — in der Wirklichkeit oder doch in der Einbildung — Schiedsrichter Europas blieb. Die Grenzverschiebung war mißlungen, die Schiedsrichterstellung war bereits bedroht, die bonapartistische Presse schrie laut nach Revanche für Sadowa — wenn Louis Napoleon seinen Thron behaupten wollte, mußte er seiner Rolle getreu bleiben

und das mit Gewalt holen, was er, trotz aller erwiesenen Dienste, mit Güte nicht erhielt.

Von beiden Seiten also emsige Kriegsvorbereitungen, diplomatische wie militärische. Und zwar ereignete sich folgendes diplomatische Begebniß.

Spanien suchte nach einem Thronkandidaten. Im März [1869] hört Benedetti, der französische Gesandte in Berlin, gerüchtweise von einer Thronbewerbung des Prinzen Leopold von Hohenzollern; erhält Auftrag von Paris, der Sache nachzuforschen. Der Unterstaatssekretär v. Thile versichert auf Ehrenwort, die preußische Regierung wisse davon nichts. Auf einem Besuch in Paris erfährt Benedetti die Meinung des Kaisers: „Diese Kandidatur ist wesentlich antinational, das Land wird sie sich nicht gefallen lassen, man muß sie verhüten.“

Beiläufig bewies hier Louis Napoleon, daß er schon stark am Herunterkommen war. Was konnte in der That eine schönere „Rache für Sadowa“ sein, als die Königschaft eines preußischen Prinzen in Spanien, die daraus unvermeidlich folgenden Unannehmlichkeiten, die Verwicklung Preußens in innere spanische Parteiverhältnisse, wohl gar ein Krieg, eine Niederlage der zwerghaften preußischen Flotte, jedenfalls Preußen vor Europa in eine höchst groteske Lage gebracht? Aber das Schauspiel konnte Louis Bonaparte sich nicht mehr erlauben. Sein Kredit war bereits so weit erschüttert, daß er sich an den traditionellen Standpunkt gebunden hielt, wonach ein deutscher Fürst auf dem spanischen Thron Frankreich zwischen zwei Feuer brächte, also nicht zu dulden sei — ein seit 1830 kindischer Standpunkt.

Benedetti suchte also Bismarck auf, um weitere Aufklärungen zu erhalten und ihm den Standpunkt Frankreichs klar zu machen (11. Mai 1869). Er erfuhr von Bismarck nichts besonders Bestimmtes. Wohl aber erfuhr Bismarck von ihm, was er wissen wollte: daß die Aufstellung der Kandidatur Leopolds den sofortigen Krieg mit Frankreich bedeute. Hiermit war es in Bismarcks Hand gegeben, den Krieg ausbrechen zu lassen, wann es ihm gefiel.

In der That taucht die Kandidatur Leopolds im Juli 1870 abermals auf und führt sofort zum Kriege, so sehr auch Louis Napoleon sich dagegen sträubte. Er sah nicht nur, daß er in eine Falle gegangen war. Er wußte auch, daß es sich um sein Kaiserthum handelte, und hatte wenig Vertrauen in die Wahrhaftigkeit seiner bonapartistischen Schwefelbande, die ihm versicherte, alles sei bereit, bis auf den letzten Kamaschenknopf, und noch weniger Vertrauen in ihre militärische und administrative Tüchtigkeit. Aber die logischen Konsequenzen seiner eigenen Vergangenheit trieben ihn ins Verderben; sein Zaudern selbst beschleunigte seinen Untergang.

Bismarck dagegen war nicht nur militärisch vollständig schlagfertig, sondern hatte diesmal das Volk in der That hinter sich, das durch alle beiderseitigen diplomatischen Lügen hindurch nur die eine Thatsache sah: hier handle es sich um einen Krieg, nicht nur um den Rhein, sondern um die nationale Existenz. Reserven und Landwehr strömten — zum ersten Mal seit 1813 — wieder bereitwillig und kampflustig zu den Fahnen. Einerlei, wie das alles so gekommen war, einerlei, welches Stück des zweitausendjährigen nationalen Erbtheils Bismarck auf eigene Faust dem Louis Napoleon versprochen oder nicht versprochen hatte: es galt, dem Auslande ein für allemal beizubringen, daß es sich in innere deutsche Dinge nicht zu mischen habe und daß Deutschland nicht berufen sei, den wackeligen Thron Louis Napoleons durch Abtretung deutschen Gebiets zu stützen. Und vor diesem nationalen Aufschwung verschwanden alle Klassenunterschiede, zerflossen alle Rheinbundsgelüste süddeutscher Höfe, alle Restaurationsversuche verjagter Fürsten in Nichts.

Beide Theile hatten sich um Allianzen beworben. Louis Napoleon hatte Oesterreich und Dänemark sicher, Italien ziemlich sicher. Bismarck hatte Rußland. Aber Oesterreich war wie immer nicht fertig, konnte nicht vor dem 2. September thätig eingreifen — und am 2. September war Louis Napoleon Kriegsgefangener der Deutschen, und Rußland hatte Oesterreich benachrichtigt, es werde Oesterreich angreifen, sobald Oesterreich Preußen angreife. In Italien aber rächte sich Louis Napoleons achselträgerische Politik: er hatte die nationale Einheit in Gang bringen, aber dabei den Papst vor dieser selben nationalen Einheit schützen wollen; er hatte Rom besetzt gehalten mit Truppen, die er jetzt zu Hause brauchte, und die er doch nicht wegziehen konnte, ohne Italien zu verpflichten, daß es Rom und den Papst als Souverän respektire; was Italien wiederum verhinderte, ihm beizustehen. Dänemark endlich erhielt von Rußland Befehl, sich ruhig zu verhalten.

Entscheidender aber als alle diplomatischen Verhandlungen wirkten auf die Lokalisirung des Krieges die raschen Schläge der deutschen Waffen von Spichern und Wörth bis Sedan. Louis Napoleons Armee erlag in jedem Gefecht und wanderte schließlich zu drei Vierteln kriegsgefangen nach Deutschland. Das war nicht die Schuld der Soldaten, die sich tapfer genug geschlagen hatten, wohl aber der Führer und der Verwaltung. Aber wenn man wie Louis Napoleon sein Reich errichtet hat mit Hilfe einer Bande von Strolchen, wenn man dies Reich achtzehn Jahre behauptet hat nur, indem man Frankreich dieser selben Bande zur Ausbeutung überließ, wenn man alle entscheidenden Posten im Staat mit Leuten eben dieser Bande und alle untergeordneten Stellen mit ihren Helfershelfern besetzt hat, dann soll man auch keinen Kampf auf Tod und Leben unternehmen, wenn man nicht im Stich gelassen sein will. In weniger als fünf Wochen brach das ganze, vom europäischen Philister jahrelang angestaunte Gebäude des Kaiserreichs zusammen; die Revolution vom 4. September räumte nur noch den Schutt weg; und Bismarck, der in den Krieg gezogen war, um ein kleindeutsches Kaiserreich zu gründen, fand sich eines schönen Morgens als Stifter einer französischen Republik.

Nach Bismarcks eigener Proklamation wurde der Krieg geführt nicht gegen das französische Volk, sondern gegen Louis Napoleon. Mit dessen Sturz fiel also aller Grund zum Kriege weg. Das bildete sich auch die — sonst nicht so naive — Regierung des 4. September ein und war sehr verwundert, als Bismarck nun plötzlich den preußischen Junker herauskehrte.

Niemand in der Welt hat einen solchen Franzosenhaß, wie die preußischen Junker. Denn nicht nur hat der bis dahin steuerfreue Junker während der Züchtigung durch die Franzosen, 1806—1813, die er sich durch seinen Dünkel selbst zugezogen, schwer zu leiden gehabt; die gottlosen Franzosen haben, was noch weit schlimmer, durch ihre frevelhafte Revolution die Köpfe derart verwirrt, daß die alte Junkerherrlichkeit größtentheils selbst in Altpreußen zu Grabe getragen worden, daß die armen Junker um den noch übrigen Rest dieser Herrlichkeit jahraus, jahrein einen harten Kampf zu führen haben, und ein großer Theil von ihnen bereits zu einem schäbigen Schmarotzeradel herabgesunken ist. Dafür mußte Rache genommen werden an Frankreich, und das besorgten die Junkeroffiziere in der Armee unter Bismarcks Leitung. Man hatte sich Listen der französischen Kriegskontributionen in Preußen gemacht und ermaß darnach die in Frankreich von den einzelnen Städten und Departements zu erhebenden Brandschatzungen — aber natürlich unter Rücksichtnahme auf den weit größeren Reichthum Frankreichs. Man requirirte Lebensmittel, Fourage, Kleider, Schuhwerk 2c. mit zur Schau getragener Rücksichtslosigkeit. Ein Bürgermeister in den

Ardennen, der die Lieferung nicht machen zu können erklärte, erhielt ohne Weiteres fünfundzwanzig Stockprügel; die Pariser Regierung hat die amtlichen Beweise veröffentlicht. Die Franctireurs, die so genau nach den Vorschriften der preußischen Landsturmordnung von 1813 handelten, als hätten sie sie expreß studirt, wurden ohne Gnade erschossen, wo man sie nur abfing. Auch die Geschichten von den heimgesandten Pendülen sind wahr, die „Kölnische Zeitung" hat selbst darüber berichtet. Nur waren diese Pendülen nach preußischen Begriffen nicht gestohlen, sondern als herrenloses Gut in den verlassenen Landhäusern um Paris vorgefunden und für die Lieben in der Heimath annektirt. Und so sorgten die Junker unter Bismarcks Leitung dafür, daß trotz der tadellosen Haltung sowohl der Mannschaft wie eines großen Theils der Offiziere der spezifisch preußische Charakter des Krieges bewahrt und den Franzosen eingebläut, dafür aber auch von diesen die ganze Armee für die kleinlichen Gehässigkeiten der Junker verantwortlich gemacht wurde.

Und doch war es diesen Junkern vorbehalten, dem französischen Volk eine Ehrenbezeugung zu erweisen, die in der ganzen bisherigen Geschichte ihresgleichen nicht hat. Als alle Entsatzversuche um Paris gescheitert, alle französischen Armeen zurückgeschlagen, der letzte große Angriffsvorstoß Bourbakis auf die Verbindungslinie der Deutschen gescheitert war, als die gesammte Diplomatie Europas Frankreich seinem Schicksal überließ, ohne einen Finger zu rühren, da mußte das ausgehungerte Paris endlich kapituliren. Und höher schlugen die Junkerherzen, als sie endlich triumphirend einziehen konnten in das gottlose Nest und volle Rache nehmen an den Pariser Erzrebellen — die volle Rache, die ihnen 1814 von Alexander von Rußland und 1815 von Wellington untersagt worden war; jetzt konnten sie den Herd und die Heimath der Revolution züchtigen nach Herzenslust.

Paris kapitulirte, es zahlte 200 Millionen Brandschatzung; die Forts wurden den Preußen übergeben; die Garnison legte vor den Siegern die Waffen nieder und lieferte ihr Feldgeschütz aus; die Kanonen der Ringmauer wurden ihrer Laffetten beraubt; alle Widerstandsmittel, die dem Staat gehörten, wurden Stück für Stück ausgeliefert — aber die eigentlichen Vertheidiger von Paris, die Nationalgarde, das Pariser Volk in Waffen, die blieben unangetastet, denen muthete Niemand zu, die Waffen auszuliefern, weder ihre Gewehre, noch ihre Kanonen;[1] und damit es aller Welt kund werde, daß die siegreiche deutsche Armee ehrerbietig Halt gemacht vor dem bewaffneten Volk von Paris, zogen die Sieger nicht in Paris ein, sondern waren damit zufrieden, die Champs Elysées — einen öffentlichen Garten! — drei Tage lang besetzt halten zu dürfen, ringsum beschützt, bewacht und eingeschlossen von den Schildwachen der Pariser! Kein deutscher Soldat setzte den Fuß ins Pariser Stadthaus, keiner betrat die Boulevards, und die paar, die ins Louvre eingelassen wurden, um die Kunstschätze zu bewundern, hatten um Erlaubniß bitten müssen, es war Bruch der Kapitulation. Frankreich war niedergeschlagen, Paris war ausgehungert, aber den Respekt hatte sich das Pariser Volk durch seine glorreiche Vergangenheit gesichert, daß kein Sieger wagte, ihm Entwaffnung zuzumuthen, keiner den Muth hatte, es zu Hause aufzusuchen, und diese Straßen, den Kampfplatz so vieler Revolutionen, durch einen Triumphzug zu entweihen. Es war, als ob der neugebackene deutsche Kaiser den Hut abzöge vor den lebendigen Revolutionären von

[1] Es waren diese der Nationalgarde, nicht dem Staat gehörigen, und eben deshalb nicht an die Preußen ausgelieferten Kanonen, die Thiers am 18. März 1871 den Befehl gab, den Parisern zu stehlen, und dadurch den Aufstand veranlaßte, aus dem die Kommune hervorging.

Paris, wie weiland sein Bruder vor den todten Märzkämpfern Berlins, und als ob die ganze deutsche Armee hinter ihm stände und präsentirte das Gewehr.

Das war aber auch das einzige Opfer, das Bismarck sich auferlegen mußte. Unter dem Vorwand, es gebe keine Regierung in Frankreich, die mit ihm Frieden schließen könne — was gerade so wahr und so falsch war am 4. September wie am 20. Januar — hatte er seine Erfolge echt preußisch bis auf den letzten Tropfen ausgenutzt und sich erst nach vollständiger Niederwerfung Frankreichs zum Frieden bereit erklärt. Im Friedensschluß selbst wurde wiederum, auf gut altpreußisch, „die günstige Lage rücksichtslos ausgenutzt". Nicht nur die unerhörte Summe von fünf Milliarden Kriegsentschädigung erpreßt, sondern auch zwei Provinzen, Elsaß und Deutsch-Lothringen, mit Metz und Straßburg von Frankreich abgerissen und Deutschland einverleibt. Mit dieser Annexion tritt Bismarck zum ersten Mal als unabhängiger Politiker auf, der nicht mehr ein ihm von außen vorgeschriebenes Programm in seiner Weise ausführt, sondern die Produkte seines eigenen Hirns in die That übersetzt; und damit begeht er seinen ersten kolossalen Bock. . . . [Hier ist wieder eine Lücke im Manuskript.]

(Fortsetzung folgt.)

Der Weltmarkt und die Agrarkrisis.

Von Parvus. (Fortsetzung.)

8. Der industrielle Markt und der Getreidemarkt.

Die Unterschiede der Grundrente und der Getreidepreise in Ländern von verschiedener industrieller Entwicklung bilden die Konkurrenzbedingungen, die für das Zustandekommen einer Agrarkrise unerläßlich sind. Das sind jene ökonomischen Potenzen, welche die Agrarkrise erzeugen. Damit aber die Agrarkrise thatsächlich zu einem bestimmten Moment eintrete, ist außerdem nothwendig: einmal, daß die gekennzeichneten Länder in Handelsverbindung miteinander treten, und dann, daß ihre gegenseitige Konkurrenz bis zu jenem Punkt fortschreitet, bei dem der Zusammenbruch eintritt, der erst die Krise kennzeichnet. Die Agrarkrise ist also durch und durch ein Produkt der Entwicklung des Weltmarkts.

Wir haben diese Skizzen mit dem Hinweis darauf eingeleitet, daß die kapitalistische Entwicklung zur Bildung einer Weltproduktion führt. „Die nationalen Produktionen werden miteinander verbunden, aber nur, um dann ihren nationalen Charakter zu verlieren. An Stelle des Internationalismus tritt der Kosmopolitismus. Die nationalen Produktionen verlieren ihre Selbständigkeit. Sie werden zu untergeordneten, zusammenhängenden, einander wechselseitig bedingenden Theilen eines Produktionsganzen, das in keiner Nation liegt, und das ist eben der Weltmarkt. Je mehr die Entwicklung in dieser Richtung fortschreitet, desto weniger ist man im Stande, die Schicksale der nationalen Produktion vom nationalen Standpunkte, selbst unter dem Korrektiv der internationalen Konkurrenz, zu beleuchten, sondern man wird genöthigt sein, sie aus der Entwicklung des Weltmarkts abzuleiten." [1]

Daraufhin wurde angedeutet, wie die Weltmarktsverbindung der nationalen Industrien sich gebildet und wie der industrielle Markt sich entwickelt hat. Dann wurde der allgemeinen Einwirkung der industriellen Entwicklung auf die Entwicklung einer kapitalistischen Landwirthschaft gedacht. Daraus ergaben

[1] „Neue Zeit", Heft 7, S. 198.

sich die Konkurrenzbedingungen des Weltmarkts, unter denen die Agrarkrisis entsteht, und es war bereits möglich, ihr Wesen zu charakterisiren. Nunmehr gilt es, die Entwicklung des Getreideweltmarkts in ihrer Wechselwirkung mit der industriellen Entwicklung nachzuweisen, um dadurch zu der Erklärung der gegenwärtigen Agrarkrisis zu gelangen, die unter dem deutschen Namen der „Noth der Landwirthschaft" bereits so rühmlich bekannt ist.

Selbstverständlich kann es sich für uns auch diesmal nur um die ganz allgemeinen theoretischen Zusammenhänge und die gröbsten thatsächlichen Gestaltungen handeln. Wir haben ohnedies schon, ermuntert durch die Zustimmung unserer Leser, von der Gastfreundschaft dieser Zeitschrift für unsere Skizzen einen viel ausgiebigeren Gebrauch gemacht, als wir anfangs beabsichtigten.

Die Bildung des Getreideweltmarkts beginnt damit, daß die Industrie eines kapitalistischen Landes einen auswärtigen Markt für ihre Produkte sucht. Je mehr ihr das gelingt, in desto höherem Maße geht ihre eigene Entwicklung vor sich. Damit steigt die industrielle, überhaupt die nichtagrikole Bevölkerung. Folglich der Marktbedarf an Getreide. Folglich die Getreidepreise. Je mehr dies der Fall, desto vortheilhafter wird es, aus den Ländern, nach denen sich die industrielle Ausfuhr richtet, Getreide einzuführen.

Dann aber steigt die industrielle Ausfuhr erst recht. Denn so lange sie einseitig blieb, ohne entsprechende Einfuhr, hatte sie ihre enge Schranke in der geringen Kauffähigkeit des industriell wenig entwickelten Landes. Nun erst entwickelt sich ein regelrechtes kapitalistisches Tauschverhältniß. Das industrielle Land führt nach dem Agrikulturland Industriewaaren aus und kauft gleichzeitig dort landwirthschaftliche Produkte, um die Kaufsumme dieser Produkte vermehrt es dadurch die Kauffähigkeit des Agrikulturlandes. Es erreicht also durch diese „Erschließung" des auswärtigen Marktes zweierlei: daß es seinen eigenen Getreidemarkt dem fremden Lande „erschließt", daß es in diesem fremden Lande einen industriellen Markt schafft. Das Industrieland sorgt in solch selbstaufopfernder Weise für das wirthschaftliche Gedeihen des Agrikulturlandes, daß es ihm sogar regelmäßig mehr Getreide abkauft, als der Werth der dorthin ausgeführten Industriewaaren beträgt.[1] Dennoch hat zunächst die Industrie des

---

[1] Von 1856 bis 1894, also während 39 Jahren, hat Großbritannien um mindestens rund 400 Millionen Pfund Sterling, das sind 8 Milliarden Mark, mehr Waaren aus Rußland eingeführt, als nach Rußland ausgeführt. Dieser Geldüberschuß, den zunächst hauptsächlich der Grundbesitz einheimste, kam aber nicht etwa der russischen Industrie zu Gute, sondern dem russischen Absolutismus, der das Geld in Gestalt von drückenden Steuern dem Bauernthum abpreßte.

Es ist zwar richtig, daß die Geldsteuern die Naturalwirthschaft zersetzen. Aber wenn diese Zersetzung in der einseitigen Weise vor sich geht, daß der Bauer gezwungen wird, immer mehr zu verkaufen, gleichzeitig aber das Bleigewicht der „rückständigen" Steuern ihm jede Aussicht raubt, seine Kaufkraft zu erweitern, so wird dadurch allein zwar die Ausbeutung, aber nicht die industrielle Entwicklung gefördert. Diese hängt vielmehr davon ab, welche Verwendung das also dem Bauern abgepreßte Geld findet, bezw. an welche Gesellschaftsklassen es gelangt.

Der russische Absolutismus that noch ein Uebriges, indem er die industrielle Einfuhr mit Zöllen belegte. Weit entfernt, damit die heimische Industrie zu schützen, die noch nicht da war, hat er dadurch vielmehr die Entwicklung des industriellen Bedarfs, folglich indirekt der heimischen Industrie, verhindert.

Beides geschah nicht blos aus Einsichtslosigkeit, sondern weil das Zarenthum genöthigt war, einen kapitalistischen Militarismus zu entwickeln, noch bevor das Zarenreich die ökonomische Voraussetzung dieses Militarismus, die kapitalistische Industrie, gebildet hatte.

ursprünglichen kapitalistischen Landes den Vortheil davon: sie bekommt relativ billiges Getreide und zugleich einen Markt für ihre Waaren.

Das war das Verhältniß, in dem England als das ursprüngliche industrielle Land zu den übrigen europäischen Ländern bis in die Mitte der sechziger Jahre stand.[1] Newmarch giebt in Tooke und Newmarchs Preisgeschichte eine ziemlich vollständige Uebersicht der Weizenversorgung Englands, die die damalige Situation klar beleuchtet. Wir theilen daraus die wichtigsten Zahlen mit.

Einfuhr von Weizen und Weizenmehl nach England durchschnittlich pro Jahr in 1000 Imperial-Quarter aus:

In den Jahren	Rußland	Dänemark	Preußen	Uebriges Deutschland	Frankreich	Vereinigte Staaten	Total
1828—1830 . .	198	71	374	272	31	104	1355
1831—1835 . .	115	24	113	74	—	105	660
1836—1840 . .	138	109	526	270	84	98	1496
1841—1845 . .	111	113	652	250	159	88	1879
1846—1850 . .	563	146	567	339	492	818	4111
1851—1855 . .	602	251	702	361	445	1064	4700

Man sieht, daß Länder, die jetzt selbst einer Getreidezufuhr bedürfen, Frankreich, Deutschland, Dänemark, damals England gegenüber als Agrikulturländer fungirten. Deutschland besonders steht während des ganzen Zeitraumes an der Spitze der getreideausführenden Länder, übertrifft Rußland und selbst die Vereinigten Staaten. Damals also scheinen noch die „Produktionskosten" des Getreides in Deutschland so gering gewesen zu sein, daß es selbst auf einem auswärtigen Markte mit Rußland und den Vereinigten Staaten konkurriren konnte. Wir werden später nachweisen, wie diese „Produktionskosten" sich geändert haben.

Diese Länder hatten England gegenüber ein Uebergewicht auf dem Getreidemarkte, nicht nur weil ihre industrielle, sondern weil dementsprechend auch ihre agrikulturelle Entwicklung eine rückständige war. In England hat sich, unter hoher Grundrente, folglich hohen Bodenpreisen, der intensive maschinelle landwirthschaftliche Großbetrieb entwickelt. Begünstigt wurde diese Entwicklung durch das kapitalistische Pachtsystem, das freilich andererseits selbst ihr Produkt ist. In der gleichen Richtung wirkte der Abzug der Landbevölkerung nach den Industriezentren und ihr Auszug nach Amerika. Die ganze landwirthschaftliche Betriebsweise paßte sich also hier den hohen Getreidepreisen an.[2] Diese Betriebsweise

[1] Vergl. unsere Skizze 2: „England und Europa", „Neue Zeit", Heft 7, S. 199 ff.

[2] Der Großbetrieb bei der Getreideproduktion hatte übrigens in England eine geschichtliche Vorbedingung in dem auf der Schafzucht beruhenden Großbetrieb, der seinerseits bekanntlich durch die Entwicklung der Wollmanufaktur bedingt war.

Im Allgemeinen entwickelt sich die kapitalistische Landwirthschaft nur als Umformung bestehender Besitzverhältnisse, währenddem die kapitalistische Industrie rechtlich nur der allgemeinen Voraussetzung des Privateigenthums bedarf.

„Ein landwirthschaftlicher Großbetrieb bedarf in der heutigen Gesellschaft noch einer weiteren Vorbedingung: eines Großgrundbesitzes; dieser aber kann in einem Lande mit kleinbäuerlicher Produktionsweise nur geschaffen werden durch Vernichtung von Kleinbetrieben. In der Industrie ist diese Vernichtung die Folge der Entwicklung des Großbetriebs, in der Landwirthschaft deren Vorbedingung. Der kapitalistische Betrieb der

konnte deshalb nach anderen Ländern ebenso wenig ohne Weiteres übertragen werden, wie das politische Repräsentativsystem, die Londoner Börse und die englischen Banknoten.[1]

In dem Maße nun, wie in dem Agrikulturland selbst die Industrie sich entwickelt, büßt es selbstverständlich seine bevorzugte Stellung ein. Daß aber dies geschehe, dafür sorgt das kapitalistische Stammland, England: einmal indem es, wie früher ausgeführt, ihm den eigenen Markt eröffnet für eine Anzahl industrieller Konsumartikel, also insofern ihm einen auswärtigen Markt schafft, sodann indem es in diesem Agrikulturland selbst, auf ebenfalls bereits angegebene Weise, den inneren industriellen Markt erzeugt. Dazu kommen noch eine Menge anderer Umstände: Der Unterschied der Profitraten, der Unterschied der Arbeitslöhne, zum Theil bedingt durch den Unterschied der Getreide- und der Lebensmittelpreise überhaupt. Der Ueberfluß an Geldkapital im Industrieland, der einerseits ein regelrechtes Produkt der Mehrwerthsbildung ist, andererseits durch die Entwicklung des Kredits schnell gesteigert wird. Die Ueberproduktion an Technikern, die die Weltwanderung der Ingenieure erzeugt. Die ungleichmäßige Entwicklung der einzelnen industriellen Produktionszweige: wir haben bereits gezeigt, wie die englische Garnausfuhr die deutsche Weberei förderte. Und Anderes mehr![2]

Landwirthschaft entwickelte sich daher zuerst in den Ländern kapitalistischer Produktion, in denen von vornherein ein Großgrundbesitz bestand, wie in England. . . . Dieser Großgrundbesitz wurde geschaffen durch Gewalt, durch gewaltsame Verletzung der Gesetze des Privateigenthums." K. Kautsky in Heft 2 der „Neuen Zeit" dieses Jahrgangs (1895/96, XIV. Jahrgang, Band I, S. 51).

[1] Das haben die russischen Gutsbesitzer erfahren, als sie anfangs der sechziger Jahre, nach der Bauernbefreiung, den spontanen Wunsch bekamen, den ihnen abhanden gekommenen Bauer durch die „Maschine" zu ersetzen. Aber die Einführung englischer Agrikulturtechnik auf den Feldern, auf denen soeben der leibeigene Bauer schweißtriefend mit seinem elenden Gespann den Hakenpflug zog, hatte ein rasches Ende mit Schrecken. Zweifellos spielten dabei auch Unwissenheit und Bornirtheit eine große Rolle. Aber schließlich hätte man doch auch in Rußland ebenso gut gelernt, die landwirthschaftlichen Maschinen zu leiten, wie der Kaffer und der Chinese gelernt hatten, das komplizirte moderne Gewehr zu gebrauchen, oder wie der russische Fabrikarbeiter gelernt hat, an der Mule-Jenny und dem Jacquard-Stuhl zu arbeiten — wenn eben die ökonomischen Vorbedingungen eines intensiven maschinellen landwirthschaftlichen Großbetriebs nach englischer Art in Rußland vorhanden wären.

Daß das Repräsentativsystem sich nicht schlechtweg übertragen läßt, davon haben die Dekabristen noch 1825 einen ruhmreichen Beweis abgelegt, und die englischen Banknoten, ins Russische übersetzt, heißen — Assignaten.

Aber die Zustände entwickeln sich selbst in Rußland. Die Anwendung landwirthschaftlicher Maschinen greift rasch um sich. Es ist sogar eine russische Agronomie entstanden, die die wesentlichen technischen Mittel des rationellen Großbetriebs in Rußland bereits entdeckt hat. Die Abschaffung des Papierrubels ist zu einer dringenden Nothwendigkeit geworden. Und man eröffne heute ein russisches Parlament, so wird es sofort überschwemmt von Juristen und Professoren. Quod erat demonstrandum!

[2] Es sind also nicht die Schutzzölle, die die nationale Industrie schaffen. Die Schutzzölle sind vielmehr das Zeichen eines bereits erreichten Grades der industriellen Entwicklung. Die Schutzzölle werden nicht dazu geschaffen, um das heimische Handwerk, sondern um die heimischen Fabriken zu schützen — folglich müssen diese schon da sein. Die Schutzzölle sind bereits der Ausdruck des Konflikts zweier nationaler Industrien. Sie sind ein Mittel der treibhausmäßigen Förderung der nationalen Produktion. Sie sind ein Mittel, sich die Vortheile des Handelsverkehrs mit einem industriell mehr entwickelten Lande zu sichern und sich gleichzeitig vor dessen Nachtheilen zu bewahren. Würde man aber nicht einseitig verfahren, sondern sich von diesem Handelsverkehr gänzlich ab-

Wir haben an anderer Stelle gezeigt, wie England aus einem getreideausführenden in ein getreideeinführendes Land sich verwandelte. Jetzt wissen wir auch, wie es dazu kam, daß Frankreich und Deutschland und die anderen Industriestaaten Europas ihm folgten. Jedes dieser Länder hatte seine Periode der großen Prosperität der kapitalistischen Grundbesitzer, die durch die industrielle Entwicklung erzeugt wurde.

9. Der Junker Glück und Elend.

A. Der Werdegang.

Deutschland war eines der ersten Länder, aus denen England Getreide bezog.[1] Bedeutend wurde die deutsche Getreideausfuhr zur Zeit der Napoleonischen Kriege. 1795/96 wurden bereits aus Preußen um circa zwei Millionen Thaler Getreide mehr ausgeführt, als eingeführt. Dieser Verkehr wurde zwar durch die Kontinentalsperre eine kurze Zeit gestört, dafür aber durch die nachfolgenden Jahre des englisch-amerikanischen Krieges (1809—1817) desto mehr gefördert.

Damit aber die Getreideausfuhr sich ausdehne und eine kapitalistische Landwirthschaft sich entwickle, war vor allem nothwendig der Ersatz der auf Leibeigenschaft beruhenden Naturalwirthschaft durch Waarenproduktion. Dies geschah in Preußen bekanntlich wirklich um die angegebene Zeit der sich entwickelnden Getreideausfuhr, wohl nicht ohne durch diese mitbedingt worden zu sein.

Wissenschaftlich ist jedenfalls festgestellt (Knapp), daß die „Regulirung" die Expropriation eines Theils des Bauernlandes durch die Gutsherren bedeutete, denen ein Drittel und selbst die Hälfte des Bauernbesitzes zufiel. Die Ablösung der Reallasten warf ihnen andererseits ein gewaltiges Kapital in den Schooß.[2] Und als „freier Arbeiter" stand ihnen der proletarische Bauer zur Verfügung. So wurden die Bedingungen einer neuen junkerlichen Herrschaft, nunmehr in kapitalistischer Auflage, geschaffen, zugleich aber auch die Vorbedingungen ihres Untergangs.

Die Berührung mit dem industriellen England hob wie mit einem Zauberschlage die Grundrente und die Bodenpreise. In Mecklenburg-Schwerin wurden die Allodialgüter, oder die frei veräußerlichen ritterlichen Gütter, pro Hufe bezahlt:[3]

---

schließen, so würde man, statt einer industriellen Entwicklung, eine industrielle Stagnation erhalten — ein Beweis, daß diese Entwicklung von den Schutzzöllen ebensowenig gemacht ist, wie der Rahm von dem Löffel, mit dem er abgeschöpft wird. Ohne den Handelsverkehr Deutschlands und Amerikas mit England gäbe es keine deutsche und keine amerikanische Industrie.

[1] Vergl. Skizze 6: „Industrie und Landwirthschaft." „Neue Zeit" Heft 17, S. 522 ff.

[2] Meitzen, der gewiß patriotisch und gutgesinnt ist, berechnet den wirklichen Werth der abgelösten Hand- und Spanndienste ($1^1/_3$ Million Handarbeits- und $5^4/_5$ Millionen Gespannarbeitstage pro Jahr) auf 5 Millionen Thaler jährlich. Mit 25, wie bei der Ablösung angenommen, kapitalisirt, macht dies 125 Millionen Thaler. Dem gegenüber betrug, wiederum nach Meitzen, die wirkliche Abfindungssumme, d. h. was die Bauern für die Befreiung von den Reallasten zu zahlen hatten, 214 Millionen Thaler! Die Bauern wurden also um 90 Millionen Thaler, d. h. um vier Zehntel der gezahlten Abfindung einfach geprellt! (A. Meitzen, „Der Boden und die landw. Verhältnisse des preuß. Staats", Bd. I, S. 437.)

[3] „Beiträge zur Statistik Mecklenburgs", Band I, 1880, S. 87.

Zeitraum	Im allgemeinen Durchschnitt	Zeitraum	Im allgemeinen Durchschnitt
1770/74	20 457 Mark	1790/94	41 235 Mark
1775/79	20 352 "	1795/99	55 728 "
1780/84	23 805 "	1800/04	66 681 "
1785/89	27 165 "	1805/09	71 253 "

Man sieht, wie die große Steigerung des Bodenpreises 1790/94 mit einem Mal einsetzt, dann aber auch weiter anhält.

Diese große Steigerung der Bodenpreise, die eine Steigerung der Grundrente voraussetzt, hatte ihren Grund keineswegs einfach in der Erhöhung der Getreidepreise. Wir wissen, daß es außer dem Getreidepreis noch eine ganze Reihe von Gründen der Erhöhung der Bodenpreise giebt.[1] Unter dem Einfluß der englischen Nachfrage wurde die Ackerfläche ausgedehnt, gleichzeitig fand ein Uebergang zum Weizenbau und eine Intensifizirung der Kultur statt. Aber, selbst ohne dies, mußte schon der einfache Uebergang von der Naturalwirthschaft zur Waarenproduktion die Bodenpreise resp. den Geldwerth der Grundrente steigern.

Mögen die Naturalbezüge des Gutsherrn noch so groß sein, so hängt doch ihr Geldwerth vor allem von ihrer Verkäuflichkeit ab. Der Druck auf den Bauern konnte ein äußerst gewaltiger sein, aber sein Resultat war von vornherein ein Ueberfluß von Produkten und nicht ein Geldreichthum. Darum sehen wir, solange der Getreidemarkt noch wenig entwickelt war, also in Norddeutschland bis in den Anfang dieses Jahrhunderts, bis zur Abschaffung der Leibeigenschaft, daß sich in den Gutswirthschaften große Vorräthe von Naturalien durch Jahre hindurch ansammelten. Dagegen war das Geld rar. Dann aber mußten offenbar für die Bestimmung des Werths der Grundrente resp. des Bodens, außer den Waarenpreisen, noch andere, fremdartige Gesichtspunkte zur Geltung kommen. Sodann, solange die Gutsherrschaft über Naturalbezüge und Naturalleistungen verfügte, war der Bodenertrag nur ein untergeordneter und bedingter Theil des Werths der Gutswirthschaft. Für diesen kam in Betracht nicht nur die Bodenfläche, die Bodenqualität, der Preis landwirthschaftlicher Produkte, die vorhandenen Gebäude und das Inventar, sondern die Zahl der ansässigen Bauern und die Höhe ihrer tributären Leistungen. Wo freier Bodenkauf stattfand, figurirte darum der Boden nicht als Rentenquelle,[2] sondern der Kauf geschah aus allgemeinen gutswirthschaftlichen Rücksichten, wie etwa der Viehkauf oder die Errichtung von Wirthschaftsgebäuden, oder auch in der Voraussicht der Errichtung einer Gutsherrschaft — da waren selbstverständlich auch die Preisbestimmungsgründe andere als jetzt.

[1] Skizze 6 in Heft 18, S. 554 ff.

[2] Da der Boden nicht als Rentenquelle gekauft werden konnte, so mußte man die Rente als solche, getrennt vom Boden, kaufen. Deshalb der „Rentenkauf“, diese präkapitalistische Einrichtung, für die Rodbertus schwärmte. Aber wollte man der Hypothek, die der kapitalistische Rentenkauf ist, die allerdings sehr schwankende Sicherung durch den Bodenwerth nehmen, so würde das zu ähnlichen Unzuträglichkeiten führen, wie Banknoten ohne Metalldeckung, die ja auch zu einem großen Theil fingirt zu sein pflegt.

Rodbertus und dessen Epigonen gleichen in diesem dem Ritter von der traurigen Gestalt: sie weihen ihre Thätigkeit ihrer Dulcinea, die sie für eine romantische Burgfrau halten, und wollen gar nicht merken, daß sie ein schnapsbrennender Junker ist, der in Kürassierstiefeln steckt.

Damit soll keineswegs bestritten werden, daß Rodbertus den Junkern bittere Wahrheiten sagte, — aber im letzten Grunde behauptete er doch immer, Dulcinea sei die schönste Frau, und er kämpfte, trotz allem, für den junkerlichen Grundbesitz — wohlgemerkt für den junkerlichen und nicht etwa den bäuerlichen oder den bürgerlich-kapitalistischen.

Die Handelsverbindung mit England brachte also den deutschen Gutsherren vor allem die Umwandlung des Naturalienüberflusses in Geldreichthum, des Bodenertrags in kapitalistische Geldrente mit sich. Die kapitalistische Fiktion, daß nicht die Arbeit die Werthe schafft, sondern daß es eine natürliche Eigenschaft der Produkte ist, einen Geldwerth zu haben, daß die Grundrente aus dem Boden wächst wie Getreide, Rüben und Kartoffeln, stellte sich ein. Die Geldeinnahmen der Grundbesitzer wuchsen und es stiegen die Bodenpreise.[1]

Aus den soeben auseinandergesetzten Unterschieden ergiebt sich, daß auch die Bildung des Getreidepreises in der vorkapitalistischen Zeit eine andere sein mußte. Da die Grundrente als Unterschied der einzelnen Produktionspreise sich erst bildete, so gab es keinen allgemeinen Produktionspreis. Wohl aber gab es einen Marktpreis. Für diesen war die städtische Nachfrage bestimmend.[2] Da die nicht agrikole Bevölkerung noch relativ gering war, so waren die Getreidepreise niedrig.

---

[1] „Der Moment, wo die großen Landgüter Mecklenburgs — auch Pommerns — ihre Produkte dem Auslande zuwendeten, wo sie dort ihren Bedarf befriedigten und das Inland mehr und mehr diesen ihren Zwecken unterordneten, war der, wo die ländlichen Verhältnisse des Landes ihre ursprüngliche Natur verloren, wo die Bodenproduktion in die künstliche Tendenz des Gelderwerbes aufging, mithin ein weites Ziel, einen Zweck außer sich selbst erstrebte. Dieser Moment — wie man ihn auch sonst bezeichnen mag — kann nicht scharf genug ins Auge gefaßt werden.“ „Die Kreditnoth der Landgüter“, von K. F. Deiters. Zweite vermehrte Ausgabe von „Auswanderung, Arbeitslohn und Bodenwerth“. Frankfurt a. M. Verlag der F. Bosellischen Buchhandlung. 1869.

Diese Schrift, die in den sechziger Jahren einiges Aufsehen erregte, ist gänzlich verschollen. Sie ist in der deutschen bürgerlichen Oekonomie eine der scharfsinnigsten Betrachtungen der kapitalistischen Landwirthschaft.

[2] Wenn Friedrich Engels in seiner jüngst veröffentlichten Arbeit über das Werthgesetz („Neue Zeit“ 1895/96, Bd. I, S. 4—11 und 37—44) annimmt, daß um diese Zeit, die Zeit des städtischen Handwerks und, im Großen und Ganzen, der Naturalwirthschaft in der Agrikultur, die Waaren sich thatsächlich annähernd nach der in ihnen enthaltenen Arbeitsmenge umtauschten, so können wir dem nicht zustimmen.

Engels meint, der Bauer und der Handwerker tauschten deshalb ihre Produkte nach den verausgabten Arbeitsmengen untereinander, weil sie auf die Produktion nichts, außer ihrer Arbeit, aufzuwenden hatten und weil ihnen die gegenseitigen Arbeitsbedingungen bekannt waren.

Gesetzt auch, diese Voraussetzungen seien richtig, so ergiebt sich doch daraus nur der Wille beider Parteien, nach Arbeitszeit zu tauschen. Die Hauptfrage aber ist, ob die ökonomischen Verhältnisse, die Beziehungen, in denen die Gesellschaftsklassen unter der Herrschaft jener Produktionsformen zu einander standen, dies auch zuließen?

Aber wie konnte der Bauer, der dem Gutsherrn Hand- und Gespanndienste zu leisten hatte, dessen Arbeitszeit, manchmal in einem bunten Durcheinander, bald der Gutswirthschaft, bald seiner eigenen Wirthschaft sich zuzuwenden hatte, der außerdem noch einen Theil des Produkts an den Gutsbesitzer abzugeben hatte, der dafür auch seinerseits einige Gegenleistungen bekam, der eine Menge der verschiedensten Gegenstände produzirte, vom Getreide an bis auf Wolle und Leinen, die vielleicht noch weiter von seiner Frau, Mutter, Töchtern verarbeitet wurden, ferner Butter, Käse, Talg, Borsten, Geflügel, Eier 2c., der einen großen Theil der erzeugten Produkte in seiner eigenen Wirthschaft als Rohstoffe und Produktionsmittel sofort wieder verwendete, einen weiteren Theil zum eigenen Lebensunterhalt gebrauchte, dessen Arbeitstag überdies ungemessen blieb und ungleich war, je nach der Jahreszeit, der auch nicht allein, sondern sammt Frau und Kindern und vielleicht noch alten Eltern arbeitete, wobei noch die Produktivität seiner Arbeit vom Wetter und sonstigen zufälligen Verhältnissen abhing, wie konnte dieser Bauer die Arbeitszeit bestimmen, die im Wagen Heu stak, den

Als nun der auswärtige, also der **englische Getreidemarkt** hinzukam, so war es dieser, der den Preis bestimmte. Abzüglich der hohen Transportkosten und der exorbitanten Gewinne der zahlreichen Zwischenpersonen des damaligen Getreidehandels, galt der englische Marktpreis auf dem deutschen Getreidemarkte. Das war bedeutend mehr als der heimische Marktpreis. Es trat also eine Steigerung des Getreidepreises ein, die weder durch Erweiterung der Anbaufläche,

---

er zum Markte fuhr, resp. im Sack Getreide, oder im Schock Eier, oder im Fäßchen Butter, die er an den Handwerker abgab?

Im Verkehr des **Gutsherrn** mit dem Handwerker ist von Arbeitswerthgesetz ebensowenig die Rede. Zahlt der Gutsherr in Naturalien, so entnimmt er sie seinen Speichern, in die es seine tributären Bauern niedergelegt haben, und da erscheint es ihm alles weniger denn als Verkörperung gesellschaftlich nothwendiger Arbeitszeit. Zahlt er in Geld, so sind das Werthe, die er schon fertig aus dem Verkehr bekommt.

Im Handelsverkehr des Gutsherrn und aller Anderen mit dem **Kaufmann** war vollends von Arbeitszeit keine Rede. Der Kaufmann brachte Tücher, Kostbarkeiten, Gewürze, Pelze u. s. w. — lauter Produkte der entferntesten Gegenden, erlangt auf einem Handelswege voll Schwierigkeiten und Zufälligkeiten, die deshalb einen **Monopolpreis** hatten.

Auch im Tauschverkehr der **Handwerker untereinander** galt das Werthgesetz in der von **Engels** vorausgesetzten Weise nicht. Die von den einzelnen Handwerkern verwendete Arbeitszeit war allerdings bestimmbar und meßbar — diese Rechnung wird später in der kapitalistischen Fabrik noch viel genauer angestellt — aber die Sache haperte schon, wie eben auch in der kapitalistischen Produktion, an dem **Werth der Rohstoffe und Produktionsmittel**. Der Barchent- und Sammetweber, der Goldschmied, der Kürschner, zum Theil auch der Tuchschneider kauften ihre Rohstoffe beim Kaufmann; sie hatten also insofern mit **fertigen Waarenwerthen** zu rechnen, bei deren Bildung, wie angegeben, die Arbeitszeit eine höchst untergeordnete Rolle spielte. Auch andere Handwerker, wie der Schlosser, der Zinngießer, der Böttcher mußten bedeutende Rohstoffe, theils beim Kaufmann, theils beim Bauern erwerben. Selbst der Aufwand für **Produktionsmittel** war für manche Handwerke durchaus nicht gering. Vor allem aber kommt für den Tauschverkehr der **Handwerker untereinander** in Betracht, daß er ja **mitbedingt** war durch den Handelsverkehr der Handwerker mit den **übrigen Gesellschaftsklassen**. Davon, wie der Handwerker seine Geschäfte mit dem Bauern, dem Gutsherrn und dem Kaufmann abgeschlossen hatte, hing es wesentlich ab, wie groß seine Kaufkraft für andere Handwerkerarbeiten war.

Es kann aber überhaupt kein **partielles Werthgesetz**, das nur für eine Gesellschaftsklasse gilt, geben. Dies führt uns zur folgenden allgemeinen Erwägung: Solange die **kapitalistische Grundrente** sich noch nicht gebildet hat — zu den im Text angeführten Gründen fügen wir noch hinzu, daß dies bereits das Vorhandensein einer **durchschnittlichen industriellen Profitrate** voraussetzt — findet auch kein **Ausgleich der individuellen Produktionspreise** des Getreides zu einem allgemeinen Produktionspreis statt. In den verschiedenen Wirthschaften hat aber dieselbe Getreidemenge, in Folge der Verschiedenheit des Bodenertrags, einen **verschiedenen Werth**. Ein Sack Weizen repräsentirt bald 12, bald 15, bald 18 Arbeitsstunden. Wird nun nach der Arbeitsmenge getauscht, so muß offenbar der Handwerker für dieselbe Arbeit von verschiedenen Landwirthen verschiedene Getreidemengen in Umtausch kriegen. Der gleiche Rock wird hier mit 1 Sack Weizen, dort mit $1^1/_4$ oder $1^1/_2$ Säcken austauschbar sein. Dann aber, wie viel wird **ein** Sack Weizen in der **Stadt** gelten? In dem Moment aber, wo sich in der Stadt ein allgemeiner **Marktpreis** für Getreide bildet, gilt die Bestimmung nach der Arbeitsmenge nicht mehr!

Das Werthgesetz bedarf der kapitalistischen Grundrente, um zur Geltung zu kommen. Es bedarf dazu auch des Profits. Darum kommt es auch nicht in der einfachen Weise der Austauschbarkeit der Waaren nach den in ihnen enthaltenen Arbeitsmengen zum Vorschein.

Die geschichtliche Konstruktion, die **Engels** macht, knüpft an eine Stelle im dritten Band des „Kapital“ an, die keineswegs eine andere Auslegung gänzlich ausschließt. Jedenfalls können andere Erörterungen aus dem „Kapital“ angeführt werden, die einer solchen Deutung

noch durch Intensifizirung der Kultur 2c., die kapitalistisch überhaupt nicht zu erklären wäre, deren Erklärung vielmehr darin lag, daß diese kapitalistischen Verhältnisse sich erst bildeten.

Die Junker bereicherten sich. Als aber der kapitalistische Umbildungsprozeß vollendet war, da zeigte es sich, daß der allgemeine Produktionspreis des Getreides in Norddeutschland hinter dem aus England übergetragenen Marktpreis noch weit zurückstand, daß folglich die gestiegenen Bodenpreise zu einem großen Theil auf einer enorm hochgetriebenen absoluten Grundrente beruhten, die gänzlich durch die Marktkonjunktur bedingt war. Als nun die Marktkonjunktur sich änderte, da brach die ganze schnell aufgeblühte Herrlichkeit zusammen. Das war die große Agrarkrisis der zwanziger Jahre, die mit einer Vehemenz auftrat und eine Verheerung anrichtete, wie sie nachher von keiner anderen erreicht wurde. Dies war also noch keineswegs eine kapitalistische Agrarkrisis, es waren die Geburtswehen der kapitalistischen Landwirthschaft.

Die Marktkonjunktur mußte sich schon deshalb ändern, weil England, entsprechend seiner industriellen Beherrschung des Weltmarkts, ganz Europa als landwirthschaftliche Bezugsquelle offen stand. Außerdem begann nach dem Kriege ein bedeutender Getreideverkehr mit Amerika.

Unterdeß führte auch die kapitalistische Umwandlung der deutschen Gutswirthschaft zu einer Vermehrung der Getreidezufuhr, nicht nur weil die Naturalwirthschaft in Waarenproduktion sich verwandelte, sondern auch weil die Ackerfläche des Gutsherrn sich auf das durch die „Regulirung" dem Gute einverleibte Bauernland ausdehnte.

Die Mecklenburger Junker machten um jene Zeit geradezu reinen Tisch mit den Bauern. Als die englische Getreidenachfrage aufkam, da war es ihre erste Sorge, die Ackerfläche zu erweitern.

„Der Boden, zumal der, welcher den Laubholzungen abgenommen ward, war in der Regel von guter Beschaffenheit, aber nicht urbar. Kultivirter Acker, nothdürftige Gebäude, auch Anspannung dazu, das fand sich bei den

---

widersprechen. Wir begnügen uns mit folgendem Zitat aus dem dritten Band, auf den es ja in erster Linie ankommt:

„Wenn das Land im Mittelalter die Stadt politisch ausbeutet, überall da, wo der Feudalismus nicht durch ausnahmsweise städtische Entwicklung gebrochen ist, wie in Italien, so exploitirt die Stadt überall und ohne Ausnahme das Land ökonomisch durch ihre Monopolpreise, ihr Steuersystem, ihr Zunftwesen, ihren direkten kaufmännischen Betrug und ihren Wucher." („Kapital", Band 3, Theil II, S. 334.)

Unsere Erörterung schließt selbstverständlich keineswegs aus, daß man einen abstrakten Fall selbständiger Waarenproduzenten, die nach Arbeitsmengen tauschen, konstruiren kann, etwa in gleicher Weise, wie man experimentell einen luftleeren Raum konstruirt, um das Fallgesetz nachzuweisen. Ob das Werthgesetz in solcher Weise geschichtlich je gegolten hat oder nicht, ist für dessen Geltung in der kapitalistischen Gesellschaft ebenso ohne Bedeutung, wie für das Gesetz des Falles auf unserer Erde, ob außerhalb der Erdatmosphäre sich völlige Leere vorfindet.

Wie das Gesetz der geradlinigen Fortpflanzung des Lichtes nur in den scheinbar widersprechenden Erscheinungen der Brechung und Reflexion, das Gesetz der gleichmäßigen Anziehung aller Materiepartikelchen durch die Erde, wodurch bekanntlich ein gleich schnelles Fallen aller Körper bedingt sein muß, in seiner scheinbaren Aufhebung, in dem ungleichmäßigen Fallen zur Geltung kommt, so kommt auch das Werthgesetz in Erscheinungen zum Ausdruck, die ihm anscheinend widersprechen, die aber eben anders gar nicht zu erklären wären, deren ganze Gesetzmäßigkeit, wie die Gesetzmäßigkeit, mit der ein Körper durch die Luft fällt, in ihrem Charakter als Widerspruch liegt.

Bauern. Zu diesen und ihren Hufen nebst Betriebsmitteln konnte man ziemlich ohne Kosten und sonderliche Umstände gelangen. Am 16. Februar 1621 ist gesetzlich bestimmt — und gilt jetzt noch (1869) —, daß Bauern, die kein Erbpachtverhältniß nachweisen könnten — Besitz und Verjährung schützt diese Menschen nicht —, die müßten nach Kündigung dem Grundeigenthümer, dessen Leibeigene sie meistens waren, ihre Hufen unweigerlich hingeben. Vor dem dreißigjährigen Kriege sollen mit den adeligen Gütern gegen zwölftausend Bauernhufen verbunden gewesen sein. Jetzt finden sich etwa siebzehnhundertfünfzig auf diesen Gütern. Ueberdies sind inzwischen die Hufen meistens auf einen geringen Ackerbesitz in schwachem Betriebe herabgesetzt" (Deiters).

Neben dem stark anwachsenden Getreideangebot eine relativ verminderte Nachfrage, einige besonders gute Ernten gaben den Rest, und die Getreidepreise begannen zu sinken. Der Preissturz dauerte unaufhaltsam, der Preis ging selbst bis unter die durch den inländischen Marktbedarf gebildete Grenze hinunter, um dann erst wieder eine aufsteigende Bewegung zu beginnen.

Die durchgemachte Preisbewegung zeigt folgende, der mecklenburgischen amtlichen Statistik entnommene Uebersicht:

Es betrug in Rostock, berechnet in Mark pro 100 Kilogramm:

Im Zeitraum	Der Weizenpreis	Im Zeitraum	Der Weizenpreis
1781/85	11,31	1821/25	9,47
1786/90	14,18	1826/30	13,79
1791/95	14,62	1831/35	13,42
1796/1800	17,48	1836/40	16,01
1801/05	23,65	1841/45	16,23
1806/10	19,07	1846/50	18,28
1811/15	14,20	1851/55	20,38
1816/20	29,15		

Es ergiebt sich aus den angeführten Zahlen, daß die Preishöhe der der Krise vorangehenden Periode nachher, bei normaler Entwicklung, erst in dreißig Jahren wieder erreicht wurde — ein Beweis, daß die Preise vor der Krise auf einer Höhe standen, die durch die inländischen Produktionsverhältnisse nicht gerechtfertigt war, sondern offenbar, wie früher angegeben, durch die günstige Konjunktur des englischen Marktes bedingt wurden. Indem die Krise mit der falschen Bewerthung nicht nur des Getreides, sondern dementsprechend der Grundrente und des Bodens, aufräumte — man kann dies als eine Geltendmachung des Werthgesetzes auffassen — schuf sie erst die Grundlage für eine regelrechte Entwicklung der kapitalistischen Landwirthschaft.

Es begann die Prosperitätsperiode des junkerlichen Grundbesitzes, die, wie das früher angeführte goldene Zeitalter der englischen Landwirthschaft, ungefähr ein halbes Jahrhundert, bis Ende der siebziger Jahre dauerte. Ausdehnung der Ackerfläche, neue Kulturarten, Intensifizirung der Kultur u. s. w. Zur Illustration ein Zahlenvergleich aus einer für die Provinz Westpreußen angestellten amtlichen Untersuchung (Zeitschrift des preußischen statistischen Bureaus 1867).

Es wurden erbaut:

	Vorwerk Bresin	
	1772/73	1863/64
Rübsen	— Scheffel	380 Scheffel
Weizen	— "	1068 "
Roggen	288 "	835 "
Gerste	273 "	232 "
Hafer	306 "	607 "
Erbsen	15 "	220 "
Summa exkl. Rübsen	882 Scheffel	2962 Scheffel

Wir sparen uns die Anführung weiterer Zahlen, die nur das Gleiche beweisen. Wie der Pachtzins gestiegen ist, wurde bereits an anderer Stelle angeführt. Was den Bodenpreis anbetrifft, so stieg er in Mecklenburg von 45 000 Mark in den Jahren 1825/29, 56 000 Mark in den Jahren 1830/34 auf 163 000 Mark pro ritterliche Hufe in den Jahren 1875/78, das bedeutet also mehr als eine Verdreifachung des Bodenpreises. Der Kontrast mit den oben angeführten Zahlen für den Anfang des Jahrhunderts ist noch ein viel größerer. Die Krise der zwanziger Jahre hat mit den fiktiven Werth der Grundrente beseitigt, aber das schloß, wie man sieht, nicht aus, daß die Rente aus anderen Gründen noch mehr gewachsen ist, ja dadurch wurde erst dieses Wachsthum ermöglicht.

Wie in England, war auch hier die steigende Prosperität der kapitalistischen Grundbesitzer begleitet von einer Verschlechterung der Lage der Landarbeiter. Für Mecklenburg finden wir in der von uns mehrfach zitirten Schrift von K. F. Deiters, der übrigens durchaus kein Feind der Gutsbesitzer, eine interessante Schilderung der Entwicklung dieses Verhältnisses.

„Wenden sich die Blicke dem Leben zu, wie dieses vom Anfang bis zum Ausgang dieser Periode sich zeigte (von der Eröffnung des Getreideverkehrs mit England und der Aufhebung der Leibeigenschaft bis zur Krise der sechziger Jahre), so findet man gleichen Schrittes mit Hebung der höheren Klassen ein Sinken der niederen.... In das Taglöhnerverhältniß trat durch Aufhebung der Bauernhöfe eine Aenderung: es wurden Menschen zu Arbeitsleuten, die früher eine günstigere Stellung gehabt hatten. Viele Taglöhner verloren den günstigen Rückhalt, den sie in verwandten bemittelten Bauernfamilien früher fanden.... Meistens waren die Holländer und Schäfer an den Bettelstab gesetzt.... Die Gutsherrschaften, welche ihre Herden zu eigener Bewirthschaftung übernahmen, konnten in manchen Orten nicht länger fremdes Vieh unter der Herde dulden. Die Taglöhner mußten ihre Schafe, stellenweise sogar die Kühe, erstere ohne Entschädigung, letztere gegen Milchlieferung, abschaffen, was alles denn nach und nach immerfort modifizirt ward, bis in neuester Zeit häufig der Grundsatz ausgesprochen und verwirklicht wurde, die Taglöhner möglichst nur mit baarem Geld zu lohnen. Der Handel um den Mindestbetrag solcher Löhnung begann....

„Ausgesogen, gepreßt ward alles, was noch einen Tropfen Vermögen in sich hatte. Die ländlichen Arbeiter, als ihnen die gewohnten Naturalien nicht mehr verabreicht wurden, gewöhnten sich leicht, dieselben — zu stehlen.... Die im Jahre 1817 für Menschen, „welche durch Müßiggang, verbotene Gewerbe und Bettelei, der bürgerlichen Gesellschaft beschwerlich oder gefährlich wurden“, zu Güstrow in einem großen Gebäude als Landarbeitshaus gegründete Anstalt ward rasch so übervölkert, daß, als eine Ableitung nach Brasilien nicht verschlug, die Beschränkungen der Aufnahme in diese Anstalt von Zeit zu Zeit sich steigern mußten.

„Der Arbeiterstand zehrte sich auf.... Geringer Verdienst schuf viele Entbehrungen, erzeugte Schwäche und dann größere Noth. Diese richtete rasch zu Grunde. 1821 erschien das Gesetz über Versorgung der Armen, welches an sich, insbesondere aber die Ortsangehörigkeit Hilfsbedürftiger bestimmte und eine abwehrende Furcht der Ortsbehörden erzeugte, die bis heute dauert.... Damals entstand unter Ortsbehörden, man kann nicht sagen ein Menschenhandel, aber ein hemmender Umsatz und Verkehr mit erwerbsthätigen Personen und Familien, den nur möglich und glaublich halten und begreifen kann, wer ihn über vierzig Jahre mitgemacht und miterlebt hat.

„Jeder Mensch blieb eine personifizirte Gefahr, und ward zur Last für seinen Wohnort.... Waren die im Orte Wohnenden untergebracht und gesetzlich beseitigt, so kam von draußen eine Zufuhr angehöriger Menschen.... Da Kinder ihre Eltern, die einem anderen Orte angehörten, diesem nicht ab- und nicht als Familie bei sich aufnehmen dürfen, so geräth der Arme außer Familie. Sein Ort darf ihn auswärts unterbringen, anderswo bei Fremden in Entreprise geben....

„Vom Standpunkte des Gutsherrn hat jeder Ortseinwohner nur Werth in dem Maße, als er ländliche Arbeit beschafft und beschaffen wird. Mit dieser Leistung hört der Werth auf. Sowie er aufhört, tritt zum vorherigen Risiko ein zehrender Schaden.

„Eine richtige Kalkulation führt den Gutsherrn zunächst darauf, alle industriellen Arbeiter zu kündigen und aus dem Gute zu schaffen.... Was hat der Gutsherr von diesen Menschen? Last, Gefahr, Unkosten, weiter nichts, denn seine Arbeiten können diese schwachen Betriebskräfte in der Regel nicht beschaffen. Er beseitigt sie und wendet sich zur Stadt an größere Meister....

„Die zunehmende Verkümmerung des Gutstagelöhners mindert seine Nutzbarkeit, mehrt das Risiko seiner Haltung in einem Grade, welcher zur weiteren Kalkulation führte, darüber, ob, wenn nicht völlig, doch wie weit, das Gut von der Last ansässiger Arbeiter zu befreien?" —

Indessen aber der Junker so kalkulirte und Versuche mit Wanderarbeitern anstellte, besann sich der durch ein dreiviertel Jahrhundert gehetzte Tagelöhner eines Anderen, packte seine Habseligkeiten und schiffte sich nach Amerika ein! Verdutzt und besorgt sahen die Gutsbesitzer zu, wie schaarenweise diese „Menschen", die sie früher nicht loswerden konnten, nach Amerika zogen. Deiters schätzt, daß etwa in 15 Jahren in Mecklenburg ein Zehntel der Bevölkerung auswanderte.

Es dauerte nicht lange, und die Junker, die soeben die ansässigen Arbeiter vertrieben hatten, forderten Gesetze, um die Arbeiter an die Scholle zu binden. So entstand der „Arbeitermangel", diese bekannte Ingredienz der „Noth der Landwirthschaft"!

Indessen reiften die materiellen Vorbedingungen der Krise heran, und eine allgemeine Wendung der Dinge bereitete sich vor. (Fortsetzung folgt.)

Die Kämpfe der Amsterdamer Diamantarbeiter.

Von H. Polak-Amsterdam.

Die Leser erinnern sich vielleicht eines Artikels: „Die Diamanteninduſtrie in Amsterdam", der im zweiten Band des Jahrgangs 1893/94 der „Neuen Zeit" erschienen ist. Der Verfasser jenes Artikels, welcher mit dem der folgenden Ausführungen identisch ist, beklagte damals den Mangel einer Organisation der Diamantarbeiter und prophezeite, daß, wenn in dieser Hinsicht kein Wandel einträte, das Gewerbe vom Gesichtspunkte eines Arbeiters aus zu Grunde zu gehen verdiene.

Nun, ohne lange Umschweife wollen wir gleich erklären, daß sich die Dinge gründlich geändert haben. Wenige Monate nach dem Erscheinen des erwähnten Artikels regte sich neues, kräftiges Leben unter den bisher völlig gleichgiltigen, ihrer Klassenlage nicht bewußten Diamantarbeitern. Eine wirklich große, machtvolle Organisation entstand, der es nach mehr als einjährigem, beständigem Ringen und Kämpfen gelang, den Erwerbsverhältnissen der Diamantarbeiter einen Theil

ihrer früheren Blüthe zurückzugeben. Sie setzte eine ansehnliche Erhöhung der Löhne durch bei gleichzeitiger Herabminderung der Arbeitszeit, sie erzielte die Beseitigung des Trucksystems und anderer Pfiffe und Kniffe, mittels derer die Arbeiter bisher gründlich ausgeplündert worden waren. Das Wie dieses Kampfes und Erfolges ebenso wie das, was sich in anderen Gewerben seit meinem letzten Artikel in der „Neuen Zeit“ zugetragen, will ich in den folgenden Ausführungen klar zu zeichnen versuchen.

* * *

Es ist überflüssig, an dieser Stelle nochmals zu schildern, wie äußerst ungünstig sich die Erwerbsverhältnisse der Diamantarbeiter gestaltet hatten. Ihre Löhne waren skandalös niedrig und ihre Arbeitszeit war skandalös lang (sie dauerte ununterbrochen zwölf Stunden), und ein schamloses Trucksystem stand in voller Kraft und schmälerte den kargen Verdienst bedeutend; die allgemeinen Arbeitsbedingungen waren die denkbar schlechtesten. Die Lage der Arbeiter insbesondere, welche mit dem Reiben und Schleifen einer Art von Diamanten, der sogenannten Splitter (chips) beschäftigt waren — den minderwerthigsten und billigsten aller Diamanten — war geradezu entsetzlich. Wochenlöhne von 6 und 8 Gulden waren unter ihnen mehr Regel als Ausnahme.

Etliche dieser Arbeiter, die mit ihrer Beschäftigung, ihrem Verdienst und ihrem Lebenszuschnitt höchlichst unzufrieden waren, stellten spontan die Arbeit ein und bemühten sich, ihre Kameraden, alle Splitterschleifer, gleichfalls zum Strike zu veranlassen. Ihre Aufforderung fand williges Gehör, binnen zwei Tagen hatten sämmtliche Splitterarbeiter die Arbeit eingestellt. Die Ausständigen hielten Versammlungen ab und trugen ihre Forderungen den Unternehmern vor, von denen einige sich bereit erklärten, die Löhne sehr wenig zu erhöhen. Die Strikenden erkannten nun, daß sie auf keinen Erfolg rechnen könnten, so lange sie allein im Kampfe gegen das Unternehmerthum standen. Sie forderten deshalb alle Diamantarbeiter auf, gleichfalls in den Ausstand zu treten. Da die Lage der Anderen auch nichts weniger als rosig war, kamen sie mit mehr oder weniger Eifer und Begeisterung der Aufforderung nach. Am 7. November 1894 war der Strike allgemein, gegen 12000 Arbeiter waren ausständig.

Nun war die Zeit gekommen, wo die vorhandenen kleinen Gewerkschaften eingreifen und die Sache in die Hand nehmen mußten. Ihre Vorstände traten in der Nacht vom 7. auf den 8. November zu einer Berathung zusammen, beschlossen den Strike planmäßig zu organisiren und zu leiten und stellten einen Lohntarif auf, der am nächsten Tage von den Ausständigen gebilligt ward. Einen Tag später wurden die Unternehmer zu Verhandlungen zusammenberufen, die Vertreter der Strikenden legten ihnen den neuen Lohntarif vor und, von den Ereignissen überrumpelt, nahmen diese Mann für Mann ihn an.

Natürlich mußte man darauf gefaßt sein, daß die Unternehmer, oder wenigstens manche von ihnen, sehr bald den Versuch machen würden, den neuen Lohntarif wieder außer Kraft zu setzen, bezw. ihn zu umgehen. Da das Solidaritätsgefühl derer, die im Kampfe gestanden hatten, nichts weniger als festgewurzelt war, so wäre es den Kapitalisten leicht geworden, diesbezügliche Bestrebungen zu verwirklichen. Die Führer des Strikes ließen sich deshalb angelegen sein, eine große und kräftige Gewerkschaft zu organisiren. In einer solchen erblickten sie mit Recht das einzige Mittel, den Arbeitern die erzielten Errungenschaften zu erhalten, die Pläne und Absichten geriebener Unternehmer zu vereiteln und in der Zukunft noch weitere Vortheile zu erlangen.

Es war gewiß keine leichte Aufgabe, Tausende von Arbeitern zu organisiren, welche thatsächlich bis jetzt noch nicht von einer Gewerkschaft geträumt hatten, welche nicht einmal eine leise Ahnung von der Bedeutung des Wortes „Organisation“ besaßen. Besonders zwei Männer bemühten sich, dieser Aufgabe gerecht zu werden: Herman Kuyper, der Schriftführer der neuen Gewerkschaft, und der Verfasser dieses Artikels, ihr Vorsitzender. Mit der Unterstützung mehrerer eifriger Kameraden und durch energische, unermüdliche Thätigkeit gelang es ihnen, eine Gewerkschaft zu gründen, welche 7000 Arbeiter umfaßt und der Berufsspezialität — dem Reiben, Schleifen 2c. — der Mitglieder entsprechend aus Branchenorganisationen zusammengesetzt ist. Die Gewerkschaft hat ein eigenes Organ, das wöchentlich in einer Auflage von 8000 Exemplaren erscheint, und schon etliche Monate nach ihrer Gründung besaß sie einen eigenen großen Versammlungssaal und eigene Bureaus.

* * *

Bald mußte die neue Gewerkschaftsorganisation der Diamantarbeiter, der „Algemeene Nederlandsche Diamantbewerkersbond“, ihre Feuerprobe bestehen.

Ich habe bereits angedeutet, daß manche Unternehmer hartnäckig wieder und wieder versuchten, den ihnen aufgezwungenen Lohntarif umzustoßen. Ihre Versuche wären nicht möglich gewesen, selbst nicht einmal mit Hilfe von Strikebrechern, wenn nicht natürliche Hindernisse die völlige Durchführung des neuen Lohntarifs erschwert hätten. Der wichtigste und erschwerendste Hinderungsgrund beruht in der Thatsache, daß es vielleicht zwölf verschiedene Arten von Rohdiamanten giebt, von denen sich etliche sehr leicht, andere wieder sehr schwer schleifen lassen. Bemerkt werden muß auch, daß die Arbeit des Schleifens selbst von sehr verschiedener Qualität ist. Manche Unternehmer verlangen einen hochfeinen Schliff, andere beanspruchen nur Leistungen mittlerer Güte, und noch andere begnügen sich mit minderwerthiger Arbeit. In der Folge verdienten solche Arbeiter, die das Unglück hatten, schwer zu bearbeitendes Rohmaterial in höchster Vollendung schleifen zu müssen, sogar auf Grund der neueingeführten Lohntarife äußerst wenig. Arbeiter dagegen, die mittelschwer zu bearbeitende Rohdiamanten in mittlerer Vollendung schleifen sollten, konnten einen auskömmlichen Wochenverdienst erzielen. Diejenigen Schleifer aber, welche das am leichtesten zu bearbeitende Material am wenigsten sorgfältig zu schleifen hatten, konnten schlechterdings nicht nach dem neuen Lohntarif bezahlt werden. Wäre ihnen dies möglich gewesen, so hätten sie einen für Arbeiter geradezu märchenhaften Verdienst erzielt, hätten sie es thatsächlich auf Wochenlöhne von 150—200 Mark gebracht.

Der Fehler der neuen Lohnskala erklärt sich dadurch, daß den gemachten Aufstellungen ein Lohntarif zu Grunde gelegt worden war, der vor fünfundzwanzig Jahren in Kraft gestanden hatte, als es nur eine Art der Diamanten gab, die nur in einer Weise geschliffen wurde. Der Lohntarif hätte statt dessen nach dem durchschnittlichen Verdienst eines Diamantarbeiters berechnet und festgelegt werden müssen.

Der Fehler war von den Führern der seinerzeitigen Bewegung keineswegs übersehen, sondern wohl erkannt worden. Mit Hilfe einer besonderen Kommission, der die geschicktesten Arbeiter angehörten, wurde auf Grund der 1894 vereinbarten Löhne ein neuer Lohntarif ausgearbeitet. Ihre Arbeit zeitigte das Zustandekommen eines Ringes von Unternehmern, welche die bereits erwähnten „Splitter“ schleifen ließen. Die Mitglieder dieses Ringes stellten einen eigenen Lohntarif auf, dessen Sätze natürlich erheblich hinter denen des Tarifs der Arbeiter zurückblieben, und verpflichteten sich bei einer Konventionalstrafe von 5000 Gulden für

jeden einzelnen Fall, nur ihrer Festsetzung gemäß zu entlohnen. Daraufhin traten, wie vorauszusehen war, die Splitterarbeiter in den Strike. Dank der zähen Ausdauer der Ausständigen und der Energie ihrer Führer, sowie der beträchtlichen materiellen Unterstützung der Diamantarbeiter, denen die Weiterarbeit gestattet war, gelang es der Gewerkschaft, nach siebenwöchentlichem Kampfe ihren Lohntarif den Unternehmern aufzuzwingen und deren gefürchteten Ring zu sprengen.

Nach einer Zeit der Ruhe und der unvermeidlichen Reaktion bedrohte ein innerer Konflikt den Bestand der noch jungen, aber mächtigen und bisher erfolgreichen Gewerkschaft. Um den Lesern den Ursprung dieses Konflikts verständlich zu machen, müssen wir gewisse Eigenthümlichkeiten des Arbeitsverhältnisses der Diamantschleifer kurz schildern.

Vor allem muß bemerkt werden, daß der Unternehmer sehr selten eine eigene Fabrik besitzt. Er übergiebt seine Arbeit einer Anzahl von Leuten, die „Bazen“ genannt werden und in Wirklichkeit nichts sind als Zwischenmeister, Zwischenunternehmer. Diese Zwischenunternehmer, von denen manche nie auch nur einen Finger bei der Arbeit rühren, beschäftigen eine größere oder geringere Zahl von Leuten, „Knechten“ (Gesellen) genannt, welche die eigentliche Arbeit verrichten. Manche dieser „Knechten“ stehen im Stück-, andere im Zeitlohn. Die „Knechten“, von denen das Erstere gilt, werden von dem „Baas“, dem Zwischenunternehmer, entlohnt. Dieser zahlt ihnen den Preis, den er selbst von dem eigentlichen Unternehmer erhält, abzüglich 5 bis 8 Mark für den Gebrauch seiner Werkzeuge und für die übernommene Verantwortlichkeit, die Diamanten dem Auftrage gemäß geschliffen und vollendet abzuliefern. Wenn die „Knechten“ im Stunden- oder Zeitlohn stehen, so zahlt ihnen der „Baas“ einen bestimmten Tagelohn, und der Preis, den dieser von dem eigentlichen Unternehmer erhält, kümmert sie nicht.

Aus dem Angeführten erhellt, daß weder der „Baas“, der im Stücklohn, noch derjenige, welcher im Zeitlohn arbeiten läßt, innerhalb gewisser Grenzen ein direktes Interesse an einem Steigen der Löhne hat. Der „Baas“ der ersten Art zieht seine 5 bis 8 Mark von dem Wochenverdienst des „Knechten“ ab, wie niedrig die Lohnsätze auch immer sein mögen, und der „Baas“ der letzteren Art bemißt den Lohn seiner „Knechten“ nach dem Preis, den der Hauptunternehmer ihm bezahlt. Die „Knechten“ allein haben folglich ein unmittelbares Interesse daran, ein Steigen der Löhne herbeizuführen und diese auf dem höchstmöglichen Niveau zu erhalten. Jedoch nur die „Knechten“, welche im Stücklohn arbeiten, vermögen die Lohnsätze zu kontrolliren, denn nur *sie* wissen, wie viel der „Baas“ von dem Unternehmer erhält, während die Zeitarbeiter darüber im Unklaren sind. Wenn wir uns daran erinnern, daß der mindestwerthige Schliff — dem natürlich die niedrigsten Preise auf dem Markte für geschliffene Diamanten entsprechen — vom Arbeiter die wenigste Mühe erfordert und den besten Verdienst gewährt, so versteht man leicht, daß die Unternehmer diese Art Arbeit an solche „Bazen“ vergaben, welche „Knechten“ im Tagelohn beschäftigten. *Diese waren eben außer Stande, die Preise zu kontrolliren, welche ihrem „Baas“ gezahlt wurden.* Die „Knechten“ dagegen, welche im Stücklohn arbeiteten, erhielten jene Diamanten zum Schleifen, deren Bearbeitung sehr schwer war, die größte Mühe und die höchste Geschicklichkeit erforderte.

Die Stückarbeiter forderten deshalb Abschaffung der Zeitarbeit. Die „Knechten“, welche im Zeitlohn schafften und die in der Mehrzahl einen guten Verdienst erzielten, konnten oder wollten nicht auf diese Forderung eingehen, und so entstand der Konflikt.

* * *

Unterdessen war die Nothwendigkeit empfunden worden, eine Verständigung mit den Diamantarbeitern anderer Länder herbeizuführen. Es lag klar zu Tage, daß der in Holland erzwungene Lohntarif nicht aufrecht erhalten werden konnte, wenn fernerhin niedrigere Löhne in anderen Ländern üblich blieben, wo Diamanten geschliffen wurden.

Das beste Mittel, um zu der nothwendigen Verständigung zu gelangen, war die Einberufung eines internationalen Kongresses. Drei internationale Kongresse der Diamantarbeiter hatten bereits früher stattgefunden: 1889 in Paris, 1890 in Charleville und 1894 in Antwerpen. Auf dem letztgenannten Kongreß war beschlossen worden, daß die nächste internationale Tagung der Diamantarbeiter 1896 in Amsterdam stattfinden sollte. Aber die Ereignisse und die augenscheinliche Nothwendigkeit einer internationalen Verständigung veranlaßten, daß der Kongreß um ein Jahr früher zusammenberufen wurde.

Die Diamantarbeiter von Antwerpen, St. Claude (Frankreich) und Genf kamen der Aufforderung der Amsterdamer Kameraden bereitwillig nach und waren auf dem Kongreß vertreten, ein Kollege aus Hanau wohnte ihm nichtoffiziell bei.

Auch in Idar am Hunsrücken, Luzern, Paris, London, New York, Brooklyn und etlichen kleinen bayerischen und französischen Dörfern werden Diamanten geschliffen. Jedoch ist die Zahl der Diamantarbeiter in den meisten dieser Orte ganz unbedeutend. In Paris giebt es ihrer etwa 250, allein ihre gewerkschaftliche Organisation zerfiel zu der Zeit, wo die arbeiterfeindliche Regierung die Arbeitsbörse schließen ließ. Ziehen wir diese Umstände in Betracht, so müssen wir sagen, daß die Betheiligung an dem Kongreß eine sehr gute war.

Der Kongreß, welcher am 24., 25. und 26. August stattfand, beschloß: Herabsetzung der täglichen Arbeitsstunden auf zehn für die nächste Zeit; gleichen Lohn für gleiche Leistung männlicher und weiblicher Arbeiter; Einführung eines einheitlichen Lohntarifs für die verschiedenen Länder, der, wenn nöthig, nach Maßgabe der wirthschaftlichen Verhältnisse jedes einzelnen Landes abgeändert werden könne; Nichtaufnahme von Lehrlingen für die nächsten fünf Jahre, mit Ausnahme von Söhnen und Mündeln von Diamantarbeitern; Errichtung eines internationalen Sekretariats in Amsterdam, dessen Aufgabe es sein sollte, einen internationalen Verband aller Diamantarbeiter anzubahnen; und endlich, aber nicht am wenigsten: Festlegung des internationalen Lohntarifs auf Grund des durchschnittlichen Verdienstes, bei welchem der Durchschnitt der Diamantarbeiter in menschenwürdiger Weise zu existiren vermag.

Die auf die letztere Forderung bezügliche Resolution bevollmächtigte die Führer der Amsterdamer Bewegung, den inneren Zwiespalt zum Abschluß zu bringen durch eine Enquete über die durchschnittliche Lohnhöhe der Arbeiter eines jeden Unternehmers. Wo der Durchschnittsverdienst hinter den Kosten der Lebenshaltung zurückblieb, wurde der Lohntarif um so viel erhöht, daß ein auskömmlicher Verdienst erzielt werden konnte. Das kam öfter vor, manche Unternehmer mußten einen Zuschlag von 5 bis 30 Prozent zu den Sätzen des Lohntarifs zahlen, sie fanden sich mehr oder weniger bereitwillig mit der Nothwendigkeit ab oder richtiger, sie mußten sich mit ihr abfinden.

* * *

Abermals sehen wir uns gezwungen, uns mit Einzelheiten des Diamantenschleifens beschäftigen zu müssen, damit die folgenden Ausführungen verstanden werden.

Das Spalten und Reiben der Steine geschieht fast ausschließlich von Arbeitern, welche der Juwelier unmittelbar beschäftigt. Nicht so das Schleifen.

Der „Slypersbaas" (Schleifermeister) erhält vom Juwelier eine Anzahl von Diamanten, die er zusammen mit seinen „Knechten" (Gesellen) schleifen soll. Aber diese Arbeit wird nicht, wie bereits angeführt, in der Fabrik oder der Werkstatt des Juweliers verrichtet, wenigstens ist dies nicht die Regel. Der „Slypersbaas" miethet so viele Diamantmühlen (Schleifapparate), als er bedarf in einer Fabrik, die eigens für die Zwecke des Gewerbes errichtet ist, und deren Eigenthümer gewöhnlich gar nichts mit dem Diamantenschleifen zu thun hat. Von den 58 Amsterdamer Diamantschleifereien gehören nur 13 Unternehmern der Industrie, und von diesen sind 11 nur zum Theil mit Leuten des Eigenthümers besetzt, während die übrigen Mühlen an andere Diamantschleifer vermiethet sind.

Es ist klar, daß zwischen den Schleifern und den Besitzern der Fabriken, den Mühlenvermiethern, das gleiche Verhältniß besteht wie zwischen Hauseigenthümer und Miether. Dieses Verhältniß erklärt das Folgende.

Einige Monate vor dem Zusammentritt des erwähnten Kongresses trat das Hauptkomite des Diamantarbeiterbundes in Unterhandlungen ein mit dem Verein der Mühlenvermiether, dem 31 von 54 dieser Art von Industriellen angehörten. Zweck dieser Unterhandlungen war: 1) eine einstündige Pause fürs Essen in der Mitte des Tages zu erhalten (bis dahin arbeiteten die Diamantschleifer ununterbrochen zwölf Stunden lang), und 2) die Mühlenvermiether zu veranlassen, ihre Werkstätten in „Bundeswerkstätten" umzuwandeln, d. h. in Werkstätten, wo nur Arbeiter zugelassen wurden, die dem „Bund" angehörten.

Diese Forderungen zielten darauf ab, der Schmutzkonkurrenz vorzubeugen und ebenso den daraus folgenden kleinen oder partiellen Ausständen, und die Aufrechterhaltung sowie das langsame, aber sichere und anhaltende Steigen der Löhne zu ermöglichen. Zu diesem Zwecke sollte für alle Diamantarbeiter ein Zwang bestehen, der Gewerkschaftsorganisation beizutreten. Wenn organisirte Arbeiter unter dem festgesetzten Lohntarife schafften, so konnten sie aus dem „Bund" ausgeschlossen werden, und war dieser Fall eingetreten, so waren sie von sämmtlichen Fabriken ausgeschlossen, deren Eigenthümer sich verpflichtet hatten, nur an gewerkschaftlich organisirte Arbeiter Plätze und Mühlen zu vermiethen.

Gegen Ende September trugen sich verschiedene Ereignisse zu, die für den Fernerstehenden des Interesses ermangeln, aber veranlaßten, daß die Forderung der „Bundeswerkstätten" endgiltig formulirt wurde. Die Mühlenvermiether wiesen die Forderung zurück, verbündeten sich mit den unterdessen zu Stande gekommenen Vereinen der Unternehmer und sperrten die Arbeiter aus. Nur fünf Fabriken bewilligten die Forderungen, ihrem Beispiel folgten später noch drei andere.

Fast fünf Wochen lang hielten die Arbeiter wacker Stand. Die Kassen des „Bundes" vermochten den mehr als 10000 Ausgesperrten keine nennenswerthe Unterstützung zu zahlen. Nur die Bedürftigsten wurden genügend mit Brot versorgt. Die Arbeiter dachten trotzdem nicht an das Nachgeben, obgleich ihnen von keiner Seite auch nur die geringste Hilfe zu Theil ward. Schließlich mußten sie nach Verlauf von fünf Wochen doch zur Arbeit zurückkehren, aber nur widerwillig und dem Rathe, der eindringlichen Aufforderung ihrer Führer gehorchend, nahmen sie ihre Beschäftigung wieder auf.

Aber der Kampf war nicht vergebens gewesen. Sämmtliche Arbeiter unterzeichneten einen gesetzlich giltigen Kontrakt, durch den sie sich verpflichteten, nur mit Mitgliedern des „Bundes" zusammenzuarbeiten. Außerdem verpflichteten sie sich, jede Woche einen Gulden in die Kasse des „Bundes" einzuzahlen. Beide Verpflichtungen sind bisher ehrlich eingehalten worden. Nach dem unglücklichen Ausgange des letzten Kampfes traten gegen 1500 neue Mitglieder der Gewerk-

schaft bei, so daß gegenwärtig thatsächlich alle Diamantarbeiter gewerkschaftlich organisirt sind. Mit sehr geringen Ausnahmen zahlen sie ihre Mitgliedsbeiträge pünktlich, so daß die Kassen der Organisation jetzt reicher sind als je vorher.

Die Diamantarbeiter haben ferner eine Herabsetzung der Arbeitsstunden von zwölf auf zehn durchgesetzt, ein sehr bedeutender Erfolg. Außerdem wurde ein Gewerbegericht geschaffen, das aus zwölf Unternehmern und zwölf Arbeitern besteht und dessen Vorsitz eine neutrale Persönlichkeit führt. Bis jetzt hat die neue Einrichtung manchen Nutzen gestiftet, ob sie sich in Zukunft bewähren wird, kann nicht vorhergesagt, das muß abgewartet werden.

Der „Algemeene Nederlandsche Diamantbewerkersbond“ ist gegenwärtig fest organisirt und mächtig, er kann nicht leicht angegriffen und zerstört werden. Er steht auf festen Füßen, wie man zu sagen pflegt. Und mehr noch: es ist sehr wahrscheinlich, daß er einen großen Umschwung in der politischen Machtstellung der holländischen Kapitalistenklasse bewirken wird. Die Diamantarbeiter befanden sich bisher der großen Mehrzahl nach im Schlepptau der liberalen Partei. Nun dagegen hat die Zukunft in dieser Beziehung eine Ueberraschung in petto, eine Ueberraschung, welche die verbohrten politischen Drahtzieher in Amsterdam sehr unliebsam berühren wird, denn diese zählten auf die Diamantarbeiter als auf eine zuverlässige Wählerkundschaft.

Notizen.

Ueber die Beitreibung der direkten Steuern im Großherzogthum Hessen veröffentlicht die amtliche „Zentralstelle für die Landesstatistik“ recht vielsagende Ergebnisse. Darnach betrug die Steuerschuldigkeit für das Rechnungsjahr 1893/94 (einschließlich der Liquidation aus früheren Jahren) 8 989 717 Mark, die auf 2 588 001 verschiedene Posten entfallen. Von diesen Einzelposten mußten mehr als 10 Prozent, nämlich 278 126 in die Mahnlisten eingetragen werden, wodurch an Mahngebühren 24 459 Mark Unkosten entstanden. Vor Aufstellung der Pfandbefehle wurden dann noch 110 685 Posten bezahlt. In den Pfandbefehlen selbst fanden sich noch 167 441 Posten, von denen aber noch vor der Pfändung 61 651 gestrichen wurden, so daß „nur“ wegen 105 790 Posten Pfändung vorgenommen wurde. Als uneinbringlich wurden davon 19 636 Posten „konstatirt“. Ohne daß es zum Verkauf der Pfänder kam, wurden 76 778 Posten bezahlt, allein durch die Pfändung waren schon wieder 31 412 Mark Unkosten entstanden. Durch Beschlagnahme und Verkauf der Pfänder wurden 7653 resp. 2030 Posten eingebracht. Die dabei entstandenen Kosten beliefen sich auf 3418 resp. 1100 Mark. Als „definitiv uneinbringlich“ — bei den oben erwähnten 19 636 Posten scheinen die Gerichtsvollzieher noch nicht alle Hoffnung verloren zu haben — wegen „Wegzugs, Todesfalls oder Mangel an Pfändern (Armuth)“ werden 18 587 Posten aufgeführt. — Man vergegenwärtige sich, welches furchtbare Elend sich hinter diesen Tausenden von Pfändungen verbirgt! Gewiß läßt es Niemand, der irgendwie die verhältnißmäßig geringen direkten Steuern zahlen kann, darauf ankommen, daß erst der Gerichtsvollzieher ihn heimsucht. Und doch mußte wegen 105 790 Posten in 67 201 Fällen zur Pfändung geschritten werden! Ein Gefühl der Entrüstung muß aber Jeden überkommen, wenn er in den „Mittheilungen der Zentralstelle für Landesstatistik“ ein Blatt umwendet und dann den amtlichen Nachweis erhält, wie viel der Staat aus dem armen Volk, dem man die direkten Steuern erst herauspfänden muß, noch an indirekten Steuern herauspreßt. Die Einnahme an Zöllen und gemeinschaftlichen Verbrauchssteuern bei den hessischen Hauptsteuerämtern betrug im Rechnungsjahre 1894/95 13 014 480 Mark. Davon kommen auf Eingangszoll 8 263 088 Mark, auf die Zuckersteuer 584 258 Mark, auf die Tabaksteuer 388 642 Mark

und auf die **Salzsteuer** (!) 1 098 030 Mark. Diese indirekten Steuern kann Niemand schuldig bleiben. Bei der Erhebung derselben ist der Gerichtsvollzieher überflüssig. Pfändungsgebühren giebt es auch nicht. Wer seine indirekten Steuern schuldig bleibt, der opfert als Strafe seine Gesundheit oder auch sein Leben. Er kann sie nur dann schuldig bleiben, wenn er — **hungert**. P. S.

Feuilleton.

Reisebekanntschaften.

Federzeichnungen von Ludwig Schierk.

I.

Vor dem Gasthof zur „Deutschen Warte" hielt der bestaubte Postwagen. Gleichwohl ließ sich unter dem hohen Thorbogen dieses vornehmen, vaterländischen Hotels keine Gestalt sehen, die den Fahrgästen flüchtigen Gruß geboten hätte; denn was gewöhnlich von diesem Wagen stieg, erregte sehr selten die Erwartung klingenden Dankes für freundlich gebotenes Willkommen.

Das kleine deutsche Städtchen genoß längst der Vortheile einer ausgedehnten Eisenbahnverbindung. Sechsmal des Tages rollte ein dem Fremdenverkehr geweihtes Vehikel in rhythmischem Gepolter gegen den Bahnhof, um die ermüdeten Reisenden, welche in der „Deutschen Warte" zu schlafen oder zu speisen gedachten, durch eine kleine Tortur auf diese Genüsse vorzubereiten. Wer seinen Körper dem vornehmen Raume dieses Gefährtes anvertraute, erfreute sich außerdem des kostspieligen Vorzuges, unter dem Thorbogen des Hotels die mehrstimmige Versicherung zu erhalten, wie gerade durch sein Eintreffen der gesammten Bewohnerschaft desselben eine besondere Ehre zu Theil geworden sei.

Jener Postwagen jedoch diente gemeinerem Bedürfnisse.

Die Gegend hinter den waldigen Bergen im Norden war leider nicht aus der Welt zu schaffen. In romantischen Dörfern, die sich um den kläglichen Rest einer Stadt schaarten — gleich furchtsamen Küchlein, welche ein adeliger Jagdfalk unter die Flügel einer zerzausten Henne gescheucht hat — hauste ein rückständig Geschlecht von Holzfällern und Kohlenbrennern, das den Segen geordneter Großindustrie noch nicht empfunden hatte. Die kapitalslose Atmosphäre jener Wälder konnte den Stahlgelenken des schnaubenden Dampfrosses nur wenig entsprechen. Weit besser entsprach sie dem schwanken Trott der alten Postschnecke, die den Ueberschuß menschlicher Muskelkraft, welcher von jenem öden Bezirke zuweilen auf den Arbeitsmarkt geworfen wurde, mit der Pflichttreue eines nationalen Verkehrsmittels in das qualmende Reich der Fabriken beförderte, die im Bannkreise der „Deutschen Warte" aus zahllosen Schlünden dröhnten und heulten.

Der junge Mann, der eben mit einem flinken Satze vom Vordersitze des ehrwürdigen Wagens unter den gastlichen Thorbogen sprang, trug weder Locken, noch einen Sammtrock; denn die vaterländische Industrie gestattet ihren Strichvögeln nur bescheidenes Gefieder. Er gehörte also keineswegs zu jenen glücklichen Gestalten der nationalen Dichtung, die im Busen schöner Leserinnen das bekannte gegenstandslose Sehnen hervorzurufen pflegen.

Der Oberkellner des Gasthofs, der eben in vornehmer Haltung einhertrat und gleich einem Pfau mit seiner Amtsserviette ein Rad schlug, erkannte denn auch mit einem einzigen Blick die soziale Bedeutung, welche dem Fremden nach göttlichem und menschlichem Rechte zukam.

„Das ist der Eingang zur Herrenstube, junger Mann! Die nächste Thür!"

Mit der Genügsamkeit eines armen Zeisigs, dem ein Zweiglein in der Zaunhecke als Herberge dienen muß, schickte sich der Zurechtgewiesene an, diesem Befehle nachzukommen. In der nächsten Sekunde drang der trauliche Qualm einer jener Wirthsstuben, die das deutsche Volk mit dem Namen der „Schwemme" so glücklich charakterisirt, zum ersten Angriff in seine frischen Lungen.

In dem Reiche der Thonpfeifen, das den Eintretenden jetzt umfing, schwang ein grobknochiger Hausgeist in Schürze und Filzkäppchen das Szepter. Die schöne Sitte des Trinkgeldes macht vor Räumen dieser Art Halt; darum trugen Sprache und Benehmen des Gestrengen das Gepräge jener ruhigen Kürze und aufrichtigen Bestimmtheit, welches der gewöhnlichen Grobheit so ähnlich sieht.

Mit wirklicher Vornehmheit maß er den Fremden, der sich an ein Ecktischchen gedrückt hatte.

„Moritz, ein Bier dort 'nüber!"

Moritz war eines der kleineren Lastthiere des vaterländischen Gasthofs; ein unnützes Geschöpf, das Jeder schlug und stieß, und das zuweilen sogar das Glück hatte, einen beiläufigen Fußtritt des vornehmen und eleganten Eigenthümers der „Deutschen Warte" zu erhaschen. Sein kindliches Gesicht zeigte die ewige Thränenspur gequälter Leute, und eine kummervolle Falte, die aus dem zierlich gescheitelten Haarwuchs quer über das Stirnchen lief, glich einer förmlichen Versteinerung unglücklicher Erfahrungen. Ueber dem ganzen Figürchen lag eine greisenhafte Abspannung, eine tödtliche Müdigkeit, die nur von den strengen Blicken gezügelt schien, welche vom Schenktische aus alle seine Bewegungen beobachteten.

Der junge Fremdling betrachtete denn auch mit aufrichtiger Theilnahme den armen Piccolo, der ein schäumendes Glas vor ihn stellte und sodann in halb traumhafter Bewegung die trockenen Krumen wegfegte, welche den Brottüchern der Fuhrleute, die vor einer Weile hier gesessen hatten, entfallen waren.

„Du bist wohl recht müde, Kleiner?" fragte er.

Der Piccolo mochte seit Jahr und Tag keine freundliche Menschenstimme vernommen haben, denn er sah den Gast mit ungeheucheltem Erstaunen an.

„Ich glaube eher krank, Herr!" seufzte das Bürschchen.

„Da solltest Du Dir auf eine Zeit Ruhe gönnen und Mutters Ofenbank aufsuchen!"

„Ich bin ein Kind aus dem städtischen Waisenhause, Herr!" klagte der Kleine, indem er eiligst davonschlüpfte.

„Der hat genug Mißwachs für seine Jahre!" dachte der Fremde und hob nachdenklich das Glas. Dann sah er sich in dem Raume um. Kein Zweifel, er befand sich im Mittelpunkt echt deutschen Volksthums. In breitklotziger Haltung schmausten dort zwei Bauern, die vom Notariat kamen, wo sie eine Erbschaft angetreten hatten; mit ängstlicher Sorgfalt blickte hier ein rüstig Weib auf sein bleichsüchtiges, wohlvermummtes Töchterlein, dem der städtische Arzt nichts Gutes prophezeit; was konnte der junge Fant, der nebenan hoffnungslos in das Gaslicht starrte, anders sein als ein entlassener Arbeiter, der in seine Heimath zu reisen gedachte, bangen Gemüths, jetzt, da das Jahr zur Neige ging?

Lauter Gestalten, die auf die Abfahrt des nächsten Zuges und auf das Glück warteten.

In diesem Himmel schwebte der arme Piccolo wie ein müdes Engelchen hin und wieder. Ach! für ihn gab es kein Glück; seine Sterne standen nicht in seiner Brust, sondern flimmerten in den Statuten des städtischen Waisenhauses, die einem Kuratorium feister, weinsatter Altbürger das Recht gaben, über eltern-

lose Mitglieder der ärmeren vaterländischen Jugend endgiltig zu entscheiden. Der vornehme Eigenthümer der „Deutschen Warte“ aber war das Oberhaupt jener nützlichen Versammlung.

Plötzlich trat an das Ecktischchen ein rüstiger Blaukittel mit dem Glase in der Hand.

„Wohl eben zugereist, Kamerad?“ sprach er fröhlich, indem er sich setzte.

Der Fremde sah in das ehrliche, männliche Gesicht des Sprechers, von dem rußiger Schimmer durch kräftige Waschung nicht ganz verdrängt war.

„Ich komme aus den Kohlendörfern, einen Platz anzusehen, für den ich halb gemiethet bin.“

„Ah! Am Ende liegt dieser Platz im Maschinenhaus von Mörwitz und Sohn, junger Freund?“

„Eben dort!“

„Na, dann seid mir bestens willkommen; ich bin Werkmeister bei jenen Leuten!“

Sie reichten einander die Hände. In dem einfachen Vorgange lag ein frischer Hauch des Vertrauens, der sich von dem feinen gesellschaftlichen Parfüm, nach welchem die Händedrücke der vornehmen Welt duften, erheblich unterschied. Und nun begann ein traulich Schwatzen. Sie redeten nicht von Glück und Erbschaft, auch nicht von Himmel und ewigem Leben: sie sprachen nur von der deutschen Arbeit und dem Elend ihrer Jünger. Der Genius des Volksthums, der die großen Männer der Einsamkeit beschattet, schwebte nicht über ihnen; aber aus dem Qualm dieser vaterländischen Wirthsstube erhob sich „die Göttin im härenen Gewande“ und blickte voll Erbarmen auf sie nieder.

Wie alle Menschen, welche ihre Vorstellungen und Erkenntnisse lediglich aus eigener Beobachtung geschöpft haben, drückten sie ihre Meinungen und Urtheile mit einer Bescheidenheit und Einfachheit aus, die in den Kreisen des vaterländischen Bürgerthums sehr seltene Erscheinungen geworden sind. Ihre klare Rede ermangelte jeglicher Phrase.

„Der alte Mörwitz“, sagte einmal der Werkmeister, „ist nur ein Kaufmann, ein Geldschrank sozusagen. Seine schönen Maschinen freuen ihn nicht, wie sie mich freuen oder vielleicht Euch gefallen werden. Da liegt die Kluft zwischen ihm und seinen Ingenieuren. Wir waren jüngst halb toll über einen neuen Monteur; ein richtiger Zwerg, sage ich Euch, aber ein Zwerg mit der Kraft eines Riesen. Ein findiger Kopf dazu, dem die Zeichner nichts weiß machen. Ich hörte zufällig, was der Alte über ihn sagte; er wunderte sich einfach, daß er uns nicht theurer kam. Meint Ihr, derlei freut sich über eine schöne, grüne, buntblumige Wiese? Das schätzt sie blos nach der Heuernte! Nun wißt Ihr, wie seine Leute dran sind. Der ganze Schwarm ist ihm eine Last. Nicht daß er sie haßte; aber er muß sie über sich ergehen lassen, wie das Rasieren.“

„Warum giebt er da das Geschäft nicht auf?“ fragte der Fremde.

„Aufgeben? Man geht nicht gern aus dem Keller, Kamerad, solang noch guter Wein im Fasse ist. Wenn trübes Wasser kommt, wird er es einer Aktiengesellschaft anhängen. Und dann hat der alte Mörwitz einen jungen Mörwitz; das ist der ‚Sohn‘ auf unserer Firmentafel. Ein widerliches Anhängsel, der reine Schwamm! Ihr habt doch nicht etwa ein junges Frauchen, Kamerad? Eure Wohnung liegt dicht neben dem Garten des Herrn Richard Mörwitz!“

Ueber das hübsche Gesicht des Fremden flog eine leichte Röthe. In der kapitalslosen Atmosphäre seiner heimathlichen Kohlendörfer gedieh noch schlichte, gesunde Schätzung des Weibes; eine einfache und natürliche Anschauung vom Wesen der Frau, gleich fern von der süßlichen Poesie spießbürgerlicher Flitter-

wochen, wie von der rein animalischen Auffassung der aufgeklärten goldenen Jugend unseres Vaterlandes.

Vielleicht war es ein Zeichen jener gesunden Schätzung des Weibes, daß die trauliche Rede, welche die beiden Jünger der deutschen Arbeit in diesem Augenblick vereinte, gänzlich der geistvollen Zynismen entbehrte, welche die feinere Unterhaltung am bürgerlichen Wirthshaustische so überaus anziehend machen.

Der kleine Moritz war inzwischen auf ein Stühlchen gesunken, da die späte Abendstunde den größeren Theil der Gäste heimtrieb. Der grobknochige Hausgeist in Schürze und Filzkäppchen kam plumpen, trunkenen Schrittes quer durch die Stube und stieß in ungefüger Bewegung ein Fenster auf. Sogleich entspann sich ein kleiner Kampf, den die dicken Schwaden des Tabakrauches mit der kühlen herbstlichen Nachtluft auszufechten hatten, die durch jene Oeffnung gierig eindrang. Auf den heiseren Ruf des Machthabers traten ferner zwei Mägde in den Raum, welche in summarischer Hantirung Flaschen, Gläser und Brotstücke von dem Tische entfernten.

Der Werkmeister stand auf.

„Kamerad, diese Stunde gehört den Hyänen des Schlachtfeldes; wir müssen gehen! Ihr schlaft natürlich unter dem Dache der ‚Deutschen Warte'; dort hinüber liegen ein paar wohlfeile Hofstuben. Auf gute Nacht und gutes Zusammenhalten!" Damit trank er dem Fremden zu, dann ging er.

Auch der junge Mann suchte sein Lager auf. Ein verblühtes Mädchen mit tiefliegenden, erloschenen Augen leuchtete ihm voran. Die arme Nymphe, deren einzige Erwerbsquelle in jenen Hofstuben lag, senkte bald demüthig das Haupt, als die ernste, schweigsame Gestalt, die da vor ihr stand, keine Regung flüchtiger Zärtlichkeit erkennen ließ. Sie bot ihm traurigen Gruß, dann blieb er allein. Auf dem Tische lag der Meldeschein mit der Nummer der Stube. Diese nützlichen Dokumente entstammen der rührenden Sorgfalt, welche die vaterländische Polizei einem zugereisten Fremden widmet.

Der müde Gast griff somit zur Feder und kam der leidigen Verpflichtung mit jenen kernigen Schriftzügen nach, welche dem Polizeimeister des Städtchens, der seinen eleganten Namen in vornehmer Undeutlichkeit zu schreiben pflegte, am nächsten Morgen ein Lächeln der Geringschätzung kosteten.

„Karl Berger, Maschinist, zugereist aus dem Nelkendorfe!" murmelte er verdrießlich. „Walther, fassen Sie den Menschen da ein wenig ins Auge; die Firma kommt mir verdächtig vor!"

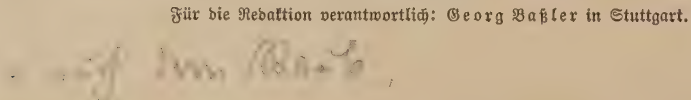
Der Schutzmann salutirte und trat ab: das Verzeichniß seiner Pflegebefohlenen trug eine Nummer mehr. (Fortsetzung folgt.)

Briefkasten.

A., Brüssel. Der Stielersche Schulatlas, gebunden 5 Mark, ist sehr empfehlenswerth, ebenso der Kiepertsche kleine Handatlas, gebunden 7,50 Mark. Von großen Atlanten der beste ist der Stielersche Handatlas, der kostet aber gebunden 56 Mark. Billiger und auch ganz gut ist der Andreesche, gebunden 28 Mark. Letzterer kann auch in Lieferungen bezogen werden.

Schweden. Die Luft ist farblos. Die Bläue der Atmosphäre schreibt man dem in ihr enthaltenen Wasserdampf zu. — Bei dieser Gelegenheit müssen wir wieder unser dringendes Ersuchen an unsere Korrespondenten wiederholen, uns ihre Adressen mitzutheilen, wenn sie Antworten erwarten. Wir dürfen den Raum der „Neuen Zeit" nicht durch zahlreiche Briefkastennotizen schmälern.

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.





Nr. 25. XIV. Jahrgang, I. Band. 1895-96.

Preußische Polizeiwirthschaft.

Berlin, 11. März 1896.

Wie zu erwarten stand, ist die Freie Volksbühne in dem Verwaltungs-Streitverfahren unterlegen, den sie gegen den Versuch des hiesigen Polizeipräsidiums, sie unter polizeiliche Zensur zu stellen, anhängig gemacht hatte. Das Oberverwaltungsgericht hat entdeckt, die Freie Volksbühne sei so locker organisirt und ihre Mitgliederzahl sei so groß, daß sie kein bestimmter, in sich abgegrenzter Kreis innerlich untereinander verbundener Personen sei. Sie könne deshalb als kein Verein angesehen werden, womit die von ihr veranstalteten Theatervorstellungen den Charakter öffentlicher Aufführungen erhielten, und als solche der polizeilichen Zensur unterlägen. Der Einwand der Freien Volksbühne, daß die preußische Verfassung jede Zensur, also auch die Theaterzensur verböte, ist von dem Oberverwaltungsgericht als unbegründet zurückgewiesen worden; nach seiner Auffassung ist die Hinckeldeysche Verordnung von 1851, welche öffentliche Theatervorstellungen der polizeilichen Zensur unterwirft, rechtskräftig erlassen und veröffentlicht worden. Wie sie sich mit dem klaren Sinne und Wortlaut der Verfassung vereinigen soll, darüber läßt sich das Oberverwaltungsgericht nicht weiter aus.

Die hohe Behörde ist allerdings so gütig, der Freien Volksbühne noch einen Weg zu weisen, auf dem sie ihr Leben hätte retten können. Sie schlägt diesem proletarischen Vereine vor, er solle sich anders organisiren, nämlich so, daß er einen bestimmten, in sich abgegrenzten Kreis innerlich untereinander verbundener Personen bilde, daraufhin solle er vom Polizeipräsidium die Aufhebung der streitigen Verordnung beanspruchen, und wenn die Polizeibehörde auf ihrem Schein bestehe, nochmals ein Verwaltungs-Streitverfahren beginnen. Die Freie Volksbühne hat indessen darauf verzichtet, diesen gewiß in bester Absicht gegebenen Wink zu befolgen. Nicht etwa blos wegen seiner praktischen Aussichtslosigkeit, sondern weit mehr noch, weil er ihr nicht gut genug war. Das Oberverwaltungsgericht sagt zwar, daß nach seiner unmaßgeblichen oder in diesem Falle leider sehr maßgeblichen Ansicht die Freie Volksbühne *kein* Verein sei, aber es hütet sich, zu sagen, was denn eigentlich ein Verein *sei*. Die Definition: ein bestimmter, in sich abgegrenzter Kreis innerlich miteinander verbundener Personen ist weiter nichts als eine im Blauen verschwindende schattenhafte Redewendung, mit der gar nichts Greifbares gesagt ist. Man kann sie drehen und wenden wie eine

wächserne Nase, je nachdem es der polizeilichen Willkür beliebt. Möglich, daß es dem Oberverwaltungsgericht mit seinem Rathschlage Ernst gewesen ist. Die Erwürgung der Freien Volksbühne ist eine so banausische Köllerei, daß die halbwegs gebildeten Bureaukraten und Bourgeois darüber die Köpfe geschüttelt haben, und vielleicht hätte man ihr, wenn sie sich ein wenig geduckt und geschmiegt hätte, ihr ferneres Leben gestattet. Vielleicht, sagen wir. Aber selbst wenn es sich nicht nur um eine entfernte Möglichkeit, sondern um eine starke Wahrscheinlichkeit oder absolute Gewißheit gehandelt hätte, so wäre es der Freien Volksbühne nicht würdig gewesen, sich auf eine derartige Schattenjagd zu begeben. Sie hat sich vielmehr vorgestern aufgelöst. Sie überläßt neidlos dem preußischen Kultur- und Rechtsstaate den Ruhm, mit dem Polizeistocke darein zu fahren, wenn die arbeitenden Klassen der Kunst wieder die Ehren erwerben wollen, um welche sie von den besitzenden Klassen geprellt worden ist, wenn die arbeitenden Klassen Calderon und Molière, Goethe und Schiller, Lessing und Kleist, Ibsen und Hauptmann bewundern und lieben, Charleys Tante und die Barrisons aber, in denen sich das Kunstverständniß der herrschenden Klassen so herrlich wiederspiegelt, nicht bewundern und nicht lieben.

In diesem wie in anderen Fällen zeigt die Rechtsprechung des Oberverwaltungsgerichts, wie wenig damit gethan ist, wenn der Liberalismus, statt mit der Polizeiwirthschaft gründlich aufzuräumen, sie vielmehr mit rechtlichen Formen verkleidet. Und nicht nur wenig ist damit gethan, sondern die polizeiliche Willkür wird gerade ins Grenzenlose erweitert, sobald ihr die Möglichkeit gewährt wird, sich auf dem „Rechtswege" auszuwachsen. Klebt man an einen Apfelbaum einen Papierstreifen, worauf verfügt ist, er solle künftighin Feigen tragen, so ist das zwar ein kindliches, aber sonst harmloses und unschädliches Vergnügen: der Apfelbaum fährt fort, Aepfel zu tragen, aber die Aepfel werden wegen dieses Papierstreifens nicht saurer als vorher. Ganz anders, wenn auf dem reellen Boden des Polizeistaats ein luftiges Gebäude von rechtlichen Instanzen errichtet wird! Die Bewohner eines solchen Gebäudes wissen instinktiv, daß sie den Boden nicht erschüttern dürfen, auf dem ihre papierene Herrlichkeit beruht, und wer in ihren heiligen Hallen die Festigkeit dieses Bodens zu prüfen unternimmt, den stoßen sie um so unbarmherziger in die polizeiliche Wildniß hinaus. Die Polizei hat davon nur den Vortheil, daß sie als ehrwürdige Vertreterin des ehrwürdigsten Rechts ausstaffirt wird, und wenn das oft genug zu ihrer eigenen Ueberraschung geschehen mag, so muß man doch anerkennen, daß sie sich bald auf ihren Vortheil verstehen lernt und daß ihr der Appetit beim Essen kommt.

So war es bei der Reichskommission des Sozialistengesetzes, welche die polizeiliche Willkür bei Handhabung der Ausnahmemaßregel bändigen sollte, sie thatsächlich aber gesegnet hat. So ist es heute bei dem Oberverwaltungsgericht. Die liberalen Wirrköpfe, die sich einbilden, Recht und Willkür schlössen sich nicht gegenseitig aus, sondern könnten in anmuthiger Harmonie vermischt werden, wenden vielleicht ein, die Reichskommission habe doch manchmal der polizeilichen Willkür gesteuert, und das Gleiche gelte vom Oberverwaltungsgericht. Das ist an sich ganz richtig, beweist aber durchaus nicht, was es beweisen soll: Ausnahmen gehören bekanntlich zu jeder Regel, und rechtliche Instanzen, die der polizeilichen Willkür steuern sollen, unterstützen sie wirksamer, wenn sie ihr gelegentlich widersprechen, als wenn sie ihr durchweg beipflichten. Wir sprechen hier nicht von einer absichtlichen Beugung des Rechts; diese Frage scheidet völlig aus, da die Verwerflichkeit der Institutionen sich immer durchsetzt bei noch so großer Tugendhaftigkeit der Personen, in denen sich die Institutionen jeweilig

verkörpern. Durchdringt alle Glieder einer Verwaltung das Prinzip der polizeilichen Willkür, so hilft es nichts, ihnen ein Kleid überzuziehen, das nach den Prinzipien des Rechts zugeschnitten ist. Die Natur ist mächtiger als der Schneider: paßt das Kleid nicht zum Körper, so muß das Kleid daran glauben und nicht der Körper. Die Praxis der Polizei bestimmt die Theorie des Oberverwaltungsgerichts, nicht umgekehrt.

Das liegt in der Natur der Dinge, deren zwingender Gewalt sich die Personen niemals entziehen können. Durch die Theorie der „lockeren Vereine", die das Oberverwaltungsgericht im Falle der Freien Volksbühne und auch sonst schon aufgestellt hat, wird mit den spärlichen Resten des preußischen Vereinsrechts so gründlich aufgeräumt, wie kein Hinckeldey und kein Richthofen jemals gewagt hätten, damit aufzuräumen. Der ganze Hergang der Dinge ist für die preußische Polizeiwirthschaft äußerst bezeichnend. In dem Verwaltungs-Streitverfahren wegen öffentlicher Aufführung von Hauptmanns „Webern" hatte das Oberverwaltungsgericht einen jener Ausnahmefälle statuirt und die „Weber" nicht zwar für alle Theater, aber für eine bestimmte Luxusbühne der Bourgeoisie freigegeben, unter der ausdrücklichen Begründung, daß die öffentliche Aufführung des Dramas eben nur vor einem wohlhabenden Publikum gestattet werden solle. Damit hatte die Polizei schon viel mehr gewonnen, als verloren. Ihr allgemeines Verbot der „Weber" war ein wenig eingeschränkt worden; als Pflaster auf die Wunde erhielt sie das kostbare Prinzip, daß sie Arbeiterbühnen doch längst nicht zu gestatten brauche, was sie Bourgeoisbühnen nicht gut verbieten könne. Aber gewisse einflußreiche Kreise hatten sich darauf kaprizirt, daß die „Weber" nun einmal nicht öffentlich aufgeführt werden sollten. Der verflossene Polizeiminister Köller schnarchte im brutalsten Polizeitone vor versammeltem parlamentarischen Kriegsvolke das Oberverwaltungsgericht wegen seiner Entscheidung in Sachen der „Weber" an und der verstorbene Polizeipräsident Richthofen unterwarf mit einem Federstriche alle Vereinsbühnen, welche die „Weber" aufgeführt hatten, der polizeilichen Zensur. Daß für diese beiden Polizeiseelen, von denen keine aus ihrer hinterpommerschen Vorsintfluthlichkeit auch nur den blassesten Schimmer literarischer Bildung mitgebracht hatte, die Interessen der Kunst vollkommen gleichgiltig waren, verstand sich von selbst. Das Oberverwaltungsgericht aber stand vor der Frage, ob es das seit fünf Jahren von keiner Seite angefochtene Recht der Vereinsbühnen, ohne polizeiliche Zensur zu spielen, vor einem besonders launischen Eingriffe der Polizei wahren wolle oder nicht. In dieser heiklen Lage entdeckte die hohe Behörde glücklicherweise die Theorie der „lockeren Vereine", auf die seit bald fünfzig Jahren die findigsten Polizeigenies nicht verfallen waren, auch in den Zeiten ärgster Reaktion nicht, und die polizeiliche Willkür hat „von Rechts wegen" einen Freibrief, den sie sich aus eigener Kraft niemals erobert hätte.

Das Versiegen der modernen Dramatik hatte die Folge, daß die Freie Volksbühne in den drei letzten Jahren — eben mit Ausnahme der „Weber" — nicht ein einziges Drama aufgeführt hat, das nicht längst für bürgerliche Bühnen die polizeiliche Zensur passirt hatte. Und die Aufführung der „Weber" lag schon um anderthalb Jahre zurück, als der Polizeipräsident seinen Ukas gegen den Verein erließ. Man konnte es verstehen, daß in manchen Parteikreisen die Freie Volksbühne etwas scheel angesehen wurde, angeblich weil sie die Kräfte und die Zeit des klassenbewußten Proletariats zersplittere, obgleich dieser Vorwurf, wenigstens seitdem die Arbeiter sich vor drei Jahren zu eigenen Herren im Hause des Vereins gemacht hatten, sachlich unbegründet war. Aber verstehen konnte man diesen Vorwurf, seitdem sich der Spielplan der Freien Volksbühne nothgedrungen

auf schon bekannte Stücke von künstlerischem Werth beschränkte. Jedoch welches Interesse die herrschenden Klassen daran haben sollen, einen proletarischen Verein zu sprengen, der den Arbeitern die Meisterwerke der bürgerlichen Kunst vermittelte, also die bürgerliche Gesellschaft von der Seite zeigte, von der sie sich noch am besten ausnimmt, das würde ganz unverständlich sein, wenn es sich nicht zur Genüge erklärte aus der preußischen Polizeiwirthschaft, die mit Begeisterung alles zerstört, was ihrem unbelehrbaren Dünkel in den Weg tritt oder zu treten scheint. Sie hat bei der Vernichtung der Freien Volksbühne nicht einmal den Genuß, der sozialdemokratischen Partei einen besonderen Tort anzuthun; sie schlägt allem ins Gesicht, was je über die edle „Sozialreform von oben", die seit Jahrzehnten mit der „sittigenden" Kraft der Kunst gekrebst hat, zusammengelogen worden ist: hilft aber alles nichts, der gereizte Polizeiknüppel kennt nur das alte brave Programm, daß alles verrungeniret werden müsse.

In der Freien Volksbühne hat das klassenbewußte Proletariat bewiesen, daß es die Kunst zu ehren und zu schätzen, daß es ihr eine würdige Stätte zu bereiten weiß. Keine bürgerliche Bühne besitzt auch nur ein entfernt gleich kunstverständiges Publikum, wie die Freie Volksbühne besaß. Um dieses Ergebnisses willen hat sich ihr Leben reich gelohnt. Aber eine neue Kunst auf dem verfaulten Boden der bürgerlichen Gesellschaft zu schaffen, ging auch über ihre Kräfte, und der alten Kunst sandte sie einen letzten Ehrengruß, indem sie lieber von ihr schied, als daß sie ihr unter der wohlwollenden Verwandtschaft der Barbaren Köller und Richthofen huldigte. Es bleibt noch übrig, „Besitz und Bildung" zu diesem neuen schönen Triumphe über den Umsturz zu beglückwünschen.

Gewalt und Oekonomie bei der Herstellung des neuen Deutschen Reichs.

Ein nachgelassener Aufsatz von **Friedrich Engels.**

(Fortsetzung.)

4. Die Annexion von Elsaß-Lothringen.

Das Elsaß war von Frankreich der Hauptsache nach im dreißigjährigen Krieg erobert. Damit hatte Richelieu den soliden Grundsatz Heinrichs IV. verlassen: „Die spanische Sprache möge dem Spanier, die deutsche dem Deutschen gehören; aber wo man französisch spricht, das kommt mir zu"; er stützte sich auf den Grundsatz der natürlichen Rheingrenze, der geschichtlichen Grenze des alten Galliens. Das war Thorheit; aber das Deutsche Reich, das die französischen Sprachgebiete von Lothringen und Belgien und sogar der Franche Comté einschloß, hatte nicht das Recht, Frankreich die Annexion deutschsprechender Länder vorzuwerfen. Und wenn Ludwig XIV. 1681 Straßburg mitten im Frieden, mit Hilfe einer französisch gesinnten Partei in der Stadt, an sich riß, so steht es Preußen schlecht an, sich darüber zu entrüsten, nachdem es 1796 die freie Reichsstadt Nürnberg, allerdings ohne von einer preußischen Partei gerufen zu sein, genau ebenso vergewaltigte, wenn auch nicht mit Erfolg.[1]

[1] Man wirft Ludwig XIV. vor, seine Reunionskammern im tiefsten Frieden auf ihm nicht gehörige deutsche Gebiete losgelassen zu haben. So etwas kann auch der boshafteste Neid den Preußen nicht nachsagen. Im Gegentheil. Nachdem sie 1795 durch direkten Bruch der Reichsverfassung Separatfrieden mit Frankreich gemacht und ihre ebenfalls abtrünnigen kleinen Nachbarn hinter der Demarkationslinie zum ersten norddeutschen Bund um sich versammelt hatten, benutzten sie die bedrängte Lage der im Verein mit Oesterreich den Krieg

Lothringen wurde 1735 im Wiener Frieden von Oesterreich an Frankreich verschachert und 1766 endgiltig in französischen Besitz genommen. Es hatte seit Jahrhunderten nur nominell zum Deutschen Reiche gehört, seine Herzöge waren in jeder Beziehung Franzosen und fast immer mit Frankreich verbündet gewesen.

In den Vogesen bestanden bis zur französischen Revolution eine Menge kleiner Herrschaften, die gegenüber Deutschland sich als reichsunmittelbare Reichsstände gerirten, gegenüber Frankreich aber dessen Oberhoheit anerkannt hatten; sie zogen Vortheile aus dieser Zwitterstellung, und wenn das Deutsche Reich das duldete, statt die Herren Dynasten zur Rechenschaft zu ziehen, so durfte es sich nicht beklagen, als Frankreich kraft seiner Oberhoheit die Einwohner dieser Gebiete gegen die verjagten Dynasten in Schutz nahm.

Im Ganzen war dies deutsche Gebiet bis zur Revolution so gut wie gar nicht französirt. Deutsch blieb Schul- und Amtssprache im inneren Verkehr wenigstens des Elsasses. Die französische Regierung begünstigte die deutschen Provinzen, die, nach langjähriger Kriegsverwüstung, jetzt, von Anfang des achtzehnten Jahrhunderts an, keinen Feind mehr im Lande zu sehen bekamen. Das von ewigen inneren Kriegen zerrissene Deutsche Reich war wahrlich nicht dazu angethan, die Elsässer zur Rückkehr in den Mutterschooß anzulocken; man hatte wenigstens Ruhe und Frieden, man wußte, woran man war, und so fand sich das tonangebende Philisterium in Gottes unerforschlichen Rathschluß. War ihr Schicksal doch nicht beispiellos, standen doch auch die Holsteiner unter fremder dänischer Herrschaft.

Da kam die französische Revolution. Was Elsaß und Lothringen nie gewagt hatten von Deutschland zu hoffen, das wurde ihnen von Frankreich geschenkt. Die feudalen Fesseln wurden gesprengt. Der hörige, frohnpflichtige Bauer wurde ein freier Mann, in vielen Fällen freier Eigenthümer seines Gehöfts und Feldes. Die Patrizierherrschaft und die Zunftprivilegien in den Städten verschwanden. Der Adel wurde verjagt. Und in den Gebieten der kleinen Fürsten und Herren folgten die Bauern dem Beispiel der Nachbarn, vertrieben Dynasten, Regierungskammern und Adel und erklärten sich für freie französische Bürger. In keinem Theil Frankreichs schloß das Volk sich der Revolution begeisterter an, als gerade im deutsch redenden. Und als nun gar das Deutsche Reich der Revolution den Krieg erklärte, als die Deutschen nicht nur ihre eigenen Ketten auch jetzt noch gehorsam trugen, sondern obendrein sich dazu gebrauchen ließen, den Franzosen die alte Knechtschaft, den elsässer Bauern die kaum verjagten Feudalherren wieder aufzuzwingen, da war es aus mit der Deutschheit der Elsässer und Lothringer, da lernten sie die Deutschen hassen und verachten, da wurde in Straßburg die Marseillaise gedichtet, komponirt und zuerst von Elsässern

---

nunmehr allein fortführenden süddeutschen Reichsstände zu Annexionsversuchen in Franken. Sie errichteten in Anspach und Baireuth (die damals preußisch waren) Reunionskammern nach Ludwigs Muster, erhoben auf eine Reihe benachbarter Gebietsstrecken Ansprüche, denen gegenüber Ludwigs Rechtsvorwände sonnenklar überzeugend waren; und als dann die Deutschen, geschlagen, zurückwichen und die Franzosen in Franken einrückten, da besetzten die rettenden Preußen das Nürnberger Gebiet einschließlich der Vorstädte bis an die Stadtmauer und erschlichen von den angstschlotternden Nürnberger Spießbürgern einen Vertrag (2. September 1796), wodurch die Stadt sich der preußischen Herrschaft unterwarf, unter der Bedingung, daß nie — Juden in den Mauern sollten zugelassen werden. Gleich darauf aber rückte Erzherzog Karl wieder vor, schlug die Franzosen bei Würzburg 3. und 4. September 1796, und damit löste sich dieser Versuch, Preußens deutschen Beruf den Nürnbergern einzubläuen, in blauem Dunst auf.

gesungen, da wuchsen die Deutschfranzosen trotz Sprache und Vergangenheit auf Hunderten von Schlachtfeldern, im Kampfe für die Revolution, zusammen zu Einem Volke mit den Nationalfranzosen.

Hat nicht die große Revolution dasselbe Wunder vollbracht an den Flamländern von Dünkirchen, den Kelten der Bretagne, den Italienern von Korsika? Und wenn wir uns darüber beklagen, daß dies auch Deutschen geschah, haben wir denn unsere ganze Geschichte vergessen, die das möglich machte? Haben wir vergessen, daß das ganze linke Rheinufer, das doch die Revolution nur passiv mitgemacht, französisch gesinnt war, als die Deutschen 1814 dort wieder einrückten, französisch gesinnt blieb bis 1848, wo die Revolution die Deutschen in den Augen der Rheinländer rehabilitirte? Daß Heines Franzosenschwärmerei und selbst sein Bonapartismus nichts war, als der Widerhall der allgemeinen Volksstimmung links des Rheins?

Beim Einmarsch der Verbündeten 1814 fanden sie gerade im Elsaß und Deutsch-Lothringen die entschiedenste Feindschaft, den heftigsten Widerstand im Volke selbst; denn hier fühlte man die Gefahr, wieder deutsch werden zu müssen. Und doch wurde damals dort noch fast nur deutsch gesprochen. Aber als die Gefahr der Losreißung von Frankreich vorüber, als den deutsch-romantischen Chauvins die Annexionslust gelegt war, da sah man die Nothwendigkeit ein, auch sprachlich mehr und mehr mit Frankreich zusammenzuwachsen, und seitdem führte man dieselbe Französirung der Schulen ein, die auch die Luxemburger freiwillig bei sich eingerichtet hatten. Und dennoch ging der Umwandlungsprozeß sehr langsam; erst die jetzige Generation der Bourgeoisie ist wirklich französirt, während Bauern und Arbeiter deutsch sprechen. Es steht ungefähr wie in Luxemburg: das Schriftdeutsche ist (die Kanzel theilweise ausgenommen) durch das Französische verdrängt, aber der deutsche Volksdialekt hat nur an der Sprachgrenze Boden verloren und wird als gemüthliche Sprache weit mehr gebraucht, als dies in den meisten Gegenden Deutschlands der Fall.

Das ist das Land, das Bismarck und die preußischen Junker, unterstützt von der, wie es scheint, von allen deutschen Fragen unzertrennlichen Wiederbelebung einer chauvinistischen Romantik, wieder deutsch zu machen sich unterfingen. Die Heimath der Marseillaise, Straßburg, deutsch machen wollen, das war ein ebensolcher Widersinn wie der, die Heimath Garibaldis, Nizza, französisch zu machen. Aber in Nizza hielt Louis Napoleon doch den Anstand aufrecht und ließ über die Annexion abstimmen — und das Manöver ging durch. Abgesehen davon, daß die Preußen aus sehr guten Gründen dergleichen revolutionäre Maßregeln verabscheuen — es ist noch nie vorgekommen, daß die Volksmasse irgendwo nach Annexion an Preußen verlangt hätte — wußte man nur zu gut, daß gerade hier die Bevölkerung einmüthiger an Frankreich hing, als die Nationalfranzosen selbst. Und so vollzog man den Gewaltstreich einfach kraft der Gewalt. Es war ein Stück Rache an der französischen Revolution; man riß eines der Stücke ab, die gerade durch die Revolution mit Frankreich in Eins geschweißt worden.

Militärisch hatte die Annexion allerdings einen Zweck. Durch Metz und Straßburg erhält Deutschland eine Vertheidigungsfront von ungeheurer Stärke. So lange Belgien und die Schweiz neutral, kann ein französischer Massenangriff nirgends anders ansetzen, als auf dem schmalen Strich zwischen Metz und den Vogesen; und dazu bilden Koblenz, Metz, Straßburg, Mainz das stärkste und größte Festungsviereck der Welt. Aber auch dies Festungsviereck, wie das österreichische in der Lombardei, liegt zur Hälfte in Feindesland und bildet dort

Zwingburgen zur Niederhaltung der Bevölkerung. Noch mehr: um es zu vervollständigen, mußte über das deutsche Sprachgebiet hinausgegriffen, mußte eine Viertelmillion Nationalfranzosen mit annektirt werden.

Der strategische große Vortheil ist also der einzige Punkt, der die Annexion entschuldigen kann. Aber steht dieser Gewinn in irgend welchem Verhältniß zu dem Schaden, den man sich dadurch anthat?

Für den großen moralischen Nachtheil, worin das junge Deutsche Reich sich setzte, indem es die brutale Gewalt offen und ungeheuchelt als sein Grundprinzip erklärte — dafür hat der preußische Junker keine Augen. Im Gegentheil, widerhaarige, gewaltsam im Zaum gehaltene Unterthanen sind ihm Bedürfniß; sie sind Beweise der vermehrten preußischen Macht; und im Grunde hat er nie andere gehabt. Aber wofür er verpflichtet war, Augen zu haben, das waren die politischen Folgen der Annexion. Und die lagen klar zu Tage. Noch ehe die Annexion rechtskräftig geworden, rief Marx sie laut in die Welt hinaus in einem Rundschreiben der Internationale: „Die Annexion von Elsaß und Lothringen macht Rußland zum Schiedsrichter Europas.“ Und von der Tribüne des Reichstags haben die Sozialdemokraten es oft genug wiederholt, so lange, bis die Wahrheit dieses Ausspruches endlich von Bismarck selbst in seiner Reichstagsrede vom 6. Februar 1888 anerkannt worden ist durch sein Winseln vor dem allmächtigen Zar, dem Gebieter über Krieg und Frieden.

Es war doch sonnenklar. Indem man von Frankreich zwei seiner fanatischpatriotischsten Provinzen abriß, trieb man es Jedem in die Arme, der ihm deren Rückgabe in Aussicht stellte, machte man sich Frankreich zum ewigen Feind. Bismarck allerdings, der in dieser Beziehung den deutschen Philister würdig und gewissenhaft repräsentirt, verlangt von den Franzosen, sie sollen nicht nur staatsrechtlich, sondern auch moralisch auf Elsaß-Lothringen verzichten, sie sollen sich noch ordentlich freuen, daß diese beiden Stücke des revolutionären Frankreichs „dem alten Vaterlande wiedergegeben sind“, von dem sie platterdings nichts wissen wollen. Das thun aber die Franzosen leider ebenso wenig, wie die Deutschen während der napoleonischen Kriege auf das linke Rheinufer moralisch verzichteten, trotzdem auch dieses damals sich keineswegs nach ihnen zurücksehnte. So lange die Elsässer und Lothringer nach Frankreich zurückverlangen, so lange wird und muß Frankreich nach ihrer Wiedererlangung streben und sich nach den Mitteln dazu umsehen, also unter anderen auch nach Bundesgenossen. Und der natürliche Bundesgenosse gegen Deutschland ist Rußland.

Wenn die beiden größten und stärksten Nationen des westlichen Kontinents sich gegenseitig durch Feindseligkeit neutralisiren, wenn sogar ein ewiger Zankapfel zwischen ihnen liegt und sie zum Kampfe gegeneinander hetzt, so hat den Vortheil davon — nur Rußland, dessen Hände dann um so freier sind; Rußland, das in seinen Eroberungsgelüsten von Deutschland um so weniger gehindert werden kann, je mehr es von Frankreich unbedingte Unterstützung erwarten darf. Und hat nicht Bismarck Frankreich in die Lage versetzt, daß es um Rußlands Allianz betteln, daß es Rußland Konstantinopel gern überlassen muß, wenn Rußland ihm nur seine verlorenen Provinzen zusagt? Und wenn trotzdem der Friede siebzehn Jahre erhalten worden, woher anders kommt das als daher, daß das in Frankreich und Rußland eingeführte Landwehrsystem mindestens sechzehn, ja nach neuester deutscher Verbesserung sogar fünfundzwanzig Jahre braucht, um die volle Zahl eingeübter Mannschafts-Jahrgänge zu liefern? Und nachdem die Annexion nun schon siebzehn Jahre lang das die ganze Politik Europas beherrschende Faktum gewesen, ist sie nicht in diesem Augenblick die Grundursache

der ganzen, den Welttheil mit Krieg bedrohenden Krise? Nehmt diese eine Thatsache weg, und der Friede ist gesichert!

Der Elsässer Bourgeois mit seinem oberdeutsch ausgesprochenen Französisch, dieser halbschlächtige Geck, der sich französischer geberdet als irgend ein Stockfranzose, der auf Goethe herabsieht und für Racine schwärmt, der dabei das böse Gewissen seiner geheimen Deutschheit doch nicht los wird und eben deshalb über alles Deutsche wegwerfend schwadroniren muß, so daß er nicht einmal zum Vermittler zwischen Deutschland und Frankreich taugt — dieser Elsässer Bourgeois ist allerdings ein verächtlicher Kerl, sei er nun Mülhauser Fabrikant oder Pariser Journalist. Aber wer hat ihn zu dem gemacht, was er ist, wer anders als die deutsche Geschichte der letzten dreihundert Jahre? Und waren nicht bis noch ganz vor Kurzem fast alle Deutschen im Ausland, namentlich die Kaufleute, echte Elsässer, die ihr Deutschthum verleugneten, die fremde Nationalität ihrer neuen Heimath sich mit einer wahren Selbstthierquälerei anquälten und dabei sich freiwillig mindestens ebenso lächerlich machten wie die Elsässer, die doch mehr oder weniger durch die Umstände dazu genöthigt sind? In England z. B. war die ganze, von 1815 bis 1840 eingewanderte deutsche Kaufmannschaft fast ausnahmslos verengländert, sprach auch unter sich fast nur englisch, und noch heute laufen, auf der Börse von Manchester z. B., diverse alte deutsche Philister herum, die ihr halbes Vermögen hingäben, könnten sie als volle Engländer passiren. Erst seit 1848 ist auch hierin ein Umschwung eingetreten, und seit 1870, wo sogar der Reservelieutenant nach England kommt und Berlin sein Kontingent herschickt, wird die ehemalige Kriecherei verdrängt durch eine preußische Hochnäsigkeit, die uns im Ausland nicht minder lächerlich macht.

Und ist etwa den Elsässern die Vereinigung mit Deutschland seit 1871 mundgerechter gemacht worden? Im Gegentheil. Man hat sie unter Diktatur gestellt, während nebenan, in Frankreich, die Republik herrschte. Man hat die pedantisch-zudringliche preußische Landrathswirthschaft bei ihnen eingeführt, gegen die die — gesetzlich streng geregelte — Einmischung der verrufenen französischen Präfektenwirthschaft golden ist. Man machte dem letzten Rest von Preßfreiheit, Versammlungs- und Vereinsrecht ein rasches Ende, man löste widerhaarige Stadträthe auf und setzte deutsche Bureaukraten als Bürgermeister ein. Dagegen aber schmeichelte man den „Notabeln“, d. h. den durchaus französirten Adeligen und Bourgeois, und schützte sie in ihrer Aussaugung der wenn auch nicht deutschgesinnten, aber doch deutschredenden Bauern und Arbeiter — die das einzige Element bildeten, an das ein Aussöhnungsversuch anknüpfen konnte. Und was hatte man davon? Daß im Februar 1887, als ganz Deutschland sich einschüchtern ließ und die Bismarck'sche Kartellmajorität in den Reichstag schickte, daß damals Elsaß-Lothringen lauter entschiedene Franzosen wählte und Jeden verwarf, der nur der leisesten deutschen Sympathien verdächtig war.

Wenn nun die Elsässer sind wie sie sind, haben wir ein Recht, uns darüber zu erbosen? Keineswegs. Ihr Widerwille gegen die Annexion ist eine geschichtliche Thatsache, die nicht heruntergerissen, sondern erklärt sein will. Und da müssen wir uns fragen: wie viele und wie kolossale geschichtliche Sünden mußte Deutschland begehen, bis diese Gesinnung im Elsaß möglich wurde? Und wie muß unser neues Deutsches Reich sich von außen her ausnehmen, wenn nach siebzehn Jahren des Wiederverdeutschungs-Versuchs die Elsässer uns einstimmig zurufen: verschont uns damit? Haben wir das Recht, uns einzubilden, daß zwei glückliche Feldzüge und siebzehn Jahre Bismarck'scher Diktatur genügen, um die sämmtlichen Wirkungen einer dreihundertjährigen schmachvollen Geschichte auszulöschen?

5. Des neuen Deutschen Reiches Ausbau und Gliederung.

Bismarck war am Ziel. Sein neues preußisch-deutsches Kaiserthum war in Versailles, im Prunksaal Ludwig XIV., öffentlich ausgerufen worden. Frankreich lag wehrlos zu seinen Füßen; das trotzige Paris, das er selbst nicht anzutasten gewagt, war von Thiers in den Aufstand der Kommune hineingehetzt und dann von den aus der Kriegsgefangenschaft zurückkehrenden Soldaten der exkaiserlichen Armee zu Boden geschlagen. Der europäische Gesammtphilister staunte Bismarck an, wie er in den fünfziger Jahren dessen Vorbild Louis Bonaparte angestaunt hatte. Deutschland war mit russischer Hilfe die erste Macht in Europa geworden, und alle Macht Deutschlands lag in den Händen des Diktators Bismarck. Jetzt kam es darauf an, was er mit dieser Macht anzufangen wisse. Hatte er bisher die Einheitspläne der Bourgeoisie, wenn auch nicht mit den Mitteln der Bourgeoisie, sondern mit bonapartistischen Mitteln durchgeführt, so war dies Thema jetzt so ziemlich erschöpft, so galt es jetzt, eigene Pläne zu machen, zu zeigen, welche Ideen sein eigener Kopf zu produziren fähig war. Und das mußte offenbar werden beim inneren Ausbau des neuen Reiches.

Die deutsche Gesellschaft setzt sich zusammen aus Großgrundbesitzern, Bauern, Bourgeois, Kleinbürgern und Arbeitern, die sich wiederum in drei Hauptklassen gruppiren.

Der größere Grundbesitz ist in den Händen einiger weniger Magnaten (namentlich in Schlesien) und einer großen Zahl mittlerer Grundeigenthümer, die in den altpreußischen Provinzen östlich der Elbe am dichtesten sitzen. Diese preußischen Junker sind es auch, die die ganze Klasse mehr oder weniger dominiren. Sie sind selbst Landwirthe, insofern sie ihre Güter großentheils durch Inspektoren bebauen lassen, und daneben sehr häufig Besitzer von Schnapsbrennereien und Rübenzuckerfabriken. Ihr Grundbesitz ist, wo es anging, als Majorat in der Familie festgelegt. Die jüngeren Söhne treten in die Armee oder den staatlichen Zivildienst, so daß sich an diesen grundbesitzenden Kleinadel ein noch kleinerer Offiziers- und Beamtenadel hängt, der obendrein noch durch die starke Adelsfabrikation unter den bürgerlichen höheren Offizieren und Beamten Zuwachs erhält. An der unteren Grenze dieser ganzen adeligen Sippschaft bildet sich naturgemäß ein zahlreicher Schmarotzeradel, ein adeliges Lumpenproletariat, das vom Schuldenmachen, zweifelhaftem Spiel, Zudringlichkeit, Bettel und politischer Spionage lebt. Die Gesammtheit dieser Gesellschaft bildet das preußische Junkerthum und ist eine der Hauptstützen des altpreußischen Staats. Aber der grundbesitzende Kern dieses Junkerthums steht selbst auf gar schwachen Füßen. Die Pflicht, standesgemäß zu leben, wird täglich kostspieliger; die Unterstützung der jüngeren Söhne bis durch das Lieutenants- und Assessorsstadium, die Unterbringung der Töchter im Ehestand, alles das kostet Geld; und da das alles Pflichten sind, vor deren Erfüllung alle anderen Rücksichten schweigen müssen, ist es kein Wunder, daß die Einkünfte nicht reichen, daß Wechsel unterschrieben oder gar Hypotheken aufgenommen werden. Kurzum, die ganze Junkerschaft steht immerdar am Rand des Abgrunds; jeder Unfall, sei es Krieg, Mißernte oder Handelskrise, droht sie hineinzustürzen; und so ist es kein Wunder, daß sie seit reichlich hundert Jahren nur durch Staatshilfe aller Art vom Untergang gerettet worden ist, und in Wirklichkeit nur durch Staatshilfe fortbesteht. Diese nur künstlich erhaltene Klasse ist dem Untergang geweiht; keine Staatshilfe kann sie auf die Dauer am Leben erhalten. Aber mit ihr verschwindet auch der alte preußische Staat.

Der Bauer ist politisch ein wenig aktives Element. Soweit er selbst Eigenthümer, verkommt er mehr und mehr durch die ungünstigen Produktionsbedingungen des, der alten gemeinen Mark oder Gemeinweide — ohne die für ihn kein Viehstand möglich — beraubten Parzellenbauern. Soweit er Pächter, steht's noch schlimmer um ihn. Der kleinbäuerliche Betrieb setzt vorwiegend Naturalwirthschaft voraus, an der Geldwirthschaft geht er zu Grunde. Daher steigende Verschuldung, massenweise Expropriation durch den Hypothekargläubiger, Zuflucht zur Hausindustrie, um nur nicht ganz von der Scholle vertrieben zu werden. Politisch ist die Bauernschaft meist indifferent oder reaktionär: am Rhein aus altem Preußenhaß ultramontan, in anderen Gegenden partikularistisch oder protestantisch-konservativ. Das religiöse Gefühl dient bei dieser Klasse noch als Ausdruck gesellschaftlicher oder politischer Interessen.

Die Bourgeoisie haben wir bereits behandelt. Sie war seit 1848 in einem unerhörten ökonomischen Aufschwung begriffen. An der kolossalen Ausdehnung der Industrie nach der Handelskrise von 1847, bedingt durch die in diese Periode fallende Herstellung einer ozeanischen Dampfschiffahrt, durch die enorme Ausdehnung der Eisenbahnen und durch die Goldschätze Kaliforniens und Australiens, hatte Deutschland wachsenden Antheil genommen. Gerade ihr Drang nach Beseitigung der kleinstaatlichen Verkehrshindernisse und nach ebenbürtiger Weltmarktsstellung neben ihren auswärtigen Konkurrenten hatte Bismarcks Revolution in Bewegung gesetzt. Jetzt, wo die französischen Milliarden Deutschland überflutheten, eröffnete sich für die Bourgeoisie eine neue Periode fieberhafter Erwerbsthätigkeit, in der sie sich zum erstenmal als große Industrienation bewies durch einen national-deutschen Krach. Sie war damals schon ökonomisch die mächtigste Klasse der Bevölkerung; ihren ökonomischen Interessen mußte der Staat gehorchen; die Revolution von 1848 hatte den Staat in die äußere konstitutionelle Form übergeführt, worin sie auch politisch herrschen und ihre Herrschaft ausbilden konnte. Trotzdem war sie noch weit entfernt von der wirklichen politischen Herrschaft. Im Konflikt war sie gegen Bismarck nicht siegreich gewesen; die Beseitigung des Konflikts durch die Revolutionirung Deutschlands von oben hatte ihr des Ferneren beigebracht, daß die Exekutivgewalt einstweilen noch von ihr höchstens in sehr indirekter Weise abhängig sei, daß sie weder Minister absetzen noch aufdringen, noch über die Armee verfügen könne. Dabei war sie feig und schlaff gegenüber einer energischen Exekutivgewalt, aber das waren die Junker auch, und sie hatte mehr Entschuldigung als diese durch ihren direkten ökonomischen Gegensatz zur revolutionären industriellen Arbeiterklasse. Aber sicher war, daß sie das Junkerthum allmälig ökonomisch vernichten mußte, daß sie von allen besitzenden Klassen die einzige war, die noch Aussicht auf eine Zukunft besaß.

Das Kleinbürgerthum bestand erstens aus Resten des mittelalterlichen Handwerks, die in dem lange zurückgebliebenen Deutschland massenhafter vertreten waren als im übrigen Westeuropa, zweitens aus heruntergekommenen Bourgeois, drittens aus bis zum Kleinhandel emporgekommenen Elementen der besitzlosen Bevölkerung. Mit der Ausdehnung der großen Industrie verlor die Existenz der gesammten Kleinbürgerschaft den letzten Rest von Stabilität; Erwerbswechsel und periodischer Bankerott wurden die Regel. Diese früher so stabile Klasse, die die Kerntruppe des deutschen Philisteriums gewesen, sank aus der früheren Zufriedenheit, Zahmheit, Knechts- und Gottseligkeit und Ehrbarkeit hinab in wüste Zerfahrenheit und Mißvergnügen mit dem ihr von Gott beschiedenen Geschick. Die Reste des Handwerks schrien nach Wiederherstellung der Zunftprivilegien, von den anderen wurde ein Theil sanft demokratisch-fortschrittlich, ein anderer näherte

sich sogar der Sozialdemokratie und schloß sich stellenweise direkt der Arbeiterbewegung an.

Endlich die Arbeiter. Von den ländlichen Arbeitern lebten wenigstens die des Ostens noch immer in einer halben Leibeigenschaft und waren nicht zurechnungsfähig. Dagegen hatte unter den städtischen Arbeitern die Sozialdemokratie reißende Fortschritte gemacht und wuchs in dem Maß, wie die große Industrie die Volksmassen proletarisirte und damit den Klassengegensatz zwischen Kapitalisten und Arbeitern auf die Spitze trieb. Waren auch die sozialdemokratischen Arbeiter einstweilen noch in zwei sich bekämpfende Parteien gespalten, so war doch seit dem Erscheinen von Marx' „Kapital" der prinzipielle Gegensatz zwischen beiden so gut wie verschwunden. Der Lassalleanismus strikter Observanz, mit der ausschließlichen Forderung von „Produktionsgenossenschaften mit Staatshilfe" schlief allmälig ein, und erwies sich mehr und mehr ungeeignet, den Kern einer bonapartistisch-staatssozialistischen Arbeiterpartei abzugeben. Was einzelne Führer in dieser Beziehung verbrochen, wurde von dem gesunden Sinn der Massen wieder gut gemacht. Die Einigung der beiden sozialdemokratischen Richtungen, fast nur noch durch Personenfragen hintangehalten, war in naher Zukunft sicher. Aber schon während der Spaltung und trotz der Spaltung war die Bewegung mächtig genug, um der industriellen Bourgeoisie Schrecken einzujagen und sie in ihrem Kampf gegen die noch von ihr unabhängige Regierung zu lähmen; wie denn die deutsche Bourgeoisie überhaupt seit 1848 das rothe Gespenst nicht wieder los wurde.

Diese Klassengliederung lag der Parteigliederung im Parlament und den Landtagen zu Grunde. Großgrundbesitz und ein Theil der Bauernschaft bildeten die Masse der Konservativen; die industrielle Bourgeoisie lieferte den rechten Flügel des bürgerlichen Liberalismus: die Nationalliberalen, während der linke Flügel — die abgeschwächte demokratische oder sogenannte Fortschrittspartei — von den Kleinbürgern, unterstützt von einem Theil der Bourgeoisie wie der Arbeiter, gestellt wurde. Die Arbeiter endlich hatten ihre selbständige Partei, zu der auch Kleinbürger gehörten, in der Sozialdemokratie.

Ein Mann in Bismarcks Stellung und mit Bismarcks Vergangenheit mußte sich bei einiger Einsicht in die Sachlage sagen, daß die Junker, wie sie waren, keine lebensfähige Klasse bildeten, daß von allen besitzenden Klassen nur die Bourgeoisie eine Zukunft beanspruchen konnte, und daß daher (abgesehen von der Arbeiterklasse, deren geschichtliche Sendung zu begreifen wir ihm nicht zumuthen wollen) sein neues Reich um so sichereren Bestand versprach, je mehr er es allmälig auf den Uebergang in einen modernen Bourgeoisstaat vorbereitete. Muthen wir ihm nichts zu, was ihm unter den Umständen unmöglich war. Ein sofortiger Uebergang zur parlamentarischen Regierung, mit der entscheidenden Macht im Reichstag (wie im englischen Unterhaus) war weder möglich noch selbst augenblicklich rathsam; die Diktatur Bismarcks in parlamentarischen Formen mußte ihm selbst als zunächst noch nothwendig erscheinen; wir nehmen ihm keineswegs übel, daß er sie zunächst bestehen ließ, wir fragen blos, wozu sie zu gebrauchen war. Und da kann schwerlich ein Zweifel sein, daß die Anbahnung eines der englischen Verfassung entsprechenden Zustandes der einzige Weg war, auf dem sich Aussicht bot, dem neuen Reich eine feste Grundlage und eine ruhige innere Entwicklung zu sichern. Indem man den größeren, ohnehin unrettbaren Theil seiner Junkerschaft dem bevorstehenden Untergang überließ, schien es immer noch möglich, aus dem Rest und aus neuen Elementen eine Klasse unabhängiger Großgrundbesitzer sich aufbauen zu lassen, die selbst nur die ornamentale Spitze der Bourgeoisie war; eine Klasse, der die Bourgeoisie, selbst im Vollgenuß ihrer

Macht, die staatliche Repräsentation und damit die fettesten Posten und sehr großen Einfluß überlassen mußte. Indem man der Bourgeoisie die politischen Konzessionen, die ihr auf die Dauer doch nicht vorenthalten werden konnten (so mußte man wenigstens vom Standpunkt der besitzenden Klassen urtheilen), indem man ihr diese Konzessionen allmälig und selbst in kleinen und seltenen Dosen zukommen ließ, leitete man das neue Reich wenigstens auf die Bahn, worin es den übrigen, ihm politisch weit vorausgeeilten Staaten Westeuropas nachkommen konnte, wo es endlich die letzten Reste des Feudalismus wie der die Bureaukratie noch stark beherrschenden Philistertradition abschüttelte, und machte es vor allen Dingen fähig, auf eigenen Füßen zu stehen an dem Tage, wo seine keineswegs jugendlichen Gründer das Zeitliche segnen würden.

Dabei war das gar nicht einmal schwer. Weder Junker noch Bourgeois hatten auch nur durchschnittliche Energie. Die Junker hatten das seit sechzig Jahren bewiesen, wo der Staat fortwährend ihr eigenes Beste durchführte gegen die Opposition dieser Donquixoten. Die Bourgeoisie, ebenfalls durch lange Vorgeschichte geschmeidig gemacht, hatte den Konflikt noch schwer in den Knochen liegen; seitdem brachen Bismarcks Erfolge ihre Widerstandskraft noch mehr und den Rest that die Furcht vor der drohend anwachsenden Arbeiterbewegung. Unter solchen Umständen konnte es dem Manne, der die nationalen Wünsche der Bourgeoisie verwirklicht hatte, nicht schwer werden, in der Verwirklichung ihrer im Ganzen schon sehr bescheidenen politischen Wünsche jedes ihm beliebige Tempo einzuhalten. Nur mußte er sich über das Ziel klar sein.

Vom Standpunkt der besitzenden Klassen aus war dies das einzig Rationelle. Vom Standpunkt der Arbeiterklasse aus zeigt es sich freilich, daß es schon zu spät war zur Errichtung einer dauernden Bourgeoisherrschaft. Die große Industrie, und mit ihr Bourgeoisie und Proletariat, bildeten sich in Deutschland aus zu einer Zeit, wo fast gleichzeitig mit der Bourgeoisie das Proletariat die politische Bühne selbständig betreten konnte, wo also der Kampf beider Klassen schon beginnt, ehe die Bourgeoisie sich die ausschließliche oder vorwiegende politische Macht erobert hat. Aber wenn es auch für eine ruhige und festbegründete Herrschaft der Bourgeoisie in Deutschland zu spät ist, so war es immer noch im Jahr 1870 die beste Politik, im Interesse der besitzenden Klassen überhaupt, auf diese Bourgeoisherrschaft loszusteuern. Denn dadurch allein war es möglich, die massenhaften Ueberreste aus der Zeit des verfaulenden Feudalismus zu beseitigen, die in Gesetzgebung und Verwaltung fortwucherten; nur so war es möglich, die gesammten Resultate der großen französischen Revolution allmälig in Deutschland heimisch zu machen, kurz, Deutschland den riesenlangen alten Zopf abzuschneiden und es bewußt und endgiltig auf die Bahn der modernen Entwicklung zu leiten, seine politischen Zustände seinen industriellen Zuständen anzupassen. Kam dann schließlich der unvermeidliche Kampf zwischen Bourgeoisie und Proletariat, so vollzog er sich mindestens unter normalen Umständen, wo Jeder sehen konnte, um was es sich handelte, und nicht in einer Verwirrung, Unklarheit, Interessendurchkreuzung und Rathlosigkeit, wie wir sie 1848 in Deutschland gesehen. Nur mit dem Unterschied, daß diesmal die Rathlosigkeit ausschließlich auf Seiten der Besitzenden sein wird; die Arbeiterklasse weiß, was sie will.

Wie die Dinge 1871 in Deutschland lagen, war ein Mann wie Bismarck in der That auf eine zwischen den verschiedenen Klassen lavirende Politik angewiesen. Und soweit ist ihm nichts vorzuwerfen. Es kommt nur darauf an, auf welches Ziel diese Politik gerichtet war. Ging sie, einerlei in welchem Tempo, aber bewußt und resolut auf die schließliche Bourgeoisherrschaft los, so war sie

im Einklang mit der geschichtlichen Entwicklung, soweit sie dies vom Standpunkt der besitzenden Klassen überhaupt sein konnte. Ging sie los auf die Erhaltung des altpreußischen Staats, auf die allmälige Verpreußung Deutschlands, so war sie reaktionär und zum schließlichen Scheitern verdammt. Ging sie los auf die bloße Erhaltung der Herrschaft Bismarcks, so war sie bonapartistisch und mußte enden wie aller Bonapartismus. (Fortsetzung folgt.)

Der Weltmarkt und die Agrarkrisis.

Von Parvus.

(Fortsetzung.)

9. Der Junker Glück und Elend.

B. Die Schwindelblüthen.

Daß kein Glück ohne Schatten, haben auch die preußischen Junker erfahren müssen. Das halbe Jahrhundert aufsteigender Entwicklung der kapitalistischen Landwirthschaft in Preußen hatte selbstverständlich seine Störungen. Solche ergaben sich vor allem als Nachwirkungen der industriellen Krisen. Derart war z. B. für Preußen die landwirthschaftliche Krise im Ausgange der vierziger und zu Beginn der fünfziger Jahre. Dasselbe England, das den Junkern die Prosperität gebracht hat, kehrte ihnen plötzlich diese Schattenseite der kapitalistischen Herrlichkeit zu. Die Getreidepreise sanken in Preußen, weil die englischen Fabrikanten schlechte Geschäfte machten.[1] Doch wurde dies schnell überwunden. Mit der Entdeckung der kalifornischen Goldminen begann eine neue Aera der Entwicklung des Weltmarkts. Die Industrie entwickelte sich schnell, und zwar nicht nur in England, sondern neben diesem in erster Linie in Frankreich und Deutschland.[2] Die Junker profitirten also von dem steigenden Getreidebedarf Englands, sowie auch von dem in Folge der Entwicklung der Industrie mächtig anwachsenden inländischen Marktbedarf an landwirthschaftlichen Produkten.

Wir haben schon mehrmals auf die Charakterähnlichkeit zwischen Börse und kapitalistischem Grundeigenthum verwiesen. Zu Zeiten der Prosperität zeigt sich das in der Güterspekulation nebst ihrer Begleiterscheinung, dem Hypothekenschwindel.

Die Güterspekulation entwickelt einen schier unerschöpflichen Reichthum von Modalitäten und Zwitterbildungen. Ihre reinste Form ist, daß man Güter kauft nur zu dem Zwecke, um sie wieder zu verkaufen. Für einen solchen Käufer ist der landwirthschaftliche Betrieb Nebensache. Er wartet nur, bis die Bodenpreise bedeutend gestiegen sind, und schlägt dann sein Grundstück los, um ein neues zu kaufen. Das ist also die vollkommen börsenmäßige Haussespekulation.

Kauf und Verkauf von Grundbesitz wird aber überhaupt zu einer häufigen, selbstverständlichen Erscheinung, genau wie der Handel mit Werthpapieren. Reiche

---

[1] „Es ist bekannt, daß kein europäisches Land so unmittelbar, in solchem Umfange und mit solcher Intensität von den Wirkungen der englischen Krisen getroffen wird, als Deutschland. Der Grund ist einfach: Deutschland bildet den größten kontinentalen Absatzmarkt für England, und die deutschen Hauptexportartikel: Wolle und Getreide finden in England ihr bei Weitem entscheidendes debouché (ihren Absatz)." Karl Marx in der Revue der „Neuen Rheinischen Zeitung", Heft 4, 1850. Wir haben an anderer Stelle darauf hingewiesen, wie sich seitdem das Handelsverhältniß zwischen England und Deutschland geändert hat.

[2] Die bereits erwähnte „Neue Rheinische Zeitung" von 1850 giebt eine höchst interessante Beleuchtung dieser Zusammenhänge.

Grundbesitzer machen sich aus dem Güterschacher einen Sport, wie aus dem Pferdehandel. Der Grundsatz wird aufgestellt: „Keine Gelegenheit vorbeigehen lassen, um Land zu kaufen!“ Es wird eben darauf spekulirt, daß, wenn das Grundstück auch augenblicklich keinen Nutzen über den Kapitalzins abwerfen sollte, so wird man doch nachher an dem gestiegenen Bodenwerth sicher profitiren. Auch städtisches Kapital strömt unter solchen Verhältnissen dem Lande zu, um in Grundbesitz angelegt zu werden.

Erleichtert, ja zum Theil erst ermöglicht wird dieser rege Güterverkehr durch das Hypothekarwesen. Die Hypothek giebt die Möglichkeit, bei geringer Anzahlung Land zu kaufen. Die Analogie mit dem Börsengeschäft drängt sich wieder von selbst auf. Durch die Hypothek wird die Zahl der Güterumsätze und ihr Umfang ungemein vermehrt. Wird der Grundbesitz mit 80 Prozent beliehen, so kann man mit derselben Geldsumme fünfmal so viel Land als bei voller Anzahlung kaufen, oder auch man kann schon mit einem Fünftel der sonst nöthigen Geldsumme Land erwerben. In Verbindung mit der bereits geschilderten Güterspekulation bildet sich auf dieser Grundlage eine Art Differenzgeschäft in Grundstücken heraus.

Damit nicht genug! Es werden Hypotheken auf Grundstücke aufgenommen nur zu dem Zweck, um mit dem Erlös neue Grundstücke zu erwerben, die selbstverständlich ebenfalls hypothekarisch belastet werden. Bei Erbtheilungen werden entsprechend hohe Hypotheken aufgelegt, und der ausscheidende Erbe kauft mit dem ihm ausgezahlten Kapital Land, das gleichfalls Hypotheken zu tragen hat. Hypotheken werden ferner aufgenommen, um landwirthschaftliche Nebengewerbe, als: Schnapsbrennereien, Zuckerfabriken 2c. zu betreiben, um industrielle Unternehmungen zu gründen, um sich an Eisenbahnaktien, Staatsanleihen und dergleichen mehr zu betheiligen, auch um das Geld zu Wucherzinsen Kleinbauern und Anderen auszuleihen. Hypotheken werden schließlich aufgenommen — einfach weil sie so leicht aufgenommen werden können: das Geld wird empfangen, und nachher sieht man sich um, wohin man es hineinsteckt. In dieser Form wird die Operation zu purem Schwindel. Sie wurde deswegen von den Junkern nicht weniger oft durchgeführt.

Auf diese Zustände werfen die von Rodbertus mitgetheilten amtlichen Ermittlungen über die Besitzveränderungen der Rittergüter ein klares Licht. Rodbertus faßt das Resultat dieser statistischen Nachforschung folgendermaßen zusammen:

„Es geht aus den Ermittlungen hervor, daß auf 11 771 Rittergüter der Provinzen Preußen, Pommern — mit Ausnahme von Neuvorpommern —, Posen, Schlesien, den Marken, Sachsen und Westfalen während der dreißigjährigen Periode von 1835 bis 1864 23 654 Besitzveränderungen kommen. Darunter sind nur 7903 Erbfälle, 14 404 freiwillige, 1347 nothwendige Verkäufe. Jedes Gut hat also durchschnittlich zweimal den Besitzer gewechselt. Von der Gesammtzahl dieser Besitzveränderungen kommen, wie man sieht, 34,7 Prozent auf Erbfälle, 60,2 Prozent auf freiwillige Verkäufe, 5,1 Prozent auf Subhastationen. Von der Gesammtzahl dieser Güter wurden in dieser Zeit 67,1 Prozent vererbt, 122,3 Prozent freiwillig und 11,4 Prozent zwangsweise verkauft. Durchschnittlich sind also ungefähr zwei Drittheile aller Rittergüter einmal während dieser Zeit vererbt worden. Dagegen ist die Zahl der Verkäufe bedeutend größer, als die Zahl der Rittergüter. Im Durchschnitt haben alle Rittergüter während dieser Zeit nicht blos einem einmaligen, sondern ein Drittheil derselben einem zwei-

naligen Verkauf unterlegen.... Scheidet man den dreißigjährigen Zeitraum von 1835 bis 1864 in drei Dezennien, so sind im ersten Dezennium von 1835 bis 1844, in welchem die Werthsteigerung der Güter begann und gegen den Ausgang desselben verhältnißmäßig am größten war, auch die meisten freiwilligen Verkäufe vorgekommen, nämlich 4976; im folgenden Dezennium fällt diese Zahl auf 4694; im letzten steigt sie wieder auf 4734. Die Zahl der nothwendigen Verkäufe hat indessen stetig abgenommen."[1]

„Diese ungeheure Anzahl von Besitzveränderungen, namentlich von freiwilligen Verkäufen", meint Rodbertus im Anschluß daran, „muß außerordentlich viel zur Verschuldung unseres Grundbesitzes beigetragen haben." Die Statistik der Hypothekenbewegung bietet auch ein vorzügliches Pendantstück zu den mitgetheilten Besitzveränderungen.

Für eine bedeutende Anzahl größerer Güter in Preußen wurde ihre Verschuldung nebst dem Bodenwerth für 1837, 1847 und 1857 amtlich ermittelt. Folgendes ist das allgemeine Ergebniß:[2]

Im Jahre	Der verlautbarte Bodenwerth	Die Schuldenbelastung	Die Schulden betragen Prozent des Werthes
	Thaler	Thaler	
1837 . .	6 895 772	5 498 284	80
1847 . .	10 144 654	8 787 280	84
1857 . .	13 737 029	11 076 974	80

Der Bodenwerth ist während zwanzig Jahren fast um 100 Prozent gestiegen, ein Zeichen gewaltig wachsender Prosperität, und gleichen Schritt damit hält auch die Verschuldung. 1847, als die Steigerung des Bodenpreises relativ am größten war, da war auch die Verschuldung relativ, d. h. im Verhältniß zum Bodenwerth, am größten. Der Zusammenhang ist so offenkundig, daß man, wo andere Angaben fehlen, aus der Steigerung der Hypothekarverschuldung, weit entfernt, darin ein Zeichen des Niedergangs zu sehen, vielmehr mit ziemlicher Sicherheit auf eine Steigerung der Bodenpreise, folglich eine aufsteigende Bewegung der kapitalistischen Landwirthschaft schließen kann.

Die Junker verfuhren genau wie der Bankier, der die gekauften Werthpapiere verpfändet, um neue zu kaufen. Nur daß die Junker gar nicht einmal ein anfängliches Kapital brauchten, um ihre Spekulation zu betreiben. Der Bodenpreis stieg von selbst, und damit ergab sich die Möglichkeit, immer höhere Hypotheken aufzunehmen.

Diese Schwindelperiode des junkerlichen Grundbesitzes, die innig verbunden ist mit dem Aufschwung der kapitalistischen Landwirthschaft, ist von Dr. Karl Fraas treffend und ergötzlich geschildert worden. Zu bemerken ist, daß seine im Jahre 1866 erschienene Schrift über die „Ackerbaukrisen" selbstverständlich diese Entwicklung retrospektiv (zurückschauend) betrachtet, vom Standpunkt der bereits eingetretenen Krise der sechziger Jahre aus, die er dabei für ein Musterbild kapitalistischer Agrarkrise hält, obwohl sie sich

[1] Rodbertus: „Zur Erklärung und Abhilfe der heutigen Kreditnoth der Grundbesitzer." 1868.

[2] Wir zitiren nach Meitzen, Band III, S. 110. Auch Rodbertus benutzt diese Angaben in seiner erwähnten Schrift über die Kreditnoth.

in Wahrheit zu dieser nur so verhält, wie etwa ein Börsenkrach zu einer industriellen Krisis.

„Analog den Kennzeichen des Herannahens von Produktions- und schließlich von Handelskriesen überhaupt künden sich die Ackerbaukrisen durch Erscheinungen an, die wir alle jüngst erlebt haben, — durch Kühnheit im Güterkauf zu enormen Preisen — ebenso in der Schätzung bei Gutsübernahmen in Theilungsfällen u. s. w.; durch Inanspruchnahme des landwirthschaftlichen Kredits zur größten erreichbaren Höhe und bei hohen Zinsen; durch leichtsinniges Eingehen der Darleiher auf eine große Quote des Schätzungswerthes als Hypothekenobjekt; durch Steigen des Luxus der Ackerbaubevölkerung, häufiges Feilbieten aller Liegenschaften durch die luxuriösen Besitzer; Drängen zu neuen Betriebszweigen, insbesondere zu technischen Nebengewerben."

K. Fraas giebt weiter an — wir erinnern wieder daran, daß er die allgemeinen Bedingungen der Agrarkrise zu schildern glaubt, währenddem er blos die Symptome des kapitalistischen Aufschwungs der Landwirthschaft nebst dem ihn begleitenden Schwindel zeichnet:

„Ein enormes Steigen der Güterpreise. . . . . In den Zeiten des starken Friedens und bei einer kräftig aufblühenden Industrie, welche das Getreide zu sehr annehmbaren Preisen kaufen macht, steigt die Bodenrente und mit ihr die Folgen dieses Steigens.

„Oede Landstrecken werden ohne alle Rücksicht, ob auch das nöthige Betriebskapital in Zugvieh, Dünger und Geräthe u. s. w. vorhanden sei, gerodet und der Bestellung mit leicht und gut verkäuflichen Produkten, zunächst Getreide unterworfen.

„Während in anderen Zeiten Belehrung, Prämien, Kulturmandate und Aehnliches ganz vergeblich oder mit den schwächsten Erfolgen die Kultur öder Grunde anregen, geht dies jetzt mit erstaunlichem Eifer vorwärts. Selbst die Großbegüterten lassen sich jetzt Gemeindetheilungen gern gefallen, und die Kleinbegüterten stellen sie geradezu als Existenzbedingung hin.

„Diesen Neubrüchen stellen sich Entwässerungen von Mooren und Sümpfen zur Seite, indem man das trocken gelegte Land ohne Rücksicht auf Betriebskapital und Nachhaltigkeit zum Getreidebau umbricht.

„Wellenförmig bewegen sich die Preise von Grund und Boden von denjenigen Gegenden anfangend, deren Bevölkerung dicht, deren Industrie hochentwickelt ist, gegen jene Länder zu, wo das Gegentheil stattfindet, wenn auch ihr Ackerland noch so fruchtbar und das Klima noch so günstig ist. Solange politische Erscheinungen oder die Kommunikation nicht störend eintreten, geht dieser Wellenschlag ziemlich regelmäßig in Europa von Westen nach Osten, und jede Welle wird nur immer niedriger, je weiter sie vordringt, bis sie in den Steppen Südrußlands und Sibiriens in das spiegelglatte Meer der Weidewirthschaft verfließt.

„Die Preise von Grund und Boden sinken in eben diesem Maße. Da aber, wo alle Produktionen lebhaft, Kapitale wohlfeil und Arbeit mit aller technischen Beihilfe zu enormen Leistungen leicht zu haben ist, da steigt der Bodenwerth nun am höchsten, und es ist ein ganz besonderes Kennzeichen, daß nunmehr selbst das in der Industrie groß gewordene Kapital seine Brutstätte verläßt, um eine sichere Ruhestätte im „Lande der Väter", in Grund und Boden zu suchen.

„Wir sehen jetzt den Industriellen, den Fabrikanten, den Bankier selbst und den Börsenmann an den Güterkauf gehen, und obwohl sie über die zu erwartenden geringen Zinsen (weil der Bodenpreis hoch) sich durchaus nicht

täuschen, ja selbst ihre gleichsam agrikole Einfalt belächeln, so erwerben sie doch ausgedehnte Liegenschaften — der Sicherheit wegen (bezw. um von der steigenden Grundrente zu profitiren!) . . . .

„Es ist die Zeit, in welcher der gute Geschmack und die Kunst selbst an den Wirthschaftshof treten, und die Villa des Römers, der Hain des Hellenen, der Rosengarten des Arabers, das Landhaus selbst mit Park, Wasserfall und Grasplatz die Stelle des alten Schlosses des Grundherrn mit Wildgehegen und finsteren Forsten einnimmt. In ihrem Gefolge rückt auch der landwirthschaftliche Fortschritt in kostbaren Maschinen, edlen Thierrassen, zweckmäßigen Oekonomiegebäuden, endlich auch glänzend aufgestellten landwirthschaftlichen Bibliotheken ein, alles mit den Zinsen der Industrie, den Dividenden der Aktienunternehmungen, Indianstocks, und die altbackene, praktische Landwirthschaft wendet kopfschüttelnd und mit Verwunderung das Haupt von diesen ihren Unmöglichkeiten, während der neue ‚Grundherr' nicht übel Lust hat, an junkerliche Manieren anzuknüpfen und ein Stück Schloßleben in feudaler Ungebundenheit zu durchleben.

„Auch von den alten Gelüsten regt sich's manchmal noch im nunmehr auch ‚gefestigten' Grundbesitz, und Güter werden gekauft, zertrümmert und wieder verkauft. . . . Und wenn der Friede fortdauert und die Stocks ihre Eier, die Aktien ihre Dividenden legen, so mehrt sich dieser angenehme Luxus des freien Güterverkehrs, der Industrie und des Handels endlos fort, bis die Krisis kommt."

Hinzuzufügen ist, daß nicht nur der „neue Grundherr" spekulirt, sondern auch der „hausbackene, praktische Landwirth" mit dem Erlös aufgenommener Hypotheken „Indianstocks" kauft, Brennereien gründet und mit Grundstücken schachert.

Ueber das Verhalten des Grundbesitzes zum Kleinbetrieb äußert sich Dr. K. Fraas, wider seinen Willen der Pindar jener junkerlichen Herrlichkeit, folgendermaßen:

„Wer greift meine Freiheit an? ‚Du fügst', sagt der kapitalreiche große Grundbesitz zum kleinen, ‚vergeblich ein neues, gewölbtes Streichbrett an deinen knarrenden Landpflug, festigest das Stirnblatt statt des Doppeljochs an die Kuh, welche den Ochsen vertrieb, nachdem dieser längst selbst dem Pferde die Hufe ausgetreten hatte, ich pflüge, fahre und dresche mit Lokomobile und Dampf, ich koche damit Würzen und Maischen, schneide in wenigen Stunden so viel Futter, als du am ächzenden Häckselstuhl in vielen Tagen. Magst du auch die alte Branntweinblase scheuern und den Helm fegen, graue Kartoffelstärke im engen Bottich bereiten, Handkäse bretterweise aufstapeln und buttern, bis dir der Athem ausgeht, du holst meinen Spritapparat mit Dampfbrennerei, meine Maschinenziegelei oder Stärkefabrik, meine Kunstdüngerverwendung und Wiesenbauten, meine Käserei und meine Molkerei mit der Schlempefütterung doch nicht mehr ein. Verkaufe deine ‚Hütte', deine ‚Baracke', dein ‚Schnapsgütchen' und verwende deine Arbeitskraft besser in der Stadt oder auch bei mir, vielleicht in Australien oder auf den Mosquitos oder wo der Pfeffer — — kurz überall, wo du mehr erhältst als bei deiner jetzigen Hantirung.'"

Heutzutage schlagen freilich die Junker ganz andere Noten an. Da ist die Rede von „geflickten Strohdächern" und vom Bauern, nur noch vom Bauern! Heute geben die Junker vor, keine größere Sorge zu haben, als die „Hütte", die „Baracke", das „Schnapsgütchen" ja nur aufrecht zu erhalten! Darum ist es gut, an jene Zeiten zu erinnern, wo noch der junkerliche Uebermuth frei, ohne Rücksichten auf Liebesgaben, Zölle und Prämien, sich äußern durfte.

Die Agrarkrise der sechziger Jahre war nicht, wie Dr. K. Fraas anzunehmen scheint, einfach Produkt der Spekulation, sondern sie war die Folge

einer allgemeinen Finanzstockung, was Rodbertus bereits damals herausgefunden hat.[1] Es war eine „Hypothekennoth", die Schwierigkeit, Hypotheken aufzunehmen, nebst der komplementären Erscheinung, daß die Hypothekengläubiger kündigten, weil sie für ihr Kapital vortheilhaftere Verwendungen fanden. Es trat eine Theuerung des Kredits ein resp. eine „Kreditnoth".

Die Ursache dieser Finanzstockung waren keineswegs blos die großen amerikanischen Anleihen. Vielmehr war Deutschland damals schon ziemlich mitten in jener Periode der treibhausmäßigen Entwicklung seiner Industrie, welche nachher den deutsch-französischen Krieg und die deutsche Einheit mitbedingte und in den großartigen Spekulationen der siebziger Jahre ihren kapitalistisch würdigen Abschluß fand.

Es wurden in Preußen Aktiengesellschaften gegründet:

Bezeichnung der Unternehmungen	1826 bis 1850 (25 Jahre)		1851 bis 1870 (erste Hälfte) (19½ Jahre)	
	Zahl	Kapital	Zahl	Kapital
		Millionen Mark		Millionen Mark
Aktiengesellschaften überhaupt	102	638,0	295	2405,0
Darunter Banken	3	18,6	20	94,6

Man sieht, wie rapid sich seit den fünfziger Jahren die Gründerthätigkeit entwickelt hat. Gegenüber den großen Kapitalmassen, welche die sich rasch aufschwingende industrielle Thätigkeit bedurfte, fand aber, wie die Uebersicht zeigt, eine nur mäßige Entwicklung des Bankwesens statt. Darum stieg der Zinsfuß. Der Diskontosatz der preußischen Bank betrug von 1847 bis inkl. 1855: 4 bis 4,3 Prozent, 1856: 4,9 Prozent, 1857: 5,7 Prozent,[2] dann 1858 bis 1862 wieder 4,2 bis 4,3 Prozent, 1863 aber 5 Prozent, 1864: 5,3 Prozent, 1865: 4,9 Prozent, 1866: 6,2 Prozent! Zugleich erreichte die Dividende der preußischen Bank während der Jahre 1864, 1865, 1866 die unerhörte Höhe von 10,1 bis 10,9 Prozent!

Welche Folgen das zeitigte, ist bei Rodbertus nachzulesen. Die Hypothekengläubiger kündigten. Weil der Zinsfuß stieg, so fielen die Bodenpreise. Die Hypotheken verloren ihre Sicherheit. Neue Hypotheken waren nur in einem geringeren Betrag und zu stark erhöhten Zinsen aufzunehmen. So traten zahlreiche Subhastationen ein.

[1] Dieser Meinung ist auch Professor Conrad, dessen statistischen Zusammenstellungen über „Agrarkrisen" in seinem Handwörterbuch der Staatswissenschaften überhaupt sehr lesenswerth sind.

[2] Das war die kleinere Kreditstockung der fünfziger Jahre, welche die erste Schrift Rodbertus' über das Hypothekenwesen nach sich zog. („Die Handelskrisen und die Hypothekennoth der Grundbesitzer." Berlin 1858.)

Rodbertus, wie jeder bedeutende Forscher, ist nur aus seiner Zeit zu begreifen. Wie seine Theorie der Agrarkrisen nach der „Hypothekennoth" der fünfziger und sechziger Jahre zugeschnitten ist, so ist auch seine Grundrententheorie der Reflex der kapitalistischen Entwicklung der junkerlichen Landwirthschaft. Um diese Entwicklung zu erklären, genügt, wie sich schon aus unserer flüchtigen Skizze ergiebt, der Unterschied der Bodenqualität, die Differentialrente, die Ricardo allein kannte, nicht. Deshalb Rodbertus' Widerspruch gegen Ricardo, der ihn sehr nahe daran führte, die Theorie der absoluten Grundrente zu entwickeln.

Das war vorübergehend. Der Zinsfuß sank von selbst schon 1867. Das Kreditwesen entwickelte sich rasch. Dann kam die französische Geldfluth. Die Banken wuchsen wie Pilze aus der Erde. Bald entstand ein Ueberfluß an Banken. Von der zweiten Hälfte 1870 bis inkl. 1874 wurden 103 neue Aktienbanken errichtet mit einem Kapital von 838 Millionen Mark. Das Verhältniß des neuen Bankkapitals zu dem Gesammtkapital der neuen Gründungen war: in den Jahren 1826/50 wie 1:34, in der Periode 1851/70 wie 1:25, dagegen im Zeitraum 1870/74 wie 1:4. Kein Wunder, daß von den neuen Bankgründungen bis Ende 1874 bereits 29 mit einem Kapital von 176 Millionen eingegangen waren.

Unter der raschen Entwicklung der Industrie stiegen die Getreidepreise und die Bodenpreise. Die Junker konnten Hypotheken aufnehmen nach Herzenslust. Und ihre Lust war groß!

In den siebziger Jahren muß die Verschuldung des junkerlichen Grundbesitzes kolossal angewachsen sein. Leider ist die Statistik der Verschuldung in Deutschland in einem so verwahrlosten Zustande, daß sich für diesen Zeitraum keine Vergleiche anstellen lassen.

Als die große Industriekrisis der siebziger Jahre eintrat, da stand schon Deutschland als fertiger Industriestaat da: mit hohen Grundrenten, hohen Bodenpreisen, hoher Hypothekarverschuldung, hohen Getreidepreisen und — kapitalistisch gerechnet, hohen Produktionskosten des Getreides!

Die durchgemachten Wandlungen zeigt folgende Zusammenstellung der Weizenpreise, die auch die weitere Entwicklung andeutet.

Es betrug der Weizenpreis pro 1000 Kilogramm in Mark:

In den Jahren	England	Frankreich	Preußen	Unterschied zwischen England und Preußen
1816—1820 . .	364,0	265,0	206,2	— 157,8
1821—1830 . .	266,0	192,4	121,4	— 144,6
1831—1840 . .	254,0	199,2	138,4	— 115,6
1841—1850 . .	240,0	206,6	167,8	— 72,2
1851—1860 . .	250,0	231,4	211,4	— 38,6
1861—1870 . .	248,0	224,6	204,6	— 43,4
1871—1875 . .	246,4	248,8	235,2	— 11,2
1876—1880 . .	206,8	229,4	211,2	+ 4,4
1880—1889 . .	169,2	197,7	190,5	+ 21,3

Der Anfang des Jahrhunderts, da die englische Nachfrage den Getreidemarkt beherrschte, zeigt die größte Preisdifferenz zwischen dem agrikolen Festland und dem industriellen England. Dabei sind die Preise in Frankreich, wie in Preußen hoch. Dann kommt die Katastrophe der zwanziger Jahre. Trotz der enorm sinkenden Preise, hat sich die Preisdifferenz zwischen England und Preußen fast gar nicht vermindert, ein Beweis, daß sie durch die hohen Transport- und Handelskosten absorbirt wurde. Nachher tritt die Periode ein der Entwicklung der kapitalistischen Landwirthschaft und Industrie auf dem Festlande, die einen regelmäßig sich vollziehenden Ausgleich der Getreidepreise in den drei Ländern mit sich bringt. Charakteristisch ist, daß die Aufhebung der Kornzölle in England, wie man sieht, für größere Perioden kein Sinken des englischen Weizenpreises nach sich zog, sondern ein Steigen der festländischen Weizenpreise. Die Annäherung der Getreidepreise der drei

Länder aneinander vollzog sich überhaupt zum größten Theil in der Weise, daß mit der Entwicklung der Industrie die Getreidepreise in Frankreich und Deutschland stiegen. 1871/75, während des großen Freudenfestes der europäischen Industrie, ist der Ausgleich vollendet. Mit der industriellen Krise beginnt auch ein Sinken des Weizenpreises, der uns hier nur die allgemeine Bewegung der Getreidepreise illustrirt, in allen drei Ländern. 1880/89 ist die Periode des Zollschutzes. England, weil es keine Getreidezölle mehr hat, zeigt nun einen bedeutend niedrigeren Getreidepreis, als Preußen und Frankreich.

Hohe Grundrenten und geringe Löhne. Hohe Bodenpreise und große Verschuldung. Hohe Getreidepreise und große „Produktionskosten". Die geringen Löhne erzeugen „Arbeitermangel", die große Verschuldung bedingt eine starke Zinsenlast, die hohen „Produktionskosten" machen konkurrenzunfähig auf dem Weltmarkt. Die Bedingungen der Prosperität werden zu Vorbedingungen der „Noth der Landwirthschaft". (Schluß folgt.)

Die Lohnbewegung in der Konfektions-Industrie.

Von **Berthold Heymann.**

(Schluß.)

3. Die Lohnverhältnisse.

„Natürlich wird der Unternehmer[1] seine Verabredungen einerseits mit dem Großkaufmann, andererseits mit der Arbeiterin so treffen, daß ihm aus der Uebernahme der Aufträge des Großkaufmanns kein Schaden erwächst. Berücksichtigt man nun, daß gegenwärtig Berlin weit mehr Großkaufleute in dem hier in Rede stehenden Gebiete besitzt, als nöthig ist, daß das Absatzgebiet mit dem Wachsen der Konkurrenz auch anderer Städte oder mit der Erhöhung der Schutzzölle solcher Länder, nach denen bisher exportirt werden konnte, mehr und mehr sich verkleinert, endlich daß der Unternehmer einen Gewinn aus dem Geschäfte möglichst hoch bemißt, so kann schon hieraus auf die Lage der Arbeiterinnen geschlossen werden." Gewerberath v. Stülpnagel.[2]

Diese Aeußerung des sicher unverdächtigen Berliner Fabrikinspektors kennzeichnet deutlich die Ursachen der niedrigen Löhne, welche den Näherinnen der Konfektion gezahlt werden. Zunächst haben sie die leidige Verpflichtung, eine doppelte Profitrate zu erarbeiten, sowohl für den Firmeninhaber als für den Zwischenmeister. Denn die Preise der fertigen Waaren mögen noch so niedrig stehen, in der Kalkulation der beiden Unternehmerarten wird ihr Gewinnantheil immer eine gleiche Höhe einnehmen; wenn er diese nicht erreicht, lohnt sich das Geschäft nicht für sie und sie lassen dann nichts anfertigen. Kein Wunder, daß es insbesondere in der Damenkonfektion überhaupt keine feststehenden Löhne giebt und daß in vielen Fällen die Arbeiterin bei der Uebernahme der Arbeit noch gar nicht weiß, was sie für dieselbe zu beanspruchen hat. Die Preisbildung für die Waare „Arbeitskraft" geschieht hier in einer ähnlichen Weise, wie bei der Vergebung von Submissionsarbeiten. Hierunter zu leiden haben die Arbeiter insbesondere, wenn sich die Saison ihrem Ende zuneigt. Die Anfertigung größerer Waarenmengen ist alsdann für den Geschäftsinhaber mit großem Risiko verknüpft. Zu regulären Saisonpreisen wird er sie wohl kaum noch verkaufen können, ist er aber im

[1] Gemeint ist mit dem Unternehmer der Zwischenmeister.

[2] „Die deutsche Hausindustrie." Berichte, veröffentlicht vom „Verein für Sozialpolitik". Leipzig 1890. Duncker & Humblot.

Stande, die Preise erheblich herabzusetzen, so findet er bereitwilligst Abnehmer. Der Zwischenmeister macht selbstverständlich aus seinem Herzen auch keine Mördergrube, und aus reiner Fürsorge für seine Arbeiterinnen, nie aber aus eigener Gewinnsucht beschäftigt er seine Leute noch ein oder zwei Wochen länger — zu bedeutend ermäßigten Löhnen. Weder für ihn wie für seinen Auftraggeber handelt es sich um die Erwägung, ob diese Löhne zur Lebenshaltung ausreichen, in Betracht für sie kommt einzig die Möglichkeit, aus der hier schier unerschöpflichen Reservearmee stets neue und gefügige Arbeitskräfte zu erlangen. Die Heimarbeit mit den vielen Frauen und Mädchen, denen das Erworbene nicht den Lebensunterhalt decken, sondern nur einen Zuschuß zu dem Verdienst der Männer und Väter bringen soll, giebt dazu die beste Gelegenheit.

Und so bietet sich unseren Augen eine Kehrseite dar für den Weltruf unserer Konfektionsindustrie, für die stolzen Waarenpaläste des Hausvoigteiplatzes und seiner Umgegend, für die Thiergartenwohnungen der Konfektionäre, und das ist die zwingende Nothwendigkeit für die Arbeiterinnen, ihre Zuflucht zur Prostitution zu nehmen. Ist es allein schon ein trauriges Loos, in seiner Ernährung angewiesen zu sein auf angeblichen Kaffee, Schrippen und Kartoffeln, so ist es eine Anklage gegen die bestehende Gesellschaft, wie sie schwerer kaum erhoben werden kann, wenn auch diese elende Lebenshaltung nicht aus dem Arbeitsertrage zu decken ist, sondern „der hier herrschende große Mangel Manche zwingen mag, sich einen Verdienst zu suchen, den sie anfangs verabscheute.“ [1]

Eine Vorstellung davon, um wie viel die Arbeiterinnen durch das Bestehen des Zwischenmeistersystems an ihrem Lohn geschmälert werden, erhält man, wenn man die Aufstellung betrachtet, die Johannes Timm in seinem verdienstlichen Schriftchen [2] von der Entstehung des Zwischenmeistergewinns gegeben hat:

„Ein Zwischenmeister der Mäntelbranche im Stadttheil Wedding (Berlin) beschäftigt in der Saison durchschnittlich 15 Arbeiterinnen außer dem Hause, die durchschnittlich zwei Jaquetrümpfe zu je 40 Pfennig liefern. Ebenso viele Arbeiterinnen sind beim Garniren und Fertigstellen beschäftigt. Diese bekommen pro Stück 50 Pfennig. Der Zwischenmeister bekommt aus dem Geschäft pro Stück 1,60 Mark. Die Aufstellung ergiebt Folgendes:

Bei wöchentlich sechs Arbeitstagen liefern 15 Rumpfarbeiterinnen 180 Theile zu 40 Pfennig	72	Mark
15 Arbeiterinnen garniren diese Rümpfe, das Stück zu 50 Pfennig	90	„
Der beim Zwischenmeister beschäftigte Bügler erhält pro Woche .	21	„
Der Zwischenmeister zahlt an Arbeitslohn somit	183	Mark
Aus dem Geschäft bekommt er für die 180 Sachen pro Stück 1,60 Mark	288	„
Der Zwischenmeistergewinn beziffert sich also auf	105	Mark.

„Allerdings kommen hiervon noch einige unbedeutende und nicht genau festzustellende Unkosten für Bügelkohlen, Licht und dergleichen in Abzug.

„Hierbei kommt auch noch in Betracht, daß die Sachen im Geschäft zugeschnitten werden. Besorgt der Zwischenmeister das Zuschneiden selbst, so giebt es noch 10 Pfennig pro Stück mehr.“

Die nach Abzug des Zwischenmeistergewinns verbleibenden Löhne sind dann noch lange nicht als voll den Arbeitern zu Gute kommend zu rechnen. Der Zwischenmeister versteht es, ihnen auch noch die Kosten für verschiedene Arbeits-

[1] Aus dem Schreiben des Berliner Gewerberaths in dem Berichte des Reichsamts des Innern vom Jahre 1887.

[2] „Das Sweating-System in der deutschen Konfektionsindustrie“, von Johannes Timm. Flensburg 1895. Fr. Holzhäußer. 10 Pf.

materialien aufzuhalsen, und diese machen nach der bereits zitirten Enquete des Reichsamts des Innern 10 bis 15 Prozent des Lohnes aus. Rechnet man ferner die Kosten für Beleuchtung, Heizung und Miethe der Arbeitsstuben ab, die die Heimarbeiterin tragen muß, so gehen von ihrem kärglichen Verdienst noch weitere 30 bis 36 Prozent ab. Dies zur Beachtung, falls man die Effektivlöhne der Näherinnen mit denen einer Fabrikarbeiterin vergleichen will.

Die gegen Wochenlohn arbeitenden Bügler und Stepperinnen ausgenommen, werden Stücklöhne gezahlt, welche, wie bereits geschildert, eine durchaus willkürliche Festsetzung erfahren. In dieser Willkür, welche sich nicht darum bekümmert, ob die Lohnhöhe zur Befriedigung auch nur der allerbescheidensten Lebensansprüche ausreicht, sondern nur in echt „kaufmännischer“ Weise bemüht ist, die „Geschäftsunkosten“, also auch die Arbeitslöhne, so gering als möglich in die Kalkulation einzustellen, liegt der zweitgrößte Schaden der gegenwärtigen Arbeiterverhältnisse. Während der Hauptschaden, das Zwischenmeistersystem an sich, nur gemildert werden kann durch die Umwandlung der Hausindustrie in die Fabrikindustrie, mithin durch eine Beseitigung des Systems überhaupt, ist die Lohnregelung verhältnißmäßig leicht zu bewerkstelligen und bedarf keiner grundlegenden Veränderungen. Es wird sich als nothwendig erweisen, einerseits die Quote des zu einer anspruchslosen Lebenshaltung erforderlichen Einkommens zu fixiren, andererseits die Leistungsfähigkeit einer Durchschnittsarbeiterin in sämmtlichen Arbeitsarten der Industrie, sei es auf Grund der bisherigen Erfahrungen, sei es auf experimentellem Wege, unter Berücksichtigung einer vernunftgemäßen *Arbeitszeit* endgiltig festzustellen. Die Lohnsumme, welche für die auf diese Weise pro Woche als herstellbar anerkannte Stückzahl zu zahlen ist, muß durch einen *Minimallohntarif* mit der als nothwendiges Einkommen bezeichneten Summe in Einklang gebracht werden.

Um die Variabilität der Façons und die sonstigen Modeschnurren im Tarif zur Geltung zu bringen, dürfte es sich, um einer friedlichen Entwicklung der Arbeitsverhältnisse die Wege zu ebnen, als zweckmäßig erweisen, eine ständige *Tarifkommission* zu schaffen, bestehend aus Vertretern der drei verschiedenen Interessentengruppen, die genügend legitimirt sind, um ihren Vereinbarungen allgemeine Geltung zu verschaffen. Sie hätte die Aufgabe, zu jener Zeit zusammenzutreten, in der „gemustert“ wird und die Grundformen derjenigen Gegenstände, welche in der Saison fabrizirt werden, ihre ziemlich endgiltige Feststellung erfahren. Eine genaue Untersuchung der für die einzelnen Stücke erforderlichen Arbeitsmühe und Arbeitszeit wird die „Tarifkommission“ in den Stand setzen, von Saison zu Saison den „Minimallohntarif“ der veränderten Situation anzupassen. Solange derselbe aber nicht geschaffen ist, wird alles Kämpfen keinen durchgreifenden Erfolg erzielen können, da die Ergebnisse der Kämpfe stets wieder durch diejenigen zu Schanden gemacht werden, welche ihre Thätigkeit für die Konfektion nur als Nebenerwerb betrachten und in ihrer Gefügigkeit den Arbeitgeber immer von Neuem zur Durchbrechung der getroffenen Abmachungen verlocken werden, solange diese nicht in *Minimalstücklöhnen* bestehen, deren Durchführung eine ständige Ueberwachung durch die damit zu beauftragenden Faktoren zu erfahren hat.

4. Der Abschluß der Lohnbewegung.

Durch den jetzt fast überall bereits beendigten Strike ist für die *Herrenkonfektion* die Grundlage eines permanenten „tarifmäßigen“ Lohnes durch das Einigungsamt des Berliner Gewerbegerichts geschaffen worden. Es ist wohl anzunehmen, daß diese Einrichtung von Bestand bleiben und der Arbeiterschaft

die Möglichkeit geben wird, von der errungenen Position aus weiter für die Verbesserung ihrer Lebens- und Arbeitsbedingungen in erfolgreicher Weise thätig zu sein.

Bedeutend schwieriger stellt sich die Situation in der Damenkonfektion dar. Zur Feststellung eines Minimallohntarifs ist es leider nicht gekommen. Der Haupterfolg ist hier der prozuentale Lohnzuschlag, der nach den getroffenen Vereinbarungen voll den Arbeiterinnen zu Gute kommen soll. Worauf wir aber glauben fast noch mehr Gewicht legen zu können, das ist die moralische Wirkung der Strikebewegung. Zum ersten Mal seit dem Bestehen der Industrie ist den Magnaten derselben zum Bewußtsein gekommen, daß ihre sozialpolitische Gewissenlosigkeit eine Grenze findet in dem Klassenbewußtsein der Arbeiter, daß die Solidarität derselben den bis dahin latenten Klassengegensatz zu einem akuten Ausbruch bringen konnte, der für sie leicht sehr gefährlich zu werden vermochte. Man rieb sich verwundert die Augen ob der auf einmal entdeckten Thatsache, daß man nicht nur Kaufmann, sondern auch Arbeitgeber, Unternehmer sei und als solcher zur Erfüllung sogenannter sozialer Pflichten gezwungen werden solle. Und man sah bald ein, daß die faule Ausrede, daß einen die ganze Geschichte nichts anginge und interne Angelegenheit der Zwischenmeister und Arbeiterinnen sei, so rasch als möglich aufgegeben werden müsse.

Das Resultat der Verhandlungen, auf das hin die Arbeit wieder aufgenommen wurde, muß auch für die Damenkonfektion als durchaus günstig bezeichnet werden. In Anbetracht der sozialpolitischen Einsichtslosigkeit der Unternehmer, der außergewöhnlich gering organisirten Arbeiterschaft, des gänzlichen Mangels an hinreichenden Geldmitteln und vor allem des kurz bevorstehenden Abschlusses der Saison erschien es uns als gewissenlos oder auf gröblicher Sachunkenntniß beruhend, daß einige Gruppen der Arbeiterbewegung versuchten, die Aufhebung des Strikes zu verhindern. Ein Strike muß zu einem Zeitpunkt zum Abschluß gelangen, wo es dem Unternehmer noch möglich ist, durch die Wiederaufnahme der Arbeit eine geschäftliche Konjunktur auszunutzen, mithin es ihm überhaupt noch lohnend erscheint, seinen Arbeitern Zugeständnisse zu machen. Der Zeitpunkt, an dem ein Strike zu beenden ist, ist daher durch nüchternste Berechnung festzustellen. Aus noch so himmelstürmender Begeisterung kann kein Teig gesäuert, kein Brot gebacken werden, und mit einer begeisterten Arbeiterschaft als einem Faktor zu rechnen, durch den Geldmangel und der Schluß der Saison überwunden werden können, dürfte sich stets als verfehlte Spekulation erweisen. Den Zeitpunkt aber verpassen, an dem die Unternehmer zu Unterhandlungen überhaupt noch Lust haben, heißt die Kräfte der Organisation vorzeitig verbrauchen, heißt die Arbeiterinnen mürbe machen, ihnen den Muth nehmen, den vorläufig zum Stillstand gekommenen Kampf bei nächstbester Gelegenheit mit ausgeruhten Kräften wieder aufzunehmen, bis er zu siegreichem Abschluß gebracht werden kann.

Zu Ende aber ist der Kampf in der Konfektion keineswegs. Auf dem Programm der Arbeiterschaft steht immer noch an erster Stelle die Ueberwindung der hausindustriellen Betriebsform. Und darum heißt es jetzt zunächst das Errungene festhalten, um es ausnützen zu können bei der Vorbereitung des nächsten Vorstoßes. Die in dieser Industrie wie kaum anderweitig zersprengten Kräfte müssen einer einzigen lebensfähigen Organisation zugeführt werden, und die Zeit bis zum nächsten günstigen Zeitpunkt muß von ihr benützt werden, einen Kampffond anzusammeln, denn ein zweites Mal wird sich ein Strike auf Grund von im Moment gesammelten freiwilligen Beiträgen humaner Menschen kaum halten lassen.

Noch einen dritten Faktor giebt es, der im Interesse künftiger Bewegungen schon von jetzt an im Auge zu behalten sein wird, und das ist die Interessensolidarität des kaufmännischen und gewerblichen Proletariats der Konfektion. Da es in Folge der Zwischenmeister ein direktes Lohnverhältniß zwischen Unternehmer und Arbeiter nicht giebt, zu dem bereits Errungenen aber die Verpflichtung gehört, auf dem allen drei Parteien zugänglichen Arbeitszettel den an die Arbeiterin gezahlten Lohn zu notiren, die Ausfüllung dieser Zettel aber durch die kaufmännischen Angestellten erfolgt, so liegt es, wenn sie ihren Standpunkt im Klassenkampf recht begriffen haben, vollkommen in ihrer Macht, den gewerblichen Arbeitsbrüdern ihrer Industrie zu einer ehrlichen Durchführung des bereits Erkämpften behilflich zu sein.

Wir haben die feste Ueberzeugung, daß auf drei so günstigen Faktoren fußend das Proletariat der Konfektion von Erfolg zu Erfolg schreiten wird.

Kleine Briefe.

„Getretener Quark wird breit, nicht stark", hat Goethe gesagt, aber die Stärke Herrn Karl Blinds lag von jeher in seiner Breite, und so setzt er seinen Kampf um die Ehre des bayerischen Raupenhelms von 1870 fort. Frau Bertha v. Suttner behauptete, es sei damals ein französischer Geistlicher aufgehängt worden; Herr Blind entwickelt in der „Frankfurter Zeitung", welche ihm allerdings seinen Beitrag in sehr unehrerbietiger Weise verdankt, das könne nicht geschehen sein, weil die deutschen Kriegsgesetze nur von Erschießung sprechen. An dieser wahrscheinlich von zahlreichen Feldwebeln getheilten Auffassung zu rütteln, wäre Thorheit. Feststellen will ich blos, daß man in Deutschland, noch während die Truppen im Felde standen, von solchen kommentwidrigen Thaten oft erzählte, und ich berufe mich auf die Strophe, welche ein unerschrockener württembergischer Hofrath, Theobald Kerner, im „Stuttgarter Beobachter" (Februar 1871) veröffentlichte:

— — — — — — — — — — — — — —

„O kleine, erbärmliche, alberne Zeit,
Die Narren nennen es große:
Weil ihnen ein Kaiser daher kommt geschneit,
Weil im Blute liegt der Franzose,
Weil der Franctireur aufgeknüpft am Baum
Von Vaterlandslieb' träumt den letzten Traum,
Weil Dörfer brennen und Städte."

Nun mag Herr Karl Blind nachträglich auch den schwäbischen Dichter zur Rechenschaft ziehen. Wer weiß, was er thut? Ein patriotisches „Tintenthier" — entschuldigen Sie das harte Wort, es kommt von Gottfried Keller — ist in gereiztem Zustand fürchterlich. . . .

Der Frühling geht durch's Land. Seien Sie ruhig, ich erinnere nicht an einen gewissen Märzsturm, welcher durch's Gelock der deutschen Eiche brauste; was der deutsche Michel an Einheit und Steuern brauchte, ist ihm ja redlich geworden. Nein, ich denke an die Schilderhebung des Pariser Proletariats, an ihr Ende im blutigen Mai und an die Hundsfötterei, zu der sich die Presse aufschwang — ich meine nicht die englische —, wenn sie von der Kommune berichtete. Da kommt mir eben recht der Band „Politisches und Polemisches" aus den nachgelassenen Schriften von Ludwig Pfau. Als das deutsche Märzfeuer-

verk von 1848 verpuffte und Pfau die Kleinigkeit von einundzwanzig Jahren absitzen sollte, wanderte er hinaus in die Verbannung — nicht um zu hausiren mit nationaler Betrübniß, sich nicht als Märtyrer taxirend und kindliche Propaganda treibend. Einen Strich unter sein bisheriges Leben ziehend, begann er aufs Neue zu lernen und ward ein ganzer, ein starker, ein freier Mann, dessen Klinge schärffste Schwabenstreiche führte. Bei der Rückkehr nach Paris im Sommer 1871 that es freilich seinem künstlerischen Auge weh, zu sehen, wie Bauwerke, die er stets bewundert, gelitten hatten durch die Flammen der Rebellion. „Aber ich habe nicht den Muth", schrieb er, „dem Volke zu verübeln, daß es diese Herberge der Ungerechtigkeit zerstören wollte, aus der sich seit Jahrhunderten so viel Noth und Tod, so viel Jammer und Elend über Väter und Enkel ausgegossen hat und die bei alledem frech genug war, die Gnade Gottes als Schild auszuhängen. Wenn ich ein maßgebendes Wort zu reden hätte, so würde ich die Tuilerien als Ruine stehen lassen, der Monarchie ein warnendes Wahrzeichen, bis die Republik fest dasteht. Wie viele Königshäuser hat die Geschichte schon zertrümmern müssen und immer thürmt der menschliche Ameisenhaufe wieder neue empor. Aber zuletzt wird die Geschichte doch Recht behalten; sie ist die größte Künstlerin, — denn wirklich schön sind die Paläste der Fürsten nur in Ruinen."

Mit ehrlichem Ingrimm deckt Pfau auf, wie schamlos die Reaktion zur Brutalität, mit der sie hauste, die Verleumdung fügte, in der Lügenatmosphäre förmlich taumelte, welch freche Erfindung die „Petroleuse" war, und so feurig nahm er die Vertheidigung der Unterlegenen, daß Freunde in der Heimath ihn sorglich mahnten, den Ton etwas herabzustimmen. Da kamen sie an den Richtigen. „Sicherlich", bemerkte er in einem folgenden Briefe, „sind die architektonischen Todtenopfer, welche die Kommune sich angezündet hat, nicht sehr erfreulich; am wenigsten aber sind es die menschlichen Hekatomben, welche die Versailler auf dem Altar der Ruhe und Ordnung schlachteten, und Jeder, der nicht einen Geldbeutel an der Stelle des Herzens hat, wird nothwendig auf Seite der Mordbrenner gedrängt, wenn die Mordlöscher so Viele massakriren, als man in Feuer und Blut ersäufen könnte. Mir wenigstens, der das Rachegefühl des bebenden Besitzes nicht kennt, pflegen die Menschen näher zu stehen als die Häuser. Aber die Geldbourgeoisie ist immer und überall dieselbe: Man kann ihr nie laut genug Vae victis schreien. . . .

„. . . Der Angstbürger ist immer geneigt, bei allen Scheußlichkeiten der Regierung ein Auge zuzudrücken, während er bei den Gewaltthaten der Revolution gar zu gerne drei Augen aufmachen möchte, und durch diese seine Neigung, dem Recht zu geben, der seine Sympathie hat, führt er eben solche soziale Katastrophen herbei, wo die angesammelten Ungerechtigkeiten, welche längst gähren und glimmen, eines Tages explodiren und ihm die Bude überm Kopf anzünden."

Ludwig Pfau war selber an der Arbeit, seine zerstreuten kleinen Artikel zu sammeln; die Feder entfiel seiner müden Hand. Ernst Ziel vollendete was angefangen war, es sei ihm gedankt, er hat ein braves Werk gethan. Und wer bei der fünfundzwanzigsten Wiederkehr des ersten Tages der Kommune ob den Betrachtungen, welche freisinnige wie konservative Bonzen über jenes Ereigniß anstellen werden, sich ärgern sollte, der greife zu den Briefen Pfaus, er wird sich die Betrübniß aus der Seele schaffen.

??

Literarische Rundschau.

Thomas Morus, **Utopia.** Herausgegeben von V. Michals und Th. Ziegler. Lateinische Literaturdenkmäler des 15. und 16. Jahrhunderts, 11. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, LXX und 115 S. 3,60 Mark.

Das Meisterwerk des ersten modernen utopistischen Sozialisten war bisher in Deutschland dem großen Publikum nur in der ganz elenden Uebersetzung Kothes zugänglich, die in der Reclamschen Universalbibliothek erschienen ist. Lateinische Ausgaben waren nur als antiquarische Seltenheiten zu finden. Nun erfahren wir, daß ein parteigenössischer Verlag eine neue Uebersetzung vorbereitet, die in guten Händen ist; gleichzeitig mit dieser Mittheilung ist uns aber auch eine neue Ausgabe des lateinischen Originals zugegangen, die wir mit Freuden begrüßen. Die Ausgabe ist eine äußerst gewissenhaft mit allen Mitteln moderner Textkritik durchgeführte; ihr Werth wird erhöht durch eine Reihe instruktiver Noten und eine Einleitung, deren erster Theil einen kurzen Abriß der Lebensschicksale Mores aus der Feder von Professor Michals enthält, indeß der zweite eine Abhandlung über Gehalt und Bedeutung der „Utopia" von Professor Ziegler bringt, welche diesem Werke vollkommen gerecht wird und dessen Stellung in der Geschichte des Sozialismus unbefangener und verständnißvoller erörtert, als bisher bei den bürgerlichen Historikern der Fall war.

Die Ausgabe ist für Jeden, der die Moresche Utopie studiren will, unentbehrlich. K. K.

Notizen.

Zur Abwehr. In seiner Nummer vom 11. März d. J. kommt der „Vorwärts" auf die Auseinandersetzungen zurück, die ich in dem Berliner Briefe vom 11. Dezember v. J. über den Krakehl zwischen Bureaukratie und Universität gemacht habe. Nach so langem Schweigen glaubt der „Vorwärts" seinen Lesern sagen zu können, ein Berliner Korrespondent der „Neuen Zeit" schäume vor proletarischer Entrüstung über, weil er, der „Vorwärts", „von Anfang an auch den Vorgängen an der Universität Aufmerksamkeit geschenkt" habe. Thatsächlich habe ich in der trockensten Weise von der Welt festgestellt: Der „Vorwärts" berufe sich mit Unrecht auf das Kommunistische Manifest, wenn er die Universität in ihrem Streite mit der Bureaukratie als eine Vertreterin bürgerlicher Freiheit anerkenne, die als solche von der Sozialdemokratie unterstützt werden müsse.

Prinzipiell behauptet der „Vorwärts" jetzt, es sei „bis zu einem gewissen Grade richtig", was die 53 Professoren in ihrem Proteste gegen das Gutachten des Professors Hinschius sagen, daß nämlich die „bisherige rechtliche Stellung der Privatdozenten, die deren Anstellung und Absetzung abhängig mache von einem Gutachten der Fakultät, also von dem Professorenkollegium ihres Spezialfachs, eine wesentliche Bürgschaft bilde für die freie Fortentwicklung der Wissenschaft und ihrer Lehre". Das „Wesentliche" dieser „Bürgschaft" besteht darin, daß — etwa von spärlichen Ausnahmen abgesehen — sämmtliche Professoren des ökonomischen Spezialfachs an sämmtlichen deutschen Universitäten darin einig sind, jedem Privatdozenten, der auf dem Boden des wissenschaftlichen Sozialismus steht, von der Schwelle zu weisen. Wenn der „Vorwärts" gleichwohl von dem „Kampfe eines sozialdemokratischen Privatdozenten gegen obrigkeitliche Maßregelungsversuche" spricht, so handelt es sich nicht um einen Dozenten, der in seinen Vorlesungen die sozialdemokratische Weltanschauung vertritt — denn darüber, daß solche nichtsnutzige Subjekte ausgerottet werden müssen, sind Bureaukratie und Universität ein Herz und eine Seele, wie u. A. der Fall Konrad Schmidt gezeigt hat —, sondern darum, ob ein Privatdozent, vorausgesetzt daß er in seinen Vorlesungen keinen sozialdemokratischen Anstoß giebt, außerhalb der Hörsäle sich an der sozialdemokratischen Agitation betheiligen dürfe. Das ist überhaupt keine Frage der Wissenschaft, sondern eine Frage altpreußischer Beamten-

disziplin, über die sich Bureaukratie und Universität in die Haare gerathen sind, und auch auf diesem Gebiete, auf dem tagtäglich viele Hunderte braver Beamten durch die Hungerpeitsche gezwungen werden, ihre sozialdemokratischen Gesinnungen im Innern ihres Herzens zu verschließen, gehört der Fall Arons immerhin zu den weniger wichtigen, schon weil die Hungerpeitsche fehlt. Ob der „Vorwärts“ diesem Falle trotzdem das Zehnfache der Aufmerksamkeit und Sympathie widmen will, die er seinerzeit dem prinzipiell ungleich wichtigeren und persönlich ungleich härteren Falle Konrad Schmidt gewidmet hat, das ist gewiß seine Sache, über die ich mir heute so wenig ein Urtheil erlaube, wie früher. Aber wenn das Kommunistische Manifest benutzt wird, um die akademischen Senate, die jeden Vertreter des wissenschaftlichen Sozialismus von den Universitäten ausschließen und die sogar von einem der 53, von Treitschke, in seinen Schriften, neben Höfen und Theatern zu den Lieblingsstätten der Intrigue und Kabale gezählt werden, als Vertreterinnen bürgerlicher Freiheit zu feiern und ihnen rühmliche Noten auszustellen „wegen freier Fortentwicklung der Wissenschaft und ihrer Lehre“, so hat jeder Schriftsteller der Partei das Recht, dagegen zu protestiren. Mag der „Vorwärts“ das richtige Verständniß der bedeutsamsten, historischen Urkunde, welche die Partei besitzt, als ein „Ueberschäumen proletarischer Entrüstung“ verhöhnen: diese Art der Polemik überlasse ich ihm neidlos.

Schließlich glaubt der „Vorwärts“ unter Verzicht auf „alle Argumentationen“ mich durch einen persönlichen Ausfall schlagen zu können. Er sagt, ich hätte es für „angebracht“ gehalten, meine „Maßregelung durch die bürgerliche Presse“ in einer „umfangreichen Broschüre“ zu beleuchten, diese „Broschüre“ habe der „Vorwärts“ „ausführlich“ besprochen und mir „bereitwilligst die Spalten geöffnet“, wenn ich mich über meine Angelegenheit habe verbreiten wollen. Jedoch paßt die „Parallele“, die er zwischen dem Falle Arons und meinem Falle zieht, wie die Faust aufs Auge. Erstens habe ich nie von der bürgerlichen Presse beansprucht, mir in meinen Mußestunden die Freiheit der Meinungsäußerung zu gewähren, die sie mir in meiner berufsmäßigen Thätigkeit versagen zu müssen glaubte, und zweitens habe ich nie beansprucht, daß die Sozialdemokratie meine Sache als die ihre betrachten solle. Der „Vorwärts“ irrt sich, wenn er glaubt, daß ich je von ihm eine Gefälligkeit erbeten hätte, die ich nicht auch als mein Recht hätte fordern können. Nachdem ich fünf Jahre lang vielen Mitgliedern der mundtodt gemachten Sozialdemokratie die Möglichkeit gewährt hatte, in einem Berliner Blatte kapitalistische Verleumdungen öffentlich abzuwehren, konnte ich beanspruchen, daß mir, als ich nach Aufhebung des Sozialistengesetzes von der bürgerlichen Presse mundtodt gemacht werden sollte, in dem Berliner Blatte der Partei dieselbe Möglichkeit gewährt werde. Es versteht sich, daß ich mein Recht in höflichen und verbindlichen Formen geltend gemacht habe, aber wenn der „Vorwärts“ daraufhin als einen Akt „bereitwilligster“ Großmuth ausspielen will, was seine simple Pflicht und Schuldigkeit war, so irrt er eben auch in diesem Punkte.

Berlin, 12. März 1896. F. Mehring.

Zur Münz- und Währungsfrage. Die unermüdliche demagogische Agitation der Agrarier für die Silber- resp. Doppelwährung rechtfertigt es durchaus, an dieser Stelle einige Ausführungen des Professors Lexis, dessen Autorität auf diesem Gebiete allgemein anerkannt wird, wiederzugeben. Das skeptische Verhalten Lexis' den großen Gefahren gegenüber, die den Goldwährungsländern in der nächsten Zukunft quasi bevorstehen sollen, verdient ein besonderes Interesse, weil er von den Bimetallisten nicht mit Unrecht zu den ihrigen gezählt wurde und die Silbermänner gerne seine Schriften zitiren. Seiner vor etwa Jahresfrist in den Conradschen „Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik“ veröffentlichten, „Zur Münz- und Währungsfrage“ betitelten Abhandlung, in welcher er eine große Anzahl (24) von während der letzten beiden Jahre erschienenen Währungsschriften einer Kritik unterwarf, entnehmen wir nachstehende Zeilen: „Die Erschöpfung

der Alluviallager sei allerdings immer weiter fortgeschritten und neue von erheblichem Reichthum seien nicht wieder aufgefunden worden; aber der Quarzbergbau habe außerordentliche Fortschritte gemacht und namentlich könne das Problem der Ausziehung des Goldes aus den Schwefelkiesen als nahezu vollständig gelöst erachtet werden. Ueberhaupt läßt sich nicht mehr bezweifeln, daß die südafrikanische Republik allen übrigen Goldproduktionsländern den Vorrang abgewinnen und sich jedenfalls auf längere Zeit in dieser Stellung behaupten wird.... Das Gold findet sich nämlich hier weder in Schwemmlanden, noch auf eigentlichen Quarzgängen, sondern in Quarzschichten von hohem geologischen Alter, die sich in ungewöhnlicher Gleichförmigkeit außerordentlich weit ausdehnen und auch schon bis zu Tiefen von 800 bis 1000 Fuß mit noch lohnendem Goldgehalt nachgewiesen sind.... Was den Quarzbergbau betrifft, so sind bisher viele Gruben aufgelassen worden, wenn man auf die Pyriten stieß, auf deren Verwerthung man sich nicht verstand. Jetzt aber wird ohne Zweifel die Bekämpfung dieser Schwierigkeiten mit Hilfe der verbesserten technischen Prozesse in Australien ebenso erfolgreich stattfinden, wie in Transvaal.... Auch in den Vereinigten Staaten dürfte sich die Goldproduktion noch lange Jahre in derselben Stetigkeit erhalten, die sie jetzt schon seit einer Reihe von Jahren aufzuweisen hat." Nach Feststellung ähnlicher Resultate für Rußland und andere weniger wichtige goldgewinnende Länder fährt Lexis fort:

„Wir werden für die nächsten dreißig Jahre auf eine jährliche Goldgewinnung im Werthe von etwa 580 Millionen Mark rechnen dürfen. Dies ist mehr als der Jahresdurchschnitt in den glänzendsten Perioden der Goldproduktion, der von Soetbeer für 1851—55 auf 557 Millionen und für 1856—60 auf 564 Millionen Mark geschätzt wird und im Vergleich mit dem gesunkenen Stande um die Mitte der achtziger Jahre eine Zunahme von 35 bis 40 Prozent. Die industrielle Verwendung des Goldes nimmt gegenwärtig höchstens 280 Millionen Mark in Anspruch (Haupt nimmt nur 285 Millionen Francs an); sie wird ohne Zweifel noch langsam zunehmen, aber wenn nicht etwa dem Golde durch ungünstige Behandlung die Goldfunktion erschwert werden sollte, in den nächsten Jahrzehnten im Durchschnitt schwerlich 300 Millionen Mark erreichen. Für die jetzt im Besitze der gesetzlichen oder faktischen Goldwährung befindlichen maßgebenden Länder England, Deutschland, Frankreich und die Vereinigten Staaten würde eine jährliche Vermehrung ihres vorhandenen Goldbestandes um 2 Prozent — die für die europäischen Staaten mehr als das doppelte Verhältniß der Bevölkerungszunahme darstellt — im Ganzen also etwa 200 Millionen Mark, reichlich dem berechtigten Bedürfniß nach Stabilität des Goldwerthes entsprechen; für andere Staaten blieben denn also jährlich noch 80 Millionen zu Goldprägungen übrig. Ob diese Summe ausreicht, um allen Staaten, die nach der Goldwährung streben, die Einführung oder Aufrechterhaltung derselben zu ermöglichen, ist eine andere Frage; jedenfalls haben aber die in erster Reihe angeführten Länder keinen Grund, Goldmangel und Preisdruck als Folge von Goldvertheuerung zu befürchten oder als bestehend anzunehmen. Nun kann man freilich vom Sueßschen Standpunkt sagen: Diese relativ genügende Goldzufuhr wird keinen dauernden Bestand haben, auch die Quarzgänge werden sich erschöpfen, und zwar um so schneller, je intensiver und mit je mächtigeren Hilfsmitteln die Ausbeutung betrieben wird. Sueß hat ohne Zweifel vollkommen recht mit seiner Ueberzeugung, ‚daß voraussichtlich nach wenigen Jahrhunderten die Goldproduktion sich dauernd und in außerordentlichem Maße vermindern werde.' Ich möchte sogar glauben, daß diese Wendung schon nach einem Jahrhundert deutlich fühlbar sein wird, und habe daher die obigen günstigen Annahmen über die Goldproduktion ausdrücklich auf einige Jahrzehnte, sagen wir auf höchstens fünfzig Jahre, beschränkt. Für praktische Zwecke ist jedoch die Berücksichtigung der Zukunft in solcher Begrenzung völlig genügend. Wir brauchen uns nicht die Köpfe unserer Urenkel zu zerbrechen."

Das glauben wir auch. Wer weiß, ob es nach fünfzig Jahren überhaupt noch Metallgeld giebt. So weit rechnen auch die Agrarier nicht. Es handelt sich ihnen um sofortige Geldverschlechterung. —g.

Feuilleton.

Reisebekanntschaften.

Federzeichnungen von **Ludwig Schierk.**

II.

Ach! in den Hofstuben unserer vaterländischen Hotels ist man nicht auf Rosen gebettet! Die Decke ist niedrig wie ein Weberlohn, und eine an die Waldluft der Gebirge gewöhnte Lunge vermag die Mischung von Düften, die sich hier als Luft aufspielt, nur schwer zu würdigen. Der junge Mann aus den Kohlendörfern hatte vergebens den Schlaf gesucht. Zuerst war er müde auf sein Lager gesunken und bestrebte sich, unter den Gerüchen, welche die Luft der Stube ausmachten, den hervorstechendsten herauszufinden. Er unterzog sich diesem Geschäft nach Art streitsüchtiger Leute, die sogar die eigene Anschauung bezweifeln. Eine halbe Stunde schwankte er zwischen Theer und Baumöl, aber in dem versöhnenden Augenblicke, wo wir einzuschlafen scheinen, entschied er sich endlich für Pferdeseife. Eine große elektrische Glocke heulte da plötzlich durch die Räume der „Deutschen Warte", und der nahende Schlummer zog sich vorsichtig zurück. Da seine Stube an den Pferdestall stieß, erklang natürlich gleichzeitig jenes rhythmische Gepolter, das dem fühlenden Menschen die Frage aufdrängt, woher wohl der tiefe Kummer kommen könne, der die braven Thiere des arischen Hauses nicht schlafen läßt. Auf dem Flur huschte geheimnißvoller Mädchenschritt. Von der Zinne des Rauchfanges löste sich aus unerklärlicher Ursache ein Ziegelkrümchen los und fiel leise durch die drei Stockwerke des Hotels tiefer und tiefer gegen den winzigen Aschenkegel, der im Ofen des Zimmerchens verglühte. Es wäre unter diesen Umständen schier unverzeihlich gewesen, wenn das arme Mäuschen, das die Zwischenräume der Decke bewohnte, nicht durch einiges Wispern und Rascheln zum Erfolge dieser nächtlichen Symphonie sein Theil beigetragen hätte.

In der Summe all dieser Wahrnehmungen lag jenes geisterhafte Etwas, das weder hörbar, noch sichtbar ist, und das darum weder der Maler, noch der Dichter darzustellen vermag, weil es gleich der Musik von einem inneren Sinne empfunden zu sein scheint; einem Sinne, der seine besondere Seele hat.

> „Die Nacht ist reich an Schällen und an seltsam' Klängen,
> Und wer nicht schläft, hört viel!"

Wie die Nacht, so der Morgen! Nach seiner Gewohnheit, die in den Kohlendörfern ein Theil seines Wesens geworden war, stand der junge Mann sehr früh auf. Zu seinem Leidwesen mußte er die kühlende Fluth des Dorfbaches missen, der an der Schwelle irgend eines traulichen Häuschens dort vorüberschoß, und so netzte er flüchtig sein hübsches Gesicht mit der lauen Flüssigkeit, die in den Hofstuben des Hotels in die irdenen Waschbecken geschüttet zu werden pflegte.

Dann trat er rüstig auf den Flur hinaus; laut hallte sein Tritt auf den Steinfliesen in den erwachenden Herbstmorgen. Aber die „Deutsche Warte" schlief noch. Er empfand darum das unbehagliche Gefühl eines Störenfrieds wider Willen; eines Menschen, der mit den ihm eigenthümlichen Gewohnheiten und Anschauungen einem feindlichen Gegensatz in fremden Verhältnissen nothwendig entgegengeht.

Zu seinem Schreck war das kunstgewerblich geschmückte, große Eingangsthor des Hotels noch fest verschlossen. Unter den mannigfachen Lagen, in die ein bescheidener Reisender dieser Art kommen kann, war dies ohne Zweifel eine der bedenklichsten. Vielleicht war dieser einsame Frühaufsteher noch zu jung, um zu wissen, daß die gerühmte Freiheit unseres fortgeschrittenen Zeitalters vor allem die Geduld zur Voraussetzung hat, mit welcher jeder Einzelne vor der gemüthlich-sicheren Einfriedung unserer öffentlichen Gepflogenheiten sich herumzudrücken bestrebt sein muß.

Nach einigem Zögern entschied er sich, irgend eine menschliche Hilfe anzurufen. Unsicher schritt er an einer Reihe geschlossener Thüren vorüber, gleich dem Königssohn aus dem Märchen von den hundert goldenen Pforten, die ihn gleißend locken:

„Oeffne mich! öffne mich!" Aber kein mitleidig Waldvögelein sang ihm warnend zu: „Hüte dich! hüte dich!"

Endlich faßte er sich ein Herz. Es war ein feuchtes, dunkles Gelaß, eng und fensterlos, in das er zaudernd hineinblickte. Die ungewisse Helle des erwachenden Tages fuhr mit seinem Blicke zugleich in den Raum und wies ihm ein ergreifend Stück deutscher Nachtpoesie.

Auf ärmlichem Lager ruhte friedlich die verblühte Nymphe, das Mädchen der Hofstuben. Zu Häupten der Schlafenden hing ein winziges, von einem Rosenkranze umwundenes Holzkreuzchen, während ein in der durchfeuchteten Luft fast erblindeter Spiegel als ein Symbol der verfallenden Schönheit gelten konnte, die sich jeden Morgen flüchtig in ihm beschaute.

Das Mädchen schlug die Augen auf, mit einer tödtlichen Gleichgiltigkeit, die weder Schreck noch Scham verrieth, nur eine leichte Gluth kam ihm in die Wangen, als es den jungen, schweigsamen Mann so plötzlich in seinem Heiligthum erblickte.

„So zeitig auf, junger Herr?" kam es zaghaft von den blassen Lippen.

„Ich störe sehr ungern, wollten Sie mir nicht das Thor öffnen?"

Er hatte die Thür zugezogen, die kalte Morgenluft abzuwehren, und war dadurch unwillkürlich näher an die Ruhende getreten.

Da umschlangen ihn blitzschnell die Arme der Schönen und ein zärtlich Flüstern stahl sich an sein Ohr.

„Moritz hat mir erzählt, wie gütig Sie mit ihm gesprochen; haben Sie sonst für Niemand ein Herz?"

Eine plötzliche Regung des Mitleids überkam ihn. „Du armes Mädchen!" sprach er sanft, indem er flüchtig über das lose Haar strich.

Nichts gleicht dem Zauber einer freundlichen Menschenstimme, und vielleicht sind neben den Lauten der Liebe die Töne des Erbarmens das Geheimnißvollste, das die Natur in die menschliche Sprache gelegt hat.

Die verblühte Gestalt erbebte wie im Fieber, wie langverhaltenes Schluchzen brach es hervor, und dann stammelten zwei bleiche Lippen eine Beichte, die dem jungen Mann an diesem vaterländischen Herbstmorgen das Herz erbeben machte. Er wußte genug aus den Lehren der Geschichte, die uns von brutaler Gewalt gegen die Unschuld der Frau berichtet; aber was wollte dies gegen das elende Siechthum bedeuten, dem das arme Wesen da vor ihm inmitten einer reichen, gesicherten, in stolzem Selbstgefühl sich blähenden Kultur rettungslos verfallen war! Hunderte seines Geschlechts lagen in diesem Augenblicke auf weichem, geheiligtem Pfühle behaglich bürgerlicher Ehebetten; wer gedachte der Dirne, die ihren welken Leib in den ärmlichen Räumen feuchter Hofstuben zu flüchtigem

ienuß ausbieten mußte? War das die Gesellschaft, welche das Wohl all ihrer
Ritglieder in ausgleichender Humanität anzustreben vorgab?

„Wenn Sie meine Jugend gekannt hätten!“ schluchzte sie. „Mein armer
Bater war Lohnweber. Da Sie aus den Kohlendörfern kommen, sahen Sie
vohl die Armuth des Dorfes; das ist nichts gegen das hungernde und frierende
Elend eines städtischen Weberloches im Winter. Ich war ein vierjähriges Kind,
ls ich mir Nachts auf den Lumpen, die mein Lager ausmachten, beide Füße
rfror. Aber ich ward ein schönes Mädchen. Wenn die Schönheit arm ist,
ersteht sich alles Andere von selbst. Mein Vater hat mich verflucht, als ich
inen Trost gebraucht hätte. Ich kam immer tiefer, und doch weiß ich, daß
nir in diesen elenden Hinterstuben eine Nachfolgerin nicht fehlen wird. Meine
Zeit ist bald um; es ging schneller, als ich dachte. Nicht lange, und ich werde
em reichen Besitzer dieses Hauses die Gäste aus seinen wohlfeilen Hofzimmern
ertreiben.

„Was für ein Leben führt denn die Kreatur? hörte ich ihn gestern sagen.
Sie kann ja kaum mehr gehen!

„In unserer Herrenstube sucht man jeden Abend nach passenden und witzigen
Namen für mich, und wie oft hat Herr Richard Mörwitz meine Augen geküßt
nd mich seine süße Braut genannt, wenn die gnädige Frau Mutter, in deren
Dienst ich stand, ihre Besuche in der Stadt machte!

„Ach! daß ich so blind in mein Verderben lief! Da war der Werk-
meister Kühner, die treue Seele. Er wollte mich zu seiner Frau machen; aber
as Glück hatte mich durch den Herrn Richard zur Dirne bestimmt; darum
hien mir sein parfümirtes Schnurrbärtchen weit süßer, als der rußige Haar-
uchs, den der Meister in seinem ehrlichen Gesichte trug. Kühner hütet sich
itdem, meinen Weg zu kreuzen; aber kleine Geldsendungen, die zuweilen an
ich gelangen, können doch nur von der Seite kommen. Ich hab' nichts
erbraucht davon; einmal wird man's unter seiner Adresse in meinen Habselig-
eiten finden!“

Der junge Mann war fürwahr ein Sonntagskind! Geht das aus an
iesem klaren, deutschen Herbstmorgen, das reizende Städtchen im Frühschlummer
u belauschen, und hört statt dessen den poetischen Fiebertraum, den ihm das
Mädchen der Hofstuben vorstammelt.

Inzwischen ist sogar die „Deutsche Warte“ erwacht; weit gähnt das große
unstgewerbliche Hofthor in das klare, kalte Licht, das der junge Tag durch die
hlafenden Gassen streut; über eine kleine Weile, dann schlägt auch das Glück
ieder die Augen auf und lächelt gütig den Menschenkindern, welche die Jagd
ach ihm verstehen.

Der junge Mann schritt durch die halb erwachten Gassen und war sehr
rnst dabei. Zwar sah man auf seiner hübschen Stirne nicht jene gedankenvollen
alten, die unsere öffentlichen Redner auszeichnen, wenn sie Fragen des Volks-
ohles erörtern. Aber in seinem Auge glühte eine Stimmung, welche den
oetischen Eindrücken entsprach, die er eben empfangen hatte.

Die ersten Regungen einer erwachenden Stadt dienen dem prosaischen Be-
ürfnisse des Magens. Auf dem dürftigen Pflaster rollten die Milchkarren; die
Stadt heischt den Tribut des Dorfes.

Der Leser kennt diese überaus traulichen Verkehrsmittel der kleineren
eutschen Städte, welche der schlafenden Menschheit den unentbehrlichen Bestand-
heil des Morgenkaffees zu bequemem Einkaufe in den Bereich der Hausthüren
haffen.

Magere Hunde, die sich beständig umdrehen, setzen das dürftige Gefährt in einen verdrossenen Trab. Zweifelhafte Frauengestalten in Stiefeln und dicken Regentüchern humpeln hinterher und holen, gehend, die Schlummerstündchen nach, welche ihnen allzufrühes Aufstehen geraubt hat. Das rhythmische Rasseln dieser Fuhrwerke weckt den sicheren Bürger für ein Minutchen aus dem Morgenschlafe, in welchen er sogleich wieder mit dem tröstlichen Gedanken versinkt, daß er der Bereitung des Frühstücks durch seine bevorzugte gesellschaftliche Stellung enthoben ist. Die Figuren der Karrenweiber, die von allen Seiten aufzogen, das heisere Bläffen der Zughunde, das Klappern der Räder auf den Steinen — ein Geräusch wie von Menschenknochen — der schwirrende Ton der Blechkannen brachten bei dem trüben Lichte dieses Morgens ein Bild hervor, das eine in Auflösung begriffene Walpurgisnacht darzustellen schien.

Endlich erschienen die derberen Gestalten der Fleischer und Bäcker, die es mit ihren Körben sehr eilig hatten und nach kurzem Kampfe mit den Thürglocken in den Häusern der vornehmeren Bürger verschwanden. Dann trabten die fleißigen, frühaufstehenden Frauen der Arbeiter, der Handwerker und der verschuldeten Beamten nach dem Markte, liefen zehn Minuten durch ein Spalier von Kartoffeln und grobem Grünzeug, leerten ihre kleinen Börsen in eine Gärtnerschürze und machten sich dann seufzend auf den Heimweg.

Es muß als ein unersetzlicher Verlust für die bürgerliche Literatur der Gegenwart angesehen werden, daß die großen Kenner und Förderer der Frauenfrage bisher keine Gelegenheit fanden, diesem frühaufstehenden Theile des schönen Geschlechts in solchen Augenblicken ihre Beachtung zu schenken.

Endlich entriß sich der junge Maschinist auch diesen lehrreichen Bildern und trat in eines jener behaglichen Lokale, in denen unverheiratheten Männern der Morgenkaffee gereicht wird.

Der Raum trug jenes poetische Gepräge, welches für die hohe Kultur unseres Zeitalters als symbolisch gelten kann. Auf den Marmorplatten der Tische lag der Staub der Nacht, die Rohrstühle standen in einer kunstvoll geordneten Pyramide fröstelnd beisammen, und grobe Wagentücher deckten die eleganten Billards, auf deren Rande die jungen Bürgerssöhne sitzen, wenn sie mit den Beinen die vorbeigehenden Schankmädchen in ihrem eiligen Schritt aufzuhalten bestrebt sind.

Aber durch die geöffneten Fenster zog die herbe Luft des herbstlichen Morgens in dünnen Schwaden ein und spielte sanft mit den klugen Zeitungen, die eine dienstfertige Hand zu einer langen Papierwand vereinigt hatte.

In dieser Umgebung verbrachte der junge Mann die wenigen Stunden, die zwischen seinem Frühstück und dem Augenblicke lagen, da er sich dem Inhaber der großen Firma Mörwitz & Sohn vorzustellen hatte. (Schluß folgt.)

Briefkasten.

Mehrere Leser. Durch die Zeitungen geht die Nachricht, man habe ein posthumes Werk von K. Marx über die deutsche Revolution 1848 entdeckt, das demnächst erscheinen werde. In dieser Fassung ist die Nachricht nicht richtig. Allerdings wird eine Schrift von Marx über das genannte Thema demnächst erscheinen, aus dem englischen Original ins Deutsche von K. Kautsky übertragen; aber es handelt sich nicht um ein noch unveröffentlichtes Werk, sondern um eine Serie von Artikeln, die Marx 1851/52 in der „New York Tribune" veröffentlichte.

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.



Nr. 26. XIV. Jahrgang, I. Band. 1895-96.

Justiz und Politik.

Berlin, 19. März 1896.

Die sittliche Entrüstung der deutschen Bourgeoisie, von jeher ein wohlfeiler Artikel, ist in gänzlichen Verruf gekommen, seitdem sie zu den verbrauchtesten ausmittelchen des Systems Bismarck gehörte; deshalb braucht man nicht allzu iel Gewicht darauf zu legen, daß der deutsche Reichstag und die deutsche Presse iahezu einstimmig einen widerwärtigen Patron abgethan haben, der seit Jahren ie deutschen Lande mit seinen renommistischen Heldenthaten unsicher machte. Es eißt unseren herrschenden Klassen eine zu große Ehre anthun, wenn man eine ewisse Genugthuung darüber empfindet, daß sie jeweilig einen argen Sünder aus hrer eigenen Mitte fallen lassen. Sie thun es nicht anders als gezwungen, nd wären diese Sünder nicht gar zu schäbig, so könnte just der Augenblick, in em ihresgleichen sie fallen läßt, wieder eine Art Sympathie und Mitleid mit jnen erwecken. Thatsächlich ist diese bedenkliche Möglichkeit freilich ausgeschlossen, enn die Sünder solcher Art sind immer zu schäbig, als daß sie irgend eines Mitgefühls werth wären, und ganz besonders ist es auch Herr Peters.

Mag ihn also Bureaukratie und Bourgeoisie mit gerunzelten Brauen vor jr Gericht ziehen als einen unnützen Knecht, der die heilige Sache des Geld=acks kompromittirt hat: der politische Schwerpunkt des Zwischenfalls, der den leichstag drei Tage lang beschäftigt hat, liegt dennoch allein darin, daß die Sozialdemokratie der Kolonialpolitik, diesem theuren Heiligthum des deutschen Kapi=alismus, einen schweren und unverwindlichen Stoß versetzt hat. Bebels wuchtige Anklage war ein Schlag, der die Urheber des Septemberkurses schwerer traf, ls sie mit ihren unzähligen Anklagen und Verurtheilungen das klassenbewußte Proletariat haben treffen können. Peters war nur ein Werkzeug — allerdings n typisches Werkzeug — der Leute, die seit Monaten mit einer abenteuer=chen Weltpolitik und uferlosen Flottenplänen ihre hilflose und klägliche Politik i den entscheidenden Kulturfragen zu verdecken suchen. Wie dieser Zweck vor völf Jahren überhaupt die deutsche Kolonialpolitik ins Leben rief, so ist er itdem ihre belebende Seele gewesen, und indem Bebel, just da sie wieder zu nem verderblichen Schlag ausholte, ihr rührigstes Werkzeug an den Pranger ellte, hat er der deutschen Nation einen großen Dienst geleistet.

Es hieße die heilsamen Wirkungen seiner That abschwächen, wenn man sie von der Bourgeoisie auf das moralische Gebiet hinüberspielen ließe. Für den Philister mag es ein erquickender Trost sein, daß der Reichstag sich als Gerichtshof über einen Verbrecher aufgethan hat, den die ordentlichen Gerichte nicht zu fangen wußten. In Wirklichkeit ist es mit dieser heiligen Vehme durchaus nicht weit her. Die Konservativen und Nationalliberalen ließen Peters fallen, soweit sie ihn überhaupt fallen ließen, weil sie durch die Preisgabe des schlechten Mannes eine Galgenfrist für ihre schlechte Sache zu erkaufen suchten; die Ultramontanen hatten mit ihm ein besonderes Hühnchen zu pflücken, weil er einen der Ihren aus einer einflußreichen Stelle verdrängt hatte. Diese Parteien, welche die politische Verantwortlichkeit für die Kolonialpolitik zu tragen haben, sind sehr wenig dazu berufen, sich auf sittliche Entrüstung hinauszuspielen, weil die Kolonialpolitik die Früchte gereift hat, die sie reifen mußte. Ehrlicher als sie war der Vertreter der Regierung, der Peters zwar auch fallen ließ, aber doch schüchtern andeutete, daß Kolumbus, Kortez, Pizarro auch nicht die besten Brüder gewesen seien. Und der ultramontane Biedermann, der gegen diesen ebenso nüchternen wie schüchternen Einwand aus dröhnender Brust den Gemeinplatz hervorholte, für das neunzehnte Jahrhundert schicke sich nicht mehr, was sich für das siebzehnte Jahrhundert etwa noch geschickt haben möge, bewies im besten Falle, daß er ein unheilbarer Wirrkopf ist. Kolonialpolitik bleibt Kolonialpolitik, und Kolumbus, Kortez, Pizarro waren gläubigere Christen, als heute noch irgendwo gefunden werden können, selbst in den gläubigen Reihen der Rechten und des Zentrums.

Mit besserem Rechte konnten diejenigen bürgerlichen Parteien des Reichstags sich als Richter über Peters aufspielen, die von jeher der deutschen Kolonialpolitik aufsässig gewesen sind, also namentlich die freisinnigen Spielarten. Immerhin hatten sie auch nur ein formales Recht dazu: Sie verwerfen die Kolonialpolitik nicht als kapitalistisches Geschäft, sondern als ein kostspieliges und ganz unprofitables Geschäft. Arbeitete sie mit einem Profit, wie sie thatsächlich mit einem Defizit arbeitet, so würden diese Politiker nichts dagegen einzuwenden haben. Und wie sollten sie auch? Die kapitalistische Ausbeutung der Kolonien ist nur möglich mit den plumpen und rohen Mitteln, welche die kapitalistische Produktionsweise in ihren Anfängen anwenden mußte; Greuel, wie Peters vollbracht hat, haben den ursprünglichen Akkumulationsprozeß des Kapitals überall begleitet. Das sind heute, wo die kapitalistische Maschinerie sich im geregelten Gange befindet und ein entwickeltes Proletariat nach systematischer, in gesetzliche Formen gekleideter Methode aussaugen kann, vergessene und je nachdem auch verabscheute Dinge. Aber in tropischen Ländern muß sich das Kapital, um seinen zivilisatorischen Beruf erfüllen zu können, erst Lohnarbeiter schaffen und hierfür giebt es keinen anderen Weg, als die Eingeborenen unter hergebrachten Greueln zu berauben und zu versklaven. Somit ist die freisinnige Entrüstung über Peters auch ein Quidproquo: das Recht, diesen Schächer ans Kreuz zu schlagen, haben nur die, welche den Kapitalismus selbst vernichten wollen, der mit seinen Greueln so untrennbar zusammenhängt, wie der Baum mit seinen Blättern.

Und sie nageln Peters fest nicht als Person, sondern als Typus, als den gefeierten Helden der deutschen Kolonialpolitik, als den berufenen Herold neuer Attentate auf die Kraft der Nation. Deshalb machte Bebels Vorstoß einen so tiefen Eindruck, deshalb wurde er von allen, die es anging, als ein Stoß ins Herz empfunden, deshalb versuchen es die Getroffenen mit dem pfiffigen Auswege, die schlechte Person fallen zu lassen, um die schlechte Sache zu retten, deshalb wäre es thöricht, diesen Humbug als baare Münze zu nehmen und ein

kindliches Vergnügen darüber zu empfinden, daß der Reichstag als eine Art himmlischer Gerichtshof noch einen Verbrecher gepackt habe, welcher der irdischen Gerechtigkeit beinahe entschlüpft wäre. Läge nicht mehr vor, so könnte man in der That von den dreitägigen Verhandlungen des Reichstags sagen: So viel Lärm um einen Eierkuchen! Nicht auf diesen Eierkuchen kam es an, der freilich keinen Hungrigen sättigen kann, sondern auf die Eier, die zerbrochen werden mußten, um ihn zu backen, und — die Weltpolitik mit den uferlosen Flottenplänen ist vorläufig von der Bildfläche verschwunden. Das war der Kern der Episode Peters, sie war eine Handlung praktischer Politik und keine Entladung moralisch-sentimentalen Dusels, als welche sie die Einen in schlauer Berechnung und die Anderen in unheilbarer Konfusion hinstellen möchten.

Soll im deutschen Reichstage eine sehr handfeste Politik mit einer idealen Justiz vertuscht werden, so wird im preußischen Landtage eine sehr handfeste Justiz auf dem Wege einer idealen Politik herzustellen gesucht. Der Justizminister Schönstedt hat ein neues Blatt in seinen Ruhmeskranz geflochten, indem er der preußischen Geldsackvertretung eine Vorlage machte, die — neben einer theilweisen Aufbesserung der großentheils sehr knauserig bemessenen Richtergehälter — der Justizverwaltung das Recht geben soll, unter den Assessoren nach ihrem Belieben diejenigen auszurüsten, die sie zu Richtern befördern will. Natürlich fordert ein Mann, wie Herr Schönstedt, dies Recht für sich und seine Nachfolger nur aus den edelsten Beweggründen; um den Richterstand zu heben, um unwürdige Elemente davon auszuschließen und so weiter. Das versteht sich ja am Rande und es wäre ein Frevel, an den reinsten Absichten des Herrn Schönstedt zu zweifeln. Leider nur ist Irren menschlich, und Herr Schönstedt, der ein geflügeltes Spottwort über Klassenjustiz für die Grundlage des römischen Rechts hält, ist nicht unfehlbar. Würde ihm die Erfüllung seines Wunsches gewährt, so würden wir bald einen Richterstand besitzen, der seines Gleichen nicht fände in der preußischen Geschichte, und das will unmenschlich viel sagen.

Als vor einem halben Jahrhundert Johann Jacoby in seinen „Vier Fragen“ Hochverrath und Majestätsbeleidigung begangen haben sollte, wurde er in erster Instanz zu mehrjähriger Festungshaft verurtheilt, in zweiter Instanz aber freigesprochen. Vorsitzender der zweiten Instanz war der alte Grolmann, und er hatte die Ehre, von dem König Friedrich Wilhelm IV. wegen des freisprechenden Urtheils mit den bittersten Vorwürfen überhäuft zu werden. Er ließ den Schwall von Redensarten über sich ergehen mit der trockenen Bemerkung, daß er über Amtssachen keine persönlichen Unterhaltungen führe. „In solchen Dingen“, erwiderte der König, „kann ich die Person nicht vom Amte trennen.“ „Ich aber kann es“, entgegnete Grolmann lakonisch und nahm seinen Abschied. Gleich darauf erschien das Disziplinargesetz vom 29. März 1844, das die preußischen Richter, die nie an einem Ueberfluß von Selbständigkeit gelitten hatten, aller Willkür des Justizministers unterwarf. Es wurde in rücksichtslosester Weise gehandhabt und erregte eine tiefe Erbitterung, die unter den Ursachen der Märzrevolution nicht die am wenigsten wirksame war.

Diese historische Erinnerung soll keineswegs das Vorgehen des heutigen Justizministers mit dem Vorgehen des damaligen Justizministers auf dieselbe Stufe stellen. Gerade umgekehrt! Erstens einmal giebt es seit Menschengedenken in Preußen keinen Johann Jacoby, den die zweite Instanz über die erste getröstet hätte. Wie weit wir auch spähen und blicken und die Stimme, die rufende, schicken — es meldet sich Niemand, der in den letzten Jahren mit dem wackeren Freimuth eines Johann Jacoby Recht und Wahrheit verfochten und,

auf Hochverrath und Majestätsverbrechen, sich nicht mit dem Urtheil der ersten Instanz hätte behelfen müssen und zwar von Rechtswegen. Zweitens verabscheut Herr Schönstedt das Vorbild eines renitenten Staatsdieners, wie des alten Grolman; er denkt vielmehr, wie sein seliger König und Herr: Amt und Person lassen sich nicht trennen. Drittens aber handelt Herr Schönstedt nicht so kleinlich und verkehrt, wie der vormärzliche Justizminister v. Mühler: er will die Richter nicht kujoniren und quälen. Mit der staatsmännischen Genialität des Zickzack-Kurses schlägt er der Geldsack-Vertretung vielmehr vor: Ehe ich das Amt eines Richters vergebe, untersuche ich die Person, der ich es anvertraue; ich prüfe sie auf Herz und Nieren; ich nehme keinen, der nicht in jeder Beziehung taktfest und würdig ist; ich lasse nur die erlesensten wissenschaftlichen Kräfte zum Amte eines Richters zu; wer im Corpus juris nicht den Satz gefunden hat: si duo faciunt idem, non est idem, der ist von vornherein verloren; so kommen wir zu einer Justiz, die sauber ist, wie das Kind unter dem Badeschwamm; wir brauchen dann keine widerspenstigen Richter zu diszipliniren, wir brauchen keinen bösen Schein auf uns zu lenken, wir brauchen keine Revolutionen vorzubereiten; alles geht wie geschmiert, und die Engel im Himmel haben ihre Freude an der herrlichen, preußischen Justiz. So Herr Schönstedt, und da sage noch Einer, daß wir seit fünfzig Jahren keine Fortschritte gemacht haben.

Der Reichstag sitzt über die Leist, Wehlan und Peters feierlich zu Gericht, weil der ordentliche Richter sie nicht zu greifen weiß, und der Landtag soll der Sache nach die Auswahl der ordentlichen Richter auf die Kreise beschränken, aus denen die Leist, Wehlan und Peters stammen. Wenn Mutter Germania an diesem Kulturbilde nicht ihre helle Freude hat, so leidet sie an unheilbarer Melancholie.

Zu Wilhelm Liebknechts siebzigstem Geburtstag.

Von **A. Bebel.**

Es ist ein seltenes Fest, das die deutsche Sozialdemokratie am 29. März dieses Jahres begeht, ein Fest, das auch bei den Sozialisten aller anderen Länder ein lebhaftes Echo finden wird.

Wilhelm Liebknecht, der nach dem Tode von Friedrich Engels der Veteran der Partei und unter den Führern derselben der einzige und letzte ist, der mit an ihrer Wiege gestanden hat und in seiner Person ihre Jahrzehnte langen Kämpfe und ihre Verfolgungen, aber auch ihre Siege und ihr Wachsthum verkörpert, feiert am 29. März seinen siebzigsten Geburtstag.

Obgleich Feind alles Personenkultus, kann und wird es sich die Partei nicht versagen, dem Manne, der länger als ein Menschenalter ihr Vorkämpfer und Führer gewesen, den Tribut der Dankbarkeit zu zollen für das, was er für die Partei gethan, erduldet und errungen hat. In Liebknechts Person, ich wiederhole es, verkörpert sich die Partei; sein eigenes Leben ist das der Partei; mehr wie bei jedem anderen unter uns ist sein Leben mit dem Leben und der Entwicklung der Partei verschmolzen.

Als tapferer Soldat hat er in ihren Kämpfen stets in den vordersten Reihen gestanden. Und wie sein Eintritt in die Partei als junger Mann erfolgte, nachdem er, von dem Schlachtfelde der Revolution als ein Unterlegener in die Fremde getrieben, sich unter harten Entbehrungen einen neuen Wirkungskreis

schaffen mußte, so hängt heute über dem Siebzigjährigen das Damoklesschwert viermonatlicher Gefängnißstrafe, die er wegen der Vertheidigung der Partei gegen schwere und ungerechtfertigte Beschuldigungen von feindlicher Seite sich zuzog.

An Mühe, Sorgen und Arbeit hat es Wilhelm Liebknecht sein Leben lang nicht gefehlt. Wenn der Lohn dafür von Seiten seiner Feinde in langjähriger Verbannung, jahrelangem Gefängniß und vieljähriger Aechtung bestand, so hat die Partei allen Grund, ihm durch ein großes Maß von Dankbarkeit und Verehrung zu vergelten, was er für sie ertragen. Daß dies geschieht, dafür wird der 29. März Zeugniß ablegen.

Meine Aufgabe ist, indem ich auf die Bedeutung hinweise, die Wilhelm Liebknechts siebzigster Geburtstag für die gesammte Partei besitzt, an der Hand der Jahre, die Liebknecht durchlebte, einen Rückblick zu werfen auf seine eigene Entwicklung, wie diejenige der Partei, mit der sein Leben von dem Augenblicke seines politischen Denkens und Handelns an aufs Engste verknüpft ist.

Wilhelm Liebknecht wurde als Sohn einer alteingesessenen Familie am 29. März 1826 in Gießen geboren. Bereits zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts war einer seiner Vorfahren Professor an der Gießener Universität und zeitweilig Rektor derselben gewesen. Der Tradition der Familie entsprechend, widmete sich auch Wilhelm Liebknecht der Gelehrtenlaufbahn. Nachdem er mit sechzehn Jahren sein Abiturium mit der ersten Note bestanden hatte, bezog er die Universität. Anfangs Theologie und Philologie studirend, warf er sich später auf die Philosophie und besuchte nacheinander die Universitäten Gießen, Berlin und Marburg. Saint-Simons Schriften, die er zu jener Zeit gelesen, öffneten ihm eine neue Ideenwelt. Daß für ihn auf der Gelehrtenlaufbahn im verzopften Deutschland schwerlich etwas zu holen sei, wurde dem jungen Feuerbrand bald klar. Er entschloß sich, nach den Vereinigten Staaten auszuwandern, die damals schon, namentlich in Hessen und Nassau, Tausenden als das gelobte Land erschienen. Aber auf der Reise dorthin begriffen folgte er einem ihm ertheilten guten Rath und ging nach der Schweiz, hoffend, daß die mit politischer Elektrizität überladene Luft in Europa bald zu einer Explosion führen werde. Kaum in Zürich angekommen, brach der schweizerische Sonderbundskrieg aus, dessen kurzen und für die demokratisch-liberalen Kantone siegreichen Verlauf er mit lebhaftem Interesse verfolgte. Wenige Monate später kam in Paris die Februarrevolution zum Ausbruch. Nun litt es Liebknecht nicht länger mehr in der Schweiz; er eilte nach Paris. Doch als er dort ankam, war die siegreiche Revolution bereits zu Ende. Dagegen wurden jetzt Oesterreich und Deutschland von ihr ergriffen. Wien und Berlin waren in Aufruhr, Baden, in dem die politische Bewegung zu jener Zeit am weitesten vorgeschritten war, folgte. Georg Herwegh, der damals in Paris lebte, entschloß sich voll froher Zuversicht, eine Freischärlerkolonne in Frankreich zu organisiren, die von dem damals noch französischen Straßburg aus nach Baden einbrechen und der dortigen revolutionären Erhebung zu Hilfe kommen sollte. Liebknecht wollte sich dem Herweghschen Zuge anschließen, aber eine Krankheit verhinderte seine rechtzeitige Ankunft in Straßburg. Als er eintraf, war das Schicksal der Herweghschen Schaar bereits entschieden; sie war bei Dosenbach in Baden (27. April 1848) auseinandergesprengt worden, und Herwegh selbst entging nur mit genauer Noth der Gefangenschaft durch die Flucht. Liebknecht wandte sich wieder nach der Schweiz.

Im September desselben Jahres machte Gustav Struve von der Schweiz aus an der Spitze einer kleinen Abtheilung Freischärler einen neuen Einfall ins Badische, um dort die Republik zu errichten. Liebknecht mit einer Anzahl Ge-

sinnungsgenossen wollte sich dem Struveschen Zuge anschließen. Aber wie Struve bei diesem Zuge geschlagen und gefangen genommen wurde, so erging es ähnlich Liebknecht und seinen Genossen. Sie wurden gefangen und nach Freiburg i. B. in die Untersuchungshaft abgeführt, in der Liebknecht bis zum Mai des nächsten Jahres — also volle neun Monate — zubringen mußte. Die alsdann von Neuem ausbrechende revolutionäre Bewegung in Baden rettete Struve wie Liebknecht. Als Letzterer im Mai 1849 vor Gericht gestellt wurde, beantragte der Staatsanwalt selbst seine Freisprechung. Liebknecht schloß sich sofort wieder der Bewegung an, aber diese erlag bald darauf der Uebermacht der Preußen unter dem Oberbefehl des Prinzen von Preußen und der vereinigten Reichstruppen. Die zersprengten Freischaaren retteten sich meist nach der Schweiz. Unter ihnen auch Liebknecht, der aber diesmal Genf aufsuchte statt Zürich, woselbst der Boden für ihn zu heiß geworden war. In Genf lernte er Friedrich Engels kennen, der als Adjutant im Willichschen Freikorps nach dessen Niederlage in Baden sich ebenfalls nach Genf gewandt hatte.

Wilhelm Liebknecht entwickelte jetzt eine sehr rührige Thätigkeit in den deutschen Arbeitervereinen der Schweiz, die in Folge des massenhaften Zuzuges von Flüchtlingen sehr stark geworden waren, dadurch aber sowohl vom Schweizer Bundesrath wie insbesondere von den ausländischen Regierungen mit Sorge und Mißtrauen betrachtet wurden. Im Februar 1850 sollte in Murten ein Kongreß dieser Vereine stattfinden, auf dem auch Liebknecht als Delegirter erschien. Das war die erwünschte Gelegenheit, einen Schlag gegen die Vereine zu führen. Der Kongreß wurde polizeilich gesprengt und die meisten Delegirten, darunter Liebknecht, wurden in Untersuchungshaft genommen. Da sich aber für die befürchtete Verschwörung zwecks eines Einfalles in Deutschland keine Beweise beibringen ließen, wurden die Verhafteten ausgewiesen. Liebknecht wurde zwangsweise an die französische Grenze gebracht, woselbst ihn die französische Polizei in Empfang nahm und auf ein nach England bestimmtes Schiff schaffte. In London traf er wieder mit Engels zusammen, der ihn auch mit Marx bekannt machte. Von da ab stand er im engsten persönlichen Verkehr mit den Beiden bis an ihr Lebensende.

Liebknecht trat jetzt auch in den Kommunistenbund ein. Während seines nun folgenden dreizehnjährigen Aufenthalts in England war Liebknecht nicht auf Rosen gebettet. Der Hunger und der Kummer waren ständige Gäste bei ihm und seiner Familie. Als daher im Frühjahr 1862, nach erfolgter Amnestie bei der Thronbesteigung Wilhelms I., der rothe Republikaner August Braß die heute noch in Berlin bestehende „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ als großdeutsches demokratisches Organ gründete und Braß kurz darauf Liebknecht zum Eintritt in die Redaktion einlud, folgte dieser dem Rufe. Bald aber entdeckte Liebknecht, daß Braß mit dem mittlerweile ins preußische Ministerium eingetretenen Herrn v. Bismarck mogelte. Braß leugnete zwar auf Vorhalten und suchte Liebknecht durch weitgehende Zugeständnisse in Bezug auf den von ihm bearbeiteten Theil des Blattes zu gewinnen, indeß die überzeugenden Beweise, die Liebknecht von dem Verrath des Braß erlangte, veranlaßten ihn, und ebenso Karl Marx als Korrespondent der Zeitung, auszuscheiden. Damit war die eben erst gewonnene Existenz Liebknechts wieder vernichtet, denn an bürgerlichen Blättern eine Stellung anzunehmen war unmöglich. Als dann im Frühjahr 1863 Ferdinand Lassalle den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein gründete, schloß sich Liebknecht demselben nach einigem Zögern an. Doch der Tod Lassalles veränderte die Situation. Kurz nach dem Tode Lassalles gründete Herr v. Schweitzer den „Sozialdemokrat“, dessen Mitarbeiter neben Liebknecht auch Marx und Engels wurden. Es dauerte

ıber nicht lange, so wurde die politische Haltung des Blattes eine so bedenkliche, ɔaß Liebknecht, gleich Marx und Engels, davon zurücktraten und in scharfe Oppo- ition zu Herrn v. Schweitzer sich stellten. Die Antwort war Liebknechts Aus- veisung im Sommer 1865 aus Berlin und Preußen.

Liebknecht ging zunächst nach dem damals noch nicht annektirten Hannover, am aber bald darauf nach Leipzig, aus welcher Zeit die persönliche Bekannt- chaft zwischen ihm und mir datirt. In Leipzig und in Sachsen überhaupt, estand zu jener Zeit bereits eine tiefgehende Arbeiterbewegung, die in vielen Dutzenden von Arbeitervereinen organisirt war, welche unter dem Vereins- jesetz des Herrn von Beust und unter dessen Regierung sich einer Bewegungs- reiheit erfreuten, die unseren sächsischen Genossen heute als Ideal erscheinen nuß. Diese Arbeitervereine befanden sich in fortgesetztem Kampf mit den zwar ehr rührigen, aber nicht zahlreichen Mitgliedern des Allgemeinen deutschen Arbeiter- ereins, die kurzweg die Lassalleaner genannt wurden. Doch die Arbeitervereine varen in diesem Kampfe mit dem Lassalleanismus in ihren Anschauungen bereits tark nach links gedrängt worden, wie die Verhandlungen des deutschen Arbeiter- ereinstags zu Stuttgart Anfang September 1865 beweisen, auf dem man sich ür das allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht ausgesprochen hatte, das auch ine Hauptforderung des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins war.

Liebknechts Uebersiedlung nach Leipzig kam also für ihn gerade recht, um er- prießlich wirken zu können. Er fand einen gut vorbereiteten Boden vor, auf dem er ie Agitation im sozialistischen Sinne sofort mit Energie aufnahm. Als im Sommer 1866 der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich ausbrach, standen die sächsischen Arbeitervereine fast ausnahmslos gegen Bismarcks und Preußens Vorgehen. Es gelang in dieser Zeit Liebknecht, die in Leipzig erscheinende „Mitteldeutsche Zeitung“, die bis dahin in fortschrittlichen Händen gewesen war, in unsern Besitz zu bringen. Aber schon nach wenig Nummern wurde das Blatt durch ɔen preußischen Zivilgouverneur in Dresden auf Grund des Kriegszustandes verboten.

Die bevorstehende Gründung des Norddeutschen Bundes wurde alsdann Veranlassung, daß sich die Vertreter der Arbeitervereine mit den Vertretern der Lassalleaner im August 1866 auf einer Landesversammlung in Chemnitz zu vereinigen suchten, auf welcher ein bereits stark sozialistisch gefärbtes Programm durch Liebknecht vertreten wurde und Annahme fand. Man konstituirte sich als „sächsische Volkspartei“, ein Name, der zwei Jahre später aufgegeben wurde, als ich in Eisenach die sozialdemokratische Arbeiterpartei bildete. Mit dem sogenannten Chemnitzer Programm traten die sächsischen Arbeiter in die Reichstagswahlagitation in, für die im Februar 1867 stattfindenden Wahlen zum konstituirenden Nord- deutschen Reichstag.

Liebknecht konnte an dieser Agitation sich nicht betheiligen, weil er mittler- weile in Berlin nach mehrwöchentlicher Untersuchungshaft wegen „Bannbruch“ zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt worden war und erst freikam, als die Wahlen nahezu vorüber waren. Liebknecht war in dem Glauben, daß die nach dem Kriege erlassene Amnestie auch seine Ausweisung aus Preußen aufgehoben habe, nach Berlin gegangen, wurde aber hier verhaftet und wie erwähnt verurtheilt. Seine Abwesenheit während der Wahlagitation verschuldete denn auch hauptsächlich, daß eine Kandidatur im 19. sächsischen Wahlkreis (Stollberg, Lugau, Schneeberg) einen durchschlagenden Erfolg errang. Er fiel durch, siegte aber bei den Wahlen zu der ersten Legislaturperiode des Norddeutschen Reichstags im September des- selben Jahres über seinen fortschrittlichen Gegner.

Die Partei war mittlerweile so erstarkt, daß sie am 1. Januar 1868 ein eigenes Organ unter dem Namen „Demokratisches Wochenblatt“ ins Leben rief, dessen Redakteur Liebknecht wurde. Bemerkt sei hier, daß Liebknecht die ganzen Jahre, während deren er bis dahin in Leipzig war, sich und seine Familie sehr kümmerlich durchschlagen mußte. Die neue Redaktion brachte ihm freilich auch blutwenig ein, denn er empfing monatlich ganze dreißig Thaler. Aber das Blatt wurde in seinen Händen eine Waffe, die uns mächtig vorwärts half. Insbesondere wurde mit allem Nachdruck der Kampf, nicht allein in Versammlungen, sondern jetzt auch in der Presse, gegen Herrn v. Schweitzer, den Präsidenten des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins und Redakteur des „Sozialdemokrat“ in Berlin, geführt, den wir als den Hauptfeind einer demokratisch-sozialistischen Bewegung ansahen. Der Erfolg dieser Angriffe war, daß Schweitzer sich genöthigt sah, auf Drängen seiner eigenen Vereinsmitglieder Liebknecht und mich in die Generalversammlung des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins, die Ende März 1869 in Elberfeld abgehalten wurde, einzuladen. War auch durch unser Auftreten auf Schweitzers eigenem Boden kein direkter Erfolg zu erzielen, so wurde doch die Stellung Schweitzers heftig erschüttert. Ein Theil seiner Anhänger sah, daß sie es in uns mit Sozialisten zu thun hatten und nicht mit kleinbürgerlichen Demokraten, wie Schweitzer immer behauptet hatte. Das Eis war gebrochen. Als dann Schweitzer selbst im Laufe des Frühjahrs 1869 die beiderseitig vereinbarten Bedingungen zum Friedenhalten brach, kam die Spaltung in seine eigenen Reihen. Die Gründung der sozialdemokratischen Arbeiterpartei zu Eisenach, an deren Spitze von Seiten des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins Bracke, Geib und York, von unserer Seite Liebknecht und ich traten, war das Resultat dieser Kämpfe.

Im September 1869 ging Liebknecht als Beauftragter der Partei zum internationalen Arbeiterkongreß nach Basel, auf dem er für Annahme der Resolution wirkte, in welcher die Nothwendigkeit der Aufhebung des Privateigenthums an Grund und Boden ausgesprochen wurde. Seine Schrift „Zur Grund- und Bodenfrage“, die heute noch viel gelesen wird, war eine Frucht jener Verhandlungen und der sich an diese anknüpfenden Polemik in der Presse.

Die Gründung der sozialdemokratischen Arbeiterpartei hatte weiter die Wirkung, daß das „Demokratische Wochenblatt“ den Namen „Volksstaat“ erhielt und dieser unter erheblicher Vergrößerung dreimal statt einmal in der Woche erschien. Liebknecht wurde selbstverständlich Chefredakteur des Blattes. Die Wahlkämpfe und parlamentarischen Kämpfe im Einzelnen zu schildern, die seitdem stattfanden und in denen Liebknecht die hervorragendste Rolle spielte, würde mich zu weit führen. Es geschah eben nichts in der Partei, woran er nicht hervorragend theilnahm. Die Haltung während des deutsch-französischen Krieges, die wir im Reichstag und namentlich auch der „Volksstaat“ dabei eingenommen, hatte bei unseren Gegnern das Faß zum Ueberlaufen gebracht. Auf direkte Anweisung aus dem Versailler Hauptquartier wurden am 17. Dezember 1870 plötzlich Liebknecht, Hepner, als Mitredakteur des „Volksstaat“, und ich unter der Anklage der Vorbereitung und des Versuchs zum Hochverrath verhaftet und bis zum 28. März 1871 in strenger Haft behalten. Der Prozeß endete im März 1872 vor dem Geschworenengericht zu Leipzig mit unserer Verurtheilung zu zwei Jahren Festung wegen Vorbereitung zum Hochverrath, wovon zwei Monate als durch die Untersuchungshaft verbüßt erachtet wurden. Der Prozeß selbst, in dem Liebknecht als Hauptangeklagter erschien, war für die Partei das großartigste Agitationsmittel, das sie sich wünschen konnte, und die Wirkung, die er hatte, war die uns auferlegte

Strafe werth. Eine Anzahl weiterer Gefängnißstrafen, die Liebknecht in den folgenden Jahren für seine agitatorische Thätigkeit erhielt, seien hier nur summarisch erwähnt; sie haben, wie männiglich bekannt, seine Kampfluft nicht vermindert.

Liebknechts Bemühungen war es ferner wesentlich zu danken, daß endlich im Jahre 1875 der Kampf der feindlichen Brüder — „Lassalleaner“ und „Eisenacher“ — ein Ende erlangte und der Friede durch die Verschmelzung der beiden Fraktionen auf dem Vereinigungskongreß zu Gotha besiegelt wurde. Von jetzt ab führte die Partei den Namen „Sozialistische Arbeiterpartei“, der „Volksstaat“ erhielt den Namen „Vorwärts“, und neben Liebknecht trat Hasenclever in die Redaktion desselben ein.

In dieser Vereinigung der klassenbewußten Arbeiter zu einer einzigen großen Kampfpartei sah die Reaktion und speziell ihr Führer Fürst Bismarck eine große Gefahr für das neugebackene junkerlich-bürgerliche Deutsche Reich. Nachdem im Jahre 1876 ein Versuch zu einer starken Verschärfung des Strafgesetzbuches in der Hauptsache mißlungen war, mußten die Attentate im Frühjahr 1878 die längst gesuchte Handhabe bieten, durch das Sozialistengesetz der deutschen Sozialdemokratie die Existenz zu unterbinden. Wie dieser Versuch schließlich nach allen Richtungen hin mißlang, weiß alle Welt. Daß er mißlang, dazu hat Liebknecht redlichst beigetragen. Zwar wurde auch ihm, wie so vielen Anderen, durch die brutalen Gewaltmaßregeln unter dem Sozialistengesetz die Existenz als Journalist und Schriftsteller fast vernichtet, mußte auch er nach der Verhängung des sogenannten kleinen Belagerungszustandes über Leipzig und Umgegend (Ende Juni 1881) Weib und Kinder verlassen und bis zum Fall des Sozialistengesetzes getrennt von ihnen leben. Aber er setzte nicht nur den Kampf gegen unsere Feinde fort, er setzte ihn nachdrücklicher denn je fort, wozu ihm neben der Parteipresse des In- und Auslandes und der Tribüne des Reichstags, auch die Tribüne des sächsischen Landtags dienen mußte, dem er von 1879 bis 1891 als Mitglied angehörte.

Als dann endlich am 30. September 1890 das Sozialistengesetz unter der allgemeinen Verachtung zusammenbrach und die Partei wieder auf dem Boden des gemeinen Rechts den Kampf aufnahm, war wieder Wilhelm Liebknecht mit der erste, der mit jugendlichem Feuer sich den neuen Aufgaben widmete, die namentlich seine Ernennung zum Chefredakteur des Zentralorgans der Partei, des „Vorwärts“, ihm auferlegte. Journalistisch und schriftstellerisch ununterbrochen thätig, widmet er sich auch bis heute mit einem Eifer der mündlichen Agitation, die uns Jüngere in den Schatten stellt.

So steht heute der nunmehr Siebzigjährige vor uns als ein Mann, ungebrochen an Körper und Geist, als Einer, der, mit den Worten Schillers zu reden, den Besten seiner Zeit genug gethan.

Am 29. März werden Hunderttausende, ja Millionen ihm aus vollem Herzen danken für alles, was er in seinem langen Leben für die Befreiung des Proletariats aus sozialer und politischer Knechtschaft gethan, aber Alle werden auch mit uns den Wunsch hegen, daß es ihm vergönnt sein möge, noch viele Jahre bei ungeschwächten Kräften thätig zu sein, und daß er den Sieg jener Ideen noch erlebe, für deren Ausbreitung er so erfolgreich gekämpft und gewirkt hat.

Wilhelm Liebknechts siebzigster Geburtstag ist also nicht nur ein Ehrentag für ihn, sondern auch für die Partei, die, indem sie ihn ehrt, sich selbst am meisten ehrt.

Gewalt und Oekonomie bei der Herstellung des neuen Deutschen Reichs.

Ein nachgelassener Aufsatz von Friedrich Engels.

(Schluß.)

Die nächste Aufgabe war die Reichsverfassung. Als Material lagen vor einerseits die norddeutsche Bundesverfassung, andererseits die Verträge mit den süddeutschen Staaten. Die Faktoren, mit deren Hilfe Bismarck die Reichsverfassung ins Leben zu rufen hatte, waren einerseits die im Bundesrath vertretenen Dynastien, andererseits das im Reichstag vertretene Volk. Den Ansprüchen der Dynastien war in der norddeutschen Verfassung und den Verträgen eine Grenze gesetzt. Das Volk dagegen hatte Anspruch darauf, daß sein Antheil an der politischen Macht bedeutend vergrößert werde. Es hatte die Unabhängigkeit von fremder Einmischung und die Einigung — soweit davon die Rede sein konnte — auf dem Schlachtfeld erkämpft; es war auch in erster Linie berufen, zu entscheiden, wozu diese Unabhängigkeit benutzt, wie diese Einigung im Einzelnen ausgeführt und verwerthet werden sollte. Und selbst wenn das Volk den in der norddeutschen Verfassung und den Verträgen vorliegenden Rechtsboden anerkannte, hinderte das doch keineswegs, daß es in der neuen Verfassung einen größeren Machtantheil erhielt als in der bisherigen. Der Reichstag war die einzige Körperschaft, die in Wirklichkeit die neue „Einheit" darstellte. Je schwerer die Stimme des Reichstags wog, je freier die Reichsverfassung war gegenüber den Landesverfassungen, desto fester mußte sich das neue Reich ineinander fügen, desto mehr mußte der Bayer, der Sachse, der Preuße aufgehen in dem Deutschen.

Für jeden Menschen, der weiter sah als seine Nase, mußte das einleuchtend sein. Aber Bismarcks Meinung war das keineswegs. Im Gegentheil benützte er den nach dem Krieg eingerissenen patriotischen Taumel gerade dazu, die Majorität des Reichstags dahin zu bringen, daß sie auf jede, nicht nur Erweiterung, sondern selbst klare Feststellung der Rechte des Volks verzichtete und sich darauf beschränkte, den in der norddeutschen Verfassung und den Verträgen vorliegenden Rechtsboden in der Reichsverfassung einfach wiederzugeben. Alle Versuche der kleinen Parteien, die Freiheitsrechte des Volks darin zum Ausdruck zu bringen, wurden verworfen, selbst der Antrag des katholischen Zentrums auf Einrückung der preußischen Verfassungsartikel, enthaltend die Garantie der Preß-, Vereins- und Versammlungsfreiheit, sowie der Selbständigkeit der Kirche. Die preußische Verfassung, doppelt und dreifach beschnitten wie sie war, blieb also immer noch liberaler als die Reichsverfassung. Die Steuern wurden nicht jährlich, sondern ein- für allemal „durch Gesetz" bewilligt, so daß Steuerverweigerung durch den Reichstag ausgeschlossen ist. Hiermit war die der außerdeutschen konstitutionellen Welt unbegreifliche preußische Doktrin auf Deutschland angewandt, die Doktrin, daß die Volksvertretung nur das Recht hat, die Ausgaben auf dem Papier zu verweigern, während die Regierung die Einnahmen in klingender Münze in den Sack steckt. Während aber so der Reichstag der besten Machtmittel beraubt und auf die demüthige Stellung der durch die Revisionen von 1849 und 1850, durch die Manteuffelei, durch den Konflikt und durch Sadowa gebrochenen preußischen Kammer herabgedrückt wird, erfreut sich der Bundesrath im Wesentlichen aller Machtvollkommenheiten, die der alte Bundestag nominell besaß; und erfreut sich ihrer in Wirklichkeit, denn er ist befreit von den Fesseln, die den Bundestag lahm legten. Der Bundesrath hat nicht nur in der Gesetzgebung eine entscheidende

Stimme neben dem Reichstag, er ist auch höchste Verwaltungsinstanz, insofern er die Ausführungsbestimmungen der Reichsgesetze erläßt, und beschließt außerdem „über Mängel, welche bei der Ausführung der Reichsgesetze ... hervortreten", das heißt über Mängel, denen in anderen zivilisirten Ländern nur ein neues Gesetz abhelfen kann (Artikel 7, Al. 3, der einer juristischen Konfliktsfalle sehr ähnlich sieht).

Sonach hat Bismarck seine Hauptstütze gesucht nicht im Reichstag, der die nationale Einheit, sondern im Bundesrath, der die partikularistische Zersplitterung vertritt.[1] Er hatte nicht den Muth — er, der sich als Vertreter des nationalen Gedankens aufspielte —, wirklich an die Spitze der Nation oder ihrer Vertreter sich zu stellen; die Demokratie sollte ihm dienen, nicht aber er ihr; eher als auf das Volk verließ er sich auf krumme Schleichwege hinter den Koulissen, auf die Fähigkeit, durch diplomatische Mittel, Zuckerbrot und Peitsche, sich im Bundesrath eine wenn auch widerhaarige Majorität zusammenzuklüngeln. Die Kleinlichkeit der Auffassung, die Niedrigkeit des Standpunkts, die sich uns hier offenbart, entspricht ganz dem Charakter des Mannes, wie wir ihn bisher kennen gelernt. Dennoch dürfen wir uns wundern, daß seine großen Erfolge ihn nicht wenigstens für einen Augenblick über ihn selbst hinauszuheben vermochten.

Der Fall lag aber so, daß es darauf ankam, der ganzen Reichsverfassung einen einzigen festen Drehzapfen zu geben, nämlich den Reichskanzler. Der Bundesrath mußte eine Stellung erhalten, die eine andere verantwortliche Exekutive als die des Reichskanzlers unmöglich machte, und dadurch die Zulässigkeit verantwortlicher Reichsminister ausschloß. In der That stieß jeder Versuch, die Reichsverwaltung durch Einsetzung eines verantwortlichen Ministeriums zu ordnen, auf unüberwindlichen Widerstand als Eingriff in die Rechte des Bundesraths. Die Verfassung war, wie man bald entdeckte, Bismarck „auf den Leib zugeschnitten". Sie war ein Schritt weiter auf dem Weg zu seiner persönlichen Alleinherrschaft, vermittelst Balanzirung der Parteien im Reichstag, der Partikularstaaten im Bundesrath — ein Schritt weiter auf dem Weg des Bonapartismus.

Im Uebrigen kann man nicht sagen, daß — abgesehen von einzelnen Konzessionen an Bayern und Württemberg — die neue Reichsverfassung einen direkten Rückschritt ausmacht. Das ist aber auch das Beste, was man von ihr sagen kann. Die ökonomischen Bedürfnisse der Bourgeoisie waren im Wesentlichen befriedigt, ihren politischen Ansprüchen — soweit sie deren noch machte — war derselbe Riegel vorgesteckt wie zur Konfliktszeit.

Soweit sie politische Ansprüche noch machte. Denn es ist unleugbar, daß diese Ansprüche in den Händen der Nationalliberalen auf ein sehr bescheidenes Maß zusammengeschrumpft waren und täglich noch mehr zusammenschrumpften. Die Herren, weit entfernt zu verlangen, Bismarck möge ihnen das Zusammenwirken mit ihm erleichtern, waren vielmehr bestrebt, ihm zu Willen zu sein, da wo es ging, und auch schon manchmal, wo es nicht ging oder nicht gehen gesollt. Daß Bismarck sie verachtete, kann ihm kein Mensch verübeln — aber waren denn seine Junker um ein Haar besser und männlicher?

[1] Seitdem das Obige geschrieben, ist bekanntlich von Bismarck und Anderen wiederholt mit brutaler Deutlichkeit proklamirt worden, daß nicht der Reichstag, sondern der Bundesrath das eigentliche Fundament des neuen Deutschen Reiches sei, daß dasselbe nicht im Volke, sondern in den Dynastien seine festeste Bürgschaft habe. Die feindseligste Kritik des neuen Deutschen Reiches könnte kein ärgeres Pasquill auf dasselbe erdenken, als in solchen Aussprüchen der Reichsautoritäten enthalten. Sie proklamiren die Reichsfeindschaft als unerläßlich nothwendigen Bestandtheil dieses Reichs. D. H.

Das nächste Gebiet, worauf die Reichseinheit herzustellen blieb, das Geldwesen, wurde geordnet durch die Münz- und Bankgesetze von 1873 bis 1875. Die Einführung der Goldwährung war ein bedeutender Fortschritt; aber nur zaudernd und schwankend wurde sie eingeführt und steht heute [1888] noch nicht auf ganz festen Füßen. Das angenommene Geldsystem — der Dritteltthaler unter dem Namen Mark als Einheit mit dezimaler Theilung — war das gegen Ende der dreißiger Jahre von Soetbeer vorgeschlagene; das thatsächliche Einheitsstück war das goldene Zwanzigmarkstück. Mit einer fast unmerklichen Werthänderung konnte man es absolut gleichwerthig machen entweder mit dem goldenen Sovereign oder dem goldenen Fünfundzwanzigfrankenstück oder dem amerikanischen goldenen Fünfdollarstück, und damit einen Anschluß gewinnen an eines der drei großen Münzsysteme des Weltmarkts. Man zog es vor, ein apartes Münzsystem zu schaffen und damit den Verkehr und die Kursberechnungen unnöthig zu erschweren. Die Gesetze über Reichskassenscheine und Banken beschränkten den Papierschwindel der Kleinstaaten und kleinstaatlichen Banken und beobachteten in Erwägung des inzwischen eingetretenen Krachs eine gewisse Aengstlichkeit, wie sie dem auf diesem Gebiete noch unerfahrenen Deutschland wohl anstand. Auch hier waren die ökonomischen Interessen der Bourgeoisie im Ganzen entsprechend gewahrt.

Endlich kam noch die Vereinbarung einheitlicher Justizgesetze. Der Widerstand der Mittelstaaten gegen Ausdehnung der Reichskompetenz auch auf das materielle bürgerliche Recht wurde überwunden; das Bürgerliche Gesetzbuch ist aber noch im Werden, während Strafgesetz, Straf- und Zivilprozeß, Handelsrecht, Konkursordnung und Gerichtsverfassung einheitlich geregelt sind. Die Beseitigung der buntscheckigen kleinstaatlichen formellen und materiellen Rechtsnormen war an sich schon ein dringendes Bedürfniß der fortschreitenden bürgerlichen Entwicklung, und in dieser Beseitigung besteht auch das Hauptverdienst der neuen Gesetze — weit weniger in ihrem Inhalt.

Der englische Jurist fußt auf einer Rechtsgeschichte, die ein gut Stück altgermanischer Freiheit über das Mittelalter hinaus gerettet hat, die den in den beiden Revolutionen des siebzehnten Jahrhunderts im Keim erstickten Polizeistaat nicht kennt, und in zwei Jahrhunderten stetiger Entwicklung der bürgerlichen Freiheit gipfelt. Der französische Jurist fußt auf der großen Revolution, die nach totaler Vernichtung des Feudalismus und der absolutistischen Polizeiwillkür die ökonomischen Lebensbedingungen der neuhergestellten modernen Gesellschaft in die Sprache juristischer Rechtsnormen übersetzte in ihrem klassischen, von Napoleon proklamirten Gesetzbuch. Dagegen was ist die historische Unterlage unserer deutschen Juristen? Nichts als der jahrhundertlange passive, meist durch Schläge von außen vorangetriebene, bis heute noch nicht vollendete Zersetzungsprozeß der Reste des Mittelalters; eine ökonomisch zurückgebliebene Gesellschaft, worin der Feudaljunker und der Zunftmeister als Gespenster umgehen und einen neuen Leib suchen; ein Rechtszustand, in welchen die Polizeiwillkür — wenn auch die fürstliche Kabinetsjustiz 1848 verschwunden — noch täglich Loch an Loch reißt. Aus dieser schlechtesten aller schlechten Schulen sind sie hervorgegangen, die Väter der neuen Reichsgesetzbücher, und die Arbeit ist eben darnach. Von der rein juristischen Seite abgesehen, kommt die politische Freiheit in diesen Gesetzbüchern schlecht genug weg. Wenn die Schöffengerichte der Bourgeoisie und dem Kleinbürgerthum ein Mittel an die Hand geben, bei der Niederhaltung der Arbeiterklasse mitzuwirken, so deckt sich der Staat doch möglichst gegen die Gefahr einer erneuerten bürgerlichen Opposition durch die Beschränkung der Geschworenengerichte. Die politischen Paragraphen des Strafgesetzbuches sind oft genug von einer

Unbestimmtheit und Dehnbarkeit, als wären sie auf das jetzige Reichsgericht, und dieses auf sie, zugeschnitten. Daß die neuen Gesetzbücher ein Fortschritt sind gegenüber dem preußischen Landrecht, ist selbstredend — so etwas Schauerliches wie dies Gesetzbuch bringt heutzutage selbst Stöcker nicht mehr fertig, und wenn er sich auch beschneiden ließe. Aber die Provinzen, die bisher das französische Recht gehabt, empfinden den Unterschied der verwaschenen Kopie und des klassischen Originals nur zu sehr. Es war der Abfall der Nationalliberalen von ihrem Programm, der diese Stärkung der Staatsgewalt auf Kosten der bürgerlichen Freiheit, diesen ersten positiven Rückschritt, möglich machte.

Zu erwähnen ist noch das Reichspreßgesetz. Das Strafgesetzbuch hatte das hier in Frage kommende materielle Recht schon im Wesentlichen geregelt; die Herstellung gleicher formeller Bestimmungen für das ganze Reich und die Beseitigung der hier und da noch bestehenden Kautionen und Stempel machten also den Hauptinhalt dieses Gesetzes aus und zugleich den einzigen dadurch bewirkten Fortschritt.

Damit Preußen sich abermals als Musterstaat bewähre, wurde dort die sogenannte Selbstverwaltung eingeführt. Es handelte sich darum, die anstößigsten Reste des Feudalismus zu beseitigen und doch, der Sache nach, möglichst alles beim Alten zu lassen. Dazu diente die Kreisordnung. Die gutsherrliche Polizeigewalt der Herren Junker war ein Anachronismus geworden. Sie wurde dem Namen nach — als Feudalprivilegium — aufgehoben, und der Sache nach wiederhergestellt, indem man selbständige Gutsbezirke schuf, innerhalb deren der Gutsbesitzer entweder selbst Gutsvorsteher mit den Befugnissen eines ländlichen Gemeindevorstehers ist, oder doch diesen Gutsvorsteher ernennt, und indem man zudem die gesammte Polizeigewalt und polizeiliche Gerichtsbarkeit eines Amtsbezirks einem Amtsvorsteher übertrug, der auf dem Lande natürlich fast ausnahmslos ein großer Grundbesitzer war, und dadurch auch die Landgemeinden unter seine Fuchtel bekam. Das Feudalvorrecht des Einzelnen wurde weggenommen, aber die damit verbundene Machtvollkommenheit wurde der ganzen Klasse gegeben. Durch einen ähnlichen Eskamotirungsprozeß verwandelten sich die englischen Großgrundbesitzer in Friedensrichter und Herren der ländlichen Verwaltung, Polizei und niederen Gerichtsbarkeit, und sicherten sich so unter neuem, modernisirtem Titel den Fortgenuß aller wesentlichen, aber in der alten feudalen Form nicht mehr haltbaren Machtposten. Das ist aber auch die einzige Aehnlichkeit zwischen der englischen und der deutschen „Selbstverwaltung". Ich möchte den englischen Minister sehen, der es wagte, im Parlament anzutragen auf die Bestätigung der gewählten Gemeindebeamten und den Ersatz durch staatlich aufgezwungene Stellvertreter im Fall renitenter Wahlen, auf die Einführung von Staatsbeamten mit den Machtbefugnissen der preußischen Landräthe, Bezirksregierungen und Oberpräsidenten, auf die in der Kreisordnung vorbehaltene Einmischung der Staatsverwaltung in die inneren Angelegenheiten der Gemeinden, Aemter und Kreise, und nun gar auf die in Ländern englischer Zunge und englischen Rechts unerhörte Abschneidung des Rechtsweges, wie sie fast auf jeder Seite der Kreisordnung zu finden ist. Und während sowohl die Kreistage wie die Provinziallandtage noch immer in altfeudaler Weise zusammengesetzt sind aus Vertretern der drei Stände: Großgrundbesitzer, Städte und Landgemeinden, bringt in England selbst ein hochkonservatives Ministerium eine Bill ein, die die gesammte Grafschaftsverwaltung an Behörden überträgt, gewählt mit fast allgemeinem Stimmrecht.[1]

---

[1] Diese Bill ist im August 1888 Gesetz geworden, mit noch wesentlichen Verbesserungen gegen den Regierungsentwurf. (So ging die Streichung der Bestimmung, welche

Die Vorlage der Kreisordnung für die sechs östlichen Provinzen (1871) war das erste Anzeichen, daß Bismarck nicht daran denke, Preußen in Deutschland aufgehen zu lassen, sondern im Gegentheil die feste Burg des Altpreußenthums, eben diese sechs Ostprovinzen, noch mehr zu befestigen. Unter verändertem Namen behielten die Junker alle wesentlichen Machtpositionen, blieben die Heloten Deutschlands, die ländlichen Arbeiter jener Landstriche — Gesinde wie Taglöhner — in ihrer bisherigen thatsächlichen Leibeigenschaft, zugelassen nur zu zwei öffentlichen Funktionen: Soldat zu werden und den Junkern bei den Reichstagswahlen als Stimmvieh zu dienen. Der Dienst, den Bismarck hierdurch der revolutionären sozialistischen Partei geleistet hat, ist unbeschreiblich und alles Dankes werth.

Was soll man aber sagen zu der Stupidität der Herren Junker, die gegen diese einzig in ihrem Interesse, im Interesse der längeren Erhaltung ihrer Feudalvorrechte, nur unter etwas modernisirtem Namen, ausgearbeitete Kreisordnung mit Händen und Füßen strampelten, wie es verzogenen Kindern zukam? Das preußische Herren- oder vielmehr Junkerhaus verwarf zuerst die um ein volles Jahr verschleppte Vorlage und nahm sie erst an, nachdem ein Pairsschub von 24 neuen „Herren" erfolgt war. Die preußischen Junker erwiesen sich damit abermals als kleinliche, verstockte, rettungslose Reaktionäre, unfähig, den Kern einer selbständigen großen Partei mit geschichtlichem Beruf im Leben der Nation zu bilden, wie die englischen Großgrundbesitzer dies in Wirklichkeit thun. Ihren totalen Mangel an Verstand hatten sie damit festgestellt; Bismarck hatte nur noch ihren ebenso totalen Mangel an Charakter vor aller Welt klarzulegen, und ein wenig sachgemäß angewandter Druck verwandelte sie in eine Partei Bismarck sans phrase.

Dazu sollte der Kulturkampf dienen.

Die Durchführung des preußisch-deutschen Kaiserplans mußte zum Gegenschlag haben die Vereinigung aller auf früherer Sonderentwicklung beruhenden antipreußischen Elemente zu einer Partei. Ein gemeinsames Banner fanden diese buntfarbigen Elemente im Ultramontanismus. Die Rebellion des gesunden Menschenverstands, selbst bei zahllosen orthodoxen Katholiken, gegen das neue Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit einerseits, die Vernichtung des Kirchenstaats und die sogenannte Gefangenschaft des Papstes in Rom andererseits, zwangen zu einem engeren Zusammenschluß aller streitbaren Kräfte des Katholizismus. So bildete sich schon während des Kriegs — Herbst 1870 — im preußischen Landtag die spezifisch katholische Partei des Zentrums; sie trat in den ersten deutschen Reichstag 1871 mit nur 57 Mann ein, verstärkte sich aber bei jeder Neuwahl, bis sie über 100 kam. Sie war aus sehr verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt. In Preußen lag ihre Hauptstärke in den rheinischen Kleinbauern, die sich noch immer als „Mußpreußen" ansahen; weiterhin in den katholischen Großgrundbesitzern und Bauern der westfälischen Bisthümer

die Ernennung, Kontrollirung und Absetzung der Polizeichefs den Friedensrichterkollegien vorbehalten wollte, in der Spezialdebatte mit 246 gegen 216 Stimmen durch.) In dem von der liberalen Nachfolgerin jener Regierung eingebrachten Distrikts- und Kirchspielvertretungsgesetz von 1894 ist die Selbstverwaltung auch auf die Gemeinden und Kreise ausgedehnt worden, selbstverständlich ebenfalls mit gleichem und nahezu allgemeinem Wahlrecht. Einzelbestimmungen dieses Gesetzes sorgen für eine Stärkung des demokratischen Elements in den Reihen der Friedensrichter, nachdem bereits in der Praxis die Ernennung einer größeren Zahl von Arbeitervertretern (Gewerkschaftsführer 2c.) zu Friedensrichtern Anstandspflicht der Regierungen geworden. D. H.

Münster und Paderborn, und in den katholischen Schlesiern. Das zweite große Kontingent lieferten die süddeutschen Katholiken, namentlich die Bayern. Die Macht des Zentrums aber lag weit weniger in der katholischen Religion, als darin, daß es die Antipathien der Volksmassen gegen das jetzt die Herrschaft über Deutschland beanspruchende spezifische Preußenthum vertrat. Diese Antipathien waren in den katholischen Gegenden besonders lebhaft; daneben liefen Sympathien mit dem jetzt aus Deutschland hinausgeworfenen Oesterreich. Im Einklang mit diesen beiden populären Strömungen war das Zentrum entschieden partikularistisch und föderalistisch.

Dieser wesentlich antipreußische Charakter des Zentrums wurde von den übrigen kleinen Reichstagsfraktionen, die aus lokalen — nicht wie die Sozialdemokraten aus nationalen und allgemeinen — Gründen antipreußisch waren, sofort erkannt. Nicht nur die katholischen Polen und Elsässer, sondern selbst die protestantischen Welfen schlossen sich als Bundesgenossen eng ans Zentrum an. Und obwohl die bürgerlich-liberalen Fraktionen sich nie über den wirklichen Charakter der sogenannten Ultramontanen klar wurden, verriethen sie doch eine Ahnung vom richtigen Sachverhalt, wenn sie das Zentrum „vaterlandslos“ und „reichsfeindlich“ titulirten.

* * *

Hier bricht das Manuskript ab. Aus den chronologischen Auszügen, die ihm beiliegen, läßt sich die Kritik des Bismarckschen Kulturkampfs nur mit Bezug auf die einzelnen Phasen und Maßnahmen ergänzen, hinsichtlich der zusammenfassenden Charakteristik der beiden Kampflager dagegen müssen wir es bei der oben gegebenen Einleitung bewenden lassen. Sie zeigt deutlich genug an, von welchen Gesichtspunkten Engels dabei ausging, resp. wie er die Sache anfaßte, wie sehr sein Urtheil, von keinerlei Nebenrücksichten und Gefühlsschwächen beirrt, direkt auf den Kern der Sache ging und mit wunderbarer Schärfe die historisch wesentlichen Momente hervorhob. Die Methode ist angezeigt, ihre weitere Anwendung müssen wir dem Leser überlassen.

Aus dem von Engels zusammengestellten Kalendarium der Einzelheiten des Kulturkampfs seien dagegen diejenigen Notizen zitirt, deren Wortlaut und Auszeichnung bereits eine Kritik der betreffenden Thatsachen darstellt.

1871. 3. März. Reichstagswahlen. Nur 57 Mann Zentrum gewählt. Das Zentrum verlangt, daß die sechs Artikel der preußischen Verfassung über Preß-, Versammlungs-, Vereinsfreiheit und Selbständigkeit der Kirche in die Reichsverfassung aufgenommen werden. Verworfen.

1871. Bismarck läßt beim Papst anfragen, ob die „reichsfeindliche“ Stellung des Zentrums den päpstlichen Absichten entspreche. Darüber Krakehle. Kommt für Bismarck nichts heraus.

1872. 14. Mai. Kardinal Hohenlohe vom Papst nicht als Gesandter angenommen. Bismarck: „*Nach Kanossa gehen wir nicht!*“

4. Juli. Jesuitengesetz, Aufenthaltsbeschränkung für *deutsche* Jesuiten.

1873. Maigesetze. . . . Die [preußische] Kammer apportirt der Regierung Zusätze zu dem die Kirche schützenden Verfassungsartikel! Dagegen viele Konservative, das Zentrum und *Theil* der Fortschrittspartei. Im Herrenhause Bismarck sehr heftig gegen die Konservativen für die Maigesetze.

11. Mai. Gesetzeskraft [der Maigesetze]. Jetzt erklären auch Virchow und die Fortschrittler, daß sie in diesem *Kulturkampf* die Regierung unterstützen werden! Gleichzeitig blamabler Durchfall der Alt- und Staatskatholiken. Widerstand der Bischöfe. Unmöglichkeit, die Vakanzen zu füllen, daher

1874 das Bisthumsgesetz. Für die Katz.

25. April. *Expatriirungsgesetz* gegen renitente internirte Priester vom

Reichstag angenommen. Selbst Fortschrittler waren dafür!

13. Juli. Kullmann schießt Bismarck den Rest von Verstand weg.

Polizeichikanen gegen Katholiken, Vereine, Presse 2c. Trotzdem in den verwaisten Diözesen päpstliche Geheimdelegaten, denen alles gehorcht. Bischöfe saßen die Geldstrafen ab, zahlten nicht.

1875. Preußisches Sperrgesetz gegen renitente Geistliche. Bismarck erklärt, es gebe schließlich nur zwei Parteien: die den Staat wollen und die ihn nicht wollen.

Streichung der §§ 15, 16, 18 der preußischen Verfassung angenommen. Damit auch die protestantische Kirche dem Staat verfallen, und nur sie, die anderen wehrten sich.

31. Mai. Gesetz über Auflösung der Orden publizirt. Dies vollendet das Rüstzeug. Von jetzt an wird Bismarck defensiv.

Diverse Bisthümer erledigt, die Katholiken halten aus, ja sehr oft muß die Regierung ein Auge zudrücken.

Sommer 1875: Marpingen.

1877. Falk geräth ins Wackeln. Aber Virchow ist noch immer Kulturkämpfer. In den protestantischen Synoden 2c. die pietistisch-orthodoxe Richtung überwiegend und von Wilhelm gestützt; auch unter den Konservativen treten Anti-Kulturkämpfer auf.

1879. Das Zentrum in der Regierungsmajorität. — Falk fällt Ende Juni. — 1878 der Papst gestorben und Leo friedlicher; man verhandelt; Juli 1878 besucht Nuntius Masella den Bismarck in Kissingen; aber zwischen Zentrum und Falk dauerte der Kampf fort: das Zentrum sei eine politische Partei mit politischen Grundsätzen. Da kam die Schutzzollallianz und Falks Fall. Statt seiner Putty und eine andere Politik begann. Im Herbst 1879 Verhandlungen zwischen Bismarck und Jacobini, nicht erfolgreich. Aber Putty setzte seine milde Praxis fort und milderte sie noch.

Der Landtag Oktober 1879 neugewählt. Starke Parteiverschiebung. Liberale verloren 88 Sitze an Konservative.

24. Februar 1880 giebt der Papst eine Kleinigkeit nach in der Anzeigepflicht, dagegen fordert die Regierung vom Landtag die Erlaubniß, die Maigesetze nicht zu befolgen. . . .

1881. Herbst. Als Vorbereitung zu den Reichstagswahlen neue Konzessionen der Regierung. . . .

1881. November. Im neuen Reichstag ein Zentrumsmann als erster Vizepräsident gegen Liberalen durchgesetzt. Bismarck stützt sich auf das Zentrum und schmeichelt wieder in Rom.

1882. Januar. Preußischer Landtag. Neue Regierungsvorlage zur Abrüstung. . . . Abschaffung der Staatspfarrer (Gemeinheit) und des Kultusexamens.

1883. Sommer. Neues Nachgeben der Regierung. Nachdem von der Kurie nichts zu erhandeln gewesen, ließ sich die Regierung im Juni bei ihrem neuen Kirchengesetz von Zentrum und Konservativen überstimmen und erklärte, wenn Rom damit nicht zufrieden, werde man die ganze Anzeigepflicht über Bord werfen.

Dagegen ermächtigt der Papst die Bischöfe, für ihre neuen Pfaffen die Regierungsdispense bezüglich der Vorbildung einzuholen.

Im Herbst . . . die Staatsleistungen in Köln wiederhergestellt, so daß das Gesetz nur noch in Posen galt. So nur die Polenhetze geblieben vom Kulturkampf!

Zu diesen Notizen über den Kulturkampf kommen noch einige auf denselben bezügliche Bemerkungen in einem Dispositionsentwurf, der augenscheinlich für dieses Schlußkapitel überhaupt bestimmt war, und den wir daher lieber als Abschluß desselben vollinhaltlich zum Abdruck bringen. Nur einen burschikosen Ausdruck, den Engels sicher nicht dem Druck übergeben hätte, muß der Leser sich selbst ergänzen:

I. Drei Klassen — zwei lausig, davon eine am Verkommen, die andere am Aufkommen, und Arbeiter, die nur bürgerliches Fairplay wollen. Laviren also nur zwischen den zwei letzteren richtig — aber nein! Politik:

1) die Staatsgewalt überhaupt zu stärken und namentlich pekuniär unabhängig zu machen (Eisenbahnverstaatlichung, Monopole), Polizeistaat und landrechtliche Justiz.

„Liberal" und „National", die Doppelnatur von 1848, geht durch auch in Deutschland 70/80.

Bismarck mußte sich auf den Reichstag und das Volk stützen, und dazu [war] volle Preß-, Rede-, Vereins- und Versammlungsfreiheit nöthig, schon zur Orientirung.

II. 1) Ausbau.

a. Oekonomisch schon schlechtes Münzgesetz.

b. Politisch. Wiederherstellung des Polizeistaats und antibürgerliche Justizgesetze, schlechte Kopie der französischen. Landrechtliche Unbestimmtheiten. Das Reichsgericht die Vollendung.

2) Ideenmangel bewiesen durch Spielerei beim Kulturkampf. Der katholische Pfaff unter Gensdarm und Polizist [gestellt], und Bismarcksbeleidigung. Jubel der Bourgeoisie — Hoffnungslosigkeit — Gang nach Kanossa. Partei Bismarck sans phrase.

Einzig rationelles Resultat: die Zivilehe!

3) Schwindel und Krach. Seine Betheiligung. Lausigkeit der konservativen Junker, die ebenso ehrlos wie die Bourgeois.

4) Vollständiger Umschwung [Bismarcks] zum Junker.

a. Schutzzoll. Koalition von Bourgeois und Junker, Löwenantheil für diese.

b. Versuche des Tabakmonopols.

c. Kolonialschwindel.

5) Soziale Politik à la Bonaparte.

a. Sozialistengesetz und Niedertretung der Arbeitervereine und -Kassen.

b. Sozialreformsch . . . .

III. 6) Aeußere Politik. Kriegsgefahr. Wirkung der Annexionen. Steigerung der Armee. Septennate. Als die Zeit erfüllet, Rückgang auf die Jahrgänge von vor 70, um die Ueberlegenheit noch ein paar Jahre zu wahren.

IV. Resultat:

a. Ein Zustand, der mit dem Tod der paar Leute zusammenbricht: kein Kaiserreich ohne Kaiser! Das Proletariat zur Revolution gedrängt. Eine Expansion der Sozialdemokratie bei Aufhebung des Sozialistengesetzes, wie noch nie. — Das Chaos.

b. Ein Friede, schlimmer als Krieg, das Resultat des Ganzen — im besten Fall, oder aber ein Weltkrieg.

Der Entwurf ist, wie gesagt, 1887/1888 verfaßt. Damals repräsentirte die Sozialdemokratie erst drei Viertelmillionen Stimmen. Heute mehr als das Doppelte. Man kann darnach ermessen, welches ihre Expansion hätte sein müssen, wenn das Sozialistengesetz so lange aufrecht erhalten worden wäre, bis die Verhältnisse seine Aufhebung gebieterisch und unabweisbar diktirt hätten, was sicher nicht ausgeblieben wäre.

Dann hätten wir in der That das „Chaos" gehabt. So ist's vorläufig der Zickzack-Kurs geworden.

Daß der Friede, dessen wir uns erfreuen, schlimmer ist als ein Krieg, ist heute schon ein Gemeinplatz der bürgerlichen Kritik; daß seine Alternative ein Weltkrieg, wissen die Regierer selbst am besten, es ist das Geheimniß der Erhaltung dieses „Friedens".

Das Chaos im Innern, das drohende Kriegsgespenst vor den Thoren, das ist die Bilanz der Bismarckschen Reichspolitik, der Erfüllung der bürgerlichen Einheitsbestrebungen durch den Vertreter des Junker- und Militärstaates. Wenn trotzdem selbst dieses Reich einen Fortschritt darstellt gegen das, was vor ihm gewesen, wenn

sich mit Hilfe seiner das Bürgerthum in Deutschland zu einer ökonomischen Bedeutung aufschwingen, die Produktion von gesellschaftlichem Reichthum in Deutschland eine Höhe erlangen konnte, an die vorher nicht gedacht wurde, so haben sich Junkerthum und Militarismus dafür theuer genug bezahlt gemacht. Sie existiren in ihrer heutigen Gestalt überhaupt nur noch dank dieser gewaltigen Steigerung der Produktivkräfte. Aber dieselbe Entwicklung, welche die Mittel geliefert zu ihrer Erhaltung, hat auch die Klasse heranwachsen, steigende Bedeutung und Einfluß gewinnen lassen, die den Kampf gegen sie mit frischer Kraft da aufnimmt und weiterführt, wo die Bourgeoisie ihn hat fallen lassen. Und sie — das moderne Proletariat — wird ihn zu Ende führen.

Der Weltmarkt und die Agrarkrisis.

Von Parvus. (Schluß.)

10. Russische und amerikanische Konkurrenz. Wirthschaftliche Depression. „Die Noth der Landwirthschaft."

Das Land, welches in Europa geschichtlich berufen war, Deutschland nachfolgend, die gleiche Entwicklung vom „Agrikulturland" zum „Industrieland" durchzumachen, war Rußland. Es schickte sich auch an, diese ihm geschichtlich zugefallene Mission zu erfüllen. Nach dem Krimkrieg, der für Rußland, mutatis mutandis, eine analoge Bedeutung hatte, wie die Napoleonischen Kriege für Deutschland, kam die Bauernbefreiung (1861). Und so stieg denn auch die russische Weizenausfuhr von 7,3 Millionen Hektoliter im Dezennium 1851/60 auf 13,3 im Dezennium 1861/70.

Die Vorbedingungen waren auf dem Weltmarkt durchaus vorhanden, um Rußland in die Wechselwirkungen der kapitalistischen Weltproduktion hineinzubeziehen. Und um diese Gelegenheit vollauf auszunützen, baute Rußland Eisenbahnen, legte Häfen an und setzte seine Einfuhrzölle herunter.

Die zu erwartenden Wirkungen schienen auch sich einstellen zu wollen. Zunächst freilich gab es nach 1861 eine wirthschaftliche Depression, analog der deutschen Krise der zwanziger Jahre. Aber nachdem schon 1863 der tiefste Punkt erreicht wurde, begann eine rasch aufsteigende Bewegung, die besonders in der Einfuhr von Rohstoffen, Halbfabrikaten und Maschinen zum Ausdruck kam, ein Zeichen, daß sich Ansätze einer russischen Industrie bildeten.

Es ist nicht schwer zu bestimmen, wie die weitere Entwicklung vor sich gegangen wäre, wenn nicht die Ereignisse eingetreten wären, die thatsächlich den Zusammenhang des Weltmarkts ganz anders gestaltet haben und die weiter unten zu erörtern sind. Die Getreideausfuhr Rußlands hätte sich immer mehr erweitert, damit aber auch sein industrieller Markt und seine eigene Industrie. Dadurch bedingt, wäre eine aufsteigende Bewegung der Getreidepreise, der Grundrente, der Bodenpreise, der „Produktionskosten" eingetreten. Bis, in näherer oder fernerer Zukunft, ein Ausgleich der Getreidepreise in Europa stattgefunden hätte, hätte jedenfalls die Intensität der Konkurrenz auf dem Getreidemarkt fortwährend abgenommen, nicht aber, wie es in Wirklichkeit der Fall war, unausgesetzt zugenommen. Die Getreidepreise wären, nachdem ihr tiefster Stand etwa während der siebziger Industriekrise erreicht worden wäre, nicht mehr gefallen, sondern gestiegen. In Wirklichkeit sinken die Getreidepreise seit Ende der siebziger Jahre unaufhörlich, was eben das Kennzeichnende der heutigen „Noth der Landwirthschaft" ist.

Die Agrarkrise wäre deshalb Europa und insbesondere Deutschland nicht erspart geblieben. Aber sie wäre aufgetreten und würde vergehen in analoger Weise wie die englischen Agrarkrisen nach den Napoleonischen Kriegen und nach der Aufhebung der Kornzölle. In Deutschland hätte vor allem ein Zurückdrängen des Roggenbaues durch den Weizenbau stattgefunden. Unterdeß hätte eine Reduktion der Bodenpreise nebst Anwendung einer verbesserten Produktionstechnik auf Grundlage der allmälig wieder steigenden Getreidepreise eine neue Prosperitätsperiode der kapitalistischen Landwirthschaft inaugurirt.

Aber das kam alles ganz anders. Und daß es anders kam, ist vor allem die Schuld der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Gerade als die europäische Geschichte die Verhältnisse vortrefflich zum Klappen arrangirte, da trat der unternehmende Yankee geschäftig dazwischen, stieß respektlos die historischen Vorrechte der einzelnen Länder mit den Füßen nach allen Seiten und mischte die Verhältnisse nach seinem Plaisir.

Die Anbaufläche der Vereinigten Staaten entwickelte sich rasch. Dementsprechend, aber noch viel rascher dehnte sich die amerikanische Weizenausfuhr aus.

Die amerikanische Weizenausfuhr ging zuerst nach England, dann nach Frankreich, dann nach Belgien und Deutschland, welch letzteres im Jahre 1868 die ersten 4000 Bushel amerikanischen Weizen eingeführt hat. Wie nun der Konkurrenzkampf auf dem europäischen Getreidemarkt sich entwickelt hat, zeigen die von Sering berechneten Prozentantheile der einzelnen Länder an der Weizenversorgung Englands:

Herkunftsländer	1846—50	1851—55	1856—60	1861—65	1866—70	1871—75	1876—80	1881—85
Rußland . . .	19,7	16,9	19,8	20,1	33,0	27,1	14,9	15,0
Vereinigte Staaten	6,2	11,6	18,8	32,1	22,8	40,9	54,0	48,8
Deutschland . .	31,7	29,2	23,5	23,2	18,2	8,2	6,9	3,4
Frankreich . . .	9,3	5,5	11,6	3,4	3,1	2,7	0,7	0,01
Andere Länder .	33,1	26,8	26,3	21,2	22,9	21,1	23,5	32,8

Bis 1861 beherrscht Deutschland den englischen Getreidemarkt und auch die Weizeneinfuhr aus Frankreich ist nicht unbedeutend. 1861 bis 1865 tritt Rußland die Führung an, aber ach, die Freude ist nicht ungetrübt, denn schon folgen ihm die Vereinigten Staaten auf die Fersen. Seit 1871 drängt Amerika mit Gewalt vor, schiebt Rußland vollkommen bei Seite und nimmt eine Position ein, wie kein anderes Land vorher. Nur in der letzten, oben verzeichneten Periode zeigt sich bereits eine Abschwächung in Folge der aufkommenden Konkurrenz Ostindiens und Australiens.

Es handelt sich bei alledem keineswegs blos um die Substituirung eines Landes durch das andere auf dem Weltmarkt: Rußland durch die Vereinigten Staaten. Es müssen, um die eingetretene Entwicklung des Weltmarkts, vor allem um die landwirthschaftlichen Zustände Europas zu begreifen, in Betracht gezogen werden: der Charakter Amerikas als kapitalistisches Kolonialgebiet, die Wechselwirkung zwischen ihm und den Stammländern, die Verschiebung der gegenseitigen Handelsverhältnisse der europäischen Staaten durch die Dazwischenkunft der amerikanischen Getreidezufuhr, sowie die Wirkungen, welches dieses auf die Entwicklung der europäischen Industrie hatte. Weder die amerikanische Konkurrenz, noch die russische Konkurrenz, noch beide zusammen genügen, um die gegenwärtige „Noth der Landwirthschaft" zu erklären, vielmehr müssen sie als integrirende

Theile der kapitalistischen Weltproduktion erfaßt werden, in deren Gesammtbewegung allein die Lösung des Problems liegt.

Worauf die landwirthschaftliche Ueberlegenheit Amerikas im Allgemeinen beruht, braucht nach den vorangehenden theoretischen Darlegungen nicht erst nachgewiesen zu werden. Es genügt, wenn wir unsere weiteren Erörterungen an das Zeugniß des gründlichsten deutschen Erforschers der amerikanischen Landwirthschaft, Max Sering, anknüpfen. Dieser kommt in seinen allgemeinen Betrachtungen zum Schlusse:

„Aus dem allem ergiebt sich, daß der einzige volkswirthschaftliche Vorzug, welchen die landwirthschaftliche Produktion in Nordamerika vor derjenigen in West- und Mitteleuropa genießt, in dem niedrigen Preise des Grund und Bodens liegt. Mit Rücksicht auf alle anderen Faktoren der Produktion: die Arbeitslöhne, den gebräuchlichen Zinsfuß und den Preis jeder Art beweglichen Kapitals, erscheinen umgekehrt die deutschen, englischen, französischen Landwirthe günstiger gestellt als ihre Berufsgenossen jenseits des Ozeans. Die amerikanische Konkurrenz hat ihre volkswirthschaftliche Grundlage in der dünnen Besiedelung und den dadurch bedingten niedrigen Preisen des Grund und Bodens.“[1]

Die geringen Bodenpreise sind freilich durch die „dünne Besiedelung“ ebensowenig bedingt, wie etwa die Sommerhitze durch die Ausdehnung des Quecksilbers an der Thermometerskala. Das Buch von Sering selbst enthält Thatsachen genug, die das bestätigen. Der allgemeine Grund dieser Erscheinung liegt, wie wir wissen, in dem Verhältniß zwischen Industrie und Landwirthschaft, worunter selbstverständlich nicht das Verhältniß der industriellen zur landwirthschaftlichen Bevölkerung, sondern jenes der Getreideproduktion zum nicht agrikolen Bedarf resp. zum Marktbedarf an Getreide zu verstehen ist. Wo die Industrie relativ mehr entwickelt ist, da ist dieser Marktbedarf größer, und die Getreidepreise sowie die Bodenpreise sind höher und da drängt sich auch die Bevölkerung auf einem engeren Bodenraum zusammen. Das gilt auch für die Vereinigten Staaten.

Der Unterschied der Vereinigten Staaten von Europa, zugleich ihr Kennzeichen als kapitalistische Kolonie, ist nun die geringe Kontinuität in der Entwicklung des Verhältnisses zwischen Industrie und Landwirthschaft. Diese Entwicklung wird hier nämlich fortwährend unterbrochen durch den Strom der Einwanderer, der neues Land okkupirt und die Anbaufläche erweitert. So entsteht immer von Neuem ein Ueberfluß der Getreideproduktion, der die Getreidepreise nicht aufsteigen läßt. In Europa bedingt die Ausdehnung der Kulturfläche eine Vermehrung der Grundrente — hier, wo der Bodenpreis nicht im Wege steht, dient sie umgekehrt als Hinderniß dieser Vermehrung.

Neben der Einwanderung sind, wie Sering mit Recht hervorhebt, noch die Binnenwanderungen in Betracht zu ziehen. Diese haben aber auf den verschiedenen Stufen der kolonialen Entwicklung verschiedene Ursachen. In dem Zeitabschnitt, von dem wir ausgehen, waren sie bereits durch den Charakter Amerikas als Getreideausfuhrland bedingt. Um billiges Getreide exportiren zu können, wurden die alten Ansiedelungen, sobald der Getreidebau auf ihnen unrentabel wurde, verlassen, um neues Land zu okkupiren, andererseits, wer überhaupt in seiner Erwerbsthätigkeit Schiffbruch litt, sattelte schnell um und gründete eine Ansiedelung. Die Krise der siebziger Jahre hat, nach Sering, in dieser Richtung eine gewaltige Wirkung ausgeübt.

---

[1] Max Sering, Die landwirthschaftliche Konkurrenz Nordamerikas. S. 181.

Es ist also Amerika in landwirthschaftlicher Beziehung nicht, wie etwa Preußen oder Rußland, als ein abgegrenztes Land mit einer abgegrenzten Bevölkerung aufzufassen, sondern die Entwicklung ging so vor sich, daß währenddem ein Ackerbaudistrikt sich industriell entwickelte, sich schon unterdeß eine neue Ackerbauzone bildete, nach dieser eine dritte u. s. w. Es ist, als ob ein ganzer Komplex von Ackerbauländern, eins nach dem anderen, in die Weltmarktsverbindung getreten wäre. Dann ist es aber auch klar, daß diese Entwicklung keineswegs etwa an die politischen Grenzen der Vereinigten Staaten gebunden ist, sondern daß dies überhaupt die Bildung ackerbautreibender kapitalistischer Kolonien darstellt. Wie sehr dies der Fall, zeigte ja die jüngste Entwicklung in dem Auftreten Argentiniens auf dem Weltmarkt.

Auf den ersten Blick scheint es, daß die Entwicklung ackerbautreibender kapitalistischer Kolonien nur von zwei Faktoren abhängt: der Auswanderung und dem Vorhandensein von fruchtbarem unokkupirten Land unter günstigen klimatischen Verhältnissen. Aber die nähere Betrachtung zeigt, daß eine weitere Bedingung davon die Möglichkeit eines lohnenden Getreideabsatzes ist. Eine nach der Wildniß verschlagene menschliche Ansiedelung, ohne Zusammenhang mit dem Weltmarkt, ist noch keine kapitalistische Kolonie. Dieser Zusammenhang wird für die getreidebauenden Kolonien hergestellt durch den Getreideabsatz. Findet nun, unter Umständen, eine solche Ueberproduktion an Getreide statt, daß die Getreidepreise einen Stand erreichen, der den Anbau unvortheilhaft macht, so wird offenbar in diesen Kolonien eine Krise eintreten und zugleich wird sich die Einwanderung anderen Zielen zuwenden. Wir haben also wieder eine Wechselwirkung: selbst den Weltmarkt bedingend, werden die Kolonien durch den Weltmarkt bedingt.

Nachdem die eigenartige Rolle, welche Amerika als kapitalistische Kolonie auf dem Getreidemarkt spielt, gekennzeichnet ist, betrachten wir noch, wie sich zahlenmäßig die Einwanderung nach Amerika entwickelt hat.

Es betrug die Einwandererzahl in den Vereinigten Staaten von 1820 bis 1894 17,4 Millionen Personen. Allein in dem in Betracht kommenden Zeitraum seit 1861 sind 12,3 Millionen Menschen nach den Vereinigten Staaten eingewandert. Nun sind auch die früher angeführten Angaben über die Erweiterung der Anbaufläche, das Wachsthum der relativen Getreideproduktion und die rasche Vermehrung der amerikanischen Getreideausfuhr kein Räthsel mehr. Man sieht, die amerikanische Getreidekonkurrenz ist das rechtmäßige Produkt des europäischen Kapitals.

Der Druck der amerikanischen Weizenausfuhr auf den Weltmarkt bedingte vor allem eine Hemmung der russischen Weizenausfuhr. Weil aber die Bedingungen der Konkurrenz auf dem Weizenmarkt erschwert wurden, so verlegte sich Rußland noch mehr als früher auf die Roggenausfuhr. Dadurch wurde die Richtung seiner Ausfuhr abgelenkt und ein größerer Druck auf den deutschen Getreidemarkt ausgeübt.

Von viel größerer Tragweite war der Umstand, daß Rußland gezwungen war, sein Getreide zum amerikanischen Preise zu verkaufen. Dadurch wurde der mehrfach geschilderte Prozeß der Steigerung der Grundrente und deren Fixirung im Bodenpreis in seiner Entwicklung gehemmt. Statt der kapitalistischen Gutswirthschaft bildeten sich daher irische Zustände heraus, gekennzeichnet durch die Auspressung des kleinen Pächters. Statt den Bauer zum Lohnarbeiter zu machen, zog es der spekulative Gutsbesitzer vor, das Gutsland den Bauern zu horrenden Preisen zu verpachten. Wo er nicht selbst in Verbindung trat mit der Bauerngemeinde, besorgte der Zwischenpächter das

Geschäft. Ein Theil der adeligen Grundbesitzer wurde auch ruinirt. An ihre Stelle trat der kleinstädtische Kapitalist, eine Zwittergestalt von Kaufmann und Wucherer, der mit einem noch größeren Schwunge das System der Ausbeutung mittels Verpachtung betrieb. So wurde die Möglichkeit geschaffen, mit Amerika zu konkurriren, und so wurde auch seitens Rußlands ein gewaltiger Druck auf den Getreidemarkt ausgeübt. Die gesammte Getreideausfuhr Rußlands beruhte auf einer Volksschinderei in des Wortes verwegenster Bedeutung, auf einer grausamen Aushungerung der Bauernmasse, auf einer grenzenlosen Devastirung und Ausraubung des Bodens. Der Abschluß dieser Entwicklung war die Katastrophe von 1892 und 1893.

Eine weitere Folge dieser Verhältnisse war die Verlangsamung der industriellen Entwicklung Rußlands.

Die auswärtige Einfuhr Rußlands hat seit dem Ausgang der siebziger Jahre stark abgenommen. Sie betrug in der fünfjährigen Periode 1876/80 2414 Millionen Silberrubel, in den Jahren 1886/90 dagegen nur 1783 Millionen! Die Einfuhr aus Deutschland betrug 1871/75 903 Millionen Silberrubel, 1876/80 1150 Millionen und 1886/90 608 Millionen Rubel.[1]

Das Sinken der Getreidepreise — die Inauguration der „Noth der Landwirthschaft" — begann mit der siebziger Handelskrisis. Der Verlauf der akuten Krisis war 1879 ziemlich abgeschlossen, dennoch wollte die zu erwartende Prosperitätsperiode sich nicht einstellen. Damit dies geschehe, war allerdings die Gründung afrikanischer Kolonien, nach denen nur Schnaps und preußische Offiziere abgesetzt werden können, nicht genügend. Es war die Eröffnung eines großen Absatzgebietes für Textilprodukte, Maschinen und Gegenstände des kulturellen Bedarfs nothwendig. Hätte die kapitalistische Entwicklung Rußlands in der gleichen Weise fortgedauert, wie sie sich in den sechziger Jahren zeigte, so wäre dadurch ein derartiger Markt von immensem Umfang geschaffen worden. Und neben Rußland kommen noch in Betracht Ungarn, Galizien und die Donaufürstenthümer. Aber durch die Konkurrenz Amerikas, resp. durch die Entwicklung der kapitalistischen Kolonialbildung, wurde die kapitalistische Entwicklung der Landwirthschaft und Industrie dieses größten Theils von Europa gehemmt. Amerika hat allerdings einen wichtigen und wachsenden industriellen Markt, doch konnte dieser jenes gewaltige europäische Absatzgebiet nicht ersetzen. Und dabei wurde die Rückwirkung der industriellen Entwicklung Amerikas auf den europäischen Markt, wie bereits auseinandergesetzt, durch die unablässige Ausdehnung der Anbaufläche immer von Neuem durchbrochen. Jede Steigerung der wirthschaftlichen Prosperität Amerikas wurde begleitet von einer Steigerung der europäischen Auswanderung nach Amerika. Auf jedes Dampfschiff, welches Industriewaaren nach Amerika führte, kam ein anderes, das Bauern und Arbeiter transportirte.

So bildete sich jener Zustand der verlangsamten industriellen Entwicklung heraus, den man als wirthschaftliche Depression bezeichnet und der bereits seit mehr als anderthalb Dezennien anhält. Zur Illustration dieser Verhältnisse, die ja allgemein bekannt sind, nur folgender Vergleich:

Es betrug der Gesammtwerth des auswärtigen Handels in Millionen Pfund Sterling:

---

[1] Die während dieses Zeitraums dreimal stattgehabte Erhöhung der russischen Einfuhrzölle, die reine Finanzzölle waren, ist ihrerseits als Ergebniß der industriellen Stockung zu betrachten.

Land	1883	1887	1892	Unterschied 1892 gegen 1883
Deutschland	326,8	313,0	349,6	+ 6,0 %
Frankreich	330,2	291,0	305,9	— 7,0 %
England	731,3	643,4	715,4	— 2,0 %
Zusammen	1388,3	1247,4	1370,9	— 1,3 %

Die Tabelle zeigt deutlich eine Stagnation des Handelsverkehrs dieser wichtigsten Industrieländer.

Einmal vorhanden, wirkte die industrielle Stagnation ihrerseits auf den Getreidemarkt, und zwar zunächst in der Weise, daß sie die Getreidezufuhr steigerte. Die Agrarier vergessen nur zu gern, daß das Sinken der Getreidepreise in Gefolgschaft der Handelskrisis auftrat, daß, so lange der industrielle Aufschwung anhielt, die Getreidepreise, trotz der gewaltigen und rasch anwachsenden amerikanischen und russischen Zufuhr, stiegen. Als nun die industrielle Stockung die Getreidepreise zum Sinken brachte, da mußten doch offenbar der amerikanische Farmer wie der russische Bauer mehr Getreide zur Ausfuhr abgeben, um auf ihre gewöhnliche Geldeinnahme aus dem Getreideverkauf zu kommen. 1877 war der Weizenpreis um 30 Prozent höher, als 1879 — so hat denn auch der amerikanische Farmer, der im Jahre 1877 blos 25 Prozent seiner Weizenproduktion nach Europa einschiffte, im Jahre 1879 volle 40 Prozent nach Europa abgeliefert! Da dies durchschnittlich jeder Farmer that und zu gleicher Zeit die Anbaufläche sich ausdehnte, so vermehrte sich die amerikanische Weizenausfuhr um genau 100 Prozent! Dies die Erklärung der plötzlichen Steigerung der amerikanischen Getreidezufuhr 1878 und 1879, die zur unmittelbaren Folge die Einführung von Getreidezöllen auf dem europäischen Festlande hatte.[1]

Die Getreidezölle selbst erschienen als ein weiterer Faktor, der den Druck auf dem Getreidemarkt vermehrte. Je wirksamer dieser Druck, desto unwirksamer die Getreidezölle für die heimische Landwirthschaft, — gelingt es aber thatsächlich, vermittelst der Zölle die Getreidezufuhr in bedeutendem Maße zurückzuhalten, so wird dadurch die industrielle Ausfuhr und damit die Entwicklung der heimischen Industrie gehemmt und in der Folge wiederum ein Druck auf die Getreidepreise ausgeübt. Je weniger Getreide Amerika und Rußland ausführen, desto weniger Industriewaaren können sie einführen. Als Deutschland im Jahre 1885 seine hohen Getreidezölle ansetzte, sank allerdings seine Getreideeinfuhr 1886 gegenüber 1884 um 213 Millionen Mark, aber zu gleicher Zeit sank seine Waarenausfuhr um 219 Millionen Mark und damit im Zusammenhang die allgemeine Waareneinfuhr, außer der Verminderung des Getreideimports, um noch weitere 159 Millionen Mark! Wenn die Zollerhöhung von 1887 nicht die gleiche Wirkung hatte, so nur deshalb, weil auch die Getreideeinfuhr nur unbedeutend sank, um kaum 35 Millionen Mark.

Durch die gekennzeichnete Konstellation des Weltmarkts wurde bedingt, daß während dieses Zeitraums der inländische Markt relativ mehr zur Gel-

[1] So erklärt sich das scheinbare Paradoxon, das wir in der Einleitung zu unserer Untersuchung hervorgehoben: „daß die große amerikanische Zufuhr durch die niedrigen europäischen Preise bedingt sei" („Neue Zeit", Heft 7, S. 198). Von 1869 bis inklusive 1877 führten die Vereinigten Staaten circa 23 Prozent ihrer Weizenproduktion aus, von 1878 bis 1893 aber etwa 31 Prozent.

tung kam. An dem Eisenbahnnetz wurde rüstig weiter gebaut, und die Großstädte wuchsen. Die Eisenbahnlänge betrug in Deutschland 27981 Kilometer Ende 1875 und 42908 Kilometer im Jahre 1892/93. Die Städte mit mehr als je 100000 Einwohnern umfaßten 1875 6,2 Prozent der Bevölkerung, 1890 dagegen 12,1 Prozent. Dementsprechend stieg auch der städtische Verbrauch an industriellen und landwirthschaftlichen Produkten. In Bremen z. B., für das sich eine statistische Berechnung aufstellen läßt, betrug der Verbrauch an Mehl und Brot aus Roggen und Weizen: 1872/76 im Jahresdurchschnitt 105589 Meterzentner, dagegen im Jahre 1887/88 132482 Meterzentner, eine Steigerung um 25 Prozent.[1]

Allein auch die Entwicklung der Städte, die bis zu einem gewissen Grad gleichsam selbständig vor sich gehen kann, hat schließlich ihre Schranken in der Entwicklung der Industrie, folglich des Weltmarkts. Je mehr die Städte als bloße Geldakkumulations- und Konsumtionszentren erscheinen, desto mehr führen sie ein reines Parasitendasein. Ihre Bevölkerung besteht dann aus Rentiers und ihrem Korrelat, den Lumpenproletariern. Neben dem reichsten Villenviertel besitzen sie das vollständigste Verbrecheralbum. Sie werden zur Zufluchtsstätte einer Masse von Schwindelexistenzen. Und statt ein Zeichen der Prosperität zu sein, wird ihr Wachsthum vielmehr zum Zeichen der Stagnation.

Das Bestreben, den inländischen Getreidemarkt zu schützen, nahm unter diesen Verhältnissen sehr leicht die Form des Schutzes des inländischen Marktes überhaupt an.

Dies sind die allgemeinen Zusammenhänge der jüngsten europäischen Handelspolitik: weil die industrielle Entwicklung nicht rasch genug vor sich ging, um wenigstens ein Sinken der Getreidepreise zu verhindern, so führte man Getreidezölle ein, wodurch die industrielle Entwicklung erst recht gehemmt wurde, und dann verbarrikadirte man den inländischen Markt, dadurch die Entwicklung des Weltmarkts, folglich der Industrie aufhaltend. „Im europäischen Zollschutz kommt der Zusammenhang der kapitalistischen Produktion Europas zum Ausdruck, deshalb auch der Zusammenhang zwischen Industrie und Landwirthschaft, dies alles aber, dem Charakter der kapitalistischen Produktion entsprechend, als Gegensatz und Widerspruch."[2]

Die wirthschaftliche Depression bedingte eine verlangsamte Entwicklung der kapitalistischen Gegensätze. In dieser Beziehung übte auch die Auswanderung eine sehr große Wirkung aus. Man bedenke nur, was eintreten würde, wenn die zwölf Millionen, die während eines Menschenalters ausgewandert sind, im Lande geblieben wären? Welche ungeheure Parzellirung des sonst schon parzellirten Bauernbesitzes, welche massenhafte Proletarisirung würde das bedeuten! Dies ist die wahre Ursache der zeitweiligen „Erhaltung" der Bauernschaft.

[1] Dabei hat der relative Konsum abgenommen von 114,6 Kilogramm auf 109 Kilogramm pro Kopf der Bevölkerung Bremens. Das ist aber keine Ausnahme. Nach Juraschek verminderte sich der durchschnittliche jährliche Getreideverbrauch Deutschlands von 185 Kilogramm pro Kopf der Bevölkerung in den Jahren 1880/81 bis 1884/85 auf 176 Kilogramm in den Jahren 1885/86 bis 1889/90. Da also eine relative Verminderung der verfügbaren Getreidemenge stattfand, andererseits der Getreideverbrauch der Städte, betrachtet man Bremen als Typus, bedeutend mehr wuchs, als die Gesammtbevölkerung des Landes — diese vermehrte sich während des im Text angegebenen Zeitraums nur um etwa 16 Prozent — so mußte folglich die Landbevölkerung einen immer größeren Theil des produzirten Getreides an die Städte abgegeben haben. Bei sinkenden Getreidepreisen ging der Getreidekonsum zurück, und bei zurückgehendem Getreidekonsum stieg der inländische Getreideverkehr. Vergl. unsere Skizze 5: „Agrarische Widersprüche" unter 3 und 4.

[2] Skizze 3, „Neue Zeit", Heft 9, S. 283.

Andererseits schuf die europäische Auswanderung nicht nur den amerikanischen Farmer und dadurch die amerikanische Getreidekonkurrenz, sondern auch die amerikanische Industrie. Nach der amerikanischen Zählung von 1880 waren von den aus Deutschland Eingewanderten 293 722 in der Landwirthschaft beschäftigt, aber 739 468 in anderen Produktionszweigen, und zwar: Handwerk und persönliche Dienste 218 867, Handel und Verkehr 152 491, Bergwerk und Industrie 368 110. Dieses muß sich seither noch mehr zu Ungunsten der Landwirthschaft verschoben haben. Und die Entwicklung der Vereinigten Staaten zu einem Industrieland macht sich bereits Europa gegenüber recht fühlbar auf den Märkten Zentralamerikas, Südamerikas, Ostindiens und in Ostasien. Doch dies gehört bereits zu den Ansätzen einer neuen Entwicklung des Weltmarkts.

Die wirthschaftliche Depression und die „Noth der Landwirthschaft“ hängen eng zusammen. Beide bedingen wechselseitig einander. Die industrielle Ausfuhr entwickelt sich langsam. Die industrielle Thätigkeit richtet sich hauptsächlich auf Gegenstände des inländischen Bedarfs. Der inländische Handelsverkehr wird durch Geschäftsreisende, Versandtgeschäfte 2c. stark entwickelt. Der Waarenkredit nimmt die gewagtesten Formen an. Das Geldkapital vermehrt sich rasch. Die Fondsbörse zeigt eine anhaltende Steigerung. Der Zinsfuß fällt. Die Entwicklung des rationellen landwirthschaftlichen Großbetriebs ist gehemmt. Ins Ungeheure entwickeln sich dagegen die industriellen landwirthschaftlichen Nebenbetriebe. Das Bauernthum verelendet, aber es bleibt noch an der Scholle. Die Bauernparzelle wird weniger zersplittert, weil die Bauernfamilie reduzirt wird. Die Verwandlung der bäuerlichen Naturalwirthschaft in Waarenproduktion greift indeß um sich. Dem Gutsbesitzer wird die Hypothek zur unerträglichen Last. Dennoch kommt es verhältnißmäßig selten zur Subhastation: der Gutsbesitzer bemüht sich, die Zinsen aufzubringen, weil er fürchtet, bei der Versteigerung ohne jeglichen Rest zu bleiben, und seinerseits fürchtet der Hypothekengläubiger, beim Verkauf sein Kapital einzubüßen. Die Arbeitslöhne sinken nicht, aber ihre gelegentliche Steigerung ist sehr geringfügig. Die Hausindustrie entwickelt sich, auf dem platten Lande, wie in den Städten.

Die Frage drängt sich auf: wo ist der Ausweg aus diesen Zuständen? Die Antwort darauf liegt in den sich bildenden Kombinationen des Weltmarkts. Sie kann daher auch nicht in einem spekulativen Ausspruch bestehen, sondern sie muß gegeben werden durch die Schilderung der vermuthlichen weiteren Entwicklung der kapitalistischen Weltproduktion. Diese neuen Verhältnisse sind auch bereits reif genug, um gezeichnet werden zu können.

In Bezug auf die „Noth der Landwirthschaft“ ist jedenfalls Folgendes klar:

Der letzte und eigentliche Grund der Agrarkrisis sind einzig die durch die kapitalistische Entwicklung hochgetriebenen Grundrenten resp. Bodenpreise. Man beseitige diese Bodenpreise und die europäische Landwirthschaft kann wieder die Konkurrenz aufnehmen mit der russischen und amerikanischen. Beseitigt man die Bodenpreise, so kommt wieder der produktive Unterschied der Bodenqualitäten zur Geltung und damit ist die jetzige fast unterschiedslose Wirkung der Krise auf Boden jeder Art auf jeden Fall beseitigt. Höchstens wird also dann der schlechteste Boden dem Anbau entzogen, während der Rest konkurrenzfähig bleibt.

Schon daraus ergiebt sich, daß die Darstellung der amerikanischen landwirthschaftlichen Konkurrenz als einer natürlichen Geißel Europas höchst abgeschmackt ist. Diese Konkurrenz ist eine durchaus kapitalistische Erscheinung. In dem Moment, wo man das Privateigenthum an Grund und Boden in gesell-

schaftliches verwandelt, giebt es auch keine Bodenpreise mehr, und damit hört die devastirende Wirkung der amerikanischen Getreidekonkurrenz auf. Sie wird schon bedeutend herabgesetzt, wenn die Auswanderung aufhört. Und die Auswanderung hört auf, wenn die Arbeiter im Lande selbst eine lohnende Beschäftigung finden. Daß dies jetzt nicht der Fall, liegt im Wesen nicht der Produktion überhaupt, sondern der kapitalistischen Produktion.

Die kapitalistische Gesellschaft, die auf dem Privateigenthum basirt, kann dessen Schäden nur beseitigen, indem sie den Privateigenthümer ruinirt und beseitigt, resp. durch einen anderen ersetzt. Der Privateigenthümer muß vernichtet werden, damit das Privateigenthum gerettet werde. Ihr einziges Mittel gegen die Agrarkrisis, sieht man von einer etwaigen günstigen Gestaltung des Weltmarkts ab, ist deshalb: Subhastation des gesammten kapitalistischen Grundbesitzes. Dann würden die Bodenpreise auf die den neuen Bedingungen entsprechende Höhe reduzirt werden und die europäische Landwirthschaft würde konkurrenzfähig gemacht. Statt das Getreide mit Zöllen zu belegen, müßte man vielmehr um den entsprechenden Prozentsatz die Bodenpreise sich verringern lassen. Noch keine Krisis ist durch den Zollschutz beseitigt worden, sondern das kapitalistische Mittel gegen dieses kapitalistische Uebel ist nur die freie Konkurrenz, die die Tauschwerthe auf ihr durch die neuen Weltmarktsverhältnisse gegebenes Niveau reduzirt und zugleich den Handelsverkehr und die Produktion erweitert. Dem stehen freilich entgegen die Interessen des jeweiligen Grundbesitzers und des Hypothekengläubigers. Aber nur deren Interessen und nicht einmal die der kapitalistischen Produktion, sei es in der Industrie oder in der Landwirthschaft.

Die Hypotheken sind der Reflex der Bodenpreise. Würde man die Hypotheken verstaatlichen, so würde man dadurch nur den Hypothekengläubigern Sicherheit verschaffen, aber den Grundbesitzern nicht nützen. Denn die Last der Hypothek liegt nicht im Zinsfuß, sondern in der hohen Schuldsumme, die das Ergebniß der hohen Bodenpreise ist.

Auch die Tilgung der Hypotheken ist eine Illusion. Hätte der Grundbesitzer, außer seinem standesgemäßen Einkommen, noch so viel übrig, um die Hypothekarschuld zu amortisiren, würde er die Hypothek gar nicht als eine Last empfinden, dann würde er schon eher eine neue Hypothek aufnehmen.

Würde man den Grund und Boden durch Ankauf zu seinem jetzigen Preise verstaatlichen, so würde man dadurch den Gutsbesitzern die hohe Rente, den Hypothekengläubigern ihr Kapital retten und dem Staat die ganze Last aufbürden. Das würde heißen, die hohe Grundrente, die sich durch Reduktion der Arbeitslöhne und Steigerung des Brotpreises gebildet hat, verewigen zu wollen. Das würde selbstverständlich der kapitalistische Staat, der Entwicklung des Weltmarkts entgegen, ebensowenig zu Stande bringen können, wie der kapitalistische Gutsbesitzer. Und so würde er als Landwirth ebenso ruinirt, wie dieser.

Solange weder an der Konstellation des Weltmarkts, noch an den hohen Bodenpreisen nebst Hypotheken etwas geändert ist, nützen offenbar auch die „kleinen Mittel“: Meliorationen, Maschinen, Kreditinstitute, Genossenschaften um so weniger.

Um die Agrarkrisen zu verhüten, die „Noth der Landwirthschaft“ ein für alle Mal zu beseitigen, ist Folgendes nothwendig:

Die Verwandlung des Privateigenthums an Grund und Boden in gesellschaftliches Eigenthum. Mit dem Privateigenthum fällt auch die Schuldbelastung dieses Privateigenthums, die Hypothek, weg. Ferner muß an Stelle der individuellen Produktionspreise, deren Unterschied die Grundrente

bildet, ein gesellschaftlicher Produktionspreis gesetzt werden. Dies ist nur möglich, indem man die Landwirthschaft des gesammten Landes als einzige Unternehmung betrachtet, also durch Uebergang von kapitalistischer Waarenproduktion zur sozialistischen Naturalwirthschaft. Sodann muß eine Uebervölkerung der Landwirthschaft durch industrielle Verwendung der überschüssigen Landbevölkerung resp. durch ein rationelles Vertheilen der gesellschaftlichen Arbeiterzahl und Arbeitszeit auf die einzelnen Produktionszweige, verhütet werden. Dazu würde noch, schließlich, hinzukommen die technische Organisation und Ausrüstung des landwirthschaftlichen Betriebs.

Wie dieses Programm zu entwickeln und im Einzelnen zu verwirklichen wäre, soll bei anderer Gelegenheit erörtert werden.

* * *

Wir sind am Schluß unserer Untersuchung. Sie macht, schon aus Rücksicht auf den Raum der „Neuen Zeit", von vornherein keinen Anspruch auf wissenschaftliche Vollständigkeit. Viele einschlägige Fragen von Wichtigkeit mußten entweder ganz übergangen werden oder sie wurden nur mit ein paar Strichen gezeichnet. Da sind vor allem hervorzuheben: der Konkurrenzkampf zwischen Großgrundbesitz und Kleingrundbesitz, die Industrialisirung der Landwirthschaft, die Bedingungen der Auswanderung, die Gesetze der kolonialen Entwicklung nebst den Bedingungen der kapitalistischen Ueberproduktion. Auch die Erörterung der politischen Bewegungen, die sich, nach dem Plane der Arbeit, an die Schilderung der ökonomischen Entwicklung anschließen sollte, muß, so verlockend sie ist, für diesmal ausfallen.

Es handelt sich für uns nur um die ganz allgemeinen Zusammenhänge, weil eben diese es sind, die am meisten übersehen werden.

Kleine Briefe.

Schön muß trotz alledem der Frühling jetzt im Süden sein; Crispi ist weggeblasen. „Der Kerl wäre herunter", triumphirte Freiherr v. Stein nach der Schlacht von Waterloo; es giebt heute kein besseres Wort. „Ich hoffe, das Land bedarf meiner niemals wieder", soll der greise Sünder beim Abgang gesagt haben. Es bedurfte seiner längst nicht mehr, es litt blos an ihm, nöthig war er nur der Bande, welche im Zeichen des savoyischen Kreuzes Beschlag auf das geeinte Italien legte, dasselbe zum Theil noch ärmer machend. Ob jetzt die Herren, nachdem ihnen Menelik einen furchtbaren Tritt versetzt, sich darauf besinnen, daß auf Sardinien, auf Sizilien Terrain zum Kolonisiren wäre? Ob sie sich an die römische Campagna, an die Maremmen Toskanas, an die brachliegenden Reviere des einstigen Königreichs Neapel erinnern? Ob sie daran denken, daß in Mantua die Bauern an der Pellagra sterben? Ich glaube nicht. Der Weg nach Frankreich, nach der Schweiz und nach — La Plata steht ja den armen Teufeln noch immer offen; man kann unmöglich liberaler sein. Und die Amnestie ist gewährt — Frevler begnadigten brave Leute! — es läßt sich weiterwursteln, die Bourgeoisie hat nichts dawider — dem Sozialismus wachsen erst die Schwingen. „Einst wird kommen der Tag . . ."

Mehr Recht und Freiheit erhoffte die Nation einst von der Regeneration. Die Herzen zitterten in naiver Hoffnung. Aber die Monarchie fing den Wind in ihren Segeln auf, sie eilte herbei mit militaristischen Traditionen und militaristischem Hofadel. Der republikanische Traum ward abgedankt, das französische

Empire kopirt, die Großmachtsallüren begannen und die neue Administration gerieth in die Finger gewiegter Gauner. Man holte die alten Knechte zärtlich aus ihren Löchern — das Volk mit der Einheit auszusöhnen. Das war der erste Widerspruch der ersten Stunde — und er ist nicht verschwunden — Militarismus und Bureaukratie liegen sich in den Armen. Es war ein deutscher Mann, der unter Garibaldi focht, Oberst Rüstow, der rasch den Krebsansatz erkannte. Was er vor zweiunddreißig Jahren am Schluß des vierten Buches seiner „Annalen des Königreichs Italien, 1861—1863“ darüber schrieb, ich will es hersetzen:

Die Regierung charakterisirte sich im Innern von vornherein dadurch, daß sie gegen die Revolution auftrat und indem sie wähnte, diese niederwerfen zu müssen, zugleich wähnte, die Ordnung mit den Mitteln der alten europäischen Gewalt herstellen zu müssen, so daß sie statt die allerärgsten Schäden der Umwälzung zu beseitigen, die Schäden des früheren Regiments wiederherstellte, ja vermehrte.

Wir finden bei ihr kein neues Prinzip, kein Prinzip der fortschreitenden Welt. Darin steckt eine dauernde Schwäche, darin die Nothwendigkeit neuer Revolutionen. Das Land an sich erfüllt alle Bedingungen, die an einen einheitlichen Staat zu richten sind. Es ist nur seine Verwaltung, welche Unheil dräut. Ein Heer war geschaffen, aber da man nicht verstanden hatte, es auf neuer Grundlage aufzubauen und sich ans Hergebrachte hielt, gewann es trotz ungeheurer Kosten nicht die Kraft selbständiger Abwehr aller seiner Feinde. Ja es war vorauszusehen, daß der nationale Hauch, welcher es anfänglich belebte, allmälig sich verflüchtigen werde, unersetzt durch die starre Disziplin, die man nach fremdem Muster einzuschwärzen suchte. Von der Dezentralisation, der Autonomie der Gemeinden und Provinzen, war viel geredet worden und nichts gethan. Ja gerade die Gesetze, welche sie hätten regeln sollen und eine billige solide Verwaltung gesichert hätten, sie wurden fortwährend verschoben. Wie aber mit den stehenden Armeen, die den Keim beständiger Vermehrung und beständiger Erhöhung der Kosten in sich selbst tragen und nothwendig wachsen müssen, so lange sie da sind, so ist es auch mit der vom neuen Zentrum aus eingerichteten Bureaukratie. . . . In den Wind gesprochen! Man weiß, wie es geworden. Die Armuth schreit nach Brot und es wurden ihr Panzerschiffe gereicht, und bei besonderem Anlaß obendrein Kugeln!

Feuilleton.

Reisebekanntschaften.

Federzeichnungen von **Ludwig Schierk**.

(Schluß.)

III.

Mörwitz und Sohn hatten sehr gut gefrühstückt. Sie lehnten beide in behaglicher Breite in den Tiefen zweier vornehmer Stühle, Vater und Sohn, wie Sorgfalt und Leichtsinn, und warteten auf den Inhalt des Tages, der herbstlich klar durch die Spiegelfenster des eleganten Gemaches hereinschaute.

Nach solcher Stärkung des Leibes hat man gut warten. Was da auf den feinen Tellerchen und Brettchen noch zu sehen war, würde durch seinen bloßen Anblick schon hingereicht haben, das Herz mit neuem Muthe zu füllen.

Ein Frühstück dieser Art ist auch eine geistige Aufgabe, und es steht zu fürchten, daß die Köpfe unserer besitzenden Mitbürger bei der täglichen Wahl zwischen Thee, Honigbrot, Fleischschnitten und Kraftbrühe allmälig die Fähigkeit verlieren, die hohe Bedeutung der vaterländischen Gymnasien zu würdigen, welche die klassischen Vorbilder griechischen und römischen Alterthums bei schwarzer Suppe und Haferbrei so überaus tugendhaft werden lassen.

Es ward kein Wort gesprochen.

Der ältere Bestandtheil der Firma lauschte träumerisch einem brummenden, gedämpften Tönen, das sich sogar in einem leichten Klirren des feinen Tafelgeschirrs bemerkbar zu machen schien: dem geheimnißvollen Summen jener großen, kunstvollen, unermüdlichen Maschinen aus den nahen Fabrikgebäuden, die so viel Geld einbrachten, die so vielen Menschen Arbeit, Lohn und Hunger, die so wenigen Menschen Ruhe, Honigbrot und Kraftbrühen verschafften; — — der jüngere Bestandtheil dieser Firma kaute behutsam und tiefsinnig an einem Milchbrot und machte sich eine Fluth süßer Gedanken zurecht, die er aus dem Meere seiner Erinnerungen sanft ansteigen ließ.

In leichter Bewegung trugen die lockenden Wellen seine Seele mit sich fort, indeß sein müder Leib bei Honigbrot und Kraftbrühe verharrte; der ganze Vorgang spiegelte sich darin, daß sein albernes, hochmüthiges Gesicht den letzten Rest eines geistigen Ausdrucks verlor.

Allmälig nahm der kauende junge Herr eine Haltung an, die kein Zuschauer auf die Dauer erträgt.

„Richard!“

Die Stimme des alten Mannes klang scharf und befehlend, und der Gerufene fuhr wie ein Schulknabe zusammen.

„Du hast gerufen, Vater?“

Der alte Mann war erregt aufgestanden und schritt auf einem Teppich von feinster persischer Arbeit hin und wieder.

Es wurde schwül in dem schönen Zimmer. Einige Augenblicke vernahm man neben dem geheimnißvollen Summen aus den Fabrikräumen nur das Athmen der zwei Männer, welche da eben gefrühstückt hatten. In völlig hilfloser Haltung und gewiß nicht in der Absicht, ein peinliches Gespräch anzuregen, begann der jüngere Bestandtheil der Firma seine Fingernägel zu säubern; tadellose, lange, aristokratische Nägel, wie eigens dazu geschaffen, die Gold- und Silbermünzen vom Hazardtische fürsorglich abzuheben.

Aber Herr Mörwitz junior entging seinem Schicksale nicht.

„Du könntest Dir zuweilen meinen Jagdhund ansehen, Richard! Den armen Pyro, den Du öfter mit Stockhieben und Fußtritten beehrst. Das Thier kann noch anständig essen, streckt sich noch immerhin in einer Weise auf die Dielen, die mich freundlich anmuthet. Aber ich denke, Du hast's verlernt, Dich überhaupt menschlich zu betragen. Meine Ingenieure, die Werkmeister von drüben, die Taglöhner aus dem Packhause werden kaum mehr durch meine Gegenwart abgehalten, Dich öffentlich zu höhnen, zu verlachen, zu tituliren, wie sie's dem jämmerlichsten Tropf nicht thäten. Ich werde nächstens sagen müssen, daß man das Grüßen gegen Dich einstellt, nur weil ich das verächtliche Hutschwenken nicht mehr ansehen kann, mit dem der alte Kühner Dich auszeichnet. Er pflegt dabei den Mund zu spitzen, als ob er Dich anspeien wolle!“

Der Chef der Firma Mörwitz und Sohn sprach gut; selbst im Affekt wog er jedes Wort wie ein Silberstück. Seine Geschäftsfreunde kannten und schätzten die Klarheit seiner Ausdrücke; er vergaß nichts, er sagte kein Wort ohne

Absicht; jeder Laut zeigte den Geschäftsmann, der nur so viel Geld ausgiebt, als nöthig ist.

Herr Richard Mörwitz kannte seinen Erzeuger und schätzte jene sprachlichen Vorzüge an dem Maßstabe einer langen Erfahrung; indem er ein wenig seinen schönen Kopf hängen ließ, machte er es nach dem Beispiel der armen Leute, die jeden Samstag aus seines Vaters Geldschrank gespeist wurden: er strich die Summe, die seinen Leistungen ganz wohl zu entsprechen schien, resignirt ein.

Der Chef der Firma ging aus dem Zimmer: er pflegte seinen Geldschrank nur einmal aufzuthun; er liebte sein Herz nur einmal zu erleichtern.

Laurenz Mörwitz, der Chef der großen Firma, war fünfundsechzig Jahre alt; seine Gestalt stand aufrecht und hager in den Stürmen des Lebens, denen er in der Sicherheit seines einträglichen Besitzthums trotzte.

Mit einer Leichtigkeit, fein durchsetzt von klug berechneter Ziererei, die wir oft bei Veteranen des deutschen Geistes und des deutschen Geldes finden, trug er sein Alter. Er hüstelte nicht, er hinkte nicht, er gebrauchte keine Brille. Sein Anzug saß knapp und gewählt: grundsätzlich mied er faltiges, behäbiges Gewand. Wenn er Zuschauer hatte, sprang er gelegentlich über zwei Stufen der Treppe oder auch über ein zufällig daliegendes Maschinenstück. Es war noch kein Jahr verstrichen, daß er von einer „Studienreise“ aus Amerika heimgekommen war. Er hatte mit seinem ersten Ingenieur den Niagara, Pittsburg und Cleveland besucht; in Chicago und Springfield „studirte“ er technische Neuigkeiten; in New York unterwarf er das gesammte Leben einer kritischen Prüfung.

Nicht zuletzt sollte diese große Reise den herben Schlag mildern, der seinem Herzen durch den Tod seiner Lebensgefährtin, der Frau Marianne Mörwitz, versetzt worden war. Bei dem Begräbniß der theuren Verblichenen schritt er allein, mit unbedecktem Haupte und thränenlos, hinter dem Sarge. Zehn Schritte weiter rückwärts folgte sein Sohn mit den Ingenieuren und Arbeitern der Fabrik. Wie ein aus Stein gehauener Schmerz hob sich seine edle Gestalt von diesem Gefolge ab. Er bedeckte seinen Scheitel auch dann nicht, als es mitten auf dem Wege sanft zu regnen begann.

Im letzten Winter war er auf den schlüpfrigen Dielen seines Packhauses ausgeglitten. Athemlos stürzten seine Leute herbei: die Weiber mit den großen Scheeren; die jungen Mädchen, welche die Drahtstifte abwogen; die Laufburschen, der Kistentischler, der Fuhrmann. . . . Aber Herr Laurenz Mörwitz stand ohne Hilfe sogleich wieder aufrecht.

„Horny!“ rief er dem Wagmeister zu, „holen Sie den Doktor Seeger; ich vermuthe, daß mein rechter Arm gebrochen ist.“

Dann schritt er wie ein Held über den Hof. Am Nachmittag zeigte er sich seinen Leuten wiederholt am Fenster; des nächsten Tages nahm er — der thätige Greis — an der Vorstandssitzung einer Aktiengesellschaft Theil; gegen Abend ging er — den Arm in der Binde — zu Fuß nach dem Bahnhof, um einem kleinen Käufer, nach welchem sonst kein Hahn krähte, bei der Abfahrt des Zuges die linke Hand zu reichen.

„Feuer hat der Alte!“ sagte damals der Werkmeister Kühner, „aber es sind nur Sensationsflammen!“

Diesem Löwen gegenüber konnte Herr Richard Mörwitz allerdings nur als ein fleischiges, gut gewaschenes Hündchen gelten. Nie war ein Apfel weiter von seinem Stamme gefallen. Er war, alles in allem, das körperliche und geistige Produkt der Frau Marianne Mörwitz und — solange diese außerordentliche Dame noch unter den Lebenden weilte — ihr Stolz, ihr Liebling, ihr Kummer

gewesen. Mit seinem fünfzehnten Jahre wurde er „ihr Sohn". Bekanntlich verbindet der weibliche Theil unseres vaterländischen Bürgerthums mit dieser Bezeichnung ganz bestimmte Vorstellungen.

Denn diese Bezeichnung giebt den fürsorglichen Müttern das Recht, dem Träger derselben jede Unart nachzusehen und jeden Wechsel hinter dem Rücken des Vaters zu bezahlen.

Frau Marianne Mörwitz wurde sich dieses natürlichen Rechtes an dem Tage bewußt, da ihr siebzehnjähriges Kammermädchen thränenüberströmt neben dem kunstgewerblichen Sessel niederkniete, auf dem die Dame nach Tisch Platz genommen hatte, um mit stockender Stimme von einem keimenden Leben zu berichten, das vom Stamme der Mörwitz in ihren jungen Schooß verpflanzt worden war.

Es folgte diesem Bekenntnisse eine Szene von hoher dramatischer Kraft. Was Frau Marianne zu sagen hatte, machte ihrer Bildung und ihrer Kaltblütigkeit gleichviel Ehre und schien außerordentlich geeignet zu sein, die bußfertige Gestalt an ihrer Seite in den Staub zu schleudern. Denn bei Einbruch der Dämmerung wankte diese Gestalt aus dem vornehmen Hause auf die dunkelnde Straße hinaus, um ein Leben zu beginnen, das unfehlbar in den Hofstuben der „Deutschen Warte" seinen Ausgang nehmen mußte.

So floh Eva, unsere gemeinsame Mutter, aus den Gefilden der Seligen nach den unbevölkerten Fluren der keuschen Erde, um mit ihres Leibes Schmerzen die Bedingungen zu schaffen, aus denen die vaterländische Industrie und das hohe Geschlecht vom Stamme Mörwitz entstehen konnten.

Es fehlte auch der zürnende Engel nicht; die entrüstete Gestalt im langen, tugendhaft weißen Gewande; das edle Gesicht mit dem flammenden Auge; die drohend erhobene Hand, die das Flammenschwert schwingt. Aber dieser Engel trug den Blaukittel und das rußige Käppchen des Werkmeisters Kühner, und das flammende Auge schwamm in Thränen, und die drohende Hand fuhr mit einer Geberde tiefsten Mitleids durch die kühle Luft des Abends.

Seit diesem Abend war manches Jahr in das Meer der Ewigkeit und manche Summe in die Kassen des Hauses Mörwitz geflossen. Herr Richard Mörwitz aber hatte sich inzwischen zu dem fleischigen Sedimente entwickelt, das eben jetzt auf dem gothischen Stuhle ruhte und den Tag verwünschte, der durchlebt werden mußte, wenn es eine Nacht am Spieltische und einen Abend im Freundeskreise geben sollte.

Indeß, ein Tag will zugebracht sein, und so blieb dem jungen Herrn nichts anderes übrig, als aufzustehen.

Seufzend setzte er seinen Hut auf. Zweimal sah er flüchtig in den großen Spiegel mit einer Miene der Herablassung, die ihm so gut stand, und die er sogar seinem eigenen Bilde gegenüber bewahrte. Wie alle vornehmen Leute, zog er die Handschuhe erst an, als er behäbig und schwer die Treppe niederstieg. Im Flur, den ein tändelnder Springbrunnen — für den herben Morgen der Jahreszeit etwas frostig — durchrauschte, tippte er nachlässig ein Stäubchen oder Fädchen von seinem lachsfarbenen, grobgehaarten Herbstgewande. Unter dem hohen Steinbogen der Eingangsthüre blickte er flüchtig nach seinen glänzenden Schuhen. Nun hob er sein schweres, knotiges Spazierstöckchen, dann ließ er seinen Tritt auf dem feuchten Kiessande des Gartenweges knarren. Bei einem Bassin, in dessen Mitte ein marmorenes Weib seinen nackten Körper unvorsichtig der kalten Herbstluft preisgab, klemmt er ein kleines, rundes Glasstück vor das rechte Auge, wobei er anmuthig das Gesicht verzog und den Mund ein wenig öffnete.

Nun war Herr Richard Mörwitz endlich vollkommen.

Wie hoch überragte er jetzt den alten Kühner mit seinem rußigen Gesichte und seinem struppigen Vollbarte, mit seiner groben Art, zu husten und auszuspucken, mit seinem großen, guten, ruhigen, drohenden Auge!

Er kam endlich an das eiserne, stilvolle Gartenthor, um ein Unerhörtes zu erleben. Pyro, der arme Haushund des Herrn Laurent Mörwitz, sah sich bei jenem Thore eben die Welt in seiner Weise an. Durch den jungen Herrn in seiner Betrachtung unterbrochen, kam ihm plötzlich einer seiner unverständigen Einfälle: er wandte sich und legte seine schlanken Vorderpfoten vertraulich an die lachsfarbenen Beine seines jüngeren Gebieters.

Herr Richard Mörwitz ward dunkelroth im Gesichte. Sein Mund schloß sich augenblicklich, die gedankenvolle Hautfalte an seinem rechten Auge verschwand und das kleine, runde Glasstück, seiner Stütze dadurch beraubt, tänzelte an einem goldenen Schnürlein aufgeregt durch die Luft, bis es mit leisem Klirren an die schwere Uhrkette anschlug, wo es ruhig liegen blieb.

„Du niederträchtiges Vieh!" schnaubte der junge Mann in dem wüthenden Tone der Fuhrleute. Dann führte er eine Anzahl ausgiebiger Hiebe nach dem winselnden Thiere, das nun zu seinen Füßen — in seiner Weise — um Entschuldigung und Erbarmen bat.

Man kennt die Geduld, mit der die vaterländischen Hunde die Prügel ihrer Herren zu ertragen vermögen. Sie schnappen nicht nach den Beinen des Peinigers; sie knurren nicht unwillig; sie werfen keine Blicke tödtlichen Hasses um sich. Sie kriechen vielmehr mit sanftem, bittenden Geheul immer näher heran in das Bereich der Schläge, legen sich sanft auf den Bauch und werfen geschmeidig den Körper herum, wobei sie auf den Rücken zu liegen kommen, mit dem sie dann eine kleine Staubwolke aus dem Boden wühlen.

Herr Richard Mörwitz genoß dieses Schauspiel durch einige Sekunden mit wollüstigem Behagen; dann ward er jäh unterbrochen.

Etwas Sehniges, Stahlhartes griff nach seinem Handgelenke; im nächsten Augenblicke flog sein schöner Stock mit dem Silbergriff in einem anmuthigen Bogen über die Straße, indeß eine mitleidige Menschenhand das winselnde, jammernde Thier zu beruhigen suchte.

„Wer wagt da . . .?"

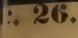
Aber Herr Richard Mörwitz kam nicht weiter; denn er blickte in das große, gute, ruhige, drohende Auge des alten Kühner, der sachte den Mund spitzte mit jener charakteristischen Bewegung seiner Gesichtsmuskeln, die sein Herr vor einer Viertelstunde so bezeichnend geschildert hatte.

„Ich denke nichts zu wagen — Ihnen gegenüber", sagte der Werkmeister — „aber ich lasse kein Thier schlagen und keinen Menschen quälen, dafern ich's überhaupt verhindern kann. — Guten Morgen, Kamerad!" setzte er plötzlich hinzu und wandte sich an seine Bekanntschaft von gestern Abend, an den jungen Maschinisten aus dem Nelkendorfe, der eben in das Thor trat. „Das Direktionsgebäude, wo Sie sich vorzustellen haben, liegt nach rückwärts; dort, das rothe Ziegeldach!"

Dann ging er quer durch den Garten nach der Wohnung seines Chefs, der dem Kauze — in seiner Weise — ein großes Vertrauen schenkte.

Solcher Art war der Tag, dem nun Herr Richard Mörwitz entgegenschritt.

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Baßler in Stuttgart.



Die Neue Zeit

Revue des geistigen und öffentlichen Lebens

Nr. 26. XIV. Jahrgang, I. Band. 1895-96.

Inhalt.

Stuttgart
Verlag v. J. H. W. Dietz

uttgart, den 28. März 1896. Preis pro Quartal M. 2.50.

Druck von J. H. W. Dietz in Stuttgart.



